

# Ungarische revue

# UNGARISCHE REVUE

MIT UNTERSTÜTZUNG
DER
UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN
VON
PROF. Dr KARL HEINRICH

1895.

FÜNFZEHNTER JAHRGANG.

BUDAPEST
FRIEDRICH KILIAN
K. UNG. UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG
1895

DRUCK DES FRANKLIN-VEREIN.

# INHALTSVERZEICHNIS.

## I. ABHANDLUNGEN.

## II. KURZE SITZUNGSBERICHTE.

## III. DICHTUNGEN.

# NEUE BEITRÄGE ZU DEN FELSEN-INSCHRIFTEN DER KATARAKTE IN DER UNTERN DONAU.

(Auszug der Abhandlung des c. M. *Gabriel Téglás.)* *

Kaum waren die laut Artikel LVII des Berliner Vertrags vom 13. Juli 1878 der ungarischen Regierung zufallenden Regulierungsarbeiten an der untern Donau nach den Bestimmungen des G.-A. XXV v. J. 1888 in Angriff genommen, als sich schon die Anziehungskraft der untern Donau nicht nur unter den, für landschaftliche Schönheiten eingenommenen Touristen, sondern auch in ernsteren wissenschaftlichen Kreisen verdoppelte. Die historischen Beziehungen der daselbst sich aufthuenden Naturschönheiten, des eisernen Thores, der Kasan-Enge und der oberen Kataraktenreihe bieten dem Forschergeist die mannigfaltigsten Zielpunkte. Was Wunder also, wenn der allgemeine Enthusiasmus und Forschungsdrang auch mich nicht unberührt gelassen, insofern sich dieselben an der Vergangenheit und den archæologischen Denkmälern des südöstlichen Oberlandes erkennen lassen, da ich im Laufe meiner dacischen Studien den Einflüssen und den Beziehungen der untern Donau in so mancherlei Formen begegne.

Mich haben jedoch außer dem allgemeinen, und besonders dem durch die dorthin fallenden Ausgangspunkte der Trajanischen Feldzüge erklärlichen wissenschaftlichen Interesse die längs der untern Donau vorkommenden Felseneinschnitte, Aushöhlungen mächtig angezogen, insofern als dieselben in technischer Hinsicht dankbare Analogien zu den von mir im Siebenbürgischen Erzgebirge an so vielen Orten vorgefundenen Bergdurchschnitten, Schächten und Grubengängen versprachen, ja sogar gewissermaßen Anhaltspunkte bei Berechnung der Zeit ihrer Herstellung gewähren mögen.

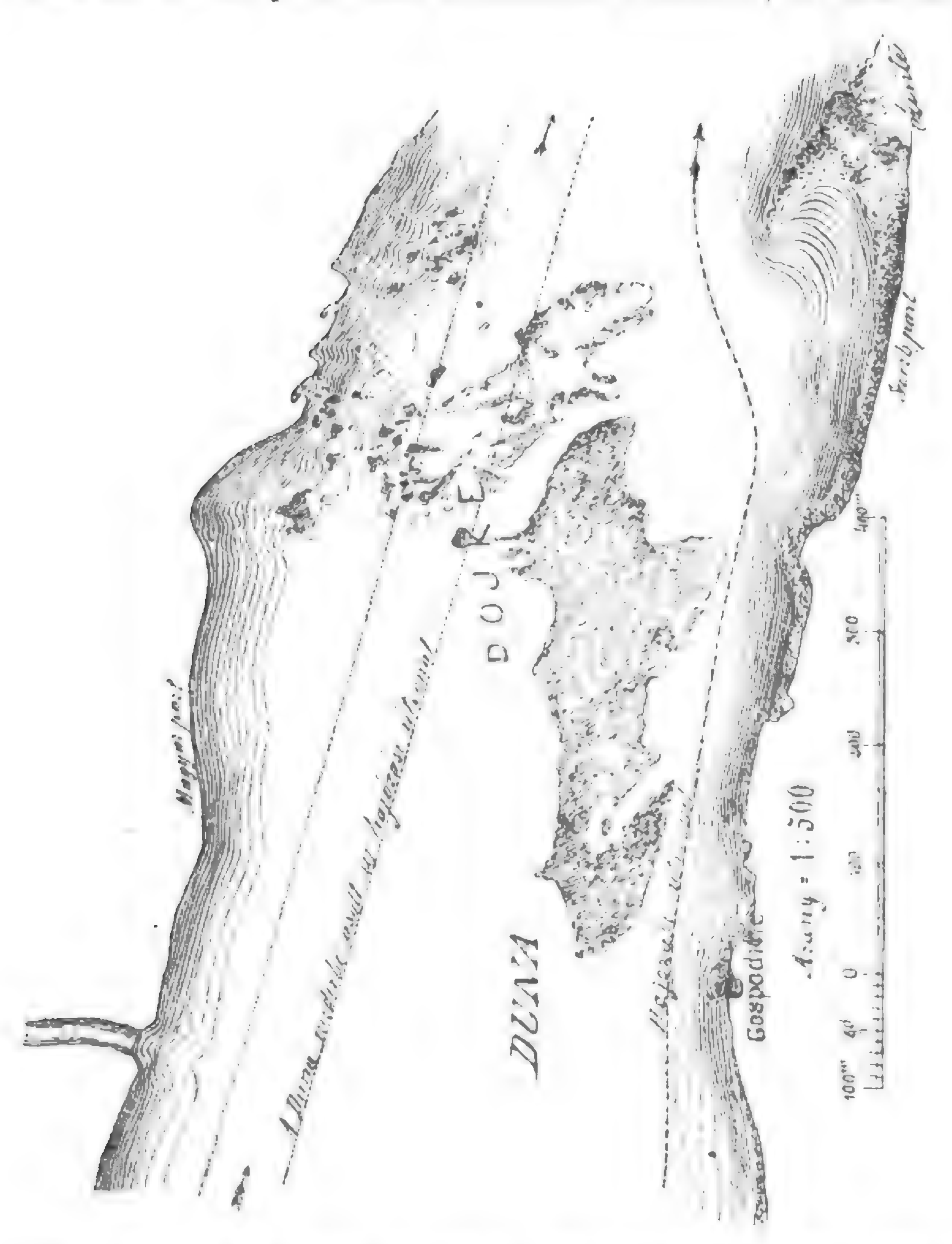
Außerdem hat noch bei meiner Hinreise als wirksames Motiv jene Wahrnehmung eine Rolle gespielt, dass im großen Werke des Generals L. Marsigli ** (der bei der Erstürmung der Festung Ofen als Artillerie-

* Vorgetragen am 4. December 1893.

** Marsigli, Danubius Pannonico-Mysicus, observationibus geographicis, astronomicis, hydrographicis, historicis, physicis perlustratus. Hagae Comitum et Amstelodami 1726.



und Genie-Chef mitwirkte), welches die archæologische, physikalisch-geographische und naturgeschichtliche Beschreibung der Donau gibt und sich auch durch seine prachtvollen Illustrationen auszeichnet, Bd. II. an der




untern Hälfte der 53. Tabelle, unter dem Titel «Tres lapides petræ montis incisi» die Abbildung eines Felsen zu sehen ist, der von den Römern durch drei Inschriften ausgezeichnet wurde. Aber die Ortsbestimmung dieser dreifachen Inschrift wird von Marsigli so unsicher gegeben (paludum

supra Tachtalia), dass es seither nicht gelungen ist, darüber ganze Gewissheit zu erlangen.

Nun kam noch der Umstand dazu, dass die zweierlei Tafeln des Tiberius an der untern Donau, trotz des von J. Arneth * noch im Oktober 1862 der wissenschaftlichen Akademie zu Wien vorgelegten, aber bloß auf den durch die Vermittelung der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft gesammelten Notizen beruhenden und eben deshalb in topographischer Hinsicht schwankenden, ja sich selbst widersprechenden Berichtes, von der gelehrten Welt mit solchen Zweifeln aufgenommen wurden, dass in dieser Richtung die Ueberprüfung und genauere Ortsbestimmung ebenfalls wünschenswerth erschien.

Alldies war für mich Anregung genug, um die günstige Gelegenheit der vom eisernen Thor aufwärts bis Kozla in einer Länge von mehr als 75 Kilometer mit großer Energie aufgenommenen Regulierungsarbeiten auch meinerseits nicht unbenützt zu lassen und mich zu beeilen, für meine Disciplin das dort sobald nicht wieder vorkommende geistige Kapital zu verwerten, welches bei der hohen Intelligenz den seltenen Ortskenntnissen und Erfahrungen des bei den Arbeiten angestellten Beamtenkörpers gerade für die Archæologie unschätzbare Resultate in Aussicht stellte.

In dieser hoffnungsvollen Stimmung klopfte ich Ende Juli 1893 bei dem Chef der zur Durchführung der Regulierungsarbeiten zu Orsova organisierten technischen Oberleitung, Ministerialrath E. Wallandt an, der mir bei der Ausführung meiner Pläne mit der größten Gefälligkeit Beistand leistete und mir den k. u. k. Oberlieutenant i. P. J. Neudeck, angestellt bei der technischen Leitung, als Begleiter bestimmte. Und ich schulde die Anerkennung, dass die Herren Ingenieure überall, wohin mein Weg führte, vom eisernen Thor aufwärts über Izlás, Greben bis nach Kozla, meine Bestrebungen mit der größten Bereitwilligkeit förderten und besonders haben mich G. Kerndl, der Chef-Ingenieur bei der technischen Leitung Kozla und J. Gruber, der energische Sectionschef, so auch dem orsovaer Großhändler Ferdinand Kick und Oberl. Neudeck im höchsten Maße zu Dank verpflichtet. Neben ihnen hat sich Herr J. Raksányi, Ingenieur bei der technischen Leitung, beim Zusammentragen des Stoffes und wissenschaftlichen Apparates die meiste Mühe gegeben.

Ich fuhr die berühmte Széchenyi-Straße der Kasan-Enge hinauf nach Kozla zum Anfangspunkte der gefahrvollen Kataraktenreihe der untern Donau. Letztere schneidet nämlich, nachdem sie von Baziás bis hierher eine durchschnittlich östliche Richtung genommen, unter einem rechten Winkel das Gebirge von so verwickelter geologischer Struktur, welches

* Arneth, Archæologische Analekten. Sitzungsberichte der philosophisch-hist. Classe der kais. Akademie. Wien, 1862. Oktober. Denkschriften.

vom siebenbürgischen Oberlande nach dem Balkan hin eine natürliche Verbindung bildend, seiner Zeit als mächtiger Damm der Wassermenge der



Tiefebene den Weg verstellte. Indem die Donau unterhalb Kozla's ihre Richtung nach SSO nimmt, schneidet sie unter einem spitzen Winkel

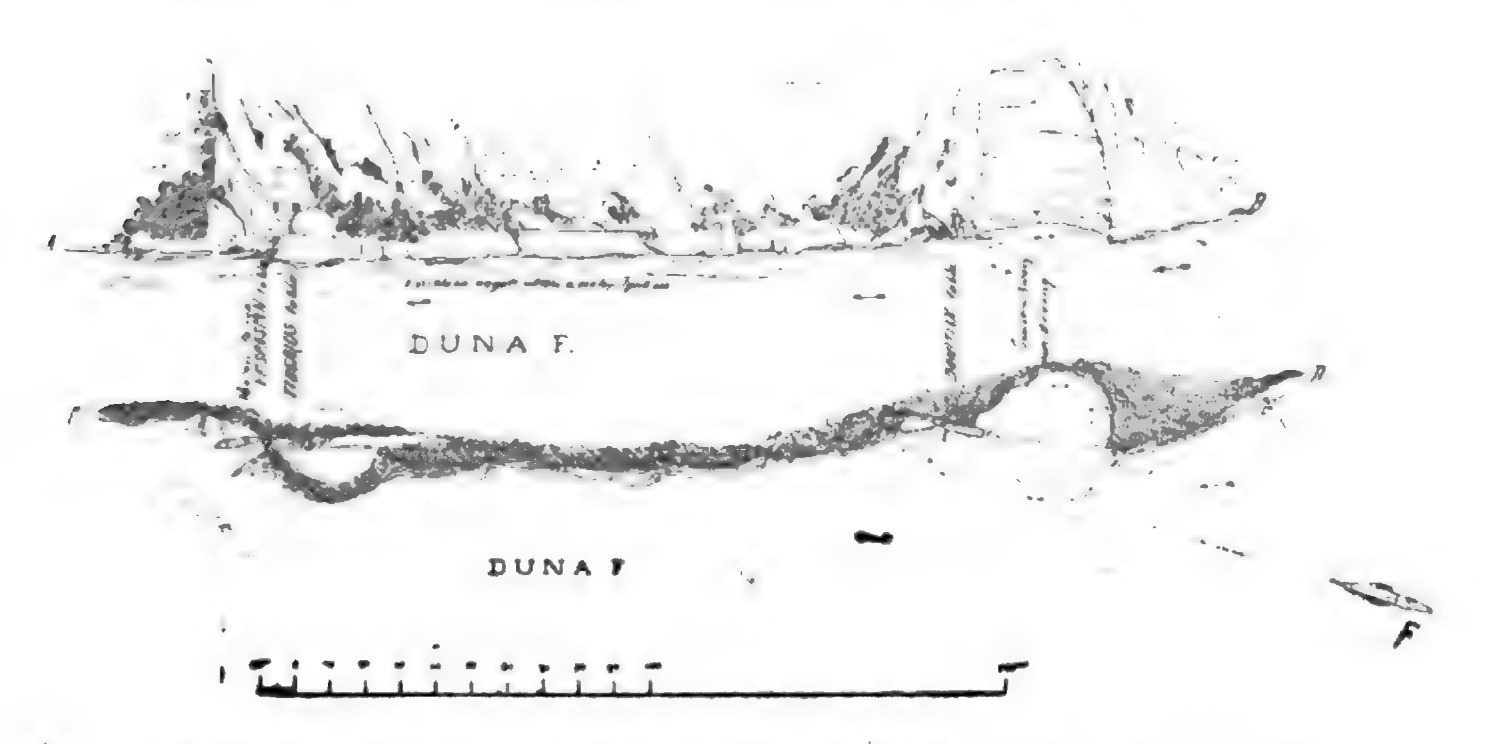
die ihr in den Weg fallenden Gebirgswellen und durch die Katarakte *Izlás* und *Tachtalia,* gebildet durch Porphyro-Tuff, resp. Dias-Verrucanobänke, die von dem am linken Ufer weithin schimmernden Berge *Treskovácz* sich hineinstrecken, — erschwert sie seit undenklichen Zeiten die Communication zu Wasser. Von Intz sich nach NNO wendend, verfolgt unsere Donau die Längenaxe einer gewaltigen Zerknütterung und über diese hinaus den erwähnten Gebirgszug durchkreuzend, nimmt sie ihren freien Lauf in die wallachische Ebene hinab, nachdem sie über die bekannten Stromschnellen des eisernen Thores hinweggekommen.

Auf diese, einem V vergleichbare Krümmung fallen die berühmten Katarakte der untern Donau und hier geschah der erste und heftigste Zusammenstoß zwischen dem sich ausdehnenden römischen Reich und den freiheitsliebenden Daciern. Hier mussten also jene großartigen Vertheidigungswerke zu Stande kommen, welche permanent zu machen, schon nach dem Zeugnis der Trajan-Tafel in der Kasan-Enge, sich die Römer bewogen fühlen mochten.

Und in der That, der Arbeiter-Niederlassung Kozla gegenüber, oberhalb und unterhalb der über dem Wirbel «Gospodin vir» düster starrenden, gleichnamigen Klippe war die Donaustrecke durch Uferbefestigungen gedeckt, um zugleich die Angriffe des jenseitigen (dacischen) Ufers abzuwehren. An der Gospodin-Klippe selbst, von der unter derselben befindlichen Fischerhütte aus forschend, gelang es bald, neben einer vollkommen lesbaren und schon von Marsigli als dem Tiberius zugehörig erkannten Tafel eine minder lesbare, aber doch sofort als Verewigerin des Namens *Vespasianus* festgestellte zweite Tafel zu erkennen. Da ich die von mir entzifferten Zeilen dem Herrn J. Neudeck diktierte, scheint er das Lesen der Felsentafel] nach mir fortgesetzt zu haben und so dürfte sich die, dem Ingenieur-Vereine, am 24. November 1894 vorgelegte, Inschrift gestaltet haben. Die von ihm erwähnte Titus-Inschrift existiert hier nicht. Das Original des Felsens «Tres lapides petrae montis incisi» konnte ich also vom Katarakt und Felsen Tachtalia 10 Kilometer aufwärts in der Gospodin-Klippe konstatieren. Nun harrte noch der Entscheidung die Frage: wo und in was für einem Zustande die *dritte* Inschrift zu finden sei.

Indem ich in einem Kahne vor dem Gospodin-Wirbel die Stromschnelle *Dojke* hinüberfuhr, war es nicht schwer den Standort derselben aus der Vogelperspective festzustellen, aber zugleich musste ich einsehen, dass an dieser gefahrvollen Stelle der über dem Wirbel in einer senkrechten Höhe von 7 Meter stehenden Inschrift nahe zu kommen und eine Abschrift von derselben zu nehmen mit außerordentlichen Schwierigkeiten und Kosten verbunden sei, und dass die nöthigen Arbeiten, weil sie sogar die Störung der Schiffahrt herbeiführen dürften, nur bei Gestattung und Unterstutzung der Regierung, ausführbar seien.

Ich beeilte mich also, mein diesbezügliches Ansuchen an den Handelsminister Béla v. Lukács einzureichen, der die wissenschaftliche Wichtigkeit der an sich unbedeutend scheinenden Aufgabe würdigend, nebst der Concession auch das erforderliche Gerüst und die Arbeiterlöhne auf Kosten der Regulierung des eisernen Thores noch im August zu bewilligen geruhte. Nachdem inzwischen von den Herren Ministerialrath E. Wallandt, und königl. technischen Baurath A. Hoszpoczky verfertigten Plane ist sodann — da ich durch unaufschiebbare Geschäfte zurückgehalten wurde — in meiner Vertretung und auf meine Kosten der Oberrealschul-Professor G. Szinte, hingereist, und er auf einer von einem Dampfschiff geschickt hinabgelassenen und mit Hilfe von 16 Matrosen über dem Wirbel festgelandeten Steintransports-Fähre das Gerüst aufschlagen ließ, hat er end-




lich am 23. Oktober 1893 auch die dritte Tafel der Gospodin-Klippe erreicht und hat dieselbe im Gips-Abdrucke behufs Herstellung der positiven Copie nach Déva geschafft. Der in Déva hergestellte positive Abdruck zeigt eine 11-zeilige Inschrift, welche zuerst von uns gelesen worden ist. Wegen Abbröckelns der Felsenplatte sind die zwei letzten Zeilen der Inschrift wesentlich beschädigt. Ursprünglich wollte man nach Abglättung der Felsenwand den Text auf einem vorgemessenen Raum eingraben. Es ist der Unbeholfenheit des lapidarius zuzuschreiben, dass der Text auf dem vorgemessenen Raum nicht Platz fand und so die zwei letzten Zeilen darunter zu stehen kamen. *Nach dem Texte hat Kaiser Domitianus 92—93 n. Chr. die durch die Donau ruinierte Ufer-Strasse bis Tolialis (Taliatae heute Milovánovacz) ausbessern lassen.*

Somit war das Räthsel der dreifachen Inschrift Marsigli's gelost;

aber zugleich hat es sich herausgestellt, dass Marsigli außer der Tiberius-Tafel in der Mitte, weder die von mir links gefundene Vespasian-Tafel, noch die rechts, gerade über den Wirbel gesetzte dritte von Domitian herrührende Tafel abzulesen vermocht; aber da er die Rahmen beider bemerkt, hat er sich in seinem Entdeckungseifer durch ersonnene und mit den Originalen gar nicht übereinstimmenden Texte geholfen. Eben so ein Product



der Phantasie und wahrscheinlich erst nachträglich aus der Erinnerung geschöpft, ist die Übersicht des Felsens, welche die Tafelreihe zugleich und in einer Linie darstellt, da sich doch dieselbe gleichzeitig von einem Punkte nicht überblicken lässt.

Noch weiter entfernt sich von der Wahrheit Griselini, der großsprecherische Kritiker und Rectificator des Marsigli, der, obschon er im Juni 1775 in Begleitung des k. k. Regierungsrathes Grafen Poting von Belgrad







IMP·CAESAR DIVI
VESPASIANI F
AVG·GERM PONT
MAXIMVS TRIB·POT·XII
5 IMP·XXII COSXVI CENSOR
PERETVVS·P·P PER SCR
VETVS TATEET
INCVRSV DAN V VIC
RVPTVM OPER IBV
10 ToLIATIS PE
LF: V

bis Orsova im Kahne fuhr, nach der Zeichnung und Mittheilung zu urtheilen, es für besser befunden vor den Gefahren der Gospodin-Klippe zurückzuweichen und hat dann mit Hilfe des bei der Durchfahrt gewonnenen Eindruckes aus der Zeichnung Marsigli's den Kupferstich gebildet, der als Original-Aufnahme seinem Werke beigelegt ist. (Tab. IV. im Anhange des Werkes). Nun hat aber die Originalitätssucht die Beziehungen von Marsigli's Zeichnung vollkommen vernichtet und wo man eine ganz kurze Strecke ausgenommen, in der Wirklichkeit kaum einige Schritte vorwärts kriechen kann: dort hat er ein Felsengesims hingezaubert, dass eine ganze Gesellschaft aufzunehmen geeignet erscheint. Bei der Erklärung des Textes hat er sich die originelle Methode ersonnen, dass er, obwohl auf seiner Zeichnung alle drei Inschriften zu sehen sind, wie bei Marsigli, dennoch bei der Beschreibung nur von zwei Tafeln Rechenschaft gibt. Und auch diese beiden Tafeln sind seinem Neuerungseifer zum Opfer gefallen, was am besten aus der Gegenüberstellung der Mittheilungen beider Autoren ersichtlich wird.

| Marsigli's Werk Bd. II. S. 127 Num. III. u. V. | Dasselbe von Griselini S. 277 XXV. |
|---|---|
| TI CAESARE AV | TIB. CAESARI. AUG. DIVI |
| AUGUSTO IMPERATO | AUGUSTI. F. IMPERATORI |
| PONT · MAX · TR · POT · XXX | PON. MAX. TR. POT. XXX |
| LEGIIII SCXTETVMACEE | LEG. IIII. SCYTI. ET. V. MACED |

| Die II. Tafel bei Marsigli S. 127. Num. IV. u. V. | II. Tafel bei Griselini S. 287. XXIV. |
|---|---|
| O ⋮ VIE CAESARI | T. AUGUSTO. CAESARI |
| PONTIF MA ⋮ ⋮ ⋮ | PONTIF. MA... |
| O ESIC ⋮ ⋮ I | MILITES MOESIAE |
| V MAG | F. C..... M..... P. |
| TCM ROP....... | |

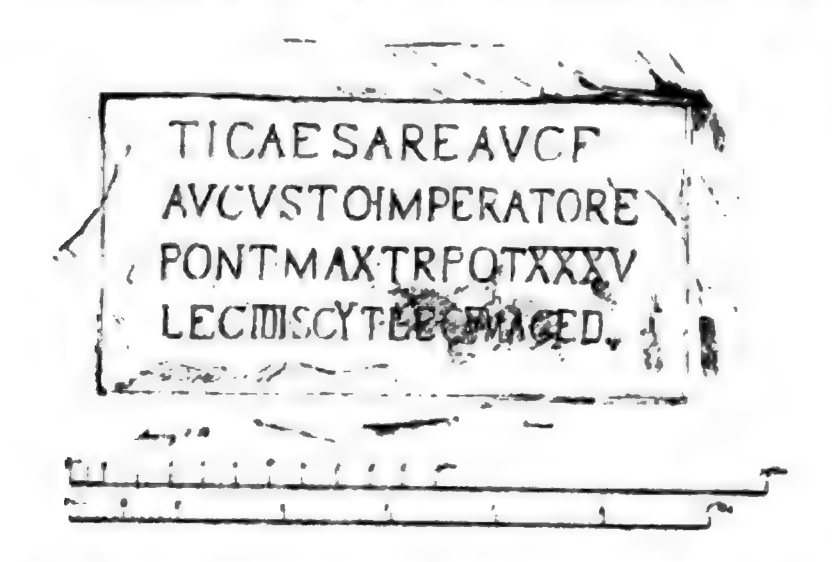
Also keiner von beiden gibt das Original wieder; aber während Marsigli bei der ersten Tafel dem Original näher kommt, gelingt dies dem Griselini noch weniger, denn die Tiberius-Tafel wird von uns so gefunden.

TI. CAESARE · AUG. T
AUGUSTO · IMPERATORE
PONT · MAX · TR · POT XXXV
LEGIIII SCYT · LEGVMACED.

Die zweite Tafel des Marsigli und Griselini sollte eigentlich die III. Domitian-Tafel vorstellen; aber sie deckt sich mit derselben nicht in einer einzigen Zeile, ja Marsigli war nicht einmal im Stande, die Zeilen-

eintheilung der ursprünglich 11-zeiligen Felsen-Inschrift auszunehmen und bezeichnet sie aufs Gerathewohl als fünfzeilig, was Griselini für gut befunden, auf vier herabzusetzen. Dieser einzige Umstand verräth es handgreiflich, dass keiner von beiden die zwei Inschriften gelesen hat. Und der von uns vorgestellten III-ten, oder Domitian-Tafel konnten sie in der That dazumal nicht beikommen, denn wie schon angedeutet, hat mein Lehrer-College G. Szinte, trotz der großen Vorsicht und des eigenen Gerüstes nur mit sozusagen heldenmüthiger Selbstaufopferung die sichere Kenntniss dieser äußerst unzugänglichen Inschrift verschaffen können.

Die dritte, aber nach meiner eigenen Eintheilung lieber die zweite und von Vespasian herrührende Felsentafel hat Marsigli noch weniger erkannt und eben deshalb bezeichnet er sie nur so aufs Gerathewohl mit einigen zusammenhanglosen Buchstaben-Skizzen. Die von mir zehnzeilig gefundene Tafel skizzierte Marsigli mit vier Zeilen, und da sich aus diesen




eigentlich gar nichts herauslesen lässt, schlüpfte der dem Marsigli nachahmende Griselini einfach darüber hinweg. Als interessant will ich hier noch erwähnen, dass P. Vásárhelyi, der geniale Ingenieur der untern Donau, laut seinem Berichte an den Grafen St. Széchenyi im December 1834, gleichfalls eine auf den Gospodin passende, aber nirgends existierende Inschrift erhalten hat, wahrscheinlich durch Vermittelung eines gelehrt thuenden Schriftstellers von der untern Gegend.

Es war dazumal gang und gäbe, alles von Trajan herzuleiten (trotz der vorhergehenden trefflichen Bemerkungen des Marsigli). Auch Vásárhelyi sah eine Trajan-Tafel in der Gedenktafel des Tiberius.

Trajano Caesare Auspicio
Augusto Imperatore
Pontifice Maximo trib. p. o. XXXVI
Legio III Scyth et Vo Macedonica.

Augenscheinlich hat der Betreffende die zwei ersten Zeilen erdichtet.

Nachdem ich so den Standort des Felsens mit der dreifachen Inschrift ins Reine gebracht, habe ich nebst dem Texte der Inschriften nur noch die zweite Tiberius-Tafel zu berühren. Marsigli und Griselini haben diese nicht bemerkt und zuerst hat Arneth davon Kunde gegeben in seinem oben angeführten Berichte im J. 1862. Da er sich aber in den Mittheilungen des Betriebsleiters der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft, Cassian, nicht zurecht finden konnte, nahm er die von einander ziemlich weit gelegenen Kozla und Boljetin für ein und dasselbe, wodurch er die Glaubwürdigkeit von einer der nach dem Schriftsteller übereinstimmenden Inschriften in dem Maße beeinträchtigte, dass dieselbe im III. Bd. des Corpus Inscriptionum Latinarum nur unter den Anmerkungen geduldet wurde.

Und die interessante, aber in technischen Kreisen noch immer als nachträgliche Kopie betrachtete zweite Tiberius-Tafel ist in der Richtung der Stromschnelle *Izlás*, in der Nähe der Mündung der Boljetinska reka wirklich zu sehen. Die Buchstaben sind viel einfacher und etwas kleiner, als auf der Tiberius-Tafel der Gospodin-Klippe. Auch die Ausarbeitung ist einfacher. Der Text lautet:

TI CAESARE AUG F
AUGUSTO · IMPERATORE
PONT · MAX · TR · POT · XXXV
LEGIIII SCYT · LEG V MACED.

Die römische Regierung scheint großes Gewicht auf die Felsenstrasse gelegt zu haben, welche hier die Katarakte entlang an der serbischen Seite aufwärts führt, und dass deren wichtigste Strecke gerade diese sei, erhellt aus dem Umstande, dass man es für zweckmäßig hielt, auch in dem aus dem Boljetin-Thale zur Donau sich neigenden Bogen eine Felsen Inschrift zu setzen, welche ganz, wie die mittlere der dreifachen Inschrift am Gospodin, verkündigt, dass 33—34 n. Chr. unter der Regierung des Kaisers Tiberius die legio IV. Scythica und legio V. Macedonica bei der militärischen Einrichtung von Moesien eine Strasse in die Felsen des Donauufers einhieben, worüber auch mein wackerer Gefährte Oberlieutenant J. Neudeck in der Sitzung des Ingenieur-Vereines am 23. November 1493 disseriert hat.

Die beiden im Text übereinstimmenden Inschriften gewähren also nicht nur sichere Orientierung über das Platzgreifen der Römer, sondern sie stellen uns auch die militärische und communicationelle Sicherung dieser Donaustrecke als vollendete Thatsache vor die Augen. Diese Straße wird mit Recht die Tiberius-Straße genannt, aus deren Bau sich auch constatieren lässt, dass sie zum Schleppen von Schiffen berechnet war. Aus den bei der Gospodin-Klippe erhaltenen Theilen stellt sich heraus, dass

man durch die mit Feuer-Speisung bewirkten Stemmarbeiten kaum 1·9—2 Meter tief in den Felsen hineinzudringen vermochte. Stellenweise waren Querbalken gelegt, deren über das Wasser reichende Enden mit Brettern bedeckt, beim Schleppen der Schiffe als Gallerie dienen konnten.

Natürlicher Weise wird nun vor Allem die Frage aufgeworfen: von wo an und wie weit mochte diese sorgfältige und mühsame Felsenstraße dienen, über deren Entstehung uns gerade hier, zwischen den Katarakten der untern Donau so unverkennbare Fingerzeige zu Gebote stehen.



Wenn wir den Lauf der Donau verfolgen, gelangen wir gar bald über den Golubinje zum Kalnikfelsen, welcher der Kasan-Enge als oberer Thorflügel dient, und zugleich kommen wir zu jenem in den Felsen gehauenen Straßentheile, welchen die Alt-Gradina, respective dem Bache Kostenicza gegenüber zu lesende Felsen-Inschrift mit jeden Zweifel ausschließender Bestimmtheit als ein Werk Trajan's ankündigt, indem sie zugleich die Zeit der Ausführung auf 100 n. Chr., also um 70 Jahre später als von der Straße Boljatin-Kozla setzt.

Beide Straßenkörper sind also, abgesehen vom Unterschiede im Baue und in den Ausmaßen, schon wegen der gegebenen chronologischen Daten

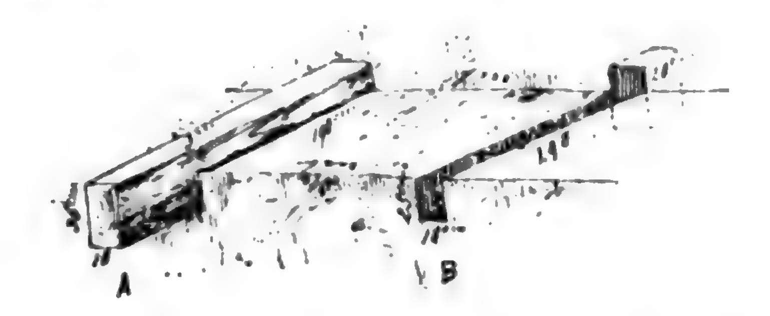
nicht in eins zu verschmelzen und wir haben dieselben als Schöpfungen verschiedener Zeiten zu verschiedenen Zwecken zu betrachten.

Wenn wir nämlich auf die Karte der untern Donau blicken und deren Lauf und eigenthümliche Windungen hinab bis zur Timok, ja bis zum Alt wohl betrachten, so kann uns das riesige Zick-Zack nicht entgehen, das von Jutz aufwärts bis Alt-Gradina—Orsova und von dort durch das Eiserne Thor hinaus über Turnseverin hinab bis Brza-Palanka den Lauf der Donau beschreibt, und welches beim ersten Ausstecken der für militärische Zwecke, hauptsächlich zur raschen Mobilisierung und Vertheilung der Truppen bestimmten Heerstraße die Unternehmer umsomehr zu umgehen meinen durften, da die Erstürmung des zwischen Jutz und Orsova hervorragenden Felsengestades von der Donau aus zu den Unmöglichkeiten gehört und da das Uferland unterhalb Orsova's, beziehungsweise der serbischen Dörfer Tekia und Sibb, wenigstens vorläufig keine so große Rolle im Kriegsleben von Moesia spielte, um nicht von Kladova aus, d. h. von unten her gebührend vertheidigt werden zu können. Also bei der ersten Einrichtung Moesiens wurde die Heerstraße von dem heutigen Milavonvacz, dem damaligen Taliata, südwärts gerichtet und über das Plateau von Miroč mit den Stationen Gerulatis, Unna bis Egeta, anders zur Mündung der Timok, beim heutigen Brzo-Palánka hinabgelangt, wurde sie bis zu dem der Mündung des Alt gegenüber gelegenen Ratiaris geführt.

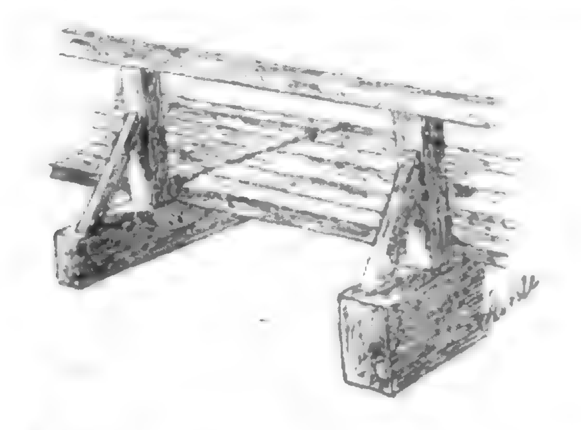
Die von Viminacium (Kostolacz) über Rama (Lederata), Gredistye (Punicum), Golubáč (Vicus Cuppae), Brnica (Ad Novas) bis Milanovacz die Donau verfolgende Heerstraße hatte schon Tiberius durch bedeutende Casteln und zwischen diese in einer Entfernung von je 3—4 Kilometer eingeschobene Wachhäuser zur Militärgrenze umgestaltet. Als ein Resultat der von mir aufgeklärten Domitianus-Tafel mag ich bezeichnen, dass es damit gelungen ist, von der bisher nicht sicher gekannten Station *Scrofolae*, Ad Scrofalas dieser Straßenlinie zu beweisen, dass diese Benennung als Sammelname diente für die Kataraktenreihe von dem Wirbel und der Klippe *Gospodin* bis *Izlás*, und dass diese 7 Kilometer lange Strecke auf das sorgfältigste befestigt war, weil davon nicht nur die Verbindung der Militärposten längs des Ufers und die Ruhe der Communication zu Wasser, sondern auch die Sicherheit der inneren Gegenden von Moesien abhing. Wenn eine verwegene Guerilla-Bande die Strecke der Gospodin-Klippe in ihre Macht bekommen, oder die zwischen die Felsenriffe gefügten Brücken zertrümmert hatte, so war der taktische Verband sämmtlicher Sicherungs-Truppen am Donauufer vereitelt. Aber damit waren auch die kostbarsten Naturschätze Moesiens: die Kupfer- und Eisenbergwerke in der Timok-(Slatina, Progotina) und Majdanpekgegend (Rudna Glava) und die durch dieselben versorgte Waffenfabrik *Horreum Margi* an der Stätte des heuti-

gen Cupreja, von selbst verschlossen und die Deckung des Waffenbedarfs der ganzen Balkangegend unmöglich gemacht.

Von diesem Standpunkte wird der eigentliche Zweck der militärischen Verfügungen des bei der Unterjochung der germanischen und pannonischen Völker sich hervorthuenden Tiberius verständlich, wie sich auch die Bedeutsamkeit erklärt, weshalb man sich beeilte, die Freude über die Vollendung der Felsenstraße am Donauufer sogar an zwei Punkten epigraphisch zu verewigen.




Und gegen wen richtete sich wohl die Grenzvertheidigung an der Donau, wenn nicht gegen die Dacier, welche schon Julius Cæsar unschädlich machen wollte, nachdem ihr König Burivista die Verwegenheit gehabt, die Waffengewalt seiner kampfgeübten Bergvölker bis Noricum fühlen zu lassen. Auch Kaiser Augustus hatte eine blutige Schlacht mit den Daciern und Aelius Catus schleppte 50 Tausend Dacier über die Donau, um sie in Moesien zu zerstreuen. Sämmtliche strategischen Anordnungen, sowie die Befestigungsplän des Tiberius bezweckten die Abwehrung der Dacier.



Die zwei Legionen Sicherungs-Truppen konnten ihren Dienst vorläufig nur bis zur Altgegend ausdehnen, weil bei den aus Dacien herausführenden Thälern längs der Flüsse (Zsil, Alt) die Donaugrenze des Reiches am meisten bedroht wurde und bei den Delten der Donau die Römer erst viel später festen Fuß fassten.

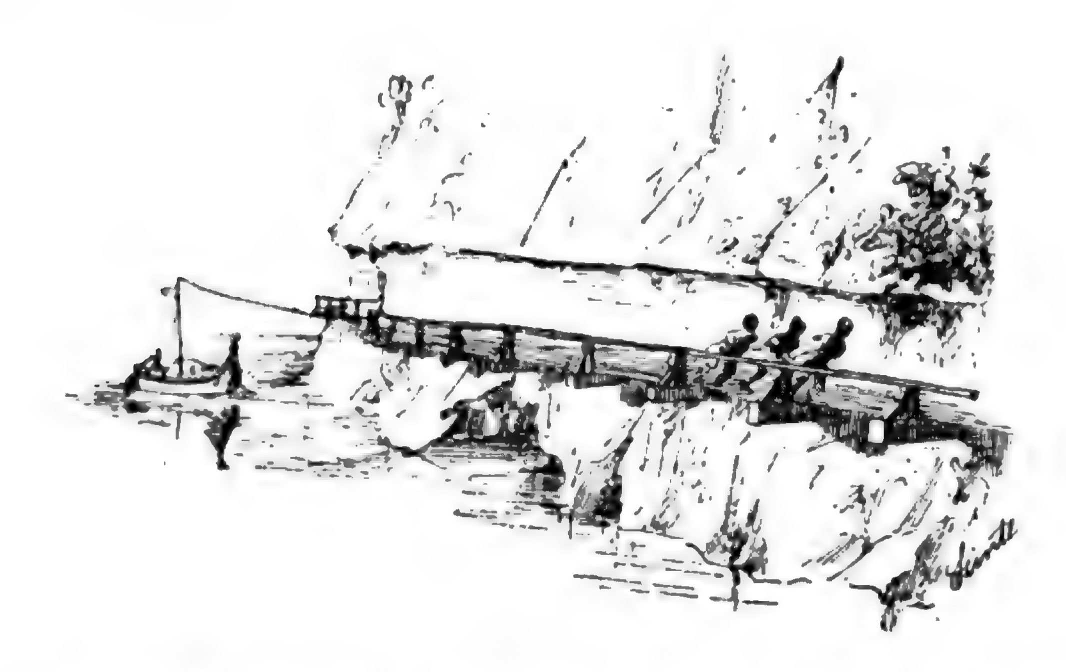
Der Schwerpunkt des Reiches wurde dadurch nach der untern Donau verlegt, nachdem es in Germanien durch blutige Versuche belehrt, gelungen war, die Grenzen des Vordringens festzustellen. Der erste Ein-

griff der Römer mochte auch auf die Dacier eine ziemlich große Wirkung ausüben, denen ein Organisierungstalent und eine eiserne Energie, wie Burivista hatte, mangelte und die mit ihren Einfällen nur den geeigneten Augenblick zu erwarten schienen. Als nämlich die Unterjochung des armenischen Hochlandes auch einen Theil der illyrischen Armee in Anspruch nahm und die Dacier und ihre Verbündeten aus Truppen-Transferierungen auf die Schwächung des Reiches schließen mochten: erschienen sie wieder an der untern Donau und begannen mit ungestümer Kraft sich gegen die Angelpunkte des Donau-Grenzlandes zu stemmen. Glücklicher Weise erschien der Statthalter Neros, Tiberius Plautius Silvanus Aelianus gar bald auf der bedrohten Stätte und nachdem er die Dacier aufs Haupt geschlagen, ihrer hunderttausend sammt dem König und Familien nach Moesien geschleppt hatte, zwang er sie, sich an verschiedenen Orten niederzulassen. Ebenso wusste er einem Angriffe der zwischen der Donau und Theiß aufgestandenen Sarmaten, zuvorzukommen und zwang sogar die vom heutigen moldauischen Erdrücken hervorgebrochenen Roxolanen und die Bastarnen von der Don- und Dnepergegend, der römischen Fahne zu huldigen.

Diese ungeheuer ausgedehnte Angriffsfront und der leidenschaftliche Hass der in einem Schutz- und Trutzbündnisse stehenden Barbarenvölker an der Donau mögen die erbärmliche Lage der Grenzwachen zur Genüge charakterisieren. Und die Politik der Statthalter scheint die Nachbarschaft noch mehr verbittert zu haben, denn trotz der erwähnten Blutbäder, konnte es kein so tollkühnes Unternehmen geben, an dem die Dacier nicht theilgenommen hätten.

Das mit Nero's Tode eingetretene ungeheure Chaos, der zweimalige Abzug der Sicherungs-Truppen, fachte die erbitterte Stimmung der Dacier in dem Maße an, dass sie sich wieder mit allen Kräften daran machten, ihre Rache zu erfüllen. Nachdem sie die beinahe unbewacht gebliebene Provinz überflutet, konnten sie nur durch schwere Kämpfe, währenddem auch der Statthalter Gaius Fonteus Agrippa verblutete, verdrängt werden. Und Vespasianus konnte die natürlichste Hilfe, die Vermehrung der Garnison, nicht gewähren; aber dass er um die Gospodin-Klippe herum wichtige Anstalten getroffen: das lässt sich durch seine dort befindliche, obwohl nicht vollkommene Gedenktafel bezeugen. Nachdem die entbehrliche dalmatinische Legion vorgeschoben und die für den asiatischen Kampfplatz entlehnte legio V. Macedonica i. J. 69 n. Chr. zurückverlegt war, konnte der Legat von Moesien im Nothfalle über vier Legionen verfügen. Aber diese zur Zeit genügenden Anstalten konnten die schlimmen Folgen der Erschütterungen und Versäumnisse der vorhergehenden Jahre nicht aufhalten, und unter Domitianus gerieth die Donaugrenze des Reiches ganz unerwartet in Brand. Unterdessen kam wieder ein waffen-

kundiger Führer auf den Thron der Dacier, und dieser schürte den Hass nicht nur in seinen Unterthanen bis aufs äußerste, sondern er schaffte sich durch gewandte Agenten Verbindungen bis zu den Sueven, ja im Osten bis zu den Parthern.



Der Angriff geschah so unerwartet, dass der Statthalter Moesiens, Oppius Sabinus, auf dem Kampfplatze blieb. Domitianus selbst eilte auch auf den Schauplatz der Gefahr und sandte sein eilig gesammeltes Heer mit Cornelius Fuscus, dem Commandanten der Leibwache, ins Land der



Dacier. Decebal lockte durch geschickte taktische Bewegungen die ganze Armee sammt Führer in die Falle, und es musste Julianus nachgesendet werden, der schon zur Einnahme von Sarmizegethusa schreiten wollte, als ihn der auch von Pannonien bedrängte Domitianus abrief und, um seine ganze Macht auf den Italien näher gelegenen pannonischen Kampfplatz

werfen zu können, schloss er mit Decebal Frieden, indem er ihm jährliche Geschenke versprach.

Diesen Friedensschluss, der den Stolz der Römer bis aufs Blut beleidigte, konnten Domitans spätere Maßregeln nicht wieder gut machen. Umsonst lässt er in den Jahren 92—93 die Grenzbefestigungen und Straßen an der Donau in guten Stand setzen, wie ich mit der oben erwähnten Tafel von der Gospodin-Klippe bewiesen habe: er selbst wurde das Opfer einer Palast-Revolution i. J. 96. Der Druck der empörten Volksstimmung beschleunigt sodann auch die Katastrophe des in seinem Uebermuth keine Grenzen kennenden Decebal. Der durch den greisen Nerva adoptierte Trajanus sucht seine ganze Mission in der Vernichtung der Dacier, und sobald ihm kund geworden, dass er zum Kaiser ausgerufen ist, eilt er zur untern Donau, um mit fertigem Kriegsplan seine Einsetzung feiern zu können.

Solche interessante Reflexionen knüpfen sich an die Felsen-Inschriften der untern Donau und diese wenigen neuen Daten füllen mit großem Glücke die historischen Lücken des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung aus. Eben deshalb habe ich mich beeilt, von dem Resultate meiner neuesten Entdeckungen mit den schönen Zeichnungen G. Szinte's Rechenschaft abzulegen.

---

# III. FEIERLICHE GENERALSITZUNG DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT AM 10. FEBER.

## Eröffnungsrede des Präsidenten Paul Gyulai.

Geehrte Versammlung!

Karl Kisfaludy, dessen Namen unsere Gesellschaft trägt, wollte in seinen letzten Lebensjahren nicht bloß Dichter, sondern auch Journalist sein. Széchenyi's Auftreten hauchte der jüngere Schriftsteller-Generation neue Begeisterung, eine neue Richtung ein. In Karl Kisfaludy erwachte politischer Ehrgeiz und er wollte in einer von ihm zu redigierenden Zeitung seine eigene literarische und Széchenyi's politische Richtung vereinigen. Széchenyi besuchte Kisfaludy oft und erkor das herauszugebende Blatt zu seinem Organ. Doch Kisfaludy starb am 21. November 1830 und sein Blatt «*Jelenkor*» («Gegenwart») nebst dessen Beiblatt «*Társalkodó*» («Der Gesellschafter») gab nicht er, sondern ein Mitglied des Aurora-Klubs, Helmeczy, heraus. Das Blatt wurde faktisch Széchenyi's Organ und suchte neben der Politik auch der Literatur zu dienen.

Wiewohl Karl Kisfaludy seine Journalisten-Carrière in einem neuen

Geiste zu durchlaufen gedachte, ging er doch in einem Punkte ganz auf traditionellem Wege. Unsere Zeitungen standen von Anbeginn an auch im Dienste der Literatur. Am Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts hatten, wie es damals fast in ganz Europa Sitte war, auch die ungarischen politischen Blätter ihr literarisches und wissenschaftliches Beiblatt. Die in den vierziger Jahren entstandenen Blätter begannen bereits die Beiblätter wegzulassen und den literarischen und wissenschaftlichen Theil in das Hauptblatt aufzunehmen. «Világ», «Budapesti Hiradó» brachten das Feuilleton in Mode, in welchem sie Novellen und kleinere literarische Studien mittheilten. «Budapesti Hiradó» begann auch die Mittheilung von Romanen mit einem neuen Roman Jósika's und betraute Franz Toldy mit der Leitung der literarischen Kritik. Mit einem Worte: die politischen Blätter wurden zugleich literarische Organe. Diese enge Verknüpfung des politischen und literarischen Inhalts kommt aber am stärksten in den fünfziger Jahren zum Ausdruck. Besonders zwei Blätter: «Pesti Napló» und «Magyar Sajtó» strebten diese Verknüpfung an. Unsere Zeitungen haben für wissenschaftliche und literarische Anstalten und Gesellschaften nie größere Aufmerksamkeit bewiesen und größeres Interesse erregt, als in diesen Jahren. Das Feuilleton wurde mit besonderer Sorgfalt redigiert; es erschienen darin nicht bloß belletristische Arbeiten, sondern auch kleinere wissenschaftliche und literarische Studien und Kritiken. Besonders um die beiden Hauptblätter gruppierten sich die älteren und neueren Kritiker und beide hatten neben der politischen auch eine gewisse literarische Färbung. Die Ursachen dieser Erscheinung erklären sich auch aus den veränderten Verhältnissen. Der neugebildete österreichische Einheitsstaat beraubte unsere Nationalität aller staatlichen Hilfsquellen und für die Sicherung und Entwickelung blieb kein anderes Gebiet, als das sociale und literarische. Der socialen Kraft die Richtung zu geben, der literarischen Thätigkeit die Wege und leitenden Ideen vorzuzeichnen, wurde zur wichtigsten Zeitfrage. Es hatte auch eine gewisse politische Wichtigkeit, insofern es dem passiven Widerstand eine gewisse aktive Kraft verlieh. Die niedergetretene Nationalität wehrte sich auf literarischem Gebiet, die vom politischen Gebiet verdrängten Talente begannen sich mit wissenschaftlichen und literarischen Studien zu beschäftigen. Neben diesen äußeren Ursachen fehlten aber auch die inneren nicht. In den ernsteren Geistern wurde es immer mehr zur Ueberzeugung, dass wenigstens einige politische Blätter der Literatur systematischer als bisher dienen sollten, weil sie vermöge ihrer Verbreitung für die Popularisierung der Wissenschaft, für die Veredlung des Geschmacks, besonders unter unseren eigenartigen Verhältnissen, viel thun können.

So bildete sich in unseren Zeitungen eine gewisse innige Verbindung zwischen dem politischen und literarischen Inhalt. Seit ein paar Jahrzehn-

ten indessen beginnt sich diese Verbindung immer mehr zu lockern. Möglicherweise ist *eine* Ursache hievon das lebhaftere politische Leben, welches den literarischen Theil in den Hintergrund drängt, aber es scheint, dass sich in einer und der anderen Hinsicht auch die Ansicht der Redakteure bezüglich der Redaktion geändert hat. Neben dem, dem politischen Parteizweck gewidmeten Dienste, ist ihr Hauptbestreben die rasche Mittheilung nicht allein politischer, sondern jeder Art von Nachrichten und Gerüchten, deswegen benöthigen sie je mehr raschhändige Reporter und je weniger ernstere Schriftsteller. Die rasche Mittheilung der Nachrichten ist allerdings Pflicht jeder Zeitung, aber es wäre ein wenig Auswahl zu empfehlen. Effekthaschende Neuigkeiten zu witzelnden oder empfindelnden Artikeln auszudehnen, kann allenfalls kleineren Blättern, aber nicht größeren und ernsteren nachgesehen werden. Auch haben wir mehr Blätter als nöthig und dazu nicht die genügende Zahl gebildeter Schriftsteller. Dies gilt von den Blättern literarischen und gemischten Inhalts ebenso, wie von den politischen. Wir trachten nicht, die bestehenden zu kräftigen, sondern schaffen neue; die Kräfte theilen sich, das Niveau sinkt. Dies sind Krankheitszeichen, doch kann nicht gesagt werden, dass die ungarischen Journale ganz mit der Literatur gebrochen hätten. Sie bringen auch jetzt gern Gedichte, Romane, ja mehr als früher, und gelegentlich großer Festtage belletristische Extrabeilagen, meist aber mehr reich, als gewählt. Auch hat jedes Blatt seinen Theaterkritiker, wenn es ihm auch an anderen Kritikern mangelt. Wir bekommen unstreitig auch gute Theaterkritiken zu lesen, die meisten aber verrathen, dass sie mehr aus Sympathien und Antipathien, als aus dramaturgischen Principien und Studien schöpfen. Die neueren ungarischen Theaterkritiker sind möglicherweise amusanter, aber ärmer an Ideen, als die älteren, neigen mehr den Personen, als dem Ideen-Cultus zu. Je lebhafteres Interesse unsere Zeitungen für das Theater bekunden, desto weniger beachten sie die Thätigkeit der wissenschaftlichen und literarischen Anstalten und Vereine. Früher engagierten die ungarischen Redakteure Fachmänner, welche über gemeininteressante Vorträge ausführliche Berichte, ja Kritiken brachten. Jetzt bringen sogenannte Reporter über unsere wissenschaftlichen und literarischen Sitzungen meist trockene und confuse, bisweilen unverständliche Berichte. Noch schlimmer ist es, wenn mancher Reporter ausführlicher schreibt und zu witzeln anfängt. Ueberhaupt lieben die Redakteure die Artikel in allen Rubriken, selbst die Leitartikel, je farbenreicher, je witziger. Es sind ganz neuartige Artikel entstanden zu dem einzigen Zwecke, witzige Schilderungen des Abgeordnetenhauses zu geben, Foyer-Anekdoten zu verbreiten, Festlichkeiten, Bankete, Parteikonferenzen, Stadtrepräsentantensitzungen, Gerichtsverhandlungen, Schriftsteller- und Künstler-Zusammenkünfte, Gassen- und andere Skandale humoristisch zu beschreiben und allerhand zu verspotten, auch was nicht zu verspotten

ist. Wir sind seit einer Zeit so scherzhaft und lustig geworden, als hätten wir keinen Grund zur Trauer und zum Ernst. Wir scheuen die Schwerfälligkeit und Langweiligkeit so sehr, dass wir lieber nachlässig werden. Alles hat seine Grenzen und Alles ist an seinem Orte gut. Der Witz wird abgeschmackt, wenn er forciert wird, der Humor ist bloßes Gedankenspiel, wenn er nicht aus Idee und Gefühl entspringt und die Satire bloße Spöttelei, wenn sie nicht aus starker sittlicher Empfindung hervorgeht.

Nichts aber zeigt die Lockerung des literarischen Connexes in unseren Journalen so sehr, als jene Veränderung, welche wir im Feuilleton wahrnehmen. Früher konnten wir daselbst neben Romanen auch Kritiken, Bücheranzeigen, kleinere wissenschaftliche und literarische Studien lesen. Ein bedeutenderes — ungarisches oder ausländisches — Buch fand einen berufenen Besprecher oder Kritiker. Jetzt beginnen derlei Artikel sehr rar zu werden. Unsere Redakteure ermuntern nicht sehr die mit literarischen Studien sich befassenden, desto entgegenkommender nehmen sie aber alle jene Schriftsteller auf, welche Lebensbilder, Skizzen, Federzeichnungen oder auch nur bloße Causerien schreiben. Eigentlich sind es nur diese, die das Feuilleton beherrschen, und wenn es so weiter fortgeht, werden sie aus demselben alle anderartigen Arbeiten verdrängen. Beinahe jeder ungarische Redakteur betrachtet es als erstes Erfordernis, für sein Blatt irgend einen beliebteren Feuilletonisten zu engagieren. Dies ist wichtiger als Alles, wie bei den Theatern die Primadonna. Alles Andere findet sich schon, für die Feuilletonisten muss apart gesorgt werden. Dem Oberfeuilletonisten als Führer, folgen viele freiwillige aus der Hauptstadt und Provinz. Denn fast jeder junge Autor beginnt seine Autorlaufbahn mit solchen Skizzen, weil ihm dies leichter scheint, als alles Andere. Die Feuilletons der Provinzblätter folgen dem Beispiel der hauptstädtischen. Die Novelle beginnt in dieser Aera der Skizzen und Federzeichnungen aus der Mode zu kommen. Anstatt Novellen-Sammlungen müssen wir jährlich zehn-zwanzig Skizzen-Sammlungen lesen, wenn wir sie lesen. Eine Anekdote ein wenig in die Länge gezogen, eine kleine Verwicklung, woraus vielleicht eine gute Novelle werden könnte, aber nichts wird, ein paar Scenen aus dem Leben, deren Präzedenzen und Consequenzen wir nicht ahnen können, ein uninteressantes Abenteuer, welches der Humor des Autors interessant machen möchte, eine Beschreibung des Feldes, des Waldes, der Puszta in Begleitung von Reflexionen und Witzen, eine Kaffeehaus- oder Gassenbegebenheit, deren Comicum von zweifelhaftem Werte ist, eine Liebesgeschichte, mit viel Naturalismus, aber desto weniger Geschmack und sittlicher Empfindung geschildert, launenhafte Einfälle, exceptionelle Seelenzustände, studentenhafte Schwärmerein, schale Spässe: derlei bildet großentheils den Inhalt unserer ungarischen Feuilletons.

Aber haben wir denn nicht auch gelungene Skizzen und Schilderun-

gen? und ist etwa diese ganze Kunstgattung zu verurtheilen? Beileibe nicht! Wir können in der That auch gelungene Arbeiten dieses Genres lesen, ja der Erfolg einiger solcher Arbeiten hat diese Feuilleton-Sintfluth heraufbeschworen. Auch die Kunstgattung selbst ist berechtigt und im Grunde auch nicht neu, selbst *bei uns nicht*. Wir finden auch schon in Karl Kisfaludy's Werken einige solche und zwei hervorragende Repräsentanten des englischen Romans, Dickens und Thackeray, haben in den dreißiger und vierziger Jahren mit solchen Skizzen ihre Carrière begonnen. Nur blieben sie dabei nicht stehen, all dies diente ihnen nur als Vorstudium, um später in Romanen von ewigem Wert das englische Leben schildern zu können. Andere, wie Washington Irving, erhoben sich wenigstens bis zur Novelle und begnügten sich mit ein paar Bänden Skizzen. Bei uns ist es ein Uebel, dass unsere Skizzisten sich nicht sehr bis zum Roman erheben, und, wenn sie es thun, die skizzenhafte Composition und Charakterzeichnung auch dorthin übertragen. Das andere Uebel betrifft die Kunstgattung selbst, welche wir trotz aller Anstrengung etwas leicht nehmen, während dieselbe eben wegen der Mannigfaltigkeit ihres Inhalts und der Freiheit ihrer Form sehr heiklich ist. Wir können leicht formlos werden oder finden nicht die richtige Form. Wir verflachen oder verschrumpfen unseren Gegenstand, wenn wir nicht die Kraft haben, den Mittelpunkt zu finden, oder nicht wissen, was und wieviel wir um ihn gruppieren müssen. Wir müssen mit ein paar kräftigen Strichen zeichnen und die Schattierung dem Leser überlassen, aber so, dass wir die Thätigkeit seiner Phantasie unterstützen. Dem entsprechend müssen wir auch die Sprache behandeln. Eben deshalb können wir solche Arbeiten nicht improvisieren, wie einen Journalartikel, weil wir sonst manieriert werden. Aber unsere Skizzisten sind zur Improvisation gleichsam gezwungen. Unsere genug zahlreichen Journale consumiren monatlich große Mengen solcher Arbeiten. Die Improvisation verdirbt die stärkeren Talente und führt die schwächeren auf Irrwege. Nicht in der Kunstgattung liegt der Fehler, sondern in ihrer Pflege und in unseren Redakteuren, welche die Autoren auch ohne Inspiration zu schreiben zwingen, auch talentlose ermuntern und auch wertlose Arbeiten mittheilen. Es wäre doch besser, wenn sie nicht so viele, aber gelungenere Feuilletons bringen, und alldem, was mit der Literatur in wesentlicherem Zusammenhang ist, mehr Raum geben wollten. Jene Verhältnisse, welche in den 50-er und 60-er Jahren die Zeitungsredakteure zu einem innigeren Connex mit der Literatur antrieben, haben zwar aufgehört, aber das Ziel, dessen Interesse sie vor Augen hielt, hat sich nicht geändert. Unsere Nationalität wird zwar nicht mehr durch Willkür niedergetreten, aber bedarf sie etwa nicht der Kräftigung? Wir haben zwar jetzt mehr Fachblätter und Zeitschriften, als früher, aber das Journale lesende Publicum hat in großem Maße zugenommen und es gibt auch

ein *nur* Zeitungen lesendes Publikum, und eben darum können unsere Blätter für die Popularisierung der Wissenschaft und Veredlung des Geschmacks jetzt noch mehr thun als früher.

Es ist eine Wahrheit, dass man, indem man einen Fehler meidet, leicht in einen anderen fällt, wenn man die Erscheinungen nur von einer Seite ansieht. Die Schattenseite unserer älteren Zeitungen war, dass sie etwas schwerfällig waren. Die jetzigen sind viel frischer, beweglicher, umfassen ein größeres Gebiet des öffentlichen Lebens. Das Vermeiden der Schwerfälligkeit, das Streben nach Leichtigkeit und Unterhaltlichkeit ist an sich kein Fehler. Aber halten wir das richtige Maß ein! Der sehr lustige Mensch kann ebenso langweilig sein, wie der sehr ernste. Die Vermeidung der Einseitigkeit verfehlt ihr Ziel, wenn sie eine andere Enseitigkeit erzeugt. Könnte nicht Frische mit etwas Mäßigung, Beweglichkeit mit etwas Bedachtsamkeit, Unterhaltlichkeit mit etwas Ernst verbunden, die neue Einseitigkeit durch die alte gemäßigt oder besser gesagt, Mehrseitigkeit angestrebt werden? Die vorzüglicheren ausländischen Zeitungen leisten der Literatur ebenfalls große Dienste, und doch ist dort die Literatur bloß eine Sache der Bildung und steht nicht in einem so innigen Verbande mit der Nationalität, wie bei uns.

Das Aussprechen dieser Bemerkungen, das Anklingen dieser fragmentarischen Ideen war in der feierlichen Sitzung, welche unsere Gesellschaft zum Andenken an Karl Kisfaludy hält, sehr wohl am Platze. Karl Kisfaludy hat als intendierter Zeitungsredakteur eine engere Verbindung mit der Literatur angestrebt, als seine Vorgänger, aber der Tod verhinderte seine Thätigkeit und seine Nachfolger verwirklichten das, was nach den Umständen möglich war. Ehren auch wir diese Tradition und trachten wir ebenfalls das zu verwirklichen, was unter unseren Umständen zu verwirklichen ist. Gebe Gott, dass in unseren Journalen die Verbindung mit der Literatur nicht schwächer, sondern zum Besten der allgemeinen Bildung und unserer Nationalität stärker werde.

Und hiemit eröffne ich zugleich die achtundvierzigste feierliche Generalsitzung der Kisfaludy-Gesellschaft.

## Aesthetik und Politik, Künstler und Staatsmann.

*Graf Albert Apponyi.*

Unter diesem Titel gedenke ich nicht über die Rolle der Kunst in der Entwicklung der Nationen, noch über die Aufgaben des Staates hinsichtlich der Förderung der Künste zu sprechen. Auch jene Bethätigungen des Politikers, welche in sich selbst genommen einen künstlerischen charakter haben — oder haben können —: die politische Literatur und Redekunst, werde ich nur flüchtig berühren. Mein Zweck ist ein ganz anderer. Ich will

untersuchen, worin das künstlerische und das politische Schaffen einander ähnlich sind, welche künstlerische Eigenschaften daher der Staatsmann in der Erfüllung des Wesens seiner Aufgabe, in der Aussteckung seiner politischen Ziele und in der Feststellung des ganzen Systems seiner Mittel besitzen muss.

Mit diesem Problem hat sich, so weit meine Kenntnis reicht, selbstständig noch Niemand beschäftigt. Ich sehe vor mir einen unbetretenen Weg; und ich betrete denselben auch nicht mit der Hoffnung, das ganze Gebiet, durch welches sich derselbe hindurchwindet, durchforschen, oder den Endpunkt, zu welchem derselbe führt, erreichen zu können. Eine so große Arbeit kann man unter den Sorgen der Tagespolitik, welche uns viel von unserer Zeit, noch mehr von unserer Geistesfrische rauben, nicht erfolgreich durchführen. Es wird mir als Resultat genügen, wenn ich gezeigt habe, dass hier ein Weg ist, welcher durchwandelt zu werden verdient, weil er an Aussichtspunkten reich ist. Oder ohne Bild gesprochen: meine ganze Ambition ist, über diesen Gegenstand einige Gedanken auszusprechen, welche mehrere erwecken und welche eine ernstere Auffassung der Kunst, eine edlere Auffassung der Politik verbreiten.

Der allgemeinen Auffassung nach sind Künstler und Staatsmann ungefähr die allerheterogensten Menschenarten, die man sich vorstellen kann. Der künstler ist rein Herz und Phantasie, der Staatsmann rein kalte Berechnung; von diesem Fundamentalsatz — dessen Richtigheit zu beurtheilen wir Gelegenheit haben werden — ausgehend, können sich Viele den Künstler nur als irgendeinen langmähnigen, ungekämmten Sonderling vorstellen, welcher glaubt dass zweimal zwei entweder drei oder fünf, auf keinen Fall aber vier ist; den Staatsmann aber als irgend ein Ungeheuer mit ausgedörrter Seele, welches desto vorzüglicher ist, je vollkommener es verstanden hat, jedes bessere Gefühl in sich zu ertödten, und je sicherer es Jeden zu hintergehen versteht. Diese Auffassungen sind ganz gewiss Carricaturen; aber schließlich enthält auch die Carricatur oft eine Wahrheit, ja sie ist in ihrem Wesen nichts Anderes, als eine einseitige Uebertreibung der Wahrheit. Auch aus dem eben umrissenen Zerrbild kann man den wahren Inhalt herausschälen; und wenn wir dies thun, werden wir auch im wahren Sachverhalt sehr große Unterschiede zwischen den Eigenschaften des Künstlers und Staatsmannes finden und wir können vielleicht von diesen Unterschieden ausgehend, am sichersten zur Feststellung der gemeinsamen Züge gelangen.

Wir vergleichen hier bloß die *schöpferischen* Künstler und Staatsmänner, ohne diejenigen einzubeziehen, deren Beruf in der Ausführung der Schöpfungen Anderer besteht. Der Künstler schafft aus Phantasiewesen eine zweite Welt neben der Welt der Wirklichkeit; der Staatsmann schafft aus dem thatsächlich Wirklichen einen ganzen Staatsorganismus, oder

einzelne Institutionen, Bündnisse, Verträge. Die Schöpfungen des Künstlers haben die Aufgabe, den Schönheitssinn zu befriedigen; wenn er dies nicht erreicht, wenn er Hässliches oder Gleichgiltiges geschaffen hat, hat er seinen Zweck verfehlt. Die Schöpfungen des Staatsmannes aber sind darauf gerichtet, einerseits den Bestand und die Größe der Nationen zu sichern, andererseits alle jene Vorbedingungen des Prosperierens der Einzelnen zu schaffen, deren Herbeischaffung die Kraft der Individuen oder kleinerer Gruppen übersteigt: wenn er nicht auf dieses Ziel hinarbeitet oder wenn er es nicht zu erreichen versteht, dann verdient er nicht den Namen des Staatsmannes.

Der Künstler schafft also in der Welt der Phantasie, der Staatsmann im Bereiche des Wirklichen; der Künstler schafft Schönes und dadurch Erfreuendes, der Staatsmann den Bedürfnissen von Nationen und Einzelnen Entsprechendes und dadurch Nützliches.

Aus der Natur der Schöpfungen des Künstlers folgt, dass bei ihm unter den geistigen Fähigkeiten die Phantasie und das Herz — dominieren. Mit der Phantasie versteht er das, was er in der Wirklichkeit beobachtet hat, neuzuschaffen; mit der Phantasie versteht er die Einzelheiten der thatsächlich beobachteten Dinge derart zu gruppieren, dass aus ihnen neue Phantasiewesen entstehen; das Herz lässt den Künstler die Wirkung der äußeren Dinge auf den Menschen, die durch dieselben erregte Stimmung, vornehmlich aber den Menschen selbst, sein inneres Leben verstehen. Phantasie und Herz zusammengenommen, befähigen also den Künstler dazu, dass er mit seinen Phantasieschöpfungen unser Gemüth in Bewegung setzt.

Phantasie und Herz sind indessen in jedem Menschen vorhanden, und doch ist nicht jeder ein Künstler. Was ist also das, was die Künstlerphantasie und das Künstlerherz von der alltäglichen Gestalt dieser Seelenfähigkeiten unterscheidet? Vielleicht eine höhere Proportionierung derselben im Verhältnis zu den übrigen Seelenfähigkeiten? Wohl auch dies, aber nicht dies allein. Denn wir kennen viele Phantasten, die ihr ganzes Leben in Träumereien verbringen, die in ihren Auffassungen der Wirklichkeit der Dinge viel ferner stehen, als Künstler kühnsten Geistesfluges, und doch keine Künstler sind; der Irrsinnige, der mit hitzigem Fieber kämpfende Kranke leben bloß in der Phantasie und schaffen tollkühn Phantasiewesen, aber darum können sie wohl nicht auf den Künstlernamen Anspruch machen. Ueberhaupt kann Jeder wilde Phantasien haben; jedes Schulkind zeichnet Köpfe mit Füssen ohne Körper und stellt sich den Krampus als einen schwarzen Mann mit Hörnern, blutrother heraushängender Zunge und Fledermausflügeln vor. Sind dies etwa künstlerische Schöpfungen? Ebenso können wir alle individuell empfinden, d. h. mit unserem Herzen auf das reagieren, was uns individuell berührt; und es gibt eine Menge

Menschen, in denen diese Fähigkeit zum dominierenden Charakterzuge geworden ist, die rein Spielbälle ihrer Empfindungen sind, deren ganzes Leben nichts als Empfindungserguss, als Auf- und Abwogen guter und böser Gemüthsbewegungen ist. Sind diese etwa Künstler? Haben derlei krankhafte Einbildungen und überspannte Empfindeleien auf uns eine Wirkung? Höchstens ... die, dass sie als pathologische Erscheinungen unser Mitleid erregen. Was ist also das Geheimnis der künstlerischen Wirkung? Mit welchen Eigenthümlichkeiten müssen Phantasiewesen, wie es die künstlerichen Schöpfungen sind, ausgestattet sein, damit sie uns ergötzen, damit sie uns rühren, ebenso wie die wirklichen, ja oft noch besser als diese? Damit sie uns ergötzen und rühren, wie wohl sie mit unseren individuellen Interessen, unseren individuellen Wünschen, unseren individuellen Empfindungen in gar keiner Verbindung stehen? Damit wir mit Hekuba weinen, wiewohl wir mit Recht fragen können: «was ist uns Hekuba?»

Dieser Frage durfte ich nicht aus dem Wege gehen, wiewohl ich fühle, dass mein ganzes Unternehmen hier auf eine Sandbank gerathen kann. Ich bin verloren, wenn ich mich in jenes Labyrinth ästhetischer Controversen verwickle, welches die Erkennung der Erfordernisse des Schönen, der künstlerischen Schöpfung umgibt und fast unzugänglich macht. Ich mag mich in dieser grundlegenden Frage dem Standpunkte welcher Schule immer anschliessen, so verlassen mich die Anhänger der übrigen Schulen schon hier bei der Einleitung und würdigen meine weiteren Erörterungen nicht einmal ihrer Aufmerksamkeit. Ich suche also den gemeinsamen Glaubensartikel der ästhetischen Confessionen, ich suche jenes ästhetische Dogma, von welchem gesagt werden kann: quod semper, quod utique, quod ab omnibus. Existiert ein solches? Wenn es existiert, so existiert nur *eines*, und dieses *eine* stelle ich hier als Fundamentalsatz her.

Was die künstlerische Schöpfung von den gewöhnlichen Schöpfungen der Phantasie und des Herzens unterscheidet, ist vor Allem die Wahrheit, die Uebereinstimmung der Schöpfung mit sich selbst und mit der Wirklichkeit ihres Gegenstandes. Wenn Etwas, so ist dieser Satz der Gegenstand der allgemeinen Uebereinstimmung. In diesem begegnen sich jene Schulen, welche die Nachahmung alles Wirklichen, also auch das Abbild des Ekelhaften in das Bereich der Kunst einbeziehen und sich so mit der im trivialsten Sinne genommenen Wahrheit begnügen, und jene, welche den Begriff des künstlerisch Wahren enger fassen, und außer diesem auch noch das sittlich Gute unter die Erfordernisse des Schönen aufnehmen; in diesem stimmen der wildeste Realismus und der feinste Idealismus und alle dazwischenfallenden Schattierungen überein. Ich weiß, dass sich jetzt der Streit um den Begriff des «Wahren» erneuern kann, ich weiss, dass ich

den Punkt der absoluten Uebereinstimmung vergebens suche; aber wie der alte Thiers sich mit der Republik begnügte, wiewohl er für dieselbe nicht die Gesammtheit der Franzosen zu gewinnen wusste, weil er von ihr sagen konnte: «c'est la forme du gouvernement qui nous divise le moins» — so begnüge auch ich mich mit der ästhetischen Categorie des «Wahren», als mit derjenigen, welche am wenigsten controvers ist, sich also als geeignetsten Ausgangspunkt anbietet.

Soviel muss ich indessen doch sagen, dass ich durchaus nicht ein Anhänger des übertriebenen Realismus, am wenigsten aber des modernen Naturalismus bin; die Malerei des Ekelhaften halte ich nicht für Kunst, wieviel technische Geschicklichkeit sich auch darin offenbaren mag; die Abbildung des Hässlichen halte ich als Selbstzweck nicht — nur als Mittel zur vollkommeneren Verständlichmachung des Schönen — für ästhetisch zulässig. Wie ich das künstlerisch Wahre verstehe, fällt dasselbe vollkommen mit dem Begriff des Schönen zusammen und erschöpft denselben auch. Das Schöne ist in seinem Wesen die Uebereinstimmung der einzelnen Erscheinungen mit jenen ewigen Typen, welche Plato die Ideen der Welt genannt hat; dies ist aber zugleich die höhere Wahrheit der Dinge. Das Hässliche ist die Abweichung von jenen Typen, der Gegensatz derselben; das Hässliche ist also in höherem Sinne genommen auch nicht wahr. Die objectiven Künste führen uns die einzelnen Erscheinungen derart vor, dass wir ihre allgemeine Bedeutsamkeit — das ist ihren Zusammenhang mit den ewigen Vorbildern herausfühlen; und dieses «Herausfühlen», diese Annäherung an irgend ein Detail des Planes des Weltalls, an eine Wahrheit, welche höher ist als jene, die wir mit bloßer Erfahrung und Vernunft erreichen können, an ein Allgemeines, in welchem wir uns mit dem uns derart vorgeführten Gegenstande Eins fühlen: diese erklärt jene eigenartige Rührung, welche die Meisterwerke der Kunst in uns hervorrufen, und diese Rührung ist die eigentliche aesthetische Wirkung. Die Musik dagegen, welche keinen Gegenstand hat, wiewohl sie sich Gegenständen anschmiegen kann, ist nach Schopenhauer's treffender Bemerkung an sich selbst eine der Weltideen. Und daher dieses unmittelbare und ganz eigenartige Erbeben, welches die größten Schöpfungen der Tonkunst in uns hervorrufen. Verbündet mit der Poesie lässt uns die Musik die höhere Bedeutsamkeit des Inhalts der Dichtung, den Zusammenhang desselben mit dem grossen Universum empfinden; selbstständig aber schmiegt sie sich bald unseren einzelnen Stimmungen an, bald trägt sie uns, sich über diese erhebend, in Regionen empor, welche jenseits des Bereiches des in Worte, ja in Gedanken, sogar in concrete Gefühle oder Stimmungen Fassbaren liegen; was sie damals ausdrückt, das ist höher und tiefer als alle diese, das ist beinahe mehr als menschlich, jedenfalls das mit irdischen Mitteln erreichbare Nonplusultra der Berührung zwischen

dem Menschen und dem Geheimnis des Universums. Denken wir nur an wieviel immer Sätze der Instrumentalmusik Beethoven's zurück, von welchen man weder sagen kann, dass sie lustig, noch dass sie traurig sind; welche mit keinerlei individueller Stimmung in Verbindung gebracht werden können; ja bei welchen sich selbst die durch sie hervorgerufene Stimmung nicht characterisieren, sondern höchstens durch die Empfindung andeuten lässt, dass wir irgendwie mit unserem Schicksal ausgesöhnt sind, weil wir uns über Alles erhoben haben, was individuell ist, weil die Ahnung der Unendlichkeit unsere Seele erfüllt, und wir Alles das, was nur unsere winzigen Personen angeht, als Zwerghaft, als gar nicht der Beachtung wert sehen. Die Musik ist unter den Künsten das, was die Metaphysik unter den Wissenschaften; die eine wie die andere betrachten viele sogenannte positive Geister als ein leeres Spiel, während sie in Wahrheit der höchste Flug des menschlichen Geistes sind.

Nehmen mir nach dieser Abschweifung den Faden wieder beim Begrieff des Wahren auf. Wenn ich einleitend gesagt habe, dass der Künstler Phantasiewesen schafft, kann ich diesen Satz jetzt dahin präcisieren, dass der Künstler mit den Erfordernissen der Wahrheit versehene Phantasiewesen schafft. Ob dieselben thatsächlich existieren oder nicht, ist völlig indifferent. Selbst dann, wenn sich der Künstler die Nachahmung wirklicher concreter Gegenstände zur Aufgabe macht, wie zum Beispiel das Malen eines Porträts, oder die poetische Erzählung einer thatsächlich geschehenen Begebenheit, selbst dann muss er die darin wohnende höhere Wahrheit, das Charakteristische fühlen lassen und die Treue der nicht charakteristischen Details den Anforderungen dieser höheren Wahrheit unterordnen. Der Photograph würde ein anderes Porträt Karl's V. geliefert haben, als Tizian; der Kriegsberichterstatter der «Times» würde wahrscheinlich die Kämpfe um Troja anders beschrieben haben, als Homer; in der «Gerichtshalle» der Blätter würde sich die Hinrichtung Maria Stuart's anders ausgenommen haben, als in Schiller's Tragödie; und auch der Parlamentsreporter würde wahrscheinlich über jene Sitzung, in welcher Bolingbroke die Thronverlustigkeit Richard's II. aussprach, anders geschrieben haben, als Shakespeare; wer weiß, Jene würden das, was thatsächlich geschah, vielleicht treuer mitgetheilt haben, sie würden sich strenger an das *Wirkliche* gehalten haben: aber das *Wahre*, das *Charakteristische* — damit ich ganz in der Altagssprache rede: die Hauptsache würden sie wahrscheinlich in der Menge der Details begraben haben. Das Wahre erfahren wir von Tizian, Homer, Schiller, Shakespeare. Ich wenigstens habe aus Shakespeare's historischen Dramen jenen verwickelten Theil der Geschichte Englands verstehen gelernt, welcher sich aus den Begebenheiten des hundertjährigen französischen Krieges und des Kampfes der zwei Rosen bildet; ich sehe ihn so vor mir, als ob ich darin

gelebt hätte. Was thut es, dass dieses Wissen von chronologischen Irrthümern und nie geschehenen Legenden nur so wimmelt? Den Charakter der Epoche, ihre herrschenden Leidenschaften, ihre sittlichen Auffassungen, ihre kraftstrotzenden Individualitäten, mit einem Worte, Alles das, was wahrhaft lehrreich ist, verstehen wir daraus. Und was wussten wir von all' diesen Dingen aus unseren Gymnasial-Lehrbüchern? wir haben seiner Zeit die correcten Jahreszahlen, das Nacheinander der mit strenger Kritik gesichteten Begebenheiten eingelernt, bis auf den heutigen Tag aber auch glücklich vergessen. Was wir aber aus Shakespeare gelernt haben, hat sich mit der Kraft der künstlerischen Wahrheit in unsere Seele eingegraben.

Worin besteht diese Kraft? Wodurch ist die künstlerische Wahrheit eine höhere Wahrheit, als die Wahrheit des Wirklichen selbst? Einfach durch das Hervortretenlassen jener charakteristischen Züge, welche in einer ganzen Categorie des Wirklichen aufgefunden werden können, welche demnach wesentlich, von allgemeiner Bedeutsamket und somit interessant sind. Auch im Bereich des Wirklichen nennen wir jenes Individium interessant, welches diese allgemeinen Charakterzüge lebhaft zum Ausdruck gelangen lässt; das Ungeheuer ist nur Gegenstand unserer Neugier; das Interessante des Sonderlings und der originellen Individualität aber besteht eben darin, dass sie die Wahrheit der Natur aus der Hülle des gewöhnlichen Conventionellen herausschälten. Dieses Conventionelle, sowie die vielen unwesentlichen individuellen Züge überwuchern in der wirklishen Welt wie Unkraut das wahre Wesen der Dinge, das, was in ihnen nothwendig und unwandelbar, was eine gemeinsame Eigenthümlichkeit Vieler ist, mit einem Worte: den Typus. Nehmen wir zum Beispiel den Menschen, und nehmen wir unter den Menschen den Engländer und unter den Engländern den englischen Krieger. Der gewöhnliche Beobachter könnte Monate lang unter englischen Soldaten leben und er würde nichts Anderes gewinnen, als einen ganzen Haufen äußerlicher Eindrücke von ihrem Benehmen, ihren Scherzen, ihrem Reiten, vielleicht auch von ernsteren Eigenthümlichkeiten Einzelner; er würde den Einen als angenehm, den Anderen als roh, den Einen als guten, den Anderen als schlechten Familienvater kennen lernen u. s. w., u. s. w. Und diese Eindrücke würden sich in seinem Geiste ohne jede Perspektive auf derselben Fläche nebeneinanderreihen, in demselben ein wirres, langweiliges Bild oder vielleicht auch gar kein Bild, sondern vielmehr ein fortwährend in Bewegung befindliches Kaleidoskop hervorrufend. Dagegen würde die künstlerische Anschauung aus einer viel enger begrenzten socialen Berührung, eventuell aus einer sehr geringen Zahl individueller Erfahrungen die gemeinsamen charakteristischen Züge des englischen Kriegers abstrahieren können. Und wenn sie uns dann den Obersten John und den Kapitän James abconterfeit, werden wir im John und im James auch jene

individuellen Zügen finden, welche sie voneinander unterscheiden, John's stotterndes Reden und seine bunten Taschentücher, James' häufiges Erröthen und seine eigenthümliche Körperneigung beim Reiten; aber alle diese Dinge werden in dem vom Künstler geschaffenen Bilde nur soviel Licht erhalten, als sie thatsächlich Wichtigkeit haben; und plastisch hervortreten werden einige ewige Gesetze der menschlichen Natur, einige Eigenthümlichkeiten des englischen Nationalcharakters und alle jene gemeinsamen Charakterzüge des englischen Kriegers, welche in John, wie in James dominieren, und welche außer ihnen noch Tausenden und Hunderttausenden eigen sind, mit einem Worte: es wird der Typus plastisch hervortreten. Und deshalb wird die Phantasie-Gestalt des John und des James — wenn dieselbe ein Shakespeare oder eine George Elliot zeichnet — auch wahrer und interessanter sein, als jener wirkliche John und jener wirkliche James, den wir mit Alltags-Augen betrachten.

Den Typus sucht übrigens auch die Wissenschaft, aber auf ganz anderem Wege, auf dem Wege der Abstraction, welche aus den typischen Eigenschaften mit Uebergehung der individuellen ein besonderes Vernunftwesen, den Begriff, zusammenstellt. Der Künstler aber sieht und fühlt gerade im Gegentheil in den individuellen Zügen die typischen Eigenthümlichkeiten; und auch in jenem Bilde, welches er uns vorzeichnet, gehen immer die beiden, die typische und die individuelle Wahrheit miteinander Hand in Hand. Seine Schöpfungen ähneln daher dem Wirklichen viel mehr, als die wissenschaftlichen Begriffe, denn Alles, was existiert, ist individuell und versteckt seine typischen Eigenthümlichkeiten unter individuelle Züge; der Künstler bringt, sozusagen, nur Perspektive in das Bild und lässt dasjenige, was versteckt gewesen, in die Augen springen. Dagegen entstehen die wissenschaftlichen Begriffe auf breiterer Beobachtungsbasis und mit Hilfe unbefangener, minder beweglicher, daher in der Regel verlässlicherer Seelenkräfte, als das Einbildungs- und das Empfindungsvermögen. Wo daher die Individuen einander völlig ähnlich sind oder sich nur wenig von einander unterscheiden, wie zum Beispiel in der ganzen leblosen Natur, ja selbst noch im Pflanzen- und Thierreich, dort dringen die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung tiefer ein und sind praktisch brauchbarer, als die künstlerischen Bilder. Aber wo die individuellen Züge so mannigfaltig und oft so wichtig sind, wie beim Menschen, dort kommt der Gelehrte dem Künstler nicht nach. Den Menschen und seine unendliche Verschiedenartigkeit lernen wir nur dort kennen, wo wir die typischen und die individuellen Züge und deren Wechselwirkung in einem Bilde sehen.

Und nun kehren wir zu unserem Ausgangspunkte zurück. Der Künstler schafft Phantasiewesen; die Kraft, welche dieselben zu Stande bringt, ist die Phantasie und das Herz. Aber nicht jedes Phantasie-Erzeug-

nis kann künstlerische Schöpfung genannt werden, sondern nur dasjenige, welches den Charakter der Wahrheit, und zwar der künstlerischen Wahrheit tägt. Die künstlerische Wahrheit aber offenbart sich in einer solchen Zusammenstellung der typischen und der individuellen Züge, welche mit Hilfe der letzteren die ersteren plastisch hervortreten lässt. Diese Wahrheit ist daher inhaltreicher, und steht dem Wirklichen näher, als die wissenschaftliche Abstraction, welche vom Individuellen absieht; ferner ist sie eine hohere Wahrheit. als die des Wirklichen, weil sie die verhüllte allgemeine Bedeutsamkeit desselben ans Tageslicht bringt. Diese allgemeine Bedeutsamkeit ist meinem Dafürhalten nach nichts anderes, als der Zusammenhang der einzelnen Erscheinung mit dem Plane des Universums, dessen integrierende Theile wir Alle sind; der Gegenstand, in dem wir diesen Zusammenhang erblickt haben, ist uns nicht mehr fremd, wir fühlen uns mit ihm in einer geheimnisvollen Verwandtschaft, wie ferne er auch unseren sämmtlichen individuellen Beziehungen stehen mag. Daher haben die kunstlerischen Schöpfungen Einfluss auf unser Gemüth, dies ist das Geheimnis der ästhetischen Wirkung.

Der unterscheidende Charakter der künstlerischen Phantasie besteht also darin, dass sie Wahres sieht, ja die höhere Wahrheit des Dinges, im Individium den Typus sieht und demgemäß Wahres schafft; das künstlerische Herz aber wird dadurch charakterisiert, dass es in Bewegung geräth und empfindet, und dass es auch unsere Empfindungen zu erregen im Stande ist, ohne jedes individuelle Interesse, bloß vermöge der Kraft jener höheren Wahrheit. Die Phantasie ist geneigt, über Grenzen der Wahrheit hinaus, in das Ungereimte hinzuschweifen; das Herz aber pflegt sich in den Kreis dessen einzuschließen, was sich in irgend einer Weise individuell auf uns bezieht; eine Phantasie, welche nur Wahres sieht, ein Herz, welches vom Wahren als solchen bewegt wird: dies ist das Wesen der Künstlerseele.

Es ist vielleicht nicht erst nöthig zu bemerken, dass zu jener Beobachtung des Wirklichen, welche, als Ausgangspunkt, auch das künstlerische Sehen nicht entbehren kann, und zu welcher, als die sicherste Kontrole des reinen Wahren, es immer wieder zurückkehren muss, ferner zur Erlernung der zur Technik der Kunst gehörenden Wissenschaften und Handwerke, auch Verstand erforderlich ist; dass zur Ueberwindung der äußeren und inneren Mühen des Werkes auch Willenskraft nothwendig ist. Aber die unterscheidende Eigenthümlichkeit des Künstlers besteht doch in der Kraft jener beiden Seelenfähigkeiten, der Phantasie und des Herzens.

Im Gegensatze zum *Künstler*, dessen Schaffenssphäre das Wahre ist, und der vom Wirklichen nur Stützpunkte für das Sehen des Wahren nimmt, — bewegt sich *der Staatsmann* mit seiner gesammten Thätigkeit

im Bereiche des Wirklichen. Das Material seiner Wirksamkeit ist der wirkliche Mensch, und zwar der einzelne Mensch ebenso, wie die zum Staate vereinigte Vielheit der Menschen, die Nation; sein allgemeines Ziel ist die Beförderung des Glückes der Einzelnen und der Größe der Nation, sein unmittelbares Ziel ist jener Fortschritt, welchen er nach diesen beiden Richtungen in einer gegebenen Zeit zu verwirklichen wünscht; seine Mittel sind die dazu dienenden staatlichen Maßnahme.

Der Staatsmann muss demnach vor Allem den thatsächlichen Zustand der Einzelnen und der ganzen Nation kennen; er muss ihre Fähigkeiten, Mängel, Vorzüge, Fehler, ihren Reichthum, ihre Armut kennen, und zwar Alles dies sowohl an sich selbst, als auch im Verhältnis zu anderen Nationen. Dies ist Sache der Beobachtung, wozu klarer, scharfer Verstand nöthig ist.

Auf das Erkennen der thatsächlichen Zustände folgt die Erwägung, inwieweit und in welcher Richtung dieselben vom Gesichtspunkte des Gemeinwohles modificiert werden müssen, — und welche Maßnahmen zur Bewerkstelligung dieser Modification geeignet sind. Die Maßnahme, mag dieselbe nun Gesetz, Regierungsverordnung, Vertrag oder welchen Namen immer führende Initiative sein, ist immer nur Mittel; ihr ganzer Wert hängt von jener Wirkung ab, welche sie auf die Förderung des Gemeinwohles ausübt; was in dieser Richtung wirkungslos ist, ist leeres Spiel, Zeit- und Kraftverschwendung; was mit mehr Opfer, als Nutzen verbunden ist, ist schädlich und schlecht; in der Politik ebenso, wie in der Oekonomie, ist das reine Einkommen entscheidend. Aber dagegen darf auch als Ziel nur ein solcher Fortschritt des Gemeinwohles gesteckt werden, zu dessen Erreichung die nothwendigen Maßnahmen getroffen werden können. Der Staatsmann wägt also die Erfordernisse der Gemeinzustände und die zu ihrer Befriedigung dienenden Maßnahmen ab; auf Grund dieser Abwägung stellt er seine Agenden fest und bringt sie in ein System, je nach der Wichtigkeit und Dringlichkeit der Erfordernisse, wie auch nach der leichteren oder schwereren Realisierbarkeit der Maßnahmen. Zu alldem ist eine sichere und nüchterne Urtheilskraft nothwendig.

Aber der Beruf des Staatsmannes besteht nicht bloß darin, dass er sich von dem, was ist, und von dem, was zu thun ist, ein Bild mache, sondern hauptsächlich darin, dass er dieses Bild in das Reich des Wirklichen übertrage, dass er seine geplanten Maßnahmen wirklich effectuiere. Jenes menschliche Material, aus welchem er schafft, ist aber schon zu erkennen schwer, es zu behandeln, es durchzukneten jedoch noch schwerer. Es ist bald schwach, bald widerstrebend, aber immer launenhaft und unberechenbar. Zur Niederkämpfung dieser ermüdenden Hindernisse ist ein ausdauernder und starker Wille nothwendig. Aber auch der Wille Anderer muss gewonnen werden: der Wille von Herrschern, von

Versammlungen, von welchen die Ausführung unserer Pläne abhängt; und es müssen jene Mitarbeiter gefunden und an uns gefesselt werden, deren Hilfe wir nicht entrathen können. Alle diese Hilfskräfte kann der Staatsmann nur so gewinnen, wenn auch sie die Wahrheit seiner Beobachtungen, die Richtigkeit seines Urtheils und die Kraft seines Wirkens durchfühlen. Wie ihnen all dies zum Verständnis gebracht werden soll, ist Sache des psychologischen Taktes.

Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Staatsmannes sind also diese: klarer und scharfer Verstand zur Beobachtung der thatsächlichen Zustände, sicheres und nüchternes Urtheil zur Feststellung der Agenden, Willenskraft zur Durchführung derselben und das Talent, diese Fähigkeiten Anderen fühlbar zu machen, Andere zu gewinnen.

Somit treten Verstand und Wille als Wesen des staatsmännischen Geistes hervor, während wir gesehen haben, dass im Künstler Phantasie und Herz dominieren. Zwischen beiden besteht scheinbar der vollkommenste Gegensatz. Aber auch in Wahrheit? — Wie denn nicht? — wird die Alltagsweisheit dazwischenrufen. Gibt es ja doch kein schrecklicheres Unglück, als einen Politiker, der den Träumen seiner Einbildungskraft und den Empfindungen seines Herzens, anstatt der Wegweisung der Thatsachen und dem Gebote des kalten Verstandes folgt.

Dem ist auch so; die Alltagsweisheit irrt dies eine Mal nicht. Im Reiche des Wirklichen haben wir mit thatsächlichen Zuständen zu thun; die Beobachtung derselben und die, von ihnen ausgehend, auf dem Wege logischer Folgerungen erfolgende Feststellung des auf die Agenden bezüglichen Urtheils ist eine Verstandsfunction, zu deren richtiger Ausführung Bacon's «drylight», «dürres Licht» nothwendig ist; dieses wird aber durch nichts so sehr getrübt, als durch die Einmischung von Phantasie und Gefühl.

Und dennoch: vermögen wir aus unserer Thätigkeit die Phantasie und das Herz durchaus zu eliminieren? Der Staatsmann ist auch ein Mensch; diese Fähigkeiten sind auch in ihm vorhanden. Kann er dieselben abtödten?

Und wenn er sie abtödten könnte, wäre es wohl wünschenswert, dass er es thue? Kann er dieser Kräfte in seiner politischen Thätigkeit völlig entrathen?

Und wenn es weder möglich ist, dieselben abzutödten, noch wünschenswert, dieselben außer Acht zu lassen, auf welche Weise muss von ihnen, mit Vermeidung ihrer schädlichen Wirkungen, Nutzen gezogen werden?

Indem wir auf diese Fragen antworten, werden wir das uns vorgesteckte Problem lösen.

Gehen wir die vorher flüchtig skizzierten politischen Operationen noch einmal durch.

Das Erste ist die Beobachtung der wirklichen menschlichen Zustände. Zu diesem Zwecke sammeln wir statistische Daten, welche die verschiedenartigen Manifestationen des nationalen Lebens, in Einzelheiten zerlegt, vor uns ausbreiten. Daraus ersehen wir zum Beispiel die Zahl der Geburten, der Eheschließungen, der exportierten Weizenmengen, der importierten Baumwollwaren, die Höhe der Arbeitslöhne, die Ergebnisse des Staatshaushaltes u. s. w. Es ist klar, dass wir damit noch nicht zur Erkenntnis des eigentlichen menschlichen und nationalen Lebens gelangt sind; wir haben damit Hilfsmittel zur Erkennung desselben erhalten, aber das Leben selbst, das Wirkliche selbst nicht. Ich sehe ab von den Lücken der sorgfältigst zusammengestellten Statistik, von den Lebensverhältnissen, welche sie gar nicht in Betracht zieht, von den Unrichtigkeiten, welche sie nicht vermeiden kann. Der Datenhaufen selbst ist nichts anderes, als eine Masse von Abstractionen, als eine Menge aus dem Ganzen des menschlichen Lebens herausgezogener und besonders gruppierter Einzelheiten; davon gelangen wir zum wahrhaften, zum wirklichen menschlichen Leben nur so zurück, wenn wir die Ziffern auseinandernehmend und die Gegenstände zusammenzählend, aus ihnen individuelle Existenzen gruppieren. Deshalb gebrauchen wir als zweites Hilfsmittel die unmittelbare Beobachtung des individuellen Lebens, unsere eigenen Erfahrungen und die Erfahrungen Anderer in Enquêten, in Monographien einzelner Gegenden, einzelner Berufszweige — und innerhalb des Bereiches derselben — einzelner Familien. Aber der Staatsmann sollte die Gesammtheit der wirklichen Zustände kennen; und von dieser Gesammtheit kann die ausgedehnteste Erfahrung und Forschung nur eine verschwindend kleine Quote umfassen, viel zu klein, um der rein verstandesmäßigen Induction als sichere Basis dienen zu können. Wie können wir also zum Ganzen gelangen? Nur so, dass wir einzelne Gegenstände der thatsächlichen Beobachtung glücklich auslesend, in ihnen die allgemein bedeutsamen, die vielen gemeinsamen, die charakteristischen, mit einem anderen Worte: die typischen Züge erblicken. So ist denn schon bei der ersten grundlegenden Arbeit die nothwendige Rolle jener Fähigkeit vorhanden, welche in den individuellen Erscheinungen und auch in einer verhältnismäßig kleinen Zahl derselben den Typus zu erkennen vermag und somit generalisiert, ohne leere Begriffe zu geben. Schon hier begegnen wir der Phantasie.

So verhält sich dies auch bezüglich der materiellen Seite des nationalen Lebens. Aber diese hat dann auch ein ganzes Gebiet, von welchem die verständnismäßige Beobachtung kaum etwas zu sagen weiß, und dieses Gebiet ist das Reich der Gefühle. Die «positiven» Politiker sind geneigt die Gefühlsfactoren gering zu achten, oder — wenn sie dieselben in ihre Berechnungen auch einbeziehen — irren sie oft in der Würdigung derselben. Und dieser eine Irrthum hat schon oft das Fiasco auf das Schönste



ausgedachter Institutionen zur Folge gehabt; dadurch sind Feldzüge verloren worden, weltpolitische Systeme zusammengestürzt, Throne und Reiche zusammengebrochen. Jene Gefühle, welche das Herz der Nation beherrschen, sind ebenso reale Bestandtheile des wirklichen Zustandes, wie das consumierte Mehlquantum, oder die Zahl der Glashütten. Aber vermag wohl der bloße Verstand zum vollen Verständnis derselben zu gelangen? Haben wir nicht auf diesem Gebiete die verhängnisvollsten Irrthümer mit dem größten Verstande begabter Staatsmänner gesehen? Das europäische System Napoleon's I. war ein sorgfältig ausgeklügeltes politisches Kunstwerk; er hatte nur nicht genug mit der Freiheitsliebe der Nationen gerechnet, und dieser Rechnungsfehler brachte ihn zu Falle. Bismarck's Kulturkampf lag der großartige Gedanke zu Grunde, auch die Religion in den Dienst der deutschen Einheit zu stellen: nur hatte er die Macht des verletzten religiösen Gefühls nicht gehörig gewürdigt und — er gelangte nach Canossa. Und hatten etwa diese großen Staatsmänner nicht genug Verstand dazu, solche Irrthümer zu vermeiden? oder gingen sie bei der Herbeischaffung ihrer Daten nicht mit genug Sorgfalt vor? Die derart aufgeworfene Frage klingt beinahe lächerlich. Nein, wahrhaftig nicht aus der Mangelhaftigkeit des Verstandsvermögens sind diese Fehler entsprungen, sondern einfach daraus, dass weder Napoleon's, noch Bismarck's Herz jenes Gefühl, mit welchem sie in den Kampf traten, in sich aufgenommen und durchgefühlt hatte so, dass sie dessen Kraft nicht zu ermessen verstanden. Die Gefühlswelt der Nationen, ebenso wie jene der Einzelnen, kann nur mit dem Herzen vollkommen verstanden werden.

Wir ersehen hieraus, dass der Staatsmann auch schon beim ersten Schritte, bei der Erkennung der thatsächlichen Zustände, die Mitwirkung der Phantasie und des Herzens nicht entbehren kann. Aber noch nöthiger braucht er diese Kräfte bei seiner zweiten Function, nämlich bei der Feststellung seiner Agenden. Diese Function hat — wie wir bereits erwähnt haben — zwei Theile: die Aussteckung der unmittelbaren Ziele und die Auswahl der Mittel, nämlich der zur Erreichung des Zieles geeigneten Maßnahmen. Reden wir vorläufig nur von den letzteren.

Die unmittelbare Aufgabe, welche hier der Urtheilsfähigkeit zufällt, ist die Beurtheilung der voraussichtlichen Wirkung der geplanten Maßnahmen; denn ihre Zweckmäßigkeit besteht offenbar darin, mit je weniger Mühe den als Ziel ausgesteckten Fortschritt im Gemeinwohl je vollkommener herbeizuführen. Hier können wir daher nicht etwas beobachten, was schon ist, sondern müssen etwas sehen, was erst sein wird. Um diese Einsicht zu erlangen, raisonnieren wir mit der gleichzeitigen Anwendung der deductiven und inductiven Methode; raisonnieren wir auf Grund der Natur der Sache und der Erfahrungsdaten mit der ganzen Schärfe unseres Geistes. Aber wer sich je mit verwickelteren politischen Problemen beschäftigt hat, weiß,

dass es meist unmöglich ist, dieselben auf dem Wege der Argumentation mit jener keinen Widerspruch duldenden Evidenz zu entscheiden, welche die exacte Wissenschaft charakterisirt. Und dies ist sehr natürlich, da bei politischen Fragen die Prämissen sowohl der Deduction, als auch der Induction meist sehr unbestimmt sind. In dem, was wir die Natur der Sache nennen, ist beinahe immer eine Anzahl psychologischer Züge enthalten, von denen man sich kaum einen klaren Verstandsbegriff zu bilden vermag; die Erfahrungsdaten aber passen niemals vollkommen auf den in Rede stehenden Fall. «Diese neue Freiheit bedroht das sittliche Leben in seinem ganzen Grunde — so spricht man von rechts —, es ist unmöglich, dass die Massen dieselbe nüchtern gebrauchen.» — «Nicht doch — lautet die Antwort von links —, die sichtliche Kraft wird erstarken, wenn wir sie ohne jeden äußeren Zwang sich selbst überlassen.» — «Diese neue Steuer — spricht der Eine — wird die ärmeren Classen zu Grunde richten.» — «Dem ist nicht so — antwortet der Andere —, man hat sie vor 20 Jahren auch in Frankreich eingeführt und dort hat sie die Leute zu erhöhter Thätigkeit angespornt, so dass sich der Wohlstand der Massen seitdem rapid gehoben hat.» — «Ja, — widerredet der Gegner der neuen Steuer — bei den Eigenthümlichkeiten des französischen Nationalcharakters konnte die Wirkung eine günstige sein; außerdem vergessen wir aber nicht, dass in Frankreich die neue Steuer mit einem großartigen Aufschwunge der Spiritusindustrie zusammenfiel, während unsere Spiritusindustrie im Niedergange ist.» — «Mag sein, — erwidert der Vertheidiger der neuen Steuer — aber wir haben bei der Feststellung des neuen Steuersatzes auf den Unterschied des ungarischen und französischen Nationalcharakters Rücksicht genommen; für den Niedergang der Spiritusindustrie aber finden wir ein Aequivalent im Aufschwunge der Zucker- und Leinenindustrie.» — Von solcher Art sind die politischen Debatten! Und wer kann in den angeführten Beispielen mit peremptorischer Argumentation entscheiden, ob jene neue Freiheit eine verheerende oder stählende Wirkung haben werde? Und wer wird ziffermäßig feststellen, ob die Differenz des Steuersatzes die Differenz der wirtschaftlichen Energie des französischen und des ungarischen Volkes ausdrückt?

Daher kommt es, dass bei voller bona fides, zwischen gebildeten und vernünftigen Leuten die größten Meinungsverschiedenheiten vorkommen können, dass beinahe über jede politische Frage von großer Tragweite Debatten geführt werden können, in welchen auf beiden Seiten ausgebreitetes Wissen und tadellose Logik für gegensätzliche Standpunkte kämpfen. Setzen wir von dieser Erscheinung wie viel immer auf Rechnung der Voreingenommenheit der Parteistellungen — von unlauteren Motiven will ich hier absehen —, so ist es doch Ttatsache, daß bei den meisten politischen Fragen auch nach der sorgfältigsten Erwägung der Erfahrungsdaten und

nach der größten Anspannung der Argumentationsfähigkeit ein ungelostes X, ein solcher Bestandtheil der Frage zurückbleibt, welcher mit verstandesmäßiger Beobachtung, mit verstandesmäßigem Raisonnement definitiv nicht entschieden werden kann.

Mit welcher Kraft wird also der Staatsmann jene größere oder kleinere Distanz durchlaufen, welche sich zwischen dem Endpunkte des Raisonnements und der Entscheidung ausdehnt? Was ist es, was bei ihm den Ausschlag geben wird, vorausgesetzt, dass ihn nicht Laune, Voreingenommenheit oder Leidenschaft, sondern ernste und gewissenhafte Absicht leitet?

Die staatsmännische Qualität dreht sich eigentlich um diese Frage. Wenn diese nicht wäre, wenn zwischen der logischen Beweisführung und der politischen Schlußfolgerung nicht diese unbequeme Kluft gähnte, konnte jeder Mensch von gesundem Verstande, der sich die Mühe nimmt, ein paar Bände Statistik, Monographie und Geschichte zu erlernen, ein Staatsmann sein. Aber hier ist eben diese große Kluft; wie wird dieselbe von Jenen überschritten, die wirklich Staatsmänner sind?

Die Antwort auf diese schwere Frage pflegt man sehr leicht zu geben. Die richtige Urtheilsfähigkeit, das Judicium, die staatsmännische Genialität, der politische Instinkt, die Intuition: diese Dinge pflegt man zu nennen. Worte, verehrte Zuhörerschaft, und wieder nur Worte; aber die Aufeinanderhäufung heimischer und fremder Wörter ist noch keine Erklärung. Das fragen wir ja eben, was dieses Judicium, dieser richtige Instinct ist, woraus sie entstehen, was in der Seele des Staatsmannes vorgeht, wenn er alle Mittel der Argumentation erschöpft hat und noch immer nicht ganz klar sieht?

Kehren wir zu unseren früheren Beispielen zurück; wird eine freiheitliche Errungenschaft heilbringend oder zerstörend sein? wird die geplante neue Steuer entmuthigen und verheeren oder stählen und zur Arbeit ermuntern? Wir haben alle Argumente pro und contra erschöpft und die Frage ist doch nicht definitiv entschieden. Was wird nun geschehen? — Was? — ungefähr dieses:

Der Staatsmann wird das Bild all jener armen Bauern- und Handwerker-Familien, welche er entweder selbst gesehen hat oder aus den Erzählungen Anderer kennt, vor sich erscheinen lassen; er wird sich jene anspruchslosen Herde vorstellen, die Tagesarbeit der Familienglieder, ihre Zerstreuungen, Gespräche, mit einem Worte: ihr ganzes Leben; er wird sich in ihre Seele versenken, mit ihren Herzen empfinden; und er wird, aus den in seiner Erinnerung erneuerten Bildern die unwesentlichen, die zufälligen Einzelheiten hinweglassend, ihre gemeinsam charakteristischen Züge gruppieren und so Typen schaffen, deren Eigenthümlichkeiten er als allgemein giltig annehmen kann. In diesen Typen sieht er

nun vor sich die Millionen des Volkes repräsentiert, er gewinnt einen Ueberblick über jenes brausende Meer, vor welchem es dem gewöhnlichen Schauer schwindelt und in welchen der forschende Verstand sich verirrt; und indem er die Wirkung der neuen freiheitlichen Errungenschaft, der neuen Steuer an diesen typischen Eigenthümlichkeiten abmisst, empfindet er die Beruhigung, der Erkenntnis der vollen Wahrheit so nahe gekommen zu sein, als man ihr in menschlichen Dingen nur kommen kann.

Diesen Prozess werden wir in jeder großen staatsmännischen Entscheidung finden. Er geht meist unbewusst von Statten und folgt auch nicht in chronologischer Reihenfolge — wie ich ihn hier darstellen musste — der verstandesmäßigen Beobachtung und Argumentation, sondern geht in der Regel mit diesen vermischt vor sich. Je nach der Natur der einzelnen politischen Fragen ist auch die Ausdehnung seiner Rolle eine verschiedene; in materiellen Fragen, wo mehr positive Daten vorliegen, wird sie kleiner sein, als dort, wo hauptsächlich die Psychologie in Betracht kommt. Aber nirgends wird sie vollständig fehlen. Und welche Seelenfähigkeiten manifestieren sich darin, wenn nicht die Phantasie und das Herz? und geschieht hier nicht ganz dasselbe, was wir bei der Beschreibung des künstlerischen Schaffens gesehen haben?

Ich will diesen Satz noch mit einem charakteristischen Beispiel illustrieren, und zwar nicht mit einem dem Reiche der Hypothesen entlehnten Beispiele, sondern mit einem thatsächlich geschehenen Vorfall aus dem Leben Franz Deák's. Und vielleicht kann es von überzeugender Kraft sein, dass ich mich eben auf Franz Deák berufe, in dessen einfacher Nüchternheit und anspruchsloser Größe Jedermann gewiss am wenigsten ein phantastisches Element suchen würde. Franz Deák verschmähte bekanntlich nicht die Conversation mit Alltagsmenschen, ja er widmete bisweilen ganze Stunden solchen Besuchern, welche seine auf hohem geistigen Niveau stehenden Freunde kaum eines Wortes würdigten. Einmal richtete Anton Csengery — von dem ich, wenn ich mich recht erinnere, denn Fall selbst gehört habe — an ihn die Frage, warum er so viel Zeit auf Herrn X., einen ziemlich hohlköpfigen Schwätzer verschwendet habe. «Warum? — sagte der alte Herr — warum? weil mir die Conversation des X. viel interessanter ist, als die Deinige.» — «Wie so denn?» fragte ihn Csengery lachend. — «Nun darum, — antwortete Franz Deák — weil so wie du denkst, zwölf Menschen in Ungarn denken, aber so wie X. denkt, viele Hunderttausende denken und fühlen; dies aber muss ich wissen.»

Der Fall ist genug amusant; aber wenn wir analysieren, was darin steckt, macht er jene staatsmännische Geisteroperation, welche der des Künstlers ähnlich ist, handgreiflich. Die gewöhnliche Auffassung sah in unserem Freunde X. nichts, als einen langweiligen Menschen, voll glatter Redensarten und banaler Empfindungen. Franz Deák indessen sah ihn

und Seinesgleichen mit anderen Augen an. Er zeichnete aus dem vielen überflüssigen Geschwätz in seinem Gedächtnisse eine und die andere Aeußerung auf, in welcher er etwas Charakteristisches fand, in welcher er die Offenbarung einer verbreiteten Ansicht eines allgemeinen Gefühls, einer gewöhnlichen guten oder schlechten Eigenthümlichkeit sah. Und sowie er diesen bedeutungsvollen Zug erkannte, konnte er sich denselben in tausend und aber tausend Individuen wiederholt vorstellen; und sein Herz erschloss sich ihm, er fand ihn interessant, der Theilnahme, Pflege wert, er konnte mit ihm fühlen. Und so schuf sich Franz Deák aus den X-en Typen, in welchen die ganze Nation vor seinen geistigen Augen lebte. Und nun frage ich, mag nicht Shakespeare mit ebensolchen Augen den Spießbürger, den Soldaten, den Richter, den großen Herrn angeschaut haben, in der Vielheit der individuellen Offenbarungen die typischen Züge suchend und findend? Und mag nicht Tolstoi so die Herzensergüsse des russischen Beamten, die Plaudereien des Petersburger Salons und die Klagen des Muschiks angehört haben, um aus ihnen die unsterblichen Gestalten seiner Romane »Krieg und Frieden« und »Anna Karenin« zu schaffen?

Näher besehen ist also das, was wir staatsmännische Genialität, politischen Instinkt, Intuition u. s. w. zu nennen pflegen, nichts Anderes, als die Mitwirkung der Phantasie und des Herzens bei der Beobachtung der thatsächlichen Zustände und bei der Feststellung der Agenden. Und wenn es gelungen ist, dies dort auszuweisen, wo bloß von der Abwägung der Wirkung der Institutionen, also von der Wahl der Mittel die Rede war, dann wird die Rolle der künstlerischen Eigenthümlichkeiten bei der Feststellung der staatsmännischen Ziele sich noch deutlicher herausstellen.

Halten wir immer jene Fundamentalwahrheit vor Augen, dass das Ziel kein anderes sein kann, als die Verbesserung der öffentlichen Zustände — das heißt — wie wir bereits entwickelt haben: die Förderung des Glückes der Einzelnen und der Größe der Nation: jene Maßnahme, welche wir planen, jene Institution, welche wir einbürgern wollen, jener Vertrag, welchen wir mit einer anderen Nation schließen u. s. w., ist niemals Ziel, sondern immer nur Mittel. Das unmittelbare Ziel ist jene Verbesserung, welche im gegebenen Augenblick verwirklicht werden kann; fernere Ziele sind jene ferneren Fortschritte, welche im Laufe der Zeit erreicht werden können; das Gesammtziel, das Lebensziel des Staatsmannes aber ist jene Umgestaltung des nationalen Lebens, welche er als möglich aufzufassen im Stande ist, bis an deren Grenze seine Voraussicht reicht und welcher die partiellen Verbesserungen, ihrem naturgemäßen Nacheinander gemäß, in ein organisches System zusammenfasst.

Ein großangelegter, zur Führerrolle geschaffener Staatsmann kann nur Derjenige sein, der ein solches System seiner Ziele festzustellen ver-

steht. Den Namen «System» aber verdient nur jene Conception, welche in allen Zweigen des nationalen Lebens einen proportionierten und zusammenhängenden Fortschritt plant. Denn in der Politik hängt thatsächlich Alles mit Allem zusammen. Die geistige und die materielle Kultur, die innere Organisation des Staates und die äußere Machtstellung der Nation: alle diese Dinge können nur parallel fortschreiten und die Entwicklung des einen kann nicht dauernd und gesund die der übrigen überflügeln. Wer diesen Zusammenhang nicht sieht, sondern irgend einen Faktor des nationalen Lebens auf Kosten der übrigen hätscheln will, ist ein Steckenpferd-Politiker, aber kein Staatsmann. Unzweifelhaft sind, dem Princip der Arbeitstheilung entsprechend, auch solche Politiker nothwendig, die ihre ganze Thätigkeit einer einzelnen nationalen Interessensphäre widmen; und wenn sie in dieser Sphäre richtig zu planen und erfolgreich zu handeln verstehen, sind gewiss auch sie des Namens des Staatsmannes würdig. Aber zur Erreichung der höchsten staatsmännlichen Qualität, zur obersten Leitung der Geschicke einer Nation ist der Ueberblick der sämmtlichen Zweige des nationalen Lebens und die Voraussicht der vereinten Entwicklungsfähigkeit derselben nothwendig, oder: überblickende Voraussicht. Die Größe des Staatsmannes hängt davon ab, wie vollständig sein Ueberblick ist und wie weit seine Voraussicht reicht.

Und was ist eigentlich diese Voraussicht? Nichts Anderes, als das Sehen eines solchen Zustandes der Nation, welcher heute noch nicht ist, sondern nur in der Zukunft sein wird. Wenn die Voraussicht sich weiter, als auf die Erfordernisse des nächsten Tages erstrecken will, dann muss sie alle jene stufenweisen Umgestaltungen sehen, welche wir nacheinander durchmachen müssen, um an das Endziel zu gelangen. Wenn er aber Ueberblick sucht, muss er alle jene partiellen Verbesserungen sehen und summieren, welche nebeneinander gestellt und miteinander combiniert, die harmonische Entwickelung des Ganzen sichern. Mit einem Worte: wir müssen in uns eine ganze Folge Bilder von noch nicht wirklichen Zuständen — sammt und sonders Phantasiewesen — in uns erschaffen; und aus diesen jenes Phantasiewesen entwickeln, welches vom Wirklichen am entferntesten steht, jenen neuen Zustand der Nation, welcher das Endziel unseres Wirkens bildet.

Ich glaube, es bedarf kaum eines Beweises, dass bei der Schaffung eines so großartigen Bildes der stufenmäßigen und harmonischen nationalen Entwicklung die Mitwirkung der Phantasie unbedingt nothwendig sei. Das dem Verstande zur Verfügung stehende Beobachtungs-Material wird immer weniger, je weiter wir uns von der Gegenwart entfernen. Auch der Geschichtsschreiber bedarf der Phantasie, wenn er ein zusammenhängendes Bild der Vergangenheit geben will. So wie der große Bildhauer aus den übriggebliebenen Torso auf Grund der Kenntnis des menschlichen

Körpers die ganze Statue zu reconstruiren im Stande ist und, wenn er auch einzelne untergeordnete Details verfehlt, die wesentlichen Züge des Werkes sicher auffindet: ebenso verlebendigt ein Gibbon, ein Mommsen, ein Ranke aus einigen lückenhaften Daten die ganze Vergangenheit, denn in jenen einigen Daten hat ihr Künstlerauge dasjenige erblickt, was für eine Epoche, für ihre Helden und Massen charakteristisch ist. Ohne diese Mitwirkung der schöpferischen Phantasie ist das historische Wissen nur ein todter und leerer Datenhaufe, aus welchem wir ebensowenig Nutzen, als Vergnügen schöpfen können. Und wenn man ohne Phantasie die Vergangenheit einer Nation nicht wiederbeleben kann, kann man noch weniger mit bloßem Verstand ein lebendiges Bild von ihrer zukünftigen Umgestaltung schaffen. Was wird also jener Politiker thun, welcher wegen Mangel an Phantasie hiezu nicht fähig ist? Eines von zweien: er denkt entweder überhaupt nicht an die selbstbewußte Aussteckung von Zielen, lebt von einem Tag zum anderen und folgt in den täglichen Agenden den Eingebungen des individuellen oder des Partei Interesses, eventuell den Strömungen der öffentlichen Meinung; oder aber, wenn in ihm Idealismus und Thatenlust vorhanden ist, verwechselt er das Mittel mit dem Zweck, und weil er von der nationalen Entwicklung selbst auch kein Bild haben kann, verliebt er sich anstatt dessen in einzelne auswendig gelernte Schablonen, einzelne Institutionen, macht diese zum Selbstzweck und nöthigt sie mit aller Gewalt der Nation auf. Mit einem Worte: ein solcher Politiker wird, wenn sein Herz öde ist, ein cynischer Opportunist, wenn aber sein Gefühl gut ist, oder wenn ihn Ambition stachelt, ein voreingenommener Doctrinär sein. Welcher mehr Schaden stiftet, ist schwer zu bestimmen.

Nicht geringer als diese entscheidende Rolle der Phantasie, ist die des Herzens; wenn jene die Lückenhaftigkeit der Verstandesoperationen ergänzt, nährt dieses die Kraft des Willens. Mit Hilfe der Phantasie sehen wir jenen neuen Zustand, welcher wünschenswert ist, vom Herzen empfangen wir den Impuls, denselben, trotz allen Schwierigkeiten, auch zu verwirklichen. Wem der Schmerz Anderer, die Glückssehnsucht Anderer nicht durch das Herz geht, dessen Wille regt sich entweder garnicht oder dauert im Kampfe nicht aus. Wer zum Beispiel das Elend einer hungernden Arbeiterfamilie oder eines durch Wucher heimlos gewordenen Kleingrundbesitzers oder eines amtlos gewordenen Lehrers nur als statistische Thatsache kennt, ohne dass es ihn schmerzt, dem es das Herz nicht rührt, in dem es nicht das leidenschaftliche Verlangen, zu helfen, erweckt; der wird auch nicht tiefgreifende Maßregeln zur Beseitigung oder Linderung jener Leiden durchführen. Er liest umsonst die ganze Literatur der Arbeiterfrage, er studiert umsonst die Gesetzbücher der sämmtlichen Kulturstaaten durch; seine Argumentation wird nur die bleiben: «dieser hungernde

Arbeiter, dieser expropriierte Bauer, dieser verzweifelte Lehrer ist kein Machtfactor, — ja' ich muss vielleicht gerade in die Interessen der Mächtigen hineingreifen, wenn ich jenen aufhelfen will. Was gehn sie mich an? ich habe Dringenderes zu thun!» Und mit dieser praktischen Weisheit kann der Politiker eine Weile lang, ja vielleicht auch lange Zeit hindurch seine eigene Macht aufrechthalten, er führt aber zugleich die Nationen in die Arme der socialen Revolution.

Ich glaube, diese wenigen flüchtig hingeworfenen Züge der Psychologie des Staatsmannes sind genügend zur Beleuchtung jener wichtigen, ja unentbehrlichen Function, welche die Phantasie und das Herz in jeder großangelegten politischen Bethätigung verrichtet. Aber wir haben schon früher darauf hingewiesen, dass hinwieder eben diese beiden Kräfte eine beständige Gefahr und eine der größten Gefahren der nüchternen staatsmännischen Thätigkeit bilden. Betrachten wir also auch diese andere Seite der Medaille. Und hier können wir uns mit ein paar sehr kurzen Bemerkungen begnügen, denn diese andere Seite kennt ja das Gemeinwissen am besten, es kennt sie so sehr, dass sie schon zum Gemeinplatz geworden ist.

Die Phantasie und das Herz können in zweierlei Gestalt dem Politiker gefährlich werden. Erstens kann es geschehen, dass er herrschen will anstatt zu assistieren, dass Einbildungen und Gefühle an die Stelle der Beobachtung der Thatsachen treten; es kann geben — und es giebt auch solche Politiker, die dem vertrauen, was sie sich einbilden und was sie wünschen und dagegen zu erforschen versäumen, was in Wirklichkeit existiert. Zweitens kann es geschehen, dass die Phantasie und das Herz auch auf jenem Gebiete, wo ihre Thätigkeit am Platze ist, nämlich in der Ergänzung von Verstandesoperationen falsche Informationen gibt: die Phantasie kann willkürlich sein in der Schaffung ihrer Typen, das Herz kann in der Auffassung der Gefühlswelt der Nation irren. Als dritte Gefahr können wir den beunruhigenden Einfluss einer überschwänglichen Phantasie und eines leicht aufflammenden Herzens auf den Willen hinzufügen.

Wenn also Phantasie und Herz dem Staatsmann ebenso gefährlich sind, wie sie ihm noththun, worin finden wir eine Gewähr dafür, dass diese beiden Kräfte in der Politik jenen Dienst thun, dessen wir nicht entrathen können, und dass sie nicht jene Gefahren heraufbeschwören, die wir mit Recht befürchten?

Diese Garantie birgt sich im richtigen Verhältnisse und in der entsprechenden Qualität.

Das richtige Verhältnis fordert, dass bei dem Staatsmanne Verstand und Willenskraft das Uebergewicht behalten; Der, bei dem Phantasie und Herz dominieren, taugt nicht zum Politiker. Ferner ist auch beachtens-

wert, dass beim praktischen Politiker der Verstand, der Wille, die Phantasie und das Herz factisch nicht in jener gesonderten Weise, noch aber in der chronologischen Reihenfolge functionieren, in der wir sie der Erklärung zuliebe zu präsentieren genöthigt waren. In Wahrheit sind Beobachtung, Raisonnement, Vorstellung, Gefühl untrennbar mit einander verbunden und wechselt die Reihenfolge ihrer Anwendung fortwährend. Der Staatsmann wird daher sein Vorstellungs- und Gefühlsvermögen disciplinieren, damit dasselbe sich nicht auf das vom Verstand zu occupierende Gebiet dränge, ja, er wird auch jene Einsicht, die er wirklich und richtiger Weise von der Phantasie und dem Herzen gewinnt, unausgesetzt der strengen Kritik des Verstandes überantworten.

Die Qualität hinwieder, welche der Phantasie und dem Herzen beim Staatsmanne eigenthümlich sein muss, hebt sich bereits aus dem bisher Gesagten ab; ja, wir haben sie auch bisher schon nicht bloß einmal beim Namen genannt. Jetzt aber fassen wir das ganze Resultat unserer Erörterungen in der Charakterisierung dieser Qualität zusammen, und zwar mit einem Worte: Der Staatsmann bedarf der künstlerischen Phantasie, des künstlerischen Herzens. Die künstlerische Qualität macht jene Kräfte für ihn nutzbar, sie paralysiert deren Gefahren.

Was schafft eigentlich die richtig verwendete Phantasie in der Politik? Sie ergänzt die Beobachtung und die Erfahrung, indem sie einerseits den leblosen Abstractionen individuelle Züge verleiht, andererseits aus den stets mangelhaften factischen Daten Typen schafft, mit deren Hilfe wir eine große Uebersicht und weite Voraussicht gewinnen können.

Damit jedoch diese Operationen erfolgreich seien, damit sie unsere Kenntnisse, unser Urtheil, unsere Voraussicht thatsächlich fördern, nicht aber irreführen, wessen bedarf es hiezu? Es bedarf dessen, dass jene Typen wirklich die charakteristischen und wesentlichen Züge der existierenden Dinge, Menschen, Volksklassen, Zeiten etc. enthalten, mit andern Worten, dass sie künstlerische Warheit besitzen. Jene Phantasie aber, welche Wahres schafft, ist die künstlerische Phantasie.

Und das Herz? Es führt dann irre, wenn es selbstisch ist — ich sage gar nicht egoistisch, was eine moralische Verwilderung der Ichheit bedeutet; sondern einfach, wenn es derart ist, dass es sich in die Welt seiner individuellen Empfindungen einschließt. Wir können sehr gutherzig sein, erfüllt von Theilnahme, Idealismus; allein wir haben vielleicht eine subjective Vorliebe für gewisse Categorien des Wohlthuns oder edler Ideen. Der Eine z. B. kümmert sich namentlich um das Los der Taubstummen, vielleicht darum, weil er in seiner Familie einen solchen Fall sah; der Andere schwärmt besonders für die Vereinsfreiheit; einem Dritten fehlt jeder Sinn für die Wichtigkeit der orientalischen Frage. All diese Herren können sehr gute Menschen sein und es kann keinerlei Einwendung sie

treffen, wenn sie ihre individuelle Thätigkeit just dem wohlthätigen Zwecke zuwenden, der sie individuell am stärksten interessiert, und wenn sie an Dinge nicht denken, die ihr Herz unmittelbar nicht berühren.

Den Staatsmann jedoch können nicht solche subjective Gefühlsneigungen leiten, und geschieht es doch, so wird er durch dieselben irregeleitet. Es muss in ihm das Herz der ganzen Nation pochen, er muss für jene Ideen am wärmsten fühlen, welche das allgemeine Bedürfnis in den Vordergrund stellt; insofern muss er sogar über der Gefühlswelt der Nation stehen, um nicht jedem plötzlichen Emporflackern zu folgen, sondern nur jene Begeisterung in sich aufzunehmen, in welcher sich die ständige Gefühlsenergie der Nation offenbart, d. h. jene instinctive Volkskraft, welche die Befriedigung eines wirklichen öffentlichen Bedürfnisses fordert. Das staatsmännische Herz wird daher nicht durch das bewegt, was auf seine subjective Gefühlswelt Bezug hat, sondern durch das, was das wirkliche gemeinsame Bedürfnis seiner Nation ist und durch das hieraus entspringende allgemeine Gefühl; mit einem Worte: es wirkt auf ihn die Kraft der Wahrheit und nicht das individuelle Interesse.

Jenes Herz aber, welches auf diese Weise fühlt, ist das künstlerische Herz.

«Phantasie, welche nur Wirkliches sieht, ein Herz, welches durch die Wahrheit als solche bewegt wird: das ist das Wesen der Künstlerseele.» Diese Worte haben wir im einleitenden Theile unserer Abhandlung gebraucht und nun können wir beim Staatsmanne Wort für Wort wiederholen: Phantasie, welche nur Wahres sieht, ein Herz, welches durch die Wahrheit als solche bewegt wird: einer solchen Phantasie, eines solchen Herzens bedarf der Staatsmann. Und so haben wir im Staatsmanne den Künstler gefunden.

Und entfernt davon, dass diese künstlerischen Eigenschaften einen phantastischen und sentimentalen Politiker schaffen, sind es eher diese Eigenschaften, welche die Phantasie und das Herz disciplinieren, um nicht mit dem Verstande in Gegensatz zu gerathen, ebenso wie das Wahre nicht im Gegensatze zu dem Wirklichen stehen kann. Die *nicht* künstlerische Phantasie ist es, welche ausschweift und ins Unmögliche mit fortreißt; das *nicht* künstlerische Herz ist es, welches seine subjectiven Gefuhle an die Stelle des allgemeinen Bedürfnisses setzt. Die Künstlerschaft im Staatsmanne bedeutet nicht die Hyperthrophie dieser zwei mächtigen und unentbehrlichen, aber gleichzeitig gefährlichen Kräfte, sondern gerade im Gegentheil deren Einschränkung und Disciplinierung.

Und wenn wir nunmehr die Stelle der künstlerischen Eigenschaften im Wirken des Staatsmannes genau bezeichnen wollen, gewinnen wir hiefür die folgende Formel:

Der Künstler schafft Phantasiegebilde, deren Haupterfordernis die

Wahrheit ist, jene höhere Wahrheit, zu welcher Herz und Phantasie den Weg öffnen; aber als Hilfsmittel zum Erschauen des Wahren nimmt er auf Schritt und Tritt die verstandesmäßige Beobachtung des Wirklichen zu Hilfe.

Der Staatsmann schafft und formt im Kreise des Wirklichen menschliche Verhältnisse; zu diesem Behufe erkennt er im Wege der verstandesmäßigen Beobachtung und Calculation das Wirkliche und das, was zu erreichen ist, und mit der Kraft seines Willens führt er dieses durch. Aber um das Wirkliche vollständig überblicken, um die Aufgaben der Zukunft sehen zu können und um für seinen Willen zur Durchführung derselben Kraft zu gewinnen, muss er das künstlerisch Wahre zu Hilfe rufen, wozu die Phantasie und das Herz den Schlüssel besitzen.

Der Künstler, indem er, seine Flügel ausspannend, sich in den unendlichen Regionen des Wahren immer höher und höher erhebt, ist manchmal genöthigt, sich auf den festen Boden des Wirklichen hinabzulassen und von hier Richtung zu nehmen für einen neueren Flug seines Geistes, um in dem schwindelerregenden All sich nicht zu verirren. Der Staatsmann, indem er in dem Conglomerat der Offenbarungen der bestehenden Millionen wandert und forscht, ist manchmal gezwungen, auf Künstlersflügeln in die Höhe zu steigen, damit sein Auge mehr aufnehme und seine Lunge mit mehr stärkender Luft erfüllt werde, da er sonst seinen Pfad verliert, oder unterwegs ermattet.

Der Künstler gelangt durch das Wirkliche hindurch zum Wahren, der Staatsmann durch das Wahre hindurch zum Wirklichen.

Die künstlerischen Eigenschaften des Staatsmannes erfordern jedoch eine nähere Bezeichnung. Die künstlerischen Individuen sind nämlich sehr verschieden und können aus mehreren Gesichtspunkten classiert werden; eine dieser Classierungen nun berührt auch unseren Gegenstand. Wir haben gesehen, dass die künstlerische Wahrheit aus der Treue des Typus und aus lebensvollen individuellen Zügen zusammengesetzt ist. Die Treue des Typus ist jener Bestandtheil, welcher in den Schöpfungen eines jeden Künstlers gefunden werden muss und dessen Abstufungen die Rangklasse des Künstlers festsetzen. Aber die individuellen Züge, in welche jene typischen Eigenschaften gekleidet erscheinen, können aus zwei Quellen entnommen werden, und je nachdem sie hauptsächlich aus der einen oder aus der anderen schöpfen, können die Künstler in zwei Classen eingetheilt wergen. Es gibt solche, die auch in den individuellen Zügen ihrer Schöpfunden die unendlichen Variationen der Welt wiederspiegeln, welche tausenderlei Charaktere, die Gedankenwelt, die Eindrücke und die Stimmungen von tausenderlei Menschen in sich aufnehmen und darstellen können, so dass ihr eigenes Ich in ihren Schöpfungen sozusagen verschwindet. Dann gibt es wieder solche, welche in ihren Schöpfungen, wenn ich so

sagen darf, immer persönlich anwesend sind, welche jeden individuellen Zug mehr oder weniger aus sich selbst heraus nehmen und unter verschiedenen Bezeichnungen stets ihre eigenen Schmerzen, ihre eigene Begeisterung, ihre eigenen Ansichten uns darlegen. Die zur ersten Categorie Gehörigen können wir objective, die anderen subjective Künstler nennen. Die Uebertreibung, man könnte sagen, Entartung beider Richtungen ist in der Kunst fin de siècle vertreten. Die subjective Richtung in der Poesie der Decadenten und in den Gemälden der Impressionisten geht in den Hallucinationen eines kranken Nervensystems auf; die objective Richtung hingegen versinkt in dem sogenannten Naturalismus in jene Zerbröckelung der Details, welche schon nicht mehr eine Secierung, sondern Fäulnis ist. Diese beiden Extreme, vom Zentrum des künstlerischen Schaffens, der typischen Wahrheit in zwei diametralen Richtungen sich entfernend, treffen sich naturgemäß neuerdings am entferntesten Punkte des Kreislaufes, im Kultus des Hässlichen. In ihrer Umarmung besorgt der neueste italienische «Verismo» die würdige Musikbegleitung.

Aber an und für sich und insolange, als der Typus in seiner Wahrheit gleich ist, sind beide Richtungen ästhetisch berechtigt; beide besitzen unter den Größten der Kunst Vertreter. Um nur im Bereiche der Dichtkunst zu bleiben, sind bei den Engländern Shakespeare und Byron, bei den Deutschen Goethe und Schiller, bei uns Ungarn Arany und Petőfi die typischesten Vertreter der objectiven und subjectiven Künstlerseele.

Es ist nun ohne jede längere Beweisführung klar, dass der Staatsmann die Eigenschaften des objectiven Künstlers besitzen muss. Der Künstler nämlich schafft Phantasiegebilde, in welchen die typischen und individuellen Züge wahr sein müssen; aber es ist egal, ob er die individuellen Züge sich selbst oder Anderen entlehnt. Sicherlich wird die Summe der Schöpfungen jenes Künstlers reicher und abwechslungsvoller sein, welcher bei der Verschiedenartigkeit der individuellen Züge der Spiegel der Welt ist, und es ist unleugbar, dass sämmtliche Werke des zu sehr subjectiven Künstlers den Eindruck einer gewissen Monotonie hervorbringen. Andererseits aber sprechen sie mit hinreißender Wärme, mit zünderem Feuer zu unserer Seele, da sie von einem gleichen Gedanken, von einem gleichen Gefühl erfüllt sind, und sie erzielen mehr unmittelbare Wirkung, wenn sie nur irgendwelche Sympathie bei uns vorfinden — bei Einzelnen oder bei Epochen. Es wäre daher schwer, zwischen diesen beiden Categorien der Künstler die Suprematie zu verkünden. Aber die Sache steht ganz anders, wenn von den künstlerischen Eigenschaften des Staatsmannes die Rede ist. Vergessen wir nicht, dass diese bei ihm nur eine Aushilfsrolle spielen; ihre Rolle besteht darin, den Mangel an Daten über das factisch Bestehende durch den Schein und das Gefühl des Wahren zu ergänzen und den Theil des Weges zu dem zu Schaffenden, welchen

Erfahrung und Klügelei nicht erreicht, gleichfalls mit dem Material des Wahren auszubauen. Mit einem Worte, der Staatsmann geht von dem einen Bestehenden aus dem anderen Bestehenden zu und sein Weg führt zum Theil durch das Land des Künstlerischen, des Wahren hindurch. Aber das Bestehende, welches die beiden Endpunkte seines Wirkens bildet, dieser gegenwärtige Zustand und dieser zu schaffende Zustand ist der Zustand einer Nation als eines Ganzen und zahlloser einzelner Menschen. Er kann daher auch nur jene Gattung der künstlerischen Wahrheit benützen, welche das endlos Abwechslungsreiche der wahren individuellen Züge zu wiederspiegeln fähig ist; zur Psychologie der Menschen, zum Verständnis einer Nation, zum Begreifen der Zukunft einer Nation eröffnet bloß dies den Weg, und bloß dies befähigt zu bleibenden Schöpfungen.

Jener Politiker, in welchem die künstlerischen Eigenschaften subjectiver Natur sind, der also Alles durch die Brille des eigenen Ichs betrachtet, und der demzufolge seine eigene Gefühlswelt, die Gesetze seiner eigenen Individualität einer ganzen Nation aufoctroyieren will, zeigt in der Geschichte zweierlei Gestalt: die Gestalt des Radicalismus und die des Despotismus. Beide haben in der Entwicklung der Nationen ihre providentiell bestimmten Zeiten. Es gibt Epochen, da die subjective Gefühlsrichtung eines Menschen mit dem dominierenden Gefühl der Nation übereinstimmt, mit jenem Gefühl, welches zur Zeit wirklich wichtiger als alles Andere ist, dessen Einseitigkeit und die in derselben verborgene wilde Kraft benöthigt wird, um verknöcherte Missbräuche und unnahbare Halsstarrigkeit zerbrechen zu können; dies ist die Stunde der subjectiven Künstler der Politik, die Stunde der Radicalen. Aber gerade nur eine Stunde in den Jahrhunderten der Geschichte. Im regelmäßigen Laufe der Dinge, zur Zeit der ruhigen Entwicklung kann der Radicalismus — welcher seine eigene Leidenschaft an die Stelle der nationalen Bedürfnisse setzen will — entweder gar nicht zur Geltung kommen, oder wenn er in Folge eigenthümlicher Gestaltung der Umstände zu einem entscheidenden Factor wird, führt er unabsehbare Wirren herbei.

Beim Despotismus sind gleichfalls zweierlei Fälle zu unterscheiden. Der eine ist der, wenn eine Nation in Bezug auf ihre eigenen Bedürfnisse, ja, ihre eigenen Gefühle nicht im Reinen ist und so innerhalb der Grenzen der Freiheit weder ihre Ziele, noch ihre Mittel hiezu feststellen kann. Nach Katastrophen, Revolutionen oder Feldzügen tritt nicht selten ein solches Pausieren des nationalen Selbstbewusstseins ein. Zu solcher Zeit eröffnet sich ein großer Beruf für jenen Staatsmann, welchen die Umstände mit der Dictatur bekleiden, wenn er die Nation besser verstehen kann, wie die Nation sich selbst, wenn er die Mittel zu ihrer Sanierung, die Formen zu ihrer Organisierung sieht, mit einem Worte all das, was die Nation benö-

thigt und er das mit starker Hand auch hervorbringt. Aber ein solcher Despotismus ist dies nur der Form nach, in seinem Wesen ist es die Politik der Nation, nicht jene des herrschenden Individuums; früher oder später führt sie denn auch zur Freiheit zurück. Jener Staatsmann, welcher eine solche Rolle vollführt, sieht und fühlt nicht mit der Phantasie und dem Herzen des subjectiven, sondern des objectiven Künstlers, denn bloß als Kraft kann er seine eigene Individualität benützen, zum Ersatz anderer erschlaffter Kräfte, aber er will nicht den Inhalt seines eigenen Ichs, seine eigenen Lieblingsideen der Nation aufdictieren: im Gegentheil, er ist bloß der Entdecker des Inhalts des nationalen Lebens und der geltendmachende Arm desselben. Dies ist demnach nur ein scheinbarer, ein formaler Despotismus.

Der wirkliche Despotismus — welcher sich auch manchmal in die Formen der Freiheit hüllen kann und unverkennbar in geistiger Verwandtschaft mit dem Radicalismus steht — der wirkliche Despotismus ist eben die Geltendmachung des Ichs einer mächtigen, oder durch günstige Umstände zur Macht emporgekommenen Individualität mit Unterdrückung der nationalen Individualität, an Stelle und auf Kosten derselben. Die mildeste und sympathischeste Species derselben ist die, wenn ein hochbegabter Staatsmann, oftmals mit begeistertem Hinzuthun der geblendeten Nationen und oft von der besten Absicht geleitet, ein solches politisches System schafft, welches ausgezeichnet wirkt, ja auf seine Nation auch Glanz wirft, so lange er lebt, aber mit ihm zugleich erlischt, wobei es bei ihrem Zusammenbruche auch viele Andere unter den Trümmern begräbt. Die Geschichte der Nationen ist voll solch glänzender, aber traurig endender Episoden, mit den Tragödien der auf die exceptionellen persönlichen Eigenschaften gegründeten Politik. Auch hier herrscht der subjective Künstler in dem Helden der Politik. Er sieht die Welt, die Nation in ihrer Wirklichkeit: aber dabei sieht er immer auch sich selbst, und die Welt ohne sein eigenes Ich kann er sich nicht denken. «Welt — Ich, Nation — mit mir»; dieses Bild lebt in ihm, obgleich dieses «Ich» ein vergänglicher Factor ist; die Welt, die Nation muss auch ohne ihn ihr Fortkommen finden.

Die Geschichte Englands zeigt uns in packendem Nacheinander die verschiedenen Erfolge eines subjectiven und eines objectiven Staatsmannes. Beide zählen ja zu den Größten: Cromwell und Wilhelm III. Cromwell brachte England zur Blüte und machte es groß; aber weil dieses glänzende Ergebnis mit seinen persönlichen Eigenschaften verknüpft war, folgten seinem Tode Dissolution und Erniedrigung. Wilhelm III. hingegen, das wahrhaftige Musterbild der objectiven Staatskünstler, der sich in den fremden Ideenkreis und in die fremde Gefühlswelt so sehr einleben konnte, dass er Oesterreich, Spanien, ja selbst das Wohlwollen des Papstes für die

zum Schutze des Protestantismus gegründete Liga gewann, dieser Wilhelm III. wurde, trotzdem er ein Holländer war, der eigentliche Schöpfer des Parlamentarismus, und brachte ein auf so gesunde Grundlage basiertes System der europäischen Politik zu Stande, dass dasselbe auch nach seinem Tode und unter schwachen Herrschern noch Jahrzehnte hindurch das Gleichgewicht der Mächte sicherte. Einer der Riesen der französischen Geschichte, Napoleon I., zeigt ein Beispiel für beide Richtungen. Die innere Organisation, die er Frankreich gab, ist eines der staunenswertesten Meisterstücke der objectiven Staatskunst; diese entspricht so sehr dem Genius der französischen Nation, dass deren Grundpfeiler noch jetzt unberührt sind; die Festigkeit dieser Organisation sicherte Frankreich während so vieler Revolutionen und Verfassungskrisen die Ruhe des wirklichen nationalen Lebens — des Lebens von Millionen — und die Continuität der Entwickelung. Dagegen war die äußere Politik Napoleons's I. so sehr subjectiv, so sehr der Ausdruck der unbändigen individuellen Herrschsucht und entbehrte in solchem Maße der Erwägung fremder psychologischer Factoren, dass er selbst das Zusammenbrechen dieser Politik erschauen und überleben musste.

All diese Beispiele rechtfertigen den Satz, dass der Staatsmann die seelischen Eigenschaften des objectiven Künstlers besitzen muss. Was er mit Hilfe derselben schafft, besitzt die Garantien der Beständigkeit: während das Vordrängen des Ichs in den Vordergrund zu hinfälligen Resultaten führt, möge dasselbe im radicalen oder im despotischen Kleide erscheinen. Aus der objectiven künstlerischen Auffassung stammt der conservative Zug, worunter ich nicht die übliche Parteibezeichnung, sondern einfach den Gegensatz des Radicalismus verstehe; jene conservative Beimischung, welche auch in der Politik der großen liberalen Staatsmänner stets enthalten ist, und welche einfach darin besteht, dass die Gesammtheit, nicht aber unser eigenes Ich unser Ausgangs- und Zielpunkt sei, damit wir die Bedürfnisse der Gesammtheit begreifen und diesen Genüge leisten können, und nicht, dass wir unseren subjectiven Lieblingsideen um jeden Preis Geltung verschaffen wollen.

Und dafür, dass die Zweitheilung der Staatsmänner in der That aus dem Unterschiede der ihnen innewohnenden künstlerischen Eigenschaften entspringt, dafür finden wir einen interessanten Anhaltspunkt bei jenen Künstlern, deren politische Auffassung wir, sei es aus ihren Schöpfungen, sei es aus anderer Quelle, kennen. Hier können wir nämlich jenen hervorragenden Parallelismus beobachten, dass Alle, die wir als die bedeutendsten Vertreter der objectiven Kunst kennen: Shakespeare, Molière, Goethe, Johann Arany, der conservativen Auffassung des politischen Lebens huldigten, während die subjectiven Dichter: Byron, Viktor Hugo, Schiller, Petőfi, mehr oder weniger radicale Neigungen besaßen. Ja sogar auf die

Abstufung dehnt sich dieser Parallelismus aus. Der objectivste Schriftsteller unter Allen: Goethe, führte zu einer fast empörenden Stufe den Conservativismus, welcher sich mit dem Bestehenden zufrieden gibt und auch dessen Missbräuche mit Ergebung hinnimmt.

In seinen italienischen Briefen z. B. erzählt er sein Gespräch mit einem Reisegefährten; der Reisegefährte deckt jene niederträchtigen Mittel auf, mit denen die Regierungen mancher kleiner italienischer Staaten jede freiheitliche Aspiration ersticken, jeden Sonnenstrahl ausschließen. Goethe ist absolut nicht empört darüber; er lobt sogar lächelnd die Geschicklichkeit der kleinen Tyrannen. Ihm ist auch dies nur ein Bild, das er ohne Kritik acceptiert. Was für Blitze hätte bei solcher Erzählung Petőfi geschleudert! Am andern Ende der Serie steht Byron, vielleicht der subjectivste Dichter der Weltliteratur und gleichzeitig ein solcher Revolutionär, dass ihm jedes Gesetz, selbst das Gesetz der Natur als verhasste Tyrannei erscheint. Diejenigen hinwieder, die als Künstler zwischen diesen beiden Extremen dem Centrum näher stehen, sind auch in ihrer politischen Auffassung Anhänger gemäßigterer Richtungen; auf der einen Seite durchsättigt die markige kritische Freiheitsliebe den Conservatismus Shakespeare's; Johann Arany bekannte sich zu dem Liberalismus der Deák-Partei; auf der andern Seite wieder entfernt sich Schiller in demselben Maße von dem extremen Radicalismus in der Richtung eines sehr vorgeschrittenen, aber nicht mehr revolutionären Liberalismus, in welchem Maße auch seine Poesie in objectiver Richtung sich entwickelt. Seine erste Epoche, wo seine Muse noch in vollstem Maße subjectiver Natur war, wird durch «Die Räuber» charakterisiert, aus welchem Trauerspiel der sociale Revolutionär zu uns spricht; seine zweite Epoche hinwieder, wo sein Genius unter dem Einflusse Goethe's der objectiven Dichtkunst sich näherte, brachte «Wilhelm Tell» hervor; auch dies ist ein Freiheitsdrama, aber ein Drama der gesetzlichen, auf historischem Recht fußenden Freiheit, die sich gegen ungesetzliche Willkür vertheidigt. Schiller steht hier bereits als conservativer Liberaler vor uns.

Wenn wir aber noch einen weiteren Parallelismus suchen, so finden wir diesen in größerem oder geringerem Maße Alle auch in uns selbst. Jeder junge Mann von gesundem Organismus, der nicht, wie so viele junge Streber, mit der Brille auf der Nase und mit einer Rechenmaschine an Stelle des Herzens geboren wurde, fühlt in seiner Jugend radicale Neigungen in sich. Die überschwängliche Kraft der Individualität will sich in diesen Jahren geltend machen, so weit das Auge reicht; wir glauben unbedingt an uns, an die Unfehlbarkeit unserer Ideen, an unseren weltbeglückenden Beruf und wir möchten der ganzen Welt unseren eigenen Stempel aufdrücken. Darum hassen wir jede Schranke, die unseren Siegeszug behindert und möchten in den ererbten Institutionen wüthen, bis kein

Stein auf dem anderen bleibt, Damit parallel gestalten sich unsere literarischen Ideale: Shakespeare, Molière acceptieren wir aus Anstand, Johann Arany aus Patriotismus: Goethe dagegen halten wir im Grunde unserer Seele für einen Philister; aber für Byron schwärmen wir und Petőfi entflammt uns. Im späteren Alter wird unsere erste Begeisterung schwächer, zerfließen viele unserer Illusionen, sinkt unser sieghaftes Selbstvertrauen tiefer; in den traditionellen Institutionen erblicken wir nunmehr auch heilsame Schutzwehren zur Bewahrung des Erworbenen, nicht nur Hindernisse, die unser siegreiches Vordringen aufhalten. Diese defensive Auffassung des Lebens trägt auch in unsere politischen Ueberzeugungen den conservativen Gedanken hinein. Und damit erfährt langsam, unmerklich unser literarischer Geschmack eine Umwandlung. Zu den Künstler-Gottheiten unserer Jugend steigt der Weihrauch von unseren Hausaltären spärlicher empor; bei unseren alten Lieblingsdichtern suchen wir jetzt eher das Andenken an verflossene Stimmungen, als das Echo unserer jetzigen Gefühle; und mit wachsender Wonne versenken wir uns in die abwechslungsreiche und objective Phantasiewelt Shakespeare's, Goethe's, Arany's.

Kann man solch auffallende und übereinstimmende Erscheinungen dem bloßen Zufall zuschreiben? Ich glaube: nein. Ein Gesetz offenbart sich in ihnen, das Gesetz der Entwicklung der menschlichen Ansichten und Tendenzen. Diesem Gesetze zufolge stammen die verschiedenen Richtungen, nach welchen die Anschauungen der Menschen abzweigen, nicht aus den verschiedenen Resultaten des Raisonnements. Denn das Raisonnement steht unter einem strengen logischen Zwang; wenn es also richtig ist, so kann es stets nur zu einem und demselben Resultat führen; ist es aber falsch, so kann es leicht und sicher richtig gestellt werden und acceptirt es stets die Correctur, ausgenommen, wenn nicht ein intellectueller Irrthum den Fehler verursachte, sondern Interesse oder Leidenschaft. Die Ursache der Abweichung von Ansichten und Tendenzen ist eine ganz andere. Bei Durchschnittsmenschen — den Durchschnitt sowohl im moralischen, als im intellectuellen Sinne verstanden — wird dieselbe durch äußere Umstände hervorgerufen; durch solche Umstände, die der Natur der Sache nach einen theilbaren Inhalt besitzen, so wie: Familientradition, Erziehung, Interesse. Bei selbstständigen Individualitäten dagegen, bei solchen, welche die Wahrheit selbstständig und aufrichtig zu erforschen suchen, liegt die Basis der Unterscheidung dort, wo die Prämissen des Raisonnements verschiedenartig betrachtet werden können, wo die factischen Daten lückenhaft und unbestimmt sind, wo dieselben daher unter Mitwirkung der Phantasie und des Herzens ergänzt werden müssen. Die verschiedene Qualität dieser beiden Kräfte bildet daher die eigentliche Quelle der Abweichung geistiger Tendenzen. Und damit müssen wir das Bild ergänzen, welches wir von der politischen Bedeutung künstlerischer

Eigenschaft entworfen haben. Wir sehen, dass der Staatsmann der Phantasie und des Herzens nicht entrathen kann; wir sehen, dass diese beiden Kräfte im Staatsmanne künstlerischer Natur sein müssen, damit er die gewünschte Function erfüllen könne; jetzt aber können wir als Endresultat feststellen, dass die Richtung des Staatsmannes, der Charakter seiner Politik von der Qualität dieser seiner künstlerischen Eigenschaften abhängt.

Und damit muss ich diese unvollständigen Reflexionen schließen, obgleich ich nicht einmal den Rahmen ausgefüllt habe, in welchem ich meinen Gegenstand beleuchten wollte. Es entfiel nämlich die Erörterung dessen, wieso und inwieweit die künstlerischen Eigenschaften den Einfluss fördern, welchen der Staatsmann auf Andere zu üben berufen ist; allein diese Seite der Frage ist ohnedies die leichteste und bekannteste. Diese Lücke halte ich also nicht für wesentlich. Worauf ich aber vor dem Abschied hinweisen möchte, das ist eben der enge Rahmen des Planes zu diesem Werke, demzufolge eine große und wichtige Seite des Gegenstandes kaum beleuchtet werden konnte.

Als ich nämlich daran ging, eine Parallele zwischen dem Künstler und dem Staatsmanne, zwischen Aesthetik und Politik zu ziehen, musste ich irgend eine ästhetische Theorie als Grundlage annehmen. Um jedoch Controversen auszuweichen, um einen von Jedermann acceptierten Ausgangspunkt zu finden, stellte ich meine eigenen ästhetischen Ueberzeugungen nicht in ihrer Gänze in den Vordergrund, sondern nur jene ästhetische Categorie, welche am wenigsten umstritten ist: den Begriff des «Wahren». Und so konnte ich bei dem Künstler nur jene Kraft beleuchten, mit der er das Wahre sieht und schafft; allein ich konnte mich nicht mehr über jenes Gesetz verbreiten, nach welchem er diese Kraft benützen muss, um aus dem Lande des «Wahren» die Provinz des «Schönen» abzurunden, ich konnte nicht vom Kunstgeschmack sprechen.

Demzufolge konnte bei der Erörterung der staatsmännischen Thätigkeit die Parallele nicht weiter ziehen, als bis zur Würdigung jener Kräfte, welche zur Feststellung und Durchführung der politischen Ziele und Mittel dienen. Wir forschten, wie weit hierin das künstlerische Element reicht: weiter konnten wir nicht kommen. Und so konnte ich auch beim Staatsmanne nicht von dem Gesetze sprechen, dem er seine Kraft anpassen muss, wenn sein Wirken moralischen Gehalt haben soll: ich konnte vom politischen Charakter nicht sprechen.

Ich gebe zu, dass Viele, ja eine sehr verbreitete Schule, diesen auch für überflüssig halten werden. Eine ganze Ideenströmung durchläuft parallel alle Gebiete der menschlichen Auffassungen; in der Wissenschaft der Agnosticismus, welcher achselzuckend der Erforschung [illegible] höchsten Probleme entsagt; in der Aesthetik der Naturalismus, welcher das Häß-

liche als mit dem Schönen in gleichem Range stehend erklärt; in der Privatempfindung der Cynismus, der sich in der Verhöhnung jeder selbstlosen Schwärmerei gefällt; im socialen Leben der Utilitarismus — «wer's vermag, der erlangt's» — und sein Zwillingsbruder der Anarchismus; in der Politik der Macht-Opportunismus, der die Kraft als solche anbetet und nur eine Norm kennt: den äußern Erfolg um jeden Preis. Die Anhänger dieser Schule belächeln sicherlich den naiven Menschen, der in der Politik von moralischen Gesetzen sprechen will.

Aber ich, der in all diesen Fin-de-siècle-Strömungen eine Erniedrigung der Menschheit erblicke, sie für eine verzehrende Krankheit halte, durch deren Hauch die Energie der Einzelnen vernichtet, die Kraft der Gesellschaft verwildert wird, das Selbstgefühl der Nationen verloren geht; ich, der ich in meinem eigenen Wirkungskreise den unerbittlichen Kampf gegen jede Spielart des moralischen Nihilismus aufgenommen habe: ich schulde es meinem eigenen Glaubensbekenntnisse, schließlich auf die andere, erhabenere Seite meines Gegenstandes zumindest hinzuweisen.

Zur Vollkommenheit der künstlerischen wie der staatsmännischen Größe ist außer der Kraft selbst die richtige Lenkung dieser Kraft erforderlich, das Anpassen an jenes höhere Gesetz, ohne dessen Befolgen nicht von Kunst, sondern höchstens von technischer Geschicklichkeit die Rede sein kann und nicht von der Leitung der Nationen, sondern nur von mehr oder weniger erfolgreichen politischen Abenteuern.

Wenn wir wollen, dass die Kunst unsere Seele ergötze und erhebe, können wir uns nicht mit der Wahrheit ihrer Typen begnügen, sondern wir müssen fordern, dass aus diesen das Ideal sich heraushebe; es kann uns nicht die Mannigfaltigkeit und Treue der individuellen Züge genügen, sondern wir müssen wünschen, dass auch in diesen die Harmonie und das Schöne herrsche. Und wenn wir von dem Staatsmanne in der That Großes erwarten, wenn wir von ihm fordern, er solle die Größe und das Glück seiner Nation auf sichere Grundlagen basieren: dann genügt es nicht, dass er im Stande sei, die nationalen Kräfte zu erkennen, der Nation Ziele auszustecken und die zu deren Erreichen geeigneten Mittel zu wählen, sondern dann ist es in erster Reihe nothwendig, dass er bei dem Bestimmen jener Ziele und bei der Auswahl der Mittel die Harmonie mit der moralischen Weltordnung finde und dass er vor Allem die moralische Qualität der Nation hebe. Und dies wird er nur so erreichen, wenn auch in seiner eigenen öffentlichen Thätigkeit jenes consequente Festhalten an dem erkannten Guten, jene unbedingte Unterordnung der Anforderungen des «Ich» gegenüber dem Gemeinziel, kurz jene vollkommene Identificierung des ganzen Lebens mit der Ueberzeugung vorhanden ist, deren Name Charakter ist.

Bei freien Nationen, bei denen die Leitung nicht bloß im Befehl besteht, sondern hauptsächlich in dem moralischen Einflusse der leitenden Individuen, bei denen also die moralische Qualität der Führer auf die ganze Nation übergeht, bei diesen ist der politische Charakter die erste und nothwendigste staatsmännische Eigenschaft. Deshalb umgibt der gesunde Instinkt der Völker mit einer besonderen Art von Cultus das Andenken jener Großen, welche eine erhabene moralische Auffassung auszeichnet. Der Name eines Aristides, eines Cincinnatus, eines Washington, eines Franz Deák ruft eine solche Art der Ergriffenheit in uns hervor, welche dem innigsten ästhetischen Eindruck verwandt ist. Und wahrlich, wenn wir den vollkommenen Ausdruck des Schönen in der staatsmännischen Thätigkeit suchen, so dürfen wir nicht an jene äußeren Formen des öffentlichen Lebens denken, welche einen selbstständigen künstlerischen Wert haben können, an die Blumen der politischen Literatur und Rhetorik: auch diese können wohl Dienste leisten, da die Schönheit der Form zumeist zurückwirkt auf das Erhabene des Inhalts; das Wesen aber bilden diese nicht. Das wahrhaft Schöne im Staatsmanne ist jene Einheitlichkeit seines Lebenswerkes, welche in die Mannigfaltigkeit der Schöpfungen die ordnende Kraft einer consequent bekannten moralischen Grundidee hineinträgt und jene ruhige Selbstlosigkeit seiner Individualität, welche ohne Schwanken jede Kraft einem höheren Ziel zulenkt. *Die wahre Aesthetik in der Politik, das wahre Kunstwerk im staatsmännischen Leben* ist dasselbe, was das höchste moralisch Gute und der theuerste Schatz der Nation ist: *der politische Charakter.*

---

# DIE NOTHWENDIGKEIT DES EINHEITLICHEN STAATLICHEN EHERECHTES IN UNGARN.

Von Dr. *Isidor Schwartz.*

Wir haben bereits an anderer Stelle auf Grund des Motivenberichtes zum Entwurfe des ungarischen Civilehegesetzes den Gang der geschichtlichen Entwicklung des ungarischen Eherechtes geschildert.* Schon dort wurde der Beweis erbracht, dass in Ungarn durch die Herrschaft des Systems der confessionellen Eherechte ein Zustand der Dinge entstanden ist, der mit Recht als europäischer Skandal bezeichnet wurde, wie dies im allgemeinen Theile (Seite 50—60) des Motivenberichtes zur Regierungsvorlage des Ehegesetzes mit großer Ausführlichkeit dargestellt ist. Dieser Zustand der Dinge gehört Gottlob der Vergangenheit

* Vgl. «Ungarische Revue» 1894, Heft III—IV. und «Juristische Blätter» (Wien, 1894, Nr. 42—44).

an und wir können uns die ausführliche Schilderung desselben umso eher ersparen, weil das neue ungarische Ehegesetz den vollständigen Bruch mit dem Systeme der Herrschaft der confessionellen Eherechte bedeutet. Nur soviel wollen wir bemerken, dass die Herrschaft des Systems der confessionellen Eherechte, wie dies der Motivenbericht sehr richtig betont, scheinbar nichts Anstößiges mit sich geführt hat, solange keine Collision zwischen den einzelnen confessionellen Eherechten erfolgt ist. Wie aber diese Collision im Bereiche der Mischehen eingetreten war, so musste die Herrschaft dieses Systems naturgemäß zu den größten Absurditäten und Widersprüchen führen, welche das Rechtsgefühl des Volkes so erschüttert und den ethischen Wert der Rechtsinstitution der Ehe derart devalviert haben, dass schlechterdings kein anderes Expediens übrigbleiben konnte, als das ganze System über Bord zu werfen, sodann aber entsprechend dem Grundsatze der Rechtsgleichheit sämmtlicher Staatsbürger ohne Unterschied der Confession und gemäß dem Gebote der justitia distributiva gegenüber allen Confessionen die Reform in ihrer Totalität auf einheitlicher staatlicher Grundlage zu inaugurieren. Die Quelle jener Absurditäten und Widersprüche, welche das System der Herrschaft der confessionellen Eherechte im Bereiche der Mischehen erzeugt hat, war einerseits in jenen gesetzlichen Bestimmungen (§ 1 des G.-A. 48 : 1868 und § 8 des G.-A. 53 : 1868) gelegen, durch welche die im Gesetzartikel XX : 1848 sanctionierten Grundsätze der Parität und Reciprocität der recipierten Religionen verwirklicht werden sollten, andererseits, wie der Bericht des Justizausschusses des Abgeordnetenhauses über den Entwurf des Ehegesetzes (Seite 4) sehr richtig hervorhebt, in dem starren katholischen Dogma der Unlösbarkeit der Ehe. Weil bei der Auflösung von Mischehen in Verwirklichung der erwähnten Principien des G.-A. XX : 1848 gemäß § 1 des G.-A. 48 : 1868 für jeden Ehetheil nur das von seinem competenten kirchlichen Gerichte nach den Grundsätzen seiner Religion erbrachte Urtheil maßgebend gewesen ist, so entstand das Absurdum, dass ein und dieselbe Ehe für den katholischen Ehetheil als zu Recht bestehend, für den akatholischen Ehetheil jedoch als aufgelöst betrachtet werden musste, dass somit wenn auch nicht de jure d. h. formell, wie es in Oesterreich der Fall ist (Hofdecret vom 26. August 1814, Nr. 1090 J. G. S.), so doch thathsächlich das impedimentum catholicismi von Staatswegen indirect anerkannt wurde, dass dasselbe staatliche Gericht jene Ehe, welche es als aufgelöst erklärt hatte, doch wieder als zu Recht bestehend anerkennen musste, je nachdem der eine oder der andere Ehetheil als Kläger oder als Geklagter fungierten. Weil ferner gemäß § 8 des G.-A. 53 : 1868 (welche gesetzliche Norm auch nur als eine Consequenz der Verwirklichung der Grundsätze des G.-A. XX : 1848 betrachtet werden kann) die Handlungen jener Person, die zu einer anderen Religion übergetreten war, nach den Lehren der neuen Kirche beurtheilt werden mussten und die Grundsätze der verlassenen Religion für denselben in keiner Richtung verbindlich waren, mithin auch das Dogma der Unlösbarkeit der Ehe für Katholiken nur solange galt, bis sie nicht zu irgendeiner akatholischen christlichen Kirche (protestantisch, griechisch orientalisch, unitarisch) übergetreten waren, so resultierte als Folge dieser gesetzlichen Verfügung, dass nicht nur viele Katholiken Ungarns bloß zum Zwecke ihrer nach den katholischen Principien unmöglichen Scheidung zu jener akatholischen christlichen Confession übertraten, welche solcher Scheidung die geringsten

Hindernisse in den Weg gelegt hatten (diese Confession war die unitarische), sondern dass Ungarn auch von zahlreichen Gästen aus den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern beglückt wurde, welche der Herrschaft des in Cisleithanien in mittelalterlichem Umfange herrschenden katholischen Dogmas (§ 111 a. b. G. B.) auf die geschilderte Weise und durch den Erwerb der ungarischen Staatsangehörigkeit zu entrinnen suchten. Wir lassen die Frage dahingestellt, ob die ungarische Judicatur den allegierten § 8 des G.-A. 53 : 1868 richtig interpretiert habe oder nicht, weil wir diese Controverse bereits an anderer Stelle ausführlich besprochen haben[1] und weil ja die Frage nunmehr bloß historisches Interesse hat; einleuchtend ist es aber, dass die Begünstigung solcher frivoler Uebertritte, welche mit der religiösen Ueberzeugung der übertretenen Individuen nichts zu thun haben, der Würde eines Rechtsstaates abträglich sind und dass es nur zwei Wege gegeben hat, um denselben ein Ende machen zu können: entweder die Herrschaft des katholischen Dogmas der Unlösbarkeit der Ehe bezüglich der Mischehen in jenem Umfange in integrum zu restituieren, wie sie nach Gesetzartikel XXVI : 1790/91 zu Recht bestand und noch gegenwärtig (quo usque tandem?) in Oesterreich im Widerspruche mit dem Geiste des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867 Nr. 142 R. G. B. zu Recht besteht, was der katholische Episcopat Ungarns schon 1868 vergeblich verlangt hat,[2] woraus eo ipso folgt, wie dies der Bericht des Justizausschusses des Abgeordnetenhauses über den Entwurf des Ehegesetzes (Seite 5) sehr treffend bemerkt, dass von diesem modus procedendi ein Vierteljahrhundert später umsoweniger die Rede sein kann, weil die Befolgung desselben die Verleugnung der ganzen historischen Entwicklung der ungarischen Verfassung bedeuten würde; — oder aber durch die Reform des Eherechtes in seiner Totalität auf einheitlicher staatlicher Basis jenen frivolen Uebertritten den Boden zu entziehen, welche Art der Lösung umso näher gelegen war, weil sie jener Tradition entsprach, welche seit 1867 im ungarischen Abgeordnetenhause, wie wir dies schon an anderer Stelle[3] bewiesen haben, stets vorherrschend gewesen ist, welche in der letzten Rede von Franz Deák und im letzten Briefe von Ludwig Kossuth den beredtesten und klarsten Ausdruck gefunden hat.

Zur Vervollständigung unseres Beweises, dass nur das einheitliche staatliche Eherecht der einzig mögliche Ausweg aus dem Labyrinthe der Absurditäten und Wiedersprüche des Systems der Herrschaft der confessionellen Eherechte gewesen ist, wollen wir auf Grund des allgemeinen Theiles des Motivenberichtes zur Regierungsvorlage des Ehegesetzes jene kaleidoskopartige Buntscheckigkeit der Normen der einzelnen confessionellen Eherechte in Bezug auf alle Theile des Eherechtes schildern, welche die Unhaltbarkeit der Herrschaft des Systems der confessionellen Eherechte herbeigeführt hat und herbeiführen musste. Diese confessionellen Normen gehören schon der Geschichte an und wir müssen aus diesem Grunde zuerst die Quellen der einzelnen confessionellen Eherechte kurz anführen

Es waren bisher im Gebiete Ungarns (mit Ausnahme Croatiens-Slavoniens,

[1] Ungarische Revue l. c. p. 197—201.
[2] Ung. Rev. l. c. p. 205—206.
[3] Ung. Rev. l. c. p. 193. sq.

welches in Bezug auf das Justizwesen autonom ist, vgl. § 48 des G.-A. 30 : 1868) und Siebenbürgens acht confessionelle Eherechte in Geltung. Diese sind:

1. Das Eherecht der römisch-katholischen Kirche. Die Quelle dieses Eherechtes ist, wie bekannt, das kanonische Recht, wie dieses in corpore juris canonici und in den Beschlüssen des Conciliums von Trient, sowie in späteren päpstlichen Constitutionen enthalten ist.

2. Das Eherecht der griechisch-orientalischen rumänischen Kirche. Die Hauptquelle dieses Eherechtes bilden das Pedalion [1] und die Pravila.[2]

3. Das Eherecht der grichisch orientalischen serbischen Kirche. Die Hauptquelle dieses Eherechtes ist die Kormčaia Kniga.[3]

4. Das Eherecht der ungarischen Protestanten beiderlei Bekenntnisses ist, wie wir dies bereits aus unserer mehrfach angeführten Skizze der geschichtlichen Entwicklung des ungarischen Eherechtes wissen, in dem josefinischen Ehepatente enthalten, welches durch G.-A. 26 : 1790/91 für diese Kirchen recipiert wurde.

5. Das Eherecht der siebenbürgischen Protestanten helvetischen Bekenntnisses beruht zum größten Theile auf jenen Anschauungen, welche in dem deutschen protestantischen Eherechte vorherrschend gewesen sind, wie dies durch das 1763 zu Hermannstadt publicierte Werk von Peter Bod [4] «Synopsis juris connubialis»,[5] welches in dieser Kirche quellenmäßige Geltung hatte, zur Genüge bewiesen wird.

6. Das Eherecht der siebenbürgischen Protestanten Augsburger Confession ist auch fast zur Gänze recipiertes deutsches protestantisches Eherecht, wie dies aus der im Jahre 1870 geschaffenen «Eheordnung für die Landeskirche Augsburger Bekenntnisses in Siebenbürgen» erhellt, welche sogar im § 41 die Verfügung enthält: «In allen Fällen, in welchen die obigen Bestimmungen nicht ausreichen, ist auf die Normen des Processverfahrens nach dem Statutarrecht, nach Carpzov's Jurisprudentia consistorialis, Böhmer's Jus ecclesiasticum protestantium, bezüglich an jene des gemeinen deutschen protestantischen Kirchenrechts zurückzugehen.»

7. Das Eherecht der unitarischen Kirche ist in dem im Monate März 1889 geschaffenen «Unitarischen kirchlichen Gesetze über das Eherecht» enthalten gewesen.

8. Für die Israeliten Ungarns sind, wie wir dies bereits aus der Skizze der geschichtlichen Entwicklung des Eherechtes wissen, die Normen des Hofkanzleidecrets vom 2. November 1863, für die Israeliten Siebenbürgens und in Fiume die eherechtlichen Normen des österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches maßgebend gewesen.

[1] Zhishman, «Das Eherecht der orientalischen Kirche». Wien 1864, p. 78.

[2] Zhishman, l. c. p. 77—78.

[3] Zhishman, l. c. p. 76—77.

[4] Biographie u. literarische Angaben in dem von der ungarisch literarischen Actiengesellschaft Pallas ederten Conversations-Lexicon, III. Bd. p. 393—394.

[5] In's ungarische übersetzt und erweitert von Ladislaus Benkö (Klausenburg, 1836) unter dem Titel «Házassági törvényrajz» («Eheliche Gesetzeskunde»). Wir werden diese Ausgabe stets mit H. t. anführen.

Die angeführten Quellen dieser acht erwähnten confessionellen Eherechte enthalten in Bezug auf sämmtliche Theile des Eherechtes (Verlöbnis, Ehehindernisse und Eheverbote, Auflösung der Ehe) Normen, welche auf diametral entgegengesetzten Rechtsanschauungen beruhen und die Worte Cicero's stultissimum est existimare: omnia justa esse, quae scita sunt in populorum institutis aut legibus nur zu sehr rechtfertigen. Nichts kann die Nothwendigkeit des einheitlichen ungarischen staatlichen Eherechtes besser beweisen, als die Schilderung jener Verschiedenheiten, welche die bisher in Geltung gewesenen confessionellen Eherechte enthalten haben. Das folgende will eine solche Schilderung versuchen.

Die Normen des gemeinen kanonischen Rechtes über Wesen, Inhalt, Eingehung und Aufhebung des Verlöbnisses findet der Leser sehr gut zusammengestellt bei Dr. Karl Groß Lehrbuch des katholischen Kirchenrechtes, Wien, 1894 p. 336–339; das Recht der orientalischen Kirche schildert sehr ausführlich und zw. historisch-dogmatisch Zhishman in seinem trefflichen Werke »Das Eherecht der orientalischen Kirche«, Wien, 1864, p. 137–156, p. 195–201, p. 358—366, p. 384—400, p. 584, p. 603—607, p. 647–653, p. 659—668.

Nach § 13 der Eheordnung für die evangelische Landeskirche Augsburger Bekenntnisses in Siebenbürgen kann derjenige, der sich entsprechend den kirchlichen Vorschriften verlobt hat, mit einer dritten Person solange keine Ehe schließen, bis das Verlöbnis durch den Tod oder durch die Auflösung nicht endigt. Die Auflösung des Verlöbnisses muss gemäß § 28 stets im richterlichen Verfahren erfolgen.

Nach dem Rechte der siebenbürgisch-protestantischen Kirche helvetischen Bekenntnisses kann die Auflösung des rechtsgiltig geschlossenen Verlöbnisses nur durch den competenten Richter geschehen (Peter Bod, H. t. §§ 22, 271).

Die trotz bestehenden Verlöbnisses geschehene Eheschließung ist in der Regel ungiltig, in den im § 16 H. t. enthaltenen Fällen kann aber die Ehe ausnahmsweise aufrecht erhalten werden.

Das rechtsgiltige Verlöbnis wird durch den erfolgten Beischlaf zur rechtsgiltigen Ehe. Sponsalia per concubitum transeunt in matrimonium.

Wenn der Bräutigam nach dem mit seiner Braut erfolgten Beischlafe entflohen wäre, so findet über Begehren der Braut ein Edictalverfahren statt. Wenn der auf diese Weise Geladene nicht erscheinen sollte, so kann die Braut durch das Urtheil des kirchlichen Gerichtes für die Frau des entflohenen Bräutigams erklärt werden. Dieses richterliche Urtheil suppliert den priesterlichen Segen (§ 23 H. t.).

Wir sehen also, dass diese Rechtssysteme dem Verlöbnisse unter Umständen solche Wirkung beilegen, wie der Eheschließung.

Nach dem, das Eherecht der ungarischen Protestanten beiderlei Bekenntnisses enthaltenden josefinischen Ehepatente resultiert aus dem Verlöbnisse keine rechtliche Verbindlichkeit zur Eheschließung. Das Ehegesetz der Unitarier enthält keine Bestimmung über das Verlöbnis und ebensowenig das Hofkanzleidecret vom 2. November 1863, durch welches das Eherecht der Israeliten Ungarns geregelt wird, während nach § 45 des für die siebenbürgischen Israeliten giltigen österreichischen bürgerlichen Gesetzbuches das Verlöbnis keine rechtliche Verpflichtung zur Eheschließung nach sich ziehen kann.

Was die Frage des zur Eheschließung erforderlichen Alters und der mit derselben im Zusammenhange stehenden Frage der elterlichen oder vormundschaftlichen Einwilligung zur Eheschließung anbelangt (Fragen, welche vom staatlichen und socialen Standpunkte aus von höchster Wichtigkeit sind), so herrscht auch in Bezug auf diese Fragen in den confessionellen Eherechten die größte Mannigfaltigkeit und Zerfahrenheit.

Ueber das gemeine kanonische Recht vgl. Groß p. 284—285. In der orientalischen Kirche wird beim männlichen Geschlechte das vierzehnte, beim weiblichen Geschlechte das zwölfte Lebensjahr zur Eheschließung gefordert. Zur Giltigkeit der Ehe wird auch die Einwilligung der Eltern erfordert, während bekanntlich nach katholischem Kirchenrechte Mangel der elterlichen oder vormundschaftlichen Einwilligung kein Ehehindernis begründet. Witwen wird die dritte und vierte Eheschließung nur dann gestattet, wenn sie mindestens vierzig Jahre alt sind und keine Kinder haben; wenn sie Kinder haben, so wird ihnen die dritte und vierte Eheschließung nur dann erlaubt, wenn sie dreißig Jahre alt sind; wenn sie aber das 45-ste Lebensjahr überschritten haben, so wird ihnen die dritte und vierte Eheschließung selbst dann nicht gestattet, wenn sie keine Kinder haben.

Bezüglich der ungarischen Protestanten ist keine Altersgrenze festgesetzt. Bei Minderjährigen ist die elterliche, beziehungsweise vormundschaftliche Einwilligung zur Eheschließung erforderlich, widrigens die Ehe ungiltig ist (§§ 2—9 des josefinischen Ehepatentes).

Nach dem Rechte der siebenbürgisch protestantischen Kirche helvetischen Bekenntnisses wird beim Manne das achtzehnte, beim Weibe das vierzehnte Jahr zur Eheschließung erfordert (69. canon. H. t. § 142). Solche Ehen sind nicht für ungiltig zu erklären, wenn sie mit Einwilligung der Betreffenden zu Stande gekommen sind.

Nach der Eheordnung (§ 2) für die evangelische Landeskirche Augsburger Bekenntnisses in Siebenbürgen können Unmündige keine Ehe schließen. Minderjährige können nur mit Einwilligung ihrer Eltern, beziehungsweise mit vormundschaftlicher Einwilligung heiraten (§§ 3—5). Zur giltigen Eheschließung wird bei Männern das zwanzigste, bei Weibern das 15-te Lebensjahr gefordert. Wenn Männer das 18-te oder Weiber das 14-te Lebensjahr überschritten haben, so kann Dispensation ertheilt werden (§ 10). Männer können Weiber nicht heiraten, welche mindestens um 30 Jahre älter als sie sind und ebenso können Weiber solche Männer nicht heiraten, welche mindestens um 20 Jahre jünger als sie sind. Doch ist in berücksichtigungswürdigen Fällen Dispensation zulässig (§ 11).

Nach dem unitarischen Ehegesetze (§ 7) ist es ein indispensables Ehehindernis, wenn der Mann das 18-te, das Weib das 14-te Lebensjahr nicht vollendet haben. Der Mann zwischen 18 und 22 Jahren, das Weib zwischen 14—15 Jahren können nur in dem Falle eine rechtsgiltige Ehe schließen, wenn sie zu diesem Zwecke korperlich genügend entwickelt sind (§ 10). Elterliche und vormundschaftliche Einwilligung sind unerlässlich (§ 49), doch begründet der Mangel derselben nur relative Ungiltigkeit (§ 66).

In Bezug auf die ungarischen Israeliten fehlt jedwede Norm rücksichtlich des Alters und der elterlichen Einwilligung; hinsichtlich der siebenbürgischen

Israeliten sind die §§ 49—53 des österreichischen bürgerlichen Gesetzbuches maßgebend. Altersgrenze ist das vierzehnte Lebensjahr; ohne Einwilligung des Vaters beziehungsweise der Vormundschaft ist die Ehe ungiltig.

Gemäß § 113 des Gesetzartikels XX:1877 (über das Vormundschaftswesen) ist der Vormund oder Curator verpflichtet die Genehmigung der Vormundschaftsbehörde einzuholen: «5. Bezüglich der Ehe der Minderjährigen allgemein, wenn hinsichtlich derselben zwischen dem Vormunde und den Eltern, beziehungsweise zwischen den Verwandten und dem Minderjährigen kein Ehehindernis zu Stande gekommen ist; ferner bezüglich der Ehe des Minderjährigen, welcher das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hat und bezüglich der Ehe des minderjährigen Mädchens, welches das 16. Lebensjahr nicht überschritten hat, in Bezug auf die Ehepacte aber in jedem Falle.» Weil aber diese gesetzliche Verfügung unter keiner Sanction steht, so war es, wie der Motivenbericht sehr richtig bemerkt, von dem Befinden der einzelnen Confessionen abhängig gemacht, ob sie diese gesetzliche Disposition beobachten wollten oder nicht.

Hinlänglich bekannt ist die Thatsache, dass in Bezug auf die Ehehindernisse der Verwandtschaft und Schwägerschaft die einzelnen confessionellen Eherechte die mannigfaltigsten Unterschiede sowohl hinsichtlich des Begriffes der Verwandtschaft und Schwägerschaft, als auch rücksichtlich des Umfanges der Giltigkeit dieser Ehehindernisse statuiert haben. Der größte Theil dieser verschiedenen Normen beruht auf Anschauungen, die keine raison d'être mehr haben. Man braucht nur an die cognatio spiritualis, an die affinitas illegitima und an das impedimentum publicæ honestatis zu denken.

Die Unterlassung der vorschriftsmäßigen Aufgebote macht die Ehe nur bei den ungarischen Protestanten (josefinisches Ehepatent §§ 31—34) und bei den ungarishen Israeliten (Punkt 14 des Hofkanzleidecrets vom 2. November 1863) ungiltig. Bezüglich der Israeliten in Siebenbürgen und in Fiume ist gemäß dem, für dieselben maßgebenden österreichischen Gesetze (§§ 74 und 126) die Ehe nur dann ungiltig, wenn nicht mindestens ein Aufgebot erfolgt sein sollte.

Die Ehehindernisse sind in den verschiedenen confessionellen Eherechten auf die verschiedenste Weise festgesetzt worden und die Complicationen, welche bei Eingehung von Mischehen entstanden sind, waren solcher Art, dass in vielen Fällen Zweifel auftauchten, ob die Ehen im Zeitpunkte ihrer Eingehung rechtsgiltig geschlossen wurden oder nicht. Wir wollen die Ehehindernisse der einzelnen confessionellen Eherechte schrittweise durchgehen.

I. Die Ehehindernisse *des gemeinen kanonischen Eherechtes* sind in jedem Handbuche des Kirchenrechtes zu finden.

II. Die Ehehindernisse *der griechisch-orientalischen serbischen Kirche* sind folgende:

1. Geisteskranke und Unmündige (Altersgrenze ist beim männlichen Geschlechte das 14. beim weiblichen Geschlechte das 12. Lebensjahr) können keine Ehe schließen (Novellae 111 und 112 Leonis, Kormčaia Kniga II. Th, 43, 49. I. 2, 25).

2. Error in persona (Harmenopulos* l. IV. 4.).

* Ueber diese Quelle vgl. Zhishman, p. 67.

3. Wenn der eine Ehetheil in Folge von Gewalt oder Zwang in die Eheschließung eingewilligt hat (Korm. Kniga II. 48. III. 11. IV. 28.)

4. Die Einwilligung zur Eheschließung ist ungiltig, wenn ein einwilligender Ehetheil entführt wurde und zur Zeit der Einwilligung seine Freiheit noch nicht erlangt hat (l. c. II. 48. t. 7. 27. 50.).

5. Wenn der Ehegatte findet, dass seine Frau vor der Eheschließung von einem Anderen geschwängert wurde (Novella 93 Leonis).

6. Wenn ein Ehetheil zur Vollziehung des Beischlafes unfähig ist und wenn dieser Zustand bereits vor der Eheschließung vorhanden war (Kormč. Kniga II. 48. 2.).

7. Das impedimentum ligaminis, solange das rechtsgiltige Eheband durch den Tod oder durch richterliches Urtheil nicht gelöst wurde (l. c. II. 48. 11. 17., VII. 10 r. 49.).

8. Das kirchliche Verlöbnis hindert die Verlobten, mit einer dritten Person eine Ehe zu schließen (Kormč. Kn. II. 160.), doch ist dieses Ehehindernis dispensabel.

9. Der Mönch kann keine giltige Ehe schließen (Trullanische Synode VII k. 44.).

10. Das Impedimentum disparitatis cultus zwischen Christen und Nichtchristen (vgl. V—VI. ökum. Syn. can. 72.).

11. Das impedimentum consanguinitatis zwischen Ascendenten und Descendenten, in der Seitenverwandtschaft aber bis zum siebenten Grade, doch können bei letzterer vom dritten Grade angefangen Dispense ertheilt werden (Photius Nomokanon* XIII. und III. Korm. Kn. II. 49. 140. 145.).

12. Die cognatio spiritualis bildet ein Ehehindernis zwischen dem Taufpathen und dem Täufling, ferner zwischen den Eltern und Kindern des Taufpathen und des Täuflings, sowie zwischen den Kindern des Taufpathen und zwischen den Eltern und Kindern des Täuflings (VI. Trullanische Synode 53. k. Korm. Kn. I. 135., II. 48. 49. r. 153—157.).

13. Das impedimentum affinitatis u. zw. bis zum sechsten Grade nach römischer Computation (Korm. Kn. II. 146.).

14. Auch die gemäß den Staatsgesetzen erfolgte Adoption bildet ein Ehehindernis. Es muss jedoch in Betracht gezogen werden, ob die Adoption noch zu Recht besteht oder nicht. In ersterem Falle ist die Ehe verboten zwischen dem Adoptierenden und Adoptierten, ferner zwischen den Geschwistern des Letzteren und des Adoptierenden, sowie zwischen diesen und den Eltern des Adoptierten. Im zweiten Falle jedoch besteht das Ehehindernis nur zwischen dem Adoptierenden und Adoptierten.

15. Ungiltig ist jene Ehe, welche ein Mann mit jener verheiratet gewesenen Frau schließt, mit der er einen Ehebruch begangen hat, wenn *a)* der Ehebruch während des Bestandes einer giltigen Ehe begangen, d. h. auch vollzogen wurde, *b)* wenn der Ehebruch bewiesen ist (l. c. II. 48, VII. 24.).

16. Ungiltig ist die Ehe, wenn dieselbe ohne priesterliche Einsegnung und wenn sie clandestine und nicht unter Intervention und in Anwesenheit des

* Ueber diese Quelle vgl. Zhishman, p. 70.

Geistlichen und zweier Zeugen geschlossen wurde (Korm. Kn. II. 50, r. 48. 3. 17. t. 4., 27.).

III. In der *griechisch-orientalischen rumänischen Kirche* bestehen folgende Ehehindernisse:

1. Mangel der vorgeschriebenen Erfordernisse des ehelichen Sacramentes

2. Mangel körperlicher und geistiger Fähigkeit.

3. Vis ac metus.

4. Error in persona u. zw. *a)* wenn einem Ehetheile bei der Trauung eine Person vorgeführt wird, mit der er sich nicht verlobt und wenn er mit dieser Person nach Kenntnisnahme der Täuschung die Ehe nicht consummiert hat; *b)* wenn der Bräutigam anlässlich des ersten Beischlafes findet, dass die Braut keine Jungfrau sei und er mit ihr die Ehe nicht consummiert hat (Pravila 218. f,).

5. Impedimentum impotentiæ.

6. Impedimentum ligaminis.

7. Das Ehehindernis des Mönchgelübdes.

8. Impedimentum disparitatis cultus und hæresis.

9. Impedimentum consanguinitatis (in gerader Linie allgemein und in der Seitenlinie bis zum siebenten Grade).

10. Impedimentum cognationis spiritualis in directer Linie bis zum siebenten Grade, in der Seitenlinie bis zum zweiten Grade.

11. Die Ehehindernisse des Ehebruches und des Gattenmordes, wenn sie Anlass der neuerlichen Eheschließung und Beweggrund derselben gewesen sind.

12. Impedimentum clandestinitatis.

IV. *Für die Protestanten Ungarns* statuiert das josefinische Ehepatent folgende Ehehindernisse:

1. Wenn Minderjährige ohne Einwilligung ihrer Eltern beziehungsweise der Vormundschaft heiraten (§§ 6, 8).

2. Das impedimentum disparitatis cultus zwischen Christen und Nichtchristen (§ 10).

3. Impedimentum ligaminis (§ 11).

4. Das Ehehindernis der Verwandtschaft u. zw. auch bei Eheschließungen zwischen Seitenverwandten, ohne Rücksicht auf die eheliche oder uneheliche Verwandtschaft.

5. Die aus legitimer Ehe entstandene Schwägerschaft (§ 15).

6. Die durch Gewalt erfolgte Entführung der Frau (§ 16).

7. Ungiltig ist die Ehe der Ehebrecher, wenn der Ehebruch vor der Eheschließung gerichtlich bewiesen worden ist.

8. Ungiltig ist die Ehe zweier Personen, die während des Bestandes einer früheren Ehe den ihrer Eheschließung im Wege gestandenen Ehetheil umgebracht oder eine dritte Person zu seiner Ermordung angestiftet haben; die Ungiltigkeit ist selbst in dem Falle begründet, wenn die strafbare Handlung ohne Wissen des einen Theiles verübt worden wäre (§ 19).

9. Ungiltig ist die Ehe, wenn die zum Zwecke der Eheschließung mit einer bestimmten Person ausgestellte Vollmacht zur Zeit der Eheschließung widerrufen wurde (§ 23).

10. Militärpersonen können ohne schriftliche Erlaubnis ihrer Vorgesetzten keine giltige Ehe schließen (§ 20).

11. Der sogenannte error in personam redundans, aber nur in dem Falle, wenn einerseits die Einwilligung von dem Vorhandensein der fraglichen Eigenschaft abhängig gemacht, andererseits aber das Vorhandensein derselben auf listige Weise simuliert wurde (§ 25).

12. Wenn die Frau zur Zeit der Eheschließung von einem Anderen geschwängert war, vorausgesetzt, dass der Ehemann diese Thatsache bis zur Zeit der Eheschließung nicht gekannt und nach Kenntnisnahme seiner competenten Behörde sofort angezeigt hat (§ 26).

13. Mangel des geistigen Vermögens, es sei denn, dass der betreffende in lucidis intervallis die Rechte und Pflichten des ehelichen Verhältnisses zu begreifen vermag (§ 24).

14. Wenn die Einwilligung durch Furcht oder Gewalt erzwungen wurde (§ 27).

15. Wenn die Erklärung der gegenseitigen Einwilligung zur Eheschließung vor einem nicht zuständigen oder nicht bevollmächtigten Priester, Seelsorger oder Popen und zwei Zeugen erfolgt ist (§ 29).

16. Wenn die Ehe ohne die Vornahme der vorgeschriebenen drei Aufgebote, ohne erfolgte Dispensation vom Aufgebote oder ohne vorangegangene Erlaubnis geschlossen wurde (§ 34).

17. Die immerwährende Impotenz, wenn sie schon vor erfolgter Eheschließung vorhanden war (§§ 42—45).

V. In der *siebenbürgisch protestantischen Kirchenprovinz helvetischen Bekenntnisses* wurden gemäß § 3 der für das Verfahren in Scheidungsangelegenheiten geschaffenen Instruction vom 4. Juni 1882 folgende Ehen für ungiltig erklärt:

1. Ehen zwischen Christen und Nichtchristen (H. t. § 137).

2. Die Ehen, welche in den durch die kirchlichen Satzungen verbotenen und indispensablen Graden der Verwandtschaft geschlossen wurden (H. t. § 169).

3. Die wegen Blödsinns oder Trunkenheit halber im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit geschlossenen Ehen (H. t. §§ 159 und 170).

4. Ehen, welche wegen relativer oder absoluter Impotenz, die durch Aerzte beziehungsweise durch Hebammen bewiesen werden muss, nicht consummiert werden können (H. t. §§ 162, 163). Heilbare oder nach der Eheschließung eingetretene Impotenz bildet keinen Ungiltigkeitserklärungsgrund.

5. Ehen, welche aus Irrthum in Bezug auf die Person geschlossen wurden, wenn der Irrthum durch Betrug hervorgerufen wurde (H. t. § 155).

6. Ehen, welche aus Furcht geschlossen wurden, gleichgiltig ob die Furcht durch vis absoluta oder compulsiva erzeugt worden sei (H. t. §§ 156—158).

7. Ehen, bei deren Eingehung Herzkrankheiten, Wahnsinnsanfälle, geheime oder ansteckende Krankheiten verheimlicht wurden (§§ 156—160 l. c.).

8. Ehen, bei deren Eingehung die Frau ihre Jungfrauschaft schon verloren hatte oder wenn sie von einem Anderen geschwängert gefunden wurde (§ 165 H. t.). Aus diesem Grunde können Ehen jedoch nur dann für ungiltig erklärt werden, wenn der Mann diese Thatsachen nicht gekannt hat und wenn er sofort nach erlangter Kenntnis von seinem Rechte, die Ungiltigkeitserklärung der Ehe

zu verlangen, Gebrauch gemacht hat, widrigenfalls anzunehmen wäre, dass er auf sein Recht stillschweigend verzichtet d. h. der Frau verziehen habe.

VI. *Die Eheordnung der evangelischen Landeskirche Augsburger Bekenntnisses in Siebenbürgen* kennt folgende Eheungiltigkeitsgründe (§§ 42—49):

1. Die Eheschließung Minderjähriger ohne Einwilligung ihrer ehelichen Eltern, beziehungsweise ihrer Mutter und ihres Vormundes oder ihres Vormundes und der Vormundschaftsbehörde (§ 4).

2. Wenn die Einwilligung nicht aus freiem Entschlusse erfolgt ist, sondern durch List, Zwang oder durch gegründete Furcht entlockt oder erzwungen wurde (§ 8).

3. Der Irrthum, wenn derselbe nicht vorausgesehen werden konnte, wenn er aber das Wesen der Ehe unmittelbar gefährdet. Demgemäß: Irrthum in der Person des zukünftigen Ehegenossen, Abscheu erregende, insbesonders aus früherem geschlechtlichen Verkehr entstandene ansteckende Krankheiten, welche das geschlechtliche Zusammensein dauernd verhindern, andauernde Geisteskrankheit, grobe Ausschreitungen, welche der eine Theil vor der Eheschließung begangen hat, gewichtigere sittliche Defecte, wie z. B.: der Mangel der Jungfrauschaft oder die Schwangerschaft des Weibes von einem Anderen (§ 9).

4. Der Mangel des erforderlichen Alters (§§ 10, 11).

5. Die vor der Eheschließung vorhanden gewesene unheilbare Impotenz, wenn der andere Ehetheil keine Kenntnis von dieser Thatsache gehabt haben sollte (§ 12).

6. Der rechtsgiltige Bestand eines im Sinne der kirchlichen Satzungen geschlossenen Verlöbnisses (§ 13).

7. Wenn jemandem die Eheschließung durch Urtheil des kirchlichen Gerichtes untersagt wurde (§ 14).

8. Das impedimentum ligaminis (§ 15).

9. Das impedimentum consanguinitatis zwischen Ascendenten und Descendenten, zwischen leiblichen und Halbgeschwistern und zwischen den Kindern derselben, sowie mit den Geschwistern der Eltern, ohne Rücksicht, ob die Verwandtschaft ehelich oder unehelich sei (§ 16).

10. Das Ehehindernis der Schwägerschaft hindert die Ehegattin, mit den vorher erwähnten Verwandten ihres Mannes eine Ehe zu schließen und sie hindert den Ehegatten, mit den erwähnten Verwandten seiner Frau eine Ehe einzugehen (§ 17).

11. Zwischen Stiefeltern und Stiefkindern, zwischen Adoptiveltern und Adoptivkindern kann keine rechtsgiltige Ehe geschlossen werden (§ 18).

12. Zwischen solchen Personen, von welchen es bewiesen ist, dass sie miteinander Ehebruch getrieben haben, kann keine rechtsgiltige Ehe geschlossen werden (§ 19).

13. Wenn zwei Personen auch ohne vorhergegangenen Ehebruch sich zu ehelichen versprochen haben, und wenn sie, um diese Absicht zu erreichen, dem Gatten, der ihrer Ehe im Wege stand, nach dem Leben gestellt haben; so kann zwischen denselben auch dann, wenn der Mord nicht wirklich vollbracht worden ist, eine gültige Ehe nicht geschlossen werden (§ 20).

VII. *Das unitarische kirchliche Ehegesetz* trifft folgende Verfügungen in Bezug auf die Ungiltigkeit der Ehen:

1. Alle im Auslande oder Inlande geschlossenen kirchlichen Ehen können für ungiltig erklärt werden, wenn nach dem gegenwärtigen Gesetze, nach unseren Glaubenssätzen oder nach den vaterländischen Gesetzen Gründe für die Ungiltigkeit vorhanden sind (§ 58).

Ungiltig (nichtig) ist die Ehe:

2. Bei deren Eingehung die Vereidigung der Ehetheile unterlassen wurde.

3. Wenn das impedimentum ligaminis oder disparitatis cultus (wenn der eine Theil kein Christ ist) vorhanden wäre.

4. Zwischen Seitenverwandten in gleicher Seitenlinie oder in erstem Grade oder zwischen Verschwägerten in gleicher Seitenlinie.

5. Zwischen einem Ehegenossen und seinem schuldigen Mördercomplicen (§ 62).

Bedingt ungiltig ist die Ehe:

6. Wenn die Eheschließenden wegen Mangels des erforderlichen Alters zur Eheschließung unfähig sind (§§ 7, 10, 65).

7. Wenn die Ehe von Minderjährigen, Wehrpflichtigen und von Angehörigen der Armee (Kriegsmarine und Landwehr), von Verwandten in ungleicher Seitenlinie in zweitem Grade, von Verschwägerten in ungleicher Seitenlinie in erstem Grade und von solchen Personen, welchen die neuerliche Eheschließung durch richterliches Urtheil untersagt ist, ohne die gesetzlich geforderte Erlaubnis, beziehungsweise Dispensation geschlossen wird (§ 66).

8. Wenn das Aufgebot vorschriftsmäßig nicht erfolgt ist oder kein Dispens ertheilt wurde.

9. Wenn die Ehetheile ihre Einwilligung zur Eheschließung nicht auf die in den §§ 40 und 41 vorgeschriebene Art und Weise erklärt hätten (persönliche, wechselseitige, aus freiem Willen entstehende ernste, bestimmte und verständliche Einwilligung).

10. Wenn bei der Eheschließung keine Zeugen anwesend waren (§ 67).

11. Wenn ein Ehetheil durch solche gegründete Furcht zur Eheschließung gezwungen wird, welche durch körperliche Misshandlungen oder durch Drohungen erzeugt wurde (§ 68).

12. Wenn die Ehe mit einer geraubten Weibsperson geschlossen wurde, bevor diese wieder in Freiheit gesetzt worden ist (§ 69).

Wenn der eine Ehetheil bei der Eheschließung in Bezug auf die Identität des anderen Theiles oder in Bezug auf wesentliche Eigenschaften desselben in Irrthum geführt wurde. Namentlich:

13. Wenn er nicht jener Person angetraut wurde, die er zu heiraten beabsichtigte.

14. Wenn der eine Theil seinen Rang oder Stand fälschlich angegeben hat.

15. Wenn die Frau als Mädchen vor der Eheschließung ihre Jungfrauschaft verloren hat oder als Witwe von einem Anderen geschwängert, heiratet, wenn der Mann vor der Eheschließung von diesen Thatsachen keine Kenntnis gehabt hat.

16. Wenn der eine Theil seine ansteckende oder abscheuerregende Krankheit dem anderen Ehetheile vor der Eheschließung verheimlicht hat (§ 70).

Wenn der eine Ehetheil nicht aus Liebe, sondern:

17. aus materiellem oder sonstigem Interesse; oder aber

18. in Folge von Ueberredung die Ehe geschlossen hat.

In diesen Fällen ist aber die Ehe nur dann ungiltig, wenn die Ehe nicht consummiert wurde (§ 71).

VIII. *Für die Israeliten Ungarns* bestimmt Punkt 14 des Hofkanzleidecrets vom Jahre 1863 allgemein: Die ohne Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften geschlossene Judenehe ist ungiltig.

Diese gesetzlichen Vorschriften beziehen sich auf das Ehehindernis der Verwandtschaft, auf die Vornahme des Aufgebotes und auf die Art und Weise der feierlichen Erklärung der Einwilligung zur Eheschließung. Andere Ungiltigkeitsgründe enthält das Hofkanzleidecret nicht.

IX. *Für die Israeliten in Siebenbürgen und Fiume* ist das österreichische bürgerliche Gesetzbuch maßgebend, nach dessen § 129 eine Judenehe, welche ohne Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften geschlossen wird, ungültig ist.

Unrichtig ist die wiederholt gehörte Behauptung, dass in Oesterreich Theorie und Praxis über die Frage, wann eine Judenehe für ungiltig zu erklären sei, zu keiner Einigung gelangen konnten. Es kann doch keinem Zweifel unterliegen, dass die allgemeinen Ehehindernisse, insofern keine speciellen Ausnahmen für Judenehen statuiert sind, auch im Bereiche der Judenehen zur Anwendung gelangen müssen, was doch in § 123 a. b. G. B. expressis verbis gesagt ist. Eine Ausnahme ist aber nur für die Ehehindernisse der Verwandtschaft und Schwägerschaft festgesetzt, deren Umfang bei Judenehen nicht nach den §§ 65 und 66, sondern nach der speciellen Festsetzung des § 125 a. b. G. B. zu beurtheilen ist.

Wir haben noch *die Auflösungsgründe der Ehe* in den verschiedenen confessionellen Eherechten zu betrachten, welche ebenso mannigfach und verschiedenartig sind, wie die Ungiltigkeitserklärungsgründe.

I. *Die griechisch-orientalische serbische Kirche* kennt nur die Auflösung der Ehe dem Bande nach (solutio matrimonii quoad vinculum). Die Auflösung der Ehe kann nach den Lehren, Satzungen und recipierten Normen dieser Kirche, sowie nach der bei den competenten kirchlichen Gerichten entwickelten Praxis in allen jenen Fällen ausgesprochen werden, wenn solche Gründe und Verhältnisse als obwaltend bewiesen werden, welche die Vernichtung des ehelichen Lebens darthun, mithin die Auflösung der Ehe als gerechtfertigt erscheinen lassen.

Ausgehend von diesem Grundsatze kann nach den Lehren und Normen dieser Kirche die Ehe aus folgenden Gründen definitiv d. h. dem Bande nach aufgelöst werden:

1. Wenn die eheliche Treue verletzt oder Ehebruch begangen wurde, ausgenommen, wenn der andere Ehetheil in den Ehebruch eingewilligt, denselben gestattet oder durch sein Verschulden selbst veranlaßt hat (V—VI. ökum. Syn. can. 87. Basilius der Gr. can. 9. Photius Nomokanon XIII. 4 k. und die Kormč. Kn. 48. 1., §§ 2—16).

2. Wenn der eine Ehetheil dem Leben des Anderen nachstellt; wenn er

selbst oder ein Anderer über seinen Auftrag und Anstiftung die körperliche Sicherheit oder Gesundheit des anderen Ehetheiles gefährdet; wenn der eine Ehetheil den anderen Ehegenossen quält oder demselben empfindliche Seelenschmerzen verursacht, z. B. durch Schimpfereien und verbitternde Handlungsweise; wenn er durch Trunkenheit oder ausschweifende Lebensweise die ehelichen Pflichten vernachlässigt, so dass gegen ihn unüberwindliche Abneigung in dem anderen Ehegatten berechtigter Weise entstehen konnte. (Kormč. Kn. II. 7. 13, 46. und III. 48., XI. 2. Photius Nomokanon XIII.).

3. Böswillige Verlassung (malitiosa desertio), wenn der eine Ehetheil den Anderen ohne gesetzlichen Grund verlässt, vertreibt und die Lebensgemeinschaft mit demselben unterbricht (V—VI. ök. Syn. can. 93. Basilius der Gr. can. 35. und 36. Photius Nomok. XIII. 4 k. und die Kormč. Kn. I. 21., II. 44. 13 r. § 3 t. 48. r. 11. § 3 p.).

4. Wenn der Mann die Frau zur Unzucht zwingt oder die Frau die Empfängnis widernatürlich verhindert oder die Leibesfrucht abtreibt (Kormč. Kn. II. 48., 21. Basil. d. Gr. 7, 21, 44 c. und 2, 8 c. Photius III. XIII. n. k.).

5. Wenn die Frau ohne Wissen und gegen den Willen ihres Mannes mit anderen Männer zecht, sich in Gasthäusern und Bädern unterhält und die Nächte außer dem Hause zubringt; wenn der Mann bei sich eine Concubine hält und dieselbe nicht entlassen will (Kormč. Kn. II. 48. XI. 8, 16. Photius XIII. III. 4).

6. Wenn der Mann seine Frau zum Beischlafe mit einem Anderen zwingen will (Phot. XIII.) oder wenn er seine Frau vor Gericht des Ehebruches beschuldigt und denselben nicht beweisen kann (Kormč. Kn. II. 48. XI.).

7. Wenn der eine Ehetheil wegen eines Verbrechens zu einer Freiheitsstrafe in der Dauer von mindestens fünf Jahren verurtheilt wurde, so ist der andere Ehetheil die Auflösung der Ehe zu verlangen berechtigt (Phot. XIII. n. k. Kormč. Kn. II. 48).

8. Wenn der eine Ehetheil von unheilbarer Geisteskrankheit oder ansteckender Krankheit befallen wird, so kann die Ehe in gewissen Fällen und mit Berücksichtigung der obwaltenden Verhältnisse aufgelöst werden (Basil. d Gr. 46. k.).

9. Wenn der Mann mit Einwilligung der Frau in einen Orden tritt, so wird die Ehe nach Ablegung des Mönchsgelübdes ohne jedes weitere Verfahren als aufgelöst betrachtet und die Frau kann wieder heiraten.

10. Wenn der eine Ehetheil auf irgendwelche Weise spurlos verschwindet, so kann der zurückgelassene Ehegatte nach Verlauf von fünf Jahren das Begehren stellen, dass der Ehetheil, dessen Aufenthalt unbekannt ist, durch öffentliche Kundmachung vor Gericht geladen und dass die Ehe, insofern er nicht erscheinen sollte, auf Grund vermutheten Todes oder Ehebruches aufgelöst werden solle.

II. *In der griechisch-orientalischen rumänischen Kirche* werden die Scheidungsgründe durch die schon oben erwähnten kirchlichen Quellen, aber insbesonders durch die Pravila als gemeinsame Rechtsquelle normiert.

Auf dieser gemeinsamen Grundlage hat sich in den drei vaterländischen griechisch-orientalischen rumänischen Kirchenprovinzen rücksichtlich der Scheidungsgründe folgende in mancher Beziehung abweichende Praxis gebildet, welche nachstehend dargestellt werden soll.

*A)* 1. Die Impotenz des Mannes, welche gewöhnlich durch Aerzte oder durch die Nichtconsummation der Ehe bewiesen wird.

2. Der Ehebruch oder die Verletzung der ehelichen Treue durch den einen oder anderen Theil.

3. Epileptische oder andere unheilbare Krankheiten, welche schon vor der Eheschließung bestanden haben, aber verheimlicht wurden.

4. Unerträglich gewordener Mundgestank bei dem einen oder anderen Ehetheile.

5. Wenn ein Ehetheil im Schlafe in's Bett uriniert.

6. Schläge und Quälereien, welche die Gesundheit gefährden.

7. Unüberwindliche Abneigung, deren Ursachen bewiesen werden müssen, z. B. Quälereien, unausstehlicher Mundgestank, Zaubermittel, welche Speisen und Getränken beigemischt wurden.

8. Wenn der eine Ehetheil vom Strafgerichte zur Kerkerstrafe in der Dauer von mehreren Jahren verurtheilt wurde.

9. Die länger als drei Jahre währende Abwesenheit eines Ehegatten, ohne dass sein Aufenthaltsort bekannt wäre.

*B)* 1. Ehebruch.

2. Verschwörung gegen das Staatsoberhaupt.

3. Nachstellungen von Seiten des einen Ehetheiles, welche dem Leben des Anderen gefährlich sind.

4. Absichtliche Abtreibung oder Tödtung der Leibesfrucht.

5. Körperliche Unvermögenheit während dreijähriger Dauer des ehelichen Lebens.

6. Wechselseitige Einwilligung, dass der Mann oder die Frau in einen Orden eintreten sollen.

7. Wenn der Mann zum Bischof gewählt wird, in welchem Falle die Frau in's Kloster gehen muss.

8. Fünf Jahre lang dauernde Abwesenheit und Nichtkenntnis des Aufenthaltsortes des abwesenden Ehegenossen oder wenn der Mann drei Jahre lang abwesend ist und für den Unterhalt seiner Frau keine Sorge trägt.

9. Epilepsie, Blödsinn, Wahnsinn, Raserei, wenn sie schon vor der Eheschließung vorhanden gewesen, aber verheimlicht worden sind.

10. Wenn der Mann oder die Frau wegen eines begangenen Verbrechens zur mehrjährigen Freiheitsstrafe verurtheilt werden.

11. Aus Feindseligkeit entstandene unüberwindliche Abneigung.

12. Wenn die Frau gegen den Willen ihres Mannes an fremden Unterhaltungen theilnimmt, ohne Grund und Noth in fremden Häusern verweilt.

13. Wenn der Mann seine Frau einem Anderen überlassen hat oder auf widernatürliche Weise den Beischlaf mit derselben vollzieht.

*C)* 1. Ehebruch oder Verletzung der ehelichen Treue.

2. In solchen Fällen, wenn aus den verdächtigen Gängen des Geklagten oder aus sonstigen Anzeichen der erfolgte Ehebruch zwar gefolgert werden kann, aber Niemand denselben gesehen hat, — kann die Scheidung wegen Ehebruches nicht ausgesprochen werden. Wenn jedoch die verdächtigen Gänge bewiesen wurden, sei es durch Augenzeugen, sei es durch aufgefangene Briefe, und der

Kläger die Auflösung der Ehe aus unüberwindlicher Abneigung gegen den Geklagten begehrt, wenn sodann der Geklagte sich vom Verdachte nicht reinigen kann: so wird das Band der Ehe wegen unüberwindlicher Abneigung zwar aufgelöst, aber dem schuldigen, beziehungsweise verdächtigen Theil wird die neuerliche Eheschließung nicht untersagt.

3. Wenn beide Theile die eheliche Treue verletzt haben, so kann Auflösung der Ehe nicht erfolgen. Wenn aber die Verletzung durch das Leben in wilder Ehe geschieht: so wird die Ehe aus dem Grunde aufgelöst, weil den Ehegatten die Beisammenwohnung unmöglich geworden ist.

4. Die Impotenz des Mannes.

5. Wenn der Mann seine Frau zum Ehebruche veranlasst.

6. Verschwörung gegen das Staatsoberhaupt.

7. Die unüberwindliche Abneigung als solche bietet keinen genügenden Grund zur Auflösung der Ehe. Die unüberwindliche Abneigung muss entstehen aus wiederholten schon zur Gewohnheit gewordenen unmenschlich grausamen Quälereien oder aus gefährlichen Nachstellungen, welche seitens des einen Ehetheiles gegen das Leben des Anderen erfolgt sind und welche das Leben des Betreffenden leicht hätten gefährden können, wenn sie gelungen wären.

8. Absichtliche Abtreibung der Leibesfrucht.

9. Religionsverschiedenheit zwischen zwei nichtchristlichen Eheleuten, deren einer zur christlichen Religion übergetreten ist.

10. Wechselseitige Einwilligung, dass der eine oder andere Ehetheil in einen Orden eintreten soll.

11. Die Verschollenheit, wenn der Mann seit drei Jahren unbekannten Aufenthaltsort hat und für den Unterhalt der Frau keine Sorge trägt, übrigens, wenn einer der Ehegatten seit fünf Jahren abwesend und sein Aufenthaltsort unbekannt ist. In beiden Fällen findet ein Edictalverfahren statt.

12. Der Freiheitsverlust des Mannes an und für sich bildet keinen Scheidungsgrund, aber die zurückgelassene Ehegenossin kann die Auflösung der Ehe wegen unüberwindlicher Abneigung verlangen.

13. Die Epilepsie und der Wahnsinn bilden nur dann einen Scheidungsgrund, wenn der Beweis erbracht wird, dass der geklagte Theil schon vor der Eheschließung mit diesen Krankheiten behaftet war und dass sie unheilbar sind.

14. Sonstige Scheidungsgründe, welche in dem kirchlichen Gesetze (Pravila) enthalten sind, können nicht auf eine allgemeine Formel zurückgeführt werden, sondern haben ihre eigene Casuistik.

III. *Für die Protestanten Ungarns* gestatten die §§ 55—57 in folgenden Fallen die Auflösung der Ehe:

1. Wenn der eine Ehetheil dem Leben des Anderen nachgestellt oder Ehebruch begangen hat.

2. Wenn der eine Ehegenosse den Anderen boshaft verlassen hat.

3. Wenn zwischen den Ehegatten tödtliche Feindschaft oder unüberwindliche Abneigung entstanden ist und beide Theile die Scheidung verlangen.

IV. *In der siebenburgisch protestantischen Kirche helvetischen Bekenntnisses* können nach § 4 der «Instruction für das Verfahren in Ehescheidungsangelegenheiten» Gründe der Scheidung sein:

1. Der Ehebruch (adulterium), welcher öffentlicher Ehebruch sein kann, der keinem Zweifel unterliegt (manifestum; H. t. § 177) oder solcher, der auf schwerwiegendem Verdachte beruht (graviter præsumptum; §§ 181—182 H. t.).

2. Böswillige oder treulose Verlassung (desertio malitiosa § 184 H. t. und desertio infidelis H. t. § 202).

3. Nachstellungen gegen das Leben (insidiæ vitæ structæ: H. t. § 203).

4. Die unüberwindliche Abneigung (capitale vel invincibile odium aut insuperabilis aversio; H. t. §§ 216—217).

5. Weigerung der Leistung der ehelichen Pflicht (denegatio debiti conjugalis H. t. § 205).

6. Wenn die Frau sich künstlich oder durch den Gebrauch von Mitteln zur Empfängnis und auf diese Weise zum Gebären unfähig gemacht hat (§ 208 H. t.).

Diese Scheidungsgründe dienen nur zur Orientierung, das entscheidende Gesetz war stets die Synopsis juris connubialis des Peter Bod.

V. *Die Eheordnung für die evangelische Landeskirche Augsburger Bekenntnisses in Siebenbürgen* gestattet (§§ 51—61) aus folgenden Gründen die Ehescheidung:

1. Ehebruch oder schwerwiegender Verdacht desselben.

2. Sodomie.

3. Die Verleitung der Frau oder der Tochter oder einer anderen Person zur Prostitution oder das Halten eines Bordellhauses, welche Handlungen als Ehebruch betrachtet werden.

4. Treulose Verlassung.

5. Die Verweigerung der Leistung der ehelichen Pflicht.

6. Die Gefährdung des Lebens oder der Gesundheit des anderen Ehetheiles.

7. Schwere Misshandlung oder empfindliche Kränkung des anderen Ehetheiles.

8. Die Verweigerung der Leistung des Unterhaltes.

9. Unverbesserliche, unsittliche, Abscheu erregende, die Familie gefährdende Lebensweise, welche in dem anderen Ehetheile unüberwindliche Abneigung hervorruft.

10. Wenn Unfruchtbarkeit bewirkt wird.

11. Wenn ein Ehetheil von der evangelischen Religion zu einer anderen nicht evangelischen Confession oder Kirche übertritt, wenn der in der evangelischen Religion verbleibende Ehetheil die Auflösung begehrt.

12. Wenn ein Ehetheil zu einer Freiheitsstrafe in der Dauer von mindestens drei Jahren verurtheilt wird.

13. Geisteskrankheit, wenn sie mindestens drei Jahre lang andauert.

VI. *Das unitarische kirchliche Ehegesetz* gestattet ebenfalls die Ehescheidung. Als Grundsatz dieses Rechtes gilt: »Die Ehe kann aufgelöst werden, wenn während ihres Bestandes mit ihrem Begriffe und Wesen collidierende Umstände eingetreten sind, deren halber die Aufrechterhaltung der Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Weib unmöglich oder zwecklos geworden ist« (§ 73).

Die Scheidungsgründe sind folgende:

1. Die Nachstellung gegen das Leben des einen Ehetheiles; wenn der eine

Ehegenosse die Ermordung des Anderen versucht oder auch nur in Angriff nimmt (§ 74).

2. Der Ehebruch, welcher entweder öffentlich ist, wenn er vollständig erwiesen wurde oder vermuthet wird, wenn in Bezug auf die Begehung schwerwiegender Verdacht obwaltet (§ 77).

3. Die treulose Verlassung:

*a)* Jener Ehetheil, der sich von seinem Ehegenossen ohne dessen Einwilligung auf einen bekannten oder unbekannten Aufenthaltsort in der Absicht, dass er mit seinem Ehegenossen nicht weiter leben wolle, entfernt und auf Vorladung des Seelsorgers zu seinem Ehegenossen nicht zurückkehrt, wird der treulosen Verlassung schuldig betrachtet (§ 80).

*b)* Wenn ein Ehegatte den Anderen ohne dessen Einwilligung in Begleitung eines anderen Mannes oder einer anderen Frau auf solche Weise verlässt, dass der Verdacht des Ehebruches obwaltet (§ 81).

*c)* Auch jener Ehetheil wird der treulosen Verlassung schuldig angesehen, der wegen eines Verbrechens, an dessen Verübung der andere Theil vollkommen schuldlos ist, zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt wurde (§ 82).

4. Die unüberwindliche Abneigung: wenn zwischen den Ehegatten die wechselseitige oder einseitige Abneigung in solchem Maße an den Tag tritt, dass die Versöhnung und die Fortsetzung des ehelichen Lebens nicht gehofft werden kann (§ 85).

Sowohl bei wechselseitiger, als einseitiger Abneigung müssen solche Umstände obwalten, welche die Existenz der Abneigung wahrscheinlich zu machen geeignet sind.

Solche Umstände sind:

*a)* Zwietracht zwischen den Eheleuten.

*b)* Wörtliche oder thätliche Beleidigungen.

*c)* Abgesondertes Wohnen mit gegenseitiger Einwilligung.

*d)* Wenn der eine Ehetheil keinen Versuch macht, dass jener Ehegenosse, der ihn verlassen hat, zur Fortsetzung des ehelichen Lebens zu ihm zurückkehren solle.

*e)* Nichterscheinen auf Vorladung des Seelsorgers oder des Richters.

*f)* Die Fruchtlosigkeit der Versöhnungsversuche des Seelsorgers oder des Richters.

*g)* Ausschweifende, unsittliche, verschwenderische Lebensweise, Trunkenheit, Unzucht oder Verleitung zu denselben.

*h)* Durch Verschulden des betreffenden Theiles entstandene ansteckende oder Abscheu erregende Krankheit.

*i)* Verurtheilung eines aus Gewinnsucht verübten Verbrechens halber, wegen falscher Zeugenaussage oder wegen Meineides.

*j)* Fortwährende Verletzung der aus der Ehe hervorgehenden Pflichten (§ 86).

5. Wenn der eine Ehegenosse die Leistung der ehelichen Pflicht ohne Grund hartnäckig verweigert (§ 87).

6. Wenn die Leistung der ehelichen Pflicht zum Nachtheile der Gesundheit oder auf eine die Schamhaftigkeit verletzende Weise gefordert wird (§ 88).

7. Die Bewirkung der Unfruchtbarkeit, wenn die Frau:

*a)* ihre Leibesfrucht abtreibt, tödtet oder dies durch einen Anderen thun lässt,

*b)* wenn sie sich künstlich oder durch den Gebrauch von Mitteln zur Empfängnis oder zum Gebären unfähig macht.

Wenn aber der Mann die Absicht der Frau erfahren und sie zu hindern nicht versucht hat, so ist er auf Grund dieses Paragraphen zur Klage nicht berechtigt (§ 89).

8. Der Wahnsinn, wenn der eine Ehetheil an unheilbarer Geisteskrankheit leidet und diese Thatsache auf Grund einer dreijährigen Beobachtung in einer Landesirrenanstalt von den Aerzten der Anstalt bestätigt wird (§ 91).

VII. Die Ehen *der Israeliten Ungarns* können aufgelöst werden:

1. Wenn der geklagte Theil wegen eines begangenen Verbrechens verurtheilt wurde.

2. Wenn er seinen Ehegenossen böswillig verlassen hat.

3. Wenn er einen unordentlichen Lebenswandel geführt hat, wodurch ein beträchtlicher Theil des Vermögens des klagenden Ehegatten oder die guten Sitten der Familie in Gefahr gesetzt werden.

4. Dem Leben oder der Gesundheit gefährliche Nachstellungen; schwere Misshandlungen, oder, nach dem Verhältnisse der Personen, sehr empfindliche, wiederholte Kränkungen.

5. Anhaltende, mit Gefahr der Ansteckung verbundene Leibesgebrechen.

6. Wechselseitige freie Einwilligung durch Uebergabe eines von dem Manne der Frau gegebenen Scheidebriefes.

7. Ehebruch der Frau.

8. Durch den Uebertritt des einen Theiles zur christlichen Religion (Hofkanzleidecret 22, 24, 26, 27).

VIII. *Für die Israeliten in Siebenbürgen und Fiume* sind in Bezug auf die Ehescheidung die Bestimmungen des österreichischen bürgerlichen Gesetzbuches maßgebend. Die Ehen derselben können also aufgelöst werden

1. in Folge wechselseitiger freier Einwilligung durch Uebergabe eines von dem Manne der Frau gegebenen Scheidebriefes (§§ 133—134),

2. wegen Ehebruches der Frau (§ 135).

Wir haben uns die Mühe nicht verdrießen lassen, den Leser durch das Labyrinth der Normen der auf dem Gebiete Ungarns und Siebenbürgens in Geltung gewesenen confessionellen Eherechte zu führen und wir glauben, keine vergebliche Arbeit geleistet zu haben, wenn es uns gelungen sein sollte, den Leser zu überzeugen, dass es keinen anderen Ausweg zur Schaffung eines den Geboten der ausgleichenden Gerechtigkeit und der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit entsprechenden Zustandes auf eherechtlichem Gebiete gegeben hat, als: *das in seiner Totalität einheitliche staatliche Eherecht* an die Stelle dieses, den ethischen Wert der Institution der Ehe erschütternden Wirrwarrs von confessionellen Eherechtssystemen zu setzen.

# BERICHTE ÜBER DIE EROBERUNG BELGRADS V. J. 1688.

Von Dr. *Jos. Weiß.*

(Aus dem fürstl. Archive zu Wallerstein.)

Mit dem Jahre 1686 begann das Kriegsglück den kaiserlichen Waffen, welche gegen die Türken kämpften, für geraume Zeit seine Gunst zuzuwenden. Ofen, das «Haus des hl. Kampfes», «des osmanischen Reiches Schloss und Schlüssel» wurde nach fast hundertfünfzigjähriger Türkenherrschaft zurückgewonnen; ein Schlag, der den Kampfesmuth der Pforte so bedeutend erschütterte, dass sie an Friedensverhandlungen zu denken begann. Das nächste Jahr brachte durch die Schlacht von Nagy-Harsany die Vergeltung der folgenschweren Niederlage, welche 161 Jahre zuvor beim nahen Mohacs König Ludwig von Ungarn erlitten hatte. Die Eroberung Ungarns war besiegelt: der Reichstag zu Preßburg beschloss die Erblichkeit der Stefanskrone im habsburgischen Mannesstamme. Die glänzendsten Kriegsthaten jedoch sah das Jahr 1688. Anfangs Mai eröffnete Feldmarschall Graf Caprara den Kampf mit der Eroberung Stuhlweißenburgs, der alten ungarischen Krönungsstadt. Da der Herzog von Lothringen kränkelte, übernahm jetzt Kurfürst Max Emanuel den Oberbefehl über die vereinigte Armee, die über 30,000 Mann stark war.[1] Am 28. Juli traf Max Emanuel beim Heere ein. Unter seiner und des Feldzeugmeisters Sereni Führung erkämpfte man am 8. August den Übergang über die Sau und richtete den Angriff auf das seit fast 100 Jahren in türkischen Händen befindliche Belgrad oder wie es damals hieß, Griechischweißenburg. Die Türken steckten beim Anrücken des christlichen Heeres die reiche und bevölkerte Vorstadt in Brand und verließen großenteils den Platz, wobei sie auf etlich hundert Schiffen die wertvolle Habe hinweg führten. Zur Vertheidigung blieben 3—4000 Janitscharen unter einem alten Offizier zurück. Es dauerte lange, bis die Belagerung in eigentliche Thätigkeit kommen konnte, denn das schwere Geschütz traf erst am 25. August von Buda ein, da die Hofkammer keine Aufwendungen machen wollte.[2] Einstweilen hatte man das Feuer aus Mörsern eröffnet am 15. August. Nachdem bis

[1] Vgl. den Ausweis bei *Röder von Diersburg* (Frh. Ph.), d. Markgraf. Ludwig Wilh. v. Baden Feldzüge etc. etc. II, 56 f.

[2] Vgl. *Röder* a. a. O. 61. Anm. 1.

zum 29. August das Bombardement fortgesetzt worden war, schickte man einen «Aufforderungsbrief» an den Kommandanten. Die ächt muselmännische Antwort war: des Kommandant ließe den Kurfürsten grüßen; es würde geschehen, was Gottes Wille sei! Im christlichen Lager wurde nun der Sturm beschlossen. Den 6. September um 1 Uhr früh ergingen die Befehle und Anordnungen, um 9 Uhr begann der Angriff. Verzweifelungsvoll zwei Stunden wogte der Kampf, an dem sich heroisch die hervorragendsten Führer betheiligten. Die Verluste waren große auf christlicher wie auf türkischer Seite und glänzende Namen erloschen an jenem Tage bei den Kaiserlichen. Der Festungskommandeur gerieth in die Gefangenschaft.

Während der «blaue König» diesen ruhmvollen Sieg erstritt, war der «rothe König» Ludwig Wilhelm v. Baden [3] in Bosnien eingedrungen, wo er nach einem heißen Reitertreffen bei Derbend am 5. Sept. das Land südlich der Sau zurückeroberte, so dass von hier, Belgrad und Semendria aus der Weg in die Balkanländer offen zu liegen schien. Solche Erfolge stimmten den Sultan zum Frieden. Die Gesandtschaft, welche auf dem Wege nach Wien war, um Suleimans Thronbesteigung anzuzeigen, beschleunigte ihre Reise. Beinahe wäre sie noch Augenzeuge von Belgrads Fall geworden, denn am 8. September traf sie im Lager ein. Max Emanuel empfing und bewirtete sie in eben dem Lusthaus, «in welchem sechs Jahre vorher Sultan Mohamed IV. die Nachricht von der Eroberung Wiens solange erwartet hatte».[4] Er hatte dasselbe mit türkischen Tapeten und Siegestrophäen auszieren lassen. Auch führte man die Gesandtschaft im Lager umher, «so sie mit einer verspühreten Entsetzung angesehen.» In Oesterreich angekommen musste sie 4 Monate in Pottendorf warten, bis das Zeremoniel für die Übergabe ihrer Beglaubigungsschreiben festgestellt war! Die eigentlichen Friedensverhandlungen fuhrten jedoch zu keinem Ergebnis. Und während man am kaiserl. Hofe überlegte, ob nicht zuvor Konstantinopel zu erobern und darnach erst Frieden zu schließen sei, da erstand den Türken ein Helfer in dem «allerchristlichsten Könige» Ludwig XIV., der am 24. Sept. 1688. mit einem Manifest friedbrüchig dem Kaiser den Krieg ansagte.

Seit dem J. 1683 stellte der schwäbische Kreis dem Kaiser 4 Regimenter, 2 zu Fuß und 2 zu Pferd.[5] Dieses Kontingent befehligte Markgraf Carl Gustav von Baden-Durlach; Obrister eines Regimentes zu Fuß, dann Generalfeldwachtmeister-(Generalmajor) und zuletzt Feldmarschall-Lieutenant war *Graf Notger Wilhelm zu Oettingen-* (Katzenstein-) *Baldern*, geboren 1653,[6] gestorben im Felde zu Villingen 1693 am 7. November. In

[3] Vgl. *Schulte* (A.) Markgr. Ludw. Wilh. v. Baden. etc. I, 17.

[4] *Mailáth*, Gesch. d. österr. Kaiserstaat. IV, 230. — Vgl. Theat. Europ. XIII, 294.

[5] Vgl. *Schulte* a. a. O. 90.

[6] Darnach korrigiert sich das Pradikat bei *Schulte* 100. — Das otting. Haus hatte sich in 3 Linien getheilt: *Oettingen=Oettingen* (protestantisch, gefürstet 1674.

den Werbungen, welche er mit kais. Patent für ein eigenes kaiserl. Regiment 1692 betrieb, liegen die Anfänge des jetzigen österreich. Infanterieregimentes «Graf von Khevenhüller» Nr. 7 (Vgl. die Regimentsgeschichte von v. Treuenfest). Notgers Gemahlin war Marie Sidonia, Gräfin von Soetern, Freiin von Dachstuhl, die Erbtochter des letzten Soeterns Philipp Franz, eines Bruderenkels des Kurfürsten Philipp Christoph. Mit ihr und seinem Vetter im Reichshofrath, dem späteren Großbotschafter nach Karlowitz, dem Grafen Wolfgang IV. zu Oettingen-Wallerstein (vgl. über ihn *Histor. Jahrb.* XIV., Heft 3, S. 611.) pflog er vom Felde aus einen steten Briefwechsel. Aus dem reichen Inhalte desselben soll hier herausgegriffen werden, was Notger Wilhelm über die Eroberung Belgrads, bei welcher er als Generalfeldwachtmeister mitgekämpft hat [für seine Bravour erhielt er ein kaiserl. Anerkennungsschreiben], an seine beiden Angehörigen berichtete. Es sind zwar keine überraschenden Neuheiten, die wir erfahren, nur Zeugnisse und Bekräftigungen aus dem Munde eines Augenzeugen und glaubwürdigen Gewährsmannes, immerhin aber manche Einzelheiten welche die Nachricht ergänzen können, die uns Röder von Diesburg gibt a. a. O. auf Grund der im k. k. Kriegsarchiv befindlichen «Geschichte d. Feldzuges geg. d. Türken im J. 1688.»

Nur soweit der Inhalt der Briefe, die alle von Notgers Hand geschrieben sind auf Quartbogen an seine Frau,[7] auf Folio an seinen Vetter, sich mit unserm Vorwurfe beschäftigt, wird er hier wiedergegeben, von einigen auch der Anschaulichkeit halber der Eingang und Schluss; zu Gunsten einer lesbareren Orthographie ist die Willkür des Originals in der Anwendung großer oder kleiner Buchstaben nicht befolgt. Die jeweils zwischen die Briefe eingeschalteten «Relationen» haben sich im Archive in Wirklichkeit nicht unter den Briefen, sondern beisammen für sich unter Baldernschen Akten vorgefunden, und bestehen aus 5 Quartbogen nebst einem Blatt, deren 1. die Zeit umfasst vom 6.—11. August, 2. überschrieben «Contingation» vom 11.—20. Aug., 3. «Fehrnere Continuation» vom 20.—27. Aug., 4. «Continuat. der Belagerung» v. 27. Aug. — 3. Sept., 5. und das Blatt «Continuation» vom 3.—8. September. Allein gerade diese Trennung in einzelne Bogen mit einem bestimmten Zeitumfang führt zu der Annahme, dass diese losen Bogen jene von Notger an Frau und Vetter geschickten «Relationen» sind, welche er in den begleitenden Briefen

erloschen 1731 mit Albrecht Ernst II., dem Bruder der von Ottok. *Lorenz*, Genealog. Hand- und Schulatlas S. 42 als Stammutter aller jetzt lebenden christl. Souveräne gefeierten Christine Luise); *Oett.-Spielberg* (kath., gefürst. 1734); *Oett.-Wallerstein* (kathol. gefürst. 1774); *Oett.-Baldern* (kath., erloschen 1798 mit Notgers Enkel).

[7] Vgl. *Beilage z. Augsburger Postzeitung* 1893, Nr. 42—49: «Notger Wilh. Graf z. Oettingen-Baldern und seine Gattin Maria Sidonia, geb. Gräfin v. Soetern, in ihrem Briefwechsel. Ein Zeit- und Lebensbild aus dem XVII. Jahrh.»

jeweils erwähnt. Geschrieben sind sie nicht von Notgers Hand, vielleicht von der seines »Musterschreibers«, jedoch an einigen Stellen von dem Grafen korrigiert oder mit einem Eintrag versehen. Ihre Angaben habe ich versucht mit der verwandten Literatur zu vergleichen, soweit ich dieselbe hier mir verschaffen konnte [8] und soweit es von einer nicht fachmännischen Veröffentlichung des Fundes wird gefordert werden.

***

3 Meÿl oberhalb Kriehish-Weißenburg,
den 30. Jullÿ 1688.

Ihr Excellentz Hohgebohrner Graff

»Gnediger Herr Vetter .............. Der Khurfürst auß Baÿern ist vorgestern beÿ unß angelangt, vndt haben mier ihme zu Ehren alle Stuckh gelöst.[9] Gestern szeint mier von Peterwardein aufgebrohen, alwo mier zweÿ Batallionen, eine von Szußÿ [10] vndt eine von Lottringen gelaßen. Es szeint auch alle Bahöffen vndt Shiff alda verbliben. Mier geehn jetzt den geratten Weg auf die Szau zu. Gott gebe, daß vnßere Shüff, szo mier auf den Röttern zu fiehren, vnß helffen, den Paß zu Wegen zu bringen, alßdan wäre mit Gott guette Hoffnung zu Eroberung Khriehisch-Weisßenburg vorhanden. Vnßer Ober-Commando beÿ der Armee möhte factiones mahen, warzu daß Anßehen shon zimblih vorhanden. Shliesßlichen befilh ih mih zu Continuation dero hohe Gnaden, der ih leb vndt stierb,

Euer Excellentz

Vetter vndt vnderthenig gehorsamber Kneht
Graff zu Oettingen Notger Wilhelmb.

Nr. 16 — 3 Meill von Khriehish-Weisßenburg,
den 31. Jully 1688.

Ihr H. Gdn. Hohgebohrne Graffin.

»Einzige Vergniegung meines Hertzen, Behersherin meines Lebens ............ der Khurfürst ist vorgestern zu Waßer nur mit etlihen Pershon beÿ der Armee angelangt. Er ist von vnß gar shön alß

[8] *Történelmi Tár* XIII. (1890) mit dem Aufsatze von Hauptmann Götz »Der Feldzug von 1688 und die Belagerung von Belgrad« (Vgl. *Hist. Jahrb.* XII. 623) war mir leider nicht zugänglich.

[9] »Ihro Churfl. Durchl. haben ihr Logement in des Türkischen Kaÿsers Lust haus | ohnweit der Stadt genommen | allwo sie die gantze Attaque überschauen können« (Relation aus dem Kaÿserl. Feld-Lager von Griechisch-Weissenburg vom 11 Augusti 1688. 8°).

[10] Infanterieregiment Souches?

in Bateille die Armee stehent, auh mit allen vnßererer Stukhen Loßbrenung empfangen worden. Ist alßo niht zu muttmaßen, daß der Hertzog von Lottringen dieße Campagne zu vnß khumben werde ................ daß in der Weltt khein Mensh lebt, der mit mehr vnderthenigen Respect verhart alß der ih leb

meiner vnvergleihlisten
Maria Sidonia
undertbenigst treü gehorsambster sclav
Notger Wilhelmb, Graff zu Öttingen.»

(An s. Vetter) 1 Meill an der Sau oberhalb Khriegish-Weißenburg, den 8. Augustÿ 1688 Abents.

«Dieße Naht haben mier vber der Sau Posto gefast, heütt die Bruckhen geshlagen, enderhalb attaquieret worden, manuteniert ietz gleih geeht die Armee hin vber. Aber alles dieses ist, weiß Gott vnßerer Geshikhligkheitt niht zu zurehnen, weillen mier alßo vnßere attaquen angefangen, daß Gott durh Miracull hatt [11] würkhen müeßßen. Die Zeitt giebt mier niht mehr Erlaubnus zu shreiben, zukhünfftige Post die völlige Relation».

Nr. 17. (An s. Frau.)

Vber die Sau oberhalb Kriehish-Weißenburg 1 Meill, den 9. Augustÿ 1688.

«Es geehn unßere Kriegsgeshäfften sehr langsamb von Statten. Mier stehen ietz anderthalb Stundt von Kriehish-weißenburg zwishen der Donau vndt Sau. Allein sie wellen niht zu vnß hervber und wellen vnß auh niht vber die Sau laßen, wüßen mier also selbsten niht, wie müer unßere Sahen noh anstellen solten. Mier haben zwar Shiff auf Röthern beÿ vns, dieße möhten vnß noh woll etwas helffen, wan Gott denen Türkhen eine Nareteÿ zu begeehn in Sünn giebt, gleih sie noh alle Jahr begangen haben. Mier haben shon vndershiedtlihe Türkhen gefangen bekhumben vndt auffen auh continuierlih Ratzen [12] zu vnß herüber, die einhellig außsagen, daß der Feindt niht vber etlihe zwanzig taußent starkh seÿe, allein er hatt sih zimblich an der Sau vershantz. Gleih gestern haben mier Posto vber die Sau gefast, die Bruekhen geshlagen, den Feindt zurukh geiagt vndt viell guettes veriht. Jetz sehen mier kheinen Feindt. Mier haben wenig Leutt verlohren. Gott hatt geholffen.»

[11] «Tutti successi per unico miraculo di Dio», schreibt Marco Aviano an den Kaiser am 16. Aug. Klopp, Das Jahr 1683. S. 419. 1. Anm.

[12] Räzen — Raizen: Bewohner der Militärgrenze serbischer Abstammung. Feldzüge d. Prinzen Eugen. I. 1. 449. S.

Nr. 18. Kriehish-Weisßenburg, den 11. Augusty 1688.

«Schickt sr. Gattin Relation von dem Geschehenen, damit sie solche bei den Angehörigen zirkulieren lasse.»

(An s. Vetter.) Khriehishweißenburg, den 11 Augusty 1688.

«Vbersende versprohener Masßen die Relation von vnßeren affairen, Wan Gott vnß ferner so augensheinlih helffen will, ist die Welt vor den Kheÿser zu khlein. Die gantze vndt grosße Statt hette mier vierwahr erröthen khünen, warinn ein grosßer Shatz von Magazin, daß niht 3 Heußer abgebrunen wären. Ih weiß aber niht, verstehn miers niht oder wellens mier niht verstehen. Es wirdt sih baldt ein mehrers zeigen».

*«Relation.» (6—11. Aug.)*

Alß mir an Freÿtag alß den 6-ten dieses nacher Semblin khumen und den Donnerstag zuuor unsere Schiff auf die Wägen geladten, hat sich der Feindt mit etlichen Trouppen herwerts der Sau über seine Bruckhen sehen lasßen, westwegen unterschiedliche mit selben scharmoziert, in deme es doch verbotten worden, unter welchen auch Prinz Savoie,[13] und Heüsßler,[14] dessen letztern Pferdt zweÿ Schusß, beede aber guete Verweisß von Churfürsten bekhumen. Deß andern Tags alß den 7. seint mir die Sau hinaufwerths gangen, alwo der Sensse Wascha,[15] der ist so die Türckhische Armee commandiert, einen hoffertigen Brieff durch einen Dalmatiner geschickt, in welchen er ihme sehr ermahnt, sich nicht zu unterstehen die Sau zu passiern. Deß Nachts darauf wurde der Gnrlfeldt.-Zeügmeister Zereny, worüber Gnrl. Scherffenberg sehr discusdiert, Gnrl. Feldtmarschall-Lieutenant Stainau, Gnrl.-Major Apromont, (Aspremont) neben zweÿ Obristen und 4000 Mann auch den Starnberg und Baÿrischen Leib-Regiment commandiert, und thete mann auf den Abendt, daß der Feindt recht sehen und merckhen köhnen, 18 Stuckh an den Vffer der Sau postiern, auch die Schiff in daß Wasßer senckhen. Umb 9 Uhr Abents ruckheten die commandierte neben dem Churfürsten, mehresten Gnrls. Persohnen und Volountern auß dem Laager nach dem Orth, wo man die Bruckhen schlagen wolte, so beÿ 1500 Schriett oberhalb der Zigeiner-Insell ist. Alß mann aldorthen angelangt, hat kein eintzi-

[13] Prinz Eugen.

[14] *Donat Heissler Graf v. Geitersheim*, die «Türkengeißel» genannt; *Arneth* (A.) Prinz Eugen I., 94.

[15] Der Seraskier Jegen Osman Pascha? (S. *Röder* a. a. O. 56.)

ger Soldat nicht recht Lust gehabt in die Schiff zu tretten und abzustosßen, weillen Jederman geglaubt, daß es gleichsamb vnmüglich, auch alle Anstalten gahr schlecht darzue gewesßen, wie mann dannen schon gleichsamb hete umbkehren wollen, doch vermelte der Churfürst, er wolle 500 Mann hassardiern, warauf Herr Obrist-Lieutenant Graff von Herberstain von Susßischen mit den ersten Schiff abgestosßen. Als er über die holbe Sau gelangt, gibte der Feindt mit 2 bisß 300 Schusßen eine Salve, auch selben, doch den geringsten getroffen, er aber gantz still, biß mann dass Landt erraichte, warauf er sich gestelt. Indessen hat mann jenseits auß Stuckhen auf dem Feindt Feüer gegeben, wordurch er gleich daruon geloffen. Unsere Schiffer aber, alß sie gesehen, daß man Feüer gibt, seint alle daruon geloffen, und die Ruedter mit sich genumen, hat mann also eine guete Weill keine Succurs hinüber schickhen köhnen, biß der Churfürst versprochen, einen Jeden einen Ducaten vor ein Ruedter zu geben, der ihme einen bringe, worauf die Soldaten gleich auß Bredtern Ruedter gemacht und hat mann also die gantze Nacht Völckher hinüber geführt, das beÿ 4000 Mann jeneseits gewesßen ehe der Tag angebrochen. Mit sambt den Tag hat man die Bruckhen angefangen zu machen, in dessen heten sich die 4000 Mann auf der andern Seits verschantzen sollen, so sich aber nur mit doppleten Span: Reittern [15a] versorget, und hat mann ihnen anfangen Munition und 6 Stuckh hinüber zu führen. Solche wahren kaumb triben, wurden sie umb 7 Uhr den 8. dieses umb und umb attaquiert mit 10,000 Türckhen, so beÿ ³/₄ Stundt getaurt, doch haben die unserige den Posto manuteniert, weillen mir selbe continurlich auf Schiffen Volckh und Munition zugeschickt, auch mit unsern grossen Stuckhen dem Feindt bestentig in die Flankhen gespilt, westwegen uns der Feindt verlassen, da er doch ohne diesen Posten unsere Bruckhen ruinieren und die Arbeither erlegen köhnen. Unserseits ist der Obristwacht. von Alt Starnberg. gebliben und zweÿ Lieutenant von Zerenÿ. und Scherffenberg. blesßiert, wie auch beÿ 20 Gemaine, so todt und blesßiert, die Türckhen haben vill 100 eingebiesst. Umb 4 Uhr ist die Bruckhen fertig worden, westwegen der Churfürst dem Bruckhen-Hauptman 200 Ducaten verehret, und hat also anfangen die Armee umb 3 Uhr Abents zu marchiern, biß umb den 9. 12 Uhr Nachts. Den 10. ruckheten mir gegen Griechisch-Weisßenburg. Unterweg bekhumen mir Nachricht, das der Feindt in der völligen Flucht, darumben mir gantz an die Vösstung anruckheten, warauf mir gesehen, das der Feindt die Statt verlasßen, und in unseren Angesicht etlich hunderth Schiff mit dem besten Sachen forthgeschickht. In denen zweÿen Schlösßeren sollen biß 2000 Janizarn darinnen

[15a] «Span. Reiter» = mit Schweinsfedern gespickte Balken zur Verhinderung der Annäherung. Feldzüge d. Prinzen Eugen. I. 1. 122. Röder a. a. O. 58.

sein. Die Statt, so sehr grosß, haben sie angezünt, so mir gahr wohl heten verwehren köhnen, aber die Vneinigkeit taugt zu nichts. Unsere Leith haben ein grosße Quantität an Ochsen, Khüe, Schaff, Geisß und Wein bekhumen, seint aber vill derüber gebliben, an Razen und Christen seint biß in die 6000 Sellen noch erlediget worden. Wegen deß Feüer haben mir keinen Possto fassen khönen, sondtern stehen nur etliche Battalliones darinnen. Den 11. dieses bründt es noch starkh, das also noch nichts zu thuen. So balden unsere Pagage herendten, werden mir die Bruckhen hartt an der Stadt schlagen, die grosßen Stuckh erwartten mir stündlich.»

Kriegish-Weisßemburg,
(An s. Vetter.) den 20 Augustÿ 1688.

«Waß seither denn Neües alhie pasßiert, volgt hiemit. Heüt Naht haben mier den Feindt ein besetzte Moshea hartt an Graben mit wenigen Verlust vnßer Leütt wekh genumben, doh ist den Printz Commercÿ [16] durh ein Stuckh von der Bomben der Armb entzweÿ geshlagen worden. Der Hertzog von Mantua [17] hatt gestern den Generall Dünewaltt, Palffÿ, Montacuculÿ, vndt vndershiedtlih Generall zum Esßen eingeladen. Alß sie ihre Pferdt shon wekh geshikht, prædendierete der Hertzog, daß der Marquesse Obicÿ, weillen er ihme alß Commissarÿ mitgegeben vndt Khriegsrath zugleih seÿe, allen Generallen vorsietzen solte, welhe sih kheineswegs darzu verstehn wolten. Weillen aber der Marquesse Obicÿ von seiner Prætension niht weihen thette, müesten sie vngeesßen vndt vngetrunkhen zu Fuesß wekh geehn. Zum Glükh hatt Caprara noh niht geeßen, sunsten sie denselben Tag hette fasten müesßen.»

«*Contingation.*» *(11—20. Aug.)*

«Den 11. gegen Abend wurde daß Laager verenderth, und zuge mann solches in zweÿ Lienien von der Sau biß an die Donnaw, eine Fronnte gegen der Statt, die andere gegen dem Feldt sehent. Die 4 Battallionen, so wegen der Ingenier umb den Plan zu machen commandiert worden, seint ohnverrichter zuruckh khumen, weillen sich die Ingenier geforchten, ohne Schantz Körb zu auancieren und dem Plan zu machen. Den

[16] Karl Franz Prinz von Commercy, ein Verwandter des Herzogs von Lothringen, ein ritterlicher und tollkühner Soldat in Oestreichs Diensten. Vgl. Arneth, Prinz Eugen. I, 63.

[17] «Berüchtigt durch seine Ausschweifungen wie durch seine persönliche [illegible]heit.» Arneth, l. c. 26.

12. war daß Feür in der Statt schier völlig gedempft, destwegen mann die vordere Tag die Faschinen zumachen anbefohlen, anfangen hineinzuführen. Balt mann aber selbe ohne Wacht bloß gelaßen, haben die Türckhen, ehe mann es im Laager gewahr worden, dreÿ Tragonner, so Faschinen hineingeführt, todt geschoßen und 900 Faschinen mit sich in die Vösstung hineingenomen. Gegen Abendt wurden 3000 Mann commandiert, die Tranche zu eröffnen, warbeÿ ein Gnrl. Feldtmarschall Lieutenant, Gnrl. wachtm., zweÿ Obristen, 3 Obrist Lieutenant, 3 Obristwachtm., 20 Haubtleith, 30 Lieutenant, 30 Feldtwaibl, 150 Corporaln, 40 Tambour, 300 Gefreÿthe und die übrige Gemaine geweßen, so ein Stundt in die Nacht an den Schloß angeruckht, vom Feindt aber die Nacht hindurch mit Schießen wenig incomodiert worden, jedoch khunten sie mit der Arbeith wegen der abgebrenden Heüßern und Weeg, so mit großen stainern Pflaster, nicht wohl fort khumen. Gegen den Tag den 13. fienge der Feindt an mit Stuckhen, kleinen Geschütz und Boumben unß zu begrießen, unsere Leith bliben aber von den Mauren zimblich bedeckht, jedoch continuirt er solches, und thete umb 8 Uhr ohngefähr einen Außfahl mit 800 Mann, wurde aber von den Unserigen zuruckhgetriben. In dessen thete der Baÿrische Obristwachtm: Dassis von Gallnfells, wie auch der Gnrlwachtm: Rabudin einen Spaziergang in die Aprouchen, woran der Erste in daß Knüe, der andere aber in den Armb geschoßen worden. Diesen Morgen kahme auch unsere Schiff-Bruckhen an der Sau herunter, und wurde gegen der Statt fast am Ende der Zigeiner Insell widerumb aufgeschlagen, damit mann die Correspondenz auf Semblin mit unsere Schiffen haben khönten. Es wurden von den Abgelößten über 100 Todte und Blessierte gezelt, die Ablößung geschahe mit obgemelter Mannschafft. Diesen Abend khame Nachricht durch die Räzen, daß die Türckhen Semendri verlaßen, solches abgebrendt, doch von dem Schloß noch zimblich vill stehet, in diesem Schloß seint noch gefunden worden etlich 40 Stuckh, aber alle ohne Rädter. Den 14. fienge der Feindt ein Stundt an Tag zimblich an zu cannonieren und Boumben zu werffen, jedoch ohne besonderem Schadten. An dem Tranche wurde starckh gearbeithet. Gegen Abend kahme der Marques Obizÿ Statt Obristwachtm: zu Wienn[18] in Laager an, der deß Hertzog von Mantua Ankhunfft zu Semblin mitgebracht, und lößete mann diesen Abend mit ged. Mannschafft ab, unter den Abgelößten befunden sich 4 Todte und 3 Blessierte. Den 15. liese sich der Feindt in der Nacht schier nicht hören. Gegen Tag wurff er unterschiedliche Boumben, umb 6 Vhr thete er einen Außfahl an unterschiedlichen Örthern mit ohngefähr 400 Mann, wurde aber von den Unserigen geschlagen und hinterließe demselbigen

[18] Marchese Obizzi befehligte 1683 die Besatzung Wiens. Röder. I, 34.

15 Köpf ohne die Blessierte, welche in die Vösstung khumen. Die Köpf seint von unsere Soldaten Ihro Churfürstl. Dcht. dargebracht worden. Gegen Abend wurde der Kösßel verfertiget, auß welchen dann sogleich Boumben und Carcassen durch zweÿ Mörßel eingeworffen worden. Eben diesen Tag kahme herüber daß Waßer der Hertzog von Mantua, welchen Ihro Churfürstl. Dchl. entgegengerithen. Die Ablößung geschahe wie oben. Den 16. liese sich der Feindt biß gegen Tag wennig hören, indeßen wurden unsere Batterien gegen Abend fertig, sambt einen Kösßel mit zween Böller. Es liesßen sich die Türckhen diesen Tag etlich mahl ausßer der Vösßtung versamblet sehen, alß wolten sie die Unserige angreiffen in den Aprouchen, haben es doch niemahl dörffen wagen. Heunth seint in den Aprouchen ohngefähr 30 Todte und Blessierte gezelt worden, unter welchen ein fränckhischer Lieutenant von einer Boumben getroffen, in wenig verschiedenen Stundten Herr Obrist Haÿderstorff wurde auch, aber nicht gefährlich verwundet. Es kahmen zween Jungen auß der Statt, welche zwar anders nit vill sageten, alß wie weith sie die Mine gemacht haben. Auf den Abendt wurde wie erst berührt abgelößet. Den 17. in der Fruehe hat mann eine Batterie eröffnet und aus 6 halbe Cartaunen den Anfang gemacht zu schiesßen, welche guete Würckhung in der Mauer gethan. Wann nur unsere Stuckh verhanden wären, solte die Vösstung balt gezwungen sein, allein hat der Hertzog von Mantua alle Schiffleith zu Offen weggenomen, dass mir also schwerlich unserer Artiglerie vor 8 Tagen köhnen thaillhafftig werden. Zweÿ Räzen seint heunt auß der Vösstung heraußkhumen, welche separtum vermelten, daß wenn unser Artiglerie völlig werde gepflanzt sein, der Feindt über 4 Tag die Vösstung nit werde behaupten köhnen oder wollen. Beeder Ausßag nach sollen sich beÿ 4 oder 5000 bewehrte Mann darinen befinden, darunter nit über 1000 Janitzarn, und soll ein Handt voll Mell, weillen sie übereÿlt worden und ihr Magazin auß der Statt in die Vösstung nicht haben bringen köhnen, 8 Groschen kosten. Diesen Abendt ist der Hertzog von Mantua zum erstenmahl in der Aprouchen gewesst und der Obristwachtm. von Bayrischen Hussarn mit 200 Pferdten nacher Semendri, weillen daß Geschloßß nit völlig abgebrandt worden, solches zu besetzen aldahin abgeschickht worden, und seint die Aprouchen wie täglich abgelößet. Den 18. ist mann biß 40 Schriett von dem Graben khumen, und hat mann anfangen mit 11 Stuckhen zu cannonieren. Diesen Tag ist ein Tragonner von Serauisch. Regiment, so gefangen worden von deß Feindts seinen Troupen, herüber khumen, welcher vermelt, daß die Türkhische Armee, welche gantz voneinander geloffen geweßen, sich in etwas wenigs zu Sophia zusamen ziehe. Auf den Abendt lößet mann die Approuchen wie obgemeldt wider ab, und wurde in solchen Obrist Gallnfells von Bayrischen, wie auch Graff v. Lamberg von Starnberg: etwas bleßiert, neben Graff Traun Fendrich von Starnbergisch. so Armb abgeschoßßen,[19]

wie auch beÿ die 14 Gemaine, todt ein Cap.-Lieutenant von Baÿrischen, ein Lieutenant von Stattl.,[20] sambt 7 biß 8 Gemaine. Den 19. regnet es die gantze Nacht und Tag hindurch, und müeßen die Reütter vor ihren Regimentern Circum valation Lienien machen. In diser Nacht namen unsere dem Feindt eine besetzte Mouchet hinweg, jedoch mit wenig Verlust, doch wurde dem Prinz Commercÿ der Armb von einer Boumben entzweÿ geschlagen.»

(An s. Vetter.) Khriegish-Weißenburg, den 24 Augustÿ 1688.

«Daß Hertzog von Lottringen hiehero khumpt, ist versichert nothwendig, vndt maht großе Freüden beÿ der Armee. Allein beÿ Khurbeÿrn merkht man shon einen zimblihen Vnwillen, vndt will verlauthen, alß wan man shon offentlih destwegen zu reden anfangen will.[21] Waß beÿ vnß indeßen paßiert, volgt hiebeÿ selbige Continuation. Wan dieses Orth niht so shleht wäre, glaubete ih vierwahr niht, daß miers bekhumben solten, dan unsere Attaquen, Aprochen vnd Anstalten so shleht darmitt bestellt, daß manß glauben mueß, mir verstehen es niht, oder es geshehe selbiges einem zu Poßen. Mann spargiert alhie, alß solte der Hoff-Cantzler[22] alhie anlangen.»

(An s. Frau.) (Ohne Datum!)

«Mein Margraff[23] ist wieder khrankh, glaube shwerlih, daß er dieße Campagne reht geßundt wierdt... Der Hertzog von Shakßen ist beÿ vnß, beÿ der Armee. Er ist an einem hitzigen Fieber dermallen khrankh. Man maht sunsten wenig auß ihme, wierdt auh niht gar hoh æstimiert. Er ist sunsten ein guetter Heer, aber auh niht aller Orthen geweßen, wo vnßer Herrgott verrathen worden... Generallfeldtmarshall Caprara[24] commandiert dermallen nah dem Khurfürst auß Beÿrn... Hiebeÿ shikhe meinen allerliebsten Hertzen, waß seither ferners beÿ vnß paßiert ist.

[19] «Der Chur-Baÿrische Obriste Gallenfels | wurde durch den Arm geschossen | und dem Grafen von Traun mußte | wegen empfangener Blessur | der rechte Arm | unter dem Elenbogen | weggenomen werden» (*Beschreibung d. Stadt u. Vestung Griechischweissenburg* neben wahrhafftem Bericht | welcher gestalten dieselbe..... erobert worden. Augspurg | z. find. b. Jacob Koppmeÿer).

[20] Infanterieregiment Stadl.

[21] Vgl. *Klopp*, d. J. 1683. S. 419 f.

[22] Theodor Heinrich Graf Strattmann.

[23] Karl Gustav v. Baden-Durlach.

[24] Graf Aeneas Caprara, ein Neffe des Octavio Piccolomini. Vgl. Arneth. 71 S.

Die Herrn Generallwahtmeister habens biß anhero noh guett, dan vnßerer zimblih viell sein.»

Griehish-Weisßenburg,
(An s. Frau.) den 28 Augustÿ 1688.

«Waß indesßen beÿ vnß vorbei gangen, wierdt solhes mein allerliebstes Hertz auß beÿ ligenter Continuation desßen genugsamb erßehen... Khünen mir Heren Generallwahtmeister [25] vnß der Dienst halben noh niht bekhlagen, weillen vnßere fünffe seint vndt mier biß anhero 4 Täg alzeitt freÿ geblieben.»

*«Fehrnere Continuation.» (20—27. Aug.)*

«Den 20. Augustÿ nach zweÿ Uhr in der Fruehe wurden zweÿ Battallionen in die Abrouchen commandiert, auß Sorgen der Feindt möchte unß wider auß den neuen Possto vertreiben wollen, so aber nit geschehen. In desßen bearbeitheten sich die Unserige in denselbigen, umb eine Comunication Lienÿ mit den andern Aprouchen zu machen. Diesen Abent hat man zwo neüe Batterie von 10 und 5 Stuckh angefangen. Der Oberhaubtman Geÿer von der Artiglerie wurde tödtlich verwundet, zwen Fendtrich seint etwaß blessiert, einer von Auersperg: der andere von Oetting.-Regiment neben etlich Gemainen so todt und blessiert. Heuntigen Abent seint die Aprouchen gleich vorigen Tägen Abgelest worden. Den 21. vor Tag wurden wie gestern zweÿ Battallionen hinein commandiert. Es hate der Feindt gleich nach Mitternacht eine Mine springen laßen ohnweith der Muschea, alwo vorigen Tag Posto gefasst worden, ist aber ohne der Unserigen Schaden abgeloffen, unsere Minier sezten gleich an, umb zu sehen, ob noch dergleichen vorhanden wären. Es liesen sich die Türckhen Morgens zwischen 5 und 6 Uhr mit zween Fahnen sehen, griffen aber nit an, villeicht wegen Regen Wetters, welches von Morgen biß gegen Mittag sehr starckh angehalten. Das Meckhlburg.-Regiment ist beÿ der Armee ankhumen, doch vorigen Tag haten sie schon 200 Mann von Semblin in die Aprouchen herübergeschickht. Ein andere Batterie von 5 Stuckh ist heunt angefangen worden, weillen vorige von 5 Stuckh wegen viller Keller und alten Gemaüer ohnbrauchbahr, doch ist folgenden Tag selbige für einen Kesßel zueberaith worden. Heunth ist das Lattronische [26] Regmt. Croaten, weill der Feindt sich in dem Gebürg sehen liese, nach Semendria gangen aldorthen die Lidtlische Hussarn zu uersterckhen. Den 22. schosße der Feindt sehr starckh auf die Arbeither, deren sie vill blessiert, doch aber der

[25] General-Feldwachtmeister, Obrist-Feldwachtmeister ist gewöhnlich Regimentsinhaber und Kommandeur. zeitweilig Führer kleiner Heerestheile. Vgl. Feldz. d. Prinzen Eugen. I. 302.

[26] Lodron. Vgl. Theat. Europ. 582.

Unsern Arbeith nit verhinderth. Zweÿ Musßquetier wurden vor Tag außgeschickt, dem Graben zu besichtigen, welche dann befunden, daß 40 Türckhen ohngefähr daran arbeithen, der Graben wäre an etlichen Orthen, nicht aber überall gefüettert, braidt 4 biß 5 Claffter, tieff auf den mehresten Theil über ein Claffter nicht. An Abent geschahe ein Außfahl linkhe Handt gegen der Sau, seint aber mit Verlust zimblich viller Mannschafft zuruckh bussiert worden, unser seiths ist nichts blesßiert alß einer von Oetting.-Rgmt. beÿ dieser Rencontra todtgeschosßen worden Graff Lagneuill Gnrl. Adjudant, alß er weith rechte Handt gegen der Tonnaw gerithen, wurde selbiger todtgeschosßen. In den Aprauchen wurde deß Nachts und Tag über auf die 40 Todt und Blessierte gezelt, warunter 6 von unsere aigenen Stuckhen. Mann hate diese Nacht mehr alß die halbe unsere Schiffbruckhen unterhalb Griechisch-Weissenburg herunter geführt, obwohlen der Feindt zwar starckh auf sie geschosßen, ist doch solches ohne geringsten Schaden abgangen. Auf den Abent lesete mann die Aprouchen abermahl mit 3000 Mann ab und wurden 400 auß idwedern Rgmt. die Freÿwillige herauß commandiert, so die Batterien umb daß Gelt eÿlendts verfertigen sollen. Den 23. arbeithet mann in den Aprouchen mit Verbesßerung deren, wie auch an den angefangenen Batterien und Kesßln, auch wurde abermahl eine neüe Batterie von 7 Stuckhen angelegt, und seint diese Nacht hindurch sehr vill todt und blessiert worden, worunter auf die 11 Bixenmeister. Heunth zu Abent kahme ein Türckh, so Prinz von Sauoi gefangen gehabt und dem Spann. Ambahsadaur geschenckht, welcher sich von demselbigen ranzioniert, im Lager an, neben zweÿ Türckhen, deren der eine an einer Copÿ[27] ein weisß daffent Fähnlein führte. Selbiger brachte ein Schreiben an Ihr Churfürstl. Dchlt.: von dem Bascha, so in Gesandtschaft nacher Wienn zugehen verlangt, deß Inhalt, daß ihme deßwegen einen sicheren Pass erthaillen möge.[28] Besagte Gesandtschafft stehet zu Nissa 5 Tagraiß von hier, hat einen Commitat von 100 Persohnen, villen Pferdten und Camellen, sollen grosße Geschenckh mit bringen. Der ged: Vorangeschickhte vermelt, daß solche Gesandtschafft in Comiss. hete, Ihr Maÿt: unsern Allergndgsten Kaÿser zu notificieren, dass Mahomet sein Brueder vom Thron abgesetzt, er aber Soliman an dessen Stadt erhoben worden zum Ottomanischen Reich, occassione desßen hat er auch Befelch etwaß von dem Fridten zu redten. Nicht lang darauf langte ein Bixenmaister von unsern so hochbegehrten Stuckhen und Feuer Mörßln an, welcher mitbracht, dasß volgenden Tag zeitlich die Stuckh, Feüer Mörßel, neben allen Nothwendigkeiten zu der Artiglerie ankhumen werde, welches eine grosße Freüdt verursachet. Die Aprouchen lest mann aber mit 3000 Mann ab.

[27] Kopie, eine Hußarenlanze. Vgl. Theat. Europ. 283.
[28] Vgl. *Röder* II. 63.

Den 24. continuirten die Unsere an denen Batterien und Kesßln zu arbeithen, es wurden an solchen zimblich vill blessiert und todt geschosßen. Mann thete auch die Aprauchen an unterschiedlichen Orthen, wo es vonnöthen, erweidern und außbesßern. Unser Artiglerie kame heunth von Offen zu Semblin an, die mann gleich liese anfangen zu depargieren, wurden auch noch etliche daruon zu der Sau geführt, die Schiff wurden zu der Bruckhen vollendts biß auf 20 ohne Anstosß herunter gebracht. Es kamen diesen Tag etwelche Heÿduckhen, so dem Churfürsten anzeigten, daß sie beÿ die 300 Türckhen, Manner, Weiber und Kindter heten bekhumen und selbige in einer Insell, wolten also vernemen, waß sie mit ihnen thuen solten. Diesen Abent lest mann abermahl die Aprauchen mit 3000 Mann ab. Den 25. wurde wider an denen Batterien und Kesßln gearbeith und befilchte der Churfürst, daß mann ein gewisßes Orth an dem Thor, so mit Palisaten versehen wahr, weg zu nemen. Alß mann solches gethan und nur 3 blessiert, doch gleichwohl selbes bekhumen, haben mir solches wider verlasßen, weillen mir zuuor keine Anstalt gemacht haben, solches zu behaubten, auch nit gewust, zu waß es unß nutzete. Auf dem Abent lesete mann mit 3000 Man ab. Den Abent wurden die Batterien biß auf eine von 8 Stuckhen fertig und wurden auf die verfertigte die Stuckh aufgefüehrth, wie mann dann den 26. Fruehe mit 21 Stuckhen mit guetem Effect anfangen thet zu canonieren, wie dann ein viereckheter Thurn so mit Bleÿ gedeckht, übern Hauffen geschosßen worden. Die Nacht und Tag hindurch hat es zimblich geregnet, und lest mann die Aprauchen mit 3000 Mann ab. Deß Nachts wurde die Batterie von 8 Stuckhen fertig, und wie mann den 27. mit 29 Stuckhen continuirlich zuespillen. Es wurden auch die Kesßl auf 15 Feüer Mörßl verfertiget und zimblich vill schon dahin bracht.»

Nr. 21. (An s. Frau.) Kriehish-Weisßenburg, den 3 Septembris 1688.

«Waß indesßen Neües beÿ unß pasßirt ist, shikhe hiemit solhes meinen allerliebsten Hertzen.»

*«Continuation der Belagerung.» (27. Aug.—3. Sept.)*

«Den 27. August sobalt alß Tag worden, hat mann auch auß der Batterie von 8 Stukhen anfangen zu canonieren, wie auch auß 17 Böller ohnaufhörlich mit Boumben und Carcassen hineingeworffen, die andere Batterien feÿreten in dessen auch nicht, und wehrete daß Schiesßen den gantzen Tag, der Feindt aber liese sich nit vill hören, destwegen wenig todt

und Blessierte verhanden. Es kamen diesen Tag zweÿ Überlauffer, so außsagten, daß ein grosße Uneinigkeit in der Vösstung, so daß die Quarnisson schon mit Säbeln unter einander geweßen sein. Gegen Abent wurde ein Obristwachtm: mit 200 Reitern nacher Semendria commandiert, zweÿ grosße Stukh aldorthen abzuhollen und hiehero zu bringen. Heunth ist die grosße Schiffbruckhen so 1300 Schriett lang und 141 Schiff hat, über die Donnau verfertiget worden. Diesen Abent lesete mann wider die Abrauchen mit 3000 Man ab und wurden noch 200 Mann hinein commandiert, wohin selbige nöthig, zuegebrauchen. Den 28. ein Stund am Tag liese der Feindt eine grosße Mine springen vor der Batterie, wurde aber zu allem Glükh zu kurtz angelegt, daß sie weiter keinen Schaden nit thete. Er liese sich zwahr darauf sehen, alß wann er einen Außfahl wolte thuen, weillen er aber keinen Effect von solchen sahe, zoge er sich wider zuruckh. Ein wenig hernach fielle ein Boumben vom Feindt in unser Bulffer Cammer auf der Batterie und schluege in die 20 Thunen in die Lufft, worüber von unß nur einer todt geschlagen worden. Der Feindt mainte zwahr, mir heten ein überauß grosßen Schaden bekhumen, und machte rechte Handt mit 40 Mann einen allarma, linkher Handt aber thet er einen Außfahl mit ohngefähr 500 Mann auf eine Muchea, darinen ein Lieutenant mit 40 Mann lage, deme aber gleich unser Reserue zum Succurs khumen, worüber in einen kleinen Gefecht dem Feindt zuruckh bussiert, und brachten die Unserigen sowohl von recht alß linckher Handt 20 Kopf vom Feindt herein in die Abrauchen, von den Unserigen aber wurden wenig blessiert. Mann liese zwahr 3 Squadronen in die Abrauchen avancieren, ob etwaß weiters erfolgen möchte, weillen aber nichts erfolget, hat mann solche zuruckh gehen lasßen. Es kahme hernach ein Jung herauß, so vermelt, daß der Feindt beÿ diesem Außfahl beÿ die 60 Todt und Blessiert gehabt hete, item daß der Pascha 4 hete henckhen lasßen, so nit auf die Vorposst gewolt heten, und theten unsere Boumben und Carcassen ihnen etwass Schaden. Heunth morgen zersprungen eben zweÿ halbe Cartaunen und khumet ein Tragoner vom Küsßl, (Kisel), so beÿ dem Feindt gefangen gewessen von ihrer Armee hier an, welcher vermelt, daß er mit Tartern, Türckhen und Rebellen nah auf die 12000 Mann starckh möchten sein, welche sich aber alß zuruckh ziehen. Heunth leset mann die Abrauchen mit 3250 Mann ab. Den 29. fasßet mann gegen der Nacht Possten gleich neben der Muchea rechter Handt gegen dem Graben, welches mann biß auf 5 Schriett von selbigen hin pussierte. Der Feindt lage indessen stetts im Feüer, warüber uns 40 Todte und Blessierte bekhumen, worunter ein Haubtmann und Lieutenant von Sächsischen. Mir continuirten den gantzen Tag hindurch sehr starckh, westwegen der Feindt sehr still wahr. Die Nacht hindurch wurde an einer Lienÿ gearbeith, daß continuirliche Schiesßen aber verursacht, dass ein Mauer eingefahlen ist, warüber der Gnrlwachtm: Abor-

munt[29] neben einen Lieutenant vom Stainau. und unterschiedlichen Gemainen von solcher übel blessiert worden. Unb Mittag schickhete mann einen Aufforderungsbrieff hinein, so sie annambten, und ein Stundt Stillstandt daurte, weillen aber der Feindt hernach zuerst ein Boumben heraußwarffte, welches wie sie sagten auß Vnvorsichtigkeit geschehen sein solte, also finngen Unsere mit Stuckhen und Boumben stärckher alß zuuor an zu spillen. Die Antwort auf den Brieff ware, der Commendant ließe dem Churfürsten griesen, und wurde schon geschehen waß Gottes Willen seÿe.[30] Heunth hat der Commendant von Semendria hieher berichtet, daß die Räzen denen Tartern in ihr Laager eingefallen, vill nieder gemacht und zimblich vill Beith bekhumen. Diesen Abent khame ein Currier von Hertzog von Lotthringen, welcher mitgebracht, daß der Hertzog von Lotthringen zu Peterwardein seÿe, welches grosßen Disgusto beÿ dem Churfürsten verursachet. Die Sach ist doch endlich dahin vermittelt worden, daß der Hertzog mit der gantzen Kaÿl. Caualler̈ie außgenomb 5 Regmter 6 Meill von hier an den Fluß Marwiz biß zu Endt der Belagerung stehen verbleiben solte.[31] Heunth Abent leset mann die Abrouchen abermahl mit 3250 Mann ab und wurden aufs Neüe umb einen Possto zu fasßen ein Obrister, ein Obrist. wachtm. mit 800 Mann in die Abrauchen commandiert. Den 30. in der Nacht thete mann daß Kauffhauß, so nechst am Graben stundte, vie auch Pallisaten, warinnen in beeden sich der Feindt aufgehalten, attaquiren, treibeten den Feindt auch herauß und theten den Possto mauuteniren. Unser seiths seint beÿ die 200 Mann todt und blessiert, unter den Todten ist ein Haubtman von Strasßer., Cap: Lieutenant von Gallnfels. baÿr., ein Lieutenant von Sächsischen, und ein junger Caualllier Comte Fountaine, blessiert mein Obristwachtm. und ein Lieuten. von Alt Starnberg. Den Tag hindurch machte der Feindt mine, alß wann er außfahlen wolte, so aber nit geschehen. Auf den Abent lesete mann die Abrauchen mit 3250 Mann ab uud ritte der Gnrl. Caraffa den Hertzog von Lotthring entgegen.[32] Den 31. die Nacht hindurch thete mann sich in den neüen Possten besßer verarbeithen, wie auch zimblich starckh an unsern Minen. Umb Mittag khumeten deß Feindts Minier in unsere Mine von ihnen herauß, so sie gegen herauß miniert haben, derohalben in den Minen mit Handt Granaten und entlich auch mit Boumben beÿ die zweÿ Stundten gefochten, wardurch entlich sowohl unsere alß des Feindts Mine zu nichten gemacht worden. Auf den Abent lesete mann abermahl mit

[29] Aspremont.

[30] Vgl. *Röder* 64. 1. Vgl. Theat. Europ. 283.

[31] Der Kaiser hatte gerathen, dass der Herzog mit 6000 Reitern in Bosnien einfalle. Klopp a. a. O. 419.

[32] Caraffa hat in obigem Sinne zwischen dem Herzog von Lothringen und Max Emanuel vermittelt. Klopp a. a. O. Vgl. Röder 65.

3250 Mann ab, werden beÿ 60 Todte und Blessierte gehabt haben, warunter ein Lieutenant von Meckhlburg. so todt. Den 1. Septembris in der Nacht wurff der Feindt zweÿ Boumben zugleich an daß Orth, wo die Unserige Bulffer abladen, wordurch 15 Thune Bulffer in die Lufft gangen, welche ein nahend stehende Mauer eingeworffen, wodurch 2 todt und auf die 19, warunter Marques Brellÿ Haubtmann von Jung Lotthringen blessiert worden. Umb 10 Uhr Vormittag, alß der Churfürst die Abrauchen vissidierte, und sehr vill Leith wie mit ihm gehen, sein Cammerlaggeÿ auf den Todt geschoßen worden, sunsten hat es diesen Tag nit vill todt und Blessierte abgeben. Auf den Abent leset mann die Abrauchen mit 3000 Mann ab, in Ablesen bekhumet mann zweÿ Räzen so in die Statt hineingewolt haben. Heunth seint auch die Regmter. so mit den Hertzog von Lothringen gehen, von hier aufgebrochen, so ein Stundt von hier denselben erwartten miessen. Den zweÿeten thete mann die Nacht hindurch sowohl an der Sapa in dem Graben, alß an zweÿen Fornellen, warmit mann die gefüetterte Mauer in Graben hineinzuwerffen willens ist, starckh arbeithen, und wurde ein Lieuten. vom Durlach: Regmt. todt geschoßen, Sunsten seint diesen Tag hindurch wenig todt und blessiert worden.»

Khriehish-Weisßenburg,
den 6. Septembris 1688.

Ihr H. Gndn. Hohgebohrne Graffin

«Einzige Vergniegung meines Lebens, Behersherin meines Hertzen. Ih bin gantz müett, vndt die Curier gehen eillents forth. Berihte also meinen allershensten Engell, daß mier die Statt sambt beeden Shlößern mit Sturmb wekh genumben. Ih bin allein alß Generalwachtmeister mit commandiert worden. Viell vornembe Officier seint todt vnd bleßiert, dein getreüer Notl lebt und ist geßundt, der ih verharre

meines shensten Engell

vnderthenig gehorßamber sclav

N. W. G. z. Öttingen.»

Beriht es der Graffin von Shönburg, ih hab niht Zeitt zum Shreiben. Papa hab ih selbsten geshrieben.

(An s. Vetter.)

Khriehish-Weisßenburg,
den 6 Septembris 1688.

«Berihte, daß mier die Statt sambt beeden Shlößern mit Sturmb eingenumben. Sie haben sih wakher gewertt. Ih bin allein alß General-Wahtmeister mit beeden Generallfeldtmarshalkh-Leuttenambt zum Sturmb commandiert worden. Mier haben viell vornembe Leutt todt vndt bleßiert, worvnder auh todt Genera'l Sherfftenberg, Obrister Graff von

Fürstenberg vnd deß Generall Starenberg Sohn. Im Shlosß ist mein Regementh daß erste gewesßen.»

(An s. Vetter.) Khriehish-Weisßenburg, den 10 Septembris 1688.

«Hiebeÿ volgt die völlige Shlusßrelation unserer Belagerung. Vndt weillen die Zeitt shon etwas spatt, vmb wieder eine rehte Belagerung anzufangen, zudem auh zimblih weitt undt grosße Morast naher Temeswar, mier auh kheine tauglihe Atollerie mehr beÿhanden haben, vnßere Infanterie sehr shwah, wie man dan auh daß Provianth shwerlih zubringen wuerde khünen, weillen kheine Anstallt noh gemaht, also glaube shwerlih, daß anheüer einige grosße operationes werden khünen vorgenumben werden, sundern nur, daß ein Tetachement vmb den Printz Louÿs [33] zu versterkhen, möchte von der Armee commandiert werden, wormit alßdan gedahter Printz Louÿs mit seinen corpo gantz Boßnia ihro Maÿstett vnderwierffig mahen khan.»

Nr. 22. (An s. Frau.) Khriehish-Weisßenburg, den 11 Septembris 1688.

«Hiebeÿ shikhe meinen allershensten Engell die Shlusßrelation unserer Belagerung. Von kheinen Türkhen hörtt man nihts mehrers vndt ist von solhen hie baldt siherer alß in Shwaben.»

*«Continuation.» (3—8. Sept.)*

«Den 3. wurde die gantze Nacht hindurch mit der Arbeith an der Sapa und Mine forthgefahren, unserer Seiths möchten in die 60 todt und blessiert gewesßen sein. Auf den Abent lesete die Abrauchen Gnrl. Feldtmarschall Lieuten: Stainau, Gnrlwachtm: Graff v: Oettingen, und Obrister Graff von Fürstenberg ab mit 3000 Mann. Die Nacht und den Tag hindurch continuierte mann mit obged: Arbeith, auch mit Boumben werffen und Bress schiesßen. Es gelangte auch der Hertzog von Lotthring im Lager an, welchen mann zu Ehren alle Stuckh dreÿmahl lesete.[35] Alß mann gleich den 4. die Abrauchen ablesen wolte, ein Stundt zuuor fallete der

[33] Markgr. Ludwig Wihelm v. Baden.

[35] Nachdem Ihro Hochfürstl. Durchl. Herr Hertzog von Lothringen den 4. dieses anhero gelangt | wurden Sie von Ihro Churf. Durchl. ausserhalb des Lagers | unter Lösung der Stücke empfangen | und nachdeme Sie deroselben alle Regimenter gezeiget | und Sie zu Mittag tractiret | führten Sie dieselbe Nachmittags in die Aprochen» (*Eigentl. Relation*, welcher gestalten der auf die Vestung Griechisch-Weissenburg unter Veranstaltung Ihro Churf. Durchl: in Bayern gethane Sturm | den glücklichen Success errichtet | wie viel dabeÿ geblieben etc.). Vgl. Theat. Europ. 287.

Feindt mit seiner besten Manschafft auß der Quarnison in 2 biß 3000 Mann starkh herauß, liesete zuuor eine Mine vor dem Böllern und Batterie von 6 Stukhen springen, weillen sie aber zu kurtz angelegt, thet sie keinen Schaden. als nur etwelche Manschafft verschütten. Der Feindt tringete aber mit seinem Ausfahl so geschwindt in die Abrauchen, daß ehe mann es gewahr wurde, in zweÿ biß dreÿ Lienien schon geweßen, auch schon anfangen auf der einen Batterie von 8 Stuckhen, 2 Stuckh eines mit eÿßen, das andere mit hiltzeren Nägeln zuuernaglen. Weillen nun die mehreste Leith gewichen und in daß Lager gleichsamb geloffen, hat doch entlich H: Gnrl. Feldmarschall von Stainau rechte Handt, wie auch H: Gnrlwachtm: Graff v: Oettingen linckher Handt etwelche Leith zusamengebracht, dem Feindt auß den Abrauchen biß an den Graben glückhlich reboussiert. Der Feindt hat beÿ solcher Action über 200 todt und Blessierte gehabt, wie solches alle Türckhen selbsten confirmiren, abrobiren und sagen, unsers Seiths ist geblieben Baron Gourne Gnrl: Adjudant neben einem Haubtman von Durlach. und einem von Auersperg, wie auch ein Fendtrich neben 18 Gemainen, blessiert 2 Haubt leith neben 3 Lieutenants sambt 35 Gemaine. Auf den Abent reisete der Hertzog von Lotthring zu der Kaÿ: Caualleric so zweÿ Stundt von hier stehet. Es ist auch beÿ dieser Rencontra der Hertzog von Churlandt auf der Handt blessieret und ein vornemer Spänn: Cauallier umb daß Aug khumen. Den 4. Abents lesete mann die Abrauchen nit ab, sondern commandierte mann 200 Mann umb den 5-ten früehe zu sturmen. Weillen aber die Nacht hindurch die Minierer weder ihre Mine noch Fornellen fertig gehabt haben, alß hat mann zimblich lang in den Tag hinein warten mießen. Unter deßen fallete eine Boumben in die Muchea, alwo die Mine ihren Anfang genommen, welche solche Operation gethan, daß es unsern Eingang in die Mine verschütt, weillen 3 Fäßel Pulffer alda gestanden, worüber auch Herr Graff Guidus von Starnberg zimblich starckh verschütt, verbrendt und mit Stainen geworffen worden. Weillen auch die Mine und Fornellen nach nit gefilt geweßen, also hat mann den Sturm selben Tag einstellen müßen, leseten also diejenige, so sturmen heten sollen, die Abrauchen ab und thete man die Nacht und Tag hindurch an Räumung, auch Fillung der Minen und Fornellen zubringen. Den 6. umb 1 Uhr fruehe Morgens wurde zum Sturm commandiert Gnrl. Feldmarschall Lieut: Graff von Schärffenberg, Gnrlwachtm: Graff von Öettingen, Obrister Graff von Auersperg und Sardorÿ, Obristlieuten. Marques Bagni von Schärffenberg. Graff Kaunitz von Metternich. und Pfeffershouen von Wallis. Obristwachtm: von Sachsen, Straßer. und Auersperg. Umb 2 Uhr Nachts liese mann die Fornellen an den Graben gehen, welche so gueten Effect gethan, daß mann zimblich wohl in den Graben khumen khunte. Mann hete mit sambt den Tag den Sturm angefangen, weillen es aber unß an

Granatier gemanglet und wir wartten miessten biß solche auß den Regmtern herauss geglaubt worden,[36] alß hat solches biß umb 9 Uhr verweilt. Unterdesßen schosße mann ohnaufhörlich mit Stuckhen und warffe mann bestendig Granaten hinein. Alß nun alles verhanden, wurde linckhs und rechts auf beeden Seithen der Brech die Granatier zertheilt, warauf rechte Handt ein Lieut: mit 50 Fissinier,[37] alsdann ein Haubtman mit 100 Mann, folglich ein Obristwachtm. mit 200, hernach ein Obrist Lieuten: mit 300 und letzlich ein Obrister mit den übrigen 350 Mann, solcher Gestalten wurde auch linckher Handt die attaqua außgethailt. H: Obrist Strasßer so in den Abrauchen commandiert war, miesste mit ein Obristwachtm: und 300 Mann, so eben in den Abrauchen waren, rechte Handt an die Pällisäten beÿ den Thor eine attaqua machen. Beÿ diesen Attaquen commandierte rechte Handt Gnrl. Feldtmarschall Lieut: Schärffenberg, linckher Handt Gnrl. Feldtmarschall Stainau, Graff v: Öettingen commandierte bender Orthen alß Gnrlwachtm:, auf dem Wasßer, umb die Wasßer Statt zu attaquieren, wurde Obristwachtm: Piny von Jung Lotthringen mit 10 Schiffen, warauf 400 Teütsche und die Ungarn, so ohne dem auf den Szaicken[38] gewesßen, commandiert. Unsere rechte Handt machte eine falsche attaqua Prinz Comercÿ mit 4 biß 600 Reithern und Tragonern linckher Handt aber an dem Thor eben mit gleichen Mannschafft H: Gnrl. Heüsßler. Alß nun daß Zaichen aller Örthen gegeben, attaquirte mann den Feindt den 6. Sept. umb 9 Vhr allerorthen.*

[36] Die Grenadier-Compagnien wurden dadurch gebildet, dass die bei den Musketier-Compagnien eingetheilten Grenadiere herausgesucht wurden. Zum Grenadierdienst wurde gewöhnlich jeder Infanterist abgerichtet. Vgl. Feldzüge d. Prinzen Eugen. I. 206, 384.

[37] Fusilier.

[38] Tsaiken, Schaluppen zum Schutze der Proviantschiffe. Arneth, 254.

* »Den 6 alles parat ware | und resolvirt bliebe | die Stadt an 5 Orten anzugreiffen | als 1. an der grossen Breche | welche mit gehöriger und bei solchen Stürmen gewöhnlicher Mannschaft dem Feld-Marschall-Lieutenant Grafen von Scherffenberg; die andern | an der andern Breche | dem Feld-Marschall-Lieutenant Baron Steinau anvertraut wurde; die dritte Attaque wider das Thor | so gegen die Donau gehet | wurde dem Printzen Commerci; und die vierte | die an dem Thor gegen die Sau | dem General Wachtmeister Heußler gegeben: in der 5-ten unten am Wasser war der Obrist Wachtmeister Baron Pini mit etl. Hundert Mann auf Schiffen nebst den Saicken commandiret | um auch an den Seiten des Wassers ein Allarme zu machen« (*Eigentliche Relation*, welche gestalten etc.) Zum Sturm kommandirt wurden: »2 General-Feldmarschall-Lieutenants | Scherffenberg | und Stainau | 2 General-Wachtmeister | Baron Heußler | und der Graf von Oetting | 2 Obristen | Graf von Auersperg | und Baron Sartori | 2 Obrist-Lieutenants | Graf von Kaunitz vom Metterningischen Regiment | 2 Obristwachtsmeister | Perser vom Strasser- und Cavalier Solar | vom Auerspergischen Regiment«, so meldet: »*Weiterer Verfolg* deß jüngst durch den Druck publicirten Diarii von Belagerung der Hauptstadt und Vestung Griechisch Weissenburg etc. Regenspurg, gedr. b. Joh. Georg Hofmann«, das gleiche

Der Sturm war sehr opiniat allerseiths, wie denn beÿ die zweÿ Stundt Keiner dem Andern weichen wolte. Rechter Handt beginden zwahr unsere Leith einmahl schier zu weichen, warauf Ihr Churfürstl. Dchlt. sambt Gnrl. Caprara recht heroÿsch biß an Graben auß denen Abrauchen selbsten auancierten, worvber der Churfürst mit einen Pfeill an Gesicht in Backhen bleßiert worden, nach zweÿstündigem harttem Gefecht glücklich, alß sambtliche Batallionen von der Armee angeruckht sein, dem Feindt zuruckh tribeten; unsere Leith auancierten, auch der gestalten, daß daß Oetting: Regmt., obwohlen der Feindt die Thor beÿ dem Schlosß gesperth, doch gleichwohl über die Dächer mit fliegenden Fahnen die Ersten hineingestigen [39] und dem Feindt biß in daß inere Schloß, wo nur treÿ Thurn seint, getriben. Weillen nun Niemandts mehr als der Janitzarn Aga mit 2 biß 300 Mann sich dahinein reterirt, hatt mann solchen, in deme mann gesorgt, sie möchten daß Magazin sambt denen Thurn in die Lufft sprengen, Früstung deß Lebens versprochen. Die Wasßer Statt hat man gleich überrumbelt. Die Beith wahr schlecht, weillen sie solches alles zuuor hinweg geführt haben. Unser Seith sein gebliben, der Gnrl-Feldtmarschall-Lieutenant Graff von Schärffenberg, Obrister Graff von Fürstenberg, deß Gnrl. von Starnberg H. Sohn Graff Heinrich, der Obristwachtm. von Sächsischen, Obristwachtm. von Baÿr: Granatier,[40] Haubtleith zu Fusß, Tragoner, sowohl alß Rittmaister 8, Lieutenant und Fändtrich auf die 12, Unterofficier sambt Gemainen gegen die 360. Blessiert ist Prinz Comercÿ, Gnrl. Heusßler, Obrist Graff von Auersperg, Obristlieuten: Graff von Kauitz, Marques Bagni, Pfeffershouen, Obristwachtm: Baron Aÿdtner von Jung Starnberg, Graff Sollarÿ von Auersperg; neben dem Obristwachtm: Wolfframstorff

berichtet: »*Wahrhaffte Relation* sambt eÿgentlicher Abbildung der belägerten | vnd mit stürmender Hand eroberten Haupt Vestung Belgrad oder Griechisch-Weissenburg etc. mit einem ausführl Diario, was vom 6 Augusti biß den 8 Septembris etc. sich zugetragen hat. Getr. z. München | b. Lucas Straub | z. finden b. Michael Wening | Kupfferstecher.« Die zuletzt genannte Schrift ist wahrscheinlich die offizielle Darstellung, auf welche die »*Eigentl. Relation* etc.« aufmerksam macht: »Mit waß für Valor ein oder andrer Officier sich beÿ diese Action emploÿret | wird nächstens die von Ihro Churfürstl. Durchl. erfolgende Relation ein mehres public machen.« Mit ihr stimmt mit geringen Variationen die vorerwähnte (»*Weiterer Verfolg* etc.«) im Wortlaute überein, nur bestrebt diese sich der Verdeutschung der Fremdwörter in der »Wahrh. Relat.« z. B. statt: »die Attaquirende dergestalten encouragirt«, dass sie: »die Stürmende dergestalten aufgemuntert«, für: »eine generose Action«, »eine tapffere Action«, »plessirt« — »verwundet«, »die Descente flanquiren« — »die Descente beschiessen« u. ähnlich. — Vgl. den ausführl. Bericht über den Sturm bei *Röder* 66 ff.

[39] Aus gemeldetem Schloß steckte der Feind weisse Fahnen aus | wurde aber von unseren | welche über die Häuser hineinstiegen | forcirt | auf gnädigsten Befelch aber Ihro Churf. Durchl. ihnen das Leben geschenket | und das Thor besetzet (*Eigentl. Relatior.*).

[40] Eiberth nach der »Wahrh. Relat.« Libert nach d. »Weiter. Verfolg.«

von Bayr.[41] Haubtleithen etlich 20, warunter der junge Graff von Fürstenberg Mößkhirch, Lieutenant und Fendtrich zimblich vill, der Gemainen möchten beÿ die 600 sein; unter dieser Suma sowohl der Gemainen als Officier seint auch Reitter und Tragoner begriffen. Den 7. liese mann die Waßer Statt, die rechte Statt und beede Schlößer von denen Todten räumen, wurden denselbigen Tag 3522 Sellen hinauß geschlefft und glaubet mann, daß noch nit schier der halbe Theil seihe weg gethan worden. Mann infendierte auch selben Tag,[42] waß sowohl an Stuckhen alß Böllern möchte vorhanden, mann hate aber zimblich wenig gegen Offen gefunden, und daß mehreste lautter christliches Geschütz. Den 8. arivierte die türkhische Gesandtschafft alhier an, so über 100 Persohnen und gahr wenig Pferdt beÿ sich gehabt. Sie wurden zum Churfürsten zu der Audienz gelaßen, warbeÿ der türckhische Abgesandt nichts anders dem Churfürsten vermelt, alß daß er von seinem Keÿser zu dem christlichen Keÿser mit Brieffen abgeschickht seÿe. Der Churfürst behiltete ihm beÿ der Mallzeit und dauerte solche biß umb 6 Uhr Abents. Unter wehrender Gesundtheittrinckhen lesete mann allezeit 12 Stuckh und liesen sich die Trompeten und Bauckhen wohl hören. Nach geendeter Mallzeit thete die Gesandtschafft ihre Raiß nacher Semblin forthsetzen. Drei Stundt ehe die Gesandtschafft hier angelangt ist, sunge mann daß Te Deum laudamus unter dreÿmahliger Lösung der Stuckhen, wegen glücklicher Eroberung Griechisch-Weisßenburg.[43] Der Hertzog von Lotthring hate diesen Tag wegen wider neüe Anstoßung der Vnpäßlichkeit seine Reiß von Semblin nacher Grätz angetreten.»

Sembling,

(An s. Vetter.) den 18 Septembris 1688.

Beÿ vnß ist indeßen wenig Neues paßiert, weillen man von Feindt wenig zu hörren hatt. Destwegen auch shier alles, waß niht alhie verbleiben hatt müeßen, wieder zurukh gegangen. Vor zweÿ Tägen seint vnder Commando Generall Palffy die völlige kheÿßerlihe Cavallerie, außer

[41] Nach der «Wahrh. Relat.» Lathron, nach dem «Weiter Verfolg.» la Tour.

[42] S. hier die Beilagen!

[43] «Den 8 diß | als an unser Lieben Frauen Tag | ist zu einer Danksagung dieser erhaltenen Victori | in Ihrer Churfürstl. Durchl. Quartier | wohin sich die fürnehmste Generalen und Herren von der Armee begeben | eine offentliche H. Meß gehalten | und nach einen kleinen Sermon | von P. Marco d'Aviano ein Te Deum Laudamus, unter dem Trompeten- und Pauckenschall | auch Lösung der Stücken gebetet worden» («*Weiter. Verfolg*» u. «*Wahrhaffte Relation*») — «Von 8 dito wurde das Te Deum Laudamus beÿ Ihr Churfürstl. Dchl. mit aller Solemnität gehalten Etlich Stund hernach kamen die 2 Türckische Abgesandten | um beÿ Ihro Churfürstl. Durchl. Audientz zu nehmen | welche durch etliche Squadronen in die für sie beÿ dem Churfürsten praparirte Zelte gebracht worden. Kurtz hernach haben Ihro Churf.

Savoie vnd deß Paragotzÿ[44] Vngarn, so den Caprara sambt der kheÿßerlihen Infanterie zu vnß begleiten werden muesßen, neben denen voligen Beÿrishen vndt Shwawishen Tropen wie auh der zweÿ Frankhishen Regementher auß Mangell Fourage hiehero gerukht. Mier werden auch aller der Orthen, wo Fourage zu finden, vnß daherumb aufhaltten, biß ferere Ordre von Hoff khumbt. In Kriehishweisßenburg ist Commendant der Guidus von Starenberg worden vndt seint 6 Batallion zu ihme hineingelegt worden, alß Croÿ, Kheÿßerstein, Metternih, Wallis, Jungstarenberg vndt Strasßer: zu Pferdt Shaxen-Lauenburg vndt Serau Tragoner.»

Nr. 23. (An s. Frau.) Shlankhaman den 18 Septembris 1688.

Ih hab den Seegen von pater Marcus[45] genumben. Gott gebe, daß es seine Würkhung habe. Er ist vor etlihen Tägen wieder von hie abgereist............Der Khurfürst wie auh Dünewaltt vndt andere Generalls pershonen vndt Volontiers khören von der Armee wieder zurukh.... Mier seint zwar zwar auh biß gegen Peterwardein wieder zurukh hinauf gerukht, sorge aber lauther, mier werden woll ein zehen oder vierzehen Tage alda stehen verbleiben müessen, zudeme ietz der vnerhörte lange vndt unbequeme marche.»

Der nächste Brief ist aus Sembling den 24 Septembris 1688.

### I. Sumarischer Extract.

was beÿleifig, sovil die Zeit zuegelasszen in dem glückhlich eroberten Belgrad von Stuckh, Pöller, Haubitzen, Munition, Pomben und anderen ist gefunden worden.

Durchl. ihnen die Audientz gegeben | worbeÿ dieselbe in einem grossen Sessel sassen | beÿden Abgesandten aber sie kleinere Sessel ohne Lehnen | geben liessen: Die Audientz bestund in einem Compliment | und wurde nach der Audientz alsobald zur Taffel gegangen | worbeÿ Ihre Churfürstl. Durchl. die beÿde Türkische Abgesandten behielten | und ihnen alle Höflichkeit bezeigten | beneben diese auch ihres Orts an Bezeigung allen Respects nichts ermanglen lassen. Nach der Mahlzeit liessen Ihro Churfürstl. Durchl. sie eine Vocal- und Instrumental-Music hören | worauf Sie sich in ihr | auf die andere Seite der Sau für sie präparirte Lager begaben | um ihre Reise folgenden Tages wieder fortzusetzen.» (*«Eigentl. Relat.»*)

[44] Barkoczÿ.

[45] Wahrscheinlich der venezianische Kapuziner, der Vertraute des Kaisers, Marco d'Aviano, dessen Correspondenz mit dem Kaiser Klopp 1888 herausgegeben hat. 1683—88 war er bei der Armee und wurden allgemein für einen Heiligen gehalten. Vgl. Schulte, Ludw. Wilh. I, 12. Besonders er hatte auf die Belagerung Belgrads gedrungen. Klopp, das Jahr 1683 S. 416.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 8 | löttiges | | 1 Stuckh |
| 1½ | pfündiges | | 1 |
| 1 | " | | 2 |
| 1½ | " | | 16 |
| 2 | pfündige | | 20 |
| 2½ | " | | 1 |
| 3 | " warunter ein eÿsszernes | | 13 |
| 4 | " " " " | | 2 |
| 6 | " | eÿsszerne Stain schiesszende | 3 |
| 8 | " | metallene Stuckh | 4 |
| 12 | " | | 3 |
| 15 | " | | 2 |
| 16 | " | | 1 |
| 18 | " | | 1 |
| 24 | " | | 1 |
| 48 | " | | 3 |
| 75 | " | | 1 |
| 320 | " Stain schiesszende metallene Stuckh | | 1 |
| 440 | " | | 1 |
| | | Suma | 77 Stückh |

*Haubitzen.*

15 pfünd. Stein schiesszende Haubitzen ... ... ... ... ... ... 3 Stückh

*Pöller.*

| | | | |
|---|---|---|---|
| 8 pfündige | Stein werffende Pöller | 2 | 6 Pöller |
| 10 " | | 1 | |
| 36 " | | 1 | |
| 60 " | | 1 | |
| Larmen Pöller | | 1 | |

Von Pulffer, Lundten, Bleÿ, Pomben, Haubitzen, Glässzer und eÿsszerne Handtgranathen, Pfeil, Bögen auch unterschiedlichen Stuckh Kugl ist eine Quantität, welche mann aber (weillen es die Zeit nit zuegelasszen, die gefangene Türckhen auch noch zu dato im Schlossz wahren) nicht also gleich sortieren noch zellen köhnen.

Actum beÿ Belgrad den 7 Septembris 1688.

## II. Specification.

wasz von 10. Aug. bisz 6 Sept. 1688 beÿ wehrender Belagerung Belgrad von Stuckh und Pöllern ruinirt und vnbrauchbahr, auch von Munition, Feÿerwerchssachen und andern aufgangen und verschosszen worden ist.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Halbe Carthaunen schadthafft worden | | 15 | als 20 Stuckh |
| Quartier schlangen auch schadthaft | | 5 | |
| 60 pfündige Pöller zersprungen | | | 1 Pöller |
| der 24 pfündigen | Stuckh Kugel | 12149 | 18935 Stuckh Kugel. |
| " 18 " | | 600 | |
| " 12 " | | 5968 | |
| " 3 " | | 218 | |
| " 24 " | Cartatschen | 56 | 204 Cartätschen. |
| " 12 " | | 68 | |
| " 3 " | | 80 | |

| | | | |
|---|---|---|---|
| der 60 pfündigen | … … . . 2216 | | |
| « 100 « | Pomben … 1147 | | 3653 Pomben |
| « 200 « | … . . … 290 | | |
| Carcassen . … … … … … … … | | 1010 | Stuckh |
| Feÿerbollen… … … … … … … | | 397 | « |
| Granathen . . … … | Seint ausz den | 1910 | « |
| Kleine Haubitzgranathen | Pöllern geworffen | 161 | « |
| Handtgranathen . . … | worden … … | 12024 | « |
| Pulffer sowohl vor die Stückh und Pöllern, alsz in die Pomben und der Infanterie… | | 2462 1/4 | Centuer. |
| Lundten … … … . . … … . | | 659 | « |
| Bleÿ Kugel … … … … … … … | | 491 | « |
| Schantz Zeüg . . … … … … . . | | 10091 | Stuckh |
| Faschin Messzer … . . … … … . . | | 406 | « |
| Sandt Seckh … … … … … … | | 18690 | « |
| Paterie Ladten . … … … … … … … | | 1400 | « |
| Paterie Nägl, gantze und halbe … . . | | 68690 | « |

Actum beÿ Belgrad den 9 Sept. 1688.

---

# DER UNGARISCHE BÜCHMANN.

Vor dreißig Jahren etwa beschenkte ein deutscher Schulmeister sein Volk mit einem unschätzbaren Büchlein. Der Man hieß Georg Büchmann, das Büchlein: «Geflügelte Worte». Die deutschen Schulmeister haben ja auch nachmals Großes geleistet; die Kriegsgeschichte erzählt davon; aber Georg Büchmann war unter ihnen der Erste, der einen großen Franzosen schlug. Edouard Fournier hatte um die Mitte der fünfziger Jahre sein glänzendes Buch «Der Geist der Anderen» erscheinen lassen. Von dem Augenblicke an, da Büchmann's «Geflügelte Worte» die Presse verließen, war Fournier — für Deutschland zumindest — todt. Und dass nicht bloß chauvinistische Ueberschätzung den Wert des deutschen Werkes taxierte, das beweist am schlagendsten der großartige Erfolg, den dasselbe in fremden Landen erzielte. Auch bei uns weiß man, dass der «kleine» Büchmann ein großes Werk ist, das trotz seiner Unvollständigkeit — diese Bemängelung im ungarischen, nationalen Sinne verstanden — in zahllosen Fällen als der zuverlässigste Berather und Richter gelten kann.

Uns Ungarn allerdings durfte und konnte es nicht entgehen, dass die «Geflügelten Worte» bis auf ein, zwei — nicht einmal correct wiedergegebene — Sätze das Geistesleben, die Geschichte unseres Vaterlandes vollständig ignorierten. Zwei Ursachen konnten da vorwalten: Entweder gibt es bei uns nichts, was dem Charakter der von Mund zu Mund fliegenden Worte ähnelt; oder dem Begründer des deutschen Werkes und seinen literarischen Nachfahren fehlte die intimere Kenntnis ungarischer Geschichte,

ungarischen Lebens, ungarischer Bräuche und ungarischer Geistesbildung. Wer im täglichen Leben herumhorcht, mit der nöthigen Aufmerksamkeit und mit scharfem, interessiertem Ohr, wird die erstere Supposition auch dann zurückweisen müssen, wenn seine literarische Bildung, die positive Kenntnis zahlloser Redensarten, die zwischen Citat und Sprichwort stehen, ihm dies nicht schon ohnehin gebieten würden. Durchaus annehmbar erscheint dagegen die zweite Voraussetzung, dass fremde Literaten, auch wenn sie uns die nöthige Sympathie entgegenbringen, aus ganz naheliegenden Gründen nicht in der Lage sind, dasjenige zu wissen, was schon der Natur der Sache nach absolute Vertrautheit mit dem Geistesleben der ungarischen Nation bedingt. Um einen *ungarischen Büchmann* zu schaffen, dazu bedurfte es eines Schriftstellers, der außer dem eigenen reichen Wissen Lust, Ehrgeiz, Scharfsinn, an Pedanterie streifende Genauigkeit und unendliche Geduld an dieses Werk zu setzen unternahm. Und es ist eine ganz merkwürdige Fügung, dass es just einen der originellsten, freilich auch der begabtesten Schriftsteller Ungarns vorbehalten blieb, der Erklärer des «Geistes der Anderen» zu werden. Der ungarische Büchmann liegt fertig auf unserem Tische und mit einem Gefühle der Ueberraschung lesen wir unter dem Titel * den Namen *Béla Tóth*'s als den des Sammlers und Erläuterers der «geflügelten Worte des Ungarthums».

Der Journalismus, der auch das große Talent nur dann brauchen kann, wenn es den Geist in kleiner Münze auszugeben versteht, ist sonst nicht der Boden, worin die ruhige, schriftstellerische Sammlung gedeiht; und Béla Tóth ist diesem Boden entsprossen. Allein sein stets dem Exceptionellen zugekehrter Geist erhielt durch den Beruf nur immer neue Anregung, und da Tóth von jeher Allem aus dem Wege ging, was nach Schablone schmeckte, mied er auch in seinen Büchern die breitgetretenen Pfade. Eine reizende kleine Wiedergabe der Kindheit Jesu in unverfälschtem Chroniken-Stil und sein jetzt erschienenes Werk «Von Mund zu Mund» sind die beredtesten und erfreulichsten Zeugnisse für eine eigenartige und mit glänzender Begabung gepflegte Geistesrichtung. In einem Vorwort dankt der Autor jenen ungarischen Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, die ihm bei der Schaffung des ungarischen Büchmann zur Seite gestanden und bittet er Publikum und Kritik um die Aeußerung von Wünschen und Ausstellungen. Diese Bitte wird zweifellos Gehör finden und die Mitwirkung des gebildeten ungarischen Publikums wird denn auch sicherlich den Erfolg der künftigen Auflagen des Werkes nur erhöhen.

* Szájrul szájra. A magyarság szálló igéi. Gyüjtötte és magyarázza Tóth Béla. Budapest. Az Athenæum R.-Társulat kiadása. Ára kötve 3 forint. (Von Mund zu Mund. Die geflügelten Worte des Ungarthums. Gesammelt und erläutert von Béla Tóth. Budapest, Athenaeum. Preis geb. 3 fl.)

Ueberraschend reich ist das Buch an Hungarica, die von Büchmann beinahe vollständig ignoriert wurden. In den «Geflügelten Worten» finden sich deren zwei, und auch diese sind, wie Tóth nachweist, durchaus nicht richtig, obgleich sie bereits in alle großen Lexici Eingang gefunden haben.

Das Eine ist das berühmte Epigramm: «Bella gerant alii; tu felix Austria nube; Nam quae Mars aliis, dat tibi regna Venus» (Krieg mögen Andere führen; du glückliches Oesterreich, schließ' Ehen! Denn während Anderen Mars, gibt dir Venus Länder.) Dieses Epigramm wurde von dem Engländer William Stirling Mathias Corvinus zugeschrieben und im Büchmann, sowie in den Lexici von Meyer und Brockhaus figuriert Mathias der Gerechte als der Autor dieses Distichons, welches zweifellos aus der Zeit des großen Königs stammt. Allein dass Mathias es verfasst hätte, dafür fehlt jeder Beweis, ja sogar jeder Anhaltspunkt, da absolut nichts davon bekannt ist, dass der Ungarkönig jemals Verse gemacht hätte. Viel wahrscheinlicher ist die Annahme, dass Kaiser Maximilian I., der Zeitgenosse Mathias Corvinus' — als «Theuerdank» auch in der deutschen Literaturgeschichte verewigt — oder einer seiner Hofpoeten jenes Epigramm verfasste. Kann aber auch der Autor dieses Epigramms nicht genau festgestellt werden, so ist doch das Eine sicher, dass die Idee des Distichons: das Bella gerant alii von Ovid herrührt, während das Felix Austria auf einem Siegelabdruck aus dem Jahre 1364 — Rudolf IV. ließ den Siegelring nach der Besitzergreifung von Tirol anfertigen — sich vorfindet. Ein ähnliches Verslein enthält übrigens auch ein altes, im Nationalmuseum verwahrtes Büchlein Anton Szirmay's. Als Napoleon Bonaparte die Ehe mit Marie Louise einging, wurde in Ungarn der Stachelvers gemacht: «Was es kürzlich verlor mit des Säbels Schneide — das gewann Oesterreich jetzt mit des Säbels Scheide.»

Auch die Bezeichnung «Misera plebs contribuens» (das arme steuerzahlende Volk), welche, wie Büchmann behauptet, in Werböczy's «Decretum Tripartitum» vorkommt, ist in dem angegebenen Werke des großen ungarischen Codificators nicht enthalten. Von «miserae plebis» spricht bereits Horaz in den Satiren, auch in Szegedi's «Tirocinium» (Mitte des XVIII. Jahrhunderts), einer Bearbeitung von Werböczy's «Tripartitum», findet sich der Ausdruck «misera plebs» (im mitleidigen, nicht verächtlichen Sinne), allein das «contribuens» fehlt hier wie dort. Dieses geflügelte Wort scheint mithin aus einem alten Buche, vielleicht auch aus einer alten Deputiertenrede uns überkommen zu sein.

Ein vielcitiertes, zumeist unrichtig angewendetes Wort ist das aus dem corpus juris bekannte Gesetz Koloman's des Bücherkundigen: «De strigis, quae non sunt, nulla quaestio fiat», oder nach der für richtiger gehaltenen Endlicher'schen Lesart: «De strigis uero, quae non sunt, ne ulla questio fiat». Dieses Gesetz gilt allgemein als ein Beweis dafür, dass

Koloman der Aufgeklärte die Einstellung des nothpeinlichen Verfahrens wider die Hexen anbefohlen habe. Das ist aber ein Irrthum. Die «Stigris», von denen hier die Rede, sind nicht Hexen, sondern böse Geister, welche Nachts die Schläfer bedrücken (die deutschen Alben etwa). Den Hexen wurde in den Zeiten Koloman's nach wie vor der Prozess gemacht, nur traf der König Bestimmungen, welche das in den Gesetzen St. Stefan's und St. Ladislaus' angeordnete peinliche Verfahren milderten. «Striga» und «Hexe» waren in jedem Falle von einander verschiedene Begriffe.

«Siebenbürgische Praktik,» ist noch heute eine landläufige Bezeichnung für ein verdächitges Doppelspiel. *Tóth* findet den Ursprung dieser Redensart in einem Werke des alten Historikers Michael Cserey († 1756), der in seiner Geschichte Siebenbürgens der «teuflischen Praktik» Michael Teleki's eine Niederlage der siebenbürgischen Armee bei Hermannstadt zur Last legt.

Das geflügelte Wort «(Nem) Csáky szalmája» rührt aus dem XVII. Jarhrhundert, zu welcher Zeit der Judex Curiae Ladislaus Csáky (oder sein Sohn?) in seiner Herzensgüte die Vorräthe einer großen Scheune auf der Domäne Léva der Menge preisgab. Das Ende war, dass der gütige Herr schließlich von der ganzen Ernte nicht einen Halm übrig behielt. So sagt man denn bis auf den Tag auf ein Gut, das nicht herrenlos ist: «Das ist nicht Csáky's Stroh.»

Der wienerische Kraftausdruck «Kruzitürken» ist gleichfalls ungarischen Ursprunges. Er ist eine Verstümmelung der Worte «Kuruczen und Türken» aus der Zeit, als Rákóczi's Kuruczen 1704 die Umgebung der österreichischen Residenz verwüsteten.

«Ungarn, die Grundlage der Monarchie» — ist ein Wort, welches Prinz Eugen von Savoyen in einem Briefe vom 13. November 1720 an den Reichskanzler Fürsten Salm gebrauchte. In diesem Schreiben heißt es: «Wenn wir einmal die Niederlande verlieren, welche Frankreich mit seinem System zweifellos an sich reißen wird, — dann wird Ungarn die Grundlage der österreichischen Monarchie bilden etc.» Dieser Satz dürfte wahrscheinlich auch das Original des Wortes sein: «Den Schwerpunkt nach Ofen verlegen.»

Von dem altberühmten Satze «Vitam et sanguinem! Moriamor pro rege nostro Maria Theresia» ist nur die erste Hälfte historisch verbürgt. Die Aufzeichnungen der zeitgenössischen Chronisten enthalten das «Moriamur etc.» nicht; auch Arneth führt es nicht an. Ein verbreiteter Irrthum ist es ferner, dass Maria Theresia mit dem Thronerben Josef vor den Ständen in Preßburg erschien. Der kleine Erzherzog und sein dreijähriges Schwesterchen Maria Anna wurden erst neun Tage später, am 20. September 1741, nach Preßburg gebracht. Die aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Bilder, welche Maria Theresia mit

ihren Kindern im Preßburger Reichstage erscheinen lassen, sind daher durchaus falsch.

Unbekannt ist der Ursprung des vielcitierten «Extra Hungariam non est vita; si est vita, non est ita». Die älteste Spur findet sich in dem von Stefan Losontzi in Nagy-Körös 1770 verfassten und elf Jahre später in Waitzen erschienenen Büchlein «Hármas Kis Tükör». Professor Ludwig Thallóczy glaubt, es müsse noch eine ältere Spur geben, obgleich der Satz ganz den Stempel des selbstzufriedenen Theresianischen Zeitalters trägt.

Aus der Josefinischen Zeit her ist das berühmte «Risum teneatis, amici» aus der Ars poetica des Horaz in Ungarn zum geflügelten Worte geworden. «Wolltet ihr nicht auflachen, meine Freunde?!» rief Kaiser Josef II. aus, als er die wider die Ueberführung der Sct. Stefanskrone nach Wien gerichtete Adresse der ungarischen Hofkanzlei erhielt. Anton Szirmay erwähnt übrigens in der «Historia arcana», Kaiser Josef habe den Horaz'schen Satz mit besonderer Vorliebe gebraucht.

Das Motto «Justitia regnorum fundamentum» (Das Recht ist die Grundlage der Länder) rührt von König Franz I. her; auch der Ursprung des «Ad audiendum verbum regium»-Citiertwerdens ist auf dieses Herrschers Gewohnheit zurückzuführen, die Ungarn, deren Politik ihm nicht behagte, vor sich zu berufen und zu ermahnen.

Die Redensart: «Silberne Löffel stehlen» datiert von einer 1841-er Congregation des Weißenburger Comitats her, wo einem nachmaligen Minister der Vorwurf gemacht wurde, er habe «Löffel gestohlen». In einer Schmähschrift Josef P.-Thewrewk's «Beiträge zur Geschichte der ungarischen Revolution. I. Ludwig Kossuth, ungarischer Diebsvogel» (Preßburg, 1849) wird Ludwig Kossuth's Mutter des Diebstahls silberner Löffel bezichtigt. Tóth glaubt nicht mit Unrecht, das Unerhörte dieser gehässigen Verleumdung habe diesem geflügelten Worte die Bedeutung gegeben, welche ihm heute beigelegt wird.

Interessant ist die Curiosität, welche Tóth der Berichtigung des Széchenyi'schen Wortes: «Magyarország nem volt, hanem lesz» (Richtiger citiert heißt es: Viele glauben, Ungarn sei — gewesen; — ich möchte gern glauben: es wird sein!) beifügt. Im Ungarischen Simplicissimus (Nachahmung des Grimmelshausen'schen Romans) heißt es auf dem Titelblatte: Nem fod, nem isch lös: «Was nicht gewest ist, dass kann auch nicht seyn». Aus diesem merkwürdigen Motto erhellt in jedem Falle, dass das «Nem volt, hanem lesz» schon vor Széchenyi ein geflügeltes Wort gewesen.

Die Bezeichnung Graf Stefan Széchenyi's als des «größten Ungars» rührt von Ludwig Kossuth her, der auch der Autor der Devise «Tengerre magyar!» (eigentlich schrieb er Tengerhez magyar! El a tengerhez!) ist. Ebenso stammen die in Parlamentsreden längst gang und gäbe geworde-

nen Sätze: «Die Politik ist die Wissenschaft der Exigentien» und «die Logik der Thatsachen» von Kossuth.

Nicht ohne Interesse ist die Aufklärung, dass Anton v. Schmerling die Autorschaft des «Wir können warten» abgelehnt und behauptet hätte, das Wort rühre von Franz Deák her und er, Schmerling, habe es erst später bei der parlamentarischen Verhandlung einer Novelle zum Pressgesetz gebraucht. Uns Ungarn ist hievon nichts bekannt. Dafür ist aber Franz Deák der unbestrittene Autor der classischen Sätze: «Wir können Alles für's Vaterland auf's Spiel setzen, nur das Vaterland nicht.» «Ich kann mein Vaterland mehr lieben, als meine Feinde hassen.» «Was man uns mit Gewalt nimmt, können wir zurückerwerben; auf immer verloren aber ist das, dem wir selbst entsagen.» Auch das «Breiten wir einen Schleier über die Vergangenheit», die Bezeichnung «ein providentieller Mann» (mit Anwendung auf Julius Andrássy) u. s. w. sind das geistige Eigenthum Deák's.

Der «Weise des Vaterlandes», wie derzeit Franz Deák allgemein genannt wird, ist eine Bezeichnung, welche Lorenz Tóth in erweiterter Form (Der größte Weise unseres Vaterlandes) schon 1854 mit Bezug auf Deák niederschrieb. Moriz Jókai nannte in einem 1861 geschrieben Nekrolog den Grafen Ladislaus Teleki den «ersten Weisen des Vaterlandes».

Diese Proben werden genügen, um anzudeuten, mit welcher Gewissenhaftigkeit Tóth die Hungarica seines Werkes ausgearbeitet hat. Er ist dabei unseres Erachtens soger ein wenig zu weit gegangen, indem er (S. 124) ein Artikelchen aufgenommen hat, welches, bei allem Respekt vor der patriotischen Intention, nicht in das Buch passt. Das Artikelchen schildert die Scene, da einige Mitglieder des Athletenklubs am 20. März 1894 das Publikum, welches ins Nationaltheater wollte, im Foyer mit einem diskreten Hinweis auf die Landestrauer um Ludwig Kossuth empfingen: «Uraságod, ugy látszik idegen ...?» (Sie sind wohl fremd hier, mein Herr?) So bemerkenswert dieser Appell, so gerechtfertigt er auch gewesen sein mag, in den historischen Abschnitt des ungarischen Büchmann passt er nicht hinein.

Mit gleicher Liebe, wie den historischen Theil, hat der Autor das ungarische Schriftthum und die fremden Literaturen behandelt. Bei Madách's «Tragödie des Menschen» wird ihm, der nach dem Ursprung des Satzes «hogy lényegében semmit sem fogok fel» (dass ich im Wesen nichts erfasse) der Fingerzeig nicht unwillkommen sein, dass es im «Faust» (erster Monolog) heißt: «Und sehe, dass wir nichts wissen können», gleichwie die Antwort Adam's «Ich auch nicht, siehst Du — und glaubs, kein Anderer,» — wahrscheinlich von Faust's «Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen, — bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren» inspiriert wurde... Mit seinem Reichthum an Citatenmaterial — ganz abgesehen von

dem anregenden, oft sogar unterhaltenden Anekdotenschatze, den das Werk enthält — bildet der ungarische Büchmann eine Bereicherung der ungarischen Literatur, zu der man den vortrefflichen Autor beglückwünschen darf.

MAX ROTHAUSER.

---

# GESCHICHTE DER FELDGEMEINSCHAFT IN UNGARN.

Der Begriff der Feldgemeinschaft ist in der Wissenschaft erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts bekannt. Auch vordem glaubten manche, dass der Grundbesitz bei allen Völkern ursprünglich gemeinsam gewesen und nur schrittweise Individual-Besitz geworden sei. Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung konnte aber die Frage erst geworden sein, nachdem durch *Olufsen* 1821 in Dänemark und fast gleichzeitig mit ihm durch andere in Russland * die Feldgemeinschaft als noch zu Recht bestehende Institution entdeckt wurde und unmittelbar untersucht werden konnte.

Wir Ungarn haben bisher aus unserem eigenen Material zur Klärung dieser hochwichtigen Frage noch nichts beigetragen. Der berühmte belgische Nationalökonom De Laveleye hat nach dreißigjährigen Forschungen in einem umfangreichen Werke ** die Daten über Feldgemeinschaft aus allen Zeitaltern und aus den verschiedensten Völkerschaften der Erde zusammgetragen, aber die ungarländischen Daten suchen wir — die südslavische Hauscommunion ausgenommen — vergeblich darin. Auch bei uns suchten schon einige den Ursprung des Grundbesitzes in der Feldgemeinschaft, doch erscheint dies nur als eine, im Nebel der Vorzeit tappende *Theorie* in unseren juristischen, national-ökonomischen und historischen Werken — die concreten Daten *** haben vollständig gefehlt.

* Die Entdeckung der russischen Feldgemeinschaft — des sogenannten «*Mir*» wird gewöhnlich Haxthausen zugeschrieben, doch hat *Sobjestianskij* in seinem «Ućenija o nacionalnych osobennostyach. Charkow, 1892» nachgewiesen, dass schon im Jahre 1828 der Pole Lelewel und 1839 der Russe Chomjákoff sich mit dieser Frage befassten, während Haxthausen's Buch bekanntlich erst 1847 erschienen ist.

** De la propriété et de ses formes primitives. Paris, 1891. 4. Aufl.

*** In diesem Puncte sind uns die Siebenbürger Sachsen zuvorgekommen. Der unlängst verstorbene, hochverdiente sächsische Geschichtsschreiber *Friedrich Teutsch* hat noch im Jahre 1883 im «Archiv des Vereines für Siebenbürgische Landeskunde» (p. 526—591) unter dem Titel «Beiträge zur alten Geschichte des Schenker Stuhles *und der Markgenossenschaft im Sachsenlande*» eine sehr interessante Studie mit mehreren Documenten veröffentlicht, welche auf Grund unbezweifelbarer Belege die Feldgemeinschaft in Ungarn — wenn auch genug befangen als speciell sächsische Institution — *zuerst* constatiert.

Unterstützt durch die Fingerzeige der ausländischen Analogien, ist es mir gelungen, *diese Daten* zu sammeln, theils in bereits publizierten, theils aber in noch nicht bekannten historischen Materialien. Diesmal beschränke ich mich auf das allererste Bedürfnis, indem ich vor allem die Absicht habe, die geographische Ausbreitung der ungarischen Feldgemeinschaft, d. h. deren Platz in Raum und Zeit zu bestimmen.

## I.

Wie bei den meisten Fragen der Culturgeschichte müssen wir auch hier von den gegenwärtigen Zuständen ausgehen, um an die noch sichtbaren Erscheinungen, die unserer Zeit zunächst liegenden, reicheren und klareren Daten knüpfend, nach und nach in das Verständnis der je älteren, desto dunkleren und wortkargeren Denkmäler einzudringen.

In unserer Zeit ist es ein allgemeines Streben, den Grundbesitz je unbeschränkter und personeller zu gestalten. Beim ungarischen Grundbesitz gelangte dieses Princip mit der größten Consequenz zur Geltung, juristisch in der Aufhebung der Aviticität, wirtschaftlich in der Commassierung. Aber selbst bei den Commassierungen sehen wir die vollständige wirtschaftliche Unabhängigkeit des Grundbesitzes erst in neuester Zeit consequent durchgeführt, indem die Landgüter nach Möglichkeit thatsächlich in *einem* Stücke commassiert werden. Die früheren Commassationen haben besonders die gewesenen Bauernlehens-Güter, oft 2—3, ja sogar auch 4-fach zerstückelt. Welch' großen Fortschritt aber auch dies schon in Bezug auf die wirtschaftliche Selbstständigkeit bedeutet, zeigt der Zustand der in unserem Vaterlande noch immer zahlreichen nichtcommassierten Landgüter. Geht man in solch eine nichtcommassierte Gemarkung, so sieht man nur dünne und lange Landstreifen sich hinziehen, die sich wie ein Spinnennetz ineinander flechten; da liegen denn die zu einem Besitz-Complex gehörenden Felder und Wiesen nicht in 3—4, sondern in 10—20—30—40 etc. Theile zerstückelt in der Gemarkung umher und manches Stück hat nicht einmal den Umfang eines halben Joches.

Bei solcher Lage der Dinge kann natürlich das Princip der Zeit, die wirtschaftliche Freiheit, nicht zur Geltung gelangen, denn je kleinere und je mehr Theile jemand in einer Gemarkung besitzt, umso mehr ist er auf andere angewiesen, denn damit er selbst *und* seine Nachbarn fortkommen, müssen sie allesammt in allen Details der Wirtschaft übereinstimmen, weil die individuelle Freiheit nicht nur den fremden, sondern auch den eigenen Wohlstand vernichten kann. In solchen Gemarkungen ist die Bewirtschaftung nur bei dem sogenannten «Dreischfelder-System» möglich, laut welchem die Bewirtschaftung nur nach der, durch die ganze Gemarkung gemeinschaftlich in voraus bestimmten Ordnung erfolgen kann, was also im Gegensatze

zur wirtschaftlichen Freiheit *Flurzwang* (rotation obligatoire, run-rig) genannt wird. Noch viele Gemeinden unseres Vaterlandes stehen unter diesem Zwange, das größte Uebel aber ist, dass derselbe bisher sozusagen nur durch den Usus geregelt war und viele sich ihm — zu nicht geringem Schaden der Gemeinden — entziehen wollten, wodurch neuerlich die Gesetzgebung zur Schaffung des Gesetzes über «Landwirtschaft und Feldpolizei» veranlasst wurde.

Indem das neue Gesetz für diese Gemeinden den Flurzwang obligat vorschreibt, bietet es sicherere Lebensverhältnisse, als die bisherigen waren, wenigsten für die Zeit, bis die Commassation auch hier möglich sein wird. Hinsichtlich unseres wirtschaftlichen Fortschrittes ist dies natürlich im höchsten Maße wünschenswert, — doch können wir auch unsererseits die Lehren nicht entbehren, welche aus diesen Zuständen für die Culturgeschichte des ungarischen Bodens abzuleiten sind. Denn in jeder nichtcommassierten Gemarkung liegt ein Stück Geschichte offen vor uns, in seiner Bewirtschaftungs-Ordnung, seinen Auftheilungen, Fluren, Parcellen, in der Ausdehnung, Benennung derselben u. s. w. Ethnographen und Historiker müssen sich beeilen, bevor noch diese Spuren des urmagyarischen Wirtschaftslebens infolge der Commassation von der Erde verschwinden. Denn wenn diese auch nur dem Fortschritte hinderlich sind und gar keinen Sinn mehr haben, so muss es doch eine Zeit gegeben haben, wo eine so zugrundeparcellierte Gemarkung mit ihrem Flurzwange das Zweckmäßigste zu sein schien.

Wie also sind diese Gemarkungen entstanden? Bisher glaubten wir, dass der Grundbesitz durch die Jahrhunderte währenden Theilungen, Schenkungen, Käufe, Täusche, Verpfändungen, Erbschaften u. s. w. so sehr verkleinert worden sei. Es ist aber auffallend, dass bei diesen Parcellen bezüglich der Ausdehnung überall eine gewisse Regelmäßigkeit zu beobachten ist, — doch wenn man diese Erklärung für die adeligen Güter noch gelten lassen wollte, für den Grundbesitz der Lehensbauern, die doch ein kaum nennenswertes Verfügungsrecht besaßen, ist dieselbe überhaupt ungenügend.

Die Zerstreutheit der Bauernlehen und den damit zusammenhängenden Flurzwang finden wir schon im Urbarium Maria Theresia's und in den damals angelegten Grundbüchern und Feldmark-Landkarten. Doch ist die Zerstreutheit zweifellos nicht eine Folge des Urbariums, sondern reicht in eine weit ältere Zeit zurück. Denn der Zweck der Regelung des Urbariums war nicht irgend eine Commassation, sondern die Schaffung ständiger Grundcomplexe. Die Lage der äußeren Gebühren der Bauernlehen in der Gemarkung erlitt keine Veränderung; nur wo sich hie und da im Sinne des nach den einzelnen Gemeinden festgestellten Schlüssels etwas mehr oder weniger Feld vorfand, wurde davon für eine andere Parcelle

entsprechend weggenommen oder von einer anderen Parcelle entsprechend dazugegeben.

Doch auch schon der Umstand, dass im Lande die Nothwendigkeit einer Ordnung des Grundbesitzes im allgemeinen überhaupt vorhanden war, kann mit Recht unsere Aufmerksamkeit erregen. Warum war diese Ordnung nothwendig? Eine Antwort auf diese Frage finden wir bereits in den allgemein bekannten Instructionen für die zur Regelung des Urbariums entsendeten Commissäre.*

In der Erklärung zu Cap. I. §. 2. Punct 5 heißt es, dass hie und da zu den Lehenshausplätzen nicht *ständige* Ackerfelder und Wiesen ausgeschieden sind, *sondern solche Jahr für Jahr zur Auftheilung gelangen.* Cap. II. §. 3. Punkt 9 sagt noch deutlicher: für den Fall, dass irgendwo die Lehensbauern ständig zugewiesene Ackerfelder und Wiesen nicht besäßen, *sondern dieselben Jahr für Jahr unter einander durch das Los vertheilen würden,* haben die Commissäre die jedem einzelnen bei der letzten Verlosung zugefallenen Grundstücke zu conscribieren.

Wovon aber hier die Rede ist, ist ja doch *die Feldgemeinschaft selbst!* und zwar deutlich umschrieben und mit unzweifelhafter Glaubwürdigkeit festgestellt! Nun ist es verständlich, dass zur Zeit Maria Theresia's die allgemeine Regelung der Grundstücke nothwendig war — weil in einem Theile des Landes die Feldgemeinschaft herrschte, d. h. der Personal-Besitz, der westeuropäische Begriff von Grund und Grundeinheit vollkommen unbekannt war. Die Zerstreutheit der Grundcomplexe und der damit verbundene Flurzwang stammen aus der Feldgemeinschaft. Man braucht nur an die Instruction für die Commissäre zur Regelung des Urbariums zurückzudenken: dass die Ackerfelder und Wiesen der Lehensbauern so zu conscribieren sind, wie sie jedem einzelnen *gelegentlich der letzten Verlosung* zugefallen waren. Unsere commassierten Gemarkungen zeigen also auch noch heute das Bild der letzten Auftheilung, als ob dieselbe — gestern geschehen wäre.

## II.

Somit wissen wir bestimmt, dass in Ungarn vor den 60—80-iger Jahren, des vor. Jh's, das heißt bis zur Regelung des Urbarium's die Feldgemeinschaft in vielen Gegenden noch gebräuchlich war. Dies ist aber nur eine allgemeine Bestimmung; die Einzelheiten mit specificierter Anführung der betreffenden Ortschaften finden wir in den der erwähnten Zeit zunächst liegenden großen Landes-Conscriptionen * vom Jahre 1715 und 1720, aufnotiert.

* Constitutio rei urbarialis regni Hungariae, Vienna 1817, p. 4. und 385.
** Diese Conscriptionen werden im Staats-Archiv aufbewahrt.

Die Conscription geschah nach der *damaligen* Comitatseintheilung, weshalb wir ebenfalls nach Comitaten der Verbreitung der Feldgemeinschaft nachforschen wollen, indem wir die erwähnten Aufzeichnungen gelegentlich durch Daten anderer Herkunft ergänzen. Doch ziehen wir zur Vermeidung aller Missverständnisse nur die *vollkommene* Feldgemeinschaft in Betracht, das heißt diejenige, wo sowohl die Ackerfelder als auch die Wiesen, sammt allen übrigen Gütern gemeinsam waren, erstrecken uns also nicht auf die Gemeinsamkeit der Wiesen, Weiden und Wälder für sich, da doch dieselbe bei den zwei letzteren noch bis auf den heutigen Tag keine Seltenheit ist.

Im Comitate Abauj wird nur von der einen Ortschaft Szántó, im Comitate Zemplén aber von 11 Ortschaften erwähnt, dass daselbst die jährliche Auftheilung üblich war. Die jährliche Auftheilung geschah durch das Los, was die alte ungarische Sprache unter dem Namen «*Pfeilwerfen*» oder «*Pfeilziehen*» (nyilvetés, nyilvonás) kennt, weshalb unsere Angaben den ausgelosten Theil kurzweg «*Pfeil*» (nyil oder nyilas), den ganzen zur Verlosung gelangenden Grundbesitz aber «*Pfeilfeld*» (nyilföld) oder, weil dies Eigenthum des Dorfes war, «*Pfeilfeld des Dorfes*», «*Theilungsfeld des Dorfes*», «*Gemeinsames Feld des Dorfes*», den erhaltenen Theil selbst aber «*Pfeil des Dorfes*» nennen.

Die Größe des «Pfeiles» war selbstverständlich in jeder Gemarkung, meistens sogar in jedem Jahre eine andere. Das Interessanteste aber ist, dass es in Zombor außer den Pfeilfeldern noch ein sogenanntes «*Freies Feld*» gab, in welchem dann Jeder ohne alle Auftheilung oder Auslosung soviel ackern konnte, als ihm nur beliebte, das heißt er übte das Recht der ersten Besitzergreifung.

Im Comitate Bereg war die Feldgemeinschaft nur an wenig Orten, im Comitate Szabolcs dagegen schon auf einem viel größeren Gebiete, und zwar die ganze Theiß entlang und in der Nyirség, verbreitet. In den meisten Oertern benützte jeder Landwirt das Ackerfeld, wie auch die Wiesen des Dorfes dem Pfeil entsprechend («a falu szántóföldét úgy kaszálóját is minden gazda ember nyilas osztás szerint uzuálta»). Wo aber größere Gemarkungen waren, erhielt mit Beseitigung der Auftheilung und Verlosung Jedermann der Reihe nach soviel Feld, als er bebauen und entsprechend Steuer zahlen konnte, denn der Boden war gleichmäßiger und so sehr *gut*, dass derselbe Acker ohne Unterbrechung 6—7 Jahre hindurch benützt werden konnte.

Die Städte des gewesenen Hajduken-Districtes bebauen auch 6—7 Jahrelang die Aecker und die jährliche Auftheilung sammt Auslosung war bei ihnen gebräuchlich. Bei dieser Form der Feldgemeinschaft giebt es keine Zelgen (calcatura) d. h. ständig fixierten Gebiete für die Herbst- und Frühlings-Saat und für Brachfeld, welche in der Be-

nützung von Jahr zu Jahr wechseln würden. Ja noch mehr, es giebt keine besonderen Aecker oder Wiesen oder Weiden, darum wird jedem zuerst *Grasfeld* zugetheilt. Die Gemeinde wählt sich alljährlich ein anderes Stück Grasfeld aus (»eligit sibi certam partem territorii«) und vertheilt dies im Herbst oder im Frühling unter die Bewohner durch das Los oder auch ohne dasselbe. Das Resultat ist dann nun, dass die Saaten in der ganzen Gemarkung nach allen Richtungen hin verstreut liegen und nicht nebeneinander in Zelgen vertheilt. Und weil derselbe Acker 5—6 oder 7 Jahre lang ohne Unterbrechung benützt wird und mancher Acker früher, mancher später erschöpft ist, manche sogar verlassen werden, so gerathen auf dieselben Gewanne Saaten, Wiesen und Brachfeld in der buntesten Weise nebeneinander. Der berühmte deutsche Agrarhistoriker *Hanssen* * befasst sich ausführlich mit dieser Art von Wirtschaft und nennt sie treffend »Feldgraswirtschaft.« Nachdem aber hier vom Gesichtspunkte der Feldgemeinschaft das Wesen der Sache darin liegt, dass in Ermangelung von Zelgen, die Bearbeitung von Jahr zu Jahr immer auf einen anderen Theil der Gemarkung wandert und oft soweit vom Dorfe wegzieht, dass da nur eine meierhofartige Bewirtschaftung möglich ist, wollen wir diese nach dem Beispiele des Ethnographen *George Gomme* ** wandernde, oder noch ausdrücklicher Nomaden-Feldgemeinschaft benennen.

Im Borsoder Comitate bestand die Feldgemeinschaft in der ganzen Gegend um Miskolcz, die Stadt Miskolcz selbst mitgerechnet, ja sogar noch in 20 sogenannten Curial-Ortschaften, wo nämlich ausschließlich nur Adelige wohnten. Theilweise war die jährliche Losvertheilung im Gebrauch, wo aber die Gemarkung größer war, herrschte die eben geschilderte Nomaden-Feldgemeinschaft. In den Comitaten Heves und Külsöszolnok finden wir vom Fuße der Mátra an bis ans Comitat Csongrád überall gemeinschaftliche Gemarkungen. In den ebenen Theilen des Comitates Bihar finden sich die meisten in Feldgenossenschaft lebenden Gemeinden, bei welchen zumeist die jährliche Auftheilung durch das Los gebräuchlich war; in Sáránd allein wurde nur die eine Zelge aufgetheilt, der andere war ständig nach den Hufen parcelliert.

In Inánd und Rábé gab es wegen der großen Ausdehnung der Gemarkung keine Zelgen und jeder ackerte dort, wo und soviel als ihm beliebte (»agri non sunt sub calcaturis, sed quoniam esset amplum territorium, ubi quantum cui placet ibi arare potest«) und derselbe Acker wird mehrere Jahre hindurch ohne Unterbrechung benützt, d. h. das Recht der ersten Besitzergreifung wird geübt.

Um vieles detailliertere Daten besitzen wir zur Feldgemeinschaft der

* Agrarhistorische Abhandlungen. Leipzig, 1880. I. 125—131.

** The Village Community. London, 1890. p. 145—156.

Stadt Debreczen und zwar vom Jahre 1571 an bis zur Regelung des Urbariums.* Die Conscription stellt uns hier bereits ganz lebhaft die charakteristischen Züge der Nomaden-Feldgemeinschaft dar. Zelgen, Aecker getrennt von Wiesen und Weiden gibt es nicht. («Separatim puri agri arabiles et per se pro sola duntaxat calcatura destinata et distincta prata, prout alibi non dentur.») Hier aber findet die Auftheilung der Aecker nicht jährlich, sondern jedes siebente Jahr statt und dieser Cyclus hängt mit der Bearbeitung des Bodens zusammen, indem in das vertheilte Feld im ersten Jahre Hirse oder Mais, im zweiten Frühlings-, im dritten und vierten Herbstsaaten, im fünften und sechsten Jahre Gerste oder Hafer gesäet werden, bis der Acker vollkommen erschöpft ist. Solche Felder lässt man dann 12—15 Jahre lang, oft sogar noch länger ruhen. Die Auftheilung geschieht durch das Losziehen nach Häusern, doch in der Weise, dass zuerst die einzelnen Gassen durch ihre Vertrauensmänner losen und welche Gasse das erste Los gezogen hat, erhält vor den anderen Aecker, in dem als Cyclus bezeichneten Theil der Gemarkung. Diese Felder heißen «dem Haus gebührende» Felder. Die Felder jener 12 Puszten, welche zur Stadt gehörten, wurden gegen einen jährlichen Pachtschilling auch auf ähnliche Weise vertheilt. Die Stadt besaß aber auch solche Felder, wo lange Zeit das Recht der ersten Besitznahme giltig war, was wir aus den beschränkenden Verordnungen wissen, mit welchen die Stadt dies zeitweise regelte und welche sich nur darauf beziehen können. In einem Beschlusse vom Jahre 1588 z. B. heißt es, «niemand, der ackern will, soll mehr als ein Joch in Angriff nehmen dürfen . . . ein anderes Joch Feld soll er nicht pflügen, bis er mit dem ersten nicht vollkommen fertig ist.» Oder ein Statut vom Jahre 1673: «wer ein Brachfeld nimmt oder ein Grasfeld einpflügen will, kann es bearbeiten soviel er will, *unterbricht er aber die Bearbeitung, so kann jeder das Grundstück an sich nehmen, der früher dazu kommt.*» Dies war das Gesetz der ersten Besitznahme, überall auf der ganzen Welt und nach *Karelin*** in Sibirien noch bis auf den heutigen Tag in großem Maße verbreitet. Bei der Zunahme der Bevölkerung aber sind auch diese Felder in eine 7jährige Vertheilung gerathen. Gelegentlich der Regelung des Urbariums im Jahre 1774 wurde die Gemarkung Debreczens *zum erstenmal* in Zelgen getheilt, doch ist es bemerkenswert, dass damals nur «dem Haus gebührende» bleibend nach den einzelnen Hausgründen ausgeschieden wurden, während die Maisfelder, sowie die Gemarkung der 12 Puszten *auch*

* Ausser den Conscriptionen vgl. *Kolozsvári und Óvári* Corpus Stat. Hung. Municipalium. Budapestini. Editio Ac. Sc. Hung. III. S. 55. 568. 677. 682—84. 693. 701. 706. 716. 720. 781—86. Auf diese unerschöpfliche Fundgrube wollen wir besonders hinweisen, um sie nicht schrittweise citieren zu müssen.

** *A. Karelin,* Obsčinnoje Vladjenije v Rossii St. Petersburg, 1893. S. 187—206.

*weiterhin gemeinschaftlich blieben* und von 7 zu 7 Jahren aufgetheilt wurden.

In Jazygien war überall die jährliche Vertheilung durch das Los üblich, aber in der großen Kunság konnte nach der deutlichen Angabe der Conscription vom Jahre 1720 jeder, der ein Grasfeld zum erstenmal einpflügt, dasselbe sozusagen als sein Eigen betrachten («ubi quis primam cespitis araturam faceret, eandem terram quasi pro sua reputaret»), was nicht anderes bedeuten kann, als die erste Besitznahme. Im Comitate Békés constatiert die Conscription vom Jahre 1720, dass es im ganzen Comitate wegen der großen Gemarkungen nirgends Zelgen, oder nach Hausgründen ständig aufgetheilte Aecker gibt. Was nun die hier gebräuchliche Feldgemeinschaft betrifft, war dieselbe nach allen Anzeichen («agros juxta praxim loci pro lubitu eligere ac ubi melius placeret usuare et colere solerent») die erste Besitznahme. In den Comitaten Arad, Csanád, Csongrád, Bács-Bodrogh und Baranya hat jeder («ubi quantum si poterit adaptare agros») vom Rechte der ersten Besitznahme Gebrauch gemacht. Ebenso war im Comitate Tolna, trotzdem sich hier bereits Zelgen finden, fast in jeder Gemeinde die erste Besitznahme («quivis eligit sibi agrum») giltig: im Comitate Fehér dagegen war die Feldgemeinschaft in 14, im Comitate Győr an 2 Orten bekannt. Im Comitate Komárom lebten die Einwohner nur in Uj-Gyalla in Feldgemeinschaft, weil sie im ganzen erst seit 2 Jahren dort ansässig waren und da der Grundherr sie noch nicht eingetheilt hatte, gebrauchten sie untereinander die Vertheilung durch das Los. Vom Comitate Pest sagt die allgemeine Beschreibung aus dem Jahre 1720, dass es hier zum größten Theil zu den Hausgründen gehörige ständige Gebühren nicht giebt, sondern dass dieselben von den Bewohnern jährlich, oder in 2, 3 usw. Jahren aufgetheilt werden. Die gemeinsamen Gemarkungen finden wir alle diesseits der Donau. In den Städten Kecskemét, Nagy-Körös, Czegléd und Pest herrschte überall die erste Besitznahme («ubi quis cepit campum in agrum convertere» oder «agri . . . sunt mutationi et variationi progenio et nutu cujusvis substrati»). Auch die Felder der Stadt Pest waren ungetheilt und seine Gemarkungen konnte jeder nach Belieben («ubi quis in campum invenit aptiorem et alicujus spei terram libere erga vires suas excolit et inseminat») frei benützen.

Nach alledem hat also vor der Regelung des Urbariums in den angeführten Comitaten, Städten und Dörfern auf allen Lehensgütern, und wie wir gesehen haben, theilweise sogar auf adeligen Besitzungen die Feldgemeinschaft geherrscht, d. h. man hat daselbst außer den Hausgründen (Wohnhaus, sonstige Baulichkeiten, Garten u. s. w.) kein Personal-Besitzthum gekannt. Versucht man nun diese Ortschaften auf der Landkarte zu fixieren, so findet man trotz der Mangelhaftigkeit unserer Daten ein genug zusammenhängendes Territorium, wobei es besonders überraschen

muss, dass die Grenzen desselben im großen und ganzen mit jenem Theil des Landes zusammenfallen, welcher nach der Schlacht bei Mohács anderthalb Jahrhunderte lang unter türkischer Oberhoheit stand.

Aus diesem Umstand drängt sich unwillkürlich die Frage hervor, ob die ungarische Feldgemeinschaft nicht etwa in näherem Connex mit der Türkenherrschaft war? Auf den Fortbestand der Feldgemeinschaft war die Türkenherrschaft ohne Zweifel von Einfluss, aber eine tiefere Wirkung lässt sich ihr kaum zuschreiben, denn wenn auch an vielen Orten die ursprüngliche Einwohnerschaft verschwunden ist, sind doch die Ackersleute und Viehzüchter geblieben; finden wir also die Nachkommen derselben in Dorfgemeinschaften organisiert und gar unter so primitiven Formen wie das Recht der ersten Besitznahme oder die Nomaden-Feldgenossenschaft, so ist sicher anzunehmen, dass diese Institutionen um vieles älteren Datums sind.

Doch wollen wir nicht nur aus der Natur der Sache, sondern auch aus unmittelbaren und vollkommen zweifellosen Daten die Thatsache verfechten, dass die ungarische Feldgemeinschaft continuierlich bis in die Urzeit zurückreicht. Am besten dient uns dazu Siebenbürgen, wo bekanntlich — eine kurze Zeit und ein sehr geringes Terrain ausgenommen — die *Türken nicht geherrscht haben.*

## III.

In Bezug auf Siebenbürgen wird unsere Aufmerksamkeit schon bei den heutigen Zuständen durch zwei Umstände erweckt: erstens, dass wir hier den größten Theil der nicht commassierten Güter finden, zweitens, dass nach dem letztjährigem Ausweise * die meisten Gemeindegüter des Landes gerade auf Siebenbürgen fallen.

Das Verhältnis der nicht commassierten Güter zur Feldgemeinschaft ist bereits oben klargelegt worden, doch kann bezüglich des Gemeindevermögens kein Zweifel bestehen, dass dasselbe aus der Feldgemeinschaft hervorgegangen ist, denn wo wir auch königliche Dotationen, Schenkungen, Täusche, Verpfändungen u. s. w. finden, da handelt es sich immer nur um Hochgebirge, Wälder, Wiesen und Gewässer, deren Nutzen naturgemäß nur gemeinschaftlich genossen werden konnte. Wo aber der Gemeinbesitz aus entsprechenden Urkunden nicht nachgewiesen werden kann, müssen wir nothwendigerweise die Feldgemeinschaft voraussetzen. Die »Gemeinde« ist nämlich als Rechtsperson ein neuerer Begriff. Vordem hat die Gesammtheit der Mitglieder die Gemeinde selbst ausgemacht und diese war darum von jener nicht zu trennen. Findet sich also auch ein

* Ausweis des kön. ung. Ackerbauministeriums vom Jahre 1893.

privilegiertes Gemeindegut, so kann man sicher annehmen, dass das ursprünglich den Gemeindemitgliedern gehörte und die Gemeinde selbst erst auf Grund der Feldgemeinschaft Rechtsnachfolger werden konnte. Doch konnte das Gemeindegut nur als solches dem Grundherrn gegenüber in seiner Integrität verbleiben, denn wo bestimmte Grundeinheit und den Gründen entsprechende Feldgebühren fixiert waren, blieben alle übrigen Liegenschaften nur insolange Eigenthum der Gemeinde, als es dem Grundherrn nicht beliebte, sein Eigenthumsrecht geltend zu machen. Bei der Feldgemeinschaft aber, wo es eine erbliche Theilung überhaupt nicht gab, war das Eigenthumsrecht der Grundherrn — besonders mehreren Theilhabern gegenüber — viel weniger sicher, während umgekehrt die Gemeinde, da sie doch in der Manipulation der Gemeingüter eine viel wichtigere Rolle spielte, als der Grundherr, ihre eigenen Rechte auf Tradition und Usance gestützt, erfolgreicher zu vertheidigen verstand. Ist also in Siebenbürgen Gemeingut im größten Maße geblieben, so muss eben auch dort die Feldgemeinschaft am längsten geblüht haben.

Diese Folgerung wird auch durch den Umstand erhärtet, dass es in Siebenbürgen niemals eine Regelung des Urbariums gegeben hat, denn im Jahre 1819/20 wurden wohl die Lehensgüter conscribiert, der Reichstag 1846/7 hat auch den Gesetzentwurf * über die Regelung des Urbariums gebracht, doch hat es dann begreiflicherweise an einer Durchführung desselben gefehlt, so dass ohne jeden Uebergang die Grundentlastung durchgeführt wurde. Um wie vieles aber die Regelung des Urbariums in Siebenbürgen nothwendiger war als in Ungarn, zeigt sich schon daraus, dass der Begriff der Grundeinheit in Ungarn am Ende des vorigen Jahrhunderts nur in einem geringen Theile unbekannt war, während diesbezüglich in Siebenbürgen noch bis 1820, nach damaligen Conscriptionen ** die vollkommenste Begriffslosigkeit geherrscht hat. Die Conscriptionen vermögen nur an verschwindend wenig Orten geregelten Grundbesitz nachzuweisen, denn meistens erklärten die Lehensbauern auf die Frage, wie groß eine ganze Hufe sei, dass sie davon keine Ahnung hätten (sessionis qualitas ignota et indefinita).

In der für die Durchführung dieser Urbarial-Conscription erlassenen Instruction, welche mit der bereits citierten Instruction der Maria Theresia in vielem übereinstimmt, begegnen wir auch dem Fragepunkt, ob die den Lehensbauern nach ihrem Hausgrunde gebührenden Felder ständig sind, oder jedes Jahr neuerlich aufgetheilt werden? Auch hier haben die Commissäre die Weisung, dass, falls die Felder, Wiesen u. s. w. hier gewohnterweise jährlich durch das Los aufgetheilt werden sollten, jedem einzelnen

* Dósa, Erdélyhoni Jogtudomány, II. 196—213.
** Belege im Ung. Staatsarchiv.

die im letzten Jahre zugefallenen Grundstücke conscribiert werden. Wir könnten also aus diesen Conscriptionen vom Jahre 1819/20 die Feldgemeinschaft ebenso sicher nachweisen, wie wir dies aus der ungarländischen Conscription, vom Jahre 1715/20, gethan haben. Doch steht uns glücklicherweise noch ein viel vollständigeres und an abwechslungsreichen Daten ergiebigeres Material zur Verfügung, mit welchem sich die siebenbürgische Feldgemeinschaft illustrieren lässt. Denn den Wert der Conscriptionen musste man besonders darin erblicken, dass die Feldgemeinschaft durch alle Gemeinden in einer uns so nahe liegenden Zeit, nachgewiesen erscheint. Wir haben aber noch ältere Angaben zur Verfügung; z. B. in der Gemarkung der Stadt Felvincz giebt es erst seit den 40-er Jahren persönliches Eigenthum! In einer Appellation gegen die damals durchgeführte, endgiltige Auftheilung, lesen wir, dass in Felvincz «alle Felder und Wiesen der Gemarkung ohne Anspruch auf erblichen Besitz zeitweilig benützt worden sind.»

Ueberhaupt ist in unserem Vaterlande das classische Land der Feldgemeinschaft Siebenbürgen, nicht nur weil diese hier am längsten geherrscht, sondern hier auch die weiteste Verbreitung gefunden hat. Hier nun ermangeln wir selbst solcher Daten nicht, aus welchen der allgemeine Bestand der Feldgemeinschaft für ganz Siebenbürgen nachgewiesen werden kann. Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Einführung eines neuen Steuersystems vorbereitet wurde, erschienen im diesbezüglichen Commissionsentwurf die Armen immer als «pauperes (vulgo die keinen verlosten Hausgrund haben)» bezeichnet. Als Ergänzung dazu finden wir in der Instruction für die siebenbürgische Steuerconscription den Punkt: «Man soll fragen, wie viel Bauernhausgründe es in dem Dorfe giebt, nach welchen man Aecker, Wiesen und Wälder zu verlosen pflegt»; den die Verlosung bezeichnenden Ausdrücken «nyilas», «nyilas házhely» begegnen wir auch in den siebenbürgischen Gesetzen. Den wichtigsten Beleg aber finden wir in der Approbata Constitutio Theil III., Art. 29 «über die Art des Besitzes der Dörfer», deren einschlägiger Theil auf Grund des Gesetzartikels IX vom Jahre 1640 * geschaffen wurde. Es ist hier von jenen Dörfern die Rede, welche mehrere Grundherrn hatten und die es sich seit einiger Zeit zur Gewohnheit machten, auf ihren Gründen soviel Lehensleute als nur möglich, anzusiedeln; besass nun einer in einem Dorfe z. B. nur 4 Gründe, auf welchen er 10 Lehensleute angesiedelt hatte, so wollte er «die gemeinschaftliche Gemarkung des Dorfes» 10 Lehensleuten entsprechend genießen, gerade so, wie einer der thatsächlich 10 Hausgründe besaß. Folglich wurde das Gesetz geschaffen, «dass an solchen Orten Wiesen, Wälder und Aecker

* Szilágyi Sándor, Erd. országgyűlési emlékek. Bd. X. S. 368—9.

im Verhältnisse der Anzahl und Größe der antiqua sessio vertheilt werden sollen und jeder mit seiner rata portio auch contentus sein soll.»

Die allgemeine Bedeutung dieser auf das ganze Siebenbürgen sich erstreckenden Verfügungen tritt noch deutlicher hervor, wenn wir der Verbreitung der Feldgemeinschaft schrittweise von Gebiet zu Gebiet nachforschen. Die meisten Daten besitzen wir von der Feldgemeinschaft im Székler Lande, doch hat hier, wie überall, wo die Gemeinden nicht unter grundherrlicher Hoheit standen, die Feldgemeinschaft einen so typischen Character angenommen und stand mit dem ganzen Rechtssystem und der sozialen Entwicklung in solch innigem Zusammenhange, dass es wohl der Mühe lohnt sich darüber gelegentlich in einer besondern Studie des ausführlicheren zu ergehen. Bis dahin wollen wir nach den Bestimmungen des englischen Agrarhistorikers Seebohm * die Feldgemeinschaft jener Dörfer welche unter grundherrischer Hoheit nicht standen, Geschlechts-Feldgemeinschaft, jene der grundherrlichen Gemeinden aber Dorfgemeinschaft nennen. Doch muss hier bemerkt werden, dass diese Unterscheidung die Technik der Feldgemeinschaft nicht berührt, indem die letztere in ihrer äußeren Erscheinung überall die selben Formen angenommen hat. Von diesem Gesichtspunkte aus wird übrigens das Székler Land am allgemeinsten durch die Daten characterisiert, welche in den von den Székler Stuhlbezirken an die siebenbürgische Regierung laut Circular-Verordnung Nr. 581 vom Jahre 1795 unterbreiteten Berichten enthalten sind. In dieser Circular-Verordnung hatte die Regierung sämmtliche Jurisdictionen aufgefordert, über die bei ihnen bei der Vertheilung der gemeinschaftlichen Gebiete (terrena communia) üblichen Vorgänge Bericht zu erstatten.

Leider haben außer einigen Städten nur die Székler Stuhlbezirke eine meritorische Antwort ertheilt. Die Antwort des Stuhlbezirkes Maros lautet: «Der Gemeinbesitz wird bei uns gewöhnlich vertheilt, theils zeitweilig, theils für immer.» Die zeitweilige Auftheilung geschieht in der Weise, dass die Competenten bei der Verlosung 4, 2 oder auch 1 Theil erhalten. «Diese Theile können, ob sie nun 1 Jahr lang oder länger benützt werden, niemals erblich sein.» Háromszék berichtet, dass daselbst eine endgiltige Auftheilung der Gemarkung niemals geschehen ist: «wo eine solche vorkam, galt dieselbe immer nur für Jahre und niemals für immer». Csik-Gyergyó-Kászonszék: «Die Adeligen haben 2 Theile, Primipilen und Trabanten 1 Theil, die Bauern 1/2 Theil», auch Aranyosszék hat keine Kenntnis von einer endgiltigen Feldervertheilung. Auch hier erhielten die einzelnen Rangklassen ad personas et capita 2 Theile, 1 oder 1/2. Das merk-

* Frederic Seebohm, The English Village Community. London, 4. Aufl. S. 181—245.

würdigste ist aber, dass nicht nur die einzelnen Dörfer gemeinschaftliche Felder hatten, sondern auch Aranyosszék selbst, welche nur von die Stuhlinwohnern gemeinschaftlich benützt werden konnten. Dieser gemeinsame Grundbesitz von Aranyosszék hieß Puszta-Bogáth und erstreckte sich in 1720 auf ein Gebiet von ¹/₂' Meile in der Länge und eine ¹/₄ Meile in der Breite, durchaus gutes Acker- und Wiesenland, welches von 8 umliegenden Ortschaften cultiviert wurde und wo noch im Jahre 1828 das Recht der ersten Besitzergreifung herrschte. Jeder konnte soviel occupieren, als ihm beliebte, doch durfte er es nicht verkaufen und wenn er es 3 Jahre lang unbearbeitet ließ «und ein anderer früher seinen Pflug ansetzen konnte» so war jener ausgeblieben. Aus dem Bericht von Udvarhelyszék ist bezüglich der Feldauftheilung nichts zu ersehen, dass aber die Vertheilung durch das Loos auch hier allgemein üblich war, erhellt aus dem Statutum vom Jahre 1727, nach welchem bei Prozessen wegen aufgetheilter Felder eine Appellation nicht zulässig war. Auch von der Feldgemeinschaft der székler Städte, besonders Maros-Vásárhely, besitzen wir sehr viel interessantes Material, doch können wir bei demselben eben wegen seiner Reichhaltigkeit nicht länger verweilen.

Bezüglich der Feldgemeinschaft im *Sachsenlande* genügt es wohl, auf die bereits citierte grundlegende Studie des Bischofs *Teutsch* zu verweisen, da dieselbe das ganze sächsische Gebiet umfasst; hervorzuheben ist hier nur, dass auch im Sachsenlande hatten die einzelne Stühle so genannte «Freythüm»-er mit dem Rechte der ersten Besitznahme.

In den Distrikt von Fogaras wird durch das Statut vom Jahre 1690 angeordnet, dass die ausgelosten (ex sortitione) Felder überall von gleichem Umfange seien. Im Comitate Hunyad aber muss im Jahre 1796 die Feldgemeinschaft noch eine so allgemeine gewesen sein, dass das Comitat auf eine Anfrage der Regierung über den Begriff «antiqua sessio», die Antwort geben konnte, dass zum Beweise der ererbten Sessionen der Nachweis jährlicher Zuertheilungen durch das Los genüge. Auch von Seiten der Städte Vajda-Hunyad und Déva werden ausgeloste Felder erwähnt; im Comitate Felső-Fejér lässt sich die Feldgemeinschaft nur in 4 Dörfern constatieren. In einer Steuerconscription des Comitates Alsó-Fejér vom Jahre 1721 ist der Umfang der durch das Los vertheilten Felder (agri et prata sorte dividendi) nach Gemeinden ausgewiesen, doch sind diese Felder — genug bezeichnend für ihren Bestand — zum allergrößten Theile durch die Gemeinde wegen Schulden an die Grundherrschaft verpfändet; stellenweise sind sie auch bis auf bescheidene Reste ganz verschwunden. Überhaupt war die Feldgemeinschaft in den Städten sehr beliebt, doch hatte die Bürgerschaft fortwährend mit dem Adel zu thun, der auch an den ausgelosten Feldern seinen Anspruch haben wollte, so hat das Comitat 1694 im Gyula-Fejérvár bestimmt, dass «an den jährlich zur Vertheilung gelangenden Feldern

dieser Stadt auch der Adel participiere. Musste doch der Fürst selbst 1593 in Borbánd anordnen, dass sein dortiger pixidarius ebenso ein Los erhalte, wie jeder andere. In Vizakna im Jahre 1583 aber konnte der Zwist wegen der durch das Los vertheilten Felder zwischen Adel und Bürgerschaft nur durch die Intervention des Fürsten Siegmund Báthory ausgeglichen werden.

Nicht ohne Interesse ist auch der Bericht von Vizakna aus den Jahre 1796, nach welchem aus den gemeinschaftlichen Gemarkungen jeder Ungar als Stammbürger anderthalbmal so viel Feld bekommt als ein Wallache, da der nur ein Libertinus ist. Lange Zeit hindurch hat hier sogar der königliche Fiscus, so wie in Henningfalva bis zum Jahre 1698 das Collegium von Nagy-Enyed nur so viel ausgelostes Feld erhalten, wie die Bauern selbst. Im Comitate Küküllő ist die allgemeine Verbreitung der Feldgemeinschaft durch die Comitats-Beschlüsse von 1733 und 1679 hinlänglich erwiesen, ebenso im Comitate Torda in den Conscriptionen von 1544 und 1732. In der Stadt Torda lässt sich die Feldgemeinschaft von 1616 bis 1757 fast ohne Unterbrechung verfolgen.

Aus den Angaben können wir folgern, dass hier die Nomaden-Feldgemeinschaft geherrscht hat. Jahr für Jahr war ein anderes Stück der städtischen Gemarkung zur Vertheilung bestimmt und da niemand von diesen Grundstücken etwas sein Eigen nennen konnte, musste Emerich Tökölyi 1697 seinem Verwalter auftragen, dafür zu sorgen, dass bei der Vertheilung von Feldern in Torda ihm ebensoviel zukomme, wie dort üblich ist.

Im Comitate Kolozs haben wir für die allgemeine Verbreitung der Feldgemeinschaft in den Comitats-Bestimmungen von 1710, 1713 und 1725 genügende Belege. In der Ortschaft Magyar-Valkó gab es 1800 nur mehr 1 Stück Acker und etwa 10 Stück Wiesengrund als Verlosungsgebiet. Die Ortschaft hat — wie die Zeugenaussage lautet — diese Grundstücke jährlich vertheilt und zwar mittels «Loszettel», welche von den Mitgliedern der Commune aus einem Topfe gezogen wurden. Bei der Respectierung dieser ältesten Form der Verlosung kann es nicht Wunder nehmen, dass in der Stadt Kolozsakna selbst der Fiscus an der Feldgemeinschaft betheiligt war, doch genoss derselbe den Vorzug, sich zur Zeit des Ackerns das Territorium nach Belieben auswählen zu können, während zur Verlosung nur mehr der Rest gelangte. Auch in Klausenburg (Kolozsvár) ist die Feldgemeinschaft nachweisbar, in älterer Zeit sogar das Recht der ersten Besitznahme, denn im Jahre 1607 begegnen wir der Klage, dass jedermann «propria authoritate» die städtischen Felder allerorten in Anspruch nimmt, — man erwartet darum eine rechtliche Vertheilung durch das Municipium; zehn Jahre

später heißt es in einer Zeugenaussage, dass jeder, welcher ein Wiesenstück aufackert, kann dasselbe zu dreimaliger Aussaat ohne Miethzins benützen, später aber als Eigenthum auf rechtlichem Wege reclamieren könne.

Im Comitate Doboka und Belsö-Szólnok haben wir auch in vielen Dörfern die Feldgemeinschaft, am interessantesten aber in der Stadt Deés, da wir daselbst aus den Jahren 1725, 1748 und 1769 die Listen der auf 12 Jahre giltigen Auftheilung der gemeinschaftlichen Felder besitzen. Die noch übrigen Theile von Siebenbürgen, das sogenannte Partium, erwähnen Fälle von Feldgemeinschaft in Kővárvidék laut Urtheil vom Jahre 1683, im Comitate Zaránd, besonders in den Theilen die später dem Comitate Arad angeschlossen wurden (Nomaden-Feldgemeinschaft); im Comitate Kraszna 1594, Közép-Szolnok 1568, endlich auch in Máramaros, welches bekanntlich während des selbstständigen siebenbürgischen Fürstenthumes immer dorthin gehörte, nach Angaben von 1622 und 1680.

Dieses reiche Material * berechtigt uns zu der Behauptung, dass die Feldgemeinschaft weder in Siebenbürgen, noch in Ungarn in Folge der Türkenherrschaft oder sonst von heute auf morgen entstanden ist. Nicht eben die ungeheure Anzahl der Daten beweist uns die allgemeine Verbreitung der Feldgemeinschaft, sondern auch das noch gewichtigere Moment, dass die Feldgemeinschaft auch im Brennpunkte der Civilisation, nämlich in den Städten überall festen Fuß gefasst hat. Es lässt sich also nicht bezweifeln, dass die ersten Anfänge dieser Institution in der Urzeit unseres Landes zu suchen sind.

## IV.

Nun wollen wir auf das Mittelalter zurückgreifen, wo aber die Quellen bei weitem nicht so reichlich fließen, als in späterer Zeit, denn die noch unbehobenen Schätze der ungarländischen Archive sind so enorm groß, dass auch wir uns mit dem bisher publicierten Urkundenmaterial begnügen mussten; doch genügt dies zu reicher und bisher jedenfalls neuer Ausbeute.

Die auf die Feldgemeinschaft bezüglichen und besonders die der Arpadenzeit angehörigen massenhaften Daten, sind bisher der Aufmerksamkeit unserer Geschichtschreiber entgangen, was in erster Linie sich daraus erklärt, dass diese Institution in unseren Urkunden eine ganz eigene Terminologie hat, so dass in den meisten Fällen einige specielle Ausdrücke oft ganz umständliche Angaben enthalten. Glücklicherweise unterstützt

* Das Original dieser Abhandlung (Magyar Gazdaságtörténelmi Szemle 1894, 4. und 5. Heft) bietet die genauesten Nachweise für alle, oben angeführten Fälle. — Die Red.

uns hier die Analogie der englischen * mittelalterlichen Feldgemeinschaft, welche der unserigen am meisten ähnlich ist, sowohl bei der Erklärung dieser eigenthümlichen Ausdrücke, als auch der durch dieselben bezeichneten Dinge.

Von größter Wichtigkeit sind vor allem die ungarischen Ausdrücke «fyu», «fyuketel» und «fyunwztas», welche sich in unseren lateinischen Urkunden des Mittelalters finden. Vorerst ein Fall für den letzterwähnten Ausdruck. Nachdem im Jahre 1297 der Erzdechant Kolin seinen Gutantheil in Sásdi verkauft hat, giebt das Capitel von Veszprim nicht nur als Beglaubigungsort, sondern auch als Grundherr seine Zustimmung mit dem Vorbehalt des Rechtes, dass «alle dortige Lehensleute unserer Diöcese (ecclesie nostre familys) insofern sie Felder, Weingärten oder sonstige Competencen gemischt, wie man bei uns zu sagen pflegt, als fyunwztas (*mixtim*, quod vulgo *Fyunwztas* dicitur) besitzen würden, dieselben auch in Zukunft behalten.» Das lateinische Zeugnis stellt also dem geheimnisvollen ungarischen Ausdrucke das lateinische Mixtim gleich, dessen ursprüngliche Bedeutung keiner weiteren Erläuterung bedarf, doch ist die Beziehung auf Aecker und andere Besitzgegenstände ohne wirtschaftliche Kenntnisse nicht ganz verständlich. «Mixtim» können nur nicht commassierte Güter Gegenstand des Besitzes bilden, wenn nämlich die einzelnen Bestandtheile zwischen fremden Besitzungen verstreut umherliegen; übrigens galt auch der dem Mixtim gleichgestellte Ausdruck elegyes in Siebenbürgen als terminus technicus für Gemengelage. Dass dieses Letztere nur aus der Feldgemeinschaft hervorgehen konnte, beweisen auch die Ausdrücke: «Inter terras et alia jura aliorum hominum mixtim sitas» oder «cum terris ac alys juribus eorum que hactenus mixtim vel privatim pacifice tenuerunt», ferner «preter terram Castri Banya que mixtim et pro indiviso possidebantur per eos» und «terras .... pro indiviso ammixitas» u. v. A.

Freilich genügt die Feldgemeinschaft zu constatieren, der Ausdruck Mixtim allein noch nicht, doch wenn wir weitere Belege haben wollen, genügt uns schon von dem räthselhaften Worte fyunwztas die zweite Hälfte, welche «wztas» nichts anderes als unser heutiges osztás = Theilung ist, der Begriff Theilung aber im Zusammenhange mit dem bereits oben erklärten Mixtim nur Feldgemeinschaft voraussetzen lässt. Somit bieten uns die bereits citierten Ausdrücke mit fyu die ursprünglichste Terminologie der alten ungarischen Feldgemeinschaft.

Was aber mag dieses fyu sachlich und sprachlich in der Feldgemeinschaft bedeuten? Wir wissen bereits, dass bei der jährlichen Vertheilung

* Außer dem o. a. bahnbrechenden *Seebohm* ist für die Terminologie besonders hervorzuheben *Vinogradoff*: «Villanage in England» Oxford, 1892 (ungemein reich an Urkunden).

der Gemarkung, sofern diese zeitweilig geschah, jedermann von jedem Gewanne einen gleichen Theil erhielt. Nun musste freilich die Gleichheit dieser Theile auch sichtlich für die Dauer der Bearbeitung bezeichnet und gesichert werden. Die Russen * scheiden zu diesem Zwecke die einzelnen Parcellen durch tief geackerte Furchen ab, doch hat man sich auch hier, ebenso wie in Deutschland ** und England,*** fast ganz allgemein durch einen neutralen Streifen Landes von 1—2 oder auch mehr Schrittbreite Grasrain oder Tründelschlag, (englisch lynch oder balk) geholfen, folglich waren die vertheilten Feldstücke, so lange sie bearbeitet wurden, durch grasbewachsene Streifen getrennt und kenntlich gemacht. Unser räthselhaftes fyu ist demnach nichts anderes, als dieses Gras (heute fü) und das fyunwztas heißt buchstäblich: Theilung durch das Gras (fűn oder füvön-osztás), mithin die classische Bezeichnung der ursprünglichsten Feldgemeinschaft in Ungarn. Nur hat das Gras hier eine ungewöhnlich große Bedeutung, da es das provisorische Besitzrecht des Einzelnen vertritt im Gegensatze zu den ständigen Grenzzeichen (Steine, Bäume, Hügel, Gräben), welche dauernden Besitz bedeuten. Unwiderleglich erwiesen zeigt sich uns dies auch in der Thatsache, dass die Theilung durch Gras in allen mittelalterlichen amtlichen Aeußerungen als Fachausdruck vorkommt, ja sogar ins lateinische übersetzt wurde, wodurch Bezeichnungen, wie «herbali» oder «erbali distinccione», «erbaliter divisa», «mediantibus erbalibus divisionibus», «herbales divisiones», «sub herbali divisione», «per herbas divisa», «per erbas adjacentibus», «cum herbis dividitur», «per herbas dividitur», «mixtim et herbaliter», «dividendo per jugera seu per Erbas» u. s. w. entstanden sind, deren Verständnis dem Leser aber nur durch die Vorstellung der Feldgemeinschaft möglich wird, wie denn die Herausgeber älterer Urkunden oft auf ganz verzweifelte Lesarten verfallen sind («per juga seu per hubas» statt des jetzt ganz verständlichen «per jugera seu per Erbas» oder statt «limitationes herbales» recht erfindungsreich «verbales».)

Immerhin sind die Schwierigkeiten dieser Terminologie noch nicht ganz beseitigt. Im Jahre 1294 wiederholte der Iudex-Curiæ aus der ihm vorgelegten Urkunde vom Jahre 1272 den Ausdruck «cum herbis» mit den Worten «mixtim quod vulgariter *fyu* dicitur», was schon nicht überraschen kann, da wir die Identität der Begriffe cum herba mixtim und fyu bereits kennen, doch gebraucht eine Urkunde von 1248 anstatt des Ausdruckes fü (Gras) das lateinische funiculus (Strick), später finden wir sogar für Losvertheilung gemeinschaftlicher Felder den Ausdruck fyuketel (Grasstrick) gebraucht, wonach also Gras, Abgrenzung durch Gras und Grasstrick iden-

* Karelin, l. c. S. 35. 60. 61.

** Hanssen, II. 309. 321. u. ff.

*** Seebohm 2. 4. 19. 119. 381. 382. (Zu S. 4 sogar Zeichnung.)

tische Begriffe sind, der Strick selbst aber unverständlich bleibt. Dass Stricke zur Abgrenzung der Felder allgemein gebräuchlich waren, ist bekannt, doch gehört dies durchaus nicht hieher, denn aus der angeführten Urkunde vom Jahre 1248 erfahren wir, dass die Lehensleute der Königin, des Abtes von Pannonhalma und der Tempelherrn ein Landstück gemeinschaftlich benützt haben, die drei Grundherrn aber darin überein gekommen sind, von den vierzig fűkötél (Grasstricken) des ganzen Besitzthums den Lehensleuten der Königin sechse zu überlassen. Bei der Feldvertheilung sind bekanntlich in Ungarn ebenso, wie anderwärts, Stricke zu 6, 10, 12, 24, 30 u. s. w. Klaftern und niemals längere verwendet worden, wenn also in der citierten Urkunde die Gemarkung des Dorfes Szöllös mit 40 Grasstricken angegeben ist, lässt sich doch vernünftigerweise unmöglich annehmen, dass hier von einem zur Feldmessung bestimmten Stricke die Rede sein sollte, der ja bei höchster Berechnung kaum einige Joch Feldes ergeben würde. Im Regestrum von Várad, aus der Zeit des Andreas II., lesen wir, dass jemand im Dorfe Deudas ein Grundstück hat von einem funiculus im Umfange einen halben Pfluge, da aber ein Pflug in der Arpaden-Zeit 120—150 Joch betrug, musste der genannte Anspruch auf 60—75 Joch nach einem Strick haben. Die Gemarkung des Dorfes Deudas war aber gemeinschaftlich, folglich musste er den berechneten Umfang an Feldern mixtim mit anderen Besitzern, nicht aber in einem Stücke haben, woraus es sich ergiebt, dass hier unter dem lateinischen funiculus, wie unter dem magyarischen fűkötél, nicht der zur Auftheilung von Feldstücken benützte Strick, sondern vielmehr der Verlosungstheil zu verstehen ist, welcher eine gewisse Anzahl zerstreut liegender Felder «in idea», dem eigentlichen Strick entsprechend, als Verband verbinden sollte. Auch in der Feldgemeinschaft von Wales umfasst das «tie» als Verband 12 Joch. Daher kommt es auch, dass während des Mittelalters die Behörden die Besitzungen der in Feldgemeinschaft Lebenden nur in Nummern (numerus jugerorum) oder Theilen (pars) ausdrücken, die Grenzen aber nicht bestimmen und beschreiben konnten und höchstens nur die verstreut liegenden Parcellen anzuführen vermögen. Dafür finden wir aber in unseren Urkunden neben diesen schwer zugänglichen Fachausdrücken und Begriffen noch viele andere, deutlichere Ausdrücke und Beziehungen auf die Feldgemeinschaft.

Der klarste Ausdruck findet sich, so oft für gemeinschaftliche Gemarkungen oder Besitzungen der Ausdruck communis gebraucht ist, was aber unsere Gelehrten hartnäckig nur auf die Gemeinschaft der Wälder und Wiesen verstehen wollen, während doch bei einem Vergleich der angeführten ungarländischen und siebenbürgischen Daten mit den mittelalterlichen die Feldgemeinschaft in unserer Geschichte als eine ununterbrochene Kette erscheint, deren alleräußerste Glieder vom Nebel der Vorzeit unkenntlich gemacht sind.

In all den Comitaten und Gegenden unseres Vaterlandes, wo wir von unserem Jahrhunderte rückgreifend bis zur Schlacht von Mohács einzelne Daten angeführt haben, können wir die Feldgemeinschaft während des ganzen Mittelalters nachweisen, oft sogar auch für dieselbe Gemeinde. Z. B. im Jahre 1354 im Comitate Szabolcs (3 Ortschaften), 1337: in Makó, 1318: Berve in Siebenbürgen (Zimmermann, Urkundenbuch, I. S. 333.); circa 1284: Raab; um 1280 Comitat Pest; 1209—1235 Szabolcs, Mocs bis 1641, andere bis zur Conscription von 1715/20 nachweisbar.

Dies ist aber eher nur ein Curiosum. Die Feldgemeinschaft ist eine solche Institution, dass sie an einzelne Ortschaften nicht gebunden werden kann und wenn wir es doch thun, so sind wir dazu gezwungen, wenn uns irgendwo Angaben von allgemeiner Giltigkeit fehlen. Wenn wir übrigens wo immer die Feldgemeinschaft an 1—2 Orten nachweisen können, so war dieselbe ganz zweifellos nicht nur dort, sondern auch auf einem größeren Territorium verbreitet, denn nirgends war sie ja eine Neuerung, sondern nur eine im Schwinden begriffene primitive Institution. Folglich lässt sich die Continuität am besten beweisen, wenn wir, in der Geschichte schrittweise zurückgehend, die Feldgemeinschaft auf immer größeren Gebieten ausgebreitet finden. Z. B. von der Schlacht bei Mohács zurückdatierend: im XV. Jahrh. die Comitate Pressburg und Zala, im XIV. Jahrh. Vas, Hont, Szathmár, Veszprém, Ung, Sáros, Krassó, Temes, Somogy, Liptó; XIII. Jahrh. (nach dem Einfalle der Tartaren): Szepes, Esztergom, Zólyom, Bars, Nógrád, Gömör; XIII. Jahrh. (vor dem Einfalle der Tartaren): Nyitra, Mosony, Thúrócz und Sopron, — folglich *musste die Feldgemeinschaft noch am Anfange des XIII. Jahrhunderts im ganzen Lande allgemein verbreitet gewesen sein.*

Noch wirksamer wird uns die allgemeine Verbreitung des gemeinsamen Besitzes entgegentreten, wenn wir die Entwicklung der Besitzverhältnisse bei uns näher betrachten. Der adeligen Güter gab es bekanntlich zweierlei, den größten Theil bildeten die Urbarial-Güter, bestehend aus den Sessionen der Bauern und den dazu gehörigen auswärtigen Feldern, in unverhältnismäßig geringerem Theile aus den ebenfalls von Bauern bearbeiteten aber durchaus vom Adel verwalteten sogenannten Allodial-Gütern. In all diesen Gütern hat der Adel sowohl nach Werböczi, als unseren sämmtlichen Gesetzen unmittelbares Eigenthumsrecht, doch ist uns dieser Grundsatz nur aus dem römischen und Feudalrechte überkommen, während die Praxis sich ganz anders gestaltete und darum auch auf einen ganz anderen Ursprung hinweist.

Wir haben bereits gesehen, dass die Feldgemeinschaft auch unter der Feudalherrschaft allgemein verbreitet war, woraus es sich naturgemäß ergiebt, dass dies ursprünglich in allen Gemeinden der Fall sein musste;

in vielen Ortschaften ist sogar, trotzdem mehrere Grundherrn vorhanden waren, die Gemarkung der Gemeinde noch lange Zeit hindurch unaufgetheilt geblieben, denn noch in den Theilungs-Briefen des XIV. Jahrhunderts ist die Formel ganz gewöhnlich, dass die theilenden adeligen Parteien die Aecker und sonstigen Gründe der Gemeinde überlassen («terras arabiles u. s. w. ad communem usum deputassent») und nur die «loca sessionalia» unter sich vertheilen. Es fehlt uns aber auch nicht an Beispielen dafür, dass auch Adelige in Feldgemeinschaft lebten, was sich bei rein adeligen Gemeinden ganz von selbst versteht, wo die adeligen Einwohner ihre Felder nach Art der Bauern selbst bearbeiteten; dass aber die adelige Einwohnerschaft der siebenbürgischen Städte, wie bereits erwähnt, mit den Bürgern gleichberechtigt an der Benützung der Gemarkung participiert, lässt sich nur daraus erklären, dass wir es hier mit einem ursprünglich bürgerlichen Elemente zu thun haben, welches erst später den Adel erhielt. Dasselbe beobachten wir auch in den Dörfern und zwar in immer größerem Maße, je weiter wir in die ältere Zeit zurückgehen. Wir meinen hier nicht die Fälle, dass ein Edelmann auf einer Bauern-Session wohnt und in Folge dessen an der Auftheilung der gemeinsamen Gründe mit den übrigen Dorfbewohnern selbstverständlich participiert; wir kennen ja auch Fälle, dass sogar die Dienstleute der Herrschaft einen «Pfeil» erhielten. Das merkwürdigste ist aber doch, dass der Grundherr selbst mit seinen eigenen Bauern die Feldgemeinschaft aufrechterhält. Die Gemeinde theilt ihm ebenso, wie den Bauern, sein Stück Land zu, im ganzen mit dem Unterschiede, dass ihm nach seinem Adelsbrief zweimal soviel gebührt, als dem Lehensbauern nach seiner Session. Anderswo freilich ließ die Gemeinde dem Grundherrn noch vor der Losvertheilung freie Wahl, anfangs wohl nur bis zu einer gewissen Anzahl von Joch, später aber ganz unbeschränkt. Solche Felder fielen in der ersten Zeit nach der Ernte wieder der Gemeinde zu und waren, gleich den Feldern der Bauern dem allgemeinen Flurzwange unterworfen, bis sie nach und nach zu adeligen Erbgütern wurden. Auch die Conscription im Comitate Szabolcs vom Jahre 1715 erhebt fortwährend die Beschwerde, dass die Grundherrn die größten und besten Theile der Gemarkung für sich behalten. Im allgemeinen kommt das daher, dass die Gemeinde- und Urbarial-Felder zumeist im nördlichen Theile der Gemarkung liegen, während die südlicher gelegenen sonnigeren Felder unter dem Vorwand der Feldgemeinschaft von den Grundherrn in Anspruch genommen wurden. Dies ist der Ursprung der adeligen Allodial-Güter, welche anfangs überall Communal-Eigenthum der Gemeinden waren. Diese wirtschaftliche Verbindung des Grundherrn mit seinen Lehensbauern weist auch noch auf jenem älteren und primitiveren Zustand zurück, wo der Adelige nur ein gewöhnliches Mitglied der Gemeinde war, wie jeder andere, und sich erst nachträglich von diesem Verband lösen konnte. Die überzeugend-

sten Beispiele für diese Loslösung sehen wir dort, wo die Rangverhältnisse der Bevölkerung am längsten homogen geblieben sind, d. h. in Ober-Ungarn, in den Comitaten Liptó, Turócz, Zólyom u. s. w., hier datiert der Adel und zwar auch nur der locale Servituts-Adel aus dem XIII. Jahrhundert und ist mit geringen Ausnahmen aus dem eingeborenen Bauern-Stande hervorgegangen. Wenn a'so ein solcher Adeliger geschaffen wird, wird das von ihm bis dahin benützte Grundstück aus der Dorfgemeinschaft ausgeschieden, in ein Stück commassiert, mit Marksteinen versehen und so mit dem Besitzthum des Betreffenden zusammen von der Gemeinde getrennt. Doch finden wir ja im allgemeinen während des ganzen XIII. Jahrhunderts, sozusagen die ganze Nation, die verschiedensten gesellschaftlichen Klassen und Stände des Landes in den Banden der auf Feldgenossenschaft fußenden Gemeinden bunt durcheinander gewürfelt. Magnaten, Kleinadel, sämmtliche kirchliche Corporationen entweder selbst, oder in der Person ihrer Lehnsleute mit dem Hofgesinde und den verschiedensten Würdenträgern und Dienstleuten: Kämmerern, Waffenträgern, Küchenmeistern, Stallknechten, Fischern, Köchen, Jägern, Falknern, Sauhirten, Spielleuten u. s. w. oder mit den Burgleuten und Burgknechten und diese wieder untereinander gruppieren sich in den verschiedensten Stellungen und Rangklassen nach Dorfgemeinschaften, ihre Besitzungen mitinbegriffen, natürlich ohne individuelles Eigenthum zu kennen und die Gemarkung gemeinschaftlich benützend. Daher kommt es, dass die Könige Andreas II. und besonders Béla IV. bemüht waren, wenigstens dem Königthume eigene Besitzungen und Burggebiete auszuscheiden. Darum wurden in alle Gegenden des Landes königliche Commissäre entsendet, die in erster Linie die Besitzungen der Privatleute von jenen der Burg- und königlichen Bediensteten, sowie die Güter dieser nach Rang und Stellung jedes Einzelnen absonderten, die unter dem Schutze der Feldgemeinschaft usurpierten oder verdunkelten Besitzrechte untersuchten und die entsprechenden Besitzantheile mit Grenz-Zeichen versehen commassierten, oder über dieselben, wenn der Betreffende mit seinen bisherigen Genossen die Feldgemeinschaft aufrecht zu erhalten wünschte, ihm zum immerwährenden Zeugnisse seines Rechtes eine Urkunde ausstellten. Diese Arbeit der königlichen Commissäre nahm fast ein halbes Jahrhundert in Anspruch. Sie haben nicht der Feldgemeinschaft, sondern dem Zusammensein der heterogenen Elemente ein Ende gemacht, aber auch das nur sehr im allgemeinen, da sie dieses an vielen Orten weiter zu belassen gezwungen waren. Die Burgleute, sowie die des Königs, waren so sehr an die gemeinschaftliche Benützung der ganzen Gemarkungen gewöhnt, dass sie, falls größere Partien — so klagten sie den Commissären — bleibend ausgeschieden werden sollten, allesammt zu Grunde gehen müssten.

Es ist dies nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, dass bei der

schütteren Bevölkerung von damals und dem Mangel an Capital die Felder nur mit gemeinsamen Kräften konnten bearbeitet werden, die Früchte der Arbeit, wie die Personen selbst, nur von der Gemeinde Schutz zu erwarten hatten. Solche Gemeinden waren eigentlich nichts anderes, als Gesellschaften, welche sich aus den verschiedensten Elementen zur gemeinschaftlichen Ausnützung der Felder gebildet hatten und darum lateinisch «consortium» oder «societas» hießen. Zur Zeit der Tartaren-Invasion z. B. haben sich drei adelige Grundherren des Comitates Zala, die ihrer geringen Anzahl wegen Bedenken hegten, sammt ihren Feldern den Grenzern von Karka angeschlossen und mit ihnen lange Zeit in Gemeinschaft gelebt. In Zsörk (Com. Veszprém) haben die adeligen Grundherrn 1284 einen Städter unter sich aufgenommen und mit ihm derart Gemeinschaft gepflegt, dass sie ihm von drei Gütern den sechsten, von einem aber den vierten Theil käuflich überließen und diese Gemarkungen dann gemeinschaftlich bestellten. Darum ist auch zum Eintritte eines neuen Mitgliedes immer die Zustimmung der ganzen Gemeinde nöthig. Als z. B. 1271 ein Probst zu Veszprém seine dortige Curie mit 100 Joch Feld einem Verwandten schenkte, erschien zur Uebergabe die gesammte Bevölkerung der Stadt und erkannte den Betreffenden feierlich als Mitglied der Gemeinde und als Genossen an. Doch fehlte es auch an Schattenseiten nicht. Die überwiegende Mehrheit der Daten zeigt deutlich, dass sehr bald vollkommene Unsicherheit der persönlichen Freiheit und ein bodenloses Chaos der Eigenthumsrechte eingetreten sind. Das Regestrum von Várad aus der Zeit Andreas II. wimmelt von solchen Fällen. Da nämlich in solchen Gesellschaften, welche in Feldgemeinschaft lebten, niemand ein Eigenthum hatte, sondern nur das Recht auf ein Grundstück von gewisser Größe, dieses Recht aber nicht urkundlich war, sondern nur im Bewußtsein der Gemeindemitglieder lebte, ist es natürlich, dass die Gesellschaft, wenn sie sich eines Unbequemen entledigen wollte, ihm einfach nur aufzudisputieren brauchte, dass er nicht hierher gehöre. Ein solcher hieß «Extorris» («ohne Land»), sicherlich vom lateinischen «terra», denn das Gegentheil war «conterraneus», d. h. welcher mit anderen von Rechts wegen in Feldgemeinschaft lebt. Umgekehrt war es nicht selten, dass die Bauern einer Gemeinde, wenn sie fremde Güter zu den ihrigen scharren wollten, nur zu behaupten brauchten, dass der adelige Besitzer jener Güter derselben Herkunft sei wie sie, und der betreffende hatte kaum ein Rechtsmittel zu seiner Vertheidigung; die Richter selbst mussten wohl das Gottesgericht anrufen.

Doch kann dieses Bild des socialen Lebens nur die Entwicklung einer späteren Zeit, es musste die Entartung der ursprünglichen Form gewesen sein, sonst hätte es sich ja in diesem Zustande so lange nicht erhalten können. Die Gemeinden des XIII. Jahrhunderts stellen sich uns als Organisation zur gemeinschaftlichen Nutznießung der Felder dar, doch das Feld

selbst erscheint erst viel später als Bindeglied unter den Gemeindemitgliedern. Es gab eine Zeit, wo nicht Grund und Grundbesitz an sich, sondern nur die darauf lebenden Menschen einen Wert repräsentierten. Darum schenken unsere Könige in den Stiftungsurkunden und Schenkungsbriefen des XII. und XI. Jahrhunderts immer nur — meistens auch namentlich angeführte, — Knechte. Was denn sonst noch? Genügte es doch damals, den Namen des Dorfes und des Knechtes zu kennen, Felder gab die Gemeinde her. Oder wenn auch bei solchen Schenkungen hie und da ein Besitz vorkommt, so ist dieser entweder ein «predium», d. h. in damaligem Sinne ein Dorf, welches sammt seiner ganzen Gemarkung verschenkt wurde, so dass es später mit den Leuten eines anderen Grundherrn in Feldgemeinschaft überhaupt nicht mehr treten konnte; oder ist es nur ein Stück Land von 1—2—3 etc. Pflugen, also offenbar ein Besitzantheil: der «Pfeil» des betreffenden Knechtes. Und in welchem Maße damals das Besitzrecht nicht auf dem Grundbesitz, sondern auf der Person beruhte, dafür bietet die Besitz-Bestätigungs-Urkunde (literæ confirmatoriæ) des Arader Capitels pro 1197 einen interessanten Beleg. In dieser Urkunde * werden die kirchlichen Lehensleute bei jedem Dorfe ebenfalls namentlich angeführt, doch nach den Namenslisten heißt es: «Jeder einzelne von diesen hat mit den Bauern des Dorfes gemeinsam ein Los, und wenn ihre Zahl vermehrt wird, müssen auch die Losen entsprechend vermehrt werden» (Unusquisque istorum sortem habet cum villanis et si numerus ipsorum creverit, crescunt et sortes). Das Schicksal der kirchlichen Güter hieng also davon ab, ob die Anzahl der Knechte auf einem Orte zunahm oder nicht, denn wenn ein Knecht ohne Nachkommen starb, so verlor die Kirche in dem betreffenden Orte auch ihren Besitz. So giengen viele Kirchengüter verloren, denn eine große Anzahl der in den Stiftungsbriefen angeführten Dörfer findet sich späterhin nicht mehr unter den Besitzungen der betreffenden Kirche.

Und in dieser Zeit hatte niemand das Recht, an die Stelle der verstorbenen Hüfnern andere anzusiedeln, da die Vereinigung zu Gemeinden noch immer nach der Abstammung von einem gemeinschaftlichen Ahne geschah. Da konnte dann Freiheit, Rang, Stellung, Besitzrecht des Individuums bequem durch die Gemeinde von Generation zu Generation in Evidenz gehalten werden. Der Documente bedurfte man nicht, denn ebenso, wie in der Familie, hat auch in der Gemeinde das Bindeglied zwischen den Gemeindemitgliedern nicht der Grundbesitz, sondern die Blutsverwandtschaft gebildet. Dahin ist auch der Ursprung der Feldgemeinschaft selbst zurechtzuführen, denn erst nach endgiltiger Ansiedelung konnte die Wich-

* Noch unediert. Ung. Staatsarchiv Dl. 28867.

tigkeit des Bodens hervortreten,* bei uns aber war damals noch die Nomaden-Feldgemeinschaft in ihrer Urform üblich, wo nämlich der Feldbau in den ungeheueren Gemarkungen mit sammt der ganzen Dorfbewohnerschaft von Stelle zu Stelle wanderte, denn dies ist der Sinn des Gesetzes, durch welches Ladislaus d. Heil. verfügte, dass die Dörfer sich nicht zu sehr von ihren Kirchen entfernen.

Somit war der Boden nichts, der Mensch alles, aber nicht das Individuum, sondern die compact geschlossene Körperschaft der von einem Ahn Abstammenden. Hat sich doch selbst der König lange Zeit hindurch nicht König *von* Ungarn, sondern nur König *der* Ungarn (nicht *Magyarország* királya, sondern a *magyarok* királya) genannt.** Denn was «das Reich» (ung. *ország*) damals war, zeigt uns recht deutlich der ursprüngliche Sinn des Wortes. Es ist bereits erwiesen, dass *ország* = *úrság* ist.*** Das Wort ist aber auch ins polnische übergegangen u. z. in einem Sinne, welcher uns ein noch klareres Bild von der ursprünglichen Function des Wortes giebt. Dort bedeutet es «Begleitung, Gefolge» (Miklosich, Etym. Wörterb. d. slav. Sprachen, 1886. p. 226), mithin war das «Reich» ursprünglich nichts anderes, als *das Gefolge des Herrn, des Königs*. Und thatsächlich finden wir unsere Könige des XII. und XI. Jahrhunderts von ihren Comes, Gespänen, sozusagen von ihrem Gesinde umgeben. Aus diesem ständigen Gefolge erwuchsen später die obersten Reichswürden: der Reichspalatin, Iudex Curiae u. s. w.

Und wo war damals die Nation (ung. *nemzet*)? Schon der Ursprung des Wortes zeigt, dass es damals nur Geschlechter *(nemzetség)* gegeben hat: die Nachkommen der Eroberer des Landes, die ihrer gemeinsamen Herkunft entsprechend in kleinere und größere, geschlossene Gruppen getrennt waren. Dass diese in Feldgemeinschaft lebten, hat man bei uns schon früher anerkannt, doch mit der Rolle derselben wollen wir uns bei anderer Gelegenheit, nämlich bei der Untersuchung der Feldgemeinschaft unter den Geschlechtern u. z. im Zusammenhange mit dem ursprünglichen Volksrechte der Magyaren befassen.

In unserem Vaterlande ist aber die Institution der Feldgemeinschaft

* Vgl. die brillante Behandlung dieses Gedankens bei *Summer Maine* «Early History of Institutions». London, 1875. Cap. III.

** In England war König Johann der erste, der sich am Ende des XII. Jahrhunderts König von England nannte. S. *Summer Maine*, l. c. S. 73. — Es ist mir wohlbekannt, dass auf authentischen, aber nicht Original-Urkunden «Rex Hungariae» vorkommt, doch halte ich dies für eine Entstellung des ursprünglichen «Rex Hungarorum», denn auf Siegeln begegnen wir ausschließlich dieser Bezeichnung. Vgl. *Fejérpataky* «Kálmán király oklevelei» und besonders seine Studie in *Turul*, 1892. p. 133—8.

*** Vgl. Bernhard Munkácsi in «Ethnographia», 1893. 7—8. Heft.

noch älter, als die Landnahme, nachdem die Ungarn hier Slaven vorgefunden haben und es von allen slavischen Völkern erwiesen ist,* dass sie anfangs in Feldgemeinschaft gelebt haben. Hyginus, der römische Nationalœkonom, erwähnt dass Kaiser Trajan den Veteranen des römischen Heeres in Pannonien auch Felder gegeben hat, wofür jochweise ein gewisser Pacht-Zins entrichtet wurde. Der bereits citierte englische Agrarhistoriker Seebohm aber hat nachgewiesen,** dass die Veteranen auf all diesen Pachtgütern in Feldgemeinschaft gelebt haben. Dasselbe wissen wir auch von den, den Römern unterworfenen Barbarenvölkern; von den in unserem Vaterlande an der Donau sesshaften *Geten* *** singt schon Horatius (Od. III. 23.):

Et rigidi Getae
*Immetata* quibus *jugera* liberas
Fruges et cererem ferunt;
Nec *cultura* placet longior *annua*
Defunctusque laboribus
Aequali recreat sorte vicarius.

Die markenlosen Feldstücke mit dem Jahr für Jahr wechselnden Landbau sind ein klarer Hinweis auf die Nomaden-Feldgemeinschaft der Geten.

Weiter reichen unsere Daten nicht zurück, doch haben wir unseren Zweck erreicht, in dem Glauben, dass es uns gelungen ist, für unser Vaterland von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit die Continuität der Feldgemeinschaft nachzuweisen.

KARL TAGÁNYI.

# KURZE SITZUNGSBERICHTE.

**Ungarische Akademie.** Vortragssitzung der I. Classe am 7. Jänner. Den Vorsitz führte Classenpräses Anton Zichy. Den ersten Vortrag hielt das ordentliche Mitglied *Siegmund Simonyi* unter dem Titel: «Mondattani vázlatok» (Syntaktische Skizzen). Vortragender sprach von den unvollständigen Sätzen, in welchen das Subject oder Prädicat fehlt. In den wirklich unvollständigen, oder mit einem anderen Worte ungegliederten Sätzen unterscheidet unser Sprachgefühl überhaupt nicht Subject und Prädicat. Einige derselben sind ursprüngliche, primitive Ausdrucksweisen, z. B. «Villámlik!» (Es blitzt!), «Jaj!» (Weh!), «Gyerekek!» (Kinder! — Anrufung). Andere sind nur mit der Zeit entstanden; vor-

* Vgl. *Pervolf:* «Slavjane, ich vzaimnija otnosenija i svjazi.» Warschau. 1886. I. 111—125. S. und *Kovalevskij,* «Pervobitnoje Pravo.» Moskau. 1886. I. p. 1—89.
** L. c. p. 272—289.
*** *Laveley* l. c. p. 87.

dem wurde das Subject oder Prädicat dazu gedacht, aber mit der Zeit ging das Bewusstsein desselben verloren, z. B. «azt mondják» ursprünglich «az emberek» («Man sagt» ursprünglich «die Leute sagen»), «be van fogva» ursprünglich «a ló» («Es ist eingespannt» ursprünglich «die Pferde sind eingespannt»). — In den scheinbar unvollständigen Sätzen verbirgt sich zwar das Subject oder Prädicat, ist aber doch mehr oder weniger deutlich dazu gedacht. Das Subject ist dazu gedacht in Sätzen wie: «Éjfélt üt» (Es schlägt Mitternacht) nämlich die Uhr. Das Prädicat ist meist in mehrfachen Sätzen weggelassen, wo dasselbe Zeitwort wiederholt werden müsste, «Ha te is el (-mész), én is el (-megyek;» ferner in auffordernden oder verbietenden Sätzen: «Előre! Hátra! Vissza! Ne tovább! Egy szót se!» — Das Zeitwort im Indicativ kann meist in Fragsätzen wegbleiben: «Hová? Merre? Mi ujság?» In erzählenden Sätzen nur dann, wenn wir schnell nacheinander geschehene Dinge erzählen; diese Ellipse ist besonders in der Székler Volkssprache beliebt. — Hierauf las das correspondierende Mitglied *Johann Csengeri* den Bericht des correspondierenden Mitgliedes *Anton Bartal* «Ueber das Wörterbuch der mittelalterlichen ungarischen Latinität.» Verfasser hat an dem immer mehr als richtig erkannten ursprünglichen Plane nichts geändert und weil er jedem nicht classischen Ausdruck den entsprechenden classischen als Erklärung beifügt, wird das Wörterbuch zugleich berufen sein, die Rolle des Antibarbarus zu spielen. Er führt die neuerlich aufgearbeiteten Quellen an, von denen er ein erschöpfendes Verzeichnis angefertigt hat.

— Vortragssitzung der II. Classe am 14. Jänner. Den Vorsitz führte Ehrenmitglied Lorenz Tóth. Den ersten Vortrag hielt das correspondierende Mitglied *Michael Zsilinszky* unter dem Titel «Taine als Geschichtschreiber.» Vortragender hebt aus der Reihe der hervorragenden Heroen der französischen historischen und kritischen Wissenschaft Hippolyt Taine und dessen selbständige Auffassung in der Philosophie der Geschichtswissenschaft hervor. Er beschäftigt sich insbesondere mit jenem großem Werke, welches Taine über das Werden seines eigenen Vaterlandes, des neuzeitlichen Frankreich, geschrieben hat, und über welches bei seinem Erscheinen die entgegengesetztesten Kritiken zu lesen waren. Nach Darlegung der Entstehung und des Planes des Werkes würdigt Vortragender dessen wissenschaftliche Verdienste, bespricht die Quellen desselben und deren Aufarbeitung. Ein Theil der französischen Kritik hielt Taine für einen verdächtigen Geschichtschreiber, insofern er auf einzelne Quellen und Memoiren ein übermäßiges Gewicht legt, andere bezichtigten ihn sogar der Parteileidenschaft, insofern er Napoleon den Großen nicht nur nicht gebürend würdigte, sondern geradezu als hochmüthigen, aufgeblasenen Menschen verurtheilte. Taine indessen hat, kraft seines speciellen wissenschaftlichen Systems sowohl die Handlungen der einzelnen Individuen, als auch die ihre Grundlage bildenden philosophischen Theorien mit unerbittlicher Logik kritisiert. Gegen die Umtriebe der Jakobiner und überhaupt gegen die Revolution hat sich Niemand in dem Maße verurtheilend ausgesprochen, wie Taine. Er schildert die Folgen derselben in den schrecklichsten Farben. Sein Vaterland wünsche er vor nichts so sehr zu bewahren, wie vor den Uebertreibungen der Revolutionen.

Hierauf hielt der Szolnoker Gymnasialprofessor *Eugen Posch* als Gast einen

Vortrag. Vortragender gibt zuerst einen allgemeinen Umriss seiner «Die Theorie der Zeit» betitelten Monographie, welche er der Akademie mit der Bitte um Veröffentlichung eingereicht hat und welche von der Fachcommission derselben günstig beurtheilt worden ist. Diese ziemlich umfangreiche Monographie besteht aus zwei Theilen. Der erste derselben enthält die eigene Theorie des Verfassers über die Zeit, welche neben den Grundprincipien der Herbart'schen Schule auch dem positivistischen Denken des Jahrhunderts gerecht zu werden wünscht. Neu ist darin, dass der Verfasser bei der Erörterung der Entwicklung der Zeitvorstellungen auch die Errungenschaften der vergleichenden Sprachwissenschaft würdigt und dementsprechend seiner Darstellung zahlreiche sprachwissenschaftliche Capitel einfügt. Der zweite Theil des Werkes beleuchtet und kritisiert die Ergebnisse der vornehmsten Bearbeiter der Zeit-Theorie auf Grund der Originalquellen eingehend, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. — Nach der allgemeinen Skizze seines Werkes las Verfasser einzelne Partien aus dem «Die Metaphysik der Zeit» betitelten Kapitel des ersten Theiles und aus seiner Kritik Euler's im zweiten Theile seines Werkes. Das Kapitel über «die Metaphysik der Zeit» gipfelt in dem Gedanken, dass dasjenige, was das Gemeinbewusstsein Zeit nennt, nicht zu den wirklichen constituierenden Elementen der Welt gehört, mit einem Worte «nichts» ist, und dass die Wissenschaft nur die Aufgabe habe, einerseits die Ursache der Entstehung dieses chimärischen Begriffes, andererseits aber jene wirklichen Ingredienzien der Welt zu erforschen, wegen deren mit natürlichem Irrthum jener Begriff geschaffen wurde. Die Kritik über Euler bewegt sich im Gedankenkreise des Beharrungsprincips der Physik.

— Plenarsitzung am 28. Jänner. Nachdem Akademie-Präsident Baron Roland Eötvös die Sitzung eröffnet, hielt das Directionsraths- und Ehrenmitglied Baron *Béla Radvánszky* eine Denkrede auf das ordentliche Mitglied Wolfgang Deák, den am 4. März 1832 in Maros-Vásárhely geborenen und am 4. Juni 1888 ebendaselbst gestorbenen verdienstvollen ungarischen Historiker. — Hierauf trug der Generalsecretär Koloman Szily die laufenden Angelegenheiten vor. Den jüngsten zwei Todten der Akademie, c. M. Josef Dankó und ausw. M. Baron Ottokar Schlechta, widmete er warme Nachrufe; der Cistercienser-Orden hat der Akademie geschenkweise das Porträt des Ehrenmitgliedes Josef Szvorényi gesendet, wofür die Akademie Dank votiert. Als Ergebnis der am 31. Dezember abgelaufenen Preisconcurrenzen sind sieben Concurrenzwerke für den großen Akademie-Preis und drei Arbeiten für den mathematisch-naturwissenschaftlichen Christine Lukács-Preis eingelaufen. Die weiteren drei Preisausschreibungen blieben resultatlos. Franz Pulszky empfiehlt die von Dr. Josef Ferenczy herausgegebenen und eingesandten zwei Bände «Magyar Mesemondó» und zwei Bände «Históriák, Nóták» der Aufmerksamkeit der Akademie. Der Sekretär verliest eine Zuschrift des ordentlichen Mitgliedes Ignaz Goldziher, welcher der Akademie im Namen der Direction der Kairener vicekoniglichen Bibliothek das im XVI. Jahrhundert verfasste und jetzt gedruckte Werk von Ibn Ijász: Tárich Miszr (egyptische Geschichten) übersendet, wofür die Akademie Dank votiert; endlich referierte der Generalsecretär eingehender über ein jüngst für die Handschriftensammlung der Akademie als Geschenk eingelaufenes englisches Manuscript von hoher

Wichtigkeit für die ungarische Zeitgeschichte von 1843 bis 1851. Die englische Zeitschrift «Atheneum» veröffentlichte im Jahre 1837 Artikel über Ungarn, in welchen insbesondere die Wichtigkeit Ungarns für die Handelsinteressen Englands betont war. Der Verfasser Mr. Joseph Blackwell wurde vom Wiener englischen Gesandten Sir Robert Gordon nach Wien berufen und 1843 nach Preßburg geschickt, damit er als politischer Agent der englischen Regierung über den Preßburger Reichstag Berichte erstatte. Mr. Blackwell hielt sich von 1843 bis 1849 in Ungarn auf. Auf dem Preßburger Reichstag, in der Pester Societät gab es keine bedeutendere Persönlichkeit, mit der er nicht in Berührung gewesen wäre. Während der Revolution sandte er an Lord Palmerston Berichte über Ungarn. In den fünfziger Jahren wurde er englischer Consul zuerst in Lübeck und dann in Stettin. Hier hatte er hinreichend Muße, die Denkwürdigkeiten und Notizen aus seiner Jugendzeit zu sammeln und in einem großen Folioband zusammenzuschreiben, der den Titel führt: «Copies of and Extracts from letters and despatches adressed to official personages by J. A. Blackwell during as well as subsequent to and chiefly in consequence of his Hungarian Missions 1843—1851.» In einem zweiten Folioband aber schrieb er seine englische Uebersetzung des Werkes des Grafen Kasimir Batthyány «Magyar államférfiak jellemrajza» unter dem Titel: «Hungarian charactoristics or characteristic sketches of Hungarian Statesmen, Politicians during the period of Reform and Revolution 1830—49 by a Hungarian Magnate.» In einer Handschrift vom Jahre 1868 sagt er: «Diese beiden Bände Manuscript hinterlasse ich als Erbe meinem Sohne (er konnte ihm sonst nicht viel hinterlassen) und wenn er glücklicher sein wird, als sein Vater gewesen, möge er diese meine Schriften der Ungarischen Akademie schenken, denn sie verdienen es, dass sie, als nicht uninteressante Zeugen jener Zeiten, in einer öffentlichen Bibliothek Platz finden.» Sein Wunsch ist erfüllt worden. Die Gemahlin des Herrn Dr. Gustav Novy, Eigenthümers der Radegunder Wasserheilanstalt, die Erbin dieser Schriften, bietet diese beiden Bände der Akademie mit der Bitte an, dass dieselben in ihrem Archiv aufbewahrt werden mögen. Der Bericht des Generalsecretärs wurde mit Éljenrufen aufgenommen und der edlen Spenderin der Dank der Akademie votiert. — Nach Vorlage der sonst eingelaufenen Büchergeschenke und letztmonatlichen Akademie-Publicationen schloss der Präsident die Sitzung.

— Vortragssitzung der I. Classe und Plenarsitzung am 4. Feber. Vorsitzender: Classenpräsident Anton Zichy. *Ignaz Kunoss* hielt seinen Antrittsvortrag «Ueber die türkischen Völker Kleinasiens und deren Sprachen,» dessen Hauptzweck ist, zur Aufhellung der ungarischen Sprachwissenschaft und Erklärung des Ursprunges der ungarischen Sprache beizutragen. — Den zweiten Vortrag hielt das correspondierende Mitglied *Bernhard Munkácsi* unter dem Titel: «Ist die ungarische Nation türkischen Ursprunges?» Vortragender polemisiert mit Professor Marczali, welcher sich der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts verkündeten Auffassung Klaproth's und Cassel's anschließt, wonach nämlich unsere als ugrisch anerkannte heutige Sprache von dem in den Ungarn aufgegangenen chazarischen Kabaren-Stamme herrührt, was jedoch nicht allein durch sprachliche Indizien, sondern auch historisch als unmöglich erweisbar ist.—

Hierauf las das ordentliche Mitglied Josef Szinnyei eine Abhandlung des jungen Sprach- und Geschichtsforschers *Stefan Szamota* unter dem Titel: «Ueber das älteste gedruckte ungarische Wörterbuch aus dem Jahre 1533». Es ist dies das lateinisch-ungarische Wörterbuch des Murmelius, dessen einziges Exemplar das Eigenthum des Franziskanerklosters in Schwaz (Tirol) bildet.

Nach einer kurzen Pause eröffnete der Akademie-Präsident Baron Roland Eötvös die zum Zwecke der Vorlage der Rechnungen vom Jahre 1894 und des Kostenvoranschlages für 1895 anberaumte außerordentliche Plenarsitzung, in welcher vor Allem der Generalsecretär *Koloman Szily* seinen zusammenfassenden Bericht über die Rechnungen des Jahres 1894 vortrug, welchem wir Folgendes entnehmen:

Die Einnahmen der Akademie haben im Jahre 1894 im Ganzen genommen dem Voranschlag vollkommen entsprochen. In den Ausgaben hat sie aber den Voranschlag um 3628 fl. 96 kr. überschritten, indem sie auf Preise statt der präliminierten 9000 fl. mehr als 12.000 fl. verausgabte. Trotzdem hat sich das Vermögen im abgelaufenen Jahre um einen bedeutenden Betrag, mehr als 133.000 fl., durch Vermächtnisse, Spenden und neue Stiftungen vermehrt. Darunter stehen voran die Stiftungen von Baron Josef Rudics 90.000 fl., Julius Forster 27.500 fl., Heinrich Pollak 6000 fl., Franz Kovács 2000 fl., die Spenden vom Fürstprimas Klaudius Vaszary 5000 fl., Moriz Jókai 1000 fl. und das Legat von Mayer Krausz 1000 fl. Auch ist Andor Semsey's Spende von 100.000 fl. bereits vollständig eingezahlt.

Das Vermögen der Akademie beträgt nach der am 31. December 1894 abgeschlossenen Bilanz 2,515.616 fl. 18 kr. Das Brutto-Einkommen war in runder Zahl 108.000 fl., wovon nach Abzug der Steuer (13.000 fl.) und der Bauerhaltungskosten (10.000 fl.) 85.000 fl. reines Einkommen blieben. Dazu kommt die Landesdotation mit 40.000 fl. und der Ertrag des Bücherverkaufs mit 23.000 fl. Demnach standen 148.000 fl. zur Verfügung. — Die größeren Ausgaben-Posten waren: Subvention wissenschaftlicher Unternehmungen, Zeitschriften 21.000 fl., Schriftsteller-Honorare 33.000 fl., Preise 12.000 fl., Bibliothek 6000 fl., für Druck und Kunstbeilagen 31.000 fl., Personalbezüge 26.000 fl., Pensionen 4000 fl., Kanzlei- und gemischte Ausgaben 6000 fl., Rückerstattung an das Stammkapital 4000 fl.

Auf Antrag Zoltán Beöthy's sprach der Präsident dem Generalsecretär für seine ersprießliche, eifrige Mühewaltung im Namen der Akademie den wärmsten Dank aus. Hierauf las der Generalsecretär das Kostenpräliminare für 1895 vor, welches als Einnahmen den Betrag von 161.800 fl., als Ausgaben 150.565 fl. ausweist, so dass zur Vermehrung des Stammkapitals 2235 fl. bleiben. Anknüpfend an die Ausgaben stellte Leopold Óváry den Antrag, die Akademie möge das Erscheinen einer französischen Vierteljahrsschrift zum Zwecke der besseren Orientirung des Auslandes über die wissenschaftlichen und überhaupt culturellen Bestrebungen Ungarns ermöglichen, nachdem die in Frankreich, Italien und Spanien nur wenig gelesene deutsche «Ungarische Revue» für diesen Zweck nicht genüge. Auf Antrag des Präsidenten wird dieser als motiviert anerkannte Antrag an die aus den Präsidenten und Secretären der Akademie und der Classen bestehende Commission zur Verhandlung geleitet.

— Vortragssitzung der II. Classe am 11. Feber. Den Vorsitz führte das ordentliche Mitglied Julius Schwarz. Den ersten Vortrag hielt das correspondierende Mitglied Béla Földes unter dem Titel: «Die Edelmetallpolitik der Notenbanken».

Zu den Schwierigkeiten, welche sich der rascheren Durchführung der Valutaregulierung entgegengestellt haben, gehört die allgemein verbreitete Furcht dass es den beiden interessierten Staaten kaum gelingen werde, das Gold im Verkehre zu erhalten. Deshalb besitzt im gegenwärtigen Stadium der Valutaregulierung die Frage besondere Wichtigkeit, welche Mittel im Allgemeinen, insbesondere aber den Notenbanken zur Verfügung stehen, um den Ausfluss des Edelmetalls zu verhindern, und damit die letzteren überhaupt eine richtige Edelmetall-Politik verfolgen können. Es ist Thatsache, dass diese Politik überall einen wichtigen Theil der Wirtschaftspolitik ausmacht, und dass insbesondere die Notenbanken, die bei dem Edelmetall-Verkehr interessiert sind, die Hauptsammelkanäle der Edelmetalle bilden, auch als berufene Vertheidiger des Metallschatzes figurieren. Demgemäß formuliert sich die Frage dahin, welches Verfahren die Notenbank eigentlich zu befolgen habe, um einerseits die nothwendige bankmäßige Bedeckung zu erhalten und dadurch dem Lande die sichere Grundlage für das Creditwesen zu wahren, und andererseits unter welchen Modalitäten der Metallschatz dem Handel zur Verfügung zu stellen sei. Die Mittel, welche gegen den Ausfluss des Metallschatzes angewendet werden können, sind verschieden und sind nach den Ergebnissen der verschiedenen Berathungen wie folgt zusammenzufassen: Erhöhung des Zinsfußes, Prämiensystem, Anleihen auf Edelmetall, eventueller Einkauf von Edelmetall und fremden Münzen auf Grund eines erhöhten Tarifs, Anschaffung größerer Mengen fremder Devisen, Ausgabe von Banknoten in kleineren Appoints, Benützung des gesammten Bankcapitals zu geschäftlichen Zwecken, demnach Kündigung der dem Staate ertheilten Darlehen, Beschränkung des Bankgeschäftes auf den Escompte, Beschränkung des Escomptes auf andere Weise als durch die Erhöhung des Zinsfußes, gegenseitige Aushilfe zwischen den europäischen Notenbanken, Ausgabe von kurz und langfristigen Noten, Exportzölle, Einwirkung auf den Goldpunkt. Die theoretischen und praktischen Fachmänner halten die Erhöhung des Zinsfußes für das sicherste, einfachste und am wenigsten abträgliche Mittel, und der Vortragende führt der Reihe nach die englischen, französischen, deutschen und österreichischen Fachmänner an, die sich in diesem Sinne geäußert haben und kommt dann zu folgenden Schlussconclusionen. Das Bankwesen Ungarns und Oesterreichs wird auf diesem Gebiete eine sehr schwere Aufgabe zu lösen haben. Viele Umstände weisen darauf hin, dass bei uns die Metallschatzreserve kaum ausschließlich im Wege der Zinsfußerhöhung zu vertheidigen sein werde. Diesbezüglich wird sich die Situation günstiger gestalten, wenn sich unser Außenhandel entwickelt und die directen Verbindungen mit den Gold producierenden Ländern erweitern und wenn unsere Wechsel ebenso beliebt sein werden, wie etwa heute die deutschen Wechsel. Daneben muss auf den Edelmetallankauf und auf den Edelmetallhandel große Sorgfalt verwendet werden. Bei der Notenbedeckung genügt im Falle der Contingentierung die Drittelbedeckung, um volle Sicherheit zu bieten. Die Prägungsgebühr darf nicht höher gestellt sein

als im Auslande. Man muss sich vor Maßregeln hüten, welche die im Auslande placierten Papiere gewaltthätig nachhause jagen können. Für die Valutaregulierung ist der gegenwärtige, selten günstige Moment behufs Anschaffung von Gold zu benützen. Außerdem bildet die richtige volkwirtschaftliche Politik, namentlich die zweckmäßige Handels- und Bankpolitik, die besten Grundlagen für die richtige Edelmetallpolitik.

Hierauf hielt das correspondierende Mitglied *Andreas György* einen Vortrag unter dem Titel: «Die armen Moldauer Csángós». Vortragender will objectiv sein und nicht dem Beispiel der Bukarester Akademie folgen. Aus Ungarn geht auffallenderweise ein zweifacher Auswanderungsstrom nach Rumänien: die romanisch sprechende Intelligenz, welche in Rumänien ein leichteres Ausleben sucht, weil sie bei uns der Concurrenz nicht gewachsen ist, und die Székler, welchen sich dort leichtere Subsistenzverhältnisse bieten. *Dagegen gibt es keinen Fall von Auswanderung rumänischer Bauern nach Rumänien*, was beweist, dass diese bei uns ein besseres Fortkommen haben, als sie dort hoffen. Die Ungarn haben zwar in Rumänien nicht dieselbe Zahlproportion, wie die Rumänen in Ungarn, aber die rumänischen Ungarn haben viel mehr Gewicht, sie sind Honoratioren, Gewerbetreibende, und die ackerbauenden Csángós sind die besten Ackerbauer. So haben die Ungarn in Rumänien mindestens so viel Anspruch auf Beachtung, als die Rumänen in Ungarn. Die ungarländischen Rumänen aber können in Gemeinde und Comitat ihre Muttersprache gebrauchen, während die rumänischen Ungarn eine rein rumänische Gemeinde-Administration haben. Bei der Rechtspflege verhandelt der Richter in Ungarn wenigstens im ersten Forum mit der Partei in ihrer Muttersprache: in Rumänien rein rumänisch. Der Unterricht findet in Ungarn in den confessionellen Schulen in der Volkssprache statt, während die Staatssprache nur Unterrichtsgegenstand ist; in Rumänien gibt es nur Staatsschulen mit rein rumänischer Unterrichtssprache. Das größte Gravamen ist aber, dass dort dem armen ungarischen Volke die ungarischen Geistlichen und somit die Tröstungen der Religion genommen wurden, ein barbarisches Vorgehen, wie es nirgends in der Welt vorkommt. Vortragender beleuchtet eingehend die drei von Csángós bewohnten Gebiete der Moldau, welche früher zusammenhiengen, jetzt aber in Folge der Romanisierung von einander getrennt sind. Die Erhaltung des Ungarthums schreibt er drei Factoren zu: dem fortwährenden Zuströmen aus Siebenbürgen, dem Gebrauch des Csik-Somlyóer Gesangbuches, welches ungarische Kantoren voraussetzt und der Abgeschiedenheit der Csángó-Dörfer, sowie dem Daheimsitzen der Weiber, die deshalb auch nicht Rumänisch lernen. Vortragender hat zwei größere Reisen in der Moldau gemacht, über die er berichtet, eine endlose Reihe von Beispielen der Unterdrückung des ungarischen Elements in der Moldau anführend. Dieser Schmerz ergreift ihn bei dem Gedanken, dass dieses arme verlassene Volk, dessen Todeskampf seine mächtigen Glaubens- und Sprachverwandten so unaussprechlich kalt ansehen, Blut von unserm Blut und Bein von unserm Bein ist, und zwar das einzige auf der weiten Welt; dass das Elend und Leiden dieses armen Volkes keine mitfühlenden Herzen, kein theilnahmsvolles Gehör im großen ungarischen Vaterlande findet, welches im Genusse von Wohlstand, Macht, Freiheit schwimmt.

— Plenarsitzung am 25. Feber. Nachdem Akademie-Präsident Baron Roland Eötvös die Sitzung eröffnet, las das correspondierende Mitglied *Ignaz Acsády* seine «Denkrede auf das auswärtige Mitglied Anton Gindely», den hervorragenden österreichischen Historiker. Die Denkrede befasste sich vornehmlich mit den Verdiensten Gindely's um die Bereicherung der ungarischen historischen Kenntnisse und überhaupt mit seinen Verbindungen mit Ungarn. Anknüpfend an dieselbe las der Generalsecretär Koloman Szily eine Zuschrift der Witwe Professor Anton Gindely's, welche anlässlich der Kunde von der heute zu haltenden Denkrede der Akademie und dem Denkredner ihren innigsten Dank ausdrückt. — Hierauf las das correspondierende Mitglied Karl Vadnay den Bericht über die Concurrenz auf den von Baron Desider Bánffy gestifteten Preis betreffend ungarisch-historische Lustspiele. Die Absicht, das ermattete Interesse für die Behandlung historischer Stoffe zu beleben, hat Baron Desider Bánffy, den Sprossen eines historischen Geschlechts jenes Siebenbürgen, welches der ungarischen Literatur so hervorragende Pfleger der ungarischen Geschichte und geschichtlichen Dichtung, wie Graf Josef Teleki, Baron Nikolaus Jósika, Baron Siegmund Kemény geschenkt hat, zur Stiftung seines ungarisch-historischen Lustspielpreises bewogen. Es sind im Ganzen drei historische Lustspiele zur Concurrenz eingelaufen unter den Titeln: «A hódító», «Az aranyöv» und «Zsolt vezér ifjusága». Die Preisrichter fanden keines derselben preiswürdig, da aber der Preis unbedingt ausgefolgt werden muss, entschieden sie sich einstimmig für die Preiskrönung des letztgenannten, welches unter den dreien die meiste schriftstellerische Befähigung bekundet. Der eröffnete Devisenbrief ergab den Verfassernamen: Alexander Somló. — Hierauf berichtete der Generalsecretär über die laufenden Angelegenheiten. Der Directionsrath der Akademie hat in seiner gestrigen Sitzung den Kostenvoranschlag für 1895 gutgeheißen. Die I. Classe empfiehlt der Akademie auf Ansuchen der Kisfaludy-Gesellschaft, die druckfertigen letzten 4 Bände der ungarischen Volksmelodiensammlung Stefan Bartalus', ebenso wie die früher erschienenen 3 Bände, mit je 200 fl. zu subventionieren; der Antrag wird angenommen.

**Kisfaludy-Gesellschaft.** *48. feierliche Generalsitzung am 10. Februar.* — Die alljährlich am Sonntag der Jahreswende der Geburt Karl Kisfaludy's von der seinen Namen führenden ungarischen literarischen Gesellschaft gehaltene feierliche Generalsitzung versammelte auch diesmal im Prunksaale des Akademiepalastes ein alle Räume des riesigen Parquets und der weitläufigen Gallerieen dichtfüllendes literaturfreundliches Auditorium, darunter sehr viele Damen. Auch auf der den Mitgliedern reservierten Estrade hatten diesmal viele Damen Platz genommen und selbst der Zwischenraum zwischen den Parquetsitzreihen und den Schranken der Estrade musste zur Hälfte mit Sesseln gefüllt werden. Die Attraction der Literatur hatte diesmal Succurs erhalten durch die Zugkraft des Namens des Grafen Albert Apponyi, dessen Antrittsvortrag auf dem Programm stand und durch die Kunde, dass nach Schluss der Sitzung im Präsidentensaale eine Ovation für Paul Gyulai zur Ehrung seiner fünfzigjährigen Schriftstellerthätigkeit stattfinden soll. Im Hintergrunde der Estrade war das Porträt Anastasius Tomori's, des Macenas der ungarischen Shakespeare-Uebersetzung, aufgehängt, dessen

Andenken heute ebenfalls gefeiert wurde. Punkt 10 Uhr betrat das Präsidium, gefolgt von den Mitgliedern und zahlreichen distinguierten Gästen, die Estrade. Wir erwähnen von hervorragenden Gästen: Unterrichtsminister Julius Wlassics, den Präsidenten des Abgeordnetenhauses Desider Szilágyi, den Vicepräsidenten Albert Berzeviczy, Graf Béla Széchenyi, Baron Johann Kemény, die Magnatenhausmitglieder Anton Lukács und Karl v. Than, Universitätsrektor Josef Fodor, Bürgermeister Karl Gerlóczy, die Abgeorgneten Ferdinand Horánszky, Franz Chorin, Ernst Kammerer, Generalsekretär der Akademie Koloman Szily, Akademiker Alexander Szilágyi, Julius König, H. Marczali, Béla Földes, von Damen die Gräfinen Julius Károlyi, Aurel Dessewffy, die Komtessen Béla Széchenyi, Baronin Georg Bánffy, Frau Beniczky-Bajza, die Damen der Familien Koloman Szily, Anton Csengery, Karl Szász, Paul Gyulai, Gregor Csiky, Ladislaus Arany u. A. Nachdem am Präsidententische die beiden Präsidenten Paul Gyulai und Karl Szász und die beiden Sekretäre Zoltán Beöthy und Julius Vargha Platz genommen, eröffnete *Präsident Paul Gyulai* die feierliche Sitzung mit einer Rede, welche wir oben (S. 18.) in ihrem ganzen Umfange mittheilen. Hierauf folgte:

*Jahresbericht des Generalsekretärs Zoltán Beöthy.* Die Gesellschaft ist in ihr 59. Lebensjahr getreten. Sie ist nächst der Akademie die älteste der jetzigen ungarischen literarisch-wissenschaftlichen Gesellschaften. Sie hat in dieser Zeit viele ihrer Zierden und Wegweiser verloren, aber andererseits zahlreiche neue Talente in sich aufgenommen. Sie stählt fortwährend ihre Kraft und in ihrem Organismus pulsiert die junge Begeisterung des nationalen Lebens und der nationalen Kunst. Auch in diesem Jahre hat sie an Kraft einerseits verloren durch den Tod Eduard Paulay's, andererseits an junger Kraft gewonnen, indem sie Paulay's Stelle und eine andere vacante Stelle durch die Wahl des vielseitigen Dichters Edmund Jakab und des virtuosen Kunstübersetzers Anton Radó besetzt. Außer der geistigen hat auch ihre materielle Kraft durch das 500-Gulden-Legat von Klara Sréter, durch die 200-Gulden-Spenden der I. Vaterländischen Sparkasse auf den Namen Andreas Fáy's und der Frau Árpád Berczik und durch die 100-Gulden-Gründer-Beiträge von Josef Szinnyei sen., Beamten-Verein und Kaposvárer Gymnasial-Selbstbildungsverein. Die fortwährend wachsende Zahl der Zuhörerschaft der Monatssitzungen der Gesellschaft beweist, dass die gebildete Gesellschaft der Hauptstadt an Zahl und ungarischem Geiste stetig gewinnt. In den letztjährigen Monatssitzungen wurden 45 poetische und 11 prosaische Arbeiten von Mitgliedern, 2 poetische und 3 prosaische von Gästen vorgelesen. Außerdem bekundete die Gesellschaft ihre Thätigkeit durch folgende Editionen: 1. «A Kisfaludy-társaság Évlapjai» («Jahresblätter der Kisfaludy-Gesellschaft), 28. Band; 2. Lord Byron's «Kain», übersetzt von Helene Győry und Karl Vadnai's Roman: «A besorozott» (Der Eingereihte) in 2 Bänden als Gründer-Prämie; 3. Gesammelte Werke von Móriz Lukács in 2 Bänden, ein Beweis der Pietät der Gesellschaft für einen ihrer ehemaligen Präsidenten, zugleich ein Dienst, den sie der Literatur erwies. Ihre Pietät bezeugte sie ferner durch Theilnahme an Dankfeiern für verdienstvolle Männer der Literatur und des Vaterlandes. In der Aprilsitzung gedachte der Präsident des damaligen großen Todten der Nation; Vertreter der Gesellschaft nahmen an der Katona-

und Hornyik-Gedenkfeier in Kecskemét, an der Tordaer Jósika- und der Kis-Kaposer Erdélyi-Feier Theil und am 5. Mai widmete die Gesellschaft selbst eine Denkfeier ihrem ersten Präsidenten Baron Nikolaus Jósika anlässlich der hundertsten Jahreswende der Geburt des unsterblichen verdienten Vaters des ungarischen Romans, mit dessen von Strobl ausgeführter Marmorbüste sie auch ihren Saal schmückte.

Nach dem mit lebhaften Éljenrufen aufgenommenen Bericht des Generalsekretärs folgte der Vortrag des ordentlichen Mitgliedes Karl Vadnai: *«Ueber den Mäcenas der ungarischen Shakespeare-Uebersetzung»* (Zum Gedächtnis *Anastasius Tomori's*) dessen Gedankengang wir in seinen Hauptzügen kurz in Folgendem resumieren. Nicht als unmittelbarer Pfleger der Dichtkunst, aber als Ermöglicher der vollständigen ungarischen Shakespeare-Uebersetzung hat *Anastasius Tomori* zum Ruhme der Kisfaludy-Gesellschaft und zur Förderung der ungarischen poetischen Literatur und der ungarischen Bühne beigetragen. Die Kisfaludy-Gesellschaft hat neben der Förderung der Thätigkeit neu auftauchender Talente, neben Editionen poetischer Originalwerke und ästhetischer Abhandlungen, neben der Veranstaltung der Sammlung und Herausgabe der ungarischen Volkspoesien als hervorragendes Agens zur Veredlung des poetischen Geschmackes die Edition von Kunstübersetzungen von Meisterwerken der Weltliteratur in ihr Programm aufgenommen. Ihre hervorragendste Leistung in dieser Hinsicht ist die Edition der vollständigen ungarischen Shakespeare-Uebersetzung, welche Tomori ermöglichte. Nachdem seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts verschiedene Versuche gemacht wurden, der ungarischen Bühne und Literatur Shakespeare durch ungarische Uebersetzungen nach deutschen Uebersetzungen anzueignen und Vörösmarty 1839 Shakespeare's Julius Cäsar aus dem Originale übersetzt, fassten Gabriel Döbrentei und Emilie Lemonton den Plan einer Gesammt-Shakespeare-Uebersetzung, die jedoch bei einem Stück stecken blieb. Der 1848 von den Dichtertriumvirn Vörösmarty-Petőfi-Arany gefasste gleiche Plan wurde bald nach dem Erscheinen des Coriolan von Petőfi durch die dazwischengetretenen Ereignisse an der Ausführung gehindert und man musste anderthalb Jahrzehnte auf die Wiederaufnahme desselben warten.

Ein junger Ingenieur Anastasius *Todorovics*, Sohn einer angesehenen griechisch-orientalischen Serbenfamilie, aber in ungarischem Geiste erzogen, zeigte früh Interesse für ungarische Literatur und verkehrte mit ungarischen Literaten, unter Anderen viel mit Vörösmarty, den er hochverehrte und der oft von der Wichtigkeit einer Shakespeare-Uebersetzung sprechend einmal sagte: Für eine gute Shakespeare-Uebersetzung würde ich unsere halbe Literatur hingeben. Bald kam er in den Kreis Johann Arany's und seiner literarisch thätigen Professoren-Collegen am ref. Collegium in Nagy-Kőrös (darunter Karl Szász), wo er die Professur für Mathematik annahm. In diesem Kreise wurde unter Anderem, was für die ungarische Nationalliteratur noththue, die Nothwendigkeit einer vollständigen Shakespeare-Uebersetzung oft besprochen. Als Mitarbeiter hatten sich nebst Arany und Karl Szász mehrere jüngere Kräfte gefunden. Auf einen Verleger unter den Buchhändlern, auf einen Mäcenas unter den ungarischen Magnaten war aber nicht zu hoffen. Da machte der für alle ungarischen Kulturaufgaben

begeisterte Todorovics, nun schon magyarisiert *Tomori*, von einem im Auslande lebenden Verwandten eine reiche Erbschaft, welche er zum großen Theile zur Förderung ungarischer Kulturzwecke verwendete. Sein auf dieses Ziel gerichteter Ehrgeiz trieb ihn auch zur Verwirklichung des Planes der vollständigen Shakespeare-Uebersetzung, welche nun unter Mitwirkung tüchtiger Kräfte binnen 12 Jahren (bis 1868) zu Stande kam und von großer Wirkung für Bühne, Bühnenliteratur und Publicum war.

Tomori lebte, nachdem er die Professur aufgegeben, in bescheidener Zurückgezogenheit theils auf seinen in kernungarischen Gegenden gekauften Gütern, theils in Budapest, im Verkehr mit dem ihm theuren ungarischen Volke und den Aristokraten des Geistes, in verschiedenen Richtungen ungarische Literatur und Kunst fördernd, alle ihm zugedachten Ovationen scheuend, deshalb auch in den Sitzungen der Gesellschaft nicht erscheinend, nur einmal in einem Briefe, in welchem er der Gesellschaft die gesammten Exemplare der Shakespeare-Ausgabe schenkte, welche der Gesellschaft ihr größtes Stiftungskapital (5000 fl.) eintrug. Die Gesellschaft ließ zum Dank nur sein Porträt für ihren Saal anfertigen und nun, nach seinem Tode, wo seine Bescheidenheit die Feier seiner Verdienste nicht mehr ablehnen kann, betraute sie Vortragenden mit dieser Aufgabe. Der Tod hat uns ihn nicht ganz entrissen. Sein Wirken für die ungarische Literatur dauert in seinen Stiftungen fort, worunter eine Preisstiftung für mathematische Werke für die Akademie, deren III. Classe ihn zum Mitglied gewählt hat. Sein Andenken sei gesegnet und ein leuchtendes Beispiel zur Nachfolge.

Nach diesem mit großem Applaus aufgenommenen Gedächtnisvortrag betrat Karl Szász, von lebhaftem Applaus begrüßt, die Tribüne und trug ein schwungvolles, gedankenreiches Gedicht von schöner Diction und Versification unter dem Titel: «*An die Dichter*» vor, in welchem er begeistert den idealen Beruf des Dichters entwickelt. Er sei nicht nur Dichter der Phantasie, in dessen Geist sich die ganze Welt spiegelt, er sei auch Dichter des Gefühls, er singe die Träume seines Herzens, die Liebe des Vaterlandes, alles Süße, was Menschenbrust durchbebt, alles Hohe, was Menschenherz erhebt. Er sei nicht bloß Dichter, sondern auch Mann, sein Leben sei Harmonie, Idee und Ideal leite sein Wort und seine That, er sei Führer, Hüter der reinen Sitte, fördere mit seinem Liede die Größe des Vaterlandes, den Ruhm der Nation.

Unter begeistertem Applaus trat Szász von der Tribüne ab, unter begeistertem Applaus nahm nun *Graf Albert Apponyi* am Vorlesertische Platz und hielt seinen oben (S. 23.) dem Wortlaute nach mitgetheilten Antrittsvortrag unter dem Titel: «Aesthetik und Politik, Künstler und Staatsmann.»

Nach dem trotz der ungewöhnlichen Länge mit gespanntester Aufmerksamkeit angehörten Vortrage, stieg Graf A. Apponyi unter einem schier nicht enden wollenden Applaussturm der Gallerien und des Parquets von der Vorlesertribüne und empfing die Glückwünsche und Händedrücke zahlreicher der umhersitzenden Herren und Damen. Nachdem sich der Applaussturm ein wenig gelegt, blieb Apponyi vor dem Präsidenten Gyulai stehen, welcher sich erhoben hatte, um an ihn folgende Ansprache zu richten: Der 20. § unserer Statuten verordnet, dass jedes neugewählte Mitglied der Gesellschaft mit einer in die Thätigkeits-

sphäre der Gesellschaft einschlägigen Rede seinen Sitz einzunehmen verpflichtet ist, worauf ihm dann das Mitgliedschafts-Diplom überreicht wird. Im Sinne dieses Paragraphen habe ich die Ehre, Ihnen, hochgeborner Herr Graf, das Mitgliedschaftsdiplom zu überreichen. (Anhaltende Éljenrufe.) — Sie, Herr Graf, sind ein Kämpe der politischen Arena und stehen als hervorragender Redner in Verbindung mit der Literatur und unserer Gesellschaft. Die Politik ist das Suchen der zeitweiligen Wahrheiten, die Wissenschaft forscht nach der ewigen Wahrheit, die Kunst sucht das ewig Schöne zu verkörpern. Wenn Sie, Herr Graf, beim Suchen der zeitweiligen Wahrheiten ermüden oder enttäuscht werden, können Sie immer Erholung und Trost finden im Cultus des ewig Wahren und ewig Schönen und dann werden Sie zugleich auf dem Altar der »Nationalität« opfern, denn nichts kräftigt die Nationalität so sehr, wie die Kraft der Wissenschaft und der Zauber der Kunst. — Empfangen Sie noch einmal im Namen der Kisfaludy-Gesellschaft meinen Willkommgruß. (Anhaltender Applaus und Éljenrufe.)

Auf die Worte des Präsidenten kurz erwidernd, drückte Graf Apponyi seinen Dank aus für die ihn ehrende Auszeichnung, welche ihm für jenen Theil seiner öffentlichen Thätigkeit zutheil geworden, welcher unabhängig ist von den politischen Meinungsdifferenzen. Er sehe darin die Anerkennung dessen, dass er bei seiner politischen Beredtsamkeit die ästhetische Form suche, welche auch auf den Inhalt zurückwirke. Gegenüber der geistreichen Bemerkung des Herrn Präsidenten, dass die Politik das Suchen zeitweiliger Wahrheiten sei, erlaube er sich die Gegenbemerkung, dass er dabei immer auch die ewige Wahrheit vor Augen habe, mit welcher sie nach seiner Ueberzeugung nicht in Gegensatz gerathen darf. (Brausender Applaus und Éljenrufe.)

Hierauf bestieg, mit Éljenrufen begrüßt, Alexander Endrődi die Vortragstribüne und trug ein formvollendetes Gedicht unter dem Titel »*A tündérek*« (Die Feen) vor. Der Dichter, mit seiner Angebeteten durch eine wilderhabene einsame Hochgebirgsgegend reitend, wird durch ihre feenhafte Erscheinung an die Feen erinnert, die nach der Sage einst in dieser Gegend hausten. Er erzählt ihr von einem poetischen Hochgebirgswanderer in alter Zeit, dem nach der Sage eine reizende Fee am Fuße des Karfunkelthurmes erklärte, sie würde ihn lieben, doch könne sie erst lieben, wenn sie Jemand durch Herabholung des Karfunkels vom unersteigbaren Karfunkelthurm erlöste. Als der Jüngling, von Liebe getrieben, den Thurm erklommen und nach dem strahlenden Stein griff, verfinsterte sich dieser und stürzte, den Jüngling mit sich reißend, in den unten liegenden Grünen See. Das Mädchen war erlöst, konnte nun lieben, und weinte nun in Ewigkeit um den verlorenen Geliebten. Der Dichter macht, von Liebe entflammt, seiner Angebetenen das Anerbieten, ihrer Liebe wegen das gefährliche Wagnis der Erklimmung des Thurmes zu unternehmen, um ihr jene schöne Blume herabzuholen. Die Antwort der modernen Fee lässt den Ernüchterten entgegnen: »Du wirst einen Anderen heiraten, ich aber werde Dich vergessen«.

Zum Schlusse las der zweite Sekretär *Julius Vargha* den kurzen Bericht über die heuer erfolglos gebliebene Concurrenz um den Lukács- und Széher-Preis, über welche wir bereits früher berichtet haben, und sprach der Präsident Paul Gyulai mit einigen Dankesworten an das Auditorium den Schluss der Sitzung aus.

Einen erhebenden Abschluss dieser feierlichen Generalversammlung bildete aber erst *die Gyulai-Feier*. Die Mitglieder der Gesellschaft, die Notabilitäten und jener Theil des Auditoriums, welcher von der für Paul Gyulai geplanten Ovation Kunde hatten, begaben sich nämlich über die Estrade in den anstoßenden langen Präsidentensaal, in dessen Mitte, näher dem oberen Ende auf einem kleinen Tisch, in einer geöffneten prächtig gearbeiteten Kassette die von der Malerin *Nelli Hirsch* geschaffenen Originale jener Bilder lagen, mit deren verkleinerten Kopien die jüngst erschienene große Prachtausgabe der Gedichte Gyulai's illustriert ist. Nach einigem Warten der zu beiden Seiten und am oberen Ende des Saales aufgestellten distinguierten Gesellschaft betrat Gyulai vom Prunksaale aus den Präsidentensaal und wurde unter lebhafte Éljenrufen hinter den mit Bildern belegten Tisch geleitet. Nun trat das ordentliche Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft, Magnatenhausmitglied *Anton Zichy*, hervor und begrüßte Gyulai mit folgender Ansprache:

«Geehrter Freund! Stehe still auf ein Wort und ehe Du diese Oertlichkeit, den Schauplatz so vieler Deiner literarischen Erfolge, verlässest, lasse uns Deine Hand drücken, uns, die wir im Namen Deiner anwesenden und fernen Freunde und Verehrer bei dieser Gelegenheit unserer Verehrung und Liebe für Dich Ausdruck verleihen wollen. Glaube nicht, dass auch wir gewünscht haben, der so allgemein gewordenen Mode folgend, die Zahl der Jubiläen, vielleicht auf Kosten des heikleren Geschmackes, noch um eines zu vermehren; damit würden wir uns ja auch schon verspätet haben, denn wir wissen ja, dass die fünfzigste Jahreswende Deiner literarischen Thätigkeit schon früher eingetreten ist. Wir wollten Dich auch nicht erinnern, welch' schwere Krankheit Dich vor nicht langem so plötzlich an das Bett fesselte und uns alle mit Besorgnis erfüllte wegen Deiner von uns zitternd erwarteten und zu unserer Freude auch völligen Wiedergenesung; Du weißt es ja mit uns sehr wohl, wie oft es der Fall gewesen, dass wir die Verdienste und Größe unserer Vortrefflichsten erst dann anerkennen konnten, wann wir sie bereits verloren hatten und sie mit später Reue beweinen mussten. Wenden wir unsere Blicke dem Magnatenhause unseres Reichstages zu, welches eine seiner Schriftführerfedern Deiner sicheren Hand anvertraut hat; oder blicken wir nach unserer Universität, deren Professorenkörper und Jugend auf Dich als eine ihrer Zierden hinweisen; nehmen wir diese Akademie, welcher Du seit einer Reihe von Jahren einer der eifrigsten, fleißigsten Secretäre bist; nehmen wir, um mehreres zu übergehen, unsere Kisfaludy-Gesellschaft, die in Dir ihren Präsidenten, ihren weisen Führer verehrt; alles dies würde auch einzeln genommen unser Auftreten voll rechtfertigen; zusammengenommen aber stellt es uns einen duftigen und unverwelklichen Strauß bürgerlicher Verdienste vor die Augen, welcher unsere Herzen mit Freude und Stolz erfüllt, und es uns nahezu unmöglich macht, zur lauteren Verkündigung dessen nicht diese oder jede andere Gelegenheit zu ergreifen. Wir hätten gewünscht, unserer Pietät auch einen Deiner würdigeren, sozusagen monumentaleren Ausdruck zu geben. Dem stellten sich aber viele Hindernisse entgegen. Es sei mir erlaubt, außer der Kürze der Zeit und der dazwischengekommenen politischen Krise nur eines, und das höchste zu erwähnen: Deine stolze Bescheidenheit, welche in voraus gegen jedes Gefeiertwerden protestierte. Dies

Dein Verhalten hat uns in die seltsame Situation versetzt, dass wir, unsere löbliche Absicht in den Schleier des Geheimnisses hüllend, gleichsam eine Verschwörung gegen Dich hinter Deinem Rücken anzetteln. Bei dem vollen Ausschluss der Oeffentlichkeit waren wir gezwungen, uns den Unwillen Vieler zuzuziehen, welche wegen Mangels an Benachrichtigung diesfalls dem Anschluss an uns fern bleiben mussten. Jenes warme Interesse, jene Liebe, jene Begeisterung, welche wir für Deine Person in allen Schichten der Gesellschaft erfuhren, hat uns zur Freude, ich kann sagen zur Genugthuung gedient. Verachte also nicht unsere bescheidenen Gaben, mit welchen wir das Andenken des Tages gewissermaßen zu verewigen wünschen. Siehe, da sind die Originalzeichnungen jener Illustrationen, mit welchen geschmückt die jüngste Prachtausgabe Deiner Gedichte erschienen ist, welche gewiß eine Hauptzierde jedes vornehmen Heims sein wird. Du würdest Dein schönes Märchen «Die Stiefmutter» nicht geschrieben haben, wenn Du fähig wärest, diese goldhaarigen lieben Kinder Deiner Muse von Deiner Schwelle wegzuweisen. Hier ist die goldene Feder mit der Aufschrift «*Die goldene Feder der ungarischen Prosa*»; wer immer diese ihre Aufschrift liest, wird sofort ihren Heroen kennen. Wir haben einen Becher, den wir auf dem diese Feier ergänzenden Banket auf Deine Gesundheit leeren werden. Wir haben endlich — um doch hinter der Zeit nicht zurückzubleiben — auch noch etwas Kleingeld. Wir stellen Dir eine Stiftung von 1000 Gulden zur Verfügung, mit der Bedingung, dass sie — beisammenbleibend und mit der Zeit sich eventuell vermehrend — allezeit Deinen Namen trage. Einige Hundert Gulden darüber übergeben wir Dir ohne Bedingung, wohl wissend, dass der Zweck, dem Du sie widmest, jedenfalls der beste und vernünftigste sein wird. — Wir glauben keinen Augenblick, dass wir damit auch nur ein Tausendstel unserer Schuld abgetragen haben, wir bleiben auf ewig Deine Schuldner und wollen es bleiben; hier aber rufen wir, dem aus dem Herzen quellenden Wunsche von Tausenden Widerhall gebend, mit Einem Herzen und Einer Seele: «Lang lebe unser Freund Paul Gyulai, unsere Freude und unser Stolz!»

Nach dieser mit einem anhaltenden Éljensturm aufgenommenen Rede sprach Anton Zichy noch einige Worte, mit welchen er dem Gefeierten vier für ihn eingelaufene Glückwunsch-Adressen überreichte: eine Adresse sämmtlicher Mitglieder der gewesenen Regierung, eine Adresse des Pariser Ungarvereins, eine Adresse der Klausenburger Universität und eine Adresse des gegenwärtigen Ministerpräsidenten Baron Bánffy.

Nachdem der wiederholte Éljensturm sich gelegt, ergriff der *Kultus- und Unterrichtsminister Julius Wlassics* das Wort und hielt an Paul Gyulai folgende Ansprache:

«Mir ist die ehrende Aufgabe geworden, im Namen der ungarischen Regierung unsern Gefeierten mit der ganzen Wärme und Unmittelbarkeit der zwischen uns seit meiner Jugend bestehenden Intimität anlässlich seines 50-jährigen Schriftstellerjubiläums zu begrüßen. Ich thue dies mit umso größerer Freude und Begeisterung, denn wir begrüßen in unserem Gefeierten nicht bloß den allerersten ungarischen Kunstkritiker, nicht nur den hochfliegenden in Inhalt und Form classischen Dichter, nicht nur den unerreichten Meister der ungarischen schönen Prosa, sondern auch in seiner ganzen Individualität, in seinen Gefühlen, Gedanken und

Ausdrücken, in seinen Ideen und Idealen die wahrste Manifestation des ungarischen nationalen Geistes, der ungarischen originalen Schöpfungskraft Die Zartheit seiner poetischen Seele, die Helle seines analysierenden Geistes überstrahlt nur das Edelmetall seines Charakters. Er ist ein Charakter, der immer das schreibt und sagt, was er fühlt; der immer das thut, was ihm seine Ueberzeugung eingibt; bei dem weder die Mächte von oben, noch die von unten genug stark sind, dem Muth seiner Ueberzeugung eine Scharte zu schlagen. Einer solchen Individualität, einem solchen Manne gegenüber drückt die ungarische Regierung durch mich ihre tiefste Verehrung und ihre vollste Anerkennung aus. Sie will auch damit Zeugnis geben von ihrer Ueberzeugung, dass sie Niemanden des Dankes und der Pietät der Nation würdiger erachtet, als Diejenigen, welche die grundlegenden Arbeiter der ungarischen Literatur, der ungarischen Wissenschaft, der ungarischen Cultur sind. Sie legen in Wahrheit den Grund zur Zukunft der ungarischen Nation, sie befestigen in Wahrheit die mächtigste staaterhaltende Kraft.

Aber damit ist meine Betrauung noch nicht zu Ende. Es harrt meiner die Erfüllung einer noch angenehmeren Pflicht, als die bisherige. Da der beste, der fürsorglichste Herrscher, der oberste Hüter der heiligen Sache der ungarischen Cultur, Se. kaiserliche und apostolisch königliche Majestät ebenfalls die großen Verdienste unseres Gefeierten anerkannt, ist mir das Glück zutheil geworden, unsern Gefeierten, dieser ansehnlichen Gesellschaft, aber auch dem ganzen Lande zur erfreulichen Kenntnis zu bringen, dass Se. Majestät, unser allergnädigster Herr und König unserem Gefeierten ein ebensolches Verdienstkreuz verliehen hat, wie jenes, mit welchem er Paul Gyulai's geliebten Freund, den unsterblichen großen Dichter Johann Arany ausgezeichnet hat. — So begegnen denn in diesem feierlichen Augenblicke die tiefe Dankbarkeit und Pietät der Nation der höchsten Anerkennung seitens des Thrones. — Tragen Sie das Kreuz des Sanct-Stefans-Ordens mit dem männlichen Bewusstsein, dass dasselbe die Belohnung unverwelklicher, wahrer Verdienste ist.»

Der allgemeinen Ueberraschung folgte endloses Éljenrufen, als der Minister das Kleinkreuz des Sct. Stefans-Ordens Paul Gyulai überreichte, welcher nun auf beide Reden gerührt, aber nicht in feierlich steifer Manier, sondern vielmehr — speciell auf die Anrede Zichy's — gemüthlich humoristisch antwortete: «Ich nehme die Ovation meiner Freunde mit dankbarem Herzen an, wenn ich aber aufrichtig sein soll, muss ich sagen, dass solche feierliche Enunciationen nicht nöthig waren. Es ist kein Grund dazu; es fehlt aber auch die Gelegenheit, denn mein fünfzigjähriges Schriftsteller-Jubiläum ist eigentlich schon 1892 eingetreten. Es ist wahr, ich liebe das Jubilieren nicht und habe auch damals dagegen protestiert; aber dies — wenn Sie es auch nicht sagen wollen, wenn Sie die Sache auch noch so drehen und wenden — ist doch auch nur ein Jubilieren. Jetzt sehe ich schon: man kann in Ungarn alles erleben, nur das nicht, dass man nicht jubiliert werde. (Heiterkeit.) So ergebe ich mich denn auch in das Schicksal, und ich thue es sogar gern, weil ich dadurch zugleich in die Lage komme, für die ungarische Literatur — was mir bis jetzt nicht möglich gewesen — auch materiell etwas thun zu können. Von der mir soeben angebotenen Summe stifte ich tausend Gulden zur Mehrung des Stammkapitals der Kisfaludy-Gesellschaft, die übrigen

600 fl. spende ich zu Gunsten der Marmorbüste des Barons Siegmund Kemény. — Die königliche Auszeichnung aber, welcher ich nicht nachgestrebt und welche ich vielleicht auch nicht verdient habe, nehme ich ebenfalls mit Dank an, weil sie mir der allerconstitutionellste König, *der* Herrscher gibt, der unserem geliebten Vaterlande seine Constitution wiedergegeben hat.»

---

# GEDICHTE IN ZIPSER MUNDART.

## *Under'n alten blihndijen Lëndenbäum.*[1]

Under'n alten blihndijen Lëndenbäum
Dä ho ich nailich gehatt en Träum:
Ich sei mer nach vorgekumm mir e Jong
Und bën of er grin Wies rëmgesprong — —
Trolle Marolle die breide Schoor![2]

Und wie ich of der Wies rsäu rëmmerläuf,[3]
Kumm äuch die andern Kënder zuhäuf;
Die zappeln und rufen wie ich väul Fraid:
Au spill ber[4] sich, weil ber sovill sein hait
Trolle Marolle die breide Schoor!

Of mich ës 's lostije Lieschen gekumm,
Und wie ich ën Schelm bei der Hand mir genumm
Und mët nen gestann ben Orm ën Orm,
Wird's uns thërijen Këndern alln Zwenn säu worm — —
Trolle Marolle die breide Schoor!

's Spill hat ongefang — und wie die Reih
Zu läufen gekumm ës of uns Zwei,
Ës 's Lieschen geläufen wie a Wiesel geschwind,
Ich ober ho von der Stell nëch gekinnt.
Trolle Marolle die breide Schoor!

Und wie sich der Andre 's Lieschen gefang,
Dä wird's mër of einmäl ach rsäu bang,
Daß ich var Angst en Krësch[5] ho gemacht
Und driber äuch gleich aus'n Träum sei derwacht — —
Trolle Marolle die breide Schoor!

[1] Lindenbaum [2] Bei diesem Rufe der unpaarigen Person muß sich im gleichnamigen Fangspiele das dem Rufenden zunächst stehende Paar trennen, wobei die rufende unpaarige Person ihr Paar zu erhaschen trachtet [3] herumlauf [4] mir [5] Schrei

Under'n alten blihndijen Lëndenbaüm
Ho ich wachendich[6] drof gehatt en Träum:
Ho geträimt, wie's mir wirklich ën Leben dergang,
Daß die Lippste ich schlißlich dach nëch gefang — —
Trolle Marolle die breide Schoor!

E Zeit lang, mir ho ber uns gut gehatt,
Und's hat äuch Kein nëch von uns geschadt —
Ach wor dos e Leben, e Leben väul Fraid
Und Ein Drok[7] und Ein Poss[8] und Ein Seilichkeit — —
Trolle Marolle die breide Schoor!

Oder wie's halt schunt vielmäul geiht of der Welt,
Hat's Unglëck sich äuch var uns Zweie gestellt;
Und wie's bein Spill ën Träum ës geschehn,
Hat's äuch nus zu'n Scheiden 's Zeichen gegeen — —
Trolle Marolle die breide Schoor!

Und ich ho di Lippste nëch eingeholt,
Und die pëttersten Zähr sein ëm se gerollt —
Ach 's Scheiden, ja 's Scheiden, dos thit halt weih![9]
Ä — dos grailije Spillchen spill ich nëch meih[10] — —
Trolle Marolle die breide Schoor!

Under'n alten blihndijen Lëndenbaüm
Bën ich lang nach gelegen ën wachen Träum,
— 's Gesicht väul Ronzeln, of'n Kopp gräu Hoor — —
Ach wie siss und wie pëtter die Lieb dach wor — —
Trolle Marolle die breide Schoor!

[6] wachend [7] Umarmung [8] Kuß [9] wohl [10] mehr.

## *Mein Träust.*[1]

Wie hon mer die Äugen Faier gespriht,
Und die Wang, wie hon se wie Räusen geblüht,
Und 's Herz, wie hat dos gepocht var Lost,
Hat kaum sich bedreiht[2] ën der schwellendijen Brost!

Und die Welt, wie hat se mich ongelacht,
Und die Lieb und die Fraindschaft glëcklich gemacht;
Ach wor dos e Jubel und wor dos e Fraid —
Au du schäine, seilije Jugendzeit!

[1] Trost [2] bedreht, bewendet

Wie ober dänn 's Alder ës gekomm,
Ës 's Faier ën Äugen langsam vergiomm,
Und die Räusen on Wang sein langsam verbliht,
Und 's Herz ës endlich von Pochen dermid.[3]

Und die Welt, wie ës se mer traurich geworn
Und wie hat sich die Lieb und die Fraindschaft verlorn.
Ach wor mer dos schwer, mich dron zu geweihn[4]
Ën ibrijen Weg nar ällein zu geihn!

Oder ës äuch verschwonn[5] die Lieb und die Lost,
*Eins* hat mer 's Leben dach ibrich[6] gelosst:
Dos, daß ich emäul äuch gleicklich wor —
Dos ës mein Träust far die alten Johr.

[3] ermüdet [4] gewöhnen [5] verschwunden [6] übrig.

## *Obschied.*

Schunt rauscht e kalder Wënd durch die Bäim,[1]
Die Tschetelänsen[2] verblihn;
E Zeichen far mich, daß ich äuch von därheim[3]
Ën die Fremd schunt wieder muß ziehn.

Und thit mer mein Herz äuch nach esäu weih,[4]
Ëmsomst — ich muß mich dergeen,[5]
Ein Träust[6] oder bleibt mer wu ich äuch geih,
Deer, daß ich dich wieder were sehn.

Kimmt wieder der läulije Summer zurëck,
Nem ich äuch ën Stob ën die Hand
Und kumm zu dich, du mein eindich[8] Glëck,
Zu dich, du mein Zëpserland.

Dänn schittel ich wieder ën Fraindon die Händ
Und press se mer on die Brost,
Durchstreich dich von ein bis on 's andern End
Und jubel of 's Naie var Lost.

Rudolf Weber.

[1] Bäume [2] Herbstzeitlosen [3] Heim [4] weh [5] ergeben [6] Trost [7] werde [8] einziges.

# BEZIEHUNGEN ZWISCHEN UNGARN UND SIENA.

## Ungarn und S. Bernhardin v. Siena, Pius II. und Johann v. Capistrano.*

«Ungarn hat nur zwei Beziehungen zum alten *Siena*, nämlich *Enea Silvio*, Papst Pius II. und dann die *Sozzini*» — so schrieb ich zu Anfang des vergangenen Sommers auf den Rücken einer Correspondenz-Carte.

«Wohl wahr — lautete die Antwort — beide sind jedoch von welthistorischem Interesse.»

Diesen lakonischen Gedankenaustausch pflog ich mit Professor *Lodovico Zdekauer* zu Siena, als gelegentlich der Herausgabe der Vierteljahresschrift *Bulletino Senese di Storia Patria* die Einladung zur Mitarbeiterschaft an mich ergangen war. Herausgeber ist die R. Academia dei Rozzi, diese historisch berühmte culturelle und neuerdings auch wissenschaftliche Gesellschaft Siena's, deren Anfänge bis ans Ende des XV. Jahrhunderts zurückreichen. Als Schriftleiter wurden aus der historischen Commission dieser Gesellschaft die Rechts- und Universalhistoriker Zdekauer und Carlo Calisse entsendet.

Nun liegt uns das erste Product des Bulletino, das Doppelheft pro 1894, an 11 Bogen stark, vor, und es dürfte wohl nicht uninteressant sein, den Ankömmling unserer historischen Gesellschaft vorzustellen. Gewissermaßen scheint dieses Amt mir, als dem einzigen, als Mitarbeiter genannten Ungarn, zuzukommen. Auch haben die lapidaren Sätze und schroffen Verallgemeinerungen noch niemals die ganze Wahrheit erschöpft. Und wenn sich im alten Siena außer Enea Silvio und den Sozzini noch manches andere fände, dessen Fäden in die Geschichte Ungarns mitverwoben wären? Uebrigens ist das italienische Problem seit zweitausend Jahren der Haupt-Motor in der Geschichte Europas; das ist die ewige «brennende

* Vorgetragen in der Sitzung der Ungarischen Historischen Gesellschaft am 25. Januar 1895.

Frage.» Es lohnt der Mühe, sich mit jeder Facette desselben zu befassen, überall und zu jeglicher Zeit.

So scheint gleich die eröffnende Abhandlung weder Ungarn, noch Siena besonders zu interessiren. Das letztere nur insofern, als der Held derselben sienesischer Herkunft ist, aus einer jener Patricierfamilien stammend, die auf italienischem Boden noch zu Tausenden leben, theilweise bis auf den heutigen Tag noch in Blüte; eine ausgedehnte, im wahren Sinne des Wortes historische Aristokratie, deren lebendige Traditionen thatsächlich bis ins Mittelalter, einige sogar ins erste Jahrtausend desselben reichen und welche dem heutigen Italien, den «cento città», dem Vaterlande jener verfallenden, träumerischen hundert Städte ein eigenthümlich Anziehendes, man könnte sagen einen eigenen Zauber verleiht.

Es ist nämlich von einem *Sergardi* die Rede und gegen Ende des Heftes besprechen Zdekauer und Bacci in der Rubrik «Archive» die Bestände der Familien Sergardi-Biringucci, welche in ihrem Palazzo zu Siena aufbewahrt sind. Die älteste Urkunde scheint die aus dem Jahre 1385 zu sein; doch von 1400 an finden sich zahlreiche von allgemeinem Interesse; darunter eine, die Canonisierung Johann Capistran's betreffend; unter den Manuscripten ein «Canto» auf die Befreiung Wiens 1683, welcher jüngst zu Modena im Druck erschienen ist.

Die vorerste Studie des Bulletino handelt also auch von einem Sergardi. Diese erste Stelle nimmt der Präfect der vaticanischen Bibliothek Mgr. Isidoro *Carini* ein. Eigentlich geht auch ihn Siena nichts an; er ist, glaube ich, Sicilianer. Doch in Italien ist heutzutage kaum ein historisches Unternehmen denkbar, welches ohne diesen erstaunlich thätigen, vielseitigen Autor ins Leben treten würde. Er disseriert ebenso über die heutige Krise in Sicilien, wie über ein Chroniken-Fragment aus der Zeit Friedrichs I. in der von ihm redigierten und geschriebenen Zeitschrift *Muratori*. Ebenso selbstverständlich ist es, dass er ein auf mehrere Bände berechnetes Werk über die Geschichte der «Arcadia» herausgegeben hat.* Ohne Kenntnis der Arcadia und ihrer literarischen Vorgeschichte ist ein Verständnis des modernen Italiens kaum denkbar; wenigstens nicht jene Zeit geistiger Ver-

* *L'Arcadia del 1690 al 1890. Memorie Storiche.* Roma 1891. Meines Wissens ist bisher nur der erste Band erschienen, welcher die Gründung der Arcadia und die ersten zehn Jahre ihrer Thätigkeit behandelt. Ich kann mich hier nicht mit der Tendenz befassen, in welcher sich das Werk des Mgr. Carini bewegt; dass wir hier einer großen culturhistorischen Erscheinung gegenüberstehn, dafür spricht schon allein die Thatsache, dass sich ein so fachmässiger Historiker der Frage widmet. Uebrigens bemerke ich, dass in den betreffenden «*Colonien» auch Vico und Muratori Mitglieder der «Arcadia»* waren. Beim Abschluss obiger Skizze kam uns die Nachricht zu, dass Carini am 25. Januar gestorben ist, so dass die obigen Zeilen — leider — zugleich als Necrolog dienen.

sumpfung, welche vom Ausgange des XVII. Jahrhunderts bis zur französischen Revolution reicht.

*Lodovico Sergardi* war eine hervorragende Gestalt der Arcadia. Ein vermöge seiner exacten Versiertheit und seines nüchternen, vorsichtigen Urtheiles vortheilhaft bekannter italienischer Literarhistoriker unserer Tage, T. Casini, hebt besonders seinen «Juvenalischen Geist und seine Horaz'schen Formen» hervor, was nebstbei bemerkt, ein lehrreiches Beispiel dafür ist, welchen Wert die allgemeinen Urtheile und stereotypen Lobsprüche haben, welche aus veralteter, kritikloser, gelegentlich sogar interessirter Quelle hervorspringend, von Handbuch zu Handbuch weiter befördert werden, wahrscheinlich ohne dass die verewigten Meisterwerke seit Menschengedenken von jemandem würden gelesen worden sein. Der Satirendichter Sergardi, oder mit seinem arcadischen Namen Lycon oder Quintinus Sectanus gehört in die Classe jener Autoren.* Und doch, wie viel scharfe Schlaglichter über das Rom des XVII—XVIII. Jahrhunderts! Die Redacteure des Bulletino wussten, warum sie diesem Artikel den ersten Platz eingeräumt haben.

Er wollte sich zwar der militärischen Laufbahn widmen, doch wurde er, der sienesische Edelmann, offenbar durch seine literarischen Neigungen dazu bestimmt, sein Fortkommen im Priesterstande zu suchen, wenn schon der Dienst am päpstlichen Hofe die Bezeichnung verdient. Sergardi wenigstens, allerdings hatte er damals die kirchlichen Weihen noch nicht empfangen, kennzeichnet selbst den Unterschied in der Weise, dass vor drei Jahren «Chloris' Augen den Nicht-Zagenden fiengen», jetzt aber die heimlichen Blicke der Mädchen von Trastevere ihn verwunden. («Trastiberina puella me furtivo obtutu pupugit»). Doch wird er darum auch Chloris nicht untreu. Als ein echter Sienese, lernt er malen, und obwohl er es «pulchra mixtura» nennt, dass er neben juridischen Studien mit Liebesbriefen, neben den heiligen Schriften mit Martial beschäftigt ist («sacras codices cum Martiale junctos»), so erhebt er doch das Malen von Chloris' Arm über alles (præcipue), als eines Gegenstandes von unvergänglicher Erinnerung (non perituræ memoriæ rem), welches Werk er nach Siena zu senden gedenkt, «um nicht nur die Augen der Herren und Genossen, sondern auch die der Liebenden mit dem sehnlichst erwarteten Bildnisse zu erfüllen.»

* Inzwischen ist mir auch *der II. Halbband des Bulletino Senese zugekommen*, in welchem der bekannte Literarhistoriker und Secretär der, das Bulletino herausgebenden Historischen Commission, Orazio Bacci, nicht weniger als drei Monographien bespricht, welche im Laufe des Jahres 1894 in verschiedenen apulisch-sicilianischen Städten erschienen sind und die Satiren Sergardi's behandeln. Die Verfasser dieser Schriften haben vielleicht die berühmten Verse wirklich gelesen.

Wie er jedoch mit naiver Aufrichtigkeit seine individuellen Empfindungen offenbart, ebenso offen und männlich bewährt er sich in der Beurtheilung jener großen kirchlichen und dogmatischen Fragen, vor denen in Rom sich niemand zu verschließen vermag, der mit der Kirche in Berührung kommt, vielleicht überhaupt niemand, der denkt, welch' Berufes oder Sinnes er immer sein mag.

Von größtem Interesse für den Historiker ist jedenfalls sein Briefwechsel mit Mabillon, aus welchem Carini Bruchstücke mittheilt. Im Jahre 1690 richtet er eine poetische Epistel an den großen Mauriner, in welcher seine ganze Heftigkeit gegen die Jesuiten hervorbricht. «Urbani grassatores» nennt er die Patres und rühmt sich, dass es ihm gelungen ist, einen Jüngling vom Gelöbnis zurückzuhalten, worauf Mabillon «mit sanfter, ironischer Mahnung» antwortet. «Ich wundere mich, sagt Sergardi an anderer Stelle, dass es straflos geduldet wird, wie die Moral-Theologie der Patres die guten Sitten mit dem schlimmsten Gifte verdorben hat.» Mabillon war damals mit den Werken des h. Bernhard beschäftigt, mit jener vollkommenen Textausgabe, welche den literarischen Nachlass dieses mittelalterlichen Kirchenvaters voll tiefer Erregungen, für alle Zeiten festgestellt hat. Sergardi aber wird von den kirchlichen Bewegungen in Frankreich erfasst; er scheint zu Port Royal hinzuneigen und betreibt für Pascal's «Lettres Provinciales» förmlich Propaganda. «Vielen habe ich sie empfohlen, schreibt er an Mabillon, anderen ins Haus geschickt, wieder andere habe ich inständigst gebeten, sie fleißig zu lesen.»

Indem Carini Sergardi's kirchenrechtliche, theologische und philosophische Werke und Abhandlungen verzeichnet, führt er auch noch das folgende (mit italienischem Titel ohne Jahreszahl) an: Von der Natur und Kraft des Bewusstseins (coscienza) zur Vertheidigung der Lehre Epikur's, in welchem er gegen die Stoiker die Behauptung verficht, dass nur die Befriedigung des Wohlgefühles als Endursache der Dinge zu betrachten ist. Diese Philosophie nennt er *heilig*, die epikuräische eine glorreiche Secte, «setta gloriosa», woraus ersichtlich wird, dass jenes «Rom», das päpstliche «Rom» in einer verhältnismäßig noch nahen Vergangenheit bei weitem nicht jener stehende Begriff war, zu welchem es das Feldgeschrei der verschiedenen extremen Lager in die Welt hinauszuposaunen pflegt.

Doch all dies ist nur die Einleitung zum eigentlichen Gegenstande, zu den berühmten Satiren des Sergardi (Quintus Sectanus). Seine kirchliche Carrière hat sich übrigens bis ans Ende zwischen den Rechtsangelegenheiten der Signatura della Giustizia abgehaspelt. Hier handelt es sich jedoch um ganz Anderes.

Mgr. Sergardi fieng frühzeitig an, als Dichter aufzutreten, d. h. den Bescheidenen, Gezwungenen spielend, wagte er sich hervor, mit gewissen Dichtungen, angeblichen Improvisationen, möglichst in lateinischer Sprache.

Eigenthümlicherweise sind seine in muttersprachlichem «volgar» abgefassten Dichtungen genau genommen die Uebersetzung der vorigen. Diese lateinischen Poeme brachten ihrem Verfasser alsbald Ruhm und Beliebtheit unter den Bel-esprits, von denen Rom damals wimmelte, in der amtlichen Hierarchie der Curia, vielleicht bis zum regierenden Papste hinauf. Nur Einen gab es, der diese Lobeshymnen mit dissonierenden, kritischen Tönen störte, der Calabrese *Gravina* (Giovan. Vinc.), der, meines Wissens nach, mit Crescimbene, dem Verfasser der selbst heute noch nicht gänzlich entwerteten Istoria della volgar poesia, unter den Gründern der Arcadia in erster Reihe steht. Mgr. Carini nimmt als Zahl der Gründer 14 an, doch äußert er sich bei dieser Gelegenheit weder über Gravina's einschlägige Wirksamkeit, noch über die Bedeutung des Platzes, welchen Gravina in der Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts einnimmt; vielleicht eben darum nicht, weil ihm anerkanntermaßen der erste gebührt. Jedenfalls war er ein größeres Talent und Autor würdigerer Werke, als der Gegenstand seiner Kritik, die Muse Sergardi's und besonders jener Verse, welche unser «Lycon» bei den Zusammenkünften der Arcadia unter freiem Himmel in Gärten freigiebig vorzutragen pflegte. Nachdem aber Gravina's «summa erat in Arcadia auctoritas . . . ejusque asseclae» ebenfalls an den Lorbern Sergardi's nagten, so entstanden hieraus Hass und Zwistigkeiten, welche, wenn schon nicht ganz Europa, so doch das ganze Italien Jahrzehnte hindurch in Athem hielten und, was das Schrecklichste war, selbst in der Arcadia 1711 zu dem Schisma führten, dessen Subtilitäten dem transmontanen Leser zu erklären schwierig oder gar überflüssig wäre. Ein Product dieser Zwistigkeiten sind Sergardi's Satiren «*in Philodemum* cum notis variorum», welche Mgr. Carini fast stückweise unter Anführung der interessanteren Partien des lateinischen Originals mittheilt. Sie erstrecken sich beinahe auf ein Vierteljahrhundert, vom Pontificate Alexanders VIII., jedenfalls aber Innocenz XII., bis zum letzten Lustrum Clemens XI. (1691—1715/7) und verarbeiten mehr als eine interessante und bleibende Merkwürdigkeit des contemporären römischen Lebens, sowie des päpstlichen Regimes. Ihr Ziel aber, ihr specieller Gegenstand, ihr Mittelpunkt, bleibt unwandelbar *derselbe:* unter dem Namen Philodemus Gravina zu geißeln, zu schmähen, ja man kann sagen, mit Koth zu bewerfen. «Es ist geradezu unglaublich, sagt Carini, mit welch' gewaltthätiger Leidenschaft und obscoener Sprache Gravina angegriffen wird.» Doch auch Carini findet «so viel Salz, so viel Lebendigkeit und Eleganz im Stil, glänzendes Latein in den Ausdrücken, eine so gelungene Zeichnung der Sitten des Jahrhunderts, dass uns die gewaltige Wirkung, welche die Satiren erzielten, die Vergleichung des Verfassers mit Horaz, Persius, Juvenal, von deren Schönheit ihm sehr viel überkommen ist (delle bellezze de quali ritrae senza dubbio moltissimo), vollkommen verständlich wird.»

Meinerseits kann ich, abgesehen von den verstreuten zeitgeschichtlichen Bildern und römischen Localangaben nur einen Punkt dieses Lobes unterschreiben: die Originalität des Latein, die Lebendigkeit einer eigenen infima latinitas, die praegnante Ursprünglichkeit, welche allezeit mit einer gewissen Art von Genuss verfolgen wird der Specialist, der es gelernt hat, sich in den Proteischen Variationen dieser, in ihrer mittelalterlichen Degenerescenz so reichhaltig nüancierten Sprache zu ergötzen. Wo aber Sergardi's Sprache mit leichtem Schwunge die gewisse Horazische Sprach- und Formenreinheit zu erreichen strebt, wird sie schon vermöge des Gegensatzes, durch welchen inmitten des Feierklanges dieser conventionellen Phrasen die Nichtigkeit des Gegenstandes, die Niedrigkeit der Empfindungen nur umso greller hervorstechen, noch umso banaler, abstoßender.

Eine eigentliche satirische Pointe, satirischen Esprit, vermochte ich in diesen sämmtlichen ausführlichen Mittheilungen nicht zu entdecken.

Es ist mir vollkommen unmöglich, diese Angaben durch einschlägige Citate zu illustrieren und zu beweisen. Historisch bemerkenswert ist nur die Thatsache, dass diese Eitelkeitsdelirien, diese in Verse gefassten Schmutzanwürfe (latrinae, mejens und sonstige Excremente sind ständig) in 90 Jahren (1694—1783) — die Veröffentlichungen in Anthologien nicht gerechnet — sechs, sage *sechs selbständige Ausgaben* erlebt haben und zwar in den verschiedensten Gegenden Italiens — die erste gar in Köln, die letzte in Lucca; »la si nobile« sagt Mgr. C. — in vier Bänden »Satyrae Argumentis, Scholiis, Enarrationibus illustratæ« und abgesehen von einer schwachen älteren Uebersetzung ins Italienische, eine — nach allgemeiner italienischer Sitte gelegentlich der Hochzeit eines Sergardi-Biringucci veröffentlichte — Separat-Ausgabe im Jahre 1875.

Warum wohl ein ungarischer Forscher sich auch um diese Dinge kümmert?

Ich wollte nur dem Begriffe der italienischen Décadence näher kommen. Wie tief ist der bewegteste und fruchtbarste Boden des europäischen Geistesleben gesunken, nachdem er seine geistige und politische Freiheit eingebüßt hatte!

Doch wollen wir zur lebensfrohen und thatkräftigen Zeit, in's Siena des Mittelalters, oder besser der Renaissance zurückkehren.

In einer historischen Unterredung musste ich unlängst einem Freunde auf die Behauptung, dass die mittelalterliche Geschichte Bosniens sich um die Franciskaner drehe, erwidern: »du irrst, denn die Geschichte von ganz Europa dreht sich um diese.« Wer in die Geschichte des Mittelalters tiefer eingedrungen ist, wird diese Behauptung begreifen.

Und wahrlich: der Orden war noch nicht geboren, erschaffen, sondern ruhte noch im Schoße der — allerdings nahen — Zukunft, als die sehnsüchtigen Prophezeiungen des Abtes von Fiore:

Il calavrese abate Giovacchino
Di spirito profetico dotato (Parad. XII.) —

vom künftigen «monachus purus» und dem Weltreiche des heiligen Geistes anfingen, ganz Europa in fieberhafte Aufregung zu versetzen. Wenn Jahrzehnte später St. Bonaventura in der Apokalypse Hinweise auf die Ankunft des Ordensstifters zu finden behauptete, so handelte es sich um mehr als um eine wohlfeile Prophezeiung ex-post. *

Das XIII. und XIV. Jahrhundert bilden die Heroenzeit dieser Geschichte; das XV. ist bereits Verfall, das letzte Aufleuchten, die gleichsam entartete Offenbarung des alten Feuers, das sich in den fanatischen, ja gewissermaßen reactionären und schließlich absolutistischen Bewegungen des *Observantismus* und dessen Ordensformationen äußert. Das wenige Franciscanische, welches sich — in des Wortes alter, «seraphischer» Bedeutung — hier geltend macht, hängt mit dem Namen des *H. Bernhardinus* von Siena zusammen, — hingegen Alles, was in jener Bewegung finster, fanatisch und streitbar erscheint, mit dem Namen jenes *Johann Capistrano*, der sich im Kampf um den Glauben selbst verzehrte, als er in einem Feldzuge Johann Hunyadi's bei den Franciscanern zu Illok zu sterben kam.

Was jedoch in der Gesellschaft der Renaissance an innerlicher Religiösität noch wirkte oder zeitweise erwachte, das äußerte und spann sich noch immer um den San Francesco.

In Ungarn erscheint All dies' weniger wirksam, oder es tritt nicht markant genug hervor, ist niemals in das Gemeinbewusstsein übergegangen. Obiges soll demnach gewissermaßen als Erklärung dienen, wenn die neue sienesische Zeitschrift außer Sergardi's Satiren nur noch zwei selbständige Abhandlungen bringt: *Bemerkungen über St. Bernardino* mit einer bisher ungedruckten Urkunde (von Prof. F. Donati) und *die Kirche S. Francesco di Siena und die Piccolomini* (von Mgr. Toti).

Prof. Donati's Mittheilung, welche bescheiden als Einleitung zu einer unedierten Urkunde jener Zeit erscheint, ist thatsächlich wertvoll und überaus reich an neuen Daten zum Leben S. Bernardino's und dessen Wirksamkeit. Viele haben über ihn geschrieben, sagt Donati, doch noch immer fehlt uns ein Buch, welches diese Gestalt im Zusammenhange mit den allgemeinen Verhältnissen «abgeschlossen» (compiutamente) darstellen würde. Ich weiß nicht, ob ihm Toussaint's Werk (Das Leben des h. Bernhardin) bekannt ist und wie weit es seinen Anforderungen entsprechen würde. Donati war in der Lage, außer dem speciellen Bibliotheksmaterial, welches nur in Italien und auch dort nicht ohne Mühe, zu haben ist, zahlreiche

* Praeclarum et illud Joannis Apostoli de Francisco Vaticinum, dum sub sexto sigillo ait: Et vidi alterum Angelum, ascendentem sub ortu solis, habentem signum Dei vivi. (S. Bon. Vita S. Franc.)

unedierte Urkunden und einige Handschriften von höchster Wichtigkeit zu benützen, letztere aus der städtischen Bibliothek zu Siena, z. B. die Historiæ Senenses des Sigism. Tizio a. d. XV. Jh., so wie die unter dem Namen der Aldobrandini verzeichneten Cronaca Senese in der Volgar-Sprache a. d. XVI. Jh., also nicht eben unmittelbare Quellen, aber immerhin, wie aus den Citaten ersichtlich ist, von hohem Werte, besonders dort, wo man sie aus zeitgenössischen Quellen zu controllieren vermag.

So dürfte jetzt zum erstenmale bekannt werden, dass in einer öffentlichen Urkunde, welche am 31. August 1402 im Hause der «Mercanzia» zu Siena ausgestellt war (derzeit im Staatsarchiv zu Siena) «Dominus Bernardinus de Senis, civis Massanus» der Nonne Suor Battista bei den Clarissinen zu Massa «unum potere seu territorium» schenkt, welches er in Massa Valpiana besaß.* Acht Tage später tritt der Spender, Bernardino, Sohn des Tollo Albizzeschi in den Franziscaner-Orden. Welch' ein Stoff für die Phantasie eines Dichters! Doch ich muss mich bescheiden, hieran eine durchaus prosaische Bemerkung zu knüpfen, welche jedoch auch in weiteren Kreisen Beachtung verdient.

In angesehenen Schriften und Sammelwerken, z. B. auch in Herzog's Real Encyclopædie, ist als Geburtsort des h. Bernardin gewöhnlich Massa-Carrara angegeben, was mir immer sehr befremdend war. Schon aus der Schenkungsurkunde lässt sich ersehen, wovon hier eigentlich die Rede ist. Valpian, wo die Albizzeschi eine Besitzung hatten, gehört zum Gebiete *Massa Marittima*, und liegt verhältnismäßig nahe zu Siena, südwestlich, im Winkel eines Dreieckes, dessen Basis die Linie Grosseto-Piombino bildet, also am Rande der toscanischen Maremma's. Massa-*Carrara* liegt aber bekanntlich weit ab von Siena, nach Nordwesten, in den Bergzügen oberhalb des Meer-Busens von Spezia, der ligurischem Grenze zu. Die beiden Gebiete sind sozusagen durch das ganze historische Toscana von einander geschieden.

Als der junge Mönch 1405, fünfundzwanzig Jahre alt, zum ersten

* Die Sache hat auch rechtshistorisches Interesse. Meines Wissens führte die Mercanzia von Siena den Namen *Due Mercanzie*, da sie, gegen die Gepflogenheit von ähnlichen zünftigen Instanzen in anderen italienischen Städten, eigentlich nur aus den Consulen zweier Zünfte — der Wechsler und der Seidenhändler — bestand. Wie gelangte die Angelegenheit dieser Besitzübertragung in den Palazzo della Mercanzia? Wir haben keine Spur davon, dass der repatrierte Jüngling (die adelige Abkunft hätte ihn freilich daran nicht verhindert) Mitglied einer «Arte» gewesen wäre. Oder wäre diese Ausstellung behufs Hinterlegung der betreffenden notarielien Urkunde erfolgt, wie ja in manchen lombardischen und toscanischen Städten die Mercanzia's die Aufbewahrung der verschiedensten Urkunden besorgten? Donati theilt außer dem Obigen nichts mit, ich selbst aber verfüge augenblicklich nicht über specielle Angaben bezüglich der Organisation und den Wirkungskreis der Mercanzia von Siena.

Male die Kanzel der kleinen Kirche S. Onofrius betrat, erstand einer jener großen Prediger, die es verstanden, die Massen des Mittelalters gleichsam mit dem Fluidum eines neurotischen Contagiums zu durchtränken und die infolge der Gewalt ihre Massenwirkungen über die Grenzen ihrer zeitlichen und örtlichen Offenbarungen weithinausragend, zu den phänomenalen Erscheinungen der Geschichte gehören. Die erwähnten Specialquellen von Siena geben übereinstimmend die Zahl der Zuhörer, welche an den Lippen des Kanzelredners hingen, auf 40,000 an; doch muss ich bemerken, dass «40,000» eine jener stereotypen Zahlen bedeuten, welche in den numerischen Angaben des Mittelalters auf Schritt und Tritt vorkommen, z. B. bei den Massen der Kreuzfahrer, deren effective Bedeutung, wenn sie durch sonstige Daten nicht controlliert und präcisiert werden können, demnach bloß als allgemeine Bezeichnung des numerisch Großen, einer Massen-Impression betrachtet werden darf.

In diesen volksthümlichen Kanzelreden des S. Bernardin steckt etwas von dem Geiste der großen Versöhnungs- und Verbrüderungsbewegung des Fra Giovanni da Schio, womit dieser zur Zeit des Ezzelino da Romano die lombardisch-trevisanischen Parteigänger, Volk und Adel gleich, momentan zur Versöhnung, zum allgemeinen Friedenskusse zu bewegen vermochte. Auch der Prediger von Siena berührt in seinen letzten Reden 1427 diese Seiten, indem er von Zwistigkeiten zwischen Guelfen und Ghibellinen und den Uebelständen spricht, welche hieraus ganz Italien erwachsen. Die Geschichts-Quellen von Siena feiern ihn als den Regenerator des inneren Friedens und der Eintracht dieser Stadt.

Von alldem erscheint für den Historiker von größtem Interesse, dass der Mönch aus Siena an den verschiedensten Punkten Italiens, in Mailand, zu Rom auf dem Capitol, in Perugia und — was besonders bemerkenswert ist, in Florenz vor S. Croce 1424—26, dieselben *Vanità*-Verbrennungen ausführte, welche 70 Jahre später ein mächtigerer Geist, ein männlicherer Charakter, eine glühendere Leidenschaft inspirieren sollte. Ich denke an *Savonarola* und die *vanità*- oder *anatemi*-Verbrennungen, wobei Schwärme von Kindern, halbwüchsige Knaben von Haus zu Haus gehend allerlei Tand Spielzeug, Masken, Frauenputz, frivole Bücher und Bilder zusammenrafften, zu einem großen Scheiterhaufen zusammentrugen, der um Fastnacht 1495, auf der Piazza della Signoria zu Florenz, in Flammen aufging. Und wie die Ermahnungen des großen Dominicaner-Frate, so haben auch jene des S. Bernardino gesetzliche Verfügungen erstehen lassen, — in Siena hießen sie «*Reformagioni di frate Bernardino*» — zur Einschränkung des Luxus, besonders bei Hochzeiten, gegen den Wucher und im Interesse der stets abnehmenden Eheschließungen. In Betreff des letzten Punktes tauchen jedoch einige Bedenken auf.

Der berühmte Humanist und päpstliche Secretär Poggio Braccolini, der in zahlreichen Abhandlungen die oratorischen Uebertreibungen und obscoenen Sittenschilderungen der Observanten geißelt, wendet sich gelegentlich auch gegen den ihm sonst sympathischen S. Bernardino, was den durchaus objectiven, für seinen Helden sogar begeisterten Verfasser zu der Bemerkung veranlasst, dass diese Ausstellungen nicht ganz unbegründet sind. Die Predigt über «die zwischen Ehegatten gebotene Liebe» findet er an Freizüngigkeit geradezu scandalös («è qualche cosa di scandaloso»). Die Reden des S. Bernardino, die mir leider nicht zur Verfügung stehen, wurden, wie aus den Acta Sanctorum ersichtlich, in der Umarbeitung Capistran's durch die Ordensbrüder schon zur Zeit ihrer Entstehung in Ungarn verbreitet.* Ich besitze jedoch die Predigten Savonarola's; ich habe den dicken Band einstmal zu Florenz an einer Marktbude erstanden. Trotz aller prophetischen Exaltation und der Zügellosigkeit, ja stellenweise Derbheit des rügenden Sittenrichters, sind sie von der asketischen Strenge, dem Pathos eines hohen ethischen Ideals an jedem Puncte durchweht.

Sig. Donati hat sich einem sachkundigen italienischen Publikum gegenüber diese Seitenblicke wohl leicht ersparen können. Bei uns zulande können diese Savonarola-Analogien eventuell noch bei einigen Lesern Interesse erregen.

Uebrigens hat S. Bernardino die Massen mit der Reizung einer extatischen Schwärmerei hingerissen, mit einer Neuerung. Er wäre kein Heiliger gewesen, wenn er nicht im Fluge etwas wie Heresie gestreift hätte. Einem diesbezüglichen Verdachte wenigstens ist er nicht entgangen. Am 28. Mai 1425 zeigte — nach dem Berichte der angeführten handschriftlichen Chronik — S. Bernardino zu Siena den Heiland mit zwölf Strahlen und Christus verbreitete solchen Glanz (mostrò el Giesù con dodici razzi e fu tanto lo splendore che dava lo Giesù), dass alles Volk erstaunte und unter vielen Thränen Barmherzigkeit! (misericordia) rief und es schien, als wollten alle vor lauter Andächtigkeit in Ohnmacht fallen (per grande devozione ognuno venisse meno).

Hier in Budapest sind wir in der Lage uns anschaulich darzustellen um was es sich da eigentlich handelte. Unsere Landesbildergallerie enthält aus dem Nachlasse Bischof Arnold Ipolyi's nicht weniger als drei Bilder umbrischer und sienesischer Meister des XV. Anfang XVI. Jahrhunderts, welche den Heiligen in Extase oder Versunkenheit darstellen, aber immer mit der kleinen Goldscheibe, in welcher von Strahlen umgeben das Monogramm Jesu in den, von S. Bernardino geschaffenen neuen und seither

* *Capistranus* Sermones suos . . . pro maiori parte sua manu descripsit; ut nedum per Italiam se felices reputent predicatores, sed et per Hispaniam etc. *Ungariam* . . . (Vita Antiquior. Bernabaei Senensis. Annotata).

von der gesammten römischen Kirche acceptierten ikonographischen Zeichen zu sehen ist: statt des griechischen IH (ἰη) findet sich das lateinische IHS, manchmal, wenn auch selten mit gothischen Typen: **yhs.**

Diese Formierung des Monogrammes erschien im XV. Jahrhundert als kühne Neuerung. Die schwärmerische Richtung, der sie entsprossen, wurde von den Humanisten des päpstlichen Hofes gehasst. Die Feinde der Observanten, Dominicaner und Augustiner führten ob der Kühnheit dieser ikonistischen Neuerung laut Klage und ein spanischer Dominicaner Cardinal Fra Gio. di Casanova leitete wegen dieser «jesuitas», wie Poggio es nennt, aber auch «pro aliis criminibus, excessibus, temeritatibus et scandalis» im Herbste 1431 gegen Bernardino und dessen Genossen einen regelrechten Process bei der Curie ein. Da legte sich die Republik Siena ins Mittel. Derartige Fragen besitzen in Italien bis auf den heutigen Tag ein hervorragend allgemeines Interesse; sie bilden wie es in centralisierten Staaten heißen würde, — für die italienischen Stadtrepubliken aber, ja selbst für die nivellirten modernen Communen wäre der Ausdruck nicht zutreffend eine *locale* Angelegenheit ersten Ranges. Ein Cardinal aus Siena, Antonio Casini, tritt in die Schranken. Der Ausgang ist von vornherein zweifellos. Die Päpste waren über dieses Mönchsgezänke sowohl, wie über die Scrupeln der Humanisten erhaben. Sie wusten, wie brauchbar und fügsam die Kraft war, welcher sich in diesem scheinbar verjüngtem, dem Wesen nach jedoch verfälschtem Trieb' des alten Franciscaner-Geistes regte. Haben doch die Observanten die Verweltlichung der «Conventualen» nicht verhindern können; sie versuchten sich von diesen blos zu trennen. Dagegen war es ihnen wohl gelungen, die alte «spirituale» Bewegung sammt jenen meuterischen Fraticelli zu unterdrücken, die in fanatischer Begeisterung der ursprünglichen Regel des h. Franciscus ergeben, einen lebendigen Protest gegen die Verweltlichung der Kirche und des Papstthums bildeten.

Seele und Leiter dieses Vernichtungskrieges war Johann Capistrano. Die ungarische Geschichtsforschung müsste sich über diese Verhältnisse, die ich hier angedeutet habe, in allen ihren Einzelnheiten und Beziehungen klar werden.

Sct. Bernardin selbst hatte ziemliche Gelegenheit, die ungarischen Verhältnisse kennen zu lernen, während des Feldzuges, welchen König Siegmund in Begleitung einer Truppe von 800 Ungarn persönlich nach Italien unternahm. Bisher ist es aber unbeachtet geblieben, dass er in Siena, wo er im Sommer 1432 zu dreivierteljährigem Aufenthalte eingezogen war und wo seine Truppenmacht auf mehrere Tausend angewachsen ist, noch immer fünfhundert berittene Bogenschützen hatte, welche Ungarn waren.*

* Quingenti Hungari equites arcum gerentes — nennt sie der glaubwürdige Augenzeuge des Verfassers der Historia Senensis. Eine frühere Besatzung von

«Ein Krieger, namens Nikolaus, der durch seine übermenschliche Riesengröße auffiel, führte sie an» * — Unser legendarischer «Toldi»?!

«In hac nostra imperiali Senarum Civitate», schreibt von dort Siegmund in einem Briefe ** an Ladislaus Kanizsay. Folglich standen wir mit unseren Sieneser Freunden unter einer (ideellen) Staatsoberherrschaft. Vor hundert Jahren, d. h. bevor die Napoleonischen Kriege die Nationalitäts-Idee erweckten, hätte man schreiben dürfen: wir waren damals Landsleute. Allerdings vor langer Zeit und etwas flüchtig. Von Siena aus führte Siegmund die Verhandlungen mit dem Papste, von dort aus sandte er Matko de Thallócz und Kaspar Schlick an die Curie, von dort trat er im Frühjahr 1433 seine Krönungsreise nach Rom an.

Aus den oben citierten Acta SS. ist zu ersehen, dass Fra Bernhardino hier mit unserem Könige verkehrt hat,*** ja nach der gleichzeitigen Sieneser Quelle soll er im vertraulichen Verhältnisse zu ihm gestanden sein, was durch den Umstand wahrscheinlich wird, dass er den König zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Rom begleitete und erst nach denselben und nach der Heimfahrt Siegmund's aus Italien — also nach weiterem dreivierteljährigem Zusammensein — nach Siena zurückkehrte, wobei er nicht versäumte, mit größtem Eifer die Stadt der Huld Siegmund's zu empfehlen. Wenn Bernabaeus noch hinzufügt, dass «der König und Kaiser» angeblich auch mehr als 120,000 Ducaten von den Sienesen als «Geschenk» angenommen hat, so ist dies auch eine ganz glaubwürdige Mittheilung, da alle zeitgenössischen Schriftsteller mehr oder minder über die ungeheueren Kosten klagen, welche zu Ehren des Besuches und Aufenthaltes des Kaisers der Stadt erwachsen sind.

Donati's Abhandlung berührt natürlich diese Momente nicht; umso interessanter für uns ist das Miniature-Regestrum jener päpstlichen Briefe und Bullen, welche — von Eugen IV. an Sct. Bernardin gerichtet — im Archiv der Stadtbibliothek zu Siena im Original aufbewahrt werden.

In chronologischer Folge ist das letzte Datum der 26. Mai 1443. Um diese Zeit hatte sich der Papst auf der Rückreise aus Florenz nach Rom in Siena aufgehalten. In der feierlichen Bulle dieses Datums stellt der Papst Indulgenzen und gänzlichen Sündenerlass allen jenen in Aussicht, die entweder durch Spenden, oder durch Ausrüstung von Kriegern auf eigene Kosten zum Unternehmen gegen die Türken beitragen. Mit der Verkündigung und Durchführung dieser Bulle betraut er Fra Bernardino «in omnibus civita-

500 Mann . . . Scloppos (ita id genus armorum vocant) apud nos invisum, deferentes — was ich als Arquebusier's verstehe, die gewiss keine Ungarn waren. (Murat. Script.)

* . . . . naturalem staturam magnitudine excedens . . . (ibidem.)

** Katona, Historia Crit. aus den Msspt. Cornides.

*** Cum quo Bern. familiaritatem contraxit — sagen die A. SS.

tibus, terris, castris et locis Italie cujuscumque provincie et dioecesis, quas suo arbitrio eligerit», und ermächtigt ihn zugleich, sich in dieser Betrauung nach eigener Einsicht geistliche Personen in jeder beliebigen Stellung auszuwählen.

Somit hatte also auch Fra Bernardino eine wichtige Mission bei der Rettung Ungarns. Im Kriege gegen die Türken war ihm die Mobilisierung Italiens zugedacht. Eine besondere Wirkung sehe ich zwar nicht, wenigstens nicht constatiert. Der Papst verbrachte den ganzen Sommer in Siena, und machte sich erst Ende September nach Rom auf. Fra Bernardino war aber damals bereits gebrochen; er stand damals im 64. Lebensjahre, doch die aufregende, fieberhafte Thätigkeit durch 40 Jahre hatte seine Kräfte aufgezehrt. Aus Siena zog er zu Fuß, manchmal auf einem Esel reitend durch Umbrien nach den Abruzzen in kurzen Touren, überall das Wort verkündend, bis er endlich schwer krank in Aquila anlangte. «Aquila urbium clarissima Sedesque Divi amabilis» singt der Bollandist — und wie viel italienische «Laude» entstanden von den Heiligen dieser Stadt und wie viel Episoden der Kirchengeschichte des italienischen Volkes knüpfen sich an diese, in welcher Sct. Bernhardino am 20. Mai 1444 seine Seele ausgehaucht hat!

Hierauf bezieht sich auch die «Copia di una gratiosa e divota lettera nella quale si contiene la morte e di poi piu miracoli del beato e gratioso corpo di Fra Bernardino» — aus dem Archiv der Comm.-Bibliothek mitgetheilt und offenbar mit einem Apographon des XV. Jh.'s in der Maglabecchiana zu Florenz durch einen Sergardi collationiert. Ein Confrater, namens Giuliano, nach einigen Provincialismen zu urtheilen ein Lombarde, richtete dieselbe unmittelbar nach dem Tode und Leichenbegängnisse Albizzeschi's aus Aquila an ein Kloster in Mailand. In ungekünsteltem, innigem, sozusagen naivem Tone sind die Erscheinungen des Todeskampfes und die um den Leichnam alsbald eingetretenen Wundererscheinungen geschildert. In diesen Schilderungen ziehen seit Jahrhunderten in geradezu typischer Einförmigkeit immer dieselben Gestalten vom puer contractus bis zur meretrix conversa an uns vorüber. Die letztere spielt hier keine Rolle. Nur durchaus anspruchslose Heilungen werden angeführt.

In der ganzen naiv-andächtigen Erzählung fesselt uns besonders ein Zug, wo nämlich beschrieben steht, wie der Heilige sich von seinem Lager aufgerichtet hat und die Füße ausgestreckt auf der Erde hielt. «Die Brüder legten sie zweimal auf seinem Lager zurecht, aber er selbst that sie wieder auf die Erde zurück; und so wollte er sterben.» Das ist die Reproduction der letzten Stunde des rechtgläubigen Franciscaners, wie ja die eifrigsten unter ihnen das Beispiel des Poverello di Dio aus jenen rührenden Sterbetagen in der Portiuncula zu Assisi befolgt haben. Doch dieser sowohl, wie seine wahren Jünger haben sich nackt auf die nackte Erde gelegt, während

der Observant im XV. Jh. das alte, großartig ernste Symbol nur mehr zu symbolisieren vermochte. Und doch verdient die detallierte und abgetönte Schilderung des Augen- und Ohrenzeugen von Aquila mehr Glauben, als die typischen und nicht immer auf Originaldaten basierten Darstellungen der Vitae Sanctorum, nach welchen die Brüder den Sterbenden auf sein eigenes Verlangen aus dem Bette genommen und auf die harten Dielen des Fußbodens ausgestreckt hätten.*

Was ich aber in der Darstellung dieses Augenzeugen vermisste und mit Bestimmtheit in den Folianten *Wadding's* zu finden hoffte, war eine Vision des in Aquila mit dem Tode ringenden S. Bernhardino. Ihm musste nothwendigerweise der eigenste Heilige dieser Stadt, die historisch verhängnisvolle Gestalt des Sct. Petrus Cölestinus, in der Reihe der Päpste Cölestin V.,** erschienen sein und mein Vertrauen in die innigst-geheime Zuneigung des großen irländischen Chronographen zu jenem Märtyrer Bonifacianscher (VIII.) Gewaltsamkeit hat mich nicht getäuscht. Thatsächlich erwähnt Wadding, dass Cölestin dem sterbenden Observanten erschienen ist.***

Die Leute von Aquila mit ihrem Souverain Alfons von Neapel meldeten sofort ihr Gesuch um Canonisierung des Heiligen bei der Curie an, denen sich als competenteste Behörde die Stadt Siena anschloss. Hier begegnen wir neuerdings der Gestalt des Johann Capistran, hier lässt es sich wieder erkennen, was Capistran eigentlich war. Von vornherein hatte er sich dieser Canonisation angenommen, mit jener unermüdlichen, rücksichtslosen Energie, welche er in allen seinen Unternehmungen bekundet, als ob er geahnt hätte, mit welchen Schwierigkeiten und Jahrhunderte langen Verzögerungen seine eigene Einführung und graduelle Vorrückung in der Reihe der Seligen und Heiligen verbunden sein wird.

Das «Bulletino» von Siena berührt diese Dingen selbstverständlich nicht, liefert aber *einen* wertvollen, interessanten Beitrag. Der Canonisierungs-Process wollte trotz allen Urgenzen der Republik nicht vorwärts; da erhob die Signorie durch ihre Gesandten bei der Curie Klage darüber, dass die Taxen der feierlichen Bulle — 100 Gulden — in der päpstlichen

* Raynaldus ad ann. 1444. cit. aus Surius. Hier ist von einer ganz anderen Quelle die Rede, als der wertvollen Sammlung der Bollandisten.

** Mit dieser bedeutungsvollen Persönlichkeit habe ich mich in einer ausführlichen, (noch ungedruckten) Studie, eingehender befasst. Vortrag im März 1891 unter dem Titel: «Cölestin V. und die Spiritualen» in der Ung. Akad. der Wiss. gehalten. (Kurzer Bericht in der «Ung. Revue» Aprilheft 1881 V. Bd. *Anm. d. Red.*)

*** Mit einer gewissen Befriedigung habe ich nachträglich festgestellt, dass auch der Bollandist unter ähnlichen Eindrücken mochte gestanden haben: «velim tamen scire unde Waddingus apparationem illam acceperit?» So fragt er, da in der dort citierten «Vita» des Surius keine Spur davon zu finden ist. (Comment. Prævius).

Kanzlei bereits erlegt sind. «Messer Piero die Noceto, Segretario apostolico — lautet der Bericht der Gesandten — antwortete bezüglich der Bulle, dass dieselbe noch nicht fertig ist, da Frater Giovanni de Capistrano das Concept zu sehen wünschte, dasselbe aber noch nicht zurückgesandt habe, da er sich in Venedig befindet, (Gio. d. C. volse vedere la minuta, e che non l'aveva ancora rimandata, che era a Venezia), doch sobald er es zurücksendet, wird diese ausgefolgt werden . . .»

Hieran will ich nur die Bemerkung knüpfen, dass — wie bei Wadding ersichtlich — als der Selige Tomaso († 1447 zu Rieti) begann Wunder zu wirken, Capistran sofort nach Rieti eilte und der Leiche befahl, alle Wunder zu unterlassen, so lange die Canonisation Bernardino's nicht beendigt ist — und der Selige hat gefolgt und seine Wunderzeichen vier Jahre hindurch eingestellt.*

Im Jahre 1448 predigte Capistran im *Francesco zu Siena,* worüber die ausführliche Studie das «Bulletino» handelt, u. z. im Zusammenhange mit den *Piccolomini's.* Keiner der Päpste stand *Ungarn* näher, als Enea Silvio.** «Er hat sogar Ungarn gesehen und ist bis zu den entferntesten Bewohnern des Oceans gedrungen» — schreibt der Humanist Gianantonio Campanus, den dieser in Würdigung seinerFähigkeiten emporgebracht hat. Wie man über Ungarn und die Ungarn im XV. Jahrhunderte dachte — allerdings in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts — sagt uns Zdekauer in seinem (in dem nächst folgenden Aufsatze dieses Heftes) besprochenen Werke: Lo Studio di Siena nel Rinascimento p. 40. 41., wonach um 1420 ein Beamter von Siena, der mit den Universitäts-Scholaren wegen der Verköstigung verhandeln musste, ausrief, er hätte nicht geglaubt, dass es sein Amt sei, mit Scholaren zu verhandeln, lieber verkehre er sogar mit Ungarn (vorrei inanzi conversari cholli Ungari). Das war also Ultima Thule! Schon aus diesem Grunde besitzt Alles, was mit Aeneas Silvius, seiner eigenartigen Persönlichkeit zusammenhängt, für Ungarns Geschichte actuelles Interesse.

Dies gilt auch von seinem Verhältnisse zum S. Francesco (Franciscanerkirche) von Siena. Ohne conventionelle Phrase mag es von Enea Silvio gesagt sein: er gehörte zu jener Classe von Menschen, die überall thun, helfen und verschönern wollen; Dinge und Menschen fördern, wie er denn auch an seinem eigenen Fortkommen mit Zähigkeit und Energie

* «Capistranus precepitque ne ulla deinceps patraret miracula donec Bernh. hac gloria praeiret. Res mira! cessavit ab omni opere miraculoso per quatuor annos donec Brhdi peracta canonisatio . . .»

** Einige einschlägige Momente hat Anton Pór in seiner Biographie des Aeneas Silvius zusammengefasst. Die im obigen Texte angeführten Gesichtspunkte entnehme ich meinen eigenen Notizen.

unverzagt gearbeitet hat. Was diesen hoch begabten Streber von seiner Gattung so vortheilhaft unterscheidet, ist dass er seine Individualität und seine Liebenswürdigkeit bis ans Ende bewahrt hat. Und den Stempel der letzteren hat er dem S. Francesco von Siena aufgeprägt. Vor allem ließ er die Kirche sammt dem Kloster in den Stadtrayon einbeziehen, indem er die zackigen Mauern der Stadt erweitern und nach den Regeln der damaligen Kriegskunst befestigen ließ. Doch bewahrte dieser Ort auch späterhin den Zauber der Einsamkeit; er liegt am Ende der Stadt, auf den Anhöhen von Siena, welche einen weiten Ausblick bieten von der Sieneser Campagna bis zum Apennin, zum Mont-Amiata. So oft Pius II. nach Siena heimkehrte, nahm er statt im alten väterlichen Hause, im Kloster S. Francesco's Wohnung; hier ruhte er am liebsten in der erfrischenden Luft, unter den viereckigen Loggia's der Klostergärten, zwischen den sich stets mehr anhäufenden Kunstschätzen und Alterthümern. Vom Chor der Kirche aus ergötzte er sich an der Betrachtung des Fenstergemäldes, welches in seinem Auftrage ein Ordensmitglied, Fr. Bartolomeo di Piancastagnaio (Ortschaft bei Montepulciano) angefertigt hatte, den er eben wegen seiner Kunst so liebgewonnen hatte, dass er den Prioren seine Versetzung in eine andere «familia» verbot, — wenigstens für die Dauer dieser Malerarbeit.

Auch entbehrte hier der alte Humanist die Wonne einer Bibliothek nicht. Mgr. Toti theilt eine Grabschrift aus jener Zeit mit, nach welcher der Provincial der toscanischen Franciscaner Magister Laurentius Justus (Giusti) um diese Zeit im Kloster ... «librariam construxit eamque libris solemnibus plurimis illustravit» ... während doch der Heilige von Assisi die Anschaffung und den Besitz von Büchern direct verboten hat und Bücher überhaupt nicht gerne in den Händen der Ordensbrüder sah.

Das war aber damals ein längst überwundener Standpunkt. Die Anlage von Bibliotheken hat schon im XIII. Jh. eine große Streitfrage zwischen den Hauptschattierungen des Ordens gebildet und der historischen Wahrheit schulde ich die Bemerkung, dass die Frage schon damals zu Gunsten der Zulässigkeit größerer Büchersammlungen entschieden war, selbst bei der Partei strengerer Observanz.*

Wie Gesteinsschichtungen die verschiedenen Perioden der geologischen Entwicklung, so verkündet und verewigt der Bau und die Umgestaltung der Kirchen des H. Franciscus alle Entwicklungsphasen in der Ge-

* Vgl. diesbezüglich die specielle Literatur des Franciskaner-Ordens. Außer den Quellen, vor Allem die Werke Pater *Franz Ehrle's S. J.* Aus dem Kreise der allgemeinen hist. Literatur bietet die Histoire Literaire de la France in den Bänden über das XIV. Jh. Beispiele und Gesichtspunkte für beide Anschauungen.

schichte des Ordens. Der Bau der großen Kirche zu Assisi hat gleich in seinen Anfängen die erste verhängnisvolle Krise zur Zeit der Gründung des Ordens hervorgerufen. Die Kirche zu Siena scheint mehrfache Umbauten, eigentlich eine Reihe von besonderen Constructionen aufzuweisen. Wie aus einem Beitrage im zweiten Halbbande — der mir inzwischen zugekommen — ersichtlich ist, sind vom ersten Bau (1228—55) im ganzen nur einige kleine, schmale Spitzbogen-Fenster und ein kleines bemaltes Terracotta-Ornament an der Fronte übrig geblieben, als bleibende Zeichen der früheren Armut und Einfachheit.*

Wir sehen also, welche Umgestaltung der «San Francesco» während der Renaissance erfahren hat zu etwas ganz anderem, als der Geist seiner Gründer und wahren Anhänger plante, zum geschmückten, behaglichen Buon-Retiro für die Einkehr und Contemplation eines Humanisten. Ich constatiere dies nicht als Vorwurf, sondern nur als einfache historische Thatsache. Il ne faut pas chercher midi à quatorze heures — sagt ein französisches Sprichwort und fasst damit ein Axiom der historischen Methode in gar treffende Form.

Bekanntlich hat Pius II. auch die Gebeine seiner Eltern im S. Francesco beigesetzt und über denselben ein herrliches Grabmal errichtet. Aus der Studie des Msgr. Toti erfahren wir, wie die ganze Kirche nach und nach zu einer Andachts- und Begräbnis-Capelle der Piccolomini'schen Nepoten geworden ist; wie die Capella Piccolomini-Arragona und die zum h. Antonius von Padua größer und schöner werden bis zur äußersten Vollkommenheit, all' ultimo rifinimento, wie er selbst sagt. Für die letztere malte Pinturicchio ein Altarbild (Tafel); auf dem Fußboden der ersteren ließ man durch den sienesischen Bildhauer Marrina (Lorenzo di Mariano Nanni) die vier Haupttugenden in Graffito ausführen.

Und wie bewunderungswürdig, schwindelerregend ist der Aufschwung dieser Nepoten-Familie noch im XV. Jahrhundert! Bloß in der weiblichen Linie durch Sprossen von Schwestern, Tanten mittels Uebertragung des alten Namens fortgepflanzt, hat dieses alte, aber verarmte und durch Heirats-Verbindungen in den untergeordneten Stadtämtern zurückgebliebene Adelsgeschlecht, ohngefähr 40 Jahre nach dem Tode Pius' II. der Welt ein zweites Kirchenoberhaupt gegeben. Aber noch im XV. Jahrhundert geht aus den Schwestersöhnen Todeschini (Piccol.) ein Herzog von Amalfi hervor, und auch die anderen erhalten ähnlich große Territorial-Lehenstitel. Sie traten in eheliche Verbindungen mit dem Königshause von Neapel-Aragon, — wenn auch nur mit Sprossen morganatischer Abstammung — und mit den Far-

* S. V. *Lusini*, Storia della Basilica di S. Francesco (Siena 1891), besprochen von dem trefflichen Geschichtsforscher Orvieto's *L. Fumi.*

nese's. Sie sind nicht nur Granden von Spanien, sondern haben auch das Recht, das spanische Königswappen mit ihrem eigenen zu vereinigen.

Und im Verhältnisse zu diesem Aufschwunge wird der San Francesco zu Siena immer glänzender, beladener. Denn zum Sterben, zur Bestattung kehren die Piccolomini zumeist dahin zurück. . . . .

Nur noch einen Beitrag, welcher jeden Geschichtsforscher sicherlich interessieren wird. Bezüglich des alten, großen Archivs der Piccolomini, welches offenbar in einem besonderen Gebäude untergebracht war, bemerkt Msgr. Toti, dass die Familie am Anfange des Jahrhunderts die Beobachtung machte, «dass dasselbe von geldgierigen Leute geplündert wurde und der größte Theil der Urkunden gegen Triest zu Flügel genommen habe.» Wer mochte zu Anfang des Jahrhunderts der interessierte Käufer in Triest sein? Und wenn die österreichische Regierung es war, die zufolge der großen Rolle, welche diese Familie unter den Habsburgern spielte, thatsächlich mit Recht interessiert sein konnte, was ist aus den Urkunden geworden? Ist nichts davon in die Wiener Centralarchive gelangt? Und sollten dieselben in Folge dessen nunmehr nicht auch für Ungarn zugänglich geworden sein? . . . .*

Als am Ende des XV. Jahrhunderts auch Siena seiner republikanischen Freiheit verlustig wurde und sich einem «Signore» beugte, da führte Pandolfo Petrucci und sein Haus das Willkürregiment, bis die Medici auch Siena in ihren toscanischen Einheitsstaat einverleibten. Mit diesen Petrucci beschäftigen sich die kleineren Mittheilungen des Bulletino, Beiträge italienischer Historiker, wie Gaetano Milanesi, Isidoro del Lungo Cesare Paoli u. A.

Prof. Calisse (zugleich Mitredacteur) bespricht eine andere, schon ihres Gegenstandes wegen allgemeine Aufmerksamkeit erregende und auch für den ungarischen Historiker anziehende Neuigkeit, — nicht unbedingt lobend — nämlich *Lesca's* Studie über die Commentare Pius' II.

Ein überaus interessantes Anekdoton ist die Mittheilung Prof. Gius. Sanesi's «Die japanischen Prinzen in Siena 1585» (I principi Giapponesi a Siena), in welcher er die von der japanischen Niederlassung der Missions-Station des S. Francesco Xaver 1582 unternommene und 1584 in Lissabon gelandete Expedition schildert nach Briefen des Marcantonio Tolomei, des Sprossen einer der vornehmsten sienesischen Adelsfamilien, indem er die betreffenden Angaben mit der Special-Literatur dieser, wie der übrigen ähnlichen Jesuiten-Unternehmungen combiniert.

* Während der Satz-Revision dieser deutschen Uebersetzung hatte Verfasser Gelegenheit in Rom von Mgr. W. *Fraknói* die schätzbare Mittheilung zu erhalten, dass sich die betreffenden Actenstücke im bischöflichen Archiv zu Triest befinden und größtentheils auf das dortige Bisthum Bezug haben.

Es ist wahrlich interessant zu beobachten, mit welchen geradezu großartigen internationalen Mitteln der verhältnismäßig noch neue Orden bereits damals operiert hat. Doch der officielle Geschichtsschreiber des Ordens selbst, Pater Bartoli, erzählt mit der ihm eigenen ironischen Wendung, wie einzelne, die das ganze für Betrug hielten, daran zweifelten, dass «in den vier niedrigen Bürschchen (vili ragazzacci), wenn man auch ihre ganze Kraft auspressen wollte, auch nur ein Tropfen adeligen, geschweige denn königlichen Blutes hervorträufeln würde.»

Zum Schlusse erwähne ich noch die wertvolle Mittheilung des Prof. Zdekauer, die Veröffentlichung der neuerdings entdeckten Bruchstücke des ältesten sienesischen Constituts (Const. Communis Senarum a. d. J. 1262). Wie ein erratischer Block ragt inmitten der Renaissance-Erinnerungen dieses Stück echt mittelalterlicher Geschichte heraus. Eine Besprechung ist hier nicht möglich, da es nur die erste Hälfte der Mittheilung ist (die zweite ist mir später im II. Halbbande zugekommen), weshalb ich nur andeuten will, wovon die Rede ist. Zdekauer hat, wie er erwähnt, die Textausgabe des obengenannten Constitutums vollständig vorbereitet in der ihm zur Verfügung stehenden detaillierten Fassung vom Jahre 1262; doch ist diese nicht complet, da sie nur *IV. Distinctionen* enthält und die IV. bei der Rubrik 72 abbricht. Aus dem Texte selbst, wie aus einem noch älteren compilierten Breve, ist es aber ersichtlich, dass es in *V* Distinctionen getheilt war. («Distinctio» ist in der Bedeutung von «Buch» ein beliebter Terminus der Bologneser und Florentiner Rechtsgelehrten und Notare). Nun aber fand Zdekauer im Anhange des betreffenden Codex (Staatsarchiv zu Siena) auf drei Pergamentblättern die *IV.* Distinction in ihrer Gänze und einen großen Theil der bis dahin gänzlich vermissten V. Dist. Doch will er sich nicht entschließen, diesen Fund der zum Druck vorbereiteten Fundamental-Ausgabe anzugliedern und ediert ihn darum lieber separat im Bulletino. Es stammt diese Reserve aus einem beherzigswerten und lehrreichem Grunde. Dieses Bruchstück, sagte er, gehört nicht demselben Codex an, aus welchem er den Text der vier Bücher herstellte, wahrscheinlich ist es das Bruchstück einer ganz anderen Fassung, welche zu anderer Zeit und darum vielleicht auch mit anderer Tendenz angefertigt wurde. Doch setzt auch er immerhin ihre Entstehung in die Zeit vom September 1262 bis 1270, also in einen auch zeitlich überaus engen Zusammenhang. Trotzdem ist seine große Vorsicht sehr wohl am Platze. Denn bei solchen Editionen sollte man sich wegen der Abrundung des geistigen Inhaltes über die etwa obwaltenden Verschiedenheiten in der Schattierung nicht hinwegsetzen und sollte nicht Bestandtheile zusammenschweißen, welche, wenn sie auch ihrem Wesen nach verwandter Natur sind, doch ursprünglich faktisch keine Einheit gebildet haben. Und in der bewegten Geschichte der mittelalterlichen italienischen Städte-Republiken konnten

in der raschen Folge gegensätzlicher Strömungen auch nur wenige Jahre schon beträchtliche Divergenzen ergeben.

Zdekauer, der schon vor längerer Zeit durch die kritische Bearbeitung und Herausgabe der verfassungsgeschichtlichen Denkmäler der Stadt Pistoja seinen Beruf erwiesen hat, bewährt sich auch auf siensischem Gebiete als tüchtiger, methodischer Geschichtsforscher.

Und so konnten wir diesen Band von Anfang bis zu Ende mit Interesse und Belehrung durchgehen. Und vielleicht ist es uns gelungen den Beweis zu erbringen, dass diese scheinbar fern liegenden Motive und Studien auch dem ungarischen Forscher Anregung, ja positive Bereicherung bieten — seinen Gesichtskreis, selbst hinsichtlich der specifisch ungarischen Geschichtserkenntnis zu erweitern geeignet sind.

Für die subjectiven Zuthaten und stofflichen Excurse des Schreibers obiger Zeilen rechnet er auf die gütige Nachsicht des g. Lesers.

Julius Lánczy.

---

## ZUR GESCHICHTE DER UNIVERSITÄT SIENA.

Unter all den kleineren Universitäten Italiens hat unstreitig Siena die interessanteste Geschichte. Die äußeren Umstände, welche die Gründung, das Aufblühen und die Decadenz dieser Universität begleiten, sind nicht von alltäglichem Interesse, die Geschichte der Universität in der Renaissance-Periode hingegen ist eine solche, deren sich wenig andere rühmen können.

Auf wissenschaftlicher Grundlage behandelte zuerst Denifle die Geschichte der sieneser Universität in seinem, die Geschichte der mittelalterlichen Universitäten umfassenden grundlegenden Werke. Denifle führte die Geschichte der Universität bis 1400 herab, zurückgehend bis auf die ersten Spuren derselben, bis in die erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Mit dem XV. Jahrhundert befasst sich Denifle nicht mehr, wie er überhaupt viel weniger Gewicht auf die inneren Verhältnisse, als auf die äußeren Momente in der Geschichte unserer Universität legt. Diese Lücke auszufüllen, die Geschichte der Universität bis zum XVI. Jahrhundert weiter zu führen und die innere Organisation derselben hauptsächlich während der Renaissance zu beleuchten, unternahm Zdekauer in dem vorliegenden Werke,* welches eigentlich die Summe der Vorlesungen bildet, welche der Verfasser auf Einladung der «accedemia dei Rozzi» Anfang 1893 hielt.

Die Renaissance-Periode der sieneser Universität fängt mit dem

* *Lodovico Zdekauer:* Lo studio di Siena nel rinascimento. Milano, Hoepli, 1894.

Jahre 1321 an. Im genannten Jahre verließ ein Theil der Professoren und Scholaren der bologneser Universität die Stadt Bologna. Ursache hievon war die Hinrichtung eines Scholaren, welcher ein Mädchen verführt hatte. Die Auswanderer begaben sich nach Imola, wo sie von den Abgesandten der Stadt Siena aufgesucht und im Namen der Stadt eingeladen wurden, sich auf die Universität zu Siena zu begeben. Ein Theil der in Imola versammelten leistete dem Rufe Folge und begab sich nach Siena. Die übersiedelte Jugend behielt die bologneser Sitten bei, so auch die Theilung der Jugend in Citramontane und Ultramontane. Zwischen der Stadt und den neuen Ankömmlingen wurde ein besonderer Vertrag abgeschlossen; die medicinische Facultät erhielt von Seiten der Stadt eine besondere Unterstützung, während das Honorar der einzelnen Professoren durch specielle, mit den Betreffenden abgeschlossene Verträge festgesetzt wurden. Welches Ansehen die Scholaren von Seiten des städtischen Magistrats genossen, erhellt wohl am besten aus dem Umstande, dass noch im alten Jahre (1321) zwei von den Scholaren, Messer Duccio dei Gherardini und M. Pietro di Borgogna, als Gesandte der Stadt bei dem päpstlichen Hofe in Rom erscheinen.

Jedoch schon nach ein paar Jahren verdunkelte sich der Glanz der sieneser Universität. Zwei Umstände bewirkten dies. Erstens, dass Bologna alles versuchte, um die nach Siena gewanderten wieder zur Rückkehr zu bewegen, was der Stadt auch theilweise schon 1324 gelang. Der zweite Umstand war die Gründung der florentinischen Universität im Jahre 1348.

Dino del Farbo schließt seinen Commentar zum zweiten Canon des Avicenna im Jahre 1325 mit dem Bemerken, dass er «propter studii divisionem et annichilationem», nach Florenz zurückkehre. Diese Bemerkung ist wohl etwas übertrieben; denn die Universität Siena ging zu dieser Zeit nicht ein, obwohl sie außerordentliche Anstrengungen machte, um sich erhalten zu können. Dass die Universität noch weiter bestand, und noch 1325 berühmte Lehrkräfte an derselben docierten, belehrt uns ein Blick auf das Namensverzeichnis ihrer damaligen Professoren. Der Name des Canonisten Federigo Petrucci, des Professors des Privatrechtes Neri Pagliaresi sind von gutem Klang. vom Jahre 1332 kennen wir sogar den Rector der Scholaren, welcher noch dazu ein Ungar: Jacomo d'Ungheria war. Aus den Jahren 1338—39 besitzen wir die Liste der Bezahlungen der Professoren. In dieser Zeit trugen fünf Professoren die Grammatik vor, deren jährliches Honorar zwischen 40—80 lira schwankte. Geometrie und Mathematik wurde von drei Professoren gelehrt; das wenigste verwendete der Magistrat auf Philosophie; der Gesammtgehalt der Philosophie-Professoren überstieg die Summe von 125 lire nicht. Der Professor der Rhetorik bekam 200 lire, ebensoviel bezogen die Professoren der medicinischen Facultät. Trotz all dem ist es

unstreitig, dass die Universität mit großen Schwierigkeiten kämpfte. Die Concurrenz von Florenz und Perugia ertrug sie nicht. Der sienesische Magistrat machte große Anstrengungen: er verbot den sienischen Doctores, sich auf andere Universitäten zu begeben, und richtete sein ganzes Streben dahin, für die Universität das Privilegium für ein studium generale von dem Papste zu erhalten. Sechsundzwanzig Jahre lang setzte die Stadt den Kampf um Erreichung des Universitäts-Privileg fort, doch ohne Erfolg; das Privileg erhielten Florenz und Perugia.

Endlich — am 16. August 1357 — erhielt auch Siena sein Universitäts-Privileg, wohl nicht vom Papste, sondern vom Kaiser Karl IV. Es bekam die Autorisierung zum Verleihen der Universitätsgrade, sowie auch die Erlaubnis für sämmtliche Facultäten, ausgenommen die theologische. Doch was nützte der Stadt der Titel ohne Mittel!

Der Kaiser verlieh zwar alle erwünschten Privilegien, doch die dazu benöthigte Summe musste die Commune selbst aufbringen. Und dies ging sehr schwer. Die Universität kämpfte mit fortwährendem Geldmangel und dazu trafen sie auch schwer die Pestjahre 1348 und 1373. Von der inneren Organisation der Universität aus dieser Periode wissen wir sehr wenig. So viel erhellt aus den übriggebliebenen wenigen Spuren, dass die sienesische Universität in ihrer Organisation sich nach der zu Bologna richtete, deren Einfluss sich noch lange bemerkbar machte.

Das Universitätsleben im Trecento war sehr anziehend. In dieser Zeit waren nämlich auch die Adeligen Siena's Mitglieder der Universität und nahmen regelmäßig an den Vorlesungen Theil. Der hervorragendste Lehrer dieser Zeit war M. Jacopo Paliaresi legum doctor, dessen Grab sich im dortigen Franciscanerkloster befindet. Von seinem Grabmahl ist nur die Inschrift erhalten. Hingegen hat uns der Zufall das Grabmal des M. Niccolo Avinghiero, des Zeitgenossen Paliaresi's erhalten, welches sich in der Kirche San Domenico befindet. Das Grabmahl, dessen Photographie dem Werke Zd.'s beigefügt ist, stellt Avinghieri unter seinen Schülern vor, wie er, auf den Katheder sitzend, die Rechtsquellen erläutert. Die im Hautrelief ausgeführte Arbeit führt uns in interessanter Weise das innere Leben der Universitäten des Trecento, die Vorlesungen selbst, vor. Das Reliefbild selbst, soweit es die schlechte Reproduction auszunehmen gestattet, gehört den ersten Werken jenes Zeitalters an. Gegen Ende des Trecento unterbreitete Fra Angelo de Cartaio den Antrag, dass die zu Siena wohnenden Geistlichen an den Auslagen der Universität participieren mögen, und als Recompensation das Recht erhalten sollen, bei Berufung der Professoren ihre Ansicht und Stimme geltend zu machen, natürlich nur bei jenen Lehrstühlen, welche auch für sie von Interesse waren: canonisches und Privatrecht, Grammatik und Notaria, für welche Fächer die Stadt in diesen Jahren die jährliche Summe von 1200 Gulden verwendete.

Im Jahre 1392 entstand unter Einfluss des Bischofs von Siena, Francesco Mormille, die Sapienza, deren eigentliche Aufgabe die Unterstützung armer inländischer Schüler bildete. Jedoch, wie so viele andere Institutionen, diente auch diese zu einem anderen Zweck, und wurde im Laufe der Zeit ein ausschließlich fremde Scholares versorgendes Institut, dessen Mitglieder einen bestimmten jährlichen Beitrag entrichteten. Unter Gregor XII. erhielt die Sapienza die päpstliche Bestätigung. 1419 wurden an die Spitze des Instituts sechs Rechtsdoktoren von der Universität berufen. Ueberhaupt blühte die Universität in der ersten Hälfte des Quattrocento wieder auf. Die päpstliche Protection sicherte sowohl der Universität, als der Sapienza die Protection der Cardinäle und der übrigen Kirchenfürsten, so dass die erste Hälfte des XV. Jahrhunderts die blühendste Periode der Universität wurde. Unter den Professoren befanden sich viele, deren Namen weit und breit bekannt war, so Paolo di Castro, Giovanni de Imola, unter den Juristen Antonio da Pratovecchio, Lodovico Pontano, Beneditto de Bargi, Antonio de Rozelli und noch andere, während unter den Scholaren Enea Silvio es am weitesten brachte.

Im Obigen giebt Zdekauer die äußere Geschichte des Studiums. Die innere Organisation, das innere Leben desselben behandelt er mit der größten Ausführlichkeit. Leider können wir Raummangels halber seinen interessanten Ausführungen nicht folgen, sondern müssen uns begnügen dieselben in der Kürze zusammenfassen.

Nach dem diploma imperiale von 1357 stand an Spitze des Studiums ein rector generalis, mit Jurisdiction sowohl über die Scholaren als über die Professoren ausgerüstet. Einen, von dem seinen abweichenden Rechtskreis besaßen die Rectores der ultramontanen und citramontanen Corporationen, welche die Jurisdiction nur über den betreffenden Corporationen ausübten. Der rector generalis wurde auf Grund dreifacher Canditation durch die Gesammtheit der Scholaren gewählt, während an der Wahl der beiden übrigen Rectores die inländischen Scholares nicht theilnahmen. Dies verursachte öfters Streitigkeiten, so dass laut Verordnung vom Jahre 1429 die Inländer, im Falle sie an der Wahl theilnehmen, eine Strafe von 25 lire erleiden. Bei Berufung der Professoren wurden im Anfang nur Fremde in Betracht gezogen; dem gegenüber bestimmt die Deliberation vom 12. Februar 1338 eine Strafe von 1600 lire für jeden Inländer, welcher ohne Erlaubnis außerhalb der Stadt lehrt. Das Diploma imperiale von 1357 bestätigt diese Verfügung, doch schon 1360 kehrte man zur alten Praxis zurück, von 1419 angefangen begegnen wir wieder Eingebornen in den Reihen der Professoren. Im ganzen genommen haben wir von der inneren Organisation des Studiums wenig directe Nachrichten, die Statuten fehlen, und in Ermangelung derselben

reconstruiert Zdekauer aus andern Quellen das Bild des Studiums, eine Arbeit, die vollste Anerkennung verdient.

Die Sapienza verblieb lange Zeit in dem Gebäude, in welchem sie ursprünglich untergebracht war. Die Beschränktheit des Raumes bewog 1492 den Cardinal von Siena dazu, dem berühmten Baumeister Giuliano di San Gallo den Auftrag zu geben, Pläne für ein neues Gebäude anzufertigen. San Gallo verfertigte zwar die Pläne, doch dieselben kamen nicht zur Ausführung; die bald eingetretene Decadenz machte auch das Bauen überflüssig. Die Pläne San Gallo's sind erhalten, und es erhellt aus ihnen, dass das Gebäude nicht für die momentane Nothwendigkeit geplant, sondern dass es in größter Ausdehnung veranschlagt war. Die Dimensionen waren wirklich colossal, die Form des Gebäudes war ein Quadrat, 70 Klafter lang, 80 breit, der Hof hätte einen Raum von 25 Quadratklafter eingenommen, mit einem Peristyl umgeben. Leider ist dieser Plan, wie schon erwähnt, nicht zur Ausführung gelangt.

Zdekauer behandelt nun das innere Leben und die Organisation der Sapienza. Als Quellen dienten ihm zwei, gegenwärtig im Staatsarchiv zu Siena aufbewahrte Handschriften. Die eine ist das Inventar der casa della misericordia aus dem Jahre 1459, die zweite enthält die Deliberationen der savi dello Studio aus der Periode 1473—1493. Auch an dieser Stelle müssen wir uns, Raummangels halber, damit begnügen, auf das Werk Zdekauers selbst verweisen.

Was die Zahl der Studierenden betrifft in den Jahren 1470—1495, bildeten in der Sapienza die Deutschen die Mehrzahl, circa 50%, nach ihnen kamen mit 25% die Spanier und Portugisen, das übrige vertheilte sich zwischen die Italiener, welche aus allen Theilen Italiens herbeiströmten, aus Sicilien, Piemont, Toscana, Marcia und Rom, während aus Florenz niemand kam. Hier wollen wir auch anführen, dass 1470—1495 die Sapienza auch zwei Ungarn zu ihren Mitgliedern zählte: Dominus Albertus de Hungaria, den das Buch der Sapienza zu 1477 anführt, und zu gleicher Zeit wird auch Ambrosius de Hungaria, natus Berrardi angeführt.

Mit dem Verfall der Republik Siena fiel auch die Universität im Cinquecento und den beiden folgenden Jahrhunderten war der Verfall der Universität schon unaufhaltsam.

Zdekauer fügt seinem Werke einen Anhang bei, in welchem er 26 auf die Universität und die Sapienza Bezug habende Documente mittheilt, bisher größtentheils unbekannt. Der Arbeit liegen auch zwei Tafeln im Lichtdruck bei, welche das oberwähnte Grabmahl Aringhieri's, und den Plan der Sapienza von 1492 darstellen.

Die Arbeit Zdekauers beleuchtet größtentheils im neuen Licht die Vergangenheit der Universität zu Siena und besonders deren Verfassung, insoweit dies bei der Mangelhaftigkeit der Daten möglich war. Das Werk

wird Niemand ohne die vollste Befriedigung aus der Hand legen, konnte er ja doch das um und auf einer mittelalterlichen Universität Italiens vollständig kennen lernen. Wir können uns jedoch nicht verhehlen, dass an der Arbeit, so wie sie jetzt ist, sehr bemerkbar ist, dass sie die Frucht öffentlicher — man kann sagen populärer — Vorträge sei. Es würde dem Werke nur zum Vortheil gereicht haben, es aus der vorlesungsförmigen, abgehackten Form herausschälen. Doch bezieht sich dies nur auf die äußere Form, den inneren Wert der Arbeit berührt dieser Umstand nicht im geringsten. Dr. ANTON ÁLDÁSY.

---

# ZUR GESCHICHTE DES FRIEDENSSCHLUSSES VON SZEGEDIN* (1444).

(Zweite Abtheilung.)

Die Frage des Friedensschlusses und Friedensbruches von Szegedin hat der überwiegenden Mehrheit der klerikalen Schriftsteller schlaflose Nächte bereitet. Si fecisti, nega — von diesem nicht löblichen auf klerikaler Seite zu allen Zeiten sehr gerne angewandten Grundsatze[1] konnte jedoch in Bezug auf die Frage des Friedensschlusses und Friedensbruches von Szegedin angesichts der Uebereinstimmung sämmtlicher Quellen des 15. Jahrhunderts[2] schlechterdings kein Gebrauch gemacht werden, obzwar ein klerikaler Autor, der siebenbürgische Bischof Graf Ignaz von Batthány,[3] nichtsdestoweniger den nicht ernst zu nehmenden Versuch[3a] gemacht hatte, durch eine sehr naive Interpretation eines Passus in dem berühmten Manifeste des Königs Wladyslaw vom 4. August 1444[4] — die Erhaltung einer

* Vgl. meine Abhandlung in Heft 5—7. Jahrgang 1894 dieser Zeitschrift, welche ich der Kürze halber «Meine Abh. Erste Abth.» citieren werde. Bemerkt sei, dass im Titel dieser Abhandlung sich ein arger Druckfehler eingeschlichen hat, es soll nämlich statt Graf August Lieszkowski richtig heißen Graf August Cieszkowski.

[1] Vgl. z. B. den Cynismus von Philipps (Lehrbuch des Kirchenrechts. 1 Bd. Regensburg. 1859 p. 50—51) in Bezug auf die Fälschung des Pseudoisidor, ferner in Bezug auf dieselbe Frage die Schlauheit und Zweideutigkeit des Antonius Agustinus bei Maassen «Geschichte der Quellen und der Literatur des canonischen Rechtes im Abendlande bis zum Ausgange des Mittelalters. Gratz, 1870. Literarh. Einl. p. XXXI—XXXIV, dagegen aber Schulte «Die Geschichte der Quellen u. Literatur des canonischen Rechtes von Gratian bis auf die Gegenwart», 3. Band, 1 Theil. Stuttgart, 1880. p. 727. Note 16.

[2] Meine Abh. Erste Abth. p. 337—341. — [3] Leges ecclesiasticæ regni Hungariæ Car. Alb. 1787, I. Tom. p. 487, Note 6. — [3a] Meine Abh. Erste Abth. p. 342. N. 6.
[4] Meine Abh. Erste Abth. l. c.

Copie desselben im Staatsarchiv von Venedig ist, wie wir gesehen haben, für die historisch-kritische Untersuchung unserer Frage von unschätzbarem Werte[5] — die Thatsache des Friedensschlusses und somit auch des Friedensbruches in Abrede zu stellen. Angesichts solcher Naivetät kann der kritische Forscher nur die Frage stellen: ob der Hochwürdige Herr Bischof dasjenige auch geglaubt habe, was er anderen einzureden für ersprießlich und nützlich erachtet hat? Und noch naiver ist es, solche Naivetät mit der euphemistischen Benennung «Divinationsgabe» zu bezeichnen,[6] es sei denn, dass die Tendenz, von der vorweg ausgegangen wird, solche Bezeichnung fordert, in welchem Falle aber von einer objectiv kritischen Geschichtsforschung keine Rede mehr sein kann.

Weil man also angesichts der Uebereinstimmung sämmtlicher Quellen, wie erwähnt, die Thatsache des Friedensschlusses nicht in Abrede stellen konnte, so versuchte man theils durch Negation bestimmter Begebenheiten, theils durch scholastische Casuistik wenigstens die Thatsache des Friedensbruches wegdisputieren zu wollen. In ersterer Hinsicht behauptete man im Widerspruche mit den Quellen[7] oder mit Ignorierung[8] derselben, dass Sultan Murad durch die Nichterfüllung der Bedingungen des Friedensvertrages von Szegedin eidbrüchig geworden, in letzterer Beziehung wurden die merkwürdigsten Theorien über Giltigkeit und Ungiltigkeit von Eiden[9] aufgestellt, um zu beweisen, dass der eidlich bekräftigte Friedensschluss von Szegedin null und nichtig gewesen sei, weil er mit dem früheren, gleichfalls eidlich bekräftigten Reichstagsbeschluss von Ofen (Mitte April 1444) collidiert hätte. Beide modi procedendi der Negation des Friedens-

[5] L. c. p. 350, Note 35. — [6] L. p. 342, Note 6.

[7] Vgl. Meine Abh. Erste Abth. p. 356, Note 48. Bemerkt sei noch, dass die Thatsache der Uebergabe der Festungen auch von dem Janitscharen Michael Konstantinović von Ostrovica (über diese Quelle vgl. Zeissberg, Die polnische Geschichtsforschung des Mittelalters, Leipzig 1873, p. 419—21; Jirecek, Geschichte der Bulgaren, Prag 1876, p. 364 und 334, Note 54) bestätigt wird, vgl. p. 307 der französischen Uebersetzung in den Monumenta Hungariæ historica. Vol. XXIII, Scriptores II, Partie 2.

[8] Meine Abh. Erste Abth. l. c.

[9] So sagt z. B. Fraknói (Cesarini Julián, p. 61): «Der Eid kann nämlich seine verpflichtende Kraft verlieren, wenn seine Erfüllung unmöglich wird oder wenn er die Quelle schwerer Nachtheile und Gefahren bilden würde. Nur steht die Beurtheilung und Entscheidung dessen, ob ein solcher Fall obwalte, selbstverständlich nicht den interessierten Parteien zu, sondern gehört zur Competenz eines höheren Forums. Dieses höhere Forum war in vorliegendem Falle der heilige Stuhl, beziehungsweise sein plenipotentiärer Legat». Von moralischen Bedenken gegen die Stichhältigkeit dieser Doctrin wollen wir ganz absehen; aber war im vorliegenden Falle nicht auch der Sultan interessierte Partei? Und wenn ja, wie soll die Competenz des heiligen Stuhles in Bezug auf denselben begründet werden?

bruches findet man schon bei dem päpstlichen Historiographen Raynald, der in dieser Hinsicht für alle folgenden klerikalen Autoren Quelle geworden zu sein scheint. Wir lesen bei demselben:[10]

«Ac tum Julianus Cardinalis vir eloquentiæ laude insignis Wladislaum Regem ad reintegrandum intermissum bellum incitare cœpit, *extortam nimirum temporis causa simulatam pacem*, quæ diu tenere non posset, argumento esse, quod ante id tempus barbari promissam fidem non servassent: præterquam quod priora cum Eugenio Pontifice, Philippo Burgundiæ duce, Venetis ac Genuensibus pacta fœdera potiora erant: *siqua Rex praestiti sacramenti religione animum devinciri timeret, se apostolica, qua fulciebatur auctoritate, concepto eo metu illum omnino liberare.* His aliisque propositis flexit Regis animum Julianus, impulitque ut novo sacramento se cum proceribus ad redintegrandum bellum Turcicum obstringeret. Non deerat alia causa gravissima, quæ ex omnium etiam politicorum consensu iustum bellum capessivisse Wladislaum ostendat, nimirum pepigerant antea fœdus Hungariæ Rex et Caramanus adversus Amuratem, ut si Amurates Caramanum in Asia opprimere niteretur, Hungarus in Europa Turcis bellum inferret, si in Europa adversus Hungarum signa converteret Turca, Caramanus in Asia Turcas adoriretur: itaque, cum in Caramanum impetus suos effunderet Amurates, iuste Hungarus ex priori fœdere in Europa Turcas aggredi bello potuit, ne victo Caramano in ipsum irruerent, Græcique nominis reliquias obtererent.»

Sehr mit Recht bemerkt ein klerikaler Autor, Josef von Chmel, ein treuer Priester der historischen Muse,[11] zu dieser Darstellung des Sachverhaltes von Raynald und zu dem bereits erwähnten[12] und weiter unten noch zu besprechenden Schreiben des Papstes Eugen IV. an den Fürsten der Albaneser Aranitus (bei Raynald l. c. p. 293): «Dass bei solchen Ansichten über die Gültigkeit eines Eides, nach der jeweiligen Convenienz nämlich, die Türken Misstrauen, ja Verachtung gegen die Christen fühlen konnten, wie es sich späterhin, besonders bei diplomatischen Verhandlungen im 16. Jahrhunderte so oft zeigte, ist nicht unbegreiflich. Dass übrigens doch Viele auch unter den Christen an der Rechtlichtkeit einer solchen Ansicht zweifelten, zeigt die Sensation und Bestürzung, welche die Schlacht bei Varna hervorbrachte, die man so ziemlich allgemein für eine Strafe des Treubruchs hielt».[13]

Obzwar nun die überwiegende Mehrheit der Autoren den Raynald gedankenlos abgeschrieben hat, so halte ich es dennoch für keine über-

[10] «Annales ecclesiastici» Edit. Colon. Agrip. 1693, Tom. XVIII, p. 293.

[11] Meine Abh. Erste Abth. p. 341. — [12] L. c. p. 355, Note 42.

[13] «Geschichte Kaisers Friedrich IV» 2. Band. Hamburg 1843, p. 308, Note 1.

flüssige Mühe, eine Blüthenlese aus den Schriften derselben zusammenzustellen, welche zur Vervollständigung unserer Darstellung dienen soll. Wir wollen zuerst auf Grund des 1890 zu Budapest erschienenen Buches von Fraknói «Das Leben des Cardinals Julian Cesarini, päpstlichen Legaten in Ungarn», die Polemik schildern, welche über unsere Frage zwischen dem berühmten Primas von Gran, Peter Pázmán und zwischen einem protestantischen Lehrer von Kaschau Peter Alvinczi mit großer Lebhaftigkeit und Vehemenz geführt wurde.[14] Ueberflüssig zu sagen, dass Peter Pázmán, die Hauptstütze der Gegenreformation in Ungarn, den Cesarini rein zu waschen, ein sehr actuelles Interesse gehabt hat.

Pázmán behandelte zuerst die Frage im Jahre 1609 in einer Schrift, die folgenden Titel führt: «Egy keresztyén prédikátortúl a kassai nemzetes tanítóhoz, Alvinczi uramhoz iratott öt szép levél» («Fünf schöne Briefe, geschrieben von einem christlichen Prediger an den edlen Lehrer von Kaschau, Herrn Alvinczi»). Nachdem er die Details des Sachverhaltes, — sammt der von Julian angeblich gesprochenen Rede auf Grund des Bonfin — vorgetragen hat, formuliert er auf folgende Weise den Thatbestand:[15]

«Siehst du, dass Julian den Kern der Sache darin erblickt hat, dass mit den Türken entgegen dem einmal geleisteten Eide kein Friede geschlossen werden konnte. Zum Eidbruche eiferte aber Julian so wenig an, dass er bei jener Gelegenheit die Behauptung aufstellte, dass der wahre Eid nach der Meinung Aller heilig gehalten werden müsse. Aber die Frage war die: war es ein rechter und wahrer Eid, mit welchem sich die Ungarn zum Nachtheile und zum Schaden der Conföderierten, entgegen dem früheren Beschlusse verpflichtet hatten? Julian behauptete und mit Recht behauptete er es, dass der Friedensschluss mit den Türken kein rechter und wahrer Eid gewesen sei».

Dann stellt er folgende Fragen an den protestantischen Prediger:[16]

«Erachtest du es als Eidbruch, wenn du das verlassen wirst, was du gegen deine rechte Pflicht gelobt hast? Du bist Prediger und hast geschworen, dass du die heilige Schrift lehren wirst; wenn du neuerlich dem Türken zu Liebe geloben würdest, dass du den Alkoran verkünden werdest, würde derjenige dich zum Eidbruche verleiten, der dich zum Verlassen dieses Gelübdes bewegen würde? Du hast deinem Könige Treue geschworen; dann betreten die Hajduken dein Haus und bewegen dich, dass du

[14] Fraknói, l. c. p. 93—96.

[15] Ob dies gar so klar und præcis ist, wie Fraknói meint, wollen wir dahingestellt sein lassen.

[16] Die fünf Briefe sind in Form eines zwischen einem katholischen Magnaten und einem protestantischen Prediger geführten Dialoges geschrieben.

gegen den König ihnen Treue angeloben sollst; verleite ich dich zum Eidbruch, wenn ich dich überzeuge, dass das Zureden der Hajduken ein gotteswidriger Eid gewesen sei? Du hast deiner Frau Treue geschworen; wenn du dann verrückt wirst, einer anderen Treue gelobst, verletzest du einen Eid, wenn du dieses letztere Gelöbnis bei Seite lassen wirst?»

Sodann gelangt er zu folgenden Conclusionen:

«Aehnlich stand es mit der Sache der Ungarn. Zuerst schwuren sie den Christen, dass sie mit ihnen leben und sterben wollen, sodann ließen sie im Stiche (d. h. sie bewogen zur Unternehmung des Feldzuges) die christlichen Fürsten mit dieser Verpflichtung. Diese konnten sie nicht aufgeben ohne Zustimmung ihrer Verbündeten; als sie aber das erste Bündnis geschlossen hatten, da ist keine Sünde vorgefallen. Dass aber Gott der Herr die Ungarn in's Verderben stürzte und sie durch die Türken besiegen ließ, hiezu gaben sie ihm genügenden Grund dadurch, weil sie entgegen dem mit den Christen geschlossenen Bündnisse mit anderen pactiert hatten. Obzwar Gott auch sonst viele Geheimnisse hat und gar oft auch diejenigen in Schlachten zu Grunde gehen lässt, deren Sache eine gerechte ist.»[17]

Alvinczi blieb die Antwort nicht schuldig. In seiner Entgegnung hielt er die Behauptung aufrecht, dass die Verletzung des Friedensschlusses von Szegedin ein Eidbruch gewesen sei. Nach seiner Meinung hätten die Ungarn auch ohne Befragung des Papstes, des griechischen Kaisers und Venedigs das Recht gehabt, mit den Türken Frieden zu schließen, weil jene Ungarn nichts angegangen habe. Dann raisonniert er so, dass, obzwar das mit den christlichen Mächten geschlossene Bündnis dem Friedensschluss mit den Türken vorangegangen sei, dieser gewichtiger gewesen ist, weil er eidlich bekräftigt wurde und man unter zwei Uebeln das kleinere wählen müsse. Endlich hebt er hervor, dass der Friede mit den Türken später geschlossen wurde, dass aber der spätere Beschluss den früheren aufhebe.[18]

Pázmán antwortete sofort mit einer Gegenschrift. In derselben bemerkt er, dass die christlichen Mächte Ungarn nichts angegangen habe, bevor der König von Ungarn mit ihnen kein Bündnis geschlossen hatte; dass es aber sie nach dem Abschlusse des Vertrages gekümmert habe. Unter Berufung auf die Worte des Bonfin beweist er, dass Wladyslaw sich auch gegenüber den christlichen Mächten eidlich verpflichtet habe. Uebrigens wäre auch ein einfaches Gelöbnis und ein Vertrag ohne eidliche Bekräftigung von verpflichtender Kraft gewesen. Wenn Jemand — so sagt er — entweder aus eigenem Antriebe oder gezwungen vom gekrönten Könige abzufallen

[17] Die erste Edition ist verloren gegangen, vgl. Fraknói, Note 169.

[18] Den Inhalt dieser Entgegnung kennen wir nur aus der Antwort von Pázmán, vgl. Fraknói l. c. Note 170.

geschworen hätte, so ist er weder diesen gotteswidrigen Eid zu halten verpflichtet, noch kann er sich damit entschuldigen, dass er seinem Könige keine Treue geschworen habe.

Er widerlegt ferner die Behauptung von Alvinczi, dass durch das spätere Bündnis das frühere aufgehoben werde. Hieraus — sagt er — würde folgen, dass derjenige, der seiner ersten Frau überdrüssig geworden und sodann sich einer anderen zugesellt hätte, mit dieser zweiten zu leben verpflichtet wäre. Er beweist, dass der Rechtsgrundsatz «priora tolluntur per posteriora» nicht auf Verträge, sondern nur auf einseitige Willensdispositionen anwendbar sei.

Weil aber auch Alvinczi die Niederlage bei Varna dem Eidbruche von Szegedin zugeschrieben hatte, so antwortet hierauf Pázmán: «Du warst noch kein Geheimrath Gottes und kennst nicht die Gründe der Anordnungen der Heiligkeit desselben».

Fraknói [20] bemerkt sehr resigniert, dass die Macht der Logik des Pázmán diese Frage von der Tagesordnung definitiv abzusetzen nicht im Stande gewesen sei. Dieses Einbekenntnis, so wertvoll es auch ist, wird den sachkundigen Forscher durchaus nicht frappieren; ist doch die Logik des Pázmán in ultima analysi nichts Anderes als die Nutzanwendung der sattsam bekannten jesuitisch ethischen Grundsätze auf den vorliegenden Fall. Wir können aber auf eine Würdigung und Widerlegung derselben umso leichter verzichten, weil schon von anderer sehr competenter Seite gegen Bischof Fraknói der Vorwurf der Befangenheit in rebus, quæ ad ecclesiam catholicam spectant, erhoben worden ist.[21] Selbstverständlich wird kein gerecht denkender Mensch den unvergänglichen Ruhm und die großen Verdienste, welche Bischof Fraknói sich durch seinen unermüdlichen Fleiß und durch seine beispiellose Munificenz um die vaterländische Geschichtsforschung [22] erworben hat, verkennen oder gar schmälern wollen.[23] Auch sein in Rede stehendes Buch, welches meine Wenigkeit für den im März dieses Jahres verstorbenen Grafen August Cieszkowski, gewesenen Präsidenten der Gesellschaft der Wissenschaftsfreunde in Posen und für das Ossolinskische Institut in Lemberg (wo es handschriftlich vorhanden

[19] Der sehr langathmige Titel dieser Schrift, von welcher nur ein Exemplar enthalten ist, bei Fraknói, Note 171.

[20] p. 96. — [21] «Századok», Erster Jahrgang (1867), Heft 1, p. 79, sub I.

[22] Es hieße aber Eulen nach Athen tragen, wenn man beweisen wollte, dass die Resultate derselben für die universalgeschichtliche Forschung von nicht minderer Bedeutung und Tragweite sind.

[23] Eine schlechte Sache wird eben durch keine Vertheidigung besser. Der Friedensbruch von Szegedin lässt sich ebensowenig wegdisputieren, als die Thatsache, dass einst ein Papst (Paul III) *ohne Veranlassung* und noch dazu *wissentlich falsch* geschworen hat (Maurenbrecher in Sybel's Hist. Zeitschrift, Band 17, Jahrg. 1867, p. 148, Note 5).

ist) in's Deutsche übersetzt hat, ist eine Fundgrube sehr wertvoller archivalischer Daten[24] und wir können uns nicht genug wundern, dass das officielle Organ der ungarischen historischen Gesellschaft «Századok» dasselbe keiner Beachtung gewürdigt hat.

Wir übergehen auf einen anderen sehr verdienstvollen klerikalen Forscher Georg Pray.[25] Es würde aber uns viel zu weit führen, alle seine Irrthümer detailliert widerlegen zu wollen. Das Resumé seiner Expectorationen fasst er selbst dahin zusammen: itaque rex pacta cum Turcis inita ob non servatas conditiones rescindit,[26] folglich war die Auflösung des Friedensvertrages von Szegedin seitens des ungarischen Königs kein Eidbruch, die Bedingungen des Friedensvertrages wurden vielmehr von türkischer Seite nicht eingehalten, woraus dann selbstverständlich die Folgerung abgeleitet wird, dass der ungarische König ipso jure zur Rescission des Friedensvertrages berechtigt gewesen wäre. Dass der Friedensschluss einen Eidbruch (die Verletzung des eidlich bekräftigten Reichstagsbeschlusses von Mitte April 1444) involviert habe, wird von Pray, wie von allen klerikalen Autoren, ohneweiters zugegeben. Ganz auf demselben Standpunkte, wie Pray, steht der um die vaterländische Geschichtsforschung nicht minder

[24] Wir erwähnen nur z. B. das im Anhang auch als Facsimile mitgetheilte, bis dahin unediert gewesene Schreiben des Cesarini (de dato Raab 16—21 December, 1442) an die Regierung der Republik Siena, in welchem Cesarini derselben die bisher unbekannt gewesenen Details des zwischen Wladyslaw und der Königinwitwe Elisabeth zu Raab geschlossenen Friedens mittheilt. Die Anführung anderer interessanter Daten würde den uns hier zur Verfügung stehenden Raum weit übersteigen, wesshalb wir uns dieser Arbeit bei anderer Gelegenheit unterziehen werden.

[25] Vgl. über Pray die «Beiträge zur Würdigung der ungarischen Geschichtsschreibung» von Alexander Flegler in Sybel's Hist. Zeitschr. Bd. 18, Jahrg. 1867. p. 273—278 (Diese in Band 17—19, Jahrg. 1867—1868 der erwähnten Zeitschrift erschienenen trefflichen Aufsätze sind auch in's ungarische übersetzt worden unter dem Titel «A magyar történetirás történelme», «Die Geschichte der ungarischen Geschichtsschreibung» von dem Professor an der Universität Klausenburg (jetzt Budapest) Josef Szinnyei jun., in der von der Franklingesellschaft unter Leitung von Paul Gyulai edierten Sammlung «Olcsó könyvtár» — «Wohlfeile Bibliothek», ein Unternehmen à la Reclam).

[26] «Annales regum Hungariæ» III. Bd. Vindobonæ 1776, p. 20, ferner «Historia regum Hungariæ» II. Bd. Budæ 1801, p. 330, Note 6: «Nec opus erat, ut regem a præstito juramento solveret, quo alioquin, ob non servatas ab Amurathe conditiones, ex natura contractus non tenebatur». Dagegen schon (nicht eben suaviter in modo) Fessler «Die Geschichte der Ungarn u. ihrer Landsassen» (über Fessler vgl. Flegler l. c. 19, 279—285) IV. p. 595, Note a. Ganz aus der Luft gegriffen die Darstellung bei Pray l. c. p. 329 fuere tamen, ut ex eventu patuit, qui non diuturnam fore, putabant, cum enim ea, quæ Amurathis Legati se redacturos pollicebantur, Wladislaus ad præstitutum diem repeteret, fucosas causas, aliam ex alia, quod Amurathes absens esset, prætexebant. Sero perfidia cognita est.» Dagegen Fessler l. c. p. 590, Note a.

verdiente klerikale Gelehrte Stefan Katona.[27] Die Unhaltbarkeit dieser Ansicht wurde aber schon am anderen Orte [28] nachgewiesen.

Claudius Vaszary nimmt in seinen beiden Werken «A várnai csata» (Die Schlacht bei Varna) Pest, 1864 und «I. Ulászló magyar király esküszegése és a várnai veszedelem» (Der Eidbruch des ungarischen Königs Wladyslaw I. und die die Katastrophe bei Varna), insoweit dieselben sich mit dem Meritum unserer Frage beschäftigen, zur Vertheidigung des Cesarini denselben Standpunkt ein, Raynald und Pázmán.[29] Die Beurtheilung der Erzwungenheit eines Eides läuft in ultima analysi, wie seine Beispiele [30] zeigen, stets auf die jeweilige Convenienz [31] hinaus. Solche Lehren [32] sind ein sehr zweischneidiges Schwert. Das Verdienstvolle beider Werke müssen wir jedoch, wenn wir der Wahrheit die Ehre geben wollen, rücksichtslos anerkennen. In der ersten Schrift hat der Verfasser zuerst den unwiderleglichen Beweis erbracht, dass der Friedensschluss von Szegedin Mitte Juli stattgefunden haben müsse.[33] In dem zweiten größeren Werke hat er sich um die Kritik des zuerst bei Pray verfälschten Textes des berühmten, schon mehrmals erwähnten Manifestes des Königs Wladyslaw vom 4. August 1444 sehr verdient gemacht,[34] obzwar auch ihm merkwürdiger Weise die Verstümmelung des wichtigsten Passus der Urkunde, wie sie bei Dlugosz erhalten ist, nicht aufgefallen war.[35] Der Standpunkt von Pray und Katona in Betreff der Erfüllung der Bedingungen des Friedensvertrages wird auch von ihm festgehalten.[36]

Last not least. Wilhelm Fraknói [37] will (abgesehen davon, dass er mit größter Nonchalance [38] sich auf den Standpunkt von Pray und Katona stellt) auf folgende Weise den Beweis erbringen, dass nicht die Auflösung, sondern der Abschluss des Friedens von Szegedin der auf ungarischer Seite geschehene Eidbruch gewesen sei. Er sagt, wie folgt:

[27] Historia critica regum Hungariæ, Bd. XIII/VI. p. 330 sq. und hiezu Meine Abh. Erste Abth. p. 354, Note 40. Ueber Katona vgl. Flegler l. c. Bd. 18, p. 278—282.

[28] Meine Abh. Erst. Abth. p. 356, Note 48. Es ist wohl nur ein Irrthum, wenn die in Note 7 erwähnte Quelle angibt, dass der Friede von Szegedin auf sechs Jahre geschlossen worden sei.

[29] Dasselbe gilt von dem Werke Zbigniew Olesnicki des ultramontanen polnischen Grafen Maurycy Dzieduszycki. Vgl. über denselben das sehr treffende Urtheil in Sybel's Hist. Zeitschrift, 18 Bd. Jahrg. 1867, p. 381.

[30] L. c. und an verschiedenen Stellen seines größeren Werkes.

[31] Vgl. den Text zu Note 13 der zweiten Abtheilung meiner Abhandlung.

[32] Die Schlacht bei Varna, 44, Note p. 27.

[33] Meine Abh. Erste Abth. p. 345, Note 26.

[34] Fraknói, Note 92 und dazu Vaszary, Der Eidbruch u. s. w. p. 104 sq.

[35] Meine Abh. Erste Abth. p. 350, Note 35. — [36] Meine Abh. Erste Abth. p. 356, Note 48. — [37] L. c. p. 100—101. — [38] Meine Abh. Erste Abth. l. c.

»Es war aber ein fundamentaler Grundsatz des von der mittelalterlichen christlichen Welt allgemein anerkannten internationalen Rechtes, dass einzelne Staaten in dem Falle, wenn die christliche Welt mit den Türken Krieg führen sollte, aus eigener Machtvollkommenheit den Eingebungen ihrer momentanen Interessen folgend mit dem Türken Spezialfrieden oder Waffenstillstand zu schließen nicht berechtigt seien, weil solche Separatconventionen als gegen die gemeinsamen Interessen der Christenheit erfolgte Attentate gleichsam das Stigma des Verrathes und der Apostasie an sich trügen. Hiemit im Zusammenhange steht die Auffassung, dass dem Oberhaupte der Kirche die Entscheidung zustehe, in welchen Fällen das Gemeinwohl der Christenheit solche Friedensschlüsse und Waffenstillstände erlaubeoder verbiete. Dieses Recht wurde von den Päpsten consequent in Anspruch genommen und von den christlichen Fürsten und Staaten ohne Widerspruch anerkannt.[39] Die Consequenz desselben war, dass die Päpste die Friedensschlüsse, welche ohne ihre Zustimmung zu Stande gekommen waren, als nichtig betrachtet und die christlichen Mächte von der verpflichtenden Kraft derselben befreit haben.[40]

Ein solcher Fall obwaltete angesichts des ohne Zustimmung des heiligen Stuhls geschlossenen Friedens von Szegedin, in welchem Falle die Principien des geltenden internationalen Rechtes zur Anwendung gelangten.

Der Eidbruch erfolgte also beim Abschluss und nicht bei Auflösung des Friedens von Szegedin. Und Cardinal Julian kann nur aus dem Grunde, weil er das Zustandekommen des Friedens nicht gehindert hatte,[41] nicht aber, weil er die Auflösung bewirkte, zur Verantwortung gezogen werden.

Zum Beweise dieses von der mittelalterlichen christlichen Welt allgemein anerkannten internationalen Rechtes beruft sich Wilhelm Fraknói in erster Reihe (Note 174) auf ein Schreiben[42] des Papstes Eugen IV. vom 7. October 1444 (vgl. dasselbe bei Raynald »Annales ecclesiastici» Edit.

[39] Die erste Hälfte dieses Satzes ist wahr, was aber die zweite Hälfte anbelangt, so ist diese Behauptung in Bezug auf Ungarn unwahr, weil das marianische Königreich seine Unabhängigkeit auch Rom gegenüber schon zu einer Zeit zu wahren wusste, als das heilige römische Reich deutscher Nation nach Canossa pilgern musste, vgl. Büdinger »Ein Buch ungarischer Geschichte», Leipzig 1866, Seite 64 sq.

[40] Dies geschah auch in unserem Falle, doch hatte das päpstliche Schreiben gar keinen Einfluss auf die Auflösung des Friedensschlusses, weil es in Ungarn später eintraf. Vgl. Meine Abh. Erste Abth. p. 348, Note 33.

[41] Vgl. Meine Abh. Erste Abth. p. 346. Note 27. Dass der Einfluss von Cesarini sehr groß war, ist unzweifelhaft, aber so war es sicherlich nicht, wie ihn Fraknói p. 64 erscheinen lassen will, was am klarsten durch die Thatsache des trotz seiner Opposition erfolgten Friedensschlusses zur Genüge bewiesen wird.

[42] Vgl. Meine Abh. Erst. Abth. p. 355, Note 47.

Col. Agrip. 1694 tom. XVIII. p. 293, wogegen ich auf die bereits am anderen Orte angeführten Ansichten verweisen kann (vgl. meinen Artikel «Die Civilehe vom kirchlichen Standpunkte» Morgenblatt des «Pester Lloyd» vom 24. November 1893, ferner Meine Abh. Erste Abth. p. 355, Note 42); überflüssig zu sagen, dass in der Reihe dieser Schriftsteller die Meinung des regulierten Chorherrn des Stiftes St. Florian, Josef von Chmel, besonders wertvoll ist.

Reichstagsabgeordneter Dr. Josef Tódor will den Sinn des hier in Rede stehenden Schreibens des Papstes Eugen IV. auf folgende Weise erklären. Er sagt in seiner Declaration (Morgenblatt des «Pester Lloyd» vom 25. November 1893, zu vgl. mit meinem Artikel «Die Civilehe vom kirchlichen Standpunkte» Morgenblatt vom 24. November 1893) ad verbum Folgendes:

«Was die Auffassung von der Heiligkeit des gegebenen Wortes, des Versprechens, oder des Eides, d. i. von dem Halten derselben und die hierauf bezüglichen Beschlüsse der Concile und der Päpste betrifft, habe ich nur zu bemerken, dass: *qui bene distinguit, bene docet.* Dem katholischen sittlichen Lehrsatze zufolge ist der Eid nichts Anderes, als eine mit Berufung auf Gott, den höchsten Richter geäußerte Behauptung, oder ein Versprechen, dass dasjenige, was Jemand sagt, wahr ist, und dass er dasjenige, was er verspricht, auch erfüllen werde. Der *versprechende Eid, juramentum promissorium,* kann bindende Kraft nur dann besitzen, wenn *sein Gegenstand und sein Zweck ein guter,* das ist, sittlich erlaubter ist; im entgegengesetzten Falle darf man nicht einen Eid schwören, und wenn er geschworen wurde, dann verpflichtet er nicht; denn mit Berufung auf Gott kann sich Niemand ohne die schwerwiegendste Verletzung der Ehrfurcht vor Gott zu etwas sittlich Schlechtem verpflichten. Die citierten Beschlüsse der Concile und Papst Pius II. handeln von der verpflichtenden Kraft des Eides im Allgemeinen, wenn derselbe den erwähnten Anforderungen entsprechend abgelegt wurde, und in diesem Sinne wendet sich Andreas Pannonius an König Mathias mit seiner Mahnung. Das Konstanzer Concil und die Päpste Eugen IV. und Martin V. hingegen behaupten, jener Eid sei nicht verpflichtend, welchen Katholiken Ketzern gegenüber zur Bekräftigung dessen geschworen haben, dass auch sie zu Ketzern, oder besser gesagt, zu Schismatikern werden wollen. War ja doch hievon die Rede zu jener Zeit, in welcher die erwähnten Päpste lebten und das Concil zu Konstanz abgehalten wurde, zu jener Zeit nämlich, als das große Kirchenschisma im Westen wüthete, und drei, ja später sogar vier Päpste zu gleicher Zeit auf Sct. Petri Stuhl saßen. Wurden ja doch die Werbetrommel und die Lockpfeife für den einen oder den anderen Papst stark in Bewegung gesetzt, und Derjenige, welcher in das eine oder das andere Lager hineinkam, verpflichtete sich mit Eid, dass er daselbst auch treulich aushalten werde. Diesen Eid haben die legalen Päpste als nicht verpflichtend erklärt,

diesen Eid hat das Konstanzer Concil, welches sich mit der Aufhebung des Schismas beschäftigte, für ungiltig erachtet, als einen solchen, *dessen Gegenstand und Zweck ein böser*, sittlich unerlaubter ist.»

Wir haben den Herrn Reichstagsabgeordneten ganz ausreden lassen und wollen in Bezug auf diese Frage nur ein Schreiben, welches uns von befreundeter Seite zugeht, folgen lassen:

«Gerne bin ich bereit, der Gewandtheit dieses Herrn, sich den Stoff zu seiner Schlussfolgerung zweckentsprechend zurechtzulegen, meine Anerkennung nicht zu versagen; allein es tragen auch historische Thatsachen mitunter den Character mathematischer Wahrheiten: jede Bemühung, an denselben zu rütteln, bleibt vergebliches Bestreben. Herr Dr. Tódor liefert unbewusst und ohne Absicht, ja gegen seine Absicht, *gerade für Ihre Behauptung, dass die Kirche über ein und denselben Gegenstand in verschiedenen Zeitläuften auch verschiedener Ansicht war, den Beweis, oder wenigstens befindet er sich da mit Ihnen, geehrter Herr, in voller Uebereinstimmung*, wenngleich er dies — auf entgegengesetztem Standpunkte stehend — nicht wahrnimmt. Herr Dr. Tódor sagt wörtlich: «— und wenn er (der Eid) geschworen wurde, dann verpflichtete er nicht (nämlich, wenn sein Gegenstand und sein Zweck kein guter, das ist kein sittlich erlaubter ist)», ferner: «das Konstanzer Concil und die Päpste Eugen IV. und Martin V. behaupten, jener Eid sei nicht verpflichtend, welchen Katholiken Ketzern gegenüber zur Bekräftigung dessen geschworen haben, dass auch sie Ketzer, oder besser gesagt, zu Schismatikern werden wollen. War ja doch hievon die Rede zu jener Zeit, als das große Kirchenschisma im Westen wüthete». Nun handelt es sich aber *nicht darum*, ob sich die Kirche von Opportunitätsgründen oder von anderen Rücksichten leiten ließ, einen geleisteten Eid für nicht bindend zu erklären; *sondern einzig und allein darum, ob Letzteres überhaupt der Fall war.* Dieses Factum aber gibt Herr Tódor selbst zu. Also ist *mit den eigenen Worten Ihres Gegners* erwiesen, dass die Kirche über diesen Punkt *nicht zu allen Zeiten derselben Ansicht war.* Das sittliche Moment einer solchen Erscheinung scheint Herr Tódor ganz außer Acht gelassen zu haben, denn er bedenkt nicht, dass ein Eid, den wir aus moralischen Gründen eventuell nicht einhalten sollten, überhaupt *auf keinen Fall geleistet* werden dürfte; *andererseits aber darf ein bereits geleisteter Eid auf keinen Fall gebrochen werden.* Der versprechende Eid auf eine unerlaubte Handlung bildet ein Kapitel für sich; die Einhaltung eines bereits geleisteten Eides aber bildet ebenfalls ein separates Kapitel. *Der Zusammenhang zwischen den beiden darf nicht in Betracht gezogen werden bei der Bekräftigung der Wahrheit (Eid)*, wie auch bei der Lüge *selbst die gute Absicht* das Factum der Lüge nicht wegzuwischen vermag; sagt doch auch Kant («Metaphysik der Sitten» Berlin 1870, Seite 271): «Es kann auch bloß Leichtsinn oder Gutmüthigkeit die Ursache

davon (nämlich von der Lüge) sein, *ja selbst ein wirklich guter Zweck dadurch* (nämlich durch die Lüge) *beabsichtigt werden;* dennoch ist die Art, ihm (dem guten Zwecke) nachzugehen *durch die bloße Form* ein Verbrechen des Menschen an seiner eigenen Person, und eine Nichtswürdigkeit, die den Menschen in seinen eigenen Augen verächtlich machen muss.»

Wir glauben hier schließen zu können. Auch Herr Dr. Tódor gehört — um die Worte eines ausgezeichneten Meisters [43] des canonischen Rechtes zu gebrauchen — zu denjenigen Menschen, welche statt die Thatsachen auf sich wirken zu lassen und nach ihnen ihre Ansichten zu bilden, umgekehrt die Thathsachen ihren vorgefassten Meinungen dienstbar machen möchten, was denn natürlich nicht gelingt. Dieses über Pasquier Quesnel gesprochene Urtheil gilt von allen Schriftstellern, welche den durch den König von Ungarn erfolgten Bruch des Szegediner Friedensvertrages, sei es durch Ignorierung oder Negation bestimmter Thatsachen, sei es durch Auslegungskünste, wegdisputieren wollen.

Auf dem Concil von Trient sprach ein spanischer Bischof [44] die schönen Worte: «Durch unsere Schuld ist es geschehen, dass in Frankreich und in Deutschland so große Bewegungen entstanden sind. Daher ist der Anfang zu machen bei dem Clerus. An euch, meine Väter, liegt es durch eure Beschlüsse das gemeine Wesen, welchem schon der Einsturz droht, aufrecht zu erhalten». Es wäre sehr an der Zeit, wenn Autoren auch in Bezug auf unsere Frage den gleichen anerkennenswerten Muth bethätigen und offen eingestehen würden: sowohl der Abschluss als auch die Auflösung des Friedens von Szegedin müssen als Eidbruch betrachtet werden. Sie würden sich durch dieses offene Geständnis nichts vergeben. Jede Zeit hat ihre eigenen Ideen und jeder historisch denkende Mensch wird sorglich vermeiden wollen und müssen, Celebritäten des 15. Jahrhunderts mit dem Maßstabe unserer Zeit messen zu wollen.

Vorbehaltslos unterschreiben wir den letzten Absatz (p. 101) im Buche des Bischofs Fraknói: «Auch Cesarini ist ein Opfer jenes nie rastenden Kampfes, welchen im Bereiche des ganzen Lebens, aber hauptsächlich auf dem Gebiete der Politik die Grundsätze mit den Eingebungen der Interessen, die Ideale mit den Postulaten der Verhältnisse kämpfen; in welchem Kampfe die Fahne der Opportunität ebenso oft auf der Stätte von Triumphen als Niederlagen weht!» Dies ist die beste Vertheidigung des großen Cardinals, der sich für alle Zeiten exegit monumentum ære perennius.

Zum Schlusse wollen wir ausländischen Geschichtsforschern mit eini-

[43] Maassen «Geschichte der Quellen und der Literatur des canonischen Rechtes im Abendlande bis zum Ausgange des Mittelalters» Einl. p. LI.

[44] Antonii Augustini vitæ historia tom. II. der Opera omnia (T. I—VIII. Lucae 1756—71 fol.) p. XXXI.

gen literar-historischen Beiträgen zur Geschichte der Schlacht bei Varna dienen. Im Jahrgang 1888 der von der kriegswissenschaftlichen Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Zeitschrift «Hadtörténelmi közlemények» («Kriegsgeschichtliche Mittheilungen») ist eine in militärisch-tactischer Beziehung ausgezeichnete Abhandlung von Eugen Rónai Horváth unter dem Titel «Die Schlacht bei Varna» erschienen. Der Verfasser ist königlich ungarischer Landwehrmajor, Referent der genannten Commission der Akademie und Redacteur der erwähnten, in militärischer Hinsicht sehr wertvolle Beiträge enthaltenden Zeitschrift. (Vgl. über die erwähnte Abhandlung Fraknói p. 96 sq.) — Ueber zwei griechische Quellen zur Geschichte der Schlacht bei Varna findet man Dissertationen von Wilhelm Pecz, Professor an der Universität Klausenburg, im Jahrgang 1894, Heft 4 und 5 der «Századok» (offizielles Organ der ungarischen historischen Gesellschaft). Dr. ISIDOR SCHWARTZ.

---

## VOLKSWIRTSCHAFTS-LEHRE UND ETHIK.*

In je vollerem Lichte die Gestalt des Großmeisters der Volkswirtschafts-Wissenschaft Adam Smith vor uns erscheint, je mehr es der allerneuesten Literaturgeschichte gelingt, seine gesammte wissenschaftliche Thätigkeit auf Elemente zu gliedern und aus diesen seine Thätigkeit zu reconstruieren: umso klarer wird es, dass die volkswirtschaftlichen Lehren Smith's auf seiner Moralphilosophie basierten, dass sein wirtschaftlicher Liberalismus in seiner Auffassung der moralischen Natur des Menschen wurzelt. Nebensächlich bleibt die Frage, ob der Meister als Moralphilosoph größer war oder als Nationalökonom, ob die in seinen jüngeren Jahren verfasste «Theory of Moral sentiments» eine namhaftere Schöpfung war oder aber die unstreitbar locker bearbeitete «Inquiry into the nature and causes of the Wealth of Nations»? Ebenso nebensächlich ist, ob seine moralphilosophischen, sowie seine wirtschaftlichen Lehren in minderem oder größerem Maße originell waren? Die Hauptsache ist, dass der epochemachende Denker der Volkswirtschafts-Lehre, der den größten Erfolg erzielte, welchen ein Schriftsteller nur zu erreichen vermag, Smith, Professor der Moralphilosophie an der Universität zu Glasgow, diese Wissenschaft als Ausgangspunkt wählte und seine ganze volkswirtschaftliche Politik auf seiner ethischen Weltanschauung aufbaute.

Es ist vielleicht unnöthig, auf ältere Zeiten zurückzugehen und die

* Vorgetragen am 10. Dezember 1894 in der II. Cl. d. Ung. Ak. d. W.

Epoche anzuführen, in welcher die Ethik, die Rechtswissenschaft und die Volkswirtschafts-Lehre noch einen unzertrennlichen Kenntniskreis bildeten. Ich erwähne nur die in neuester Zeit dargelegte Thatsache, dass die theoretischen Lehrsätze Smith's und der Physiocraten ganz in derselben Form bei den älteren Naturrechtslehrern und Moralphilosophen angetroffen werden können.

Umsomehr fällt es vielleicht auf, dass mit dem Tode des Meisters dieser Zusammenhang zu unterbrechen scheint, wie wenn die ganze volkswirtschaftliche Schule, welche man unter dem Namen Smithianismus zusammenzufassen pflegt, den innigen Zusammenhang gänzlich vergessen hätte, welcher in der Person des Begründers dieser Schule so deutlich vor Augen tritt. Wie wenn die ethische Basis in die Dunkelheit gedrängt worden wäre und ihren Platz eine andere eingenommen hätte. Die abstract-deductive Methode hob das volkswirtschaftliche Leben aus dem Zusammenhange mit den übrigen Zweigen des gesellschaftlichen Lebens sozusagen empor, befreite die wirtschaftliche Thätigkeit von den bei den übrigen Arten der menschlichen Thätigkeiten anerkannten Rücksichten der Gegenseitigkeit und Verantwortlichkeit, wodurch dem wirtschaftlichen Leben ein gleichsam naturwissenschaftlicher Charakter verliehen wurde. Die Volkswirtschafts-Lehre erschien fast als eine Sammlung von Gesetzen absoluter Giltigkeit, als eine Wissenschaft, welche ohne Rücksicht auf Zeit und Völker die sich überall und jederzeit abwickelnden Processe beleuchtet.

Dagegen kämpfte anfangs nur die kleine und durch die herrschende Richtung geringschätzig und verächtlich behandelte Gruppe der Socialisten mit ihren ethischen Lehren und Utopien. Allmählich änderten sich aber die Anschauungen und trotzdem die epochemachende Lehre Darwin's über die natürliche Zuchtwahl die Bevölkerungs-Theorie von Malthus — diesen stärksten Grundstein der classischen Wirtschaftslehre — nur verallgemeinerte und mithin bestärkte: trat im letzten Vierteljahrhundert ein entschiedener Umschwung ein und es wird gegenwärtig die sogenannte ethische Richtung nicht nur in der Literatur der ganzen civilisierten Welt immer mehr und mehr vorherrschend, sondern, was noch viel wichtiger ist — auch in der Gesetzgebung.

Bevor wir auf Unterscheidungen und Definitionen eingehen würden, verweilen wir eine kurze Zeit bei den wichtigeren socialen Factoren, welche seit Smith im Laufe des letzten Jahrhunderts in den Vordergrund traten.

Unbestreitbar ist, dass das nationale Einkommen, die nationale Production und im Zusammenhang damit der nationale Consum in riesenhaften Dimensionen zunahm. Diese Thatsache unterliegt keinem Zweifel, wenngleich die nationale Production und der Consum statistisch nur sehr annäherungsweise festgestellt werden können. Diese Entwickelung ist offenbar die Glanzseite des wirtschaftlichen Liberalismus.

Es ist aber auch unstreitig, dass die Gegensätze zwischen den Gesellschafts-Classen schärfer wurden und dass gegen die, die Grundlage unseres gegenwärtigen rechtlichen Systems bildenden Institutionen sich ein sehr heftiger Kampf entsponnen hat, dessen Aussichten auf Erfolg immer mehr und mehr zunehmen. An Stelle des philosophierenden und schwärmerischen Socialismus trat die kämpfende Socialdemokratie, welche bereits eine internationale Organisation erzielte und hinsichtlich der Entwicklung der Principien in dem Marx'schen Collectivismus den Höhepunkt erreichend, als eine solche Richtung vor uns steht, welche die Beschlagnahme der Productions-Mittel, des Bodens und des Capitals als Gemeingut bezweckt. Diese Richtung, — welche wir künftighin im strengen Sinne des Wortes Socialismus nennen werden, — hält bekanntermaßen eine stets zunehmende politische Macht in Händen. Dieselbe macht nicht nur in der classischen Heimat des neuen Socialismus, in Deutschland Eroberungen, wo die, auf die Candidaten der socialdemokratischen Partei abgegebenen Stimmen seit dem Jahre 1874 bis 1893 von 352,000 auf 1,786,000 stiegen und in letzterer Zeit die Stimmen der allermächtigsten Parteien übertrafen; nicht nur bei dem durch seine Nervosität bekannten französischen Volke und — wie dies die letzten Monate beweisen — in dem großindustriellen belgischen Staat, wo zufolge der neuen Wahlen die Socialisten mit einem Schlage ziffermäßig die zweitgrößte parlamentarische Partei wurden: sondern, was man am wenigsten voraussetzen konnte, auch in England, wo die so nüchterne und conservative Aristokratie der englischen Arbeiter, die Vertreter der Trade Union's in der, eben heuer in Norwich abgehaltenen Versammlung mit 219 Stimmen gegen 61 (und zwar eben unter Zuthun der in der günstigsten Situation befindlichen Bergwerks- und Textilindustrie-Arbeiter) den Entschluss fassten, die Nationalisation des Bodens und des Capitals zu fordern, d. h. mit anderen Worten sich unter die bekannte Fahne des Socialismus scharten.

Wahrscheinlich veranlassten diese Eroberungen Spencer, den vornehmsten der gegenwärtig lebenden Sociologen, in der über Tyndall geschriebenen Erinnerung den nahen Sieg des Socialismus zu prophezeien.

Unsere Beobachtungen fortsetzend, muss ich auf eine noch weniger bestreitbare, weil noch weniger controllierbare Entwickelung hinweisen, nämlich auf die ungleiche Zunahme des Besitzes. Es kann nicht meine Absicht sein, die ganze Streitfrage heraufzubeschwören. Es ist aber sehr bedauernswert und es wirft ein recht schiefes Licht auf den jetzigen Wert der socialen Wissenschaften, dass wir überhaupt keine verlässliche Social-Statistik besitzen, welche über den Gang der Vermögens-Vertheilung Aufschluss geben würde. Was ich übrigens hier feststellen möchte, ist nicht das, ob wir im Allgemeinen der Zu- oder Abnahme der Ungleichheit zusteuern? Es genügt zu erwähnen, dass, trotzdem in der Lage der unteren Volksclas-

sen eine Besserung eingetreten ist, welche, einen längeren Zeitraum in Betracht genommen, nicht bestritten werden kann, — die extremen Gegensätze bei der Vermögens-Vertheilung und damit die Kluft zwischen Armut und Reichthum in einer steten Zunahme begriffen sind.

Schließlich eine noch allgemeinere und vielleicht deshalb eine noch offenere Frage erörternd, muss man gestehen, dass die Entwickelung des socialen Lebens in diesem Jahrhundert eine solche Richtung nahm, welche vom moralischen Standpunkt aus kaum günstig genannt werden kann. Dies kann man jedoch bei Betonung der Wahrscheinlichkeit nur ahnend aussprechen, denn zur Behauptung fehlt die nöthige inductive Basis. — Wer sich nur jemals mit Moralstatistik befasste und wem die Natur dieser statistischen Materie nicht unbekannt ist, der wird mir gewiss Recht geben, wenn ich behaupte, dass zur verlässlichen Beurtheilung der in der Moral eingetretenen Veränderungen die Statistik keine feste Grundlage bietet. Weder die criminalstatistischen, noch andere moralstatistischen Angaben sind solcher Natur, dass aus denselben auf die Verbesserung oder Verschlechterung des moralischen Lebens sicher gefolgert werden könnte. Wohl kann dieser oder jener vorherrschende Zug des neueren gesellschaftlichen Lebens mit Hilfe dieser Daten beleuchtet werden: jedoch eine Bilanz aufzustellen, ob das Verhältnis zwischen den Menschen besser oder schlechter wurde, ist gänzlich unmöglich. Und eben diese Frage des moralischen Lebens ist es, welche vom Gesichtspunkte der Nationalökonomie uns besonders interessiert.

Ist es aber auch inductive unmöglich, die Lockerung der gesellschaftlichen Moral, also des Verthältnisses zwischen Menschen und Menschen zu beweisen, so lassen dennoch außer der allgemeinen Ueberzeugung, außer den gewissen unklaren Selbsterkenntnissen der öffentlichen Meinung auch deductive, aus Thatsachen allgemeinen Charakters entspringende Folgerungen diese ungünstige Gestaltung wahrscheinlich erscheinen.

Eine derartige allgemeine Thatsache ist in erster Linie *die zunehmende Intensität des Bestrebens nach Vermögen,* welches das allerneueste Zeitalter charakterisiert. Die «auri sacra fames», ist vielleicht noch ein immer nicht genügend gewürdigter Charakterzug unserer Zeit. Es ist nicht nöthig, der Entstehung dieses Zuges nachzuforschen. Man kann auch füglich zugeben, dass nicht nur die grenzenlose Liebe der Bequemlichkeit und der Genüsse, sondern auch höhere Motive: das Bestreben, das Los der Familie, der Kinder günstiger zu gestalten, der Drang hervorzuragen, sich emporzuschwingen, nach Aufnahme in höhere Gesellschafts-Schichten die Menschen in den Kampf um Vermögen leitet. In demokratischen Gesellschaften, wie auch unsere eine ist, wo die veralteten Formen des Classen-Unterschiedes ihren Wert verloren haben, ist es die Größe des Vermögens, der reichliche Aufwand, was hinsichtlich der gesellschaftlichen

Position des Individuums sozusagen allein maßgebend ist. Möge das Motiv, welches die Menschen mehr denn je zur Beschaffung von materiellem Besitz anspornt, auch noch so complicierten Charakters sein: das Eine steht fest, dass ich mit dieser Thatsache auf einen gefährlichen Feind der öffentlichen Moral hingewiesen habe. Denn es ist gewiss ein allgemein giltiges psychologisches Gesetz, dass je stärker die Begierde zur Erreichung eines Zieles ist, die Menschen, ceteris paribus, in den zum Ziele führenden Mitteln umsoweniger wählerisch sind. Die Zunahme der Sucht nach Vermögen führt daher nothwendigerweise zur Verschärfung des zwischen den wirtschaftlichen Classen und innerhalb derselben zwischen den Individuen bestehenden Kampfes und zur Ausserachtlassung der sogenannten moralischen Gesichtspunkte. Im Kampfe der freien Concurrenz tragen die Palme des Sieges jederzeit diejenigen Elemente davon, welche in ihrem Egoismus stärker, in ihren Mitteln weniger wählerisch sind, denen das öffentliche Wohl und der Interessenkreis ihrer Mitmenschen weniger am Herzen liegt. Dieser Kampf, um Darwin zu citieren, verursacht das Ausscheiden dieser Elemente. Es ist nur natürlich, dass dieses Ergebnis wieder von der Wirkung ist, dass die Moral der Sieger sich verbreitet und verallgemeinert und das Princip »non olet« immer unbeschränkter vorherrschend wird.

Eine andere Thatsache ist die starke Vermischung der verschiedenen Völker und Volkselemente. Diese Thatsache erheischt keine Begründung; nicht nur Amerika und im Allgemeinen die Neue Welt, nicht nur die östlichen Theile Europa's, sondern die ganze civilisierte Welt zeigt das farbenreichste Bild von Wanderungen und von Vermischung der fremden Elemente. Besonders im städtischen, und in noch größerem Maße in dem großstädtischen Leben kommt diese Vermischung vor, es gelangen hier Volksschichten, welche bisher eine von einander ganz abweichende Denkungsart und eine ganz andere Moral besaßen, in innigste Berührung. Das Ergebnis ist die Vermischung, die Lockerung des moralischen Gefühles. Gleichwie in einer Gesellschaft, wo die verschiedenartigsten Anzüge, vom Salonanzug bis zum Jägerrock, vertreten sind, wohl niemand seiner Kleider wegen sich schämen wird und bei der nächsten ähnlichen Gelegenheit sich gewiss der bequemeren und weniger heiklichen Tracht bedienen wird, ebenso gelangt in einer Menge, in welcher Schichten von verschiedenem moralischen Wert vermischt sind, früher oder später der leichtere Wert zur Geltung. Ich kann mich hier auf den berühmten deutschen Sociologen Schäffle berufen, der in seinem allerneuesten Werke eine ganze Menge historischer Beispiele zur Begründung dessen anführt, dass die rapide Vermischung fremder Völker, beziehungsweise verschiedenartiger Volksschichten den Herd der Immoralität bildet. Die allbekannten schlechten Sitten der großstädtischen Bevölkerung — im Gegensatze zu dem sprichwörtlich ländlich, sittlichen und hochgehaltenen Dorf — sind ein Zeugnis für die Wahrheit

dieser Behauptung. Wo sozusagen niemand des anderen Lebensweise kennt, dort hört auch jener Zwang auf, welcher sich in der von den Mitmenschen ausgeübten Controlle äußert; eine richtige Controlle kann nur in dem engen Kreise des Dorfes oder der Kleinstadt ausgeübt werden.

Die dritte Thatsache ist die Abnahme der Herrschaft der Autoritäten, die Auflösung der früheren Macht. Es ist dies ein Complex von Factoren, von welchen es genügt, bloß einige hervorzuheben. Eine sehr wichtige Autorität ist die positive Religion. Mögen wir über die Entstehung des moralischen Gefühls welch' eine Auffassung immer haben, soviel muss man jedenfalls anerkennen, dass in den allerweitesten Schichten der Gesellschaft auch gegenwärtig die Moral des positiven Glaubens auf die Gestaltung der Gefühlsrichtungen den größten Einfluss ausübt. Dieser Einfluss ist jedoch in Abnahme begriffen. Die Socialdemokraten wussten nur zu gut, was sie thun, als sie an den Wurzeln eben dieses Einflusses mit der Aufstellung des Dogmas von der Negation der Religion rüttelten.

Aber es nimmt nicht nur das Ansehen der Religion, sondern auch das der höheren gesellschaftlichen Schichten ab. Im Mittelalter hielt die Macht des Gutsbesitzers, der Befehl des Meisters unter den Untergeordneten eine verhältnismässig strenge Disciplin. Diese disciplinierende Macht verschwindet mit der gänzlichen Befreiung der Leibeigenen und mit dem Aufhören des Zunftsystems; das Aufhören des letzteren sistierte die Disciplin unter den, einem Handwerke angehörigen Personen, welche einst sehr wirksam war, gänzlich. Die modernen Corporationen sind nicht im Stande, diese Rolle zu übernehmen. Die früheren Bande lösten sich und an Stelle derselben traten keine neue; der Unterschied zwischen Herr und Diener besteht zwar, doch die Disciplinar-Gewalt des Herrn existiert nicht mehr. Das Ergebnis charakterisiert genügendermaßen die unstatthafte Aufführung der Dienstboten, besonders aber die moralische Verkommenheit der großstädtischen Dienstboten.

Noch eines Bandes sei mir erlaubt Erwähnung zu thun, dessen, welches so oft als die Grundlage der Staaten dargestellt wurde, nämlich der Familie. Obwohl eine Beurtheilung oder ein Vergleich im Familienleben noch viel weniger möglich ist, wie außerhalb desselben, so täuschen wir uns wohl kaum, wenn wir die Abnahme der Disciplinar-Gewalt des Familienoberhauptes und im Gegensatze hiezu die Zunahme der Selbstsucht der Familienmitglieder und das Befolgen des eigenen Beliebens wahrzunehmen meinen. Es gibt heutzutage keine Kinder mehr, hören wir fortwährend sagen und geben wir dieser Behauptung nach unseren Ideengang den Sinn, so finden wir, dass das moderne Kind sich von der Familien-Disciplin eher emancipiert, als es sich für das Leben genügend vorzubereiten im Stande gewesen wäre.

Indem ich aber diese einigen Charakterzüge anführe, kann füglich

jemand die Frage aufwerfen, in welchem Zusammenhange all' dies mit der Nationalökonomie stehe? Ich will mich dieser Frage nicht verschließen; die vielen Missverständnisse, die unnützen Streitereien, welche eben bei diesem Gegenstande auftauchten, lassen es nur zu gerechtfertigt erscheinen, dass wir das Verhältnis zwischen den Lehren der Volkswirtschaft und jenen der Ethik ganz klar und deutlich beleuchten und feststellen.

Beginnen wir mit einer Unterscheidung, welche, so einfach dieselbe ist, sehr häufig vernachlässigt wird. Die auf die Volkswirtschaft bezüglichen Lehrsätze sind nach dieser Unterscheidung zweierlei; dieselben umfassen entweder die Erkenntnis des Bestehenden oder die Feststellung des zu Errichtenden. Der eine Lehrsatz lehrt die Erscheinungen des volkswirtschaftlichen Lebens erkennen, der andere gibt eine Anweisung, wie die Volkswirtschaft umzugestalten wäre. Philosophisch ausgedrückt ist die eine die theoretische, die andere die praktische Lehre. Die englische volkswirtschaftliche Literatur gebraucht zur Bezeichnung des ersteren die Benennung «science», für die letztere die Benennung «art»; bezüglich der ersteren wird nur einer Wissenschaft Erwähnung gethan, bezüglich der letzteren ist nur von Kunst die Rede und es ist unter Volkswirtschaft gewöhnlich nur die erstere zu verstehen. Nunmehr wird die Aufgabe leicht sein, den Unterschied zwischen Ethik und Volkswirtschafts-Lehre festzustellen, wenn wir diese beiden Theile (science u. art) in letzterer gesondert betrachten. Trotzdem müssen wir uns aber vorher auch mit dem Sinne der Ethik befassen.

Hier ist es wieder die Frage, ob wir den Kreis der Ethik nur darauf beschränken sollen, was philosophisch ausgedrückt unter dem Namen praktische Lehre zusammengefasst wird, das heißt, ob hierunter nur die Lehre zu verstehen ist, welche besagt, wie das Verhalten des Menschen sein soll, oder sollen wir auch die Lehre über die Gesetze des Verhaltens, das heißt, die Wissenschaft des moralischen Lebens miteinbeziehen? Mit anderen Worten: begnügen wir uns mit der Bedeutung des Wortes, welche unserer Thätigkeit Regeln, Ideen verleiht, oder wünschen wir, dass auch die Erklärung der menschlichen Thätigkeit ebenfalls mit dieser Benennung bezeichnet werde?

Die Unsicherheit der Terminologie (bekanntermaßen ist hiefür ein entsprechendes Beispiel eben die Literaturgeschichte der Volkswirtschafts-Lehre) verursacht ein Halbdunkel, in welchem häufig auch die unter einem Banner Kämpfenden einander als Feinde betrachten und auf einen unnützen Kampf eingehen. Wir müssen jedoch mit dieser Unsicherheit rechnen und obwohl es mir lieber wäre, wenn der zuletzt bezeichnete Kreis der Ethik, als die Lehre, welche sich mit der Erkenntnis des Bestehenden befasst, mit einem anderen Namen benannt, beziehungsweise zwischen den beiden Wissenschaften Psychologie und Sociologie vertheilt werden würde, letztere

sozusagen die Psychologie der Gesellschaft repräsentierend, werde ich beide Bedeutungen vor Augen halten.

Die Volkswirtschafts-Lehre steht nunmehr als Theorie mit der Ethik nur insoferne im Zusammenhange, als dies in weiterem Sinne verstanden wird. In diesem Fall ist aber der Zusammenhang ein so inniger, dass man eigentlich behaupten kann, dass die Volkswirtschaftslehre einfach mit der Ethik als der Theil mit dem Ganzen verschmilzt.

Die Wissenschaft der menschlichen Thätigkeit umfasst nothwendigerweise auch die Wissenschaft, welche sich mit einem Zweig dieser Thätigkeit, mit dem wirtschaftlichen, befasst. Die Volkswirtschafts-Lehre ist niemals mehr als die Lehre über die gewisse Ziele verfolgende Thätigkeit der Mitglieder der Gesellschaft, infolge dessen ein besonderer Theil der im weiteren Sinne genommenen Ethik, ein Theil der socialen Ethik, oder wie ich es meinerseits lieber ausdrücken würde, ein Glied der Sociologie. Dass diese Wissenschaft noch keine vollendete ist, ändert an der Frage, welchem System dieselbe angehört, gar nichts; soviel folgt aber auch aus der Thatsache des Zusammenhanges, dass die volkswirtschaftliche Wissenschaft auf der Wissenschaft der menschlichen Seele basiert, einen Theil der menschlichen Gefühle, Bestrebungen und Willensäußerungen in deren socialer Erscheinung einer Untersuchung unterzieht. Die moderne Volkswirtschaftslehre folgert ganz richtig aus diesem Zusammenhang, indem dieselbe ihre Grundprincipien auf die einfachsten Aeußerungen des psychischen Lebens zu gründen bestrebt ist, wie in der Lehre des Wertes, in der Populationslehre und indem dieselbe zur Einsicht gelangt, dass es unmöglich ist, die Arbeiterfrage zu lösen, ohne in die Tiefe der Seele des Arbeiters einen Einblick zu gewinnen. Der glänzendste Sieg des Bewusstseins dieses Zusammenhanges besteht darin, dass seit neuester Zeit auch die scharfsichtigsten Anhänger der deductiven Methode einsehen, dass die Trennung der einzelnen Motive der menschlichen Seele nur den Zielen der Methode dienlich ist, die Erscheinungen des concreten wirtschaftlichen Lebens aber nicht zu wiederspiegeln vermag.

Nach dem Angeführten wird es aber auch klar, dass, wenn im Begriff der Ethik im strengeren Sinn genommen nur der Wertmesser für die Thätigkeit der Gesammtheit, das Ideal und die auf dasselbe gegründeten Regeln zusammengefasst werden: zwischen der Volkswirtschaftslehre als Wissenschaft und der Ethik kein unmittelbarer Zusammenhang besteht. Die Volkswirtschaftslehre stellt nur das fest, dass eine gewisse Gesellschaft, respective eine gewisse Gesellschaftsclasse unter gewissen Verhältnissen so und so vorgeht, dass also zwischen den einzelnen Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens der Gesellschaft dieser oder jener Zusammenhang besteht; davon, ob diese Thätigkeit, ob die verursachende oder verursachte Erscheinung gut oder schlecht ist, nimmt sie eigentlich gar nicht Kenntnis.

Es ist z. B. Gesetz, dass die Zunahme der Arbeitskräfte die Arbeitslöhne vermindert; ob nun dieses Ergebnis oder aber die Ursache selbst gut oder schlecht ist, dies ändert an der Giltigkeit des Gesetzes überhaupt gar nichts.

Umso inniger ist aber der Zusammenhang zwischen der Ethik und der praktischen Volkswirtschaftslehre. Dieser Zusammenhang geht sogar bis zur Identität, insoferne als — wenigstens meiner unmaßgeblichen Meinung nach, — die praktische Volkswirtschaftslehre nichts anderes ist, als ein Capitel der socialen Ethik. Mit anderen Worten: eine besondere volkswirtschaftliche Ethik existiert nicht, sondern nur eine einheitliche Ethik, welche auch für die Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens maßgebend ist.

Worin konnte auch diese besondere volkswirtschaftliche Ethik bestehen? Betrachten wir die Lehren der älteren Nationalökonomen, welche sich auf die Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens beziehen, das heißt, von praktischem Werte sind, so sehen wir, dass das auf die Steigerung der nationalen Producte abzielende Bestreben sich gleichsam wie ein rother Faden durch diese Lehren zieht.

In dieser Beziehung ist nichts charakteristischer, als dass die im deutschen Reiche ziemlich allgemein in Anwendung stehende sogenannte Practische Volkswirtschaftslehre nichts anderes ist, als eine Rundschau über die Eigenthümlichkeiten der großen Productions-Zweige, im Zusammenhange mit den auf die Hebung derselben bezüglichen Lehren, mit anderen Worten: die praktischen Lehren bestehen eigentlich darin, wie das Aufblühen der Agricultur, der Industrie und des Handels zu bewerkstelligen ist.

Dass dies heutzutage nicht mehr genügt, davon kann man sich überzeugen, wenn man die neuere Literatur näher in Augenschein nimmt. Betrachten wir nur die sogenannten volkswirtschaftlichen Probleme, welche gegenwärtig mit der größten Leidenschaft erörtert werden und man muss anerkennen, dass dieselben von den wichtigsten Problemen der socialen Ethik nicht nur nicht getrennt werden können, sondern mit denselben sogar ganz identisch sind. Die sociale Frage, welche heutzutage einen fast ebensolchen Mittelpunkt der volkswirtschaftlichen Literatur bildet, wie die Sonne des Planetensystems, ist gerade eine Frage der im weiteren Sinne genommenen Ethik.

Meinerseits würde ich sogar noch weiter gehen. Auch das einfache Erfordernis, welches als Typus der rein volkswirtschaftlichen Ethik angesehen werden könnte, die Steigerung der Production bei sämmtlichen Productionszweigen, kann nur insoferne bestehen, als dasselbe aus einer Regel der allgemeinen Ethik folgt. Und könnte bewiesen werden, dass die eine oder die andere Form der Production, z. B. die Fabriksindustrie oder der Großgrundbesitz, oder ein gewisses Organ des Verkehrs z. B. die Börse oder der vermittelnde Handel den Regeln der Ethik nicht entspricht, so wäre die Unterdrückung derselben Aufgabe der Gesellschaft auch in dem Falle,

wenn die Volkswirtschaftslehre als Theorie handgreiflich demonstrieren würde, dass hiedurch die Bereicherung der Nation ermöglicht, dem Wohlstand der Nation Vorschub geleistet wird.

Fasst man das gegenseitige Verhältnis der Ethik und Volkswirtschaftslehre auf diese Weise auf, so folgt, dass der Nationalökonom ebenso wie der Jurist oder Politiker, wenn er Ziele aufstellen, Reformen in Vorschlag bringen und begründen will, gezwungen ist, diese einheitliche sociale Ethik als Leitfaden anzunehmen.

Dadurch aber, dass wir anstatt der volkswirtschaftlichen Ethik die allgemeine Ethik angenommen haben, welche daher die gemeinsame Directive sämmtlicher Zweige des socialen Lebens bilden würde, wurde die schwerste Aufgabe nur verschoben, der Zielpunkt höher versetzt, anstatt dass wir demselben näher gekommen wären. Es wird also jetzt unsere Aufgabe, das höchste Princip aufzufinden, welches für das ganze sociale Leben maßgebend wäre, und folglich auch das Endprincip des praktischen Theiles der Volkswirtschaftslehre bilden würde.

Es ist nicht meine Absicht, in die Hauptprobleme der Ethik einzudringen und dadurch in einem Lehrfach zu stümpern, welches nach der bisherigen Auffassung, — obwohl meiner Ansicht nach ganz unrichtig, — der Volkswirtschaftslehre ganz fremd ist. Meine Aufgabe erleichtert der Umstand, dass, nachdem von der Ethik des socialen Lebens die Rede ist, der Begriff des Guten und des Moralischen sich selbst darbietet, welcher die Ethik auf das Interesse der Gesellschaft zurückleitet. *Das leitende Princip des gesellschaftlichen Lebens kann nichts anderes sein, als das Wohl der Gesellschaft; die Thätigkeit also, welche dieses Ziel anstrebt, ist moralisch und gut, alles Entgegengesetzte aber unmoralisch und schlecht.*

Bevor ich fortfahren würde, bin ich gezwungen, zwei gewichtige Einwürfe zu bekämpfen, nämlich, dass einerseits das Wohl der Gesellschaft etwas sehr unbestimmtes ist, und eine nähere Definition erheischt, andererseits, dass die consequente Durchführung dieses Principes zur Unterdrückung des Individuums, zum Despotismus führt.

Es ist vollkommen ausgeschlossen, dass ich die gänzliche Abrechnung mit dem einen oder anderen dieser Einwürfe auch nur versuchen könnte. Dies würde die Anführung der ganzen social-philosophischen Literatur beanspruchen. Ich versuche nur mit einigen Worten diese beiden Einwürfe zu beantworten und beginne mit dem letzteren.

Nimmt man das Interesse der Gesammtheit zum Ausgangspunkt, so führt dies keineswegs zur Unterdrückung des Einzelnen, sondern im Gegentheil, es stellt als Erfordernis die größtmöglichste Freiheit des Individuums auf, da die Gesammtheit unmöglich stark und entwickelt sein kann, wenn das Individuum diese Eigenschaften nicht besitzt. Die Kraft und die Entwickelung verleiht aber mit dem Fortschritt der Civilisation in stets

gesteigerterem Maße nur die freie Bewegung dem Individuum. Bei den unter anfänglichen Zuständen lebenden Völkern bedingte der Unterhalt des Einzelnen die fortwährende Unterstützung des Stammes, was in seiner Folge zur Verdunkelung des Individuums führte; von dem Begriff des civilisierten Menschen hingegen ist die Selbsterhaltung unzertrennbar, die Civilisation lässt nicht nur die Entwickelung der Individualität zu, sondern fordert sie sogar. Ein einfaches Gesetz der Biologie ist, dass die Kräfte sich durch den Gebrauch entwickeln; es kann also nur eine solche moderne Gesellschaft stark sein, welche dem Gebrauch der Kräfte und der Fähigkeiten des Individuums keine Hindernisse entgegenstellt. Nicht die angeblich angeborenen und unverjährbaren menschlichen Rechte des Naturrechtes, sondern *die Lebensbedingnisse der gegenwärtigen Menschheit fordern die Freiheit;* die einzige, aber vollkommen genügende Garantie gegen die Unterdrückung der Freiheit ist die Geschichte, welche Nationen, die wegen Mangels an Freiheit zur Entwickelung nicht fähig sind, zu Gunsten der freien Völker zur Unterdrückung, ja zum Verfall verdammt.

Nebenbei bemerkt, dreht sich um diesen Punkt die Beurtheilung des ganzen Collectivismus. Wenn jemand zugibt, dass der sogenannte Socialismus und Collectivismus eine solche wirtschaftliche Organisation erfordern, eine derartige Einrichtung der Vertheilung und der Production der Güter voraussetzen würde, welche die Handlungsfreiheit des Individuums im Vergleiche zu den gegenwärtigen Verhältnissen sehr stark einschränken würde, so spricht er damit gleichsam über die ganze Idee das Urtheil aus. Die Socialisten sind, trotz des Dunkels, mit welchem sie die Ausführungs-Modalitäten ihrer Ideen zu bemänteln suchen, gezwungen, die Nothwendigkeit dieser tiefeingreifenden Beschränkung, die Unerlässlichkeit der Regelung von obenaus zuzugeben. Dieses System entspricht einer solchen Gesellschaft, in welcher sich das Individuum noch nicht entwickelte und es hätte sich eventuell auch noch im Zeitalter der Lehnsherrschaften und der Zünfte bewährt, heutzutage aber, wo selbst der letzte Handarbeiter der Machtausübung über seine Person entwöhnt ist und die Freiheit höher schätzt, als die einen sicheren Erwerb bietende Gebundenheit, wo wir Augenzeugen der starken Wanderungslust sind, welche sowohl die unabhängigen, als auch die abhängigen Menschen ergriffen hat, jetzt steht das wirtschaftliche System der Socialisten in einem solchen Gegensatze zu dem psychischen Zustand der Menschheit, dass, wenn diese Partei irgendwo selbst einen Sieg erlangen könnte, der erste Versuch der Verwirklichung mit einem Fiasco der Ideen enden würde. Der unsterbliche ungarische Dichter Madách bezeichnet in seinem Hauptwerke: «Die Tragödie des Menschen» die gegen die Arbeitsordnung des Phalanx sich Empörenden als geistige Erben Luther's, Cassius, Plato's, Michel Angelo's, — ich glaube jedoch, es würden nicht nur diese, sondern auch die gegenwärtigen namenlosen Millionen des

Arbeiterheeres die Zustände als unerträglich finden, welche der socialdemokratische Staat schaffen würde.

Den in erster Reihe erwähnten Einwurf widerlegt der Umstand, dass der elastische Ausdruck des Interesses der Gesammtheit inhaltlich einer Beschränkung bedarf. Nicht das Endziel der Menschheit, nicht die größte Gestalt der menschlichen Gesellschaft steht hier in Rede. Diese können Gegenstände des Glaubens, der Metaphysik, der menschlichen Phantasie und des Schmachtens sein, ich aber halte es mit jenen, die es als einzig erreichbares Ziel betrachten, die Aufgaben der unmittelbaren Zukunft zu erforschen, oder, um die Bezeichnung einer mächtigen Schule zu gebrauchen, die Bewandtnis des allernächsten Entwickelungsgrades zu errathen.

Die erste Frage ist jedenfalls die: welche ist diejenige Gesellschaft, deren Interessen als maßgebend anzunehmen sind.

Die Analysierung des moralischen Gefühls führte zu der Erfahrung, dass die moralische Freude und der moralische Schmerz mit dem Vor- und Nachtheile desjenigen Kreises in unzertrennbarem Zusammenhange steht, als dessen Mitglieder wir uns fühlen. Dieser Kreis (Milieu oder wie immer derselbe benannt wird) kann so klein sein, dass derselbe sich nur auf die Familie oder auf den Stamm beschränkt, oder aber so groß sein, dass derselbe sich auf die ganze Menschheit erstreckt. Der Inhalt der Ethik ändert sich eben deshalb nach den Völkern und nach der Zeit, weil sich die Kreise und deren Interessen, welche sich in uns wiederspiegeln, ändern. Den gegenwärtigen Grad der Entwickelung betrachtet, ist es gewiss, dass der höchste Kreis, an welchen wir gebunden sind, die Nation ist und, obwohl man sich der Hoffnung hingeben kann, dass einst eine über diesen Kreis hinausgehende Entwickelung eintreten wird und die allgemeinen menschlichen Interessen maßgebend sein werden, dieselben sogar schon heutzutage sozusagen vorschussweise uns beherrschen: können wir uns hier damit begnügen, dass wir *als Grundlage der höchsten Gesetze der Ethik die Interessen der Nation annehmen,* umsomehr, als das Wohl und der Fortschritt der ganzen Menschheit mit dem Wohl der einzelnen Nationen und mit dem Sieg der besseren Nationen im Zusammenhange steht.

Haben wir auch nunmehr den Gesellschaftskreis und die Grenzen der Gesammtheit bezeichnet, so erübrigt dennoch, die Bewandtnis der Interessen festzustellen.

Ich glaube auf keinen Widerspruch zu stoßen, wenn ich als Bedeutung des Wortes nationale Interessen in erster Reihe annehme, dass das Bestehen der Nation gesichert werde und zu diesem Zwecke die Kraft der Nation auf die unter gegebenen Verhältnissen erreichbare höchste Potenz gesteigert werde, nachdem nur so zu erwarten ist, dass die Nation sowohl

im friedlichen, als auch im kriegerischen Wettkampfe der Nationen ihren Platz behaupten könne.

Auf das Gebiet des wirtschaftlichen Lebens übertragen, bedeutet dieses Hauptprincip soviel, dass eine solche Steigerung und Einrichtung der nationalen Production, ferner eine solche Vertheilung der Güter erwünscht ist, welche der Nation die möglichst größte Zahl körperlich und geistig entwickeltester Bürger sichert.

Was die in der großen Anzahl der Bürger ruhende Kraft-Quelle der Nation anbelangt, so weiß ich nur zu gut, dass man einen Gegensatz wahrzunehmen pflegt zwischen den beiden Idealen, dass nämlich die Bevölkerung sehr stark zunehme und sie sich wirtschaftlich entwickele. Dieser Gegensatz besteht thatsächlich bis zu einem gewissen Grade, und darum formulierte ich das Ziel in der Weise, dass dieses als Multiplications-Ergebnis der Volkszunahme und des materiellen Wohlstandes das Maximum der nationalen Kraft ergab. So wie einerseits die starke Zunahme des Proletariates dazu führen kann, dass in Folge überaus großen Arbeits-Angebotes das Einkommen der ganzen Arbeiterclasse und hiemit die Fähigkeit zur körperlichen und geistigen Entwickelung derselben sich vermindert, in Folge dessen die Kraft der ganzen Nation abnimmt: ebenso verursacht andererseits eine derartige Einschränkung der Fruchtbarkeit, wie man selbe in Frankreich antreffen kann, und wie man diese bei einzelnen Gesellschafts-Classen (leider eben bei den besten) und Confessionen auch bei uns wahrnehmen kann, eine verhältnismäßig sehr starke Abnahme der nationalen Kraft ja kann sogar — was streng genommen nicht mehr hieher gehört, — in ihrer physiologischen Wirkung das Verkommen der Generationen hervorrufen und mithin auch aus allgemeinen menschlichen Gesichtspunkten unmittelbar von nachtheiliger Wirkung sein.

Was das Gebiet der Production anbelangt, ist es ganz klar, dass diesbezüglich die Hebung der nationalen Production das Ziel bildet, wie dies die ganze volkswirtschaftliche Literatur stets betont, sehr oft sogar als das alleinige Ziel betrachtet. Auf diesem Gebiete sind die zum Ziele führenden Mittel die Vermehrung der Productionszweige und weitergehend die Verselbständigung der nationalen Production.

Andererseits ist aber der Ausschluss des Over-working, der Schutz der präsumtiven und sanitären Vorbedingnisse der körperlichen (und geistigen) Arbeit ebenfalls eine nationale Aufgabe. Der Arbeiterschutz ist heutzutage schon in jedem civilisierten Staat eine derart als unentbehrlich anerkannte staatliche Einrichtung, dass es genügt, diesen Punkt nur zu berühren. Ich kann noch beifügen, dass in Ungarn das diesbezügliche Gesetz, der 1. § des G. A. XXVIII. v. J. 1893 in gewisser Richtung so weit geht, als dies nur möglich ist. Die Schwierigkeit und die Mängel verursacht hier nur die Vollstreckung. Die weitere Ausdehnung des Gesetzes ist im Allgemeinen

noch sehr nothwendig; die große Aufgabe ist noch ungelöst, die Gesundheit des Arbeiters auch über die Arbeitszeit hinaus zu schützen, und dies ist bei der Arbeiterwohnungen-Angelegenheit eben einer der entscheidendsten Gesichtspunkte.

Bezüglich der Vertheilung der Güter steht fest, dass das bezeichnete Ziel die Vermögensgleichheit nicht im entferntesten erheischt, dagegen ist es jedenfalls nöthig, dass die Mitglieder der niedersten Volksclassen eines solchen Wohlstandes theilhaftig werden, welcher die vollkommene Entwickelung der körperlichen und geistigen Kräfte sichert. Wenn also z. B. bewiesen werden könnte, dass sich der größte Theil der Bevölkerung auf dem Abhange des körperlichen Verkommens befindet, und dass die Ursache dessen — wie es manche behaupten — die Armut ist, so wäre die vollkommene Kraftanstrengung begründet, wenn man selbst um den Preis tiefgreifender besitzrechtlicher Umgestaltungen diesem Uebel zu steuern bemüht wäre; umsomehr, als die körperliche Entwickelung auch die Vorbedingung der geistigen Entwickelung ist.

Den höheren Gesellschaftsclassen gegenüber hat der soeben bezeichnete Gesichtspunkt eine geringere praktische Bedeutung, ausgenommen, wenn es sich herausstellen würde, dass der Besitz des großen Vermögens für die Entwickelung der körperlichen und geistigen Kräfte nachtheilig ist. Insoferne aber von einer solchen Art des Vermögens die Rede ist, welches zufolge der Natur nicht vermehrt werden kann, so, dass durch die Centralisation des Vermögens in einer Hand die zur Entstehung lebenskräftiger Subjecte nothwendige Grundlage entzogen wird, und mithin das Vermögen die aus wirtschaftlichem Gesichtspunkt vortheilhafte Zunahme der Bevölkerung hindert: insoferne erfordert die Vertheilung des Vermögens eine Umgestaltung. Dies bezieht sich auf den Boden; es ist der Grossgrundbesitz in potenzirtem Maße, das Fideicommiss in vielen Staaten ein directes Hindernis der gesunden Zunahme der Bevölkerung, es erhält eine nur geringe Anzahl von Menschen und verscheucht sogar die Arbeitskräfte. In zahlreichen Gegenden Ungarns treten ähnliche Erscheinungen auf, wie die bekannte englische und ostpreussische Agrar-Auswanderung; die Sanierung dieser Erscheinungen erfordert unbestreitbar ein radicales Eingreifen.

Das bezeichnete Princip wäre auch bei der Vertheilung der öffentlichen Lasten maßgebend. Bekanntermaßen ist die Art der Vertheilung der staatlichen und Gemeindelasten im Allgemeinen auch auf die Gestaltung der Privatvermögen von Einfluss und bildet ja sogar einen immer bedeutenderen Factor derselben. Folglich kann auch kein Zweifel obwalten, dass auch bei der Vertheilung der Lasten dasjenige, was das Interesse der Nation bei der Vertheilung des Vermögens bildet, das leitende Hauptprincip sein muss.

Und nachdem die Kraft der Nation davon abhängig ist, dass Schwache

nicht noch mehr geschwächt werden, sondern, so weit als möglich, die Lasten den Reichen aufgebürdet werden, so erfordert nicht nur die sogenannte Gerechtigkeit, sondern auch das richtig aufgefasste Existenzinteresse der Gesammtheit, die Entlastung der mindereren Classen und die stufenweise Mehrbesteuerung der höheren Classen. Nachdem derjenige, der wegen Mangels an materiellen Mitteln nicht einmal seine körperlichen und geistigen Kräfte entsprechend zu entwickeln vermag, wenn ihm noch öffentliche Lasten aufgebürdet werden, zusammenbricht und der Unterstützung bedürftig wird, so ist die möglichste Entlastung desselben von den Steuern geradezu ein nationales Interesse. Nachdem ferner die Beisteuer des großen Vermögens zu dem besagten Ziel in seinen immer kleiner und kleiner werdenden Theilen dies zulässt, so ist die Belastung eines solchen Einkommens stufenweise zu heben. Die Interessen des Aerars sind einestheils dadurch geschützt, dass der Eigenthümer des entlasteten geringen Besitzes sich in kurzer Zeit dermaßen kräftigt, um besteuert werden zu können, anderentheils aber, dass die Besteuerung des großen Einkommen-Besitzes sich in einem solchen Rahmen bewegt, dass dieselbe die auf die Erreichung eines ähnlichen Einkommens gerichteten individuellen Bestrebungen unmöglich machen würde, wodurch abermals die Gesammtheit Schaden erleiden würde.

Das Interesse der Gesammtheit besteht aber unbestreitbar nicht nur in der Erziehung und Erhaltung starker Individualitäten. Dieses Interesse erfordert auch, dass die kräftigen Individualitäten von dem Gefühl der Zusammengehörigkeit durchdrungen seien und Hingebung zeigen der Gesammtheit gegenüber. Dies ist eine so einfache Wahrheit, dass diese Hingebung den speciellsten und charakteristischesten Zug der Ethik als socialer Ethik bildet, angefangen von der positiven Religion bis zum allerletzten Social-Philosophen. Der Begründer derjenigen Religion, welche über die gegenwärtige Civilisation herrscht, des Christenthums, das keine nationalen Grenzen kennt, war derjenige, der diese ethische Regel in der utopistischen Form verkündete, indem er lehrte: «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst». Gewiss ist, dass vom Gesichtspunkte der Gesellschaft (derselbe ist auch der Gesichtspunkt der Ethik), nichts idealer sein könnte, als ein solcher Mensch, der als das höchste leitende Princip seiner Thaten die Förderung des Wohles seiner Mitmenschen betrachten würde.

Im Obigen, bei der Anführung einiger auffallender Charakterzüge unseres Zeitalters nahm ich für wahrscheinlich an, dass eben nach dieser Richtung hin ein Rückfall eingetreten ist. Es ist nunmehr die Frage: wie könnte diesem Uebel abgeholfen werden?

Die Frage können wir in zwei Theile theilen. Der erste ist: auf welche Weise wäre es möglich, solche Handlungen und Individualitäten, welche mit dem Princip im Gegensatze stehen, auszurotten. Oder mit anderen Worten

deutlicher ausgedrückt, wie könnten die gesellschaftsfeindlichen Elemente und die gerade auf den Nachtheil Anderer abzielenden Thaten unterdrückt werden.

Wir wissen, dass ein Theil und zwar ein beträchtlicher Theil dieser Aufgabe der Rechtspflege zukommt. Namentlich ist das Criminalrecht in erster Reihe berufen, hiebei mitzuwirken. Und dass eben dieser Theil des Rechtes sich seit neuerer Zeit in starker Gährung befindet, ist die natürliche Folge der veränderten Ansprüche des sich schnell entwickelnden Zeitalters und gleichzeitig ein erfreuliches Anzeichen des gesteigerteren Interesses, welches sich für die Psychologie und die Ethik kundgibt. Von unserm Gesichtspunkte genügte es darauf hinzuweisen, dass hier nicht nur die Aufgabe in den Vordergrund trat, die notorischen Feinde der Gesellschaft, die Rückfälligen gänzlich unschädlich zu machen, sondern auch die verborgenen Handlungen, welche Anderen schaden, zu strafen. Der Wettstreit, oder wenn es beliebt, der Kampf zwischen Menschen und Menschen wird mit der fortschreitenden Civilisation ein immer friedlicherer: die gewaltthätigen Verbrechen nehmen ab, die Ausnützung der Unwissenheit und des Leichtsinnes Anderer hingegen nimmt zu. Sehr viel ist diesbezüglich noch zu thun, es sind unzählige Arten des Betruges, des Schwindels und der Lüge zu ahnden. An der Börse existiert, angefangen von der Verbreitung falscher Nachrichten bis zu den Waren-Fälschungen, von den Ratenverkäufen bis zu den verschiedenartigen Erscheinungen der concurrence déloyale und dem unreinen Geschäftsgebahren, welch' letztere die deutsche und die österreichische Gesetzgebung gegenwärtig schon zu maßregeln gesonnen ist, noch eine fast unendlich scheinende Reihe der die Schädigung Anderer bezweckenden Handlungen, deren verborgene Umtriebe durch die strafrichterliche Gewalt aufzudecken und zu ahnden wären. Natürlicherweise wird durch dieses Bestreben auch das Privatrecht berührt. Die Vorbedingung ist aber — worüber wir uns des Zusammenhanges halber weitläufiger auslassen werden — dass die bezüglichen Organe des Staates ethisch und sociologisch mehr ausgebildet werden, als dies heutzutage der Fall ist.

Dass aber die strafende Macht des Staates, selbst wenn die Wirkung derselben vervollkommnet und seitens des Privatrechtes und des administrativen Rechtes entsprechend unterstützt würde, in sich selbst genommen nicht genügend stark wäre zur Bekämpfung der Immoralität — steht außer allem Zweifel. Woher könnte dieselbe also Hilfe nehmen?

Natürlich nur von der Gesellschaft, namentlich von den besseren Elementen derselben.

Der auf dem demographischen Gebiet immer mehr und mehr gewürdigte Lehrsatz, laut welchem die einzelnen Classen der Gesellschaft hinsichtlich der Bewegung der Bevölkerung einen sehr verschiedenen Charakter besitzen, erlangte zwar noch immer nicht die gewünschte Verallgemei-

nerung: dass nämlich der gesellschaftliche Wert oder das ethische Verhalten dieser Classen sehr verschieden ist. In der volkswirtschaftlichen Literatur hört man sehr oft den politischen Wert der einzelnen Wirtschaftsclassen erwähnen, weniger kann man aber über das ethische Verhalten dieser Classen lesen. Und es ist doch offenbar, dass sofern zwischen den Wirtschaftsclassen diesbezüglich ein großer Unterschied besteht, das Wohl der Gesellschaft hauptsächlich von dem Umstande abhängt, dass die gesunden Elemente auf Kosten der aufrührerischen aufblühen und sich entwickeln. Die Kraft der Nation aber, welche zum guten Theile von der Intensität der Zusammengehörigkeit abhängt, nimmt darnach zu oder ab, in welchem Maße die ersteren Raum gewinnen, die letzteren hingegen sich vermindern.

Ohne dass es meine Absicht wäre, an dieser Stelle die Classificierung der einzelnen gesellschaftlichen Classen nach ihrem gesellschaftlichen Wert zu versuchen, beschränke ich mich nach dieser Richtung hin nur auf einige allgemeine Bemerkungen.

Eine ganz natürliche und einfache Wahrheit ist, dass die sogenannten unteren Classen die Gesellschafts-Ordnung mit schiefem Auge betrachten und an derselben sehr oft Anstoß nehmen. Dies bestärkt nicht nur die Criminalstatistik. Wenn über die Lügen eine Statistik zusammengestellt werden könnte (natürlich abgesehen von den conventionellen Lügen), so würden in derselben die Kinder der unteren Classen wahrscheinlich ebenso in den Vordergrund treten, wie z. B. bei den Diebstählen. Das Selbstinteresse der im abhängigen Verhältnis stehenden Elemente bedient sich den höheren Classen gegenüber dieser Waffe. Und werden die verschiedenen Arten der Untreue zusammengefasst, so treffen wir angefangen von den häuslichen Dienstboten bis zu den Angestellten der Domänen auf eine unendliche Reihe solcher Handlungen, welche die Untergeordneten zum Nachtheile ihres Herrn, des Arbeitsgebers verüben. Die maxima meretrix, die Noth gepaart mit der Gelegenheit, inficiert die ganze Athmosphäre, in welcher sich diese Classen bewegen.

Hieraus folgen zwei Dinge. Erstens, dass die Zunahme des Wohlstandes das ethische Gefühl der unteren Classen zu verbessern vermag. Zweitens, dass die selbstständigen Classen einen höheren moralischen Wert repräsentieren, als die in untergeordneten Verthältnissen befindlichen. Folglich wenn es gelingen würde, einen Theil und zwar den größeren Theil der Mitglieder der unteren Classen zu Vermögen und zu Selbstständigkeit zu verhelfen, würde sich im entsprechenden Verhältnisse die Lage der Gesellschaft verbessern.

Ich mag nicht die erhebende Kraft des Vermögens, der Sparsamkeit etc. preisen. Ich weise nur auf den Umstand hin, dass eben in neuester Zeit dem Grundbesitze und dem eigenen Heime ein stets größerer morali-

scher Wert beigemessen wird. Nichts bindet den Menschen so fest an den Kreis, in welchem er lebt, als das Stückchen Boden, welches er sein Eigen nennen kann. Und eben in unseren Tagen, wo das Gespenst der Socialdemocratie spukt und — wie ein berühmter Schriftsteller sagt — die Anhänger der herrschenden Rechtsordnung zur Abwendung der Gefahr verzweifelt wenig beitragen, eben jetzt ist die Angelegenheit der richtigen Vermögensvertheilung von außerordentlicher Wichtigkeit. Ein ungemein großes Versäumnis begehen diejenigen Nationen, welche diesen wertvollen Schatz nicht dazu gebrauchen, sich selbst gegen die innere Auflösung zu sichern. Wenngleich die Behauptung, welche die Entwickelungsfähigkeit der Nationen als ausschließlich von der Kraft der Classe der Kleingrundbesitzer abhängig erscheinen lässt, hie und da übertrieben ist, so ist dennoch gewiss, dass diese Classe die breite untere Schichte bildet, auf welcher die gegenwärtige gesellschaftliche Ordnung am sichersten ruht. Und wenn jemals hinsichtlich der Feststellung des Besitzminimums die Nationalökonomen und Staatsmänner sich den Kopf zerbrachen, ist heutzutage die Lage wesentlich eine andere, das Ideal ist das, womöglich viel Familien an dem Besitz des Bodens theilhaftig werden zu lassen, obgleich dieser Besitz im wirtschaftlichen Leben des betreffenden nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Der labile Zustand, in welchen im Falle der übermäßigen Zunahme des Proletariates die Gesellschaft gelangen würde, fordert gebietend im Interesse der gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung diese Reform des Grundbesitzes.

Wenn es aber auch möglich ist, mit Hilfe des Grundbesitzes eine sogenannte Mittelclasse zu schaffen und wenigstens einigermaßen das Verhältnis der Selbstständigen in der Bevölkerung zu erhöhen, so erübrigt es dennoch die auf dem weiten Gebiet der Industrie auftretende nachtheilige Entwickelung zu paralysieren. Ich sprach von einer nachtheiligen Entwickelung, das fortwährende Vordringen der Fabriksindustrie nicht aus dem Gesichtspunkte der wirtschaftlichen Production, sondern aus dem Gesichtspunkte der socialen Ethik betrachtet. Die Gegensätze treten zwischen den gesellschaftlichen Classen zu allererst auf diesem Gebiete scharf hervor und es ist eben hier keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass bei der gegenwärtigen Rechtsordnung eine lebenskräftige Mittelclasse entstehen, respective bestehen könne. Das Beamtenpersonal der Fabriken und Communicationsanstalten ist am Ende doch nur ein Tropfen im Meere des Arbeiterheeres.

Zum Glück gab aber eben die Großindustrie den unteren Schichten der Bevölkerung die Möglichkeit, sich gesellschaftlichen der Ordnung einzuverleiben. Um den Preis vieler Leiden kamen solche Organisationen der Arbeiter zu Stande, welche einestheils dem Capital gegenüber eine Streitmacht bilden, anderentheils die eigenen Mitglieder in Disciplin

hielten und wenngleich die Fachmänner diese Vereinigungen für weniger unschuldig halten, wie seiner Zeit Brentano und Howell, bezeichnet der Schlussbericht der englischen R. Labour-Commission dieselben auch gegenwärtig noch als eine Stütze des socialen Friedens. Die Einbeziehung der Arbeiter der Fabriksindustrie in den Interessenkreis der Unternehmer einestheils, anderentheils aber eine derartige Organisation derselben, welche dieselben in den Dienst des socialen Lebens einführt, und denselben das Erkenntnis der Interessen der Gesammtheit beibringt, dies ist dass große Problem, dessen Lösung die Aufgabe der nächsten Zukunft bildet.

Außer der Unterstützung der zusammenhaltenden gesellschaftlichen Elemente bin ich gezwungen, noch ein Mittel, die moralische Erziehung, zu erwähnen. Wir wissen nur zu gut, dass das Gebiet dieser Aufgabe heutzutage sehr vernachlässigt ist. Man betrachtet als Aufgabe des Staates die allgemeine Verbreitung eines gewissen Kenntnisgrades, man bürdet dem Staat sogar auch die Ertheilung und Prüfung der höheren Bildung auf, von der moralischen Erziehung ist aber keine Rede. Wir sind jedoch der Meinung, dass es ein wichtigeres Interesse des Staates bildet, sich dagegen zu versichern, dass die Bürger keinem gesellschafts- und gleichzeitig staatsgefährlichen Verhalten sich zuneigen, als dass sie ihren Verstand schärfen. Im Falle des letzteren und in Ermangelung des ersteren kann der Fall eintreten, dass die scharfe Waffe sich eben gegen den Staat kehrt.

Uebrigens kann das moralische Gefühl nur durch die Erziehung im Großen gesteigert werden. Die Minderheit, der einzelne Mensch kann dasselbe nicht steigern und die Herrschaft desselben nicht sichern. Mag man über die realistische Theorie, welche die Moral mit dem Machtspruch der Obrigkeit identificiert, welche Meinung immer haben, so viel ist gewiss, dass — abgesehen von den Fällen, wenn eine Religion gegründet wird — die Moral nur von obenaus im Wege einer nachdrücklichen Unterstützung und Pflege seitens der Mächtigen verbreitet werden kann. Ich denke hiebei an keine staatliche Einmischung, noch viel weniger an ein polizeiliches Eingreifen. Das Beispiel, die Belohnung und die Strafe vermögen viel auszurichten, die Wahl der Güter noch viel mehr, aber es ist die Verbreitung des moralischen Gefühls in kleineren Kreisen nothwendig, es bedarf einer wirksamen Arbeit in der Familie und in den Genossenschaften. Die gelockerten Gefühle, die verworrenen Begriffe sind den Ansprüchen der entwickelteren Gesellschaft entsprechend umzugestalten. Hiezu ist ein systematisches und planmäßiges Vorgehen nothwendig seitens der Besten der Gesellschaft, unterstützt durch den im starken Maße interessierten Staat.

Würde aber die Entwickelung auf dem bezeichneten Weg auch dahin führen, dass die Handlungen, welche sich gegen die Gesellschaft richten, das heißt den Nachtheil Anderer bezwecken, auf das geringste Maß zu reducie-

ren wären, bleibt es noch immer eine große Frage, ob die Handlungen, deren Ziel in der positiven Förderung des Wohles der Gesellschaft besteht, oder welche den Vortheil Anderer bezwecken, zunehmen werden? Mit anderen Worten: ist es zu hoffen, dass in dem Falle, als es gelingen würde, die Selbstsucht so weit zu zügeln, dass dieselbe zum Nachtheile Anderer nicht auftrete: das uneigennützige Vorgehen im Interesse Anderer zu einer viel größeren gesellschaftlichen Bedeutung gelangen würde, als gegenwärtig?

Um mich jedoch nicht auf das am meisten polemische Gebiet der Ethik zu verirren und nicht gezwungen zu sein mich in die Fragen über Begriffsbestimmungen oder über das Sein oder Nichtsein des Altruismus zu vertiefen, nehme ich die Entwickelung als Ausgangspunkt an, welche die Gesammtheiten der Menschheit von den prähistorischen Zeiten angefangen bis zu dem heutigen Tage immer mehr und mehr gefördert hat. Wie wir uns das Kindesalter der menschlichen Gesellschaft heutzutage vorstellen, so beschränkte sich dasselbe auf einen sehr engen Kreis, auf die Gruppe der Blutsverwandten, auf die Geschlechter. Dieser Kreis erstreckt sich nachher, an Ausdehnung stets zunehmend, auf den Stamm, bei Angesiedelten auf das Dorf, auf die Ansiedelungen der Domänen, auf die Umgebung der Städte, bis derselbe auf der höchsten Stufe der Entwickelung die im politischen Sinne genommene Nation in ihrem Ganzen umfasst, in vieler Hinsicht sogar sich bis zur Gesammtheit der Culturvölker erhebt. Diese riesenhafte Entwickelung führte jedoch naturgemäß dahin, dass der Zusammenhang zwischen den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft sich lockerte und dass das Gefühl, welches zu einer Thätigkeit zum Wohle Anderer ansporut, an Kraft verloren hat. Denn es ist auch in dem Falle, wenn wir dieses Gefühl als eine feinere Art der Eigenliebe qualificieren würden, klar, dass es leichter ist, das allgemeine Interesse mit dem eigenen Interesse zu identificieren, wenn der Kreis, von welchem die Rede ist, sich nur auf die in nächster Nähe Befindlichen beschränkt, als wenn derselbe Millionen umfasst, die sich in so vieler Hinsicht von uns unterscheiden. Wir wissen ferner, dass die Wärme, welche einst kleine Menschengruppen zu einer Familie vereinigte, im Laufe der Entwickelung sich auf einen engeren Kreis beschränkte, die Familie wurde kleiner und hört mit dem Verhältnis zwischen Eltern und Kindern auf; wir irren vielleicht nicht einmal, indem wir behaupten, dass in demselben Maße, in welchem die Opferwilligkeit zugenommen hat, welche der moderne Mensch seinen Kindern gegenüber bezeugt, die active Opferwilligkeit den Verwandten gegenüber im Allgemeinen abgenommen hat.

Aber auch ein anderer Umstand wirkt dahin, dass sich die Theilnahme den Mitmenschen gegenüger schwerfälliger gestalte. Wir verstehen hierunter die Arbeitsvertheilung und gleichzeitig die starke Anstrengung der Arbeitskraft, in Folge dessen dem einzelnen Menschen die Gelegenheit und Zeit entzogen wird, mit den Angelegenheiten seiner Mitmenschen sich

zu befassen. Den Menschen der Gegenwart erschöpft gänzlich sein Beruf und der mit denselben verbundene Kampf und wenn er auch mit seinen Mitinteressenten verkehrt, hat er überdies keine Gelegenheit, seinen Mitmenschen zu helfen. Das «chacun pour soi, Dieu pour tous» ist der Ausdruck der auf die Lebensverhältnisse der civilisierten Menschheit gegründeten Philosophie, die einfache Umschreibung des Individualismus. In einzelnen erschütternden, allgemeine Aufmerksamkeit erregenden Fällen ist zwar die ganze Nation bereit, für ihre einzelnen Mitglieder Opfer zu bringen, im alltäglichen Leben aber begnügen wir uns damit, dem im Wege stehenden Bettler ein Almosen zu reichen oder am Altar eines wohlthätigen Vereines ein Opfer zu bringen.

Da es nicht meine Aufgabe ist, mich in die Eruierung der Entwicklung der fernen Zukunft einzulassen, so kann ich nur so viel behaupten, dass die in Rede stehenden Erscheinungen solcher Natur sind, dass die starke Kräftigung des activen Altruismus vorderhand nicht für wahrscheinlich angesehen werden kann. Die Verbindung der Gleichinterissierten, die fortwährende Zunahme des Interessenkampfes, welche mit dem Fortschritte der Gesellschaft gleichsam den ungestümen Kampf zwischen Menschen und Menschen, beziehungsweise zwischen Gruppen und Gruppen von einst ersetzt, wird voraussichtlich die Menschen in diesem Sinne einander nicht näher bringen.

Uebrigens führt der Weg der Entwicklung meiner unmaßgeblichen Meinung nach nicht nothwendiger Weise zum individuellen Altruismus. Man kann sich eine derartige Organisation des Altruismus vorstellen, ja sogar im Verlauf der Geschichte in den verschiedenartigsten Erscheinungen wahrnehmen, welche die individuelle Hingebung ersetzt, mit Hilfe besonderer Organe ergänzt. — Um ganz deutlich zu sprechen: die Förderung der Interessen der Gesammtheit übernahm das Organ der Gesammtheit, die getrennte kirchliche, staatliche, Gemeindeorganisation etc.: die vervollkommnende Idee der Arbeitsvertheilung gelangte dadurch zur Geltung, dass die durch Einzelne gelegenheitlich und ohne System gebotene Unterstützung die stabile und organisierte öffentliche Macht durch seine zu diesem Zwecke gesammelten Mittel und im Wege der zu diesem Beruf gebildeten Beamten ertheilt.

Der active Altruismus oder die Thätigkeit, welche den Anforderungen der Ethik entsprechend, das Zusammenwirken der Gesammtheit, die positive Förderung des Wohles anderer erheischt, ist berufen: centralisiert, organisiert und auf diese Weise gekräftigt, sich in der Lebensthätigkeit der Gesammtheit weiter zu entwickeln. Daraus entstammt der zweite, ausgedehnte Wirkungskreis des Staates, welcher geradezu einen ethischen Charakter besitzt, nämlich die Schaffung solcher Institutionen, welche Einzelne und deren Mitinteressenten nicht zu Stande brachten; unter dieser Aufgabe

wird all' das verstanden, was außerhalb der Grenzen des einfachen Rechtsschutzes und der Verhinderung von ethikwidrigen Handlungen liegt, nämlich die Förderung der Volkswirtschaft, des Sanitätswesens und der Bildung, mit einem Wort, das möglichste Ebnen des nationalen Fortschrittes. Es ist mir nicht unbekannt, dass sich gegen diesen so weit bemessenen Kreis der sogenannten staatlichen Einmischung ansehnliche Meinungen erheben. Es sprechen jedoch nicht nur die Erfahrungen der nächsten Vergangenheit für diese weitläufige Conception, sondern es führt außer der Befolgung der gegenwärtig vorherrschenden Richtung noch der natürliche Instinct, dem Zeitgeist zu folgen, zu dieser Anschauung. Meinerseits bin ich nicht im Stande, mir den Fortschritt der Menschheit vorzustellen, ohne dass die machtliche Organisation der Gesammtheit, in welcher eine so riesenhafte Kraft liegt, der Staat, im Interesse dieses Fortschrittes einen gesteigerteren Antheil nehmen, eine größere Thätigkeit entfalten würde. Im Laufe der Entwicklung wird es zwar sehr häufig vorkommen, dass der Staat einer oder der anderen Thätigkeit entsagt, indem er dieselbe einer anderen gesellschaftlichen Organisation überlässt, anstatt dessen gibt es aber zahlreiche Gebiete, deren Eroberung durch den Staat im Interesse des Fortschrittes wünschenswert erscheint.

Wir könnten vielleicht auch weiter gehen und die Behauptung aufstellen, dass in je rascherem Tempo die Entwicklung der Menschheit fortschreitet, der Staat in desto größerem Maße an der Arbeit theilnehmen muss. Die Aufgabe des Steuermannes ist, umso aufmerksamer Acht zu geben, je unbefahrner der Weg ist, auf welchem das Schiff segelt, und je schneller der Lauf des Schiffes ist. Bei einem zurückgebliebenen Volke, welches die anderen Völker mit einigen Ruderschlägen einzuholen strebt, wie das ungarische ist, ist eine gesteigerte staatliche Thätigkeit mehr von Nöthen, als bei den auf dem friedlichen, ruhigen Weg der Entwickelung weit vorgeschrittenen Völkern. Und deshalb erscheint der Glauben der ungarischen Apostel des Manchesterismus, dass die socialen Fragen Ungarns ohne staatliche Einmischung zu lösen sind, in einem eigenthümlichen Lichte. Konnten Deutschland und Oesterreich eine tiefeingreifende Socialpolitik nicht entbehren, so ist in Ungarn der Staats-Socialismus im bekannten Sinne des Wortes — welcher der gegenwärtigen Rechtsordnung treu bleibt, — zum Mindesten um einen Grad nothwendiger. Die Traditionen der bisherigen volkswirtschaftlichen Politik sprechen auch dafür, dass das Dirigieren seitens des Staates eine Vorbedingung des Fortschrittes bildet. Wie in der Vergangenheit der Staat den unteren Classen seinen Schutz angedeihen ließ, so wird er sich in der Zukunft dieser Aufgabe noch viel weniger entziehen können.

Es ist nur das der Fehler, dass der Staat, welcher in der Wirklichkeit die Vormundschafts-Rolle der Vorsehung erfüllen sollte, schließlich

kein höheres Wesen ist, sondern nur aus den Mitgliedern der Gesellschaft besteht; die Willensäußerungen und die Vollstreckung desselben sind nicht vollkommener, als die, die in der Gesellschaft eine massgebende Rolle spielen. Und wenn an der maßgebenden Stelle solche Elemente stehen, die unfähig sind, das allgemeine Interesse richtig aufzufassen und nicht die erforderliche moralische Kraft besitzen, dasselbe direct durchzuführen, so fördert die staatliche Einmischung nicht nur nicht die Kraft und die Entwickelung der Nation, sondern schwächt und hindert dieselbe sogar.

Es drohen diesbezüglich eben heutzutage größere Gefahren. Die zur Auffassung der allgemeinen Interessen noch nicht reifen, sondern durch Classen-Interessen geleiteten neuen Elemente streben die Lenkung des staatlichen Willens an. Soferne dies nur in solchem Maße geschieht, dass diese neuen Elemente eine solche politische Macht sich aneignen, welche die Beachtung der bisher vernachlässigten Interessen nach sich zieht, so ist dies kein Uebel, sondern es involviert diese Entwickelung vielmehr einen Vortheil für die Gesammtheit. Das bisherige Umsichgreifen der Socialdemokratie überschritt vielleicht noch nicht die soeben bezeichneten Grenzen. Erlangen aber diese Elemente das Uebergewicht, dann kann thatsächlich eintreten, was der große englische Denker, der par excellence Philosoph der Engländer, Spencer, in seinem oben erwähnten Artikel befürchtet, nämlich das neue Zeitalter der Knechtschaft, die Zeit einer starken Reaction. Und mögen wir noch so bestimmt darauf rechnen, dass dieser Rückfall nur von kurzer Zeitdauer sein und die Menschheit dieses neue Joch nicht lange ertragen wird, so erfordert doch die auf das Minimum reducierte Vorsicht, dass selbst diese Möglichkeit ausgeschlossen werde.

Die andere Gefahr ist scheinbar von untergeordneter Natur, meiner Ansicht nach aber von Gesichtspunkte der sich rasch entwickelnden Völker von keiner geringen Bedeutung. Ich denke an die fortwährend zunehmenden Bedürfnisse des Staates, welche um die Auswahl der zur Versehung der staatlichen Aufgaben Erlesenen auftreten. Immer mehr und mehr Personen bedarf der Staat und nebstbei, soll der Fortschritt nicht unterbrochen werden, liegt es im Interesse des Staates, die Besten zu erwählen. Dieses Interesse bedingt aber, dass die Ausbildung, Erziehung der Staatsbeamten eine solche sei, welche dieselben zur Auffassung und Förderung des allgemeinen Interesses befähigt, die Besoldung aber so festgestellt sei, dass diese selbst in unserem, im grossen Maße nach materiellen Vorzügen strebenden Zeitalter auch für die Allerbesten eine hinlängliche Anziehungskraft besitze. Vom ersten Gesichtspunkte halte ich nicht für richtig, dass man von den Staatsbeamten eine ähnliche Qualification verlangt, wie z. B. von den zur potencierten Vertretung von Privatinteressen berufenen Advokaten; vom zweiten Gesichtspunkte

sehe ich aber darin ein Uebel, dass für die staatlichen Angestellten eine solche Besoldung bemessen ist, welche zu den neben dem stark zunehmenden Nationaleinkommen in anderen Laufbahnen erreichbaren großen materiellen Erfolgen in gar keinem Verhältnisse steht. Dieser letztere Umstand führt entweder dahin, dass die kein Vermögen Besitzenden von den öffentlichen Laufbahnen ausgeschlossen werden, oder aber, dass eine Stätte der Corruption, der Anhäufung von Amtsstellen und all' jener Missbräuche errichtet wird, welche von Obenaus ausgeübt, die wirksamsten Factoren der allgemeinen Demoralisation bilden.

Abgesehen aber von diesen Gefahren, glauben wir, dass diejenigen mit sich selbst in einem Widerspruch stehen, die die staatliche Einmischung wegen der im staatlichen Organismus vorkommenden Mängel dermaßen befürchten, dass sie dieselbe principiell und auf unbestimmte Zeitdauer zurückweisen. Diese geben sich der Hoffnung hin, dass sich die Gesellschaft dahin entwickeln wird, dass sie im Stande sein wird, sich selbst zu leiten, sehen aber dabei nicht ein, dass die Entwickelung der Gesellschaft mit jener des Staates im engen Zusammenhange steht und dass der vollkommenere Staat dazu fähig sein wird, wozu der gegenwärtige unvollkommene Staat unfähig ist. Der Schwerpunkt der zukünftigen Entwickelung liegt meiner Ansicht nach nicht in der Einschränkung der Aufgaben des Staates, sondern in der Vervollkommnung des staatlichen Organismus.

Und nun, bevor ich die Feder niederlege, sei mir gestattet zu meinen Ausgangspunkt — Smith — zurückzukehren. Seine moralische Weltanschauung bildete der Optimismus, die Ueberzeugung, dass der Mensch, wie er geschaffen ist, hinlängliches moralisches Gefühl besitzt, um in seinen Thaten das allgemeine Interesse nicht nur nicht zu schädigen, sondern auch unbewusst zu fördern. Die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts gaben dem großen Gelehrten nicht recht, die herrschende moralische Weltanschauung änderte sich in eine pessimistische um. Die herrschenden Classen, die Stärkeren, missbrauchten die Freiheit, und die Kluft zwischen Menschen und Menschen wurde immer größer und größer und gestaltete sich für den gesellschaftlichen Frieden gefahrvoll.

Jedoch sind solche Anzeichen der Zeiten vorhanden, welche geeignet sind, die Hoffnung auf Besserung wachzurufen. Wenn auch nicht das Verhältnis zwischen Individuum und Individuum, so scheint sich doch die allgemeine Meinung günstiger zu gestalten, das Bewusstsein der Solidarität der Menschheit und was hieraus folgt, die Nothwendigkeit der gleichmäßigeren Vertheilung des Wohlstandes, die Paralysierung von Licht und Schatten des einheitlichen Fortschrittes wird immer mehr und mehr zur allgemeinen Ueberzeugung. Es tritt, um mich richtig auszudrücken, an Stelle der sich als schwach erwiesenen individuellen Gewissenhaftigkeit

mit stets größerer Kraft eine sogenannte collective Gewissenhaftigkeit, welche unter dem Banner der Gerechtigkeit die Interessen der Gesammtheit repräsentiert. Und die Entwicklung hatte unstreitbar zur Folge, dass die sogenannten Giftzähne des Capitalismus im Aussterben, im Ausfallen begriffen sind und die Sonne der Arbeit stets höher scheint. Dies sind gewichtige und erfreuliche Thatsachen und betrachten wir den Wettstreit der Nationen, so scheint es, als wenn das allgemeine Recht, laut welchem der Sieg dem Stärksten gebührt, in der nächsten Zukunft derart lauten werde: diejenige Nation wird glücklich sein und gedeihen, welche im eigenen richtig aufgefassten Interesse den Eingebungen dieser neuen Gewissenhaftigkeit mit der größten Bereitwilligkeit folgt.

Dr. Zoltán Ráth.

---

# DAS MARIEN-BILD AUS DER ANJOU-ZEIT ZU BÖHMISCH-KRUMAU.

Der Director des k. k. Kunsthistorischen Museums in Wien, *Dr. Albert Ilg,* benachrichtigt uns in den «Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale» (Bd. XIX. p. 68) unter dem Titel: «*Ein Madonnenbild der altböhmischen Schule*» von einem Marien-Bild aus dem XIV. Jahrhundert, welches in der Minoriten-Kirche zu Böhmisch-Krumau aufbewahrt wird. Die betreffende Mittheilung lautet wörtlich:

«In meinen kunsttopographischen Mittheilungen aus den fürstlich Schwarzenbergischen Besitzungen in Süd-Böhmen (Mittheilungen der Central-Commission etc. 1891. S. 37) gedachte ich mit kurzen Worten des auf Holz gemalten Madonnenbildes aus der sogenannten altböhmischen Schule des XIV. Jh. in der Minoritenkirche zu Böhmisch-Krumau. Das Kunstwerk ist in der Folge zur böhmischen Landesausstellung nach Prag, sowie jüngst nach Wien gekommen und es wurde dadurch möglich, es genauer zu untersuchen, als es früher bei seinem hohen Standorte in der Kirche möglich gewesen. Die Composition ist die traditionelle, mit der Halbfigur der Madonne sammt Kindlein im Bildfelde und auf dem viereckigen Rahmen kleine Figürchen von den Heil. Franciscus, Ludovicus, Bonaventura, Antonius, Clara, auf den verticalen Leisten, während auf den oberen horizontalen drei kleine Engelbüstchen mit Spruchbändern gemalt sind. Den Text der letzteren bilden Verse des marianischen Hymnus: «Regina cœli lætare», – auf der unteren Leiste sieht man drei Propheten-Brustbilder ebenfalls mit Sprüchen.

Das Gemälde ist auf Holz mit Kreideüberzug auf Goldgrund gemalt;

ist aber stark übermalt, roh, neu vergoldet, hat überhaupt mannigfach gelitten und ist schon vom Hause aus nur eine mittlere Leistung jener Richtung des Trecento, welche man gewöhnlich Budweiser Schule zu nennen pflegt.

Bemerkenswerter aber ist an dem Werke ein geschichtlich beachtenswerter Umstand. Unter der einen Heiligengestalt sind zwei Wappenschilde gemalt, der eine getheilt in Alt-Ungarn und Anjou, der andere mit den Emblemen Neapels. Hieraus geht hervor, dass das Bild mit Königen Ungarns aus dem Hause Anjou-Neapel zusammenhängen dürfte, wahrscheinlich also entweder mit Karl Robert (1309—1342) oder, was mehr für sich hätte, mit dessen Sohn Andreas (1327—1345). Kunsthistorisch ergeben sich dabei allerdings schwierig zu beantwortende Fragen. Ist das Gemälde von einem südböhmischen Künstler für Ungarn gemalt worden? Wenn dem so sein sollte, — obwohl ein Zusammenhang der südböhmischen Schule mit jenen Fürsten kaum zu erklären sein dürfte — so könnte sich dagegen wohl eine Erklärung dafür finden, auf welche Weise das Werk aus Ungarn nach Böhmen zurückgekommen wäre, indem Sigismund, der deutsche Kaiser und König von Böhmen, welcher aber seit 1387 bis zu seinem Tode 1437 auch über Ungarn geherrscht hat, es nach seiner Heimat gebracht haben könnte.

Eine andere Frage wäre die: Haben ungarische Könige das Bild vielleicht für das Kloster in Krumau gestiftet? Die Annahme scheint sehr unwahrscheinlich, denn abgesehen davon, dass wir von Beziehungen der Anjou's zu Krumau nichts wissen, wurde das Minoriten-Kloster erst 1357 gestiftet, das mit demselben vereinigt gewesene Clara-Kloster daneben erst 1361. Von den beiden genannten Königen Ungarns, welche hier in Betracht kommen könnten, starb aber der jüngere schon 1345. Wir müssen es Special-Forschern des Territoriums überlassen, ein klareres Licht in die nicht ganz uninteressante Angelegenheit zu bringen».

*

Ueber diese Mittheilung stellt der ausgezeichnete Historiker *Anton Pór* in der Zeitschrift der Ung. Archæologischen Gesellschaft * folgende Betrachtung an:

Herr Dr. Ilg hat uns vor allem zu großem Danke verpflichtet, indem er uns mit dem fünften Madonnenbilde aus der Zeit der Anjou's bekannt macht; drei derselben werden im Dome zu Aachen, eines in Maria-Zell aufbewahrt. Essenwein, also ein berufener Fachmann, hat nach genauer Vergleichung der Bilder gefunden, dass dieselben, wenn schon nicht von

* Archæologiai Értesítő, red. v. Josef Hampel. Neue Folge. XIII. p. 234—238.

einer Hand, doch — was Technik und Behandlung anbelangt — gewiss aus einer Schule stammen.[1] Diese Ansicht hat sich auch bei mir befestigt, nachdem ich Gelegenheit hatte, das Maria-Zeller Bild an Ort und Stelle, die Aachener aber gelegentlich der historischen Goldschmiedekunstausstellung in Budapest zu untersuchen.

Noch größeren Dank hätte Herr Dr. Ilg verdient, wenn er die Untersuchung auch auf das Krumauer erstreckt hätte, anstatt dasselbe ohne Motivierung als ein Product der Budweiser süd-böhmischen Schule zu decretieren. Wenn wir auch zahlreiche Beziehungen zwischen Ungarn und Böhmen in der Zeit der Anjou's kennen und sich *vielleicht* in künstlerischer Hinsicht solche nachweisen lassen, so wissen wir vorläufig nur so viel sicher, dass im Auftrage des Kaisers Karl IV. die Klausenburger Bildhauer, die Brüder Martin und Georg eine Sct. Georgs-Statue geschaffen haben, welche noch bis auf den heutigen Tag die maßgebendsten Sachverständigen in Bewunderung versetzt.[2]

Der Vater dieser Bildhauer, Meister Nikolaus, war Maler und Ahnherr eines Malergeschlechtes, dessen Spur wir 1427 in *Thomas pictor de Coloswar* zu Garam-Szent-Benedek finden.[3]

Ueber einen anderen Künstler, den Hofmaler Ludwigs des Großen, berichtet uns ein in der Ofner Festungspfarrkirche gelegentlich der Restaurierung 1886 vorgefundener Grabstein mit Wappen, dass Meister Johannes, Maler des Königs von Ungarn, am 2. Mai anno Domini 1370 gestorben ist.

Hier also kennen wir bereits Namen, während wir in den, aus Kalkschichten mühselig herausgekratzten zahlreichen, theils auch schon veröffentlichten Fresken, nur namenlose Künstler, aber die Schöpfer einer bei uns reichlich cultivierten Art der Plastik, nämlich der Wandmalerei entdeckt haben.[4] Wir hatten auch Miniature-Maler, und zwar nicht gewöhnlichen Schlages, — die illustrierte ungarische Chronik (Wien) und andere ungarische Codices zeugen dafür. — Dass wir Wappenmaler hatten, versteht sich von selbst. König Karl I. schenkte seinem Wappenmaler Hertul als Anerkennung die Ortschaft Medves (heute Megyes) im Oedenburger Comitate. Dessen Sohn Nikolaus nennt König Ludwig der Große «*cimerarius noster*» und sagt: «qui arte pictoria varia et diversa, eo cara, quo placibilia opera nobis paravit et optulit, in quibus regalis nostra excellencia

[1] Anzeiger für Kunde Deutscher Vorzeit. 1867. Spalte 300.

[2] Bode, Geschichte der deutschen Plastik (Berlin, 1887. p. 90). Vgl. Wenrich, Századok. 1879. 122. S. und Josef Hampel, Archæologiai Értesítő, 1888. VIII. p. 204.

[3] Knauz, A garam-melletti szent-benedeki apátság. I. 52. Vgl. «Ung. Revue». 1893. p. 1. ff.

[4] Ipolyi, Magyar középkori festészet emlékeiből (Kisebb munkák, I. 219.), Régi falképek Magyarországon, 1874.

merito potuit et poterit delectari», weshalb er ihm den in Medves üblichen Zoll überlässt.[1] Selbst die Glasmalerei war in unserem Vaterlande schon so verbreitet, dass der Probst von Lelesz, Peter, für nöthig gefunden hat, auch seine Kirche mit solchen Kunstwerken zu schmücken. Die Stadt Kaschau gibt im Jahre 1365 Zeugnis dafür, dass der genannte geistliche Würdenträger mit dem Bürger und Maler Nikolaus zu Kaschau einen Vertrag abgeschlossen hat, nach welchem der letztere die Herstellung der, für die Leleszer Kirche erforderlichen vier Glastafeln gegen ein Honorar von hundert Goldgulden übernimmt.[2] Dabei war die Leleszer Kirche durchaus nicht die erste oder musterbietende im Lande.

Wir haben mit einem Worte eine ungeheure Anzahl von Angaben, deren detaillierte Anführung hier nicht angezeigt erscheint, dafür, dass zur Zeit Ludwigs des Großen in Ungarn jeder Zweig der Kunst blühte, wozu ja auch alle Vorbedingungen da waren: König Ludwig war der größte, Kunst, Wissenschaft und Glanz liebende und freigiebigste Fürst seiner Zeit; unter seiner Regierung war Ungarn der reichste, mächtigste Staat, welcher ein halbes Jahrhundert hindurch weder einen inneren, noch äußeren Feind gesehen hat; so ist es doch nur natürlich, dass unter solchen Umständen — während die fremden Künstler ins Land strömten, — auch die heimischen Kräfte zu mächtiger Entwickelung gelangten.

In Ermangelung positiver Daten haben wir demnach keinen Grund, anzunehmen, dass die ungarischen Anjou's ihre Gemälde bei den «mittelmäßigen» — wie Dr. Ilg sie charakterisiert — süd-böhmischen Malern hätten anfertigen lassen, da sie doch den ungarischen Grenzstädten (z. B. Zsolna) nicht gestatteten, nach ausländischen (Teschener) Gesetzen zu urtheilen, trotzdem dies[3] damals allgemeiner Brauch war.

Auch irrt Herr Dr. Ilg, wenn er der Meinung ist, dass außer Karl I. und dessen Sohn Andreas das neapolitanische Wappen einem anderen ungarischen Anjou nicht gebührte. Abgesehen von Maria, der Gemahlin Karl's II. (des Lahmen) von Sicilien, deren Sohn Karl Martel, Karl von Durazzo (dem Kleinen) und von dessen Nachkommen: sollte Herr Dr. Ilg nicht wissen, dass König Ludwig der Große von Ungarn eine zeitlang de facto auch den Titel eines Königs von Jerusalem *und von Sicilien* führte? Seine Rechtsansprüche auf Neapel aber hielt er bis zu seinem Tode aufrecht, ebenso wie sein Vater, der sich auf Grund derselben *princeps salernitanus* und *honoris montis sancti angeli dominus* nannte!

An den Prinzen Andreas, der, geboren am 30. November 1327, noch

[1] Magy. Tört. Tár. IX. 118. 120.
[2] Századok. 1881. Vidéki kirándulás.
[3] Fejér, CD. IX. VII. 619.

kaum sechs Jahre alt war, als er am 31. Juli 1333 in Puglia eintraf, um noch vor seiner Krönung am 19. September 1345 sein Leben zu Aversa in kläglicher Weise zu beenden, kann man beim Krumauer Bilde kaum denken.

Dagegen ist es mehr als wahrscheinlich, dass das Krumauer Marienbild eben *König Ludwig der Große u. z. als Geschenk für die Herrin von Krumau, Katharina von Rosenberg-Wartenberg anfertigen ließ.*

Es ist nämlich dokumentarisch festgestellt, dass König Ludwig der Große die genannte Frau, Gemahlin des Oberstkämmerers von Böhmen, Peter Rosenberg, gekannt hat und ihr wohlgewogen war.

Die k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien hat die von Mathias Pangerl zusammengestellte Urkunden-Sammlung* des Cistercienser-Klosters zu Hohenfurt herausgegeben; auf Seite 111 dieser Sammlung legen Canonicus Peter Rosenberg von Prag, sowie seine Brüder Jodok, Ulrich und Johann am 5. Oktober 1354 zu Krumau Zeugnis ab, «quod in tabula, que per dilectam genitricem nostram dominam Katherinam de Rosenberch ac nos in modum rose (ihr Wappen nämlich) cristalline comparata est, certissime reliquie recondite sunt, que per illustres principes: dominum Karolum Romanorum et Bohemie regem ac *per dominum Ludovicum regem Vngarie* etc. donate fuerunt.»

Zur selben Zeit, also mit den erwähnten Reliquien mag das fragliche Marienbild in den Besitz der Rosenberg gelangt sein, die dasselbe den Nonnen zu Krumau schenkten, so wie sie die Reliquien dem Kloster in Hohenfurt zukommen ließen. Denn auch darin wird Herr Dr. Ilg von seiner Quelle irregeführt, dass das Nonnenkloster erst 1361 entstanden sein soll. Nachdem es auf Seite 385 der citierten Urkundensammlung heißt, dass der 1347 verstorbene Peter Rosenberg, der Vater der erwähnten Brüder, «monasterium sancti monialium in Crumpnau (= Krumau) edificari procuravit», auf Seite 386 aber, dass seine, 1355 verstorbene Gemahlin «Katherina de Wortenwergh» (Wartenberg) alle zu ihren ausgedehnten Besitzungen gehörenden Kirchen mit Kirchengewändern und Geräthschaften reich beschenkt hat — ist es nicht nothwendig, König Sigismund zu erwähnen.

Wann mag die Bekanntschaft zwischen König Ludwig dem Großen und den Rosenberg entstanden sein? Diese Frage führt zu bequemen Vermuthungen. Die erste Gemahlin Ludwigs des Großen, Margareta, war die Tochter Kaiser Karl's IV., damals noch mährischen Markolab's. Es ist möglich, dass Peter Rosenberg als «summus Bohemie camerarius» und seine Gemahlin die zarte Braut nach Visegrad geleiteten, «damit dieselbe

* Fontes rerum Austriacarum. II. Abtheilung. XXIII. Bd.

sich dort die ungarische Sprache aneigne und sich in die vaterländischen Sitten hineingewöhne».

Doch ist es auch ebenso gut möglich, dass der König von Ungarn bei Rosenberg's zu Gaste weilte, und zwar entweder, als er im Fasching 1343 mit dem Herzog Friedrich von Oesterreich (dem Sohne Otto's) nach Prag reiste, oder als er im Winter 1344—45 mit König Johann von Böhmen durch Böhmen gegen die Preußen zog und da mochte er der gastfreundlichen Hausfrau durch die erwähnten und im Mittelalter so hochgehaltenen Gegenstände dankbare Aufmerksamkeit erwiesen haben.

*

Derselbe Jahrgang (Neue Folge XIII. S. 431—32) des «Archæologischen Anzeigers» veröffentlicht noch die folgenden Zuschriften.

I.

Geehrter Herr Redacteur!

Ihre gefällige Sendung — das Krumauer Marienbild enthaltend — habe ich mit bestem Danke erhalten.

Der erste Blick, welchen ich auf die Copie geworfen, überzeugte mich davon, dass uns Herr Dr. Ilg mit seiner Publication in den «Mittheilungen der k. k. Centralcommission etc...» ganz gründlich zum Besten gehabt hat.

Es ist wohl richtig, dass zu Füßen der einen Figur am Rahmen zwei Wappenschilde gemalt sind: der eine mit dem ungarischen, der andere mit dem sicilianischen Wappen der Anjouzeit; doch hieraus auf den Spender oder auf den Ursprung des Bildes schließen zu wollen, wie Dr. Ilg es thut, ist mindestens eine Verwegenheit.

Auf der Rahmenleiste erscheinen nämlich die ersten Heiligen der Minoriten, unter ihnen der Heilige Ludwig, Bischof von Toulouse, zu dessen Füßen die gewissen Schilde sichtbar sind. Nun ist es aber männiglich bekannt, dass jener h. Ludwig der zweitgeborene Sohn Karl's II. (des Lahmen) von Sicilien und der Maria aus den Hause Árpád, der Tochter des Königs Stefan V. von Ungarn ist; dass ferner der h. Ludwig nach dem Tode seines Bruders Karl Martel, des ungarischen Thronprätendenten, auf die ihm zufallende Krone von Sicilien und Ungarn verzichtete, da er durch ein Gelöbnis zum Eintritt in den Franciscaner-Orden verpflichtet war.

Der Künstler wollte also entweder die Verachtung der Krone durch Ludwig darstellen oder die königliche Abstammung des Heiligen durch die gekrönten Wappenschilde andeuten.

Somit kann es für uns von verzweifelt wenig Interesse sein,

ob das in Rede stehende Gemälde dem XIV. oder dem XV. Jahrhunderte angehört.

*Anton Pór.*

II.

Gelegentlich des Nürnberger kunsthistorischen Congresses habe ich auf Wunsch des Redacteurs des «Archæologiai Értesítő» die photographische Copie des Krumauer Marien-Bildes den anwesenden Specialisten und unter ihnen hauptsächlich jenen kunsthistorischen Schriftstellern vorgelegt, welche sich vorwiegend mit der Geschichte der transalpinischen Malerei befassen. Sie haben mich einstimmig in der Meinung, welche ich beim ersten Anblick des Bildes äußerte, bestärkt, dass nämlich das Original in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts von einem Handwerker angefertigt wurde und dass die auf dem Bilde befindlichen archaistischen Züge nicht einen Beweis für das hohe Alter des Bildes, sondern für die geringe Begabung des Malers liefern. KARL PULSZKY.

---

## KURZE SITZUNGSBERICHTE.

**Ungarische Akademie.** Vortragssitzung der I. Classe am 4. März. Den Vorsitz führte Classenpräses Anton Zichy. Den ersten Vortrag hielt das correspondierende Mitglied *Ivan Télfy* unter dem Titel: «Zwei neugriechische Grammatiken ungarisch und die heutige griechische Verslehre.» Binnen kurzer Zeit ist von Georg Horváth, Gymnasial-Professor in Kecskemét, eine kürzere und von Wilhelm Pecz, Universitäts-Professor in Klausenburg, eine ausführlichere neugriechische Grammatik in ungarischer Sprache erschienen. Vortragender knüpft an beide Grammatiken einige kritische Bemerkungen und skizziert sodann die Verslehre der heutigen Griechen, welche in beiden obgenannten Grammatiken unberücksichtigt geblieben. — Den zweiten Vortrag hielt das correspondierende Mitglied *Josef Szinnyei* unter dem Titel: «Wie hat die ungarische Sprache in der Zeit der Árpáden geklungen?» Es war bisher ein Kardinalsatz der ungarischen Lautlehre, dass die Aussprache der kurzen Vokale in der Árpádenzeit um einen Grad geschlossener gelautet habe, als die heutige, d. h. dass z. B. die Worte nap, szakaszt, adott, por damals nop, szokoszt, odutt, pur gesprochen wurden. Vortragender weist nach, dass dieser Satz auf der Urkenntnis der lautlichen Geltung der damals von den Venetianern übernommenen Lateinschrift beruhte und dass die Lautung der ungarischen Sprache der Árpádenzeit derjenigen der heutigen ungarischen Sprache viel näher gestanden hat, als wir bisher geglaubt haben.

— Der Vortragssitzung der II. Classe am 11. März präsidierte Franz Pulszky. Anlässlich des auf der Tagesordnung stehenden Antrittsvortrages des gelehrten Kaschauer Bischofs Siegmund Bubics hatte sich eine große Anzahl auch nicht der Akademie angehörender Notabilitäten im Sitzungssaale eingefunden. Wir nennen:

Honvédminister Baron Géza Fejérváry, die Feldmarschall-Lieutenants Forinyák und Hollán, Koloman Tisza und Kronhüter Baron Béla Radvánszky, den früheren Handelsminister Béla Lukács, das Magnatenhaus-Mitglied Anton Lukács, Direktor Emerich Szalay, Staatssecretär Desider Gromon, Ministerialrath Georg Szathmáry, Thomas Péchy, Baron Koloman Jósika, Magnatenhaus-Mitglied Gervay, Friedrich Harkányi, Ernst Kammerer, Koloman und Alexander Rostaházy, die Sommitäten der Akademie: Baron Roland Eötvös, Koloman Szily u. v. A. Der mit großem Beifall aufgenommene Vortrag des Bischofs Bubics führt den Titel: «Der Mars Hungaricus des Grafen Paul Esterházy». Graf *Paul Esterházy*, ein Sohn des Palatins und Schriftstellers Nikolaus Esterházy, ist der Mann, den uns Dr. Bubics aus einer in Blut und Feuer getauchten Zeit vorführt. Im Kis-Martoner (Eisenstadt) Familienarchiv der Esterházy entdeckte der gelehrte Prälat ein in lateinischer Sprache verfasstes Manuskript. Ein veritables Geschichtswerk. 533 Seiten, wenige Blätter ausgenommen, vollständig von der Hand Paul Esterházy's, mit dem Titel: «Mars Hungaricus». Ob der gräfliche Autor diesen Titel einfach als Andeutung einer ungarischen Kriegsgeschichte gewählt, oder ob er dem zeitgenössischen Brauch folgend — Stefan Gyöngyösy nannte bekanntlich Maria Széchy die «Venus von Murány», Nikolaus Zrinyi verewigte einen seiner Ahnen als «Sirene des Adriatischen Meeres» — den Hauptakteur des Türkenkrieges, eben den Dichter Zrinyi den «ungarischen Mars» nennen wollte, ist nicht vollständig aufgeklärt, allein Bischof Bubics glaubt aus dem innigen Verhältnisse zwischen Paul Esterházy und Nikolaus Zrinyi mit Recht folgern zu dürfen, dass die letztere Annahme zutreffender sei. — Am 8. September 1635 zu Kis-Marton geboren, war Graf Paul der Liebling seines Vaters, der bis zu seinem am 11. September 1645 erfolgten Tode persönlich die Erziehung des Knaben leitete. Als Zögling des damals berühmten Grazer Collegiums — die Erzherzoge Ferdinand und Leopold waren hier seine Studiengenossen — und später in dem nicht minder berühmten Tirnauer Collegium absolvierte er seine Lehrjahre mit glänzendem Erfolge. Kaum hatte er den Schulstaub abgeschüttelt, als ihm Ferdinand III. bereits die Würden eines Oedenburger Obergespans und Pápaer Festungs-Commandanten verlieh. Noch ehe er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, erhielt er den Titel eines königlichen Rathes und anlässlich der Krönung Leopold's I., am 27. Juni 1655 wurde er zum Ritter geschlagen; kurz darauf erfolgte seine Ernennung zum Kämmerer und am 8. April 1661 zum königlich ungarischen Obersthofmeister. Zwei Jahre später finden wir ihn bereits auf verschiedenen Schlachtfeldern, an der Seite Nikolaus Zrinyi's gegen den Erbfeind kämpfend.

Die heißen erbitterten Kämpfe der Jahre 1663/64 finden in Paul Esterházy einen gewandten, unbefangenen Schilderer. Sein Stil ist einfach und ungesucht, seine Sprache leicht verständlich und anspruchslos, weit eher an die Naivität der alten Chronisten erinnernd, als an den zeitgenössischen kunstvollen, aber bis zur Unverständlichheit gewundenen Curialstil gemahnend. Die Absicht, das Werk im Druck herauszugeben, war, wie aus der Dedication erhellt — Graf Esterházy widmet «Mars Hungaricus» sämmtlichen geistlichen und weltlichen Ständen Ungarns, — zweifellos vorhanden, allein die Scheu, durch eine oder die andere freimüthige Bemerkung Anstoß zu erregen, scheint den gräflichen Autor zum

Verzicht auf seine Absicht bewogen zu haben. Auch in dem Werke selbst tritt diese Scheu mehr als einmal zu Tage. Esterházy entsagt dem vornehmsten Rechte des Historikers: der Kritik; er gibt sich als scharfer, objectiver Beobachter der Ereignisse, den vornehmlichsten Vorzug seines «Mars Hungaricus» muss man daher aus dem vorhin angegebenen Grunde nicht in der Beurtheilung, sondern in der Darstellung der Vorgänge suchen, welche durch Wärme und Unmittelbarkeit besticht. In aller Kürze erscheinen die hervorragendsten Momente der früheren Geschichte Ungarns skizziert. Die Schlacht bei Mohács wird mit beinahe dichterischem Schwunge geschildert und die Ereignisse in Siebenbürgen, das Glück und Ende Georg Rákóczi's II. bis zu dessen am 7. Juni 1660 erfolgtem Tode sind von dem gräflichen Historiker sehr anschaulich dargestellt. Ueber Rákóczi gibt er auch ein offenes und sehr zutreffendes Urtheil ab. «Hätte er sich mit seinem Glücke zu bescheiden verstanden,» schreibt Esterházy, «so wäre er zum Entsetzen Vieler, seinem Vaterlande zum Heile geworden; allein er verfiel in den Fehler, dass ihn der Egoismus mehr entflammte, als die Liebe für das Gemeinwohl.» Der Tod Rákóczi's gab den Anstoß zu der ferneren Action der Pforte. Unter dem Vorwande der Verfolgung Rákóczi's erschien Ali Pascha mit seinem in Europa und Asien geworbenen Heere unter den Mauern Großwardeins. Franz Gyulai mit 800 Mann vertheidigte die Veste heldenmüthig gegen die nahezu hundertfache Uebermacht, allein der Ausgang war nicht zweifelhaft. Die erwartete Hilfe blieb aus, Franz Wesselényi, der Palatin und der kaiserliche Generalissimus Souches, lagerten mit ihren Armeen unthätig bei Rakamaz und am 28. August 1660 war die Besatzung genöthigt, Großwardein aufzugeben. «So gieng diese hervorragende Festung, der Schlüssel nicht nur Siebenbürgens, sondern auch Unterungarns und der Nachbarländer Polen, Podolien und Schlesien verloren; einer der stärksten Schutzwälle der ganzen Christenheit; was in erster Reihe dem ruhelosen Kriegführen Rákóczi's in Polen, später dem wahnsinnigen Ehrgeize Barcsai's und dem Säumen, der Unsinnigkeit Anderer, die ich übergehen will, zuzuschreiben war.» Es gab, sagt Esterházy weiter, auch Solche, die dem Palatin und Souches jenes Versäumnis zur Last legten, allein er, Esterházy, will sich in diese Discussionen nicht einlassen, sondern eines Urtheils hierüber sich enthalten.

Die gleiche Vorsicht in Bezug auf die Kritik von Personen lässt der Autor in jenem Theile seines «Mars Hungaricus» walten, der die 1663/4-er Kämpfe bis zu dem glänzenden Siege bei Sanct-Gotthard und dem darauffolgenden schmählichen Eisenburger Friedensschlusse schildert. Im Juni 1663 erschien Achmed Köprili, der ehrgeizige und von der Weltherrschaft des Halbmondes träumende Großvezir Mohamed's IV. mit hunderttausend Mann vor Nándorfejérvár (Belgrad) und die Barbaren fanden in dem unvorbereiteten Lande anfangs nicht den geringsten Widerstand vor. In der Nähe von Ofen trieben die Eindringlinge bereits ihr Unwesen, als einige Magnaten, Paul, Franz und Michael Esterházy, Nikolaus Draskovich, die Bischöfe Georg Széchényi und Stefan Sennyey, Adam Czobor und Peter Jakusics auf eigene Faust ein paar Tausend Mann anwarben und bei Marczaltő ein festes Lager errichteten. Der Banus von Kroatien Nikolaus Zrinyi erwartete mit seinen Truppen in der Muraköz den Feind, der nach langer

Berathung den Entschluss fasste, vor Allem die von Adam Forgách befehligte Festung Neuhäusel zu nehmen. Um die Türken an der Uebersetzung der Donau bei Gran zu hindern, wollte Forgách bei Párkány einen Handstreich gegen den Feind ausführen, allein die Spione des Großvezirs verständigten ihren Herrn rechtzeitig, die Türken setzten Nachts über die Donau und als Forgách, den Abmahnungen flüchtiger Bauern nicht trauend, weiter vordrang, kam es zu einer förmlichen Katastrophe. Dreitausend, nach anderer Angabe fünftausend Ungarn blieben auf dem Platze, unter ihnen Graf Georg Esterházy; die Uebrigen eilten in wilder Flucht nach Neuhäusel, dessen Besatzung, 5000 Mann, unter ihnen 1300 Ungarn, den Schwur leisteten, bis zum letzten Blutstropfen auszuharren. Furchtbar und langwierig gestaltete sich die Belagerung der starken Veste. Zweiundvierzig Tage und Nächte währte der Sturm auf Neuhäusel und hätten nicht die fremden Söldner revoltiert, so würde die Festung sich noch gehalten haben; so aber musste Neuhäusel unter ehrenvollen Bedingungen capitulieren. Am 26. September 1663, um ein Uhr Mittags verließ der Rest der Besatzung, 2422 Christen, unter ihnen bloß 400 Ungarn, die zerschossene Festung. Der Großvezir selbst war voll Staunens, als er die geringe Zahl Derjenigen sah, die seinem ungeheuren Heere so lange tapferen Widerstand geleistet hatten. Doch der schwierigste Theil der Aufgabe, die sich Achmed Köprili gestellt, war noch zurück. Während der Belagerung Neuhäusels hatten nämlich die Paschas von Bosnien und Kanizsa einen Sturm auf die kleine Veste Uj-Zerinvár versucht und waren von dem herbeigeeilten Banus Zrinyi in die Flucht geschlagen worden. Etwa zehntausend Ungarn standen, vom Palatinus Wesselényi einberufen, bei Vatt, wo sich zur Revue auch Nikolaus Zrinyi einfand «der tapferste Held, der mir von jenem Tage bis an seinen Tod der liebste unter den Menschen gewesen» — sagt Paul Esterházy. Hier wurde Zrinyi zum Armee-Obercommandanten für Ungarn proclamiert; Christoph Batthyány wurde sein Stellvertreter, Graf Paul Esterházy erhielt den Titel «Generalis vigiliarum prefectus» u. s. w. Nichts wäre den Ungarn gelegener gekommen, als jetzt, unter günstigeren Umständen ein entscheidendes Treffen, allein die Zeit war winterlich geworden und der Großvezir zog es vor, über Ofen nach Essegg und von dort nach Belgrad ins Winterquartier zu gehen. So blieb es bei vereinzelten Scharmützeln, langsam löste das Heer sich auf und Zrinyi mit den Seinen kehrte nach der Murinsel zurück. Allerdings nur für kurze Zeit. Denn der Winterfeldzug, welchen Nikolaus Zrinyi vom 27. November 1663 bis in den Lenzmonat des nächsten Jahres leitete, war eine der leuchtendsten Partien jener an schmerzlichen Ereignissen so reichen Epoche. Mit 300 Mann verhinderte Zrinyi 3000 Türken und Tartaren am Vordringen; das heldenmüthige Häuflein drängte an 2000 Feinde in die Mur. Im Jänner 1664 fand sich unter Berzencze eine stattliche Armee zusammen: 8000 Ungarn, 10,000 Rheinländer, 5000 Mannen Zrinyi's und Kroaten, endlich etwa 3000 Mann kaiserliche Truppen. Mit dieser Streitmacht wurde Berzencze, Babocsa und Türbék den Händen des Feindes entrissen und Zrinyi ging jetzt mit vollstem Ernste an die Belagerung Fünfkirchens, damals eines der festesten Bollwerke der Mohamedaner. — Esterházy erzählt Wunderdinge von der Schönheit dieser Stadt, von ihrer Ausdehnung, ihrem Reichthum und ihrer Cultur. Die Vorstädte und am nächsten Tage die innere

Stadt wurden, wenn auch mit großen Verlusten, erobert. Die Türken zogen sich nach der eigentlichen Festung zurück und ungeheure Schätze fielen den Belagerern in die Hände. Graf Johann Draskovich fand 20,000 Gulden in Gold und Silber vergraben, Proviant für dreißigtausend Menschen auf ein Jahr wurde die leichte Beute der Armee und die betrunkenen Hajduken und Musketiere badeten förmlich im köstlichen Wein. Um den Ersatz der türkischen Truppen zu verhindern, musste eines der herrlichsten Bauwerke jener Zeit, die Savebrücke bei Essegg, geopfert werden. Esterházy fertigte eine Skizze dieser Brücke an, die nach seiner Messung 8335 Fuß lang, 12 Fuß breit und von acht ungeheuren Pfeilern gestützt war. Im heftigsten Kugelregen verrichteten die Ungarn das Zerstörungswerk. Zwei Tage und zwei Nächte lang währte es, bis die berühmte Brücke in Schutt und Asche verwandelt war. Und Fünfkirchen wäre nun — so meint Graf Esterházy — sicherlich gefallen, hätte nicht der Zwist unter den Heerführern, speciell die Eifersucht des Grafen Hohenlohe, den Kriegsrath bestimmt, die Aufhebung der Belagerung vorzeitig anzuordnen. So wurde denn die Stadt selbst in Brand gesteckt — ein großartig schauerlicher Anblick, der unseren Autor an den Untergang Gomorrhas erinnert — und die Armee zerstreute sich. Zrinyi ging nach Uj-Zerinvár, Hohenlohe nach der Steiermark, Esterházy über Csakathurn. Kroatien und Radkersburg nachhause. Ganz Europa überhäufte Zrinyi nach dieser Campagne mit Auszeichnungen. Der Papst und König Leopold sandten ihm Anerkennungsschreiben, Ludwig XIV. schickte ihm als Kostenbeitrag zehntausend Thaler und ernannte ihn zum Pair von Frankreich, der König von Spanien verlieh ihm das Goldene Vließ und der Kaiser wollte ihn zum Reichsfürsten erheben, eine Auszeichnung, welche Zrinyi bescheiden ablehnte. Den Kriegshelden dürstete nicht nach Schätzen und Rangeserhöhung; er wollte sein Vaterland von dem Erbfeind befreien und die Eroberung der Veste Kanizsa schien ihm ein geeignetes Mittel, jenem Ziele näher zu kommen. Allein in Folge verschiedener Intriguen — Esterházy bezeichnet Montecuccoli als erbitterten Widersacher Zrinyi's, weil der Dichter die Zauderpolitik des Italieners auf das schärfste verspottete — erhielt Zrinyi erst spät die officielle Zustimmung zur Erstürmung Kanizsa's. Dieser Verspätung um volle vierundzwanzig Tage misst Esterházy die Hauptschuld an dem Misslingen des großen Unternehmens bei. Der Großvezir hatte Muße, mit 20,000 Mann zum Entsatze heranzurücken und Zrinyi, der in Folge dessen zu verdoppelter Eile mahnte, wurde im Kriegsrathe abermals überstimmt. Die Armee zog sich wieder zurück und nun machten die Türken abermals Uj Zerinvár, wo auch Zrinyi weilte, zum Zielpunkte ihrer Operationen. Diesmal fiel, nach mehr als siebenwöchentlicher Belagerung, die Veste in Feindeshände. Im Munitionsdepot, auf der stärksten Bastei der Festung, brach Feuer aus und die ganze Colonie flog in die Luft. Noch ehe Zerinvár genommen wurde, verließ Zrinyi den verlorenen Posten, um in Wien beim König eine schriftliche Darlegung der Ursachen dieser Niederlage zu überreichen. Das Memorandum war in scharfem Tone abgefasst und die Wirkung äußerte sich in dem kühlen Verhalten des Hofes gegenüber Zrinyi. Die Verehrung des Volkes entschädigte den Helden für die in Hofkreisen erfahrene Ungunst . . .

Und nun schildert Esterházy den letzten ruhmreichen Akt des großen



Kriegsdramas: die Schlacht bei St. Gotthard, wo die vereinigten Armeen den glänzendsten Sieg über die Türken erfochten. Der großartige Vorstroß Karl's von Lothringen entscheidet den Kampf, in regelloser Flucht eilen die Feinde dem Raabufer zu und bald darauf füllt sich der Fluß mit den Leichen der Muselmänner. So dicht gefüllt ist das nasse Todtenbett, dass die Sieger über den Leibern der Feinde hinweg den Uebergang über die Raab vollführen und dort Beute machen. So glänzend dieser Sieg, so kläglich war seine Frucht. Am 27. September 1664 wurde der berüchtigte Eisenburger Friede geschlossen, Ungarn blieb zum größeren Theile wieder der fremden Botmäßigkeit unterworfen und die Unzufriedenheit im Lande hatte nur neue Nahrung erhalten. Paul Esterházy nahm auch an den späteren Kämpfen regen Antheil, und die unglückseligen Verhältnisse zwangen ihm die Waffen wider das eigene Blut in die Hand. Dass man ihm in Wien dennoch nicht sonderlich geneigt war, das hatte seine Ursache in dem offenen, energischen Wesen, mit dem Graf Esterházy auch seinem König unverhüllt die Wahrheit aufdeckte. In der Zeit von 1681 bis 1713 nahm er trotzdem als Palatin von Ungarn die höchste Würde im Lande ein. Außer dem «Mars Hungaricus», für dessen Entdeckung die Wissenschaft dem ausgezeichneten Bischof von Kaschau zu aufrichtigem Danke verpflichtet ist, hat Paul Esterházy noch vierzehn selbständige Werke (zumeist theologischen Inhalts) verfasst, die zum Theile mehrere Auflagen erlebt haben.— —

Hierauf hielt das corr. Mitglied *Gabriel Téglás* einen Vortrag unter dem Titel: «Der Limes Dacicus zwischen dem Nagy-Küküllő und Olt im nördlichen und östlichen Theile des Komitats Udvarhely.» Der Vortragende fand, dass die Römer mit den in einer Entfernung von 20—25 Kilometer von ihren Castren errichteten Erdwerken theils die politische Grenze Daciens sichtbar machen, theils den Außenverkehr, sowie eventuelle feindliche Einfälle regulieren wollten.

— Plenarsitzung am 19. März. Den Vorsitz führte Akademie-Präsident Baron Roland Eötvös. Den ersten Gegenstand der Tagesordnung bildete der Bericht des ordentlichen Mitgliedes Gustav Heinrich über das Resultat der Teleki-Concurrenz. Um den Teleki-Preis bewarben sich im Jahre 1894 Trauerspiele, und die unter dem Präsidium Anton Zichy's entsendete Commission, welche aus den Akademikern Gustav Heinrich und Eugen Rákosi und aus den Mitgliedern des Nationaltheaters Ladislaus Gyenes und Akusius Egressy bestand, hatte über 19 eingelangte Theaterstücke zu urtheilen. Von diesen kam Nr. 6: «Der Raaber Friede» als Lustspiel nicht in Betracht; den Preis konnten im Sinne der Statuten Nr. 15: «Die Bildung auf dem Lande», Nr. 9: «Frau Bogláry» und Nr. 12: «Circe» nicht beanspruchen, da sie in Prosa abgefasst sind, während bei Trauerspielen die Versform obligat ist. Die letzteren zwei Stücke sind übrigens mit theatralischen Geschick geschrieben und können, nach Beseitigung einiger Schwächen in der Composition oder Charakteristik, auf Beachtung Anspruch machen. Neun eingelangte Dramen sind ganz wertlos, da sie entweder inhaltlich oder formell, oder aus beiden Gesichtspunkten auch den bescheidensten Anforderungen nicht genügen. Dagegen fanden einzelne Mitglieder der Commission die folgenden sechs Dramen beachtenswert: Nr. 19: «Der Götze» (die Geschichte Georg Martinuzzi's, nicht ohne Talent, aber mehr Historie als Drama); Nr. 13:

«Siard» (der Held schlägt sich scheinbar zu den Feinden seines unterjochten Volkes, um diesem die Freiheit zu erwirken; nur der erste Akt dieses Stückes verdient Beachtung, der spätere Verlauf der Handlung errinnert, aber nicht zu seinem Vortheil, an Teleki's «Günstling»); Nr. 14: «Königin Maria» (die oft, aber bisher stets erfolglos dramatisierte Geschichte der Tochter Ludwig's des Großen und ihres Gegenkönigs Karl von Neapel, mit großem Bühnengeschick, in einer Reihe wirkungsvoller Tableaux behandelt, aber leer an Gehalt und reich an Mängeln in der Motivation und Charakteristik); Nr. 16: «Lionarda» (ein Lucrezia Borgia-Motiv: der edle Sohn und die verworfene Mutter, die jenen ins Verderben stürzt; theatralisches Talent, schwungvolle Sprache, packende lyrische Details); Nr. 11: «Robusti» (der Vertheidiger der Volksfreiheit in Venedig, der mit dem Volke in Conflict geräth und zugrunde geht); endlich Nr. 5: «Anna von Bosnien» (die ihren Gemahl ermordet, um ihrem Sohne den Thron zu gewinnen; aber der Sohn wendet sich gegen die eigene Mutter). Die Commission beschloß mit einer Mehrheit von vier Stimmen dies letztere Stück, welches entschiedenes dramatisches Talent verräth, zu empfehlen, trotzdem dasselbe in der Motivation der Handlung und in der Charakteristik besonders von Anna's Söhnen empfindliche Mängel aufweist. Nicht das Stück, sondern das Talent des Verfassers verdient den Preis. — Das Plenum acceptiert den Mehrheitsbeschluss der Jury. Der eröffnete Devisenbrief ergab als Namen des Verfassers Josef Prém. Der anwesende Verfasser wurde beglückwünscht. Die übrigen Devisenbriefe wurden den Flammen übergeben. Hierauf verlas das correspondierende Mitglied Johann Csengery den von ihm und seinen Preisrichtergenossen Zoltán Beöthy und Alexander Baksay verfassten Bericht über das Ergebnis der Farkas-Raskó-Preisconcurrenz. Der Farkas-Raskó-100-Gulden-Preis für ein patriotisches Gedicht kann laut dem Stiftungsstatut nur einem Gedicht von selbstständigem Wert ausgefolgt werden. Von den diesfalls concurrierenden 22 Stücken erwiesen sich 20 als tief unter aller Kritik stehende Albernheiten und die beiden relativ besten «Királyunkhoz» und «Honszerelem» im Ganzen so weit entfernt von selbstständigem Wert, dass die Jury die Ausfolgung des Preises nicht empfehlen kann. Das Plenum acceptiert die Ansicht der Jury. Die Devisenbriefe wurden verbrannt.

Hierauf folgten die laufenden Angelegenheiten. Generalsecretär Koloman Szily widmet den jüngst verstorbenen auswärtigen Mitgliedern Heinrich Rawlinson und Cesare Cantu warme Nachrufe. Auf Antrag der III. Classe sendet die Akademie ihrem auswärtigen Mitgliede Robert Bunsen zu seinem 85. Geburtstage eine Glückwunschadresse. Auf Einladung des Ingenieur- und Architekten-Vereins wird sich die Akademie an der von diesem veranstalteten Paul Vásárhelyi-Feier betheiligen. In Folge Zuschrift des hauptstädtischen Magistrats beschließt die Akademie, die Kosten für die Begräbnisstelle Johann Mircsés' in Venedig zu tragen. Auf Antrag der I. Classe gestattet die Akademie dem Professor Stefan Hegedüs, seine Abhandlung über Aristophanes' Vögel selbst vorzulesen. Die III. Classe giebt in der Frage der Berechnung des Tagesbeginnes ihre Meinung dahin ab, dass vom 1. Jänner 1901 an der astronomische, nautische und bürgerliche Tag gleichmäßig von Mitternacht zu Mitternacht (0—24 Stunden) zu zählen sei. Schließlich meldet der Generalsecretär die im letzten Monat für die Biblio-

thek eingelaufenen Büchergeschenke und erschienenen akademischen Publicationen an.

— Vortragssitzung der I. Classe am 1. April. Den Vorsitz führte Classenpräses Anton Zichy. Den ersten Gegenstand der Tagesordnung bildete der Vortrag des correspondierenden Mitgliedes *Bernhard Munkácsy* unter dem Titel: »Die Lehren der Sprachvergleichung in der Geschichte der ungarischen Vocale.« Vortragender kommt auf Grund der sprachgeschichtlichen Vergleichung mit den nächstverwandten Sprachen, sowie der alten ungarischen Sprachdenkmäler hinsichtlich der Geschichte der ungarischen Vocale zu folgendem allgemeinen Ergebnis: Wenngleich im Allgemeinen das Gesetz der vocalischen Lauterhöhung (dass nämlich u zu o, o zu a, i zu e wurde) in irgend einer Urperiode der ungarischen Sprache Geltung gehabt hat, treten an der Grenze der positiven Sprachgeschichte doch nur schon die letzten Entwicklungsmomente der Manifestationen dieses Gesetzes zu Tage. Das Vocalsystem der Árpádenzeit war von dem heutigen nur in sehr geringem Grade unterschieden. — Hierauf las Universitäts-Professor *Stefan Hegedüs* als Gast eine größere Studie unter dem Titel: »Die Vögel des Aristophanes mit einer Einleitung über die alte Komödie«. Vortragender würdigte dieses eigenartige Product des attischen Geistes eingehend, nachdem er einleitend die Entwicklung des althellenischen Lustspiels beleuchtet, um darzuthun, in welcher Weise Aristophanes die Errungenschaften seiner Vorgänger auf dem Gebiete der Composition verwertet hat, wie er sich von der persönlichen Parodie zur Auffassung der komischen Idee erhoben hat, und wie er in der zweiten Periode seiner dichterischen Entwicklung die Sphäre des persönlichen Spottes, der politischen Satire verlässt, um mit Benützung des phantastischen Elements ein humoristisches Bild der Welt zu geben, in welchem bloß in den eingewobenen Chorliedern, besonders in den Parabasen, die Nichtswürdigkeiten des realen Lebens sich fühlbar machen, aber der kühne Flug der Composition den Leser (beziehungsweise Zuhörer und Zuschauer) aus dem Schmutze des verfallenden athenischen Lebens emporhebt.

— Vortragssitzung der II. Classe am 8. April. Den Vorsitz übernahm in Abwesenheit des Classenpräses das ordentliche Mitglied Alexander Szilágyi als Alterspräsident. Den einzigen Gegenstand der Tagesordnung bildete der Antrittsvortrag des ordentlichen Mitgliedes *Alexander Plósz* unter dem Titel: »Der Begriff der Nullität im bürgerlichen Processrecht«. Vortragender beleuchtet vor Allem die herrschende Lehre von der Nullität im Processe und hebt kurz die Momente hervor, welche eine Revision derselben nöthig machen. Dann geht er zu der im Privatrechte angenommenen Lehre von der Nullität über, welche seiner Ansicht nach insbesondere in der Richtung der Ergänzung bedarf, dass die Nullität von der Nichtexistenz unterschieden werden muss. Das nichtexistente Rechtsgeschäft ist in keinerlei Beziehung ein Rechtsgeschäft, während das nichtige Rechtsgeschäft zwar ein ungiltiges, aber doch ein Rechtsgeschäft ist. Deshalb kann das nichtige Geschäft vorläufig der Vertheidigung theilhaft werden, ja diese vorläufige Vertheidigung kann selbst zur definitiven werden. Interessante Beispiele dafür sind die nichtige Ehe und das nichtige Urtheil. Nach dem neuen Ehegesetz z. B. kann die nichtige Ehe vor ihrem Auf-

hören nur dann als nichtexistent betrachtet werden, wenn die Nichtigkeit im Processwege durch ein Urtheil ausgesprochen ist. Dagegen kann die nichtexistente Ehe, d. h. diejenige, die nicht vor staatlichen Beamten geschlossen wurde, in keiner Beziehung als Ehe betrachtet werden und es bedarf auch der Annullierung derselben nicht. — Sodann überträgt Vortragender die privatrechtliche Lehre von der Nullität auf das Prozessrecht und constatiert, dass im Processe nicht allein die Beschlüsse des Richters, sondern auch die Handlungen der Parteien nichtig sein können, ferner dass die Ungiltigkeit im Processe sich von der Ungerechtigkeit wesentlich nicht unterscheidet und einer besonderen Nichtigkeits-Processremedur auch nicht bedarf, wie auch, dass zwischen der Nichtigkeit und der Cassation des höheren Richters kein causaler Zusammenhang besteht. Die Nichtigkeit kann auch als Unwirksamkeit vom Gesichtspunkte der privatrechtlichen Wirkung einzelner Processhandlungen behandelt werden. Eine solche Handlung ist insbesondere das rechtskräftige Urtheil. Welche Erfordernisse das rechtskräftige Urtheil haben müsse und der Mangel, welcher Erfordernisse die Nichtigkeit desselben verursacht, hängt vom positiven Rechte ab. Wenn indessen das Recht mit sich selbst und jener Regel der Rechtskraft, dass die Staatsgewalt in jeder Sache nur einmal urtheilt, nicht in Gegensatz gerathen will, kann es die Nichtigkeit des rechtskräftigen Urtheils nur an solche Mängel knüpfen, welche ohne neuere Aburtheilung der Sache, d. h. ohne Wiederholung des früheren Urtheilsaktes, erkannt werden können. Dies ist auch das Wesen der Nullitäten des römischen Rechts, was Vortragender insbesondere mit jenen Stellen des römischen Rechts beweist, welche die Unwirksamkeit des sich mit dem klaren Gesetze in Gegensatz stellenden Urtheils aussprechen. — Der gründliche und dabei elegante Vortrag wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

---

# VERMISCHTES.

**Berichtigung.** Infolge eines bedauerlichen Versehens sind in dem Aufsatze «Ein isolierter Terzky» von Dr. L. Fränkel einige unliebsame Druckfehler stehen geblieben, welche wir hiemit richtigstellen: S. 550 Zl. 8 lies: Fremder; S. 551 Zl. 1 lies: Behrends; Zl. 2 lies: datierten; Zl. 8 lies: Behrends; Zl. 11 lies: Ihres; S. 551 Zl. 1 v. u. lies: C. von; ebenda lies: seinem; S. 552 Zl. 2 lies: Zoller; Zl. 13 lies: Heinsius'; Zl. 15 lies: nichts; Zl. 16 lies: Ebelings; Zl. 20 ist ohne Absatz anzuschließen; Zl. 22 und Zl. 28 lies: Zenker.

**Bewegung der Bevölkerung 1892 und 1893.** Aus dem achten Bande der vom königl. ungarischen statistischen Bureau herausgegebenen statistischen Mittheilungen.

Die Zahl der Eheschließungen im Gesammtgebiete Ungarns betrug 1892: 162,702, 1893: 166,511, es entfallen somit auf 1000 Seelen im Jahre 1892: 9·2, im Jahre 1893: 9·3 Eheschließungen; in der ersten Hälfte der achtziger Jahre betrug der Durchschnitt 10%, welcher also noch nicht wieder erklommen ist.

Betrachten wir die Verhältnisse nach den einzelnen Landestheilen, so zeigt sich, dass im westlichen Theile des Landes die Eheschließungen sich beträchtlich vermehrt haben, während im Osten, namentlich am linken Theißufer und in Siebenbürgen, eine entschiedene Abnahme zu Tage tritt. Vergleichen wir die Zahlen mit den Ergebnissen der Ernte, dann tritt uns auch sofort der oft erwähnte Zusammenhang zwischen dem Ausfalle der Ernte und der Tendenz zur Eheschließung, der Connex zwischen der Steigerung des Wohlstandes und der vermehrten Neigung zur Gründung selbständiger Hausstände entgegen. Die glänzenden Kartoffelernten in den Jahren 1891 und 1892 haben die Zunahme der Ehen im Gebiete am linken Donauufer bewirkt.

Betrachten wir das Alter der Eheschließenden, so gelangen wir zu folgenden Resultaten: Es standen unter 1000 Bräutigamen

| | 1892 | 1893 |
|---|---|---|
| im Alter von unter 24 Jahren ... ... .. | 247 | 248 |
| « « « 24—30 « ... ... ... | 515 | 521 |
| « « « 31—40 « ... ... ... | 134 | 131 |
| « « « 41—50 « ... ... ... | 59 | 56 |
| « « « 51—60 « ... ... ... | 32 | 31 |
| « « « über 60 « ... ... ... | 13 | 13 |
| unter 1000 Bräuten | | |
| im Alter von unter 20 « ... ... ... | 403 | 421 |
| « « « 20—24 « ... ... ... | 323 | 313 |
| « « « 25—30 « ... ... ... | 139 | 135 |
| « « « 31—40 « ... ... ... | 76 | 73 |
| « « « 41—50 « ... ... ... | 39 | 38 |
| « « « über 50 « ... ... ... | 20 | 20 |

Die Zahlen weisen an sich keine wesentlichen Veränderungen auf, bemerkenswert ist nur die Abnahme der Bräutigame unter 24 Jahren und dass der Altersunterschied zwischen den beiden eheschließenden Geschlechtern stets größer wird, das Alter der Bräutigame übertrifft um immer mehr Jahre das Alter der Bräute. Daraus lässt sich der Schluss ziehen, dass die Männer sich schwerer zur Ehe entschließen und dann sich eine möglichst jüngere Ehehälfte erwählen. Die meisten frühen Heiraten kommen bei den Griechisch-Orientalen vor, während die Juden die geringste Zahl der unter 24 Jahren heiratenden Männer aufzuweisen haben.

Was den Familienstand der Getrauten betrifft, so kamen unter 1000 Ehen: 758 zwischen Ledigen, 36 zwischen Ledigen und Witwen, 3 zwischen Ledigen mit geschiedenen Frauen, 104 zwischen Witwern mit ledigen Frauen, 90 zwischen Witwern mit Witwen, 2 zwischen Witwern mit geschiedenen Frauen, 5 zwischen geschiedenen Männern mit ledigen Frauen, 2 zwischen geschiedenen Männern mit geschiedenen Frauen vor. Die zum ersten Male geschlossenen Ehen betrugen demnach $^3/_4$ sämmtlicher Trauungen. Bemerkenswert ist es auch, dass die Verhältnisszahl der von Geschiedenen geschlossenen Ehen in den Städten beträchtlich steigt, und das in der Hauptstadt diejenigen Ehen, bei welchen wenigstens die eine Hälfte eine geschiedene Person ist, 3% der sämmtlichen Ehen betragen. Auch

wird erwähnt, dass von Ledigen Männern mit Witwen geschlossene Ehebündnisse in den Städten und besonders in der Hauptstadt viel häufiger sind, als auf dem Lande; in der Hauptstadt werden doppelt so viel Witwen von ledigen geheiratet als von Witwern, und es lässt sich daraus der Schluss ziehen, dass die Interessen-Ehen fortwährend im Wachsen sind.

Was die Zeit der Eheschließungen betrifft, vertheilen sich dieselben nach den Monaten in der Weise, dass auf Jänner, Feber, Mai, Oktober und November die größten, auf März und April die geringsten Zahlen entfallen.

Die Zahl der gemischten Ehen betrug 1892: 12,997, 1893: 13,196. Die meisten gemischten Ehen kommen in den nordöstlichen Komitaten vor. Ungefähr bei einem Viertel der Gesammtheiraten ist die Confession der beiden Ehehälften verschieden in den Komitaten Zemplin und Szabolcs; über 20 Percent betragen die gemischten Ehen in Ung und Abauj-Torna. Die ungarische Bevölkerung hat eine große Neigung zu den gemischten Ehen, dann folgen die Slovaken, während die Ruthenen sich entschieden zurückhalten. Die römisch-katholische und die reformierte Bevölkerung ist überall zur Mischehe geneigt, doch tritt die Vermengung im größten Maßstabe dort auf, wo die Römisch-Katholischen ungarischer oder slovakischer Muttersprache mit Griechisch-Katholischen in großen Verhältnissen zusammenleben. Das verschiedene Verhältnis zwischen Stadt und Land ergibt sich aus folgenden Ziffern: Es waren unter 1000 Ehen gemischte: in der Provinz 72, in 27 Städten mit Munizipien 143·5, in Budapest 210.

Die Zahl der Scheidungen betrug im Jahre 1893: 1339, und ist sonach im Verhältnis sehr beträchtlich angewachsen, und zwar entfallen auf 1000 Eheschließungen nach den Confessionen: Römisch-Katholische 0·6, Griechisch-Katholische 1·3, Griechisch-Orientalische 7·7, Evangelische A. C. 22·8, Reformierte 34·8, Unitarier 100, Juden 14·5. Die Zahlen bringen die faktischen Verhältnisse nicht zum Ausdruck, denn es ist bekannt, dass die Mitglieder derjenigen Confessionen, deren Eherecht die Scheidung nicht zulässt, zum protestantischen oder unitarischen Glauben übertreten.

Wir gelangen nun zur Statistik der Geburten. In Ungarn wurden lebendig geboren 1892: 712,608, 1893: 758,222 Kinder. Die Zunahme ist für 1893 nicht unbedeutend, doch bleibt das Totalergebnis hinter den Resultaten der achtziger Jahre zurück, wie sich aus folgenden Ziffern ersehen lässt. Es betrugen die Geburten

| | |
|---|---|
| 1883 | 753,668 |
| 1884 | 744,962 |
| 1885 | 775.573 |
| 1886 | 760,922 |
| 1887 | 763,952 |
| 1888 | 760,088 |
| 1889 | 741,265 |
| 1890 | 741,816 |

Für das Jahr 1893 zeigt sich die größte Zunahme in den nördlichen Komitaten, namentlich in Liptau, Árva, Marmaros, Turócz, Gömör, Ugocsa, und erklärt sich mit den Ernteverhältnissen, respective mit der reichen Kartoffelproduction.

Uebrigens zeigen sich die nordöstlichen Grenzkomitate und die Gegend südlich derselben bis zur Maros und an der Theiß bis zur unteren Donau am fruchtbarsten.

Was die Bonfessionen betrifft, zeigen sich die meisten Geburten bei den Griechisch-Katholischen, dann folgen die Römisch-Katholischen, während die Protestanten und die Juden die kleinsten Verhältniszahlen aufweisen.

Die Zahl der legitimen Lebendgeborenen betrug 1893: 695,261 = 91·70%, der illegitimen 62,961 = 8·20%. Das Verhältnis zwischen legitimen und illegitimen Geburten hat sich gebessert, doch lässt sich hieraus beiweitem kein Schluss auf die Abnahme der wilden Ehen ziehen.

Aus einem Vergleiche, welcher im Berichte angestellt wird, ist zu ersehen, dass die Fruchtbarkeit der Ehen im letzten Jahrzehnt fast in jedem Landestheile bedeutend abgenommen hat, namentlich in den Gegenden des Donau-Theiß-Beckens und am rechten Donauufer. Das Komitat Békés, welches vor einem Jahrzehnt das kinderreichste des ganzen linken Theißufers gewesen, ist in den letzten Jahren eines der an Kindern ärmsten Komitate des Landes geworden. In den Komitaten Tolnau und Baranya sind die Verehelichten im Verlaufe von 10 Jahren um 5—16 Perzent ärmer an Kindern geworden. Was das Verhältnis der legitimen Geburten zu den illegitimen betrifft, war dasselbe in den Städten ungüngstiger, doch gibt es auch zwei Komitate, Marmaros und Bereg, wo ganz exceptionelle Verhältnisse herrschen; in Marmaros gab es in den letzten Jahren um etwa 100 mehr illegitime Geburten als legitime, in Bereg betragen die Illegitimen 50%.

Nach dem Geschlechte vertheilt gab es

| | Knaben | Mädchen |
|---|---|---|
| 1892 ... ... | 365,590 | 347,018 |
| 1893 ... ... | 389,549 | 368,673 |

Das Verhältnis der Knaben hat etwas zugenommen, und ist es bemerkenswert, dass die meisten Knaben bei Unitariern und Juden vorkamen. — Der Zeit nach entfallen die meisten Geburten auf die ersten Monate des Jahres, die geringste Zahl derselben entfällt auf den Spätherbst.

Die Mortalitätsverhältnisse haben sich im Jahre 1893 wesentlich gebessert, während ein Jahr vorher in Folge der Epidemie die Sterblichkeit eine sehr bedeutende Höhe erreicht hatte.

In Ungarn starben 1893: 554,941 gleich 31·1 per 1000, 1892 aber 618,765 Personen gleich 35 per Mille. Die Sterblichkeit in den Jahren 1881—1890 ergab einen Durchschnitt von 32·4, über welchen sich das Jahr 1892 um 2·6 erhob, während im Jahre 1893 ein Rückgang in der Mortalität eintrat.

Betrachten wir die Verhältnisse in den einzelnen Landestheilen, so zeigt sich die größte Sterblichkeit in der Gegend zwischen der serbischen Grenze und der Drau; in Syrmien beträgt dieselbe die furchtbare Zahl 52 von 1000, im Komitat Verócze 49, in Pozsega 46. Im eigentlichen Ungarn weisen die größte Mortalität auf: die Komitate Arad 40·7, Pancsova 40·4, Torontál 37·7, die Stadt Preßburg 38·8, die Stadt Fiume 37·6, Szabolcs 36·3. Die geringste Sterblichkeit

beobachten wir in Siebenbürgen, wo in den Komitaten Fogaras 22·1, Nagy-Kükülló 23·6, B.-Naszód 23·6, Maros-Torda 25·8, Hermannstadt 26·3 Todesfälle auf 1000 Seelen entfallen, respective es kommen in Ungarn im Durchschnitt 34·6, in Siebenbürgen 26·3 Todesfälle auf 1000 Seelen.

Nach den einzelnen Confessionen stellt sich die Sterblichkeit für 1000 Seelen wie folgt: Römisch-Katholische 32·6, Griechisch-Katholische 30·9, Griechisch-Orientalische 34·3, Evangelisch-Augsburger 28, Reformierte 29·5, Unitarier 22, Israeliten 15·5. Die hohe Sterblichkeit der römisch-katholischen und der griechisch orientalischen Confession fällt den jenseits der Drau und im Theiß-Maros-Becken herrschenden Kinder-Epidemien zur Last. Unter den Verstorbenen befanden sich 1892 312,705 Männer, 306,060 Frauen, im Jahre 1893 283,081 Männer und 271,860 Frauen; die Sterblichkeit unter den Männern war sonach größer, doch wird dieselbe durch das Plus bei den Geburten aufgewogen.

In Bezug auf das Alter finden wir abermals eine sehr große Kindersterblichkeit, es sind nämlich unter den Verstorbenen mehr als 30 Percent Kinder unter einem Jahre und etwa 20 Percent Kinder im Alter von 1—5 Jahren, so dass das Alter der fünf ersten Lebensjahre die Hälfte der Todesfälle liefert. Diphtherie, Masern und Scharlach üben die furchtbarsten Wirkungen und jeder neue Ausweis muss als gesteigerte Mahnung für unsere Verwaltungsbehörden gelten, der Pflege des Gesundheitswesens die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Furchtbarkeit des Kindersterbens ersehen wir aus den das Jahr 1892 betreffenden Zahlen, die für einzelne Munizipien, geradezu als trostlos bezeichnet werden müssen. Es entfielen nämlich in diesem Jahre auf 1000 Lebendgeborene Verstorbene bis zum 5. Lebensjahre: in der Stadt Baja 704, in den Komitaten Szerém 688, Verőcze 620, Temes 615, Torontál 613, Somogy 611, Tolnau 600, Csanád 596, Stadt Szabadka 593, Neusatz 592, Komitat Arad 588, Baranya 588, Pozsega 563, Stadt Temesvár 560, Komitat Ugocsa 536, Bács-Bodrog 534, Turócz 515, Zombor 503. — Im Jahre 1893 waren die Verhältnisse im Allgemeinen besser, es gab aber einzelne Orte, wo sich die Sterblichkeit noch steigerte, so in der Stadt Essegg, in welcher 568 Todesfälle auf 1000 Geburten kamen, in Pancsova, wo 525 Todesfälle verzeichnet werden. In Bezug auf den Gesundheitszustand der Kinder erweist sich Siebenbürgen am günstigsten und dort namentlich in den von den Széklern und Sachsen bewohnten Gebieten. Die größte Kindermortalität zeigt sich im Alföld und betrifft leider das magyarische Element am stärksten. Uebrigens möchten wir nicht ausschließlich der Bodenfiguration das Plus oder Minus an Sterblichkeit der Kinder zuschreiben, vielmehr fällt, wie dies sich bei Sachsen und Széklern in Siebenbürgen zum Unterschiede von den Rumänen zeigt, ein gut Theil auf die Art der Aufziehung, auf die Nahrungsverhältnisse der Kinder und auf das Vorhandensein geeigneter ärztlicher Pflege.

Die natürliche Vermehrung der Bevölkerung betrug im Jahre 1892 93,843 = 5·3, im Jahre 1893 203,281 Personen = 11·4 per 1000 Seelen. Die Proportion für 1892 war so gering, wie seit zwanzig Jahren nicht, die Vermehrung im Jahre 1893 entspricht genau dem Durchschnitt des letzten Jahrzehnts. Nachdem die Mortalität im Jahre 1893 gering gewesen, so muss die Abnahme der Geburten als eine solche Ursache betrachtet werden, welche der natürlichen Ver-

mehrung der Bevölkerung engere Schranken zu ziehen beginnt. Im Berichte wird es als wahrscheinlich hingestellt, dass diese Tendenz, welche fast in ganz Europa herrscht, constanter Natur sei und dass nur die Verminderung der Mortalität im Stande sein werde, das weitere Zusammenschrumpfen der natürlichen Volksvermehrung zu verhindern.

Die Gesammtbevölkerung Ungarns wird für Ende 1893 auf 15.545,832, die Kroatien-Slavoniens auf 2.232,303 und sonach der Länder der Stefanskrone insgesammt auf 17.808,544 Seelen berechnet.

---

## UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

*A Magyar Nemzeti Muzeum könyvtárának Czimjegyzéke.* (Catalogus Bibliothecae Musei Nat. Hungarici.) Herausgegeben von der Bibliothek des Ung. National-Museums. I. Incunabula. Beschrieben von Ignaz Horváth. 8° VIII. und 285 S.

Die Bibliothek des Ung. Nationalmuseums verfügt über eine ansehnliche Sammlung von Druckwerken aus der Kinderzeit des Buchdruckes, d. h. von der Erfindung bis 1500. Den Stock derselben bildet die Sammlung des Gründers Graf Fr. Széchenyi; bei langsamen Fortschritten kam erst 1832 eine größere Bereicherung hiezu durch die Sammlung des Nikolaus Jankovich und 1835 durch die des Grafen Stefan Illésházy. Mit der Jankovich'schen Sammlung gelangte das Museum in den Besitz eines Prachtexemplars der Chronik Thuróczy's auf Pergament (Augsburg 1488), ein zweites Exemplar erstand der Palatin Josef für das Museum um 400 fl. Auch eine andere Rarität, die Ofner Chronik von 1473 gelangte ebenfalls durch die Großmuth des Palatins in den Besitz des Museums, noch kamen hinzu (durch Ankauf) die Sammlungen Stefan Horváth's (1847) und der Witwe Ludwig Farkas (1873). Gegenwärtig umfasst die Sammlung von Incunabeln 897 Werke. Der älteste Druck ist das erste Werk der Druckerei in Sabiaco, Cicero's «de oratore» 1465, um 10 Jahre jünger als Gutenberg's 42-zeilige Bibel; besondere Sehenswürdigkeiten der Sammlung sind noch aus der Mainzer Druckerei des Peter Schöffer: Thomas de Aquino: Commentarius super quarto sententiarum (1469) und «Constitutiones Clementis V.» (1471). Von besonderem Interesse für Ungarn: «Constitutiones incliti regni Hungarie» (1486) mit dem Bildnisse des Mathias in Holzschnitt; Kanzelreden des Michael de Hungaria (Strassburg, 1487) die «Capitula concordiae inter Fridericum imperatorem et Mathiam regem» (deutsche und lateinische Ausgabe), nach dem Tode des Mathias wahrscheinlich während der Wahlkämpfe erschienen. Philippus Bergomensis: «De claris selectisque mulieribus» (Ferrara, 1497). «Legenda sanctorum regni Hungarie» (Venedig, 1498). Von Ritualia das «Graner breviarum» (Venedig, 1480 und 1484) und die Missale Venedig 1484, 1495, 1498, sowie Brünn 1491 und das Missale der Diöcese Fünfkirchen (Venedig, 1499) u. s. w.

Im Ganzen eine überaus sorgfältige und fachkundige Aufarbeitung des reichen Materials, mit welcher sich die Bibliothek des National-Museums und besonders der Herausgeber dieses I. Bandes aufrichtigen Dank verdient haben.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

---

# LV. FEIERLICHE JAHRESSITZUNG DER UNGARISCHEN AKADEMIE AM 12. MAI.

## 1. Eröffnungsrede des Akademiepräsidenten Baron Roland Eötvös.

Am heutigen Tage, welcher nicht allein ein Festtag, sondern auch ein Jahresrechenschaftstag unserer Akademie ist, können wir vor unsere für unser Wirken sich interessierenden Gönner und Freunde und vor die gesammte ungarische öffentliche Meinung mit dem beruhigenden Bewusstsein treten, dass wir auch in diesem Jahre unsere Pflicht treu erfüllt haben.

Doch dies genügt vielleicht noch nicht für die Festesfreude. Wir möchten gern schon einmal die Sieges-Drommete hören, welche den Ruhm der ungarischen Wissenschaft in die Welt hineinschmettern würde, und anstatt dessen können wir noch immer nur die bescheideneren Töne der Reveille-Trompete ertönen lassen, denn an diesem Orte ist uns am wenigsten erlaubt in den so alltäglich gewordenen Fehler der Selbsttäuschung zu verfallen.

Warum sollten wir es leugnen: unsere Nation nimmt in der wissenschaftlichen Welt noch nicht jene Stelle ein, welche ihr im Verhältniss zu ihrer Zahl und ihrem politischen Gewichte entsprechend unter den übrigen Nationen gebührt und welche sie mit ihren vielseitigen Fähigkeiten, wenn sie ernst dazu sähe, sicher in kurzer Zeit einnehmen könnte.

Es steht uns hier ein schweres Hindernis im Wege, eine gewisse Abgeschlossenheit von der Wissenschaft der Welt, in welcher wir leben, und, was noch gefährlicher als dies ist, jenes Selbstgefallen in dieser unserer Abgeschlossenheit, welches besonders in unseren Tagen, in Folge der einseitigen Auffassung unserer nationalen Aufgaben, in unserer öffentlichen Meinung beinahe populär geworden ist.

Es gibt keine Nation auf der Welt, welcher der Tadel der Fremden mehr weh thäte, es gibt keine Nation, welche stolzer wäre auf jene ihrer Söhne, welche die nationale Fahne vor den Augen der Welt haben flattern lassen, ob dieselbe nun die Symbole des kriegerischen Ruhmes oder der Wissenschaft, oder der Kunst an sich trug; es gibt keine Nation, welche von einem glühenderen Verlangen erfüllt wäre, sich in die Reihe der Ersten

zu erheben, als unsere Nation, und dennoch scheint die Zahl Derjenigen, die, wiewohl sie den Sieg wünschen, dennoch, aus Anthipathie gegen das Fremde, alle zu demselben führenden Mittel zurückweisen, und sich lieber in jenem beglückenden, aber zugleich einschläfernden Glauben täuschen, dass auf der Welt nur eine Sprache existiert, nur eine Literatur und nur eine Cultur, und diese die ungarische ist, über den Ungar aber nur ein berechtigter Richter, der Ungar selbst, ist.

Diese werden uns wahrlich nicht die Welt erobern.

Derjenige, der in seinem Spiegel immer nur sein eigenes Antlitz ansieht, kann sich vielleicht verschönern, aber zu Thaten fähiger macht er sich nicht.

Derjenige, der sich zum Kampfe und zum Siege im Kampfe rüstet, muss sich mit allen Waffen seiner Kampfrivalen bekannt machen und danach streben, auf dem Kampfplatze eine sichere Stellung einzunehmen. In der Welt der Wissenschaften ist dieser Kampfplatz nicht der Boden einer Nation, sondern der gemeinsame Boden sämmtlicher Nationen, auf welchem das Wort Desjenigen den Ausschlag gibt, der denselben mit seinen Schöpfungen schöner zu machen weiß.

Diese unsere Jahr für Jahr wiederkehrende Feier wird dann wirklich eine Siegesfeier sein, wenn die ganze Welt den Fortschritt der ungarischen Wissenschaft sehen und als ihre Bereicherung ansehen wird.

Diesem erhabenen, idealen und patriotischen Ziele können wir uns nur so nähern, wenn wir einerseits alles das, was wir von anderen Nationen lernen können, erlernen und unserer Denkweise gemäß aufarbeiten; andererseits aber Dasjenige, was wir selbst geschaffen, in entsprechender Form an die Oeffentlichkeit bringend, vor den Richterstuhl der Welt führen.

Eine Nation erniedrigt sich nicht, wenn sie von anderen Nationen lernen will. Die stolzen Franzosen können ohne Erröthen auf die fremden Meister hinweisen, welche sie so glücklich gewesen, bei der Gründung ihrer Akademie gewinnen zu können, und der wissenschaftliche Lorber der Deutschen wird nicht durch das Bewusstsein verunziert, dass durch Friedrich den Großen nach Berlin berufene Franzosen die Wurzeln desselben eingesetzt haben.

Wir sind nicht so glücklich gewesen. In den früheren Jahrhunderten haben es die Widerwärtigkeiten unserer Kämpfe uns nicht gestattet, auch das Ende derartiger Anfänge zu erleben, und zum Beispiel in den glanzvollen Tagen des Königs Mathias hat ein Regiomontanus unsere wissenschaftliche Atmosphäre nur wie eine Sternschnuppe durchflogen, ohne dass er Zeit gehabt hätte, dieselbe dauernd zu erhellen; in jener, unseren Tagen näher liegenden Zeit aber, wo auf unserer Hochschule Fremde unterrichtet haben, hat dieser Unterricht, wiewohl er für unsere Gelehrsamkeit nicht

spurlos verloren gieng, doch nicht wahrhaft segenbringend sein können, weil er nicht die Befriedigung eines eigenen Wunsches der Nation war, sondern damit vielmehr der Nation eine Lektion gegeben wurde.

Heute ist es bereits zu spät dazu, uns diese Art der Einbürgerung der Wissenschaften zunutze zu machen; die nationale Empfindlichkeit ist viel größer gewachsen, als dass bei uns das noch möglich wäre, was in der Zeit Richelieu's und Friedrich's des Großen mit so glänzendem Erfolge verwirklicht wurde; aber was uns Andere nicht herbringen, das können wir selbst uns abholen gehen; die Welt steht uns offen und die Wissenschaft hat keine Halle, welche der ungarische Jüngling verschlossen finden würde, wenn er nach Wissenschaft durstend, an ihre Pforten pocht.

Wollte Gott, dass der Wunsch, die wissenschaftlichen Schatzkammern des Auslandes aufzusuchen und mit dem dort Gesammelten die Wissenschaft ihrer Nation zu bereichern, in je Mehren erwachte und Befriedigung finden könnte, und wollte Gott, dass diejenigen, welche dies nicht thun können, sich durch Erlernung von Sprachen dazu befähigten, die wissenschaftliche Literatur der Welt auszubeuten.

Es ist wahr, dass, wer Wissenschaft sammelt, damit allein noch keine Wissenschaft macht, und eine Nation, welche sich auf solche Kompilatorsarbeit beschränkt, würde Geringschätzung verdienen, aber das Gebäude der Wissenschaft höher zu bauen und auf den selbstgeschaffenen neuen Erkern desselben seine Fahne aufzustecken, wird nur Derjenige vermögen, der auch die Fundamente und den Plan des Gebäudes kennt. Wer dies nicht versteht, wird höchstens eine Kothziegelhütte zusammenflicken, auf deren sich beugendem Strohdache die aufgepflanzte Fahne, wie prunkhaft sie auch wäre, nicht ein Symbol des Ruhmes, sondern bloß ein Gegenstand des Spottes sein könnte. Unsere Nation strebe darnach, der Wissenschaft nicht eine Hütte, sondern einen Palast zu bauen.

Außer der Einbürgerung der Wissenschaft des Auslandes ist für die Entwicklung unserer eigenen Wissenschaft ein nicht minder wichtiger Faktor auch das, was ich schon vorhin angedeutet habe, nämlich, dass wir die Ergebnisse unserer Thätigkeit zur Weltöffentlichkeit bringen.

Diese wissenschaftliche Oeffentlichkeit hat nicht allein den Zweck, die gewonnenen Ergebnisse in schöner Beleuchtung gleichsam allgemein zur Schau zu stellen, sondern sie ist vornehmlich dazu nöthig, dass sie jene wissenschaftliche Thätigkeit, welche zu solchen Ergebnissen führt, rege halte. Denn ohne diese Oeffentlichkeit fällt Anerkennung, Aneiferung und ernste Kritik weg und gewinnt Missmuth, Entmuthigung und Gleichgiltigkeit eben über jene besten Arbeiter Gewalt, die ihre gesammte Kraft der Förderung der Wissenschaft widmend, von Anderen einen Lohn nicht erwarten können. Ohne Oeffentlichkeit gibt es auch in der Wissenschaft keinen Fortschritt. Die bei einigen Völkern des Alterthums im Verborge-

nen gehüteten Kenntnisse, die zwischen starken Mauern eingesperrte Wissenschaft der Klöster des Mittelalters geben mehr für den Wunsch des Bewahrens, als für den Wunsch des Fortschrittes Zeugnis.

Der wirkliche Fortschritt ist, wie in den anderen Zweigen der Kultur, so auch in der Wissenschaft, mit der Entdeckung des mächtigen Werkzeuges der Oeffentlichkeit, der Presse, in Gang gekommen. Aber wenn ich von der Presse spreche, verstehe ich nicht jene Presse, welche die große Menge mit Kenntnissen nährt, mit Neuigkeiten zerstreut, und welche der öffentlichen Meinung Ausdruck gebend und dieselbe häufig auch selbst schaffend, zu einer auf alle Momente des öffentlichen Lebens Einfluss übenden Macht emporgewachsen ist; ich verstehe nicht die Zeitungspresse, welche Diejenigen, die sie ihrer Aufmerksamkeit würdigt, so schnell, wie sie selbst arbeitet, in die Höhe hebt oder in den Koth wirft, sondern jene, wenn auch viel langsamer, aber mit viel größerer Vorsicht arbeitende, vielleicht schwerfälligere Maschinerie, welche die wissenschaftlichen Zeitschriften und Bücher druckt und deren Erzeugnisse zwar nicht die Menge zerrafft, aber die sich mit der Wissenschaft beschäftigende Arbeitergruppe aller Länder und aller Zeiten, als Stiegenstufen auf ihrem in die Höhe strebenden Gange, mit Freuden aufnimmt.

Ich erkenne an, dass die Zeitungspresse der Wissenschaft gute Dienste geleistet hat und leisten kann, wenn sie die Aufmerksamkeit der Menge auf dieselbe hinlenkt und dadurch ihrer Sache Freunde und Gönner verschafft, aber dessenungeachtet muss ich jeden ernsten Arbeiter der Wissenschaft warnen davor, seinen Ruhm in den Spalten der Zeitungen zu suchen, welche gegen ihn oft auch schon deshalb ungerecht werden, weil ihr Urtheil, für den gegenwärtigen Augenblick bestimmt, aus dem Gesichtspunkte des rasch wechselnden, momentanen Interesses zu Stande kommt und Alles mit Stillschweigen übergeht, was dem großen Publikum nur die Zukunft interessant und wertvoll machen kann.

Die Zeitungen reden viel von den Edisons, von den Faradays pflegen sie zu schweigen, der Mann der Wissenschaft aber zollt Denjenigen, die den Baum gepflanzt und gepflegt haben, größere Anerkennung, als Demjenigen, der die reifen Früchte davon abliest.

Der einzige berechtigte öffentliche Richterstuhl, vor welchem der wirkliche Gelehrte über das, was er gethan hat, Rechenschaft geben muss, steht dort zwischen den nicht verjährenden Bändereihen jener streng wissenschaftlichen Zeitschriften und anderweitigen Publikationen, in welche die Ergebnisse der Forschung schon seit Jahrhunderten eingezeichnet sind, und es ist jedenfalls ein größerer Ruhm für den Gelehrten, wenn er in denselben seinen Namen, wenn auch nur unter eine verdienstliche Arbeit hinsetzen kann, als wenn die Tagesblätter in jeder ihrer Nummern von ihm reden.

Aber der Gelehrte der Gegenwart ist neben den Lockungen des Zeitungsruhmes auch noch anderen Versuchungen ausgesetzt. Die popularisierenden Vereine, die öffentliche Vorträge arrangierenden Gesellschaften, die Ausstellungen und die sich beinahe schon jährlich in jeder größeren Stadt wiederholenden Congresse locken ihn sämmtlich mit dem Scheine einer wissenschaftlichen Oeffentlichkeit, welche schneller und mit leichterer Mühe, als der vorher bezeichnete lange und mühsame Weg, in irgend ein pantheonartiges Gebäude führt.

Das Verdienst, dass er viel gelernt hat, dispensiert noch Niemanden von seinen sozialen Pflichten, und darum thut auch der Gelehrteste recht daran und verdient füglich Dank, wenn er bisweilen von der Höhe seiner Wissenschaft herabsteigt und mit seinem wohlerwogenen Rathe oder seinem entzückenden Vortrage der Menge Belehrung und Genuss bietet, nur möge er sich in Acht nehmen, die für derartige Dienste verdiente Anerkennung als Befriedigung seiner wissenschaftlichen Ambition zu betrachten, denn diese wird wahrlich leicht zur Begierde nach momentanem Prunken herabsinken.

Unter den Aufgaben der Akademien ist eine die, dass sie alle diejenigen Schöpfungen, welche in der Wissenschaft wirklich einen Fortschritt bedeuten, unter den vielerlei Manifestationen des geistigen Lebens auswählen und nach dem Maßstabe ihres bleibenden Wertes heraushebend an die Oeffentlichkeit bringen, und inwiefern sich diese Oeffentlichkeit über die ganze Welt erstreckt, insofern hat jede, welch immer streng nationalen Charakter tragende Akademie die Bestimmung, über die Kultivierung und Verbreitung der Wissenschaften im Kreise ihrer eigenen Nation hinaus, auch noch die Repräsentantin der Wissenschaft ihrer Nation nach außen zu sein. Unsere Akademie hat sich vor der Erfüllung dieser ihrer Aufgabe auch bisher schon nicht verschlossen, sie unterstützt mehrere Unternehmungen, welche den Beruf haben, die Ergebnisse unserer wissenschaftlichen Arbeit vor den Richterstuhl des Auslandes zu bringen. In der Wissenschaft hängt indessen auch heute noch der Sieg nicht von der Menge der Heerscharen, sondern von den einzelnen Helden ab; solche Helden benöthigen wir, damit sie uns Ungarn in der Welt der Wissenschaft ein Reich erobern.

Wir rüsten uns zur Feier unseres tausendjährigen europäischen Bestandes und werden uns bei derselben der Welt in der Pracht unserer Vergangenheit zeigen. Ich glaube, die Komplimente werden nicht ausbleiben, aber begnügen wir uns mit denselben nicht, ruhen wir so lange nicht, bis uns die in ihrer Bildung großen Nationen auch in unserem Alltagskleide als in der Lösung der großen idealen Aufgaben der Menschheit mit ihnen in gleichem Range stehende Faktoren betrachten.

Dann werden wir wirklich eine Siegesfeier begehen!

Ich begrüße die glänzende Versammlung, welche uns heute mit ihrem Erscheinen ausgezeichnet hat, und eröffne die Sitzung.

## 2. Bericht über die Thätigkeit der Ung. Akademie der Wissenschaften im Jahre 1894

vom Generalsecretär Koloman v. Szily.

Das Jahr 1895 kann ein denkwürdiges Jahr in der Geschichte der ungarischen wissenschaftlichen Literatur werden. Am 30. September d. J. lauft der Termin der aus der Spende des Direktionsraths- und Ehrenmitgliedes Andor Semsey ausgeschriebenen Preiskonkurrenzen ab. Wir hoffen nicht, dass alle zehn Preisaufgaben zum ersten Termin glücklich gelöst sein werden. Es wird als ein Ereignis betrachtet werden können, wenn die ungarische Literatur diesfalls auch nur zwei-drei wissenschaftliche Handbücher gewinnt. Die Vergangenheit und Gegenwart, das Volk und den Boden, die natürlichen Verhältnisse, die Thier- und Pflanzenwelt unseres Landes betreffend haben sich seit der Gründung der Akademie so viele Materialien und Daten aufgehäuft, dass eine systematische Aufarbeitung, organische Zusammenfassung derselben, wenn auch nur im Bereiche einiger Wissenschaften, auf die weitere Entwicklung unserer wissenschaftlichen Literatur von außerordentlicher Wirkung sein wird. Diese Handbücher werden nicht nur Grenzsteine unseres heutigen Wissens, sondern zugleich Wegweiser zur weiteren Material- und Datensammlung sein, welche in der Wissenschaft nie aufhören kann.

Diese Thätigkeit ist in unserer Akademie auch im abgeflossenen Jahre eifrig vorwärtsgegangen. In der I. Classe ist namentlich die ungarische Sprachwissenschaft, dieser wahre Stolz unserer Akademie, wieder durch zahlreiche Beiträge vermehrt worden. Besonders interessant und für die ungarische Sprachgeschichte hochwichtig war der Vortrag des k. M. Julius Nagy «Ueber die neuerlich entdeckten Theile des Königsberger Fragments». Aus den Zeiten vor dem XV. Jahrhundert waren im Ganzen zwei ungarische Texte bekannt gewesen: die Leichenrede und jene neuen Zeilen des Königsberger Fragments, welche auf dem Vorsatzblatte eines dortigen lateinischen Codex 1863 entdeckt wurden. Nun hat im März des Jahres 1894 der gelehrte Direktor der Königsberger Universitäts-Bibliothek, Dr. Schwenke, aus dem Einbande jenes lateinischen Codex fünf Pergamentstreifen ausgeschieden, welche auf beiden Seiten mit ungarischer Schrift von derselben Hand, welche die seit 1863 bekannten neun Zeilen geschrieben, bedeckt sind. Es gehörte eine wahre paläographische Bravour dazu, in die auf diese schmalen Streifen geschriebenen, dies- und jenseits

beschnittenen ungarischen Wörter alterthümlicher Form einen zusammenhängenden Sinn hineinzubringen. Und dies hat unser Genosse Julius Nagy gethan und damit unseren Linguisten eine sie noch lange zu beschäftigen berufene Arbeit aufgegeben.

Hier erwähne ich ferner die Sammlung des Wortschatzes der ungarländischen Latinität, jener Sprache, in welcher acht Jahrhunderte hindurch unsere Könige zu ihren Völkern redeten, unsere Reichstage ihre Gesetze schufen, unsere Richter Urtheil sprachen, unsere Vorfahren den Unterricht erhielten, schrieben und untereinander (außerhalb des Kreises der Familie und des gemeinen Volkes) auch konversierten. Die uns als Pflicht obliegende große Aufgabe der Sammlung des Wortschatzes dieser Sprache hat glücklicherweise unser gelehrte Genosse, korrespondierendes Mitglied Anton Bartal, auf sich genommen, und arbeitet, nach abgeschlossener verdienstvoller Lehrthätigkeit, in seiner Dorfeinsamkeit mit solchem Eifer an diesem großen Werke, dass wir von ihm die Vollendung desselben erwarten dürfen.

Ich kann die gegenwärtige Thätigkeit der sprachwissenschaftlichen Classe am besten mit dem Ausdrucke: stille, aber unablässige Thätigkeit charakterisieren, nachdem der große Kampf um die Frage: ob die ungarische Sprache eine ugrische oder türkische Sprache sei? zur Ruhe gelangt ist. Die scharfen Gegensätze haben sich ausgeglichen, unsere Sprachgelehrten erkennen nun einmüthig die ungarische Sprache als eine ihrem Wesen, ihrem ganzen Bau nach ugrische Sprache mit eingesprengten türkischen Elementen. Der Streit dreht sich nur mehr um die Frage, wann und wo diese Volks- und Sprachmischung stattgefunden habe, also eine mehr ethnische und historische Frage, bei deren Lösung natürlich auch der vergleichenden Sprachwissenschaft eine große Rolle zufallen wird.

In der II. Classe haben sich sowohl die Historiker, als auch die Nationalökonomen und Rechtsgelehrten in ihren Vorträgen zumeist mit Fragen vaterländischen Bezuges beschäftigt. Die Philosophie ging, bis auf zwei Gastvorträge, leer aus.

In den Sitzungen der III. mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe war auch in diesem Jahre die Zahl der Vorträge, weil das Haupterfordernis derselben hier nicht die detaillierte Erörterung, sondern die kurze Formulierung der Ergebnisse ist, weit größer als in der I. und II. Classe zusammengenommen. Von den etwa 50 Vorträgen gehörten 15 in den Kreis der medizinischen Wissenschaft, vornehmlich der Physiologie.

Von den in unseren Sitzungen vorgetragenen Arbeiten erscheint der größte Theil im Selbstverlage der Akademie. Es gibt auf der Welt keine Akademie der Wissenschaften, welche jährlich so viel herausgäbe, wie die unserige. So haben wir z. B. im verflossenen Jahre nicht weniger als 59 —

im Ganzen 940 Druckbogen oder etwa 31 gewöhnliche Bände füllende — Werke herausgegeben. Manche mögen vielleicht in diesen 31 Bänden in einem einzigen Jahre einen Ruhm der Akademie erblicken; ich sehe darin bloß die Unentwickeltheit der ungarischen literarischen Verhältnisse. Die ausländischen Akademien geben außer ihrem Anzeiger (Sitzungsberichte, Comptes Rendus, Proceedings) und Abhandlungen (Denkschriften, Memoires, Transactions) keine anderen Werke, höchstens noch im Auftrage der Regierungen Monumenta heraus; das Uebrige insgesammt der Privatunternehmung (wenn nöthig, auch mit materieller Unterstützung) überlassend. Diese unsere jährlichen 20—30 Bände bezeugen nur, dass sich bei uns für die Herausgabe mehr abstrakt-wissenschaftlicher Werke selbst bei materieller Subvention kein Unternehmer findet und — damit sie dennoch erscheinen können — unsere Akademie selbst für ihre Herausgabe sorgen muss. Wenn sie demnach die Herausgabe solcher wissenschaftlicher Werke, welche auf weitere Verbreitung rechnen können, mit voller Bereitwilligkeit der Privatunternehmung überlässt — da sie nicht die Aufgabe hat, den Verlegern Konkurrenz zu machen —, entsagt sie schon in vorhinein der Verbreitung ihrer Publicationen in weiteren Kreisen.

Trotz alldem nimmt das Interesse für die Publicationen unserer Akademie von Jahr zu Jahr zu, was nicht allein aus der stetigen Zunahme der Abonnenten unseres Büchereditions-Unternehmens, sondern auch aus der jährlichen Zunahme der für die verkauften Publicationen einfließenden Geldsummen erhellt.

Diese neue Form des Interesses für die Akademie wird jene ältere Form, in welcher sich dasselbe traditionell immer wieder und wieder offenbart, nicht verschwinden machen, ja dieselbe gewiß verstärken. Es ist eine seit Langem angenommene patriotische Sitte der Besseren der ungarischen Societät, dass sie an bedeutenderen Wendepunkten ihres Lebens oder im ernstesten Augenblicke desselben, unserer öffentlichen Anstalten und darunter auch unserer Akademie, mit Spenden oder Vermächtnissen gedenken. So wurde das Stiftungskapital der Akademie im verflossenen Jahr durch Moriz Jókai anläßlich seines Autorjubiläums mit 1000 fl., durch Fürstprimas Claudius Vaszary mit 5000 fl., durch Bodenkreditanstalts-Direktor Julius Forster im Ganzen mit 27,500 fl., durch das Legat weiland B. Josef Rudics mit 90,000 fl., durch die Stiftung auf den Namen des Dr. Heinrich Pollák mit 6000 fl., durch weiland Anastasius Tomori mit 10,000 fl. und durch den gewesenen Vicegespan und Reichstags-Abgeordneten Franz Kovács mit 2000 fl., ferner von Alexander Vigyázó de Bojár und Gemahlin geb. Baronin Susanne Podmaniczky durch eine auf den Namen ihres dahingeschiedenen Sohnes Alexander Vigyázó de Bojár jun. gemachte Stiftung von 20,000 fl. ö. W. vermehrt. Anknüpfend an diese

Bereicherungen des Stammvermögens der Akademie kann ich nicht umhin, der Ungarischen Bodenkredit-Anstalt, welche nun seit 25 Jahren das Vermögen der Akademie nicht nur mit musterhafter Pünktlichkeit, sondern auch mit wahrhaft patriotischer Opferwilligkeit verwaltet, anlässlich der Vierteljahrhundertwende dieser ihrer Thätigkeit dem schuldigen Dank der Akademie auch vor der Oeffentlichkeit Ausdruck zu geben.

Ich weiß, dass die eben verlesenen Daten am meisten die Aufmerksamkeit eines guten Theiles des ungarischen Lesepublikums erregen werden. Siehe da, 140,000 fl. Zunahme des Stiftungskapitals binnen eines Jahres. Diese unsere Akademie ist denn doch steinreich; es gibt vielleicht gar keine reichere als sie! Dieser Gedanke schmeichelt der nationalen Eitelkeit, und was dieser schmeichelt, wie schief es auch sei, davon lassen wir nicht so bald ab. Ich würde umsonst erzählen, dass die Pariser Akademie nach dem Herzog Aumale 20.000,000 Francs, die Wiener Akademie nach einem Wiener Bürger ungarischer Herkunft im Vorjahre 1.200,000 fl. geerbt hat; ich würde umsonst beweisen, dass das halbe Vermögen der Akademie in den prächtigen Palast hineingebaut ist; ich würde vergebens ausweisen, wie viele nationale und wissenschaftliche Aufgaben ihre Lösung, bis die Reihe an sie kommen kann, von unserer Akademie erwarten. Ein großer Theil des ungarischen Lesepublikums glaubt die vom Reichthum der Akademie verbreitete Legende, weil es sie gern glaubt; mein schwaches Wort würde diesen Glauben doch nicht ausrotten.

Mit diesem traurigen Bewusstsein gehe ich zum Schlusstheil meines Berichtes: zur Aufzählung der von der Akademie durch den Tod erlittenen Verluste. Kaum eine Woche nach der vorjährigen Jahresversammlung, am 14. Mai, verschied Baron Nikolans Vay, seit 1841 Mitglied unseres Direktionsraths. Er war bereits ein 23jähriger Jüngling, als Graf Stephan Széchenyi und seine Genossen (darunter auch ein Vay) die Ung. Akademie der Wissenschaft gründeten. Die Begeisterung, welche 1825 die ganze Nation für die Akademie erfüllte, prägte sich tief der Seele des Jünglings ein. In keinem Abschnitt seiner langen und glänzenden politischen Laufbahn ermattete in ihm das sorgsame Interesse für die Akademie. So lange es nur sein Alter und seine Gesundheit erlaubte, blieb er nie unseren Direktionsraths-Sitzungen fern. Und von hier (dies war sein Wunsch), aus der Säulenhalle der Akademie begleitete ihn die Verehrung und Dankbarkeit der Akademie an den Ort der ewigen Ruhe. — Außer ihm verlor im Laufe des Jahres die Akademie 7 auswärtige und 9 interne (1 ordentliches und 8 korrespondierende) Mitglieder durch den Tod.

Den Platz der hingesunkenen Stämme nehmen frische Schößlinge ein. Ob aber das Verlust- und Gewinnkonto nicht eine Abnahme des Bestandes zeigt? Vielleicht noch nicht, aber möglicherweise bald ja! Im ganzen Lande wird an den Mittelschulen über Professorenmangel geklagt und

in manchen Fächern auch bereits an den Universitäten. Der Professorenmangel zieht aber natürlicherweise den Gelehrtenmangel nach sich. Denn wenn wir gezwungen sind, die jungen Lehramtskandidaten, sobald sie die formale Qualification erworben haben, auf den Lehrstuhl zu setzen, berauben wir sie in den meisten Fällen der Möglichkeit, in ihrem Fache weiter fortzuschreiten und ihren Gegenstand auch wissenschaftlich zu kultivieren. Die Fürsten Siebenbürgens haben vor Jahrhunderten und der erste Unterrichtsminister Ungarns nach dem Ausgleich in großer Anzahl junge Talente auf ausländische Universitäten geschickt, um sich weiter zu bilden.

Später wollten wir auch auf diesem Gebiete sparsam sein. Jetzt sehen wir bereits die drohenden Gefahren der am unrechten Orte angewendeten Sparsamkeit und möchten die Versäumnis zweier Jahrzehnte gutmachen. Unser Genosse Wilhelm Fraknói gründet in Rom ein ungarisches Institut für junge Historiker; Julius Forster macht zu demselben Zweck eine größere Stiftung und im Budget des Unterrichtsministeriums ist eine ansehnliche Summe für ausländische Reisestipendien aufgenommen, damit nicht bloß die Lehrer moderner Sprachen, sondern Lehramtskandidaten und junge Professoren aller Fächer sich weiterbilden können. Jünglinge meines Vaterlandes, die ihr euch der wissenschaftlichen Laufbahn widmet, begnügt euch nicht mit der ersten Frucht eures Fleißes: dem Diplom; wenn ihr es thun könnt, geht auch auf ausländische Universitäten; lernt dort das echte wissenschaftliche Leben kennen und saugt den echten wissenschaftlichen Geist in euch; euer ungarisches Herz, eure ungarische Seele wandle denselben in ungarischen Geist um, und tretet so an die Stelle der Dahingegangenen und entwickelt so das ungarische wissenschaftliche Leben weiter!

## 3. Gedenkrede auf das ordentliche Mitglied Karl Kerkapoly.

Vom Directionsraths- und ordentlichen Mitgliede Julius Kautz.

Geehrte Versammlung!

Spät zwar, aber vielleicht nicht zu spät, und darum nicht mit weniger Wärme und Hingabe für meine hehre Aufgabe, trete ich an diese Stelle, um, meiner mich ehrenden Betrauung entsprechend, das Andenken eines unserer dahingeschiedenen Genossen aufzufrischen, — eines Mannes, welcher, ebensowohl wegen seiner charakteristischen Individualität und seiner auf dem Gebiete der Wissenschaft, des Lehrberufs und des öffentlichen Lebens entfalteten Thätigkeit, als auch wegen der Außerordentlichkeit seiner Geistesfähigkeiten und wegen seiner glänzenden parlamentarischen Rolle, den hervorragendsten Männern unseres

Vaterlandes in dieser Zeit wird zugezählt werden müssen: — das Andenken Karl v. Kerkapoly's.

I.

Indem ich diese, das gewöhnliche Menschenmaß weit überragende Individualität nach ihrer vielseitigen Thätigkeit und Bedeutsamkeit würdigen soll, weise ich hinsichtlich der biographischen Verhältnisse bloß auf Folgendes hin:

Karl v. Kerkapoly wurde am 13. Mai 1824 als Sprosse einer adeligen Familie zu Szent-Gál im Comitat Veszprém geboren. Er absolvierte seine Studien am reformierten Collegium in Pápa und zeigte bereits als Student staunenerregende Geistesfähigkeiten. Im Jahre 1846 erwarb er das Advokaten-Diplom und im darauffolgenden Jahre (also noch nicht ganz 23 Jahre alt) wurde er von der Generalversammlung des reformierten Kirchendistrikts zum Professor der philosophischen Wissenschaften an der Pápaer Hochschule erwählt, welches Amt er erst bei seiner Rückkehr von seiner Universitätsstudienreise in Deutschland antrat.

Zur Würdigung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit (er hatte 1859 den ersten Band seines größeren Werkes: «Weltgeschichte in logischer Darstellung» herausgegeben) wurde er am 16. Dezember 1859 zum Mitgliede unserer Akademie gewählt, und im unmittelbar darauffolgenden Jahre erschienen zuerst sein Werk: «Protestantische Kirchenverfassung», sodann sein akademischer Antrittsvortrag: «Die Weltgeschichte und die Racenverschiedenheiten der Menschheit.» 1865 vom Enyinger Wahlbezirke zum Reichstags-Abgeordneten gewählt, betrat er die öffentliche Laufbahn, schloss sich der, unter der Führung Franz Deák's stehenden Partei an und wurde, nachdem er sowohl durch sein außerordentliches Rednertalent, als auch seine vielseitige Fachkenntnis alsbald allgemein Aufsehen erregte, im Herbst 1868 zum Staatssekretär im Landesvertheidigungs-Ministerium an der Seite des Grafen Andrássy, und anderthalb Jahre später (am 23. Mai 1870), als Graf Melchior Lónyay das gemeinsame Finanzministerium übernahm, zum ungarischen Finanzminister ernannt.

In dieser Stellung wirkte er vierthalb Jahre hindurch bis 19. Dezember 1873, wo er von seinem Portefeuille schied und durch den, ihn wegen seiner hervorragenden Individualität und seiner unter schwierigen Verhältnissen entwickelten Amtsthätigkeit allezeit hochschätzenden Herrscher durch die Verleihung der Würde des wirklichen Geheimrathes und des Großkreuzes des Leopold-Ordens ausgezeichnet wurde.

Von dieser Zeit entwickelte er, wiewohl noch eine Zeit lang Reichstags-Abgeordneter, im Parlament keine hervorragende Thätigkeit, sondern widmete seine ganze Kraft und seine reichen Fähigkeiten seinem Universitäts-Lehrstuhl (für welchen er bereits am 16. Dezember 1868 ernannt

wurde, den er jedoch thatsächlich erst im Schuljahre 1874/75 einnahm), auch literarisch, insbesondere in der Richtung, dass er zum Zwecke seiner Universitätsvorträge umfangreichere Leitfäden der Politik, Volkswirtschafts- und Staatshaushaltslehre für seine Hörer ausarbeitete, sowie er früher als junger Professor an der Pápaer Hochschule den ganzen Kreis der philosophischen Wissenschaften umfassende Lehrbücher geschrieben hatte. Wenn ich noch erwähne, dass Kerkapoly sich 1885 verehelichte (indem er Frau Patronella Gömbös zur Gemahlin nahm, mit welcher er bis zu seinem Tode ein glückliches Familienleben führte); dass er 1875 von der Universität mit dem Ehrendoktor-Diplom ausgezeichnet wurde; dass er in seinen letzten Lebensjahren seine freie Zeit den Agenden des Kuratorats der Pápaer Hochschule und der Theilnahme an der Direktion einiger Unternehmungen wirtschaftlichen Charakters widmete; und dass er für die wissenschaftlichen Arbeiten und Erfolge unserer Akademie (deren Mitgliedschaft er immer hochhielt) bis zu seinem (am 29. Dezember 1891 erfolgten) Tode ein warmes Interesse hegte (wiewohl er an ihrer aktiven Thätigkeit in geringerem Maße theilnahm): so habe ich so viel gesagt, als aus dem biographischen Rahmen zur vollständigeren Würdigung des hier Folgenden nothwendig ist.

## II.

Indem ich zu meiner eigentlichen Aufgabe, zur Würdigung Kerkapoly's in erster Linie insbesondere vom wissenschaftlichen und literarischen Gesichtspunkte übergehe, muss ich vor allem Andern und im Allgemeinen hervorheben, dass das Fundament des gesammten wissenschaftlichen Denkens, der Lebensanschauung und der Thätigkeit Kerkapoly's die Philosophie gewesen ist, über deren nicht bloß allgemein theoretische, sondern unmittelbar vom Gesichtspunkte unserer nationalen Cultur auch praktisch zu würdigende Bedeutsamkeit er, ein hervorragender Meister und Repräsentant derselben, sich in der Vorrede zu seiner «Logik» eingehend äußert.

Als Philosoph war Kerkapoly ein (jedoch nicht unselbstständiger) Anhänger jenes philosophischen Systems, dessen hervorragende Vertreter er in Deutschland gehört hatte; welches vom dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts angefangen bis zu den fünfziger Jahren in der Wissenschaft und Fachliteratur eine maßgebende Rolle gespielt; bei allen Nationen der gebildeten Welt in Fachmännern ersten Ranges Anhänger gefunden; auf die öffentlichen und sozialen Verhältnisse einen bedeutenden Einfluss geübt hat; und ungeachtet aller seiner Mängel, neben und seit dem Kantianismus, das Umfassendste und Vollständigste ist, welches die neuzeitliche Philosophie hervorgebracht hat und in welchem die Zusammenfas-

sung der philosophischen Spekulation in eine gewisse höhere Synthese ins Auge gefasst war: des Hegel'schen Systems.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, eine Darstellung des Hegelismus zu geben; damit jedoch diese Hauptquelle der Welt- und Lebensanschauung Kerkapoly's, sowie seiner in seinen literarischen Werken und seinen Lehrvorträgen zum Ausdruck gebrachten philosophischen Auffassung nicht unangedeutet bleibe, scheint es unumgänglich (wenn auch nicht in strengem logischen Zusammenhange), auf einige Fundamentalsätze des großen Gedankensystems flüchtig hinzuweisen. So namentlich auf folgende:

Die Welt und die Dinge existieren in der menschlichen Vernunft und die menschliche Vernunft in der Welt und den Dingen; daher ist der Gedanke und das Sein identisch; das innerste Wesen des Seins ist der Gedanke, mit welchem als der Form auch der Inhalt gegeben ist. — Alles Sein ist eine Differenzierung in sich selbst, als Sein und Bewegung; die Wirklichkeit ist das seiend gewordene (also verwirklichte) Wesen; das absolute Wissen erkennt Gedanken und Seiendes als identisch. Die Idee ist das Absolute, welches, als das Allgemeine, das Einzelne in sich fasst, und dessen Grund ist, und sich im Wirklichen individualisiert. Und so kann man sagen: jedes Ding ist Gedanke und jede Wirklichkeit Vernünftigkeit, Verkörperung der Idee, oder (in anderer Formel ausgedrückt): «Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig»; — was (nebenbei bemerkt) nicht das ausdrückt, was der Engländer Pope mit seinem Satze: «Whatever is, is right» ausdrücken wollte; und auch nicht übereinstimmt mit der oft unrichtigen Zitation und Dahinerklärung dieses Satzes des Hegelismus, als ob in demselben alles Seiende und Bestehende schon eo ipso als richtig und berechtigt erklärt würde.

Das Gesetz der das letzte Wesen alles Seins bildenden Vernunft ist (nach Hegel) in der Natur unbewusst, in der Menschenwelt dagegen im menschlichen Willen und Handeln bewusst wirksam, und macht seine Postulate trotz der Fehler und Leidenschaften des Menschen geltend; oder anders ausgedrückt: «die Idee ist Selbstentwicklung, durch welche in einem endlosen Fortschrittsprozess, wo alles Spätere die Vervollkommnung und Vollendung des Früheren ist, die ganze geistige und natürliche Welt wirklich wird, in deren tausend Formen die Idee sich verkörpert, indem sie ihre höchste Stufe im persönlichen und bewussten Sein des Menschen erreicht, insofern sie sich zu einer ihrem Wesen entsprechenden Daseinsform, als sich selbst denkende Idee, erhoben hat.» — Auf dieser Grundlage ist die Philosophie das reine Wissen, die stufenweise Selbstgeltendwerdung der Wahrheit; der menschliche Gedankenprozess ist der endlose Weltprozess.

Im wertvollsten und bis heute nachwirkenden Theile seines Systems, in der Geistesphilosophie, bildet nach der Hegel'schen Schule die erste Hauptstufe der Geistesentwicklung: der subjective Geist, wo der Geist zum Bewusstsein seines eigenen Inhalts gelangt, als Bewusstsein, dann als Selbstbewusstsein, und schließlich als Einheit der beiden sich ankündigt, und auf dieser letzteren Grundlage die Vernunft ist. Die zweite Hauptstufe: der objektive Geist, ist der Geist in der Form der Wirklichkeit, der Wirkungskreis des freien menschlichen Willens, indem er sich im Recht, in der Moral und in der diese beiden zusammengefasst und auch in äußerlichen Institutionen zum Ausdruck bringenden Sittlichkeit. Erscheinungsstufen der letzteren sind sodann die Familie, der Stamm, die bürgerliche Gesellschaft; ihre höchste Manifestation aber der Staat, als Einheit der allgemeinen Substantialität und der Selbstständigkeit der Individualität, in welcher die Individuen (Bürger) selbstständig, aber durch einen gewissen Gemeingeist und gemeinsame Institutionen auch verbunden sind, während im Rechte, in der Sitte und im Staate zusammengenommen die Freiheit verwirklicht und der vernüftige Wille äußere Objectivität wird.

Der Staat ist die einzige Form und Bürgschaft der Verwirklichungsmöglichkeit des (richtig erklärten) Freiheitsbegriffs, da die Menschen nur im vernünftigen Wollen des Nothwendigen und allgemeiner Interessen wirklich frei sein können. Staat und Gesellschaft sind nicht ein und dasselbe, sondern verschiedene Organismen. In der zum Staat ausgebildeten bürgerlichen Gesellschaft geht das Interesse und Ziel des Einzelnen in der Idee eines höheren «Ganzen» auf. Der Staat ist die Wirklichkeit der ethischen Idee, der sittliche Geist, so wie er das Handeln und die Bestrebungen der denselben bildenden Bürger gebieterisch beeinflusst. Im Staate ist das Ganze als Zweck, und der Einzelne als in die vernünftig-sittliche Substanz mit freier Einsicht sich einzufügen berufen; weshalb der Staat als Selbstzweck von seinen Bürgern vollständige Hingabe, wenn nöthig auch Selbstaufopferung fordern kann; seine entsprechendste Organisation aber besitzt er in der freien verfassungsmäßigen erblichen Monarchie, als in welcher die formale Einheit der Entschließung zum eigentlichsten Ausdruck gelangt, und der Staat sich seinem Wesen entsprechend als Persönlichkeit manifestieren kann.

Die Staaten und Völker werden im Laufe der Zeiten in den großen Strom der Weltgeschichte hineingerissen; und der Kampf, Sieg oder Sturz der einzelnen Staaten oder Völker, und der Uebergang des Weltgeistes von einem Volk auf das andere: bildet den Inhalt der Weltgeschichte, in deren Wogenschwankungen bald das eine, bald das andere als Vermittler der Verwirklichung des absoluten Geistes figuriert. Die Weltgeschichte selbst aber offenbart sich als ein großer logischer Process, welcher die ununterbrochene Selbstverwirklichung des absoluten (odes Welt-) Geistes in der

Zeit, den Gang seines zum Bewusstsein seiner selbst und zu seiner Vollkommenheit Gelangens, hinsichtlich der Menschheit insbesondere den ethischen Verlauf des Fortschritts im Bewusstsein der Freiheit und den Triumph der sittlichen Weltordnung über das Materielle bildet.

Die dritte und letzte Stufe des Geistes ist der absolute Geist, sich verwirklichend in der Kunst, Religion und Philosophie, indem die Kunst den Ausdruck, beziehungsweise die Vollständigkeit des Schönen, die Religion den Ausdruck, beziehungsweise die Vollständigkeit des Verhältnisses des Menschen zu Gott, die Philosophie aber den Ausdruck, beziehungsweise die Vollständigkeit des Wahren und der Erkenntnis bildet; derart, dass, wie in der Poesie der Uebergang von den Künsten zur Religion, so zwischen den Religionen (deren jede die Einheit des Göttlichen und Menschlichen sucht und in ihrem Inhalte die innere Erhebung des Geistes zum Absoluten ist) die christliche Religion diejenige ist, in welcher sich die positive Einigung Gottes und der Welt offenbart, und zugleich derselbe geistige Inhalt enthalten ist, wie in der speculativen Philosophie, welch letztere, die Formen der religiösen Phantasie abwerfend, zur absoluten Philosophie des sich selbst, als jede Wahrheit wissenden und aus sich selbst reproduzierenden Gedankens wird.

Im Zusammenhange mit dem Vorangeschickten behandelt Kerkapoly mehrere Zweige des Systems der philosophischen Wissenschaften, namentlich in seinem 1863 veröffentlichten zweibändigen Werke: «Reine Logik» (Erkenntnislehre und Denklehre), dann in den für seine Hörer ausgearbeiteten Lehrbüchern und Leitfäden: «Psychologie», «Aesthetik», «Religions-Philosophie», «Kirchenverfassung», «Ethik» und «Vernunftrecht», vornehmlich auf seinen Lieblingsfachmann, den hervorragenden Logiker und Aesthetiker Carl Rosenkranz gestützt, doch mit gleichzeitiger Berücksichtigung des ebenfalls berühmten Hegelianers Erdmann, dann Zeller's, ja selbst des der Hegel'schen Theorie auch entgegentretenden Berliner Professors Trendelenburg, Verfassers der classischen «Logischen Untersuchungen.»

Es ist nöthig, einige eigenthümlichere Gedanken oder Sätze aus Kerkapoly's ideenreichen Erörterungen (auch gewissermaßen zur Ergänzung der vorhin angeführten hegelianischen Sätze) an dieser Stelle hervorzuheben.

Nach seiner Ansicht ist nämlich die Philosophie, beziehungsweise die Vernunftlehre jener Zweig des Systems der Wissenschaften, durch welchen wir zur Erkenntnis des Alls (der geistigen oder natürlichen Welt) gelangen, welcher den Menschen zum Begreifen der Vernünftigkeit des Universums führt, und dasselbe als Manifestation der unendlichen Vernünftigkeit erscheinen lässt. — Den Gegenstand der Metaphysik und der Logik bilden der Gedanke und der Begriff; der Gedanke als seiend und wirkend, der

Begriff indessen nicht als gedachte Einheit der wesentlichen Merkmale des Gegenstandes, sondern als dessen Wesen und innere Natur. — Der Kern des Seins ist der Gedanke; daher bildet der Idealismus die Seele jedes Realismus. Die Idee ist das wahre Sein, und in ihr, in der Idee (beziehungsweise in ihrem Begriff) sind das Sein des Gedankens und der werdende Gedanke gleicherweise enthalten, als Prinzip, als Einheit des Begriffs und seiner Wirklichkeit.

Die Philosophie beginnt damit: «Denke!», aber denken kann man nicht ohne Gegenstand, und der erste Ausgangspunkt alles Nachdenkens ist der Gedanke des Seins.

Die Welt der Natur und des Geistes zeigt in jeder Hinsicht große Unterschiede; jene ist die Erscheinungsgesammtheit der Aeußerlichkeit, diese bringt ihrem Begriffe gemäß nur sich selbst hervor. — Das System der reinen Vernunft ist unmöglich ohne die Natur, in welcher sie zu äußerlicher Wirklichkeit gelangt und der Gedanke sich verkörpert; sowie die Natur ohne jene Idee, welche sie verkörpert, wie ohne jenen schaffenden Geist, von dem sie ihr Dasein empfängt. — Zwischen dem endlichen und unendlichen Geist, dem Geist und der wirklichen Welt (und Natur) besteht ein großer ununterbrochener Vermittlungsprocess, und zwar mit der Veredlung beider, insofern der endliche Geist (in seinem Entwicklungsprocess) dem unendlichen immer näher kommt und damit auch die Natur menschlicher macht. Bei näherer Betrachtung der Menschennatur kann man sagen, dass der Mensch, der seinem Wesen nach Geist ist, als Produkt der Geisteswelt betrachtet werden muss, weshalb er auch unter allen Menschenracen ein und derselbe ist, und als Individium betrachtet, der Mensch nie ein Exemplar (wie irgend ein Thier oder irgend eine Pflanze), nicht ein zur höchsten Ordnung der Thiere gehörendes Wesen, sondern eine vollkommen selbständige und auch als Selbstwert besitzend zu würdigende Individualität ist. Das Individuelle, in welchem das Allgemeine und das Partielle allein zu wirklichem Sein gelangen kann, kann in diesem Allgemeinen nicht untergehen, sondern nimmt dasselbe vielmehr in sich auf und verwirklicht es, so dass in diesem großen Processe (und damit zusammenhängend in der Weltordnung) immer zwei Faktoren wirken: der Geist in seiner Individualität und der Geist in seiner Universalität.

In seinen die Aesthetik und die Ethik betreffenden Erörterungen weist Kerkapoly unter Anderem darauf hin, dass in der schönen Kunst die Unendlichkeit des Geistes entwickelt zu Tage tritt und seine Existenzweise innerhalb der Sphären der betreffenden einzelnen Künste eine sinnliche ist. Ferner, dass das Schöne als solches: Idee und Eins mit der Wahrheit; die Schönheit der sinnliche Schein der Idee ist; während er in strenger sittenlehrlicher Richtung sagt: den Begriff der Sittlichkeit gibt das Verhältnis des individuellen Willens zu dem durch ihn zu verwirklichenden

allgemeinen Willen. Dies ist der allgemeine Wille: das an sich Gute, welches verwirklicht werden soll, was im Willen und durch den Willen der Einzelnen geschehen kann, und deshalb ist diese Verwirklichung für dieselben Pflicht. — Das Wahre, das Gute und das Schöne stehen in engem Verhältnis mit einander; und wie das Unwahre nicht gut sein kann, so muss das Mittel mit dem durch dasselbe zu verwirklichenden Zweck immer desselben Wesens sein, woraus sich als logische Folge die Unrichtigkeit jener Lehre ergibt: dass der Zweck das Mittel heiligt.

In geschichtsphilosophischer Hinsicht ist Kerkapoly zwar von Hegel's Geiste beseelt, folgt jedoch nicht seinen, die Geschichte mit gekünstelter Periodisierung auf ein wahres Prokrustesbett spannenden, wie auch in Vielem pantheistischer Weltanschauung huldigenden Lehren, wohl aber schließt er sich jener Auffassung Hegel's an, welche (wie einer unserer einheimischen Philosophen bemerkt:) «auf die Idee der auf das in der Form des Gedankens aufgefasste Universum angewandten organischen Einheit und organischen Entwicklung gegründet ist, und in welcher Theorie alle Erscheinungen der Erscheinungswelt und alle Gestaltungen des geistigen, socialen und politischen Lebens als organische und nothwendige Momente eines großen Entwicklungsprocesses nachgewiesen sind». Auf Grund dieses Princips der Entwicklungslehre (welches in seiner ganzen Bedeutsamkeit in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Naturwissenschaften von Darwin, auf dem Gebiete des Socialen aber von Bagehot, Letournier, Fouillet, und besonders von Herbert Spencer, erkannt und zur Geltung gebracht worden ist): weist Kerkapoly in seinem (leider nicht über den ersten Band hinausgelangten) Werke «Weltgeschichte in logischer Darstellung» und in seinem «Racenverschiedenheiten» betitelten akademischen Antrittsvortrage (welche zwei Arbeiten den vom weltberühmten Geographen Ritter, Verfasser der «Erdkunde im Verhältnisse zur Natur und Geschichte», auf Kerkapoly geübten Einfluss verrathen), ja auch in seinen Artikeln über «Nationalität» darauf hin, dass die Weltgeschichte der Process der Entwicklung der Menschheit in der Zeit, die Wissenschaft der Weltgeschichte nicht bloß zur Beleuchtung und Würdigung der Staatenwelt und der historischen Wechselfälle der zu politischen Ganzen gestalteten Culturvölker, sondern des Entwicklungsganges und Vollkommenwerdens der ganzen Menschenwelt berufen sei; andererseits ist er in der Analyse der Begebenheiten bestrebt, ebenso deren Nothwendigkeit, wie deren Vernünftigkeit zu erweisen.

Nicht ohne Interesse ist Kerkapoly's religionsphilosophische Auffassung; doch weise ich hier bloß darauf hin, dass nach Kerkapoly die Metaphysik und Logik Gott so auffasst, wie er, nach seinem ewigen und unendlichen Wesen, vor der Schöpfung der Welt und des endlichen Geistes ist als Universalität des reinen Logos und des reinen Gedankens; die Religion

stellt das Absolute als allgemeine absolute Vorstellung hin; jede Religion ist das Denken des Absoluten, aber in der Form der Empfindung, der Anschauung und der Vorstellung, und eigentlich das Wissen des Gott-Geistes von sich selbst durch Vermittlung des endlichen menschlichen Geistes; das Christenthum ist dass vollkommenste Religionssystem, weil es Gott in seiner Selbstübertragung in das Endliche betrachtet. — Die Existenz, die Nothwendigkeit und Verehrung Gottes manifestiert sich auf dieser Basis in der vereinten Wirksamkeit der Gedanken- und Gefühlswelt und als Erscheinung derselben u. s. w. — Während er in praktischer Richtung (und auch mit Rücksicht auf seine eigenen konfessionellen Verhältnisse) sagt: «die Gemeinschaft der demselben Glauben Angehörigen bildende Kirche strebt nach der Verwirklichung des Ethos; ihre Lehren müssen in sich selbst wahr sein, und ihr Leben und Bestand hängt weder von dem geistlichen Stande, noch von den sie bildenden Mitgliedern, sondern von der über die Kirche allein herrschenden Macht, vom Gründer des Christhenthums, von Christus, ab»; wozu ich noch jene, seine Glaubensauffassung und -Gesinnung charakterisierende (von ihm in seinem akademischen Antrittsvortrage gethane) Aeußerung hinzufügen will: «die religiöseren und darum tieferen Geister haben herausgefühlt, dass in der Hervorbringung jener Thatsachen (d. i. in der Gliederung der Menschheit in Racen) nicht menschliche Willkür, oder das Ungefähr der Natur, sondern die Macht Gottes wirksam ist.»

Aus welchem Gesichtspunkte auch das Gedankensystem der Hegel'schen Philosophie (und somit auch unseres in ihr wurzelnden Genossen) betrachtet werden mag, wenn wir auch jenen gegen dasselbe erhobenen Einwand theilen, dass es als Ideeninbegriff des transzendentalen Idealismus und des reinen Gedanken-Monismus, an einer gewissen Einseitigkeit, theilweise an Widersprüchen leidet: sein die ganze Geisteswelt umfassender Charakter, seine starke dialektische Konstruktion und Originalität und in Verbindung damit seine sowohl hinsichtlich der Wissenschaft, als auch hinsichtlich des praktischen Lebens befruchtende Wirkung und große Bedeutsamkeit kann nicht in Zweifel gezogen werden.

Und dies macht es erklärlich, warum Kerkapoly sich diesem System angeschlossen, warum er (wenn auch seine Selbstständigkeit bewahrender) Anhänger desselben geworden ist. Denn Kerkapoly ist in der That Hegelianer seiner ganzen sittlichen Individualität, seinem ganzen Gedankengange und seiner ganzen Lebensauffassung nach; Hegelianer in seiner eigenthümlichen, oft überaus schwerfälligen Formulation und Diktion; Hegelianer durch seine beispiellos scharfe Dialektik, welche ihn als einen Debatter ersten Ranges erscheinen lässt und ihn auf dem politischen Kampfplan zu einen so gefürchteten Redner machte, ja schon zur Zeit seines Universitätsstudiums in Deutschland seine Professoren und Mitschüler zum Staunen

brachte; Hegelianer, der aber, nicht in die Uebertreibungen eines Theiles der Schule verfallend, jener Schattierung derselben zuzuzählen ist, welcher die Professoren der Philosophie Rosenkranz, Gabler, Erdmann, Zeller und Kuno Fischer, die berühmten Theologen Marheineke, Göschel, Vatke und Daub, der Geschichtschreiber Schwegler, die Aesthetiker Vischer und Schnaase und die Staatsphilosophen Gans, Mohl, Gneist und Stein angehören; so, dass er gleicherweise fern bleibt von den Wortführern des philosophischen, religiösen und politischen Radikalismus, den Ruge und Echtermeyer, den Strauß und Feuerbach, den Bruno Bauer und Büchner, den Proudhon und Marx, den Engels und Lassalle, — wie von den Vertretern der geistigen und politischen Reaction, den Görres und Leo, den Stahl und Brandis, den Pietisten und preußischen Junkern, und dass er seine philosophischen, volkswirtschaftlichen und staatslehrlichen Theorien frei von jenen Extremen konstruiert.

Uebrigens wird diese Hinneigung Kerkapoly's zum Hegelismus noch verständlicher für Diejenigen sein, welche den auch praktisch verwertbaren Kern dieses Systems, und so dessen Zusammentreffen mit der durch die Vereinigung praktischer Nüchternheit und geistigen Schwunges charakterisierten ungarischen Denkweise und andererseits Kerkapoly's Charakter, und insbesondere sein eifriges Festhalten an seinem Glauben in Betracht ziehen, in welchen Momenten jener psychologische Kausalnexus erkennbar ist, welcher diesen hervorragenden Denker ebenso, wie viele andere, derselben Kirche angehörige hervorragende vaterländische Gelehrte, zu diesem System hinzog und hinzieht, welches vermöge seiner Berührungspunkte mit dem Stoizismus, seiner unverkennbaren deterministischen Richtung und seines kühleren Charakters eine gewisse Kongenialität und Ideengemeinschaft mit der calvinistischen Doctrin und insbesondere deren prädestinationellem Element zeigt.

Ich muss indessen entschieden auch das hervorheben, dass Kerkapoly seine wissenschaftliche Selbstständigkeit in mehreren Richtungen, namentlich aber in mehreren auf die Lehre vom Grund, Zweck und Urtheil bezüglichen Sätzen seiner «logischen» Theorie, ferner in seinen ästhetischen, religionsethischen und politischen Erörterungen zur Genüge dokumentiert; und dass er sehr wohl eingesehen hat, dass die Hegel'sche Philosophie nicht das letzte Wort, nicht (wie es einige ihrer Anhänger von ihr zu sagen lieben) die Vollkommenheitsstufe der Philosophie, sondern bloß eine Entwicklungsphase derselben sei, welche nach sehr vielen Richtungen der Rektifikation und Korrektur bedarf; ja, was mehr, dass Kerkapoly im letzten Abschnitte seiner wissenschaftlichen Laufbahn sich mit Aufmerksamkeit den Theorien des Comte'schen Positivismus und der soziologischen Philosophie zugewandt hat (hinsichtlich jener in Ideenverwandtschaft mit dem großen englischen Philosophen Stuart Mill); und dass er diesen Theorien

(ob mit Recht oder Unrecht, habe ich hier nicht zu untersuchen) eine bedeutende Einwirkung auf den weitern Gang der Entwicklung der Philosophie und des wissenschaftlichen Geistes prognostizieren zu dürfen geglaubt hat.

## III.

In folgerichtigem Zusammenhange mit diesem seinem philosophischen Gedankensystem stehen jene Auffassung und jene Ansichten Kerkapoly's, welchen er — als in den Kreis seiner rechts- und staatsphilosophischen, sowie seiner eigentlichen politischen Theorie gehörigen — in seinen literarischen Werken und Universitätsvorträgen Ausdruck gegeben hat.

Mit eingehender Berücksichtigung insbesondere der Lehren der beiden großen Staatsphilosophen des Alterthums, Plato's und Aristoteles', und also die Auffassung der antiken Welt mit Hegel's staatsphilosophischem Ideensystem in Verbindung bringend, aber auch Toqueville und Stein unter den Neueren würdigend, stellt er folgende Sätze auf:

Der Staat ist eine große Menschen-Individualität oder Gesammtperson, welche einen politischen Körper angethan hat, die persönliche Gemeinschaft der ihn bildenden Bürger, beziehungsweise ein zu persönlichem Leben (d. i. zu Selbstbewusstsein, Wollen und Handlungsfähigkeit) emporgestiegenes und organisiertes Volk; und als solches die höchste Schöpfung und Macht der Geisteswelt, der Zustand der wahren Verwirklichung der Freiheit, die Bedingung der Verwirklichungs-Möglichkeit alles menschlich Großen und Erhabenen! Darum kann und darf man den Staat nicht als Mittel betrachten, sondern als selbstzweckliche Wirklichkeit, als selbstständige absolute Daseinsform, welche die Bestimmung hat, das Reich der Freiheit und Gerechtigkeit zu bilden, und zugleich die Vorbedingungen der menschlichen und socialen Entwicklung und des menschlichen und socialen Fortschrittes zu schaffen. Welche Auffassung, während sie in der einen Richtung, namentlich verfassungs-philosophisch, der monarchischen Staatsform eine absolute, beinahe jede andere Staatsform ausschließende Bedeutung zuerkennen muss, aber ihr auch thatsächlich zuerkennt; in anderer Richtung, namentlich in regierungs-philosophischer Hinsicht, zur Theorie der sogenannten starken Staatsgewalt führt, ihr Ideal in eine sich auf Alles erstreckende und ihren Einfluss in jeder Richtung geltend machen wollende Regierungsorganisation setzt; mit einem Worte, als Ausfluss einer mit den im Platonismus, Spinozismus und Hegelismus steckenden pantheistischen und staatsallmachtlichen Tendenzen einigermaßen verwandten Staatsanschauung betrachtet werden kann; während in der praktischen Richtung bei Kerkapoly die konservativ-demokratischen Prinzipien zum Ausdruck gelangen. — Nach Kerkapoly ist unter dem zum «Staat» erhöhten «Volk» nicht irgend eine rohe Menschenmasse, sondern ein Inbegriff nach tausend

und abertausend Interessengegensätzen und Interessenharmonien, nach verschiedenen wirtschaftlichen und kulturellen Bestrebungen, Besitz- und Einkommens-Verhältnissen gegliederter, aber immer durch einander bedingter, und deshalb das Gefühl und Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit habender Staatsbürger zu verstehen, welcher indessen, als bloß etwas Derartiges, noch des einheitlichen Bewusstseins, Wollens und Handelns unfähig ist, und zu einem Staate, beziehungsweise zu einer einen Staat bildenden Nation erst dann und insoweit wird, wenn er sich einen dieser Einheitlichkeit entsprechenden Staatsgewalt-Organismus schafft. Ferner «ist «die bürgerliche Gesellschaft» nicht mit dem, einen Organismus viel höherer Ordnung bildenden Staat zu identifizieren, ja von dem letzteren scharf zu unterscheiden.» Bei der näheren Bestimmung des Staatszweckes weist er eingehender darauf hin, «dass der Staat (dessen Sein nicht unmittelbar ist und der daher seine Einheit nur durch seine Glieder und sein Haupt zu verwirklichen vermag) eine zweifache Natur habe, d. h. dass er einerseits in seinen Bürgern, durch deren Thätigkeit und für deren Wohl lebe; während er andererseits, da das Wohl und die Wohlfahrt derselben Bürger auch sein Wohl und seine Wohlfahrt, die Kraft seine Glieder auch seine Kraft ist, indem er dafür arbeitet und die Bedingungen der Gemeinentwicklung schafft, im Dienste von keinerlei fremdem Zwecke steht, also ein Wesen ist, welches die Verwirklichung seiner eigenen Idee, und damit seine eigene Existenz und Wohlfahrt über alles Andere setzt und setzen kann; so dass er nöthigenfalls sogar die Selbstaufopferung seiner Bürger fordern kann, welcher Forderung Genüge zu leisten diese sich auch gar nicht weigern, indem sie die Bereitwilligkeit dazu als patriotische Pflicht betrachten!» Interessant ist ferner Kerkapoly's Theorie betreffend die Gliederung und die Wirksamkeitsformen der Staatsgewalt, die Stellung und den Beruf des Staatsoberhauptes, die Gesetzgebung, die Regierung, das Wahlsystem und das Gerichtswesen, wo er unter Anderem auch auf die Frage antwortet: warum selbst in allerdemokratischesten Verfassungen das Staatsoberhaupt, der gesetzgebende Körper und der Richterstand nicht verantwortlich sind (und auch nicht verantwortlich sein können); wo er ferner (auf Stein gestützt, aber auch hier, wie an vielen anderen Stellen die Lehren dieses berühmten Staatsphilosophen schärfer formulierend) darauf hinweist, dass während in der gesetzgebenden Funktion der Staatsgewalt der Staatswille herausgearbeitet und zu politischer bewusster Existenz und in solche Form gebracht wird, andererseits in der Regierung die Staatsthätigkeit sich verwirklicht, deren Beruf die Leitung des Ganzen, die Erkenntnis der Staatsaufgaben und die Bestimmung der zur Lösung derselben geeigneten Mittel, die Geltendmachung des legislativ herausgearbeiteten Staatswillens nach außen, beziehungsweise die Vollziehung der Gesetze, die fortwährend rege Thätigkeit, Aufmerksamkeit ist. Im gutorganisierten Staate sind die politi-

schen Freiheitsrechte zugleich als politische Pflichten zu betrachten; der Gemeinwille kommt unter der Mitwirkung der Nation zu Stande und die Freiheit wird dadurch verwirklicht, dass die Bürger, als Glieder des Staates, zu Vermittlern des Lebens des letzteren und damit zu wahren Antheilhabern an demselben werden. Das Repräsentativ-System ist ein Ausfluss und Merkmal des differenzierten Staatslebens und jene politische Gestaltung, welche der Staat als Organ seines eigenen Lebensprozesses aus seinen Gliedern separat herstellt und in welcher die Gesetzgebung zwischen Staatsoberhaupt und Volk getheilt, aber zugleich auch vereinigt, am richtigsten stattfindet, ebenso wie auch die Regierung dann die entsprechendste ist, wenn Staatsorgane und Selbstverwaltungskreise sich zu diesem Zweck in harmonischer Thätigkeit vereinigen. Die jeweiligen Handhaber der Staatsgewalt sind nicht die Quellen der von ihnen geübten Gewalt (die Quelle derselben ist der Monarch), sondern nur die zeitweiligen Depositäre derselben. Die Regierungs-Centralisation muss mit der administrativen Dezentralisation Hand in Hand gehen, auf welchen Grundlagen alsdann das sogenannte parlamentarische Regierungs-System möglich wird, welches nicht eine Parteiregierung bedeutet und bedeuten kann, welche eventuell zu einer Regierung des Parteiinteresses entartet, sondern einen solchen Organismus bedeutet, in welchem die in der Mehrheit der Vertretung der Nation wurzelnde Gesetzgebung und Regierung in Einklang und einträchtigem Zusammenwirken ist, und das Staatsoberhaupt stets mit den hervorragendsten Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers, die das Vertrauen und die Unterstützung des letzteren am meisten besitzen und die ganze Last der Verantwortlichkeit so nach oben, wie nach unten auf sich nehmen, die Staatsgeschäfte leitet.

Hinsichtlich des Systems des Selfgovernements hebt Kerkapoly treffend hervor, dass das Volk das staatliche Leben dann wirklich lebt, wenn es nicht nur (auf Grund der Abgeordnetenwahlen) an der Gesetzgebung, sondern auch an der zur Erledigung der allgemeinen Angelegenheiten organisierten Staatsverwaltung theilnimmt, was Kerkapoly (wieder mit Stein übereinstimmend) «freie Verwaltung» nennt; und mehr ins Einzelne gehend, weist er nach, dass die autonomen Körperschaften und Organe als rechtliche Persönlichkeiten und als Zweckgemeinschaften, beziehungsweise Ortsbehörden zu betrachten sind, und dass ein Hauptmerkmal derselben das ist, dass ihre Organe nicht im hierarchischen und disziplinaren Verbande der Regierungen stehen, und dass mit dem Rechte der Theilnahme an der Administration naturgemäß auch die Pflicht der entsprechenden Lastentragung verbunden ist, ohne welche die Selbstregierung kaum erfolgreich und gehörig begründet sein kann. Dazu kann ich noch hinzufügen, dass Kerkapoly auch ein warmer Freund unseres vaterländischen Komitatssystems gewesen, und zwar eine den Zwecken des modernen Staates ent-

sprechende Umgestaltung desselben für nöthig hielt, aber die Einschmelzung desselben in einen zentralisierten Verwaltungs-Organismus missbilligte. — Damit zusammenhängend, gibt er dann eine eingehendere Analyse des verwickelten Problems der administrativen Rechtspflege: er setzt es in Zusammenhang mit der nothwendigen Trennung der gouvernementalen und richterlichen Machtfunktionen, und stellt auch diese Institutionen als ein berechtigtes und nothwendiges Postulat des modernen Staates dar.

In der Theorie der so hochwichtigen Nationalitätenfrage bekennt sich Kerkapoly zu Ansichten, welche von manchen Kardinalsätzen der auf diese Frage bezüglichen ideenreichen Werke unseres anderen großen nationalen Staatsphilosophen, des Barons Josef Eötvös, abweichen. Indem er nämlich auf die Nothwendigkeit der Unterscheidung des Wortes und Begriffes «Nationalität» in ethnologischer und staatsbürgerlicher Bedeutung hinweist, findet er die Eötvös'sche Definition, nach welcher die Nationalität «das Bewusstsein jener Zusammengehörigkeit ist, welches unter einer gewissen größeren Menschenanzahl durch die Gemeinsamkeit der Erinnerungen ihrer Vergangenheit, ihrer gegenwärtigen Lage, Interessen und Gefühle entsteht», derart zu berichtigen, beziehungsweise zu ergänzen, dass wir in der Nationalität die Einigkeit und Gleichheit einer gewissen Menschenmenge in Hinsicht auf Blut und Ursprung sehen, eine Einigkeit, welche, so lange sie nicht durch gemeinsames Staatsleben entwickelt ist, bloß ein Volksthum bildet; dagegen, wenn sie als ein zu gemeinsamem Handeln fähiges, zu einem staatlichen Organismus gewordenes und zu einer besonderen politischen Individualität entwickeltes Ganzes erscheint: sich zur Nation erhöht und Nation zu nennen ist. Die Nationalität ist übrigens nicht eine vom menschlichen Geist und Willen unabhängige, bloß natürliche Erscheinung (wie viele Staatsphilosophen sagen); sondern auch ein Produkt mit gleicher Energie wirkender sittlicher Kräfte und Faktoren, so dass (seiner Ansicht nach) auch jene geschichtsphilosophische Auffassung verkehrt ist, als ob die Menschheit und die Menschenracen mit einer gewissen physikalischen Nothwendigkeit ver- und getheilt seien und der Entwicklungsgang von Völkern und Staaten in dieser Hinsicht nicht ein höherer ethischer, sondern ein geistloser mechanischer Naturprozess wäre!

Es ist nicht überflüssig Kerkapoly's kirchenpolitische Auffassung kurz zu beleuchten. Nach seiner Ansicht sind nämlich Staat und Kirche zwei von einander verschiedene und selbstständige Mächte, welche Verschiedenheit und beiderseitige Unabhängigkeit auch in der Staatsverfassung anzuerkennen ist. Unter den Kirchenverfassungs-Systemen ist, von dem Gesichtspunkte des Protestantismus, das Presbyterialsystem das richtigste, insofern dasselbe der Natur und dem Wesen der protestantischen Kirche am meisten entspricht, insofern darin die Macht in den Händen der die Kirche bildenden Mitglieder ist; indem die Gesammtheit der Mitglieder die kirchliche

Gewalt vollständig besitzt, ihre Organe an ihre eigene Existenz knüpft, in Abhängigkeit hält u. s. w., die Staatsgewalt aber jedem direkten Einfluss fernbleibt.

Weniger Originalität und dialektischen Scharfsinn — wiewohl auch hier den gebildeten Fachmann verrathende Ideen — finden wir in Kerkapoly's volkswirtschaftlicher und finanzwissenschaftlicher Theorie.

Da ihm in dieser Hinsicht keine eigentliche Theorie des großen Meisters Hegel zur Verfügung stand, schloss er sich dem ihm an Alter gleichen, kongenialen (auch in unserem Vaterlande auf viele unserer Vortrefflichsten von großem Einfluss gewesenen) Hegelianer Lorenz Stein, Universitäts-Professor in Wien, enger an und nahm dessen Fachwerke als Grundlage; aber so, dass er die in denselben enthaltenen Erörterungen in einigen Richtungen berichtigte, ja vervollkommnete. Es versteht sich von selbst, dass die beiden größten Meister der Wissenschaft, Adam Smith und Ricardo, in seinen meisten Argumentationen die Grundlage bilden, und dass dem kühlen Logiker diese beiden, wesentlich deduktiven Wirtschaftsphilosophen am sympathischesten waren, während er sich vom Begründer der historischen Schule, Roscher, viel entfernter hielt.

Interessantere Momente aus dem Kreise der volkswirtschaftlichen Ansichten Kerkapoly's sind die folgenden:

Unter «Wirtschaft» versteht er die auf die Herstellung, Herbeischaffung und Konsumtion der zur Deckung der Lebensbedürfnisse erforderlichen und uns nur in beschränkter Menge zur Verfügung stehenden Güter gerichtete selbstbewusste Thätigkeit, während er im Begriffe der zweiten Fundamentalkategorie der Wissenschaft, des Wertes, von dem Momente des Bedarfes und des Besitzes ausgeht und auf dieser Grundlage die Erscheinungen derselben analysiert. In der Theorie der Produktion, hauptsächlich was die Produktionskosten und die damit zusammenhängende Preisgestaltung betrifft, neigt er der Auffassung des Amerikaners Carey zu, wie überhaupt das in den sechziger Jahren erschienene und auch in unserer Sprache herausgegebene, «Social Science» betitelte Werk dieses Fachmannes auf Kerkapoly in mehreren Richtungen von großem Einfluss gewesen zu sein scheint; in welcher Hinsicht ich nur darauf hinweisen will, dass er konsequent und überall für die Unterstützung der nationalen Industrieproduktion durch starke Schutzzölle plaidiert, und, wie sein Wiener Hegelianischer College Stein, ein eifriger Anwalt der protektionistischen Zollpolitik ist. In der Geld- und Credittheorie neigt er sich zur Macleod'schen Auffassung, welche dem Credit und den Creditmitteln einen wirklichen Vermögenselements-Charakter zuschreibt; eine seiner beachtenswerteren Ideen, beziehungsweise Lehrsätze aber ist die, dass in den Darlehen- und Pfandgeschäfts-Operationen der Wert gleichsam vom Gute getrennt und verselbstständigt ist und dass die meisten in dieses Bereich gehörenden

wirtschaftlichen Erscheinungen nur auf dieser Grundlage betrachtet vollständiger verständlich werden. In der Lehre vom Einkommen und der Vermögensvertheilung spricht er mit richtiger Unterscheidung von Einnahme und Einkommen, Ausgabe und Kosten. In der Lehre von den einzelnen Einkommenszweigen aber erklärt er sich für Ricardo's Boden-Rente-Theorie, welche er als eine der wichtigsten Errungenschaften der Wissenschaften ansieht. Im Prinzipienkreise der praktischen Volkswirtschaft ist Kerkapoly ein eifriger Anhänger der heutzutage allzuweit gehenden Verstaatlichungstendenz, und somit auch ein Gegner der Concurrenzfreiheit, welche er sowohl in ihren Grundlagen, wie in ihren Folgen einer starken Kritik unterwirft. Eine folgerichtige Aeußerung dieser seiner Auffassung ist sein schärfer prononzierter Protektionismus in der Frage der Handelspolitik. Andererseits nimmt er in der die jetzt-zeitlichen Ideenbewegungen so sehr dominierenden Valuta-Frage (im Anschluss an Wolovsky, Cernuschi, Schäffle, Wagner und Arndt) mit ganzer Wärme für den Bimetallismus Partei und wiewohl er in seinen Argumentationen auch auf M. Chevalier und Hermann u. A. Rücksicht nimmt, meint er, dass in dem Doppelvaluta-System die entsprechendste Lösung des so hochbedeutsamen Problems liege. Großes Gewicht legt er außerdem auf die richtige Industrie-Entwicklung und Industrie-Organisation, auf die Landwirtschaft und im Bereiche derselben auf die eingehendere Berücksichtigung der Größen- und Commassationsverhältnisse des Grundbesitzes, sowie auch des Colonisationswesens, beziehungsweise auf die Nothwendigkeit der hiehergehörigen legislativen Regelung.

Auch in seiner finanzwissenschaftlichen Theorie stützt er sich an vielen Stellen auf die Lehren Stein's. Da er in der Feststellung der Idee der »Finanz« von der bereits oben erwähnten zweifachen Natur des Staats ausgeht, stellt er denselben als eine große Collektivperson hin, welche die wirtschaftlichen Bedingungen und Mittel ihres Bestandes und ihrer Entwicklungsmöglichkeit auf dem Wege der Finanz beschafft. Er unterscheidet hinsichtlich der Staatsausgaben richtig unmittelbare oder Regierungs-, und mittelbare oder culturelle (beziehungsweise die Förderung der Interessen seiner Burger bezweckende) Ausgaben. Er distinguiert treffend zwischen Gefällen, Regalien, Gebühren und Steuern und weist bei jeder dieser Staatseinkommens-Gattungen die staatswirtschaftliche Bestimmung und Berechtigung derselben nach. Ein Hauptsatz seiner Steuertheorie ist der: dass es die Aufgabe des das Ganze repräsentierenden Staates ist, dem Gemeinwohl zu dienen und die oft nachtheiligen Bestrebungen der Einzelnen im Zaume zu halten. Der Staat nimmt zu diesem Zwecke (nach bestimmten Modalitäten und Regeln) einen Theil der in dieser Hinsicht nöthigen Mittel aus seiner eigenen unmittelbaren Wirtschaft, den andern (und in modernen Staaten viel größeren) Theil aber aus der Wirtschaft seiner Bürger, also

mittelbar, und dieser Theil ist die Steuer, als eine solche bürgerliche Leistung, für welche die dieselbe Leistenden unmittelbar keine Gegenleistung erhalten. Andererseits muss die Staatsgewalt eben aus der letzteren Rücksicht sowohl in ihrem eigenen (dauerhaften und wohlverstandenen) Interesse, als in dem ihrer Unterthanen darauf sehen, dass diese Steuerfähigkeit und -Kraft nicht durch übermäßige Finanzforderungen gelähmt werde, beziehungsweise dass die Steuer stets in Proportion stehe zur Arbeitskraft der Bürger und zur Produktions-, d. i. Erwerbsfähigkeit ihres Vermögens; die Thätigkeit des Staates selbst aber eine solche, dass die Wirtschaft der steuerzahlenden Bürger je ergebnisreicher und produktiver werden könne.

Interessanter ist seine starke Argumentation gegen die Capitalszinsensteuer, bezüglich welcher er, wieder im Anschluss an Stein, die Ansicht vertritt, dass diese Steuergattung eigentlich eine zweitmalige Steuerbelastung einer bereits besteuert gewesenen Einkommensquelle ist; die geflissentlichere In-den-Vordergrund-Stellung der sogenannten Erwerbsteuer, auf welche er (nebenbei bemerkt) auch in seiner Ministerwirksamkeit großes Gewicht legte und in welcher Richtung heutzutage sowohl die französischen, als auch die deutschen und insbesondere die österreichischen Steuerreformpläne und bezüglichen Legislationsarbeiten sich bewegen.

Ferner war Kerkapoly unter unseren einheimischen Fachmännern der Erste, welcher die eventuelle große Wichtigkeit der Luxussteuer als Einnamsquelle betonte (und in der Zeit seiner Ministerschaft auch zu organisieren anfing), wiewohl er auch darauf hinwies, dass diese Steuergattung am zweckmäßigsten der finanziellen Sphäre der Gemeinden und autonomen Körperschaften überlassen werden könnte, sobald sich der Stand der Staatsfinanzen zum besseren wendet. In der Theorie des Staatscredits bekennt sich Kerkapoly zu den allgemein herrschenden Ansichten; er nennt die Zuflucht des Staates zu seinem eigenem Credit die natürliche und zweckmäßigste Quelle der Deckung der außerordentlichen Bedürfnisse; in der strittigen Frage des Haltens oder Nichthaltens eines Staatsschatzes aber äußert er sich, den praktischen Staatsmann und Geschichtskenner verrathend, bejahend.

In allen diesen seinen sowohl politischen, als auch wirtschaftsphilosophischen Theorien ist vielleicht nur das zu bemängeln, dass er den mit den großen Gährungsbewegungen unserer Zeit zusammenhängenden und die Critik der bestehenden Besitz-, Vermögensvertheilung und socialen Rechtsordnung bezweckenden Fragen wenig Aufmerksamkeit widmet; und sich hinsichtlich der auf die Um- und Neugestaltung der staatlichen, sozialen und wirtschaftlichen Interessen gerichteten Bestrebungen und Ideale in keine eindringendere und weiter vorausblickende Erörterung einlässt (was doch bei einem Staatsphilosophen von so umfassender und tiefer

Denkweise, wie Kerkapoly, doppeltes Interesse und Gewicht gehabt haben würde). Oder wollte er vielleicht auch in diesem Punkte streng seinem großen Lehrer und Meister Hegel folgen, indem er dessen harte Worte vor Augen hielt: »dass die immerfort zu verbessern und zu verändern Strebenden, die ihre Abstraktionen und Träumereien für etwas Reales halten, genug eitel sind, zu glauben, dass die Welt auf sie gewartet habe, um zu erfahren, wie sie sein sollte«.

## IV.

Dies war Kerkapoly als Philosoph, Staatsgelehrter und Schriftsteller, mit einem Worte als Mann der Theorie, der sich mit den höchsten Problemen der Menschheit und des Staatslebens beschäftigend, zu deren Lösung beizutragen bemüht war, und dasjenige, was er für richtig und wahr erkannt hat, mit starker Dialektik motiviert und verkündet hat.

Damit ist indessen der ethische Wert und das ethische Gewicht der Persönlichkeit Kerkapoly's keineswegs erschöpft.

Das Bild, welches hier von Kerkapoly zu geben meine Aufgabe ist, würde unvollständig und sehr mangelhaft sein, wenn ich nicht auch die zweite Hälfte seiner tiefeindringenden Lebensarbeit, die politische, würdigte, umso mehr, da ich nur so im Stande sein werde, den auf die Gestaltung der neueren öffentlichen Verhältnisse unseres Vaterlandes geübten Einfluss dieser außerordentlichen (und eigentlich aus dem Boden der wissenschaftlichen und Lehrberufslaufbahn herausgewachsenen) Individualität, also auch ihre Bedeutsamkeit, gebührendermaßen zur Anschauung zu bringen.

Die Periode, in welcher Kerkapoly seine öffentliche Laufbahn antrat, war ruhmvoll und hochstrebend, aber voll von Besorgnissen und Aufregungen, barg riesige Schwierigkeiten in ihrem Schoße und bot wenig Aussicht auf unmittelbare Erfolge. Den tausendfachen, sich laut äußernden Anforderungen der neuen Staatsorganisation und der seit Jahrzehnten nothgedrungenerweise unterbliebenen oder verabsäumten Reformen: stand ein an wissenschaftlichen Kraftquellen ziemlich schwacher Stand der Finanzen und des öffentlichen Credits, und eine gewisse Erstarrung der zur Wirksamkeit berufenen Faktoren gegenüber. Eine unendliche Reihe der verschiedensten, sowohl legislativen als gouvernementalen Aufgaben harrte dringend der Lösung: und unzählbar war die Menge der Schwierigkeiten, welchen ein ungarischer Staatsmann damals noch in seinen Conceptionen und deren Ausführung, so nach außen, wie nach innen, so nach oben, wie nach unten, in jeder Richtung auf Schritt und Tritt begegnete.

Und dennoch wurde, trotz all dieser Schwierigkeiten und Hindernisse, inmitten all dieser Kämpfe, wo für das Organisieren und Schaffen jeder fußbreit Boden schrittweise erobert werden musste, trotz all dieser Widerwärtigkeiten und Rückfälle: das große Werk der staatlichen Regeneration

in ein sicheres Bett geleitet, und die Fundamente einer besseren und schöneren Zukunft niedergelegt; Fundamente, auf welchen Ungarn, in der freien Geltendmachung seiner Kräfte durch keinerlei fremde Macht aufgehalten, ungehindert vorwärtsschreitet und emporsteigt.

Dies ist ein ewiges und unverwelkliches Verdienst, ein unbestrittener Ruhm der Staatsmänner jener Zeit; und an diesem Ruhm hat auch Kerkapoly einen großen Antheil, einen Antheil, welchen ihm weder die Gegenwart noch die Zukunft streitig machen wird.

Als ungarischer Publizist und Politiker war Kerkapoly ein entschiedener, wiewohl bedächtig abwägender, für die durch die Zeit geheiligten Institutionen und großen Traditionen seines Vaterlandes Pietät hegender Reformer; ein Reformer, welcher im Rahmen der repräsentativen monarchischen Staatsform die Befriedigung aller großen Ideen und aller legitimen Anforderungen der Zeit für möglich hielt, und die Geltendmachung des Prinzips der Verbesserung und Neuschaffung in allen Zweigen des Staatslebens, wenn auch nicht in stürmischer Weise und mit radikalen Mitteln, als nothwendig erkannte.

Jener Cardinalsatz unseres Staatsrechtes, dass die Einheit und Integrität des Territoriums der heiligen ungarischen Krone in jeder Richtung intakt dastehen müsse, bildet auch einen der Hauptartikel des politischen Credos Kerkapoly's; und in dieser Richtung entwickelte er auch, gleich im Beginn seiner Regierungsthätigkeit (in seiner Stellung als Staatssecretär) in Verein mit dem Grafen Andrássy jene erfolggekrönte Action, welche zur Heilung eines der ältesten und schwersten Gravamina des Landes oder der Reinkorporation, beziehungsweise Zivilisierung des Militärgrenzgebietes führte, und gelegentlich seiner Enthebung vom Staatssecretariate (anlässlich seiner Ernennung zum Finanzminister) auch in dem bezüglichen Handschreiben der Krone mit warmer Anerkennung hervorgehoben wurde.

Unser staatsrechtliches Verhältnis zu den übrigen unter der Herrschaft des Königs von Ungarn stehenden Ländern betreffend, betrachtete Kerkapoly die pragmatische Sanction (und unser dieselbe regelndes Gesetz von 1723) als eine der gemeinsamen rechtlichen Daseinsbedingungen der habsburgischen Monarchie; jenen Cardinalsatz derselben, dass Ungarn nicht anders als nach seinen eigenen Gesetzen und seinem eigenen Rechte regiert werden wird, erkannte er als Ausgangspunkt an; und auf diesen Grundlagen bekannte er sich zu jener leitenden Idee Franz Deák's und überhaupt des sogenannten 67-er Ausgleichs, dass im Interesse des festeren Bestandes und der Entwicklung Ungarns der Verband mit Oesterreich nicht allein ungefährlich, sondern nothwendig sei, und dass zwischen der Sicherung der Existenz und Machtstellung der Monarchie und den berechtigten Ansprüchen und Interessen Ungarns kein Gegensatz bestehe; während er in anderer Richtung und die Monarchie als ein Ganzes betrach-

tend die Ansicht theilte und ausdrückte, dass die dauernde Schaffung eines einheitlichen österreichischen Reiches auf diesem Territorium, darum, weil die Elemente und Vorbedingungen dazu fehlen, wie sie bis jetzt nicht gelungen ist, so auch weiterhin nicht gelingen werde; darum ist nicht die Einheit der Unterschiedlichkeit, sondern nur eine dergestaltige höhere Einheit erreichbar, welche die Unterschiede in Betracht zieht und aussöhnt, und damit stark und mächtig wird. In Folge dieser seiner Ueberzeugung und zugleich seines Festhaltens an dem großen Prinzip der Rechtskontinuität, schloss sich Kerkapoly während seiner ganzen politischen Laufbahn Franz Deák an, in dem er auch sonst in dieser Hinsicht seinen großen Meister und sein staatsmännisches Ideal verehrte. In dieser Ueberzeugung wurde er zu einem der entschiedensten Vertreter, hervorragendsten Interpreten und größten parlamentarischen Dialectiker des 1867-er Ausgleichs, welchen er als in mancher Richtung drückend und mit Opfern verbunden, aber doch als annehmbar, ja nothwendig erklärte.

Der Vollständigkeit wegen muss ich hinzufügen, dass er, die Armee betreffend, deren zweitheilige Organisation zwar nicht für unmöglich hielt, aber aus hochwichtigen politischen und Zweckmäßigkeits-Rücksichten missbilligte. Ferner, dass er das Zoll- und Handelsbündnis mit Oesterreich, sowie die dualistische Gestaltung des Geld- und Bankwesens nur mit der Interpretation und dem Vorbehalte acceptierte, dass die volkswirtschaftlichen Interessen Ungarns in diesem Verbande vollständig gewahrt werden; während er die Dogmatik unseres vaterländischen Staatsrechtes (neben Anderem) durch jenen zuerst von ihm genauer formulierten Satz erweiterte, dass «der König von Ungarn (als solcher) keine anderen Länder und Provinzen habe; dass Derjenige, der andere Länder und Provinzen hat, zwar dieselbe Person, aber ein anderer Herrscher sei, mit Einem Worte, dass in der Person unseres Herrschers zwei Herrscher, der König von Ungarn und der Kaiser von Oesterreich, vereinigt sind».

Seine aktive politische Laufbahn in Betracht gezogen, hat das Schicksal selten einen Staatsmann in schweren Zeiten, unter schwierigeren Umständen auf einen exponierteren Posten gestellt, als derjenige Kerkapoly's war, als dieser auf Vorschlag des ihn mit an Bewunderung grenzenden Vertrauen betrachtenden Grafen Andrássy zum ungarischen Finanzminister ernannt wurde! Aber auch wenige Staatsmänner haben ihre Stellung mit mehr Selbstverleugnung, mit vollständiger Unterdrückung ihrer individuellen Neigungen eingenommen, als er. Nicht als irgend ein ehrgeiziger Streber, der mit Ueberschätzung seiner Fähigkeiten sich zu einer großen und schweren Aufgabe herandrängt, gelangte Kerkapoly in den Besitz des unzweifelhaft Schwierigsten der Minister-Portefeuilles. Er wurde hingestellt mit dem Hinweise auf die Forderungen des zu jedem Opfer bereiten Patriotismus; und er beugte sich, wiewohl in verdüsterter

Stimmung, und die eventuelle Unzulänglichkeit, sowohl seiner eigenen Kräfte, als der Kräfte des Landes im Verhältnis zur Größe der zu lösenden Aufgaben, sich nicht verhehlend.

Ob und inwieweit Kerkapoly den an ihn geknüpften Erwartungen entsprochen hat, und ob jenes theilweise geringschätzende und ungünstige Urtheil, welches über seine Ministerthätigkeit sowohl zur Zeit seiner Ministerschaft, als auch nachher, von mehreren Seiten laut wurde und weit und breit Gläubige fand, motiviert und gerecht gewesen ist? — auf diese Frage wird erst eine spätere Zeit endgiltig antworten können. Ich indessen, der ich berufen bin, von unserem dahingeschiedenen Genossen ein möglichst treues, erschöpfendes und wahres Charakterbild zu liefern, habe die Pflicht, zur einstigen endgiltigen und (im Verhältnis zur zeitgenössischen) unparteischen und gerechteren Beurtheilung, nach meinem besten Wissen und Ueberzeugtsein, einige Beiträge zu bieten.

Und aus diesem Gesichtspunkte muss ich auf die bezeichnete Frage sofort einleitend antworten, dass der unparteiisch Urtheilende, Alles in Betracht ziehend, alle Umstände berücksichtigend und zwischen dem menschlich Möglichen und Unmöglichen gehörig unterscheidend, für und nicht gegen Kerkapoly entscheiden wird!

Wenn wir Kerkapoly's Ministerthätigkeit näher ins Auge fassen, war dieselbe allerdings weder in seinen Conceptionen, noch in der Ausführung seiner Ideen von Fehlern und Irrthümern frei. Indem er als Philosoph immer von philosophischen Principien ausgehen wollte, war sein Vorgehen bisweilen entweder in der Anwendung des Princips oder in der Beurtheilung der praktischen Verhältnisse nicht entsprechend. Ueberwiegend Theoretiker, besass er nicht die gehörige Orientiertheit in der Technik und den Feinheiten der Finanzoperationen; man muss anerkennen, dass jene seine so oft erwähnte letzte (153 Millionen betreffende und auch hypothekarischen Charakter habende) große Anlehensoperation, in welcher eine so außerordentlich drückende Verpflichtung übernommen wurde, allezeit ein äußerst unerquickliches Moment in der Geschichte unserer Finanzen bilden wird; man muss auch anerkennen, dass in der Beurtheilung der Kräfte und Verhältnisse auch er nicht immer jene Lebensweisheitsregel: «erst wägen, dann wagen» befolgt hat; und dass er nicht genug Energie besessen hat, das allgemeine stürmische Ausgaben-Fieber zu mäßigen; endlich, dass die finanzielle Lage bei seinem Scheiden vom Portefeuille wesentlich ungünstiger war, als damals, wo er es aus den Händen Lónyay's übernahm!

Und dennoch wird mein schon oben angedeutetes Urtheil über Kerkapoly nicht unrichtig befunden werden, wenn wir die Zeit, in welcher er zur Leitung der Finanzen des Landes berufen wurde, wenn wir die durch ihn initiierten Organisations-Operationen, wenn wir die unter ihm und

seiner Mitwirkung zu Stande gekommenen Schöpfungen und die unbezweifelbaren Ergebnisse der letzten Ausgänge näher in Betracht ziehen.

Man muss immer vor Augen halten, dass die wirtschaftliche Lage des Landes gerade unter Kerkapoly's Ministerschaft sich insofern faktisch verschlechterte, dass die (wenigstens theilweise) Liquidation der 1867 begonnenen Schöpfungen und Investitionen in diese Periode fällt; ferner dass man sich einer weitergehenden Erhöhung der Steuern in jener Zeit unter Anderem auch aus dem Grunde enthalten musste, damit im Volke nicht Abneigung oder gar Antipathie gegen die neuen öffentlichen Zustände und das neue staatsrechtliche System erweckt werde; dass auf den mit den sehr günstigen Ernte- und Geschäftsverkehr-Ergebnissen der Jahre 1867—1869 verbundenen großen wirtschaftlichen Aufschwung in den Jahren 1870—1874 (also eben in der Zeit der Ministerschaft Kerkapoly's) sehr drückende Ernte- und Geschäftsverhältnisse, ja selbst das Umschlagen des bisher activen Standes unseres internationalen Handels in einen passiven folgte — so dass wirklich schwere Zeiten über uns kamen; nicht zu erwähnen, dass auch ein großer Theil der auswärtigen Staaten (an welche man sich in Betreff des gesteigerten Creditbedarfes eventuell hätte wenden können) eben in diesen Jahren gleichfalls von wirtschaftlichen Krisen betroffen war.

Und dennoch kann man trotz alledem auf zahlreiche zweckbewusste und in ihren Wirkungen befruchtende Initiationen und Schöpfungen aus der Zeit der politischen Wirksamkeit Kerkapoly's hinweisen, welche entweder direkt von ihm ausgegangen oder durch ihn durchgeführt worden oder durch seine finanzielle Unterstützung ermöglicht worden sind. Man kann namentlich auf jene großen Organisations-Arbeiten hinweisen, an welchen er bei der Schöpfung unserer Honvéd-Armee und der Schaffung der Bedingungen ihrer Kampftüchtigkeit in maßgebender Weise mitwirkte; ferner darauf, dass er die Verbesserung der mangelhaften Verwaltung der Staatsgüter und die Steigerung ihrer geringen Ertragsfähigkeit erfolgreich begonnen hat; dass er die zweckmäßige Reform des Steuersystems, vornehmlich der unmittelbaren Steuern (und im Rahmen derselben der Grund- und Erwerbsteuer) initiiert hat; dass er die Erweiterung des Eisenbahnnetzes bewerkstelligt, und zugleich eine neue, die Mängel der Modalität der Zinsengarantie umgehende und auf die Einführung des Staatseisenbahnen-Systems gerichtete Organisation desselben vorbereitet und eine mit den volkswirtschaftlichen Interessen des Landes übereinstimmendere Organisation des Geld-, Banken- und Creditwesens geplant hat.

Insgesammt weithinwirkende und den Fortschritt des Landes in verschiedenen Richtungen fördernde positive Schöpfungen, welche auch an und für sich genügen, den Namen Kerkapoly in der Geschichte der ungarischen Cultur und des ungarischen Staats zu verewigen.

Dieses Urtheil über Kerkapoly's staatsmännisches Wirken vermag auch jenes vielbesprochene und vielbemängelte große sogenannte 153-Millionen-Staatsanlehen nicht zu alterieren oder modifizieren. Abgesehen nämlich von der damaligen (wie ich erwähnt habe) außerordentlich schwierigen wirtschaftlichen Lage, ist es allgemein bekannte Thatsache, dass die in Rede stehende Finanzoperation eben in dem Jahre zu Stande gekommen ist, welches sowohl auf den inländischen, als auch ausländischen Börsen-, Geld- und Creditmärkten und im internationalen Handel die kritischesten Complicationen mit sich brachte; dass in dasselbe Jahr (1873) die große Wiener Börsenkrise fällt; dass selbst in England der Zinsfluß, welcher in den früheren Jahren zwischen 3 und 4 Percent schwankte, im Jahre des 153-Millionen-Anlehens, in den Monaten Mai und Juni auf 6% und 7%, im October auf 7%, ja am 8. und 20. November auf 8%, am 7. November auf eine im Laufe dieses ganzes Jahrhunderts exzeptionelle Höhe, nämlich auf 9% gestiegen war; dass ferner im Laufe dieses Jahres auf der Wiener (daher der, unserem Geldmarkte am nächsten stehenden) Börse 20—30-percentige Reportsätze gezahlt wurden; dass die Finanzverwaltung auch in dem im Vergleich mit uns viel capitalreicheren und auf einer industriell viel höher entwickelten Stufe stehenden Oesterreich noch im Anfang der sechziger Jahre für ihre Anlehen effectiv 7percentige, also nicht viel geringere Zinsen als die ungarische, zu zahlen genöthigt war; dass mit Einem Worte die Lage für sämmtliche Finanzverwaltungen und somit selbstverständlich auch für die (kaum organisierte und mit tausend Schwierigkeiten, überdies mit dem Vertrauensmangel der Kapitalswelt kämpfende) ungarische so kritisch und drückend war, dass es wirklich unstatthaft sein würde, diese und einige andere Maßregeln der Finanzministerschaft Kerkapoly's einfach (alles dies nicht in Berücksichtigung ziehend) zu verurtheilen; denn alle diese Maßregeln müssen als zwangdictierte Mittel eines zur Aufrechthaltung des Ansehens unserer neuen Staatlichkeit und zur Wahrung der finanziellen Reputation der Nation um jeden Preis geführten großartigen, struggle of life-artigen Kampfes betrachtet werden! So dass es vielleicht erlaubt ist, die Frage aufzuwerfen: ob wohl unter den damaligen schwierigen Verhältnissen ein ungarischer Finanzminister überhaupt im Stande gewesen sein würde, ein so großes Anlehen unter anderen oder günstigeren Bedingungen zu bewerkstelligen?

Eines kann übrigens, Kerkapoly's Ministerschaft im Allgemeinen betrachtet, constatiert werden, und das ist dieses: dass, wenn es wahr ist, dass in der Politik nicht die Intention und die Thätigkeit (als solche), sondern der Erfolg das Entscheidende ist, zum Erfolg aber (wenigstens nach dem Ausspruche des römischen Staatsmannes Cicero: »vitam regit fortuna, non sapientia«) auch Glück mitwirken muss: wenn dieser Satz wahr ist, Kerkapoly nicht zu den Günstlingen des Geschickes gehört hat;

und es hat fast den Anschein, als ob das Geschick die Absicht gehabt hätte, sich selbst zu corrigieren, und, es für zu viel erachtend oder beneidend, dass es Kerkapoly mit so außerordentlichen Fähigkeiten ausgestattet hat, seine politische Individualität, durch die Vorenthaltung der Erfolge seiner praktischen Wirksamkeit zu verkleinern.

Und dieses, — sowie auch die Geringschätzung, mit welcher Viele, selbst unter seinen Parteigenossen, sich (wie es auch mit seinem ebenfalls vielfach ungerecht beurtheilten Vorgänger im Finanzministerium, Lónyay, geschehen ist) von ihm abwandten, — ferner, dass die ganze Last der Verantwortlichkeit auch für Situationen, welche er weder geschaffen hatte, noch zu verändern im Stande gewesen, auf ihn gewälzt wurde, — und Aeschylos' Vers im Agamemnon: «dass der Gefallene auch noch getreten wird» auch an ihm in Erfüllung ging; — dass das Schicksal es eben ihn (den großen Meister der Logik) so schwer empfinden ließ, dass die Logik der Thatsachen nicht minder streng und unerbittlich ist, als die Logik der Gedankenwelt; und dass er den durch den Zwang missgünstiger Verhältnisse bewirkten plötzlichen Abschluss seiner so glänzend begonnenen und groß angelegten politischen Rolle beinahe länger als zwei Jahrzehnte überleben musste: dies ist das Tragische der staatsmännischen Laufbahn Kerkapoly's!

Und dies hat Kerkapoly gefühlt und gewusst und hat diesem Bewusstsein auch Ausdruck gegeben in jenen, tiefe Ergriffenheit verrathenden und in der Geschichte des ungarischen Parlaments denkwürdigen Wor n, als er in seinen beiden, am Ende seiner Ministerschaft (am 25. und 26 November 1873) gehaltenen großen Reden, welche zugleich sein politisches Schwanenlied genannt werden können, das ganze Abgeordnetenhaus erschütternd, also sprach: «Ich habe es vorausgesagt, dass ich unter der ungeheuren Last zusammenbrechen werde, und ich bin zusammengebrochen; aber ich habe meine Pflicht erfüllt, so wie es Gott mir zu wissen gegeben hat; ich übernehme und trage bereitwillig den auf mich entfallenden Theil der Verantwortung; ich werde des Sanguinismus und Opportunismus geziehen, und doch bin ich dies in meinem ganzen Leben nie gewesen; ich habe in meinen Berechnungen nicht auf günstige, sondern nur auf mittelmäßige Jahre gerechnet, aber das Resultat ist, leider! auch unter diesen zurückgeblieben; — wenn ich aber zurückhaltender vorgegangen wäre, würde man mich des Pessimismus geziehen haben! — Alles dies ist nicht meine Schuld, sondern mein Verhängnis!» — Die unparteiische Nachwelt und der gerechte Biograph indessen wird sich nicht beruhigen bei dieser Confession des gefallenen Staatsmannes, in welcher der in der Hegel'schen Schule aufgewachsene ernste Denker von jener ethischen Höhe der schonungslosen Strenge, auf welcher er seine eigenen Fehler und Irrthümer beurtheilte, mit voller Berechtigung auf jene Wider-

wärtigkeiten hinweisen durfte, welche die Ungunst der nicht von ihm abhängig gewesenen Verhältnisse herbeigeführt hat; er wird sich bei dieser seiner Confession nicht beruhigen, sondern auch darauf hinweisen, dass Kerkapoly, (wohl bekannt mit dem auch schon in J. J. Rousseau's «Contrat social» enthaltenen Satz, dass «die weisen Staatsorganisatoren die neuen Institutionen erst schaffen, nachdem sie vorher die Lastentragfähigkeit der Nation gründlich geprüft haben») diejenigen, die zu großen Ausgaben hindrängten, mehrmahls und eindringlich zum Einhalten ermahnte, indem er sagte: «wir machen allzu rapid Ausgaben; was wir bis jetzt gethan haben, bewältigen wir noch, aber wir dürfen nicht weiter gehen, so viel war genug, jetzt ruhen wir aus!» — während er sich in einer anderen seiner «Reden» also aussprach: «das Land ist in eine schwierige Lage hineingerathen; zum Theil hat es sich selbst mit uns (der Regierung) hineingeführt»; — es wird berechtigt sein, die Frage aufzuwerfen: «ob wohl ein Anderer unter unseren Staatsmännern im Stande gewesen sein würde, die Fluth und Strömung aufzuhalten, welche sich in den fort und fort auftauchenden neuen Bedürfnissen, Anforderungen und der steten Bereitwilligkeit zum Ausgeben zeigte»; und es ist jedenfalls Pflicht, die am 25. November 1873 abgegebene Erklärung eines hervorragenden Staatsmannes (welcher überdies zu Kerkapoly's politischen Gegnern gehörte), des Barons Paul Sennyey, ins Gedächtnis zurückzurufen: «wir müssen uns Alle beschuldigen, der Fehler war in Allen»; ja, die Erklärung Franz Deák's selbst, welcher sagte: «wenn wir von neuem anfangen müssten oder könnten, würden wir wahrscheinlich ebenso vorgehen, wie wir vorgegangen sind».

Unter solchen Umständen wäre es eine große Ungerechtigkeit, gegen den ohnedies kaltsinnigen, morosen, ungemüthlichen Kerkapoly die Beschuldigung des Optimismus oder gar des Leichtsinnes zu erheben; — aber noch viel lauter und zwingender sprechen die Thatsachen: der alsbald eingetretene allgemeine Aufschwung des Landes; die Erstarkung auf den durch die zwei ersten Reichstage und die Finanzminister Lónyay und Kerkapoly niedergelegten Fundamente, welche es zum glänzenden Bestehen großer Prüfungen befähigte; die Thatsachen sprechen zum Beweise dessen, dass Kerkapoly in seiner am 14. December 1867 gehaltenen Rede, in welcher er sagte: «Gott hat diese Nation mit vielen vortrefflichen Eigenschaften gesegnet, jetzt kommt uns auch noch die Kraft der Freiheit zu Hilfe, dass wir die neuen Lasten tragen können; jetzt können wir schon Glauben und Hoffnung auf die Zukunft hegen; und wenn ich nicht glaubte, dass wir fähig sein werden, diese Lasten zu tragen, würde ich an der Zukunft der Nation verzweifeln», seine hier zum Ausdruck gebrachte Hoffnung und politische Voraussicht nicht getäuscht haben; dass, wenn in seiner Wirksamkeit Optimismus gewesen, derselbe höchstens unzeit-

gemäß, aber nicht unmotiviert gewesen ist; und dass seine Berechnung namentlich damals nicht unrichtig gewesen ist, als er auf die Lebenskraft der Nation und damit auf eine bessere Zukunft vertraute. Auch in dieser Hinsicht ist er ein würdiger und ruhmvoller Epigone des Grafen Szechenyi; auch darin, wie jeder große ungarische Staatsmann, den Ausdruck und Repräsentanten seiner Nation bildend, deren jeder echte Sohn ein Anhänger der Schule Szechenyi's ist, insofern das Ideal, die Aspiration und das Glaubensbekenntnis eines jeden: ein blühendes und glückliches Ungarn ist!

Ja, wie grausam auch die Hand des Schicksals auf Kerkapoly zu lasten schien, war dem Staatsmanne, der sich selbst als zusammengebrochen bekannte, von seinem Schicksale zur Versöhnung doch das vergönnt, dass er gegen das Ende seines Lebens sehen und sich darüber freuen konnte, dass die Nation dem so heiß ersehnten Ziele doch näher gekommen sei; und dass jener Ausspruch eines geistreichen jüngeren Philosophen, dass «dem Realpolitiker die rasch dahineilende Gegenwart Recht gibt, während die Ideale und Ideen durch große Zeiträume gereift und zum Siege geführt werden», doch nicht eine leere Phrase sei; — dass er noch sehen konnte, wie die Nation sich auf die Höhe der großen Aufgabe ihrer Verjüngung erhob; — wie sich unter seinen Nachfolgern in der Finanzministerschaft (freilich in Folge ihres durch die außerordentliche Kraftanspannung der Nation unterstutzten erfolgreichen Vorgehens) die Finanzverhältnisse des Staates fort und fort verbesserten; und dass er am Abend seines Lebens, als dessen versöhnende Synthese, den Trost hatte, dass die Thätigkeit der Grundleger der nationalen Regeneration und somit auch seine Thätigkeit ihre Früchte getragen hat; also, wenn der letzte Prüfstein der staatsmännischen Wirksamkeit jene Periode ist, welche auf die seinige folgt, das Verdikt der Geschichte auch über ihn nicht ungünstig lauten wird! — Mit welch' tröstlichem Bewusstsein konnte er sich dann auf seinem Sterbebette sagen: «non omnis moriar!» — und wir können auf den dahingeschiedenen Staatsmann mit unserem großen Dichter sagen: «er blickt noch vom Grunde seines Grabes zurück, denn auf sein geschlossenes Auge scheint der Glanz, der Ungarns neuen Tag erhellt!»

## V.

Weil Kerkapoly's politische Rolle und Bedeutung auf den Piedestal seiner Beredsamkeit stand und wuchs, ist es unerlässlich, ihn auch aus diesem Gesichtspunkte zu würdigen, von welchem der große römische Redner (De clar. orat. 15) sagt: «ut hominus decus est ingenium, sic ingenii lumen est eloquentia»; — denn Kerkapoly war in der That auch in dieser

Hinsicht eine der eigenthümlichsten und hervorragendsten Individualitäten, die in dieser neueren Periode unseres vaterländischen öffentlichen Lebens eine Rolle gespielt haben.

Der in der schweren Gedankenarbeit des Hegel'schen Systems aufgewachsene, mit allen Waffen der Logik (dieser «ars omnium artium maxima») ausgerüstete, auch über die ganze Macht des Wortes verfügende und gründlich ausgebildete Fachmann, konnte sowohl als Professor, wie auch als Parlamentsmitglied auf diesen Gebieten mit Fug um die größten Lorbern ringen; und wenn der Boden seiner Thätigkeit breiter und die äußeren Umstände günstiger gewesen wären, und daneben der rapide Gang und die großen Anforderungen der öffentlichen Angelegenheiten, die Geist und Körper verzehrenden Aufregungen derselben ihn nicht dermaßen in Anspruch genommen hätten: würde Kerkapoly ein Redner ersten Ranges nicht nur unseres Landes, sondern unseres Zeitalters geworden sein und würde gewiss darauf haben rechnen können, in dem monumentalen Buche eines neuen Timon nach Art des «Livre des Orateurs» einen sehr ehrenvollen Platz zu finden!

Ob wir nun Kerkapoly als Professor oder als Abgeordneten und als Minister betrachten: sein Vortrag geht immer streng von der Natur des Gegenstandes aus, schöpft seine Argumente aus dem allseitigen Durchverstehen und Durchdringen desselben, und schreitet in dieser Weise in seinem Raisonnement fort. Seine Reden sind — dem kalten Charakter und Wesen des Redners entprechend — in der Regel von allem Pathos frei, von rigider Haltung, und wurden mit metalloser dumpfer (wiewohl genug umfangreicher) Stimme, mit großer Geschwindigkeit (bisweilen mit schwindelerregender Schnelligkeit, welche den Hörer zu außerordentlicher Anspannung seiner Aufmerksamkeit nöthigte, die Stenographen aber beinahe zur Verzweiflung brachte) vorgetragen; — sie sind immer an Ideen, sowie an Stoff und Inhalt reich, aufklärend und orientierend, von logisch strengem Bau, und, als in der Regel nicht voraus angefertigte Reden, mit dem ganzen Interesse der Unmittelbarkeit wirkend.

Mehr zum Verstande, als zum Gefühl sprechend, würden Kerkapoly's Reden zur Erregung einer besonders warmen Begeisterung, oder zur agitatorischen Aufstachelung der Volksleidenschaften, wie die Reden O'Connel's, oder Kossuth's, oder Gambetta's, nicht geeignet gewesen sein; sie verrathen eine beinahe absichtliche Enthaltung von jeder Erhebung in höhere ideale Regionen und jeder Berührung der Saiten des Herzens, worin hinwieder unser Kölcsey und unser Eötvös so ausgezeichnet gewesen.

Als parlamentarischer Dialektiker wurde Kerkapoly von keinem seiner Collegen überflügelt; er war im besten Sinne des Wortes ein echter Debatter, welcher bald offensiv, bald defensiv polemisiert, bisweilen scharf und satyrisch, ein anderes Mal, als ob er seine Hiebe mit einer feinen

Damascener Klinge austheilte, den Gegner nur leicht wieder und wieder tippelnd, bald, wenn es nöthig, niederschmetternd und zermalmend.

Alles zusammengenommen, ist Kerkapoly seiner politischen und parlamentarischen Rolle nach: einerseits ein echter Ausdruck und Repräsentant der politischen Vorzüge sowohl als Fehler des Ungars, andererseits der edelste Typus der Generation, welche die constitutionelle Selbstständigkeit des Landes wiedererkämpft hat.

Ich brauche nicht zu sagen, dass Kerkapoly auch als Professor um die höchste Palme gerungen hat, und welch hervorragenden Platz er, wie schon als junger Professor an der Provinz-Hochschule, so später und in den letzten Abschnitten seines Lebens an der glänzenden Alma mater des Landes, im Professorenkörper derselben, auf dem Lehrstuhl, in der Verehrung seiner Hörer eingenommen hat.

Die Schwerfälligkeit seiner Diction, die häufige Abweichung seiner wissenschaftlichen Terminologie und Ausdrucksweise von der allgemein angenommenen, sowie das bisweilen (wenigstens scheinbar) Gezwungene seines Raisonnements, beeinträchtigten die Genießbarkeit seiner Lehrvorträge; aber auch dies mehr nur bei den nicht gehörig vorgebildeten und im angestrengten Denken und Aufmerken nicht genug disciplinierten Hörern; denn für die Uebrigen waren seine Vorträge nicht allein genussreich, sondern auch von tiefer und dauernder Wirkung; und hierauf bezieht sich jene Aeußerung, welche ein hervorragender Universitäts-Professor bei der Vergleichung der Schriftsteller- und Professoren-Thätigkeit Kerkapoly's gethan hat: dass «Kerkapoly literarisch nur ein Schatten dessen ist, was er auf dem Lehrstuhl war».

Ich muss noch hinzufügen, dass die Professorstellung in Kerkapoly's Augen so hochgestellt und hochgeschätzt war, dass er bei mehreren Anlässen, und gerade auch in jener Zeit, wo er bereits dem Zenith seiner politischen Laufbahn nahekam, sich dahin äußerte, dass die höchste Sehnsucht und Ambition seines ganzen Lebens die Pester Universitäts-Professur gewesen sei!

## VI.

Es sei mir gestattet zur näheren Charakterisierung unseres dahingeschiedenen Genossen noch Einiges hervorzuheben:

Kerkapoly ist eine in jeder Hinsicht auf sich selbst stehende, mit sich selbst im Reinen befindliche, stark ausgeprägte Persönlichkeit von unabhängigem Geiste; eine ausgeglichene, außerordentlich kernige und eigenartige Individualität von festem Willen, welche, wie über ihn bemerkt worden ist, auf eine vom Gewöhnlichen abweichende Weise denkt, schreibt, spricht und handelt; und in welcher das ganze Zeug des Zu-Großem-Berufenseins vorhanden gewesen ist. Er ist vom Scheitel bis zur Sohle

Ungar, Ungar in jeder Faser und jedem Nerv, in jedem Schlag seines Herzens, in jeder Regung seines Geistes; selbst von den skeptischesten Fremden Anerkennung und Ehrerbietung für das Berufensein der ungarischen Rasse erzwingend; während in anderer Richtung nach dem Ausdrucke eines vaterländischen Publizisten: «in Kerkapoly, indem er ein eigenartiges Gemisch des ungarischen Táblabirós und des Hegel'schen Philosophen bildete, ungarische Versatilität mit deutscher Gedankentiefe wunderbar vereint erschienen.»

Von seinem Benehmen lässt sich sagen, dass sich auch bei ihm das Wort bewahrheitet habe, dass «der Mensch desto bescheidener, je größer er ist.» — In Betreff der Gemüthsart war er mehr in sich verschlossen und kalt zurückhaltend; im Verkehr sich selten erwärmend, niemals mittheilsam, oft eckig und bisweilen unmanierlich; die Freuden und Vergnügungen des geselligen Lebens übten auf ihn (den ohnehin an eine außerordentlich einfache Lebensweise gewohnten Mann) nie einen Reiz aus. Ein ehemaliger ausgezeichneter Schüler von ihm (am Pápaer Collegium) und gegenwärtiger hervorragender Reichstags-Abgeordneter, sagt von ihm: «seine Religion ist der strenge Calvinismus, sein Studium das starre System der Hegel'schen Philosophie, es scheint, als sei er nie ein junger Mensch gewesen, als sei der Frühling des Lebens spurlos über sein Haupt dahingeflogen; für Kerkapoly existiert keine andere Welt, als vernünftige Menschen, kein anderes Argument als Rationalität, kein anderer Ehrgeiz, als nützlich zu sein, kein anderes Vergnügen, als die Arbeit!» und er hätte vielleicht in einer Hegel'schen Formel hinzufügen können: der ganze Mensch ist ein strenger Gedankenorganismus. — Bezüglich seiner Willensfestigkeit und allem Unterhandeln abgeneigten Unbeugsamkeit hat ein berühmter Ausländer, welcher mit ihm amtliche Verhandlungen pflog, die Bemerkung gemacht: «Dieser Professor-Minister ist so hart, als ob er von Stahl wäre.»

Als Staatsmann besaß er zwar nicht die staatsweise Würde Franz Deák's, die funkensprühende Genialität Andrássy's, die Wärme und den Idealismus Eötvös', den rhetorischen Elan Somssich' und Pauler's, den administrativ-praktischen Blick Sennyey's, die mikrologische staatsrechtliche Gelehrsamkeit Ghyczy's oder die Geschäftsroutine Lónyay's; aber dafür hatte er hinwieder Eigenschaften, welche in ähnlichem Maße vielleicht keine dieser unserer parlamentarischen Größen eigen waren: jene gewisse urwüchsige Originalität, jenen auf den höchsten Grad potenzierten Scharfsinn, jenes universalistische Wissen und jene umfassende Denkkraft, welche ihn zum würdigen Rivalen dieser unserer Landes-Celebritäten machten; davon gar nicht zu reden, dass er im vollsten und edelsten Wortsinne ein politischer Charakter war.

Das Gleichgewicht der Seele hat bei Kerkapoly nie Jemand erschüt-

tert gesehen; auch in dieser Hinsicht ist er ein echter Jünger der griechischen Stoa; und über die von Einigen ihm gegenüber bewiesene Ungerechtigkeit ist er nie in harte Klagetöne ausgebrochen; wiewohl es nicht zu verwundern gewesen sein würde, wenn er es gethan hätte, wie es der mit ihm (in Hinsicht auf Glauben, Wissenschaft, Lebensberuf u. s. w.) große Aehnlichkeit zeigende französische Minister Guizot in jenen seinen berühmt gewordenen Worten gethan hat: «Vous avez beau d'accumuler vos injures, jamais elles ne s'éleveront jusqu' à la hauteur des mes mérites.»

Auf seinen starken Gottesglauben und sein religiöses Gefühl müssen wir aus seinen sowohl in seinen Schriften, als auch in seinen Reden gethanen Aeußerungen schließen.

In seiner Lebens- und Weltanschauung, sowie in seinen politischen und socialen Ansichten, ist er, wie jeder echte große Denker, den Extremen und Uebertreibungen ferngeblieben; er hat jede Meinung und Auffassung ihrer inneren Rationalität, ihrem inneren Werte gemäß gewürdigt; und ist gegen die Vertreter entgegengesetzter Ansichten nie bis zur Intoleranz gegangen. Er hat es nicht verstanden, die Gunst der Menschen zu gewinnen, sie vielleicht auch gering geachtet, was den Verkehr mit ihm bisweilen unangenehm machte, ja bei Manchem auch Abneigung gegen ihn erzeugte. Den einen zweifelhaften Wert habenden Schatz der Popularität schätzte er nicht höher, als nöthig und recht; nach dem lärmenden Applaus der Massen trug er nie ein Verlangen; durch die Syrenenklänge der aura popularis ließ er sich nie hinreißen; — auch in dieser Hinsicht gehörte er zur Zahl jener Männer der öffentlichen Laufbahn, welche den Lohn ihrer Arbeit und ihrer Bemühungen in sich selbst, in den Bewusstsein der erfüllten Pflicht suchte; zur Zahl Derjenigen, bei denen alles Streben nach Höherem einen gewissen idealen Schmelz hat; und die nicht selbstsüchtige Berechnung, und, um ihre eigene Kleinheit zu bemänteln, die Verkleinerung Anderer leitet; und deren Wahlspruch nicht das «ôte-toi, que je m'y mette» bildet!

In diesem Charakterbilde darf auch eine wenigstens flüchtige Berührung jenes intimen freundschaftlichen und politischen Verhältnisses nicht umgangen werden, in welchem Kerkapoly zum Grafen Julius Andrássy stand und bis zu Ende blieb. Diese zwei gleichmäßig ausgezeichneten Günstlinge des die größten Geistesgaben auftheilenden Schicksals, wurden auch in der Leitung der Landesangelegenheiten einander am nächsten gebracht und wirkten, wiewohl in verschiedener Weise und Richtung, aber nach Einem großen Ziele strebend, an der Förderung der Wohlfahrt und Größe des Vaterlandes. Der Eine als liberaler Aristokrat, der Andere als konservativer Demokrat; der Eine mit weiteren diplomatischen Kenntnissen und Erfahrungen, der Andere mit gründlicherer Fachbildung und systematischer Wissenschaft. Der Eine die Idee, der Andere die Raison schaf-

fend; der Eine extempore den raschen Wendungen der Nothwendigkeit gemäß die Fragen der Staatsthätigkeit aufwerfend, der Andere dieselben mit der Macht der Wissenschaft und des Wortes lösend: so wirkten und arbeiteten, einander wirklich ergänzend, diese beiden hervorragenden Männer, welche, nebst dem Weisen des Landes, Deák' die gütige Vorsehung der Nation eben in einer Zeit gegeben, wo der Geist der Weltgeschichte die Länder zu berühren scheint, und die Geschichte Staaten und Völker mit je einem starken Stoße entweder emporhebt, oder zurückschleudert!

Als Gelehrter und Mann der Wissenschaft vereinigte Kerkapoly mit auf breitem philosophischen Fundament ruhender Bildung eine außerordentliche Vielseitigkeit und Fülle der Kenntnisse, wiewohl er damit nie zu prunken pflegte; und nach der Bemerkung eines vollständig kompetenten vaterländischen Gelehrten: «kann in der Welt der ungarischen Gelehrsamkeit schwerlich ein Kopf von umfassenderer und schärferer Denkkraft, als er gewesen, aufgewiesen werden»; und meinerseits könnte ich hinzufügen, dass ich im Laufe meines langen Lebens sehr wenig Menschen gefunden habe, welche mit einem Geiste von so tiefer Abstraktion ein Denken von so positiver Richtung, und die Meisterschaft des Denkens so sehr mit der Sicherheit des Gedankens und der Schnelligkeit des adäquaten Ausdrucks desselben vereinigt hätten, wie Kerkapoly.

Die bei dem Gelehrten und Fachmann unserer Tage geforderte ausgedehnte Belesenheit (vornehmlich was die neueren literarischen Produkte betrifft), welche keinerlei Genialität und Intuitionsgabe zu ersetzen vermag, war zwar bei ihm nicht im gehörigen Maße vorhanden, aber er besaß die außerordentlich scharfe Auffassung und das kritische Talent, mit deren Hilfe er das Wenigere, was er geistig in sich aufgenommen hatte, aufzuarbeiten und zu assimilieren, und die wissenschaftlichen Ergebnisse anderer Gedankenkreise zu verwerten vermochte, so dass so manche Definition, so mancher Lehrsatz, welche er bei einem berühmten Gelehrten fand, durch ihn zu einer, einen Edelstein der Theorie bildenden Vollkommenheit ausgeschliffen wurde; — sein ganzes Wesen und Streben als Mann der Wissenschaft und des Lehrstuhls aber konzentrierte sich, um mit Vörösmarty zu sprechen, darin: «die Nation beim hellen Strahl der Geisteskämpfe so hoch zu heben, wie nur möglich.»

Zu bemängeln ist bei Kerkapoly als Gelehrten und Schriftsteller nur das, dass (wie ich bereits früher angedeutet) sein Stil und seine Formulierungen sehr oft überaus schwerfällig sind; und dass jenes von ihm ausschließlich vor Augen gehaltene Ziel, so zu schreiben und zu konzipieren, dass der Satz einzig und allein den auszudrückenden Gedanken wiederspiegeln, ihn häufig dazu geführt hat, dass er den Genius der Sprache und die ästhetischen Ansprüche an den Stil unbeachtet ließ, und dass dadurch ebenso die Genießbarkeit und Anziehungskraft seiner litera-

rischen Werke, als auch deren ästhetischer Wert unleugbar beeinträchtigt wurde.

***

Und damit bin ich am Ende meiner Aufgabe: das Andenken eines unserer Genossen aufzufrischen, der als eine der originellsten und hervorragendsten Gestalten sowohl der Wissenschaft und der Theorie, als auch der Praxis und unseres öffentlichen Lebens vor uns steht; von dem wir sagen können, was unser ehemaliger Präsident Lónyay von seinem Vorgänger in der Präsidentschaft Baron Eötvös so treffend gesagt hat: «Dass die spätere Zeit die Proportionen dieser geistigen Größe noch besser erkennen und zu würdigen wissen wird, und dass seine Stirne ein doppelter Lorber, der des Gelehrten und der des Staatsmannes ziert.»

Der Forderung des Tacitus, dass das Zeit- und Lebensbild treu sein und die Tugend und Vortrefflichkeit nicht verschweigen soll, entsprechend, und jenem Wort des Plinius: «es ist nöthig, dasjenige, was die Unsterblichkeit verdient hat, nicht untergehen zu lassen», Folge leistend, habe ich mich bestrebt, auszuweisen, was zur Würdigung des ethischen Wertes der Persönlichkeit Kerkapoly's dienen kann; auszuweisen, dass, wie heiter und sonnig sein Aufstieg, so wolkenverdüstert seine spätere Laufbahn gewesen; dass mit seinen glänzenden Fähigkeiten und mit seinem schweren Lebenswerke weder sein Glück, noch die Anerkennung durch seine Zeitgenossen im Verhältnis gestanden haben; aber zugleich auch darauf hinzudeuten, dass Kerkapoly, wenn er auch Schwächen und Fehler gehabt hat, auf allen Gebieten und in allen Sphären, wo er zu wirken berufen war, wenn auch vielleicht nicht unmittelbare und immer handgreifliche, aber dessenungeachtet bleibende Spuren zurückgelassen hat!

Das, dass ich hier so spät nach dem Hinscheiden des Betreffenden das Wort genommen habe (was übrigens in nicht von mir abhängig gewesenen Umständen seine Entschuldigung finde), ist vielleicht meiner Aufgabe auch nicht zum Nachtheile gewesen. Die richtige Beurtheilung von Menschen und Dingen, Individualitäten und Ereignissen wird nur aus einer gewissen (von den Wogenschlägen der Tagesströmungen freien) Ferne (dies im räumlichen und zeitlichen Sinne verstanden) möglich, und dies gilt vielleicht auch in Betreff unseres ausgezeichneten Genossen, insofern die Zeit und der Lauf der Begebenheiten sehr viel ausgleicht, versöhnt und aufklärt.

Ich weiss nicht, ob ich im Stande gewesen bin, meiner Aufgabe zu entsprechen; Eines aber kann ich sagen: dass, wiewohl ich mit warmer Sympathie an dieselbe gegangen bin, mir doch die Absicht fern gelegen hat, unseren Genossen in einem lobpreisenden Panegyrikus herauszurühmen; wohl aber habe ich den Willen und das Streben gehabt, eine unparteiischere und gerechtere Beurtheilung und gebührende Würdigung eines

der hervorragendsten, treuesten und einen wahren Stolz des ungarischen Stammes bildenden Sohnes unseres Vaterlandes zu bieten!

## 4. Helmholtz und die deutsche Gelehrsamkeit der Gegenwart.

Vortrag des ordentlichen Mitgliedes Julius König.

Die Sage erzählt von einem längst — längst entschwundenen goldenen Zeitalter, und manchmal, in einem selbstvergessenen Augenblick, glauben wir aufs neue daran. Wie auch nicht, wo wir es selbst gesehen, selbst durchlebt dieses goldene Zeitalter, das goldene Zeitalter unserer Jugend. Wir lieben unsere entschwundene Jugend: es mag darin auch Egoismus sein; aber es sind nicht die schlechtesten Menschen, die mit Befriedigung auf ihre Jugend zurückblicken. Wir lieben in ihr das beste Theil unserer Individualität — das Schwellen des Frühlings in unseren Adern, den Glauben und die Hoffnung in unseren Herzen, die Welt der Ideale in unseren Gedanken. Und eben deshalb wage ich es, um Ihre Einwilligung zu bitten, wage ich es, auf Ihre Nachsicht zu hoffen, indem ich aus dem Rahmen der von der heutigen Gelegenheit geforderten Objectivität heraustrete und — wenn auch nur auf einen Augenblick — bei der vielleicht allerschönsten Erinnerung meiner Jugend stille stehe.

Es sind bereits fünfundzwanzig Jahre her, aber auch jetzt noch sehe ich sie vor mir — dort am südöstlichen Grenzsaume Deutschlands — die kleine, liebliche Neckar-Stadt, Heidelberg; unmittelbar über ihr die Ueberreste der deutschen Alhambra, wie wenn es nicht Ruinen wären, wie wenn aus ihnen nur geschieden wàre, was vergänglich und menschlich, damit sie desto reiner das ewig Schöne verkündigen können; und von ferner her — aber in einem kurzen Spaziergang erreichbar — winken Wälder und Berge, in welche, aus Dankbarkeit, der Heidelberger Student die Poesie seines eigenen lustigen Lebens hineingetragen hat. In der Stadt, welche seitdem schon ganz, ganz anders geworden ist, alterthümliche Häuser und zwischen diesen die damals noch bescheidenen Gebäude der Universität. Das Leben der Menschen dreht sich um die Universität, ihre Professoren und ihre Studenten. Dieser sind übrigens nicht allzu viele; im Ganzen einige Hundert. Aber sie halten zusammen, denn sie gehören zusammen. Der Sohn des armen Landlehrers und der Sprosse der reichen Aristokraten-Familie ist, so lange er hier ist, Student und nichts Anderes. Wenn es nöthig, lebt er von seinem kleinen Stipendium, aber thut nicht Schreiberarbeit und gibt nicht Lektionen. Er lernt und vergnügt sich, bereitet sich nicht auf Prüfungen vor; er wird schon Prüfungen machen, wenn er genug gelernt hat. Er ist starker Chauvinist, aber politisiert nicht sehr und prunkt nicht.

mit Kunstpatriotismus; er lebt seiner Nation, will sie groß und einig, wie alle Diejenigen, die seit sechzig Jahren Mitglieder der Universität gewesen.

Diese lange, sich durch Jahrzehnte dahinziehende konsequente und stetige Entwicklung hat den Geist nicht nur der Studentenschaft, sondern auch des Professoren-Collegiums gestaltet. Auch diese sind Menschen von sehr verschiedenem Maße, die unterschiedlichsten Individualitäten. Es gibt unter ihnen kleine Pedanten, die über die Grenzen ihres Fachgegenstandes nicht hinaussehen und nicht hinausschauen; und es gibt unter ihnen — und zwar nicht vereinzelt — hoch emporragende Männer, deren Schöpfungen den Stolz der Nation, den Stolz der ganzen Welt bilden, deren so wissenschaftliche, wie kulturale und soziale Rolle über aller Herren Länder reicht. Aber einen Zug haben sie gemeinsam; jeder sieht den Mittelpunkt, das Wesen seiner Wirksamkeit in den Aufgaben der Universität; diese ist der Boden, auf dem sie leben, aus dem sie Kraft schöpfen. So ist dann diese kleine Universität ein starker, lebendiger Organismus, der Augapfel ihres engeren Vaterlandes, ein hochangesehener Brennpunkt auch des Geistes des großen Deutschland.

Ich suche nicht, ich meide vielmehr hochtönende Worte; aber auch heute und bei dieser Gelegenheit vermag ich jenen meinen Wunsch nicht zum Schweigen zu bringen, der sich meiner jedesmal bemächtigt, wenn ich an jenes gewesene Heidelberg denke. Wenn doch auch unsere Jugend eine solche paradiesische Insel hätte, auf welcher der Baum des Wissens ohne Verbot und Sünde wächst. Aber umsonst! Es scheint ja, dass dies gar nicht möglich ist. Auch das heutige Deutschland ist ein anderes geworden; als ob es ein Naturgesetz wäre, dass in das große Erbe sich immer kleine Leute hineinsetzen.

Die eisernen Tritte der geschichtlichen Entwicklung haben die Bedeutung der kleinstädtischen deutschen Universitäten hinweggefegt. Heutigen Tages drängt sich auch in Deutschland Alles nach der Hauptstadt; und der Kanonendonner des Jahres 1870 hat den Gang und die Zukunft der deutschen Gelehrsamkeit verändert.

Mitglied der kleinen Heidelberger Universität war von 1858 bis 1871 Hermann Helmholtz; mit ihm zu gleicher Zeit — um nicht Mehrere zu erwähnen — Vangerow und Zeller, Kirchhoff und Bunsen; selbst zwischen diesen Namen war der seinige der klangvollste. Im Kreise unserer Akademie sitzt heute mancher seiner Schüler; er war auch auswärtiges Mitglied unserer Körperschaft; aber indem wir hier dem Andenken des im September des vorigen Jahres dahingeschiedenen Gelehrten unseren Zoll abtragen, kommen wir hiemit nicht bloß den Höflichkeitsregeln der internationalen Wissenschaft nach. Seine Schöpfungen machen die Trauer zu unserer Pflicht. Ich würde indessen diese Pflicht nicht in der rechten Weise

erfüllen, wenn ich mich mit Helmholtz' überall bekanntem Leben und Wirken in der gewöhnlichen Form der Denkrede beschäftigen wollte. Er gehört zu Denjenigen, deren Name eine ganze Epoche charakterisiert, die Epoche der Gestaltung des heutigen Deutschland, in welcher der Zusammenhang der kulturalen Arbeit und des politischen Machterwerbes so deutlich zur Geltung gelangt, wie vielleicht vordem nie und nirgends.

Aus solchem Gesichtspunkte will ich an Helmholtz' Andenken ein paar Worte knüpfen; wie fragmentarisch und mangelhaft auch meine auf wenige Minuten beschränkten Erörterungen sein mögen, die Lehre der Thatsachen wird in ihnen doch — in irgend welcher Weise — enthalten sein.

Keinerlei Institution kann ohne prinzipielle Veränderungen von Nation zu Nation verpflanzt werden. Der Charakter, das Denken und Wissen der Regierten und der Regierenden wirkt so, wie ein neues Klima und ein neuer Boden, in welchem die Farbe der Blüthe, der Geschmack der Frucht anders wird. Den Boden des fremden Landes ist uns weder möglich, noch erlaubt hieherzubringen; wir können nur den unseren kultivieren — aber Fleiß und Ausdauer können wir überallher lernen. Darum halte ich es für eine sehr unfruchtbare Sache, wenn wir bei uns in Betreff der Organisation der wissenschaftlichen Arbeit darüber disputieren, ob das deutsche oder das französische System besser sei. Es kann jedes von beiden gut oder schlecht sein, demgemäß, wer es effektuiert und auf wen wir es anwenden.

Das wahre Geheimnis des Systems ist Fleiß und Ausdauer und dazu noch ein wenig richtiges Gefühl, ein wenig Opferwilligkeit. Was diese bescheidenen Faktoren binnen einer kaum über ein halbes Jahrhundert hinausgehenden Zeit thun können, zeigt die Geschichte Deutschlands. Seine Universitäten sind alte Institutionen, deren Ursprung nicht selten bis weit in das Mittelalter zurückreicht. Aber unter den alterthümlichen Formen verändert sich ihr Leben unaufhörlich, und ihr Hauptverdienst ist eben, dass sich ihre Bestrebungen und ihre Ziele beinahe in jedem Jahrhundert erneuern. Dass sie die Pflege und Entwicklung der Wissenschaft beinahe vollständig an sich reißen, ist schon eben nur ein charakteristischer Zug des neunzehnten Jahrhunderts. Aber zu dem, was sie gethan haben, würden die Universitäten für sich doch zu schwach gewesen sein. Es musste jene in ihrem Ursprunge deutsche Tradition dazukommen, welche die Hohenzollern-Dynastie, wir könnten sagen, zu ihrem Hausgesetze erhoben hat und welche auch Napoleon I. zur Geltung zu bringen bestrebt gewesen ist, dass im Kreise der Hofwürden in der unmittelbaren Nähe des Herrschers auch die Wissenschaft einen Platz habe, und dass der Glanz dieses Platzes auch die politische Nothwendigkeit der Wissenschaft beweise. Die Reihe dieser Laureaten geht von Helmholtz bis auf Leibnitz zurück. Leibnitz selbst, sowie seine Akademiepläne standen jeder Univer-

sität fern. Auch die Akademie Friedrich's des Großen war noch eine ganz sonderständige Institution. Nur der Name der beiden Humboldt markiert die Annäherung und die Gründung der Berliner Akademie im Jahre 1810 endlich die neueste — jetzt vielleicht schon zum Abschluss gelangende — Periode der deutschen wissenschaftlichen Entwicklung.

Diese Universitätsgründung ist eine der überraschendsten Bethätigungen der deutschen und vornehmlich der preußischen Regierungspolitik. Der Tilsiter Friede vernichtete Preußen; es hing von der Laune des siegreichen französischen Imperators ab, wann er auch noch den Namen des Landes von der Karte Europas weglösche. Und damals begannen ein paar Leute unermüdlich auf's neue zu arbeiten. Der verstümmelte Staat sammelt neue Kraft, und eine seiner ersten Schöpfungen ist — eine neue Universität. Ein solches Experiment kann nur erhaben oder lächerlich sein, je nachdem es von Erfolg gekrönt wird oder nicht. Und die Universität — die Universität Schleiermacher's und Fichte's, Niebuhr's und Savigny's — bewährte sich gehörig; und sie hatte einen tüchtigen Antheil an dem großen Werke, durch welches die deutsche Nation von den Freiheitskriegen bis 1870 geführt und gehoben wurde.

Ihre unmittelbare Arbeit und noch mehr der von ihr ausströmende Geist trugen im Großen dazu bei, dass in Deutschland auch heute verhältnismäßig und in absoluter Zahl mehr systematisch und wissenschaftlich gebildete Individuen existieren, als in welchem anderen Lande immer, was seine Societät vielleicht ungesellig, aber so stark gemacht. Diese Geschultheit des Denkens, dieses Methodische der individuellen Bestrebung ist — wiewohl hier nicht eben als angenehmer Zug — auch auf dem praktischen Gebiete, in der Volkswirtschaft und Politik erkennbar, ja es ist eine gefährliche Waffe der extremen Schattierungen geworden.

Die Berliner Universität hat selbst an den Extremen Antheil. Sie ist in der That das ganze Jahrhundert hindurch ein Spiegel des Lebens der Nation; hier entstehen die Strömungen des öffentlichen Lebens oder ziehen wenigstens durch. Hier hält — wenn auch nicht als Professor — Alexander v. Humboldt in Gegenwart des ganzen Hofes, unter fieberhaftem Interesse der ganzen Societät jene Vorträge, aus welchen später sein Werk «Kosmos» geworden ist und welche die noch höhere Bedeutung haben, dass sie die Kunstgattung der populären Vorträge schufen. An der Universität gewinnt bald die konservative, bald die liberale Richtung die Oberhand; aber sie ist immer da auf dem Kampfplatze des öffentlichen Lebens. Hier entsteht die neue Form des Pietismus, hier erhebt der Culturkampf seine Stimme; hier wird für Bismarck und gegen Bismarck gekämpft und hier predigt am Ende Treitschke seinen Pangermanismus. Die Universität huldigt unleugbar oft der Mode, aber manchmal gestaltet sie dieselbe auch um. Aber neben all dem, oder richtiger gesagt über all dem schwebt die wahre, alte Tradi-

tion der Universität. Heilig und unverletzlich ist die wissenschaftliche Arbeit, und man könnte sich hier gar nicht vorstellen, dass ohne diese der Professor eine einflussreiche Rolle spielen könnte, sei es innerhalb der Universität, sei es außerhalb derselben.

Die Unterrichts-Regierung kokettiert mit vielerlei Richtungen, aber in Einem kennt sie kein Unterhandeln. Aus jedem Fach muss — um den Preis welcher Opfer immer — der beste Mann nach Berlin gebracht werden. So war es eine selbstverständliche Sache, dass Helmholtz noch 1871 nach Berlin berufen wurde, aber es war auch das selbstverständlich, dass Heidelberg und das Großherzogthum Baden mit den Bedingungen dieser Berufung nicht konkurrieren konnte. Helmholtz lebte also von 1871 bis zu seinem Tode in Berlin, anfangs als Universitätsprofessor, später als Direktor der physikalisch-technischen Reichsanstalt. Aber weder diese Aemter, noch sein Excellenz-Titel geben ein Bild von jener Stellung, welche er als Günstling und Freund dreier Herrscher, als ausschlaggebender Richter jeder wissenschaftlichen Angelegenheit im Deutschen Reiche einnahm.

In welchem Sinne, in welcher Richtung er in dieser seiner hochragenden Stellung zu wirken wünschte, mögen die folgenden einfachen, aber in ihrer Aufrichtigkeit so edlen Worte charakterisieren, welche ich aus seiner 1878 gehaltenen Rektoratsrede zitiere:

»Wenn wir also unsere Zeit auch nicht für hoffnungslos verloren zu halten brauchen, so dürfen wir uns doch nicht allzu leichtfertig mit dem Troste beruhigen, dass es in anderen Zeiten eben nicht besser war als jetzt. Immerhin ist es rathsam, dass bei so bedenklichen Vorgängen ein Jeder in dem Kreise, in dem er zu arbeiten hat und den er kennt, Umschau halte, wie es mit der Arbeit für die ewigen Ziele der Menschheit bestellt ist, ob sie im Auge gehalten werden, ob man sich ihnen genähert habe. Im Jugendzeitalter unserer Universität war auch die Wissenschaft jugendlich kühn und hoffnungskräftig, ihr Auge war vorzugsweise den höchsten Zielen zugewendet. Wenn diese nun auch nicht so leicht zu erreichen waren, wie jene Generation hoffte, wenn sich auch zeigte, dass weitläufige Einzelarbeit den Weg dahin vorbereiten musste, und somit durch die Natur der Aufgaben selbst zunächst eine andere, weniger enthusiastische, weniger unmittelbar den idealen Zielen zugewendete Art der Arbeit gefordert wurde, so wäre es doch zweifellos ein Verderben, wenn unsere Generation über den untergeordneten und praktisch nützlichen Aufgaben die ewigen Ideale der Menschheit aus dem Auge verloren haben sollte.«

Dieses sittliche Gesetz leitete Helmholtz' Leben und Arbeit. Und dieses Jahrhundert hat wenig Menschen, welche zur Vermehrung der ewigen Wert habenden Güter der Menschheit so viel beigetragen haben, wie er. Das Erkennen der allgemeinen, der entscheidenden Gesichtspunkte selbst

bei einer aus den Einzelheiten der Wissenschaft erschöpften Frage, lebendiger Sinn für den Zusammenhang der verschiedenen Fächer, philosophischer Tiefblick bei der Auswahl der Methoden und die an den Dichter gemahnende Zusammenfassung der verschiedenen Gebiete der Forschung in der Ausführung — dies sind die charakteristischen Züge, welche seiner auf so viele verschiedene Wissenschaften gerichteten Thätigkeit die Einheit sicherten. Und dafür wird die Geschichte der Wissenschaft nicht nur Helmholtz' Werke, als ewigen Wert habenden Acten dieser Geschichte, bewahren, sondern sie wird auch seinen Namen, den Glanz seiner Individualität bewahren.

Die wissenschaftliche Arbeit des XIX. Jahrhunderts dreht sich um eine Fundamentalfrage, welche Helmholtz selbst so concipiert hat: «Was ist Wahrheit in unserem Anschauen und Denken? In welchem Sinne entsprechen unsere Vorstellungen der Wirklichkeit?» Diese eine große Frage kehrt in jeder Untersuchung Helmholtz' immer wieder. Am unmittelbarsten in seinen auf die Analyse des Gesichts- und Gehörsinnes bezüglichen Werken. Jedermann kennt — ich zitiere sie eben nur — seine auf die Tonlehre bezüglichen Entdeckungen, welche ihn von den anatomischen Verhältnissen des Ohres, durch die Aufklärung der Obertöne und der sogenannten Klangfarbe hindurch, bis zur wissenschaftlichen Theorie der Musik geführt haben. Noch viel umfangreicher, viel verzweigter sind seine Schöpfungen auf dem Gebiete der Optik; der Augenspiegel, dessen Entdeckung seinen Namen zuerst in die große Oeffentlichkeit brachte, ist nur eine kleine Erstlingsfrucht dieser seiner sein ganzes Leben hindurch fortgesetzten Forschungen. Mit den feinsten Waffen des Experiments und der Berechnung ausgerüstet, dringt er in die Schlupfwinkel der empirischen Psychyologie vor und beleuchtet die Entstehung unserer Raumanschauung, fügt die Axiome der Geometrie in den Rahmen der Naturwissenschaften ein.

Er misst, was Johannes Müller noch kurz vorher für unmöglich erklärte, die Schnelligkeit mit welcher der Reiz des Willens und der Empfindung im Nervenstrang fortgeht.

Er schließt die Lebenskraft und das perpetuum mobile von der Wissenschaft aus; in einer Jugendarbeit ist er den Entdeckungen Pasteur's schon sehr nahe. Seine Abhandlung «Ueber die Erhaltung der Kraft» markiert einen Wendepunkt unserer Naturauffassung; in den Ruhm des Erkennens des Gesetzes hat er selbst sich gern mit Robert Mayer getheilt; aber dass das Prinzip ein grundlegendes positives Gesetz der heutigen Physik geworden, das ist ein Verdienst seiner mathematischen Schöpfungskraft. Ebendieselbe macht er früher in der Mechanik der Flüssigkeiten, neuerlich in der Elektrodynamik und Thermochemie geltend. Er beschäftigt sich mit dem Phänomen der Gletscher, mit der Erklärung des Föhns,

mit den wissenschaftlichen Grundlagen des Problems des lenkbaren Luftschiffes. Indessen, ich breche diese trockene Aufzählung ab, welche vom Ideeninhalt ohnehin kein Bild zu geben vermag. Seine gesammte Wissenschaft beweist, wie wahr die Worte Pascal's sind: «La génie consiste à voir les choses, comme elles sont».

Der uns sehen gelehrt hat, sieht selbst nicht mehr. Er hat nach einem an Arbeit, Ergebnissen und Anerkennung beispiellos reichen Leben seine irdische Laufbahn vollendet. Der Mann war nicht unser; aber unser kann — wenn wir wollen — das Beispiel werden, welches sein Leben gegeben hat.

---

# DETAILLIERTER BERICHT
## über die Thätigkeit der Ungarischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1894.

### I. Sitzungen.

Die Ungarische Akademie der Wissenschaften hat vom 8. Jänner bis einschließlich 17. December 1894 zwei feierliche Sitzungen, 27 öffentliche Classensitzungen, 11 Plenarsitzungen und 2 Directionsrathssitzungen, im Ganzen also 42 Sitzungen gehalten.

* * *

Die I. oder *Sprach- und Schönwissenschaftliche Classe* hat acht öffentliche Classensitzungen und neun geschlossene Sitzungen gehalten.

In den öffentlichen Sitzungen haben 11 Akademiemitglieder und 2 Gäste 20 Abhandlungen vorgelesen, von welchen 9 in den Bereich der Kunst und Literatur, 11 in den Bereich der Sprachwissenschaft fallen.

Ueber Gegenstände *aus dem Bereiche der Literatur und Kunst* wurden folgende Vorträge gehalten: Am 8. Jänner hielt das corresp. Mitglied *Johann Csengeri* seinen Antrittsvortrag unter dem Titel: «*Homer's Poetik*», welcher im 77. Bd. der «Budapesti Szemle» (Budapester Revue), auszugsweise im 56. Heft des «Értesitö» (Anzeiger) erschienen ist. Am 5. Februar las *Stephan Hegedüs* als Gast seine Abhandlung unter dem Titel: «*Lucretius Carus*» vor, welche im Jahrgange 1894 des «*Athenæum*», auszugsweise im 51. Heft des «Értesitö» erschienen ist. Am 5. März beleuchtete das Ehrenmitglied *Anton Zichy* in einem Vortrag das die Distriktualsitzungen des 1843/4-er Reichstages behandelnde Werk von *Franz Kovács*; der Vortrag erschien im 78. Band der «Budapesti Szemle», auszugsweise im 52. Heft des «Értesitö». In derselben Sitzung las das corresp. Mitglied Josef *Szinnyei*

die Abhandlung des ord. Mitgliedes *Zoltan Beöthy* unter dem Titel: «Bilderverbindung und Stimmungswechsel», welche im 1894-er Jahrg. des «Athenæum» erschien. Am 9. April las Prof. *Carl Fiók* als Gast seine «Max Müller und der Rigveda» betitelte Abhandlung vor, welche im 79. Bd. der «*Budapesti Szemle*» und auszugsweise im 56. Heft des «*Értesitő*» erschien. Am 8. October las das Ehrenmitglied *Anton Zichy* eine Abhandlung «Ueber die Briefe des Grafen Stephan Széchenyi aus seiner Jugendzeit (1809–1819)», welche im 81. Bd. der «Budapesti Szemle», auszugsweise im 59. Heft des «Értesitő» erschien. Am 5. November referierte das Ehrenmitglied *Anton Zichy* über den fünften Band der «Correspondenz Franz Kazinczys»; das Referat erschien im 60. Heft des «Értesitő». Am 3. December trug das corresp. Mitgl. *Karl Vadnai* seine Abhandlung «Ueber die Poesie der Revolution» vor, welche in Zoltan Beöthy's «Illustrirte ungarische Literaturgeschichte» erschien. In derselben Sitzung las das corresp. Mitglied *Johann Csengeri* Proben aus seiner ungarischen Uebersetzung der Elegieen des Propertius vor; eine derselben erschien im 63. Heft des «Értesitő».

Aus *dem Bereiche der Sprachwissenschaft* wurden folgende Vorträge gehalten: Am 8. Jänner las das ord. Mitglied *Sigmund Simonyi* eine Abhandlung des Gastes *Stephan Szamota* unter dem Titel: «Zwei lateinisch-ungarische Vocabularien aus der Zeit König Sigmunds» vor, welche dann selbständig unter dem Titel: «*Das Schlägler ungarische Vocabularium*» mit photographischen Facsimiles erschien. Ebendamals las das corresp. Mitgl. *Ignaz Halász* die Abhandlung des Gastes *Moriz Szilasi* unter dem Titel: «Die faktitive Wortbildung» vor, welche im 1894-er Jahrg. der «Nyelvtudományi közlemények» (Sprachwissenschaftliche Mittheilungen) und selbständig, auszugsweise im 50. Heft des «Értesitő» erschien. Am 5. Februar las das ord. Mitglied *Sigmund Simonyi* eine Abhandlung unter dem Titel: «Ein Ereignis auf dem Gebiete der altaischen Sprachforschung» vor, welche im 51. Heft des «Értesitő» erschien. In derselben Sitzung las das corresp. Mitgl. *Bernhard Munkácsi* eine Dissertation unter dem Titel: «Die urgeschichtlichen Zeugnisse der ungarischen Metallnamen», welche auszugsweise im 51. Heft des «Értesitő erschien. Am 5. März las das Ehrenmitglied Graf *Géza Kuun* seine Abhandlung: «Der Text des Gurdezi über die Magyaren» vor, welche auszugsweise im 52. Heft des «Értesitő» erschien. Am 9. April las das ord. Mitgl. *Sigmund Simonyi* seinen Antrittsvortrag: «Wortcombination und Wortbildung» vor, welcher im Jahrg. 1894. der «Nyelvtudományi Közlemények» und auszugsweise im 56. Hefte des «Értesitő» erschien. Am 4. Juni las das corresp. Mitgl. *Johann Csengeri* die Abhandlung des corresp. Mitgl. *Anton Bartal* «Ueber das Wörterbuch der mittelalterlichen Latinität in Ungarn» vor, welche im 57. Heft des «Értesitő» erschien. In derselben Sitzung las das corresp. Mitgl. *Josef Szinnyei* seine Abhandlung «Worterklärungen» vor, welche im «*Magyar*

*Nyelvőr*» (Ungarischer Sprachwart) in der Serie: «Walachische Lehnwörter im Ungarischen» erschien. Am 8. October las das ord. Mitglied Ignaz *Goldziher* seinen Bericht über den in Genf abgehaltenen X. internationalen Orientalisten-Congress, welchen das 60. Heft des Értesitő abdruckte. Am 5. Nov. las das corresp. Mitgl. *Géza Némethy* seinen Antrittsvortrag: «Textkritische Beiträge zu Firmicus Maternus» vor, der auszugsweise im 60. Heft des «Értesitő» und vollständig unter dem Titel: Novæ emendationes in Firmicum Maternum astrologum» im 1895-er Jahrg. des «Egyetemes philologiai közlöny» (Allgemeines Organ für Philologie) erschien. In derselben Sitzung besprach das corresp. Mitgl. *Julius Nagy* die neuerlich entdeckten Theile des «Königsberger Fragments»; die Besprechung erschien im 61. Heft des «Értesitő».

In den Plenarsitzungen wurden seitens der I. Classe von folgenden Mitgliedern, als Referenten der Preisrichter-Commissionen, Berichte verlesen: Am 19. März las das corresp. Mitgl. *Josef Bánóczi* seinen Bericht, als Referent der Preis-Jury über die Concurrenz um den *Graf Josef Telekischen Dramenpreis*, welcher im 52. Hefte des «Értesitő» erschien. (Die übrigen Mitglieder der Jury waren: seitens der Akademie das ord. Mitgl. *Anton Zichy* und der corresp. Mitgl. *Eugen Rákosi*, seitens des Nationaltheaters dessen Mitglieder *Emerich Szacsvay* und *Eduard Ujházy*.) Das corresp. Mitgl. *Karl Vadnai* las seinen Bericht als Referent der Preis-Jury über die *Concurrenz um den Graf Guido Karácsonyi'schen Lustspielpreis*, welcher im 52. Hefte des «Értesitő» erschien. (Die übrigen Jury-Mitglieder waren: Ehrenmitgl. *Moritz Jókai*, ord. Mitgl. *Gustav Heinrich*, corresp. Mitgl. *Johann Csengeri* und *Josef Szigeti*.) Der Bericht des ord. Mitgl. *Paul Gyulai* als Referenten der Preis-Jury über die *Concurrenz um den Farkas-Raskó-Preis für ein patriotisches Gedicht* erschien im 52. Heft des «Értesitő». (Die übrigen Jury-Mitglieder waren: ord. Mitgl. *Emil Ponori-Thewrewk* und corresp. Mitgl. *Alexander Baksay*.) Am 29. October las das ord. Mitgl. *Zoltan Beöthy* seinen Bericht als Referent der Preisrichtercommission über die *Concurrenz um den Péczely-Preis für Romane*, welcher im 59. Heft des «*Értesitő*» erschien. (Die übrigen Preisrichter waren: das ord. Mitglied *Paul Gyulai* und das corresp. Mitgl. *Árpád Berczik*.)

* * *

Die II. oder *Philosophisch-Historisch-Socialwissenschaftliche Classe* hat neun öffentliche Classensitzungen, ebensoviele ordentliche und zwei außerordentliche geschlossene, zusammen 20 Sitzungen gehalten.

In den öffentlichen Sitzungen haben 14 Akademie-Mitglieder und zwei Gäste im Ganzen 18 Abhandlungen zum Vortrag gebracht, von welchen zwei auf die Gruppe der philosophischen, neun auf die der

Socialwissenschaften und sieben auf die der historischen Wissenschaften entfallen.

a) *Aus dem Bereiche der philosophischen Wissenschaften* las das corresp. Mitgl. *Bernhard Alexander* am 12. März eine Abhandlung des Berner Universitätsprofessors *Ludwig Stein* unter dem Titel: «Das Grundgesetz der Geistesgeschichte», am 12. October aber eine Studie des Gastes *Sigmund Reichardt* unter dem Titel: «Das moralische Gefühl».

b) *Aus dem Bereiche der socialen Wissenschaften* gelangten folgende Abhandlungen zum Vortrag: Am 15. Jänner las das ord. Mitgl. *Alexander Hegedüs* als Antrittsvortrag seine Abhandlung: «Das Steuer-Ideal aus wissenschaftlichem und practischem Gesichtspunkte», welche in der Serie der «Abhandlungen aus dem Kreise der socialen Wissenschaften» erschien. Am 12. Februar las das corresp. Mitgl. *Franz Nagy* seinen Antrittsvortrag: «Das ungarische Seerecht», welcher unter den socialwissenschaftlichen «Abhandlungen» erschien; am 12. März las das corresp. Mitgl. *Julius Vargha* eine Gastabhandlung von *Zoltan Ráth* unter dem Titel: «Unser wissenschaftlicher Fortschritt und das Proletariat» vor. Am 16. April hielt das ord. Mitgl. *Josef Jekelfalussy* seinen Antrittsvortrag unter dem Titel: «Unsere Intelligenz und das Magyarenthum», welcher in der «Közigazgatási és közgazdasági szemle» (Revue für Verwaltung und Volkswirtschaft) erschien, und das corresp. Mitgl. *Béla Földes* seinen Antrittsvortrag: «Beiträge zur Frage des ungarischen Fideicommisses» vor. Am 15. October las das corresp. Mitgl. *Jakob Pólya* als Antrittsvortrag seine Abhandlung: «Die sociale Frage» vor, welche in der «Revue für Verwaltung und Volkswirtschaft» erschien, und das corresp. Mitgl. *Alexander Matlekovics* seine nachher selbständig erschienene Abhandlung: «Ungarns Staatshaushaltung in den Jahren 1869—1893». Am 10. December hielt das corresp. Mitgl. *Zoltan Ráth* seinen Antrittsvortrag: «Volkswirtschaft und Ethik», welcher selbstständig erschien, und das corresp. Mitgl. *Ladislaus Fayer* seinen nachher unter den socialwissenschaftlichen «Abhandlungen» erschienenen Antrittsvortrag: «Der Schutz des Heims im ungarischen Strafrecht».

c) *Aus dem Bereiche der historischen Wissenschaften* kamen folgende Abhandlungen zum Vortrag: Am 15. Jänner las das corresp. Mitgl. *Heinrich Marczali* als Antrittsvortrag seine Abhandlung: «Allgemeine und nationale Geschichte». Am 12. Februar las das corresp. Mitgl. *Ignaz Acsády* seine sodann separat erschienene Abhandlung: «Unterthanenbesteuerung in der Zeit Königs Maximilian». Am 16. April las das ord. Mitgl. *Ladislaus Fejérpataky* als Antrittsvortrag seine Studie: «Die Urkunden des Königs Stephan II.», welche in den «Abhandlungen aus dem Bereiche der historischen Wissenschaften» erschien. Am 21. Mai hielt das corresp. Mitglied *Ignaz Acsády* einen Vortrag: «Alte ungarische Besitzverhältnisse.» Am 11. Juni würdigte das ord. Mitgl. *Josef Hampel* unter dem Titel: «Robert

Fröhlich's Andenken» die Verdienste des corresp. Mitgl. *Robert Fröhlich* auf dem Gebiete der Epigraphik und Archæologie. Am 12. November las das corresp. Mitgl. *Victor Myskovszky* «Ueber die Denkmäler unserer Holzbaukunst», der Gast *Remigius Békefi* aber über «König Mathias Hunyady als Reformator des Zisterzienser-Ordens».

* * *

Die III. oder *Mathematisch-Naturwissenschaftliche Classe* hielt eilf öffentliche und neun geschlossene, zusammen zwanzig Sitzungen, über welche das eigene deutsche zeitschriftliche Organ dieser Classe: «Mathematische und Naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn» eingehend berichtet.

* * *

*In den Plenarsitzungen der Akademie* hielten Denkreden: Am 29. Jänner 1894 das corresp. Mitgl. *Andreas György* auf das corresp. Mitglied Baron *Gabriel Kemény*, am 26. Februar das ord. Mitgl. *Karl Szász* auf das corresp. Mitgl. *Wilhelm Győry*, am 30. April das Ehrenmitgl. *Theodor Margó* auf das ausw. Mitgl. *Sir Richard Owen*, am 28. Mai das ord. Mitglied *Thomas Vécsey* auf das ord. Mitgl. *Gustav Wenzel*, am 25. Juni das ord. Mitgl. *Lorenz Tóth* auf das corresp. Mitgl. *Karl Vajkay*, am 29. October das ord. Mitgl. *Ludwig Láng* auf das corresp. Mitgl. *Béla Grünwald*, am 26. November das ord. Mitgl. *Alexander Szilágyi* auf das ord. Mitgl. *Franz Salamon*, am 17. December das ord. Mitgl. *Emil Thewrewk de Ponor* auf das ord. und Directionsrathsmitgl. *Paul Hunfalvy*.

Von den sonstigen Gegenständen der Plenarsitzungen sind die folgenden hervorzuheben: Am 29. Jänner 1894 wurde der Brief des ord. und Directionsrathsmitgl. *Maurus Jókai* verlesen, in welchem er die Akademie verständigt, dass er anlässlich der 50. Jahreswende des Beginnes seines schriftstellerischen Wirkens zur Vermehrung des Stammkapitals der Akademie ein Stiftung von 2000 Kronen macht. Das Landesvertheidigungs-Ministerium erneuerte auch für dieses Jahr seine Pränumeration auf 100 Exemplare der «Kriegsgeschichtlichen Mittheilungen» (Hadtörténelmi Közlemények).

Es wurde gemeldet, dass die Akademie auf der zum Zweck der Abfassung der Geschichte der ungarischen Landwirtschaft abgehaltenen Conferenz durch die ord. Mitgl. *Julius Pauler* und *Alexander Hegedüs* und die corresp. Mitgl. *Ignaz Acsády* und *Heinrich Marczali* vertreten wurde.

Der Dank des Präsidenten der Andrássy-Denkmal-Commission für die Ueberlassung des Prunksaales und der Säulenhalle des Akademiepalastes wurde zur Kenntnis genommen.

In die Commission zur Antragstellung über den *Bródy-Preis* entsand-

ten: die II. Classe unter dem Vorsitze des Ehrenmitgliedes *Koloman Tisza* das ord. Mitgl. *Alexander Hegedüs* und das corresp. Mitgl. *Viktor Concha*, die I. Classe das Ehrenmitgl. *Anton Zichy* und das ord. Mitgl. *Paul Gyulai*.

Die Gutachten-Commission betreffend den *Stephan Szilágyi-Preis* constituierten die II. Classe aus den ord. Mitgl. *Alexander Szilágyi* und *Ladislaus Fejérpataky* und dem corresp. Mitgl. *Ignaz Acsády*.

Am 26. Februar machte die *Historisch-Archaeologische Gesellschaft des Komitates Csanád* in Betreff der Monographie des Komitates eine Repräsentation, in welcher der Akademie in Betreff der abzufassenden Monographie vollständig freie Hand gegeben und auch die Beurtheilung des Werkes übertragen wird.

Die Wahl des corresp. Mitgl. *Ludwig Bánóczi* ferner der Herren *Gedeon Pecz, Maurus Szilasi* und *Julius Zolnai* in die *Sprachwissenschaftliche Commision* wurde bestätigt.

Am 19. März wurden die Referate über die 1893-er Concurrenzen um den *Teleki-*, *Karácsonyi-* und *Farkas-Raskó*-Preis verlesen.

Der Antrag der II. Classe betreffend die bezüglich der Auswahl der auf Ungarn bezüglichen Acten des Wiener sogenannten Hofkammerarchivs und der Einverleibung derselben in das ungarische Landesarchiv zu unternehmenden Schritte wurde angenommen. Der *Brief Jakob Pollak's*, in welchem derselbe zum Andenken seines älteren Bruders *Heinrich Pollak* eine Preisstiftung von 6000 fl. macht, wurde verlesen.

In der außerordentlicher Plenarsitzung am 28. März machte der Präsident anlässlich des Ablebens des großen Sohnes des Landes *Ludwig Kossuth* eine Vorlage.

Am 30. April wurde die Beileidsadresse der serbischen Geologischen Gesellschaft anlässlich des Ablebens des ord. Mitgl. *Josef Szabó* verlesen. Die Resignation des Grafen *Anton Széchen* auf seine Ehren- und Directionsrathsmitgliedschaft der Akademie wurde zur Kenntnis genommen. Der Cardinal-Erzbischof *Claudius Vaszary* dankt in einer Zuschrift für seine Wahl zum Directionsrathsmitgliede und sendet der Akademie zur Förderung ihrer Zwecke 10.000 Kronen. Das Ansuchen des Kultus- und Unterrichtsministers um materielle Unterstützung des in Vorbereitung befindlichen Mittelschul-Kunstwörterbuches wurde der Aufmerksamkeit aller drei Classen empfohlen. Das *Komitat Szabolcs* drückte der Akademie seinen Dank für die zum Besten des Bessenyei-Denkmals veranstaltete Kollekte aus.

Der Antrag der I. Classe betreffend die Erwerbung des in der *Königsberger* Universitätsbibliothek verwahrten alten ungarischen Sprachdenkmals aus dem 14. Jahrh. wurde angenommen. Die Akademie fordert zu ihrer Vertretung bei dem in Genf abzuhaltenden internationalen Orientalisten-Congress das Ehrenmitgl. *Graf Géza Kuun* und das ord. Mitgl. *Ignaz Goldziher* auf.

Am 28. Mai meldete der Präsident das Ableben des Directionsrathsmitgl. Baron *Nikolaus Vay*. Der Handelsminister sagt der Akademie für die freundliche Ueberlassung des Prunksaales des Akademie-Palastes zur Ausstellung der Brücken-Pläne schriftlich Dank. Zwei Legate — 10,000 fl. von Karl Ács und 5 fl. von Johann Szikora — werden angemeldet.

Am 25. Juni begrüßte der Vicepräsident *Karl Szász* den Herrn Präsidenten anlässlich seiner Ernennung zum Minister für Kultus und Unterricht. Das ord. Mitgl. *Sigmund Simonyi* wurde in die *literarhistorische Commission* gewählt. Auf Antrag der Historischen Commission wurde Dr. *Samuel Borovszky* mit der Abfassung der *Monographie des Komitates Csanád* betraut. Zum Zwecke der geschäftsordnungsmäßigen Textierung der *Rudics-Stiftung* werden die ord. Mitgl. *Julius Pauler* und *Thomas Vécsey* ernannt. Die Entsendung der ord. Mitgl. *Ludwig Láng, Thomas Vécsey, Josef Jekelfalussy* und der corresp. Mitgl. *Julius Vargha, Zoltan Ráth* und *Jakob Pólya* zu Vertretern der Akademie beim internationalen Congress für Hygiene und Demographie wurde zur Kenntnis genommen. *Franz Kovács*, der Herausgeber der Districtual-Diarien des 1893/4-er Reichstages, übersandte der Akademie 400 Exemplare dieses seines großen Werkes mit der Bestimmung, dass die dafür einlaufenden Geldbeträge solange kapitalisiert werden, bis der solcherweise sich bildende Fond 10,000 fl. erreicht, und trug zur Vermehrung dieses Fondes 2000 fl. in Barem bei.

Es wurde gemeldet, dass die Akademie bei der Enthüllungsfeier der Denktafel am Geburtshause des ord. Mitgl. *Johann Erdélyi* durch das ord. Mitgl. *Josef Lévay* und das corresp. Mitgl. *Géza Ballagi* vertreten wurde. Die Mittheilung, dass das Präsidium der Akademie gelegentlich der Feier des Andenkens von *Ignaz Semmelweis* zu Ehren der auswärtigen Mitglieder des Congresses jenen Brief, in welchem Semmelweis 1860 der Akademie seine große Entdeckung anmeldete, in Facsimile und französischer Uebersetzung herausgegeben habe, wurde zustimmend zur Kenntnis genommen. *Josef Balajthy* hat der Akademie 1 Dukaten, Graf *Josef Somssich* aber 100 fl. testiert.

Am 8. October sandte der Kultus- und Unterrichtsminister der Akademie seinen Dank für die von ihr zur Unterstützung des Ornithologischen Centrums votierten 500 fl. Das Directionsraths- und ord. Mitgl. *Wilhelm Fraknói* benachrichtigt die Akademie, dass er in Rom ein Ungarisches Historisches Institut gegründet habe, stellt derselben eine Stelle in demselben zu ihrer Verfügung und erbittet sich ihre Mitwirkung für die Feststellung der Organisation des Instituts. *Julius Forster* machte auf den Namen des *Primas Johann Scitovszky* eine aus Regalablösungsobligationen im Nennwerte von 15,000 fl. bestehende Stiftung. Die eingelaufenen Concurrenzen der für den *Graf Teleki-, Bánffy-, Bulyovszky-, Farkas-Raskó-, Dóra-, I. Ung. Allg. Assecuranz-Gesellschafts-, Max Beck-* und

(zweifachen) *Christine Lukács*-Preis wurden vorgelegt und zum Zwecke der Beurtheilung den competenten Classen zugewiesen.

Am 29. October wurde das Ergebnis der Roman-Concurrenz um den *Péczely-Preis* verkündet. Es wurde angemeldet, dass die *Széchenyi-Feier* der Akademie — mit einem *«Széchenyi und das ungarische Privatrecht»* betitelten Vortrage des ord. Mitgl. *Thomas Vécsey* — am 4. November stattfinden wird. Die III. Classe berichtete über das Ergebnis der offenen Concurrenz um den Christine-Lukács-Preis. Zur Besetzung der erledigten Oberbibliothekarstelle der Akademie wurde der Graf Telekischen Familie die Ernennung des ord. Mitgl. *August Heller* empfohlen. Als Preisrichter wurden für die *Teleki*-Concurrenz das Ehrenmitgl. *Anton Zichy*, das ord Mitgl. Gustav *Heinrich* und das corresp. Mitgl. *Eugen Rákosi*, für die *Bánffy*-Concurrenz das ord. Mitgl. *Paul Gyulai* und die corresp. Mitgl. *Josef Bánóczi* und *Karl Vadnai*, für die *Farkas-Raskó-Concurrenz* das ord. Mitgl. *Zoltan Beöthy* und die corresp. Mitgl. *Johann Csengeri* und *Alexander Baksay* aufgefordert. Zur Abgabe eines Gutachtens in Betreff der Autoren-Honorare wurden die ord. Mitglieder *Paul Gyulai*, *Julius König*, *Emerich Pauer*, *Koloman Szily*, *Sigmund Simonyi* und *Thomas Vécsey* entsendet. In die Commission für die geschäftsordnungsmäßige *Tertierung der Rudics-Stiftung* wurden seitens der III. Classe die ord. Mitgl. *Julius König* und *Koloman Szily* entsandt. In die mathematisch-naturwissenschaftliche Commission wurde das corresp. Mitgl. *Béla Inkey*, in die Bibliothekscommission aber das ord. Mitgl. *Vincenz Wartha* gewählt.

Am 26. November wurde der Bericht des ord. Mitgl. *Thomas Vécsey* über die *Hornyik-Feier* verlesen, bei welcher er die Akademie vertrat. Der Bericht der zum Zwecke der neuerlichen Regelung der Autoren-Honorare entsandten Commission wurde angenommen und dessen Einverleibung in die Geschäftsordnung beschlossen. Ebenso wurde der Antrag der III. Classe betreffend die Classen-Publicationen angenommen und dessen Einschaltung in die Geschäftsordnung angeordnet. Der *Christine-Lukács-Preis* wurde auf Grund des Berichtes der Preisrichtercommission dem *«Magyar Hang- és Alaktan»* (Ungarische Laut- und Formenlehre) betitelten Werke von *Josef Simonyi* und *Josef Balassa* ausgefolgt. Der Bericht *Ignaz Kurländer's* über seine im Auftrage der Akademie ausgeführten erdmagnetischen Aufnahmen wurde zur Kenntnis genommen. Die 12,500 fl. Stiftung *Julius Forster's* auf den Namen *Johann Forster's* und die Legate weiland *Anastasius Tomori's* von 10,000 fl. und *Mayer Krausz* von 1000 fl. wurden angemeldet.

Am 17. December wurde die Wahl *Karl Tagányi's* in die *Historische Commission* angemeldet und bestätigt.

Die Akademie hat im Jahre 1894 zu folgenden Feierlichkeiten Einladungen erhalten: *a)* zu dem Anfang September in Genf abzuhaltenden internationalen Orientalischen Congresse; *b)* zu der von der Kisfaludy-Gesell-

schaft am 5. Mai 1894 veranstalteten Feier der hundertsten Jahreswende des Geburtstages des Romanciers Baron *Nikolaus Jósika*; *c)* von der Geographischen Gesellschaft zu dem im J. 1896 in Budapest abzuhaltenden geographischen Landescongress; *d)* zu der von der «E. M. K. E.» (Siebenbürger Ungarischer Kultur-Verein) am 3. Juni gehaltenen Generalversammlung; *e)* von der Stadt Baja zur Enthüllungsfeier der Statue des Dichters *Koloman Tóth*; *f)* zu dem in Budapest abzuhaltenden internationalen Congress für Hygiene und Demographie; *g)* zu der in Fünfkirchen abgehaltenen Wanderversammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher; *h)* zu den Sitzungen der in Wien tagenden Wanderversammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher; *i)* zu den Sitzungen des Brüsseler Congresses für angewandte Chemie; *j)* zu der in Kecskemét stattfindenden Enthüllungsfeier der Denktafel für *Hornyik*; *k)* zur Enthüllungsfeier der Denktafel am Geburtshause *Johann Erdélyi's* in Kapos.

* * *

Der *Directionsrath* hat 1894 zwei Sitzungen gehalten. Die wichtigeren Beschlussfassungen desselben waren die folgenden:

In der am 18. Februar gehaltenen Sitzung machte der Generalsecretär folgende Vorlagen: Die am 31. December 1893 abgeschlossene Vermögens-Bilanz der Akademie seitens des das Vermögen der Akademie verwaltenden Ungarischen Bodenkreditinstituts, das Verlust- und Gewinn-Conto, den Ausweis der Wertpapiere, der Vermächtnisse und neuen Stiftungen, den Ausweis der Einnahmen und Ausgaben, die Specification der Forderungen, die Detaillierung der auf dem Ausgabenconto vorkommenden gemischten Ausgaben. Zur Prüfung derselben wurden unter dem Präsidium des Grafen *Béla Széchenyi* die Directionsrathsmitglieder *Josef Szabó* und *Karl Than* ersucht. Die Rechnungen des Anwalts wurden in Ordnung befunden. Die 1893-er Rechnung des Herrn *Valentin Becske*, welcher auf Ersuchen der Akademie die Aufsicht über *Széphalom* übernommen hatte, wurde mit Ausdruck des Dankes gutgeheißen. Verlesen wurde die Zuschrift des Erzbischofs von Kalocsa, *Georg Császka*, welcher die Akademie verständigt, dass er das von Michael Munkácsy gemalte Porträt des Cardinal-Erzbischofs *Ludwig Haynald* dem Porträtsaal der Akademie schenke, wofür ihm der Directionsrath protocollarisch innigst Dank sagt. Der Director der Landes-Bildergallerie bietet für das von Johann Temple gemalte und im Besitz der Akademie befindliche Porträt des Grafen *Melchior Lónyay* die Copie der zeitgenössischen Porträts *Nikolaus Révay's* und *Johann Bacsányi's*, sowie für das im Bibliotheksaal der Akademie befindliche zeitgenössische Porträt *Mihael Czirjék's* die treue und künstlerische Copie desselben an. Das Anerbieten wurde angenommen. Der Anwalt der Akademie meldete jene Verlassenschafts- und sonstigen Angelegenheiten, welche seit der Ein-

reichung des vorjährigen allgemeinen anwaltlichen Berichtes in Manipulation genommen wurden, und zwar: *a)* die mit den *Tasner'schen Erben* getroffene definitive Regelung in Betreff des geistigen Nachlasses des Grafen Stephan Széchenyi; *b)* die *Klara Sréter'sche* Verlassenschafts-Angelegenheit, bei welcher die Akademie mit einem Legat von 500 fl., *c)* die *Josef Barsi'sche*, bei welcher dieselbe ebenfalls mit 500 fl.; *d)* die *Aloys Szalay'sche*, bei welcher dieselbe mit einem Legat von 1000 fl. interessiert ist; endlich *e)* die *Karl Horváth*- und Graf *Anton Sztáray'sche* Verlassenschaftsangelegenheit, bei welchen die Akademie nur mit bedingten Vermögensansprüchen interessiert ist; ferner den Einlauf des 1000 fl. Legates *Aloys Szalays* und die Abwickelung der Verlassenschaft weiland Baron *Josef Rudics*. Das Ansuchen der Vormundschaft der unmündigen Erben nach *Leona Szucsics* um Ermäßigung der Zinsen des rückständigen Forderungsbetrages 1600 fl. von 6% auf 5% wurde bewilligt.

In der am 3. Mai gehaltenen Directionsrathssitzung wurde Graf *Theodor Andrássy* zum Directionsrathsmitglied gewählt. Der Anwalt meldete, dass aus dem Nachlasse des B. *Josef Rudics* 93,192 fl. 93 kr. in die Casse eingeflossen seien. Bezüglich der Verwertung der mit dem *Opitzky'schen* Nachlasse in das Eigenthum der Akademie gelangten Lose wurde beschlossen, bis zum Zustandekommen einer Uebereinkunft mit den beiden anderen mit der Akademie den Nachlass theilenden Institute die Lose aufzubewahren.

In diesen Sitzungen wurden die folgenden neuen Spenden und Stiftungen angemeldet:

| | |
|---|---|
| Die Stiftung *Maurus Jókai's* (2000 Kronen) ... ... ... | 1,000 fl. — kr. |
| « « des Cardinalfürstprimas *Klaus Vaszary* | 5,000 « — « |
| « « *Julius Forsters* auf den Namen des Fürstprimas Johann Scitovszky ... ... ... | 15,000 « — « |
| « « *Julius Forster's* auf den Namen Johann Forster's ... ... ... ... ... ... ... | 12,500 « — « |

## II. Ständige Commissionen.

1. Die *Sprachwissenschaftliche Commission* hat sich 1894 zumeist mit der Discussion der umgearbeiteten *Rechtschreibungs-Regeln* befasst. Ihre Sitzungen wurden in der Regel von der eingehenden Besprechung des Operates der Sub-Commission in Anspruch genommen, so dass die Verhandlung bis zum Ende des Jahres gar nicht beendigt werden konnte, und die Commission ihr Operat erst im Jahre 1895 der I. Classe vorzulegen in der Lage sein wird.

Von der Zeitschrift der Commission, der von *Sigmund Simonyi* redigierten «*Nyelvtudományi Közlemények*» (Sprachwissenschaftliche Mittheilungen) ist in diesem Jahre der 24. Band erschienen. Von dem Inhalte desselben betreffen die ungarische Sprachforschung: *Sigmund Simonyi's* Abhandlung «Ueber Wortcombination und Wortbildung», *Moriz Szilasi's* Abhandlung «über factitive und momentanzeigende Zeitwortbildung» und *Josef Balassa's* Artikelreihe «Zur Geschichte der Vocale» (Probe aus seiner preisgekrönten «Ungarischen Lautlehre»). Dem Bereiche der vergleichenden Sprachforschung gehören an: *Bernhard Munkácsi's* Studien über zwei vogulische Dialecte und uber die urzeitlichen türkisch-arischen Sprachberührungen; *Josef Szinnyei's* Studie zur tscheremissischen Lautlehre. In den Bereich der indogermanischen Sprachforschung fällt *Stephan Hegedüs'* Abhandlung «Ueber die Syntax der absoluten Casus». Eine erfreuliche Zunahme zeigen in diesem Bande die Bücheranzeigen, insbesondere die Anzeigen ausländischer sprachwissenschaftlicher Werke. Alledem fügte der Redacteur eine Allgemeine Bibliographie hinzu.

Von der anderen seitens der sprachwissenschaftlichen Commission subventionierten Zeitschrift, dem «*Magyar Nyelvőr*» (Ungarischer Sprachwart) erschien in diesem Jahre unter der Redaction *Gabriel Szarvas'* der 23. Band. Aus dem Inhalte desselben sind hervorzuheben: *Josef Szinnyei's* Artikelreihe «Ueber die walachischen Lehnwörter», *Josef Balassa's* «Ueber den slavonischen Dialect», *Franz Papp's* Artikel «Ueber die Sprache Baron Sigmund Kemény's» und *Johann Albert's* Artikelreihe «Ueber Gegenwart und Zukunft der ungarischen Sprache».

Von Josef Szinnyei's «*Magyar Tájszótár*» (Wörterbuch der ungarischen Provinzialidiome) sind 1894 drei Hefte (3—5) erschienen. Von ugrischen Publicationen ist fertig geworden *Bernhard Munkácsi's* Separatdruck: «*Die vogulischen Dialekte*». Unter der Presse waren und werden 1895 erscheinen: das letzte Heft von *Bernhard Munkácsi's* «*Votjakischem Wörterbuch*» und der letzte lexicalische Band von *Ignaz Halász'* «*Lappischer Sprachstoffsammlung*».

2. Die *Literarhistorische Commission* förderte im Jahre 1894/5 folgende Publicationen ans Licht: 1. von Franz Kazinczy's sämmtlichen Werken den V. Band der «*Correspondenz Franz Kazinczy's*», redigiert von *Johann Váczy*; 2. von *Josef Szinnyei's* «*Leben und Werke ungarländischer Schriftsteller*» das 26—31. Heft; 3. von den «*Irodalomtörténeti Közlemények*» (Literarhistorische Mittheilungen) den IV. Jahrgang; 4. «*Das Leben Stefan Horváth's*» von *Bartholomeus Vass*; 5. «*Gabriel Pesti's Novum Testamentum* oder *ungarische Uebersetzung der vier Evangelien aus dem Jahre 1536*» in Facsimile-Ausgabe mit literarhistorischen Anmerkungen.

3. Die *Classisch-philologische Commission* hat 1894 ihre Sammlung «*Griechische und lateinische Classiker in ungarischer Uebersetzung*» mit

dem III. Bande der Herodotus-Uebersetzung (Buch VII—IX umfassend) fortgesetzt, die übrigen für diese Sammlung eingelaufenen Uebersetzungen recensieren und ausbessern lassen.

Ferner hat dieselbe die Vorarbeiten zum «*Wörterbuch der ungarländischen Latinität*» eifrig fortsetzen lassen. Der Bericht über den Plan des Werkes ist im «*Egyetemes Philologiai Közlöny*» (Allgemeine philologische Zeitschrift) Jahrg. XVII. S. 417. ff. und der Bericht über die Redaction desselben im «*Akademiai Értesitő*» (Anzeiger der Akademie) 1895. S. 147 ff. erschienen.

Von der im Auftrage der Classisch-philologischen Commission und des Ausschusses der Budapester philologischen Gesellschaft mit Subvention der Ung. Akademie herausgegebenen philolog. Zeitschrift «*Egyetemes Philologiai Közlöny*» (Allg. philolog. Zeitschr.) ist der 18. Jahrg. erschienen.

4. Die *Historische Commission* hat im Jahre 1894 *neun* Sitzungen gehalten und zwar am 5. Jänner, 8. Februar, 3. März, 7. April, 12. Mai, 18. Juni, 6. October, 3. November und 22. November. Sie hat im Bereiche ihrer Thätigkeit im Anschluss an ihr eigenes planmäßiges Arbeitsprogramm auf alle Perioden der vaterländischen Geschichte Rücksicht genommen und nach Maßgabe der ihr zur Verfügung stehenden Mittel getrachtet, die geschriebenen Quellen der Landesgeschichte sowohl zu sammeln, als auch zu publizieren, ja zum Theil auch durch Aufarbeitungen bekannt zu machen.

Im Jahre 1894 sind in ihren Editionen folgende Werke erschienen:

1. Unter Redaction des Commissionsmitgliedes *Alexander Szilágyi* der 17. Band der *Erdélyi Országgyülési Emlékek* (Siebenbürgische Reichstags-Denkmäler), welcher die Reichstagsacten der Jahre 1679—1682 mit entsprechenden orientierenden Einleitungen im Umfange von 31 Druckbogen enthält.

2. Als Fortsetzung der «*Monumenta*» der 33. Band der II. Section (Schriftsteller) ungarisch-historische Jahrbücher und Diarien aus dem 16—18 Jahrh. enthaltend. Der 40 Druckbogen füllende Band enthält, vom Commissionsmitgliede *Alexander Szilágyi* redigiert, die historischen Ueberbleibsel und Aufzeichnungen *Lestár Gyulaffy's*, welche besonders bezüglich der ersten Jahre des 17. Jahrh. zahlreiche wertvolle Daten bieten; einen überwiegend großen Theil des Bandes füllte das vom Commissionsmitglied *Julius Nagy* redigierte, mit Anmerkungen und Glossen begleitete ungarische Tagebuch des *Ambrosius Keczer de Lipócz* aus den Jahren 1663—1669. Der Schluss des Bandes enthält die Beschreibung der 1708—1709 gemachten Reise des Superintendenten Daniel Krmann in Rußland nebst ausführlicher Biographie des letzteren von den Herausgebern *Ferdinand Mencsik* und *Johann Kluch*.

3. Vom Preßburger Hauptmann-Auditor Dr. *Johann Király* erschien «*Das Preßburger Stadtrecht im Mittelalter*», welches auf Grund sorgfältiger

Archiv- und sonstiger Quellenstudien ein Bild von den mittelalterlichen Stadtrechten, überhaupt vom Städteleben im Mittelalter giebt und 29 Druckbogen füllt.

4. Von Dr. *Desider Csánki's* großem Werke: «*Historische Geographie von Ungarn im Zeitalter der Hunyadi*», der verdienstlichen Fortsetzung des großen Werkes: «*Das Zeitalter der Hunyadi*» vom Grafen *Josef Teleki*, ist auch der zweite Band erschienen, welcher auf 54 dicht gedruckten Bogen die Topographie, Burgen, Städte, Dörfer, Grundbesitzerfamilien, man kann sagen die gedrängte Monographie von 12 Komitaten enthält. Das mit riesiger Arbeit, Kritik und Datenreichthum verfasste Werk bietet ein klares und verlässliches Bild von den Territorialverhältnissen Ungarns im 16. Jahrh. und bildet ein unentbehrliches Hilfsbuch für jede Komitatsmonographie. Die Herstellungskosten deckt die Commision, während die Classe für das Honorar sorgt.

5. Die Zeitschrift der Commission «*Történelmi Tár*» (Historisches Magazin), welche unter Mitwirkung der Historischen Gesellschaft erscheint, hat im Jahre 1894 auf 48 Druckbogen instructives und wertvolles historisches Material besonders aus den 16—19. Jahrh. veröffentlicht.

6. Die der historischen Commission zur Verfügung stehenden jährlichen 400 fl. Zinsen der Flor'schen Stiftung hat dieselbe im Jahre 1894 für die Herausgabe des Werkes «*Bercsényi házassága*» (Bercsényi's Ehe) von *Koloman Thaly* verwendet, welches auf 13 Druckbogen das gleichbetitelte historische Lied *Paul Köszeghy's* aus dem Jahre 1695 nach der in der Graf Krassinskischen Bibliothek in Warschau vorhandenen einzigen Handschrift mit entsprechenden Einleitungen und Anmerkungen enthält und als Anhang ein «Actio curiosa» betiteltes ungarisches historisches Bühnenstück aus dem Jahre 1678 bringt.

Solcherweise hat die historische Commission im Jahre 1894 die ungarische historische Literatur mit historischen Werken im Umfange von 215 Druckbogen bereichert. Nur äußere Umstände haben sie verhindert, noch mehr zu publicieren.

So befinden sich unter der Presse, und zwar großentheils der Vollendung nahe, folgende in das Arbeitsprogramm des Jahres 1894 aufgenommene Werke:

1. Der erste Band von *Wilhelm Fraknói's* Geschichte des königlichen Patronatsrechtes.

2. Ebenfalls von *Wilhelm Fraknói* der zweite Band der auf die auswärtigen Angelegenheiten bezüglichen Correspondenzen des Königs Mathias Corvinus, enthaltend die Correspondenzen aus den Jahren 1480—1490 nebst Nachträgen und Index.

3. Das zweite Heft der Copiensammlung der historischen Commission von *Leopold Óváry*.

4. Der elfte Band der «Magyar Országgyülési Emlékek» (Ungarische Reichstags-Denkmäler) von *Árpád Károlyi.*

Andere in das 1894-er Arbeitsprogramm der Commission aufgenommene Publicationen, wie: der 4. Band der Geschichte der gräfl. Bercsényischen Familie, das Diplomatarium der Familie Blagaj, konnten — weil nicht vollendet — nicht in Druck gegeben werden. Die Herausgabe der auf Bosnien und die Herzegovina bezüglichen Monumenta historica erlitt eine kleine Verzögerung wegen der mit dem k. u. k. gemeinsamen Finanzministerium als Verleger nicht zum Abschluss gediehenen vortheilhaften Unterhandlungen. Der zum alten *Magyar Történelmi Tár* (Ung. Histor. Magazin) von *Ferdinand Kovách* zu redigierende Index aber kann vorläufig wegen dazwischengekommenen Ablebens des genannten Redacteurs nicht erscheinen.

Aehnlicherweise hat das Erscheinen der Fortsetzung des «Anjoukori Okmánytár» (Diplomatarium der Anjou-Periode) einige Verzögerung erlitten, weil am 5. Mai 1894 der verdienstvolle Redacteur desselben, ord. Mitgl. *Emerich Nagy*, dem wir die besten, genauesten Urkunden-Publicationen verdanken, uns durch den Tod entrissen wurde. Die Commission hat unverweilt die nöthigen Anstalten getroffen, in den Besitz der im Nachlasse des Verstorbenen vorfindlichen, für die Fortsetzung des Anjoukori Okmánytár unentbehrlichen Copien zu gelangen, und mit der Fortsetzung das Commissionsmitglied *Julius Nagy* betraut. Ebenso hat sie dafür gesorgt, dass die Materialsammlung für den geplanten «*Zsigmondkori Okmánytár*» (Diplomatarium der Sigmund-Periode) keine Stockung erleide.

Für ihre Copiensammlung hat sie vom Commissionsmitglied *Ludwig Thallóczy* ein wertvolles Geschenk erhalten, bestehend in folgenden zwei umfangreichen Sammlungen: 1. die auf die Rákóczi-Bewegungen in den Jahren 1707—1708 bezüglichen Briefe des aus Holland stammenden russischen vertraulichen Gesandten *Huissen*; 2. die auf die Verbindung mit dem Hause Habsburg bezügliche Correspondenz. Durch Vermittlung desselben Mitgliedes hat die Commission wertvolle Copien aus Friaul erhalten.

Wie seit Jahren, hat die Commission auch 1894 das anerkennenswerte Unternehmen der historischen Gesellschaft «*Történelmi Életrajzok*» (Historische Biographien) materiell unterstützt; ferner das Erscheinen des wertvollen Werkes des Grafen *Géza Kuun* «Relationum Hungarorum cum Oriente historia antiquissima» durch Pränumeration von 100 Expl. ermöglicht.

Im Auftrage der Akademie besorgt die Commission theils unmittelbar, theils durch eine entsandte Subcommission die Angelegenheit der Millennial-Publication. Im Jahre 1894 hat sie den detaillierten Plan des Werkes nebst den beizulegenden Facsimiles festgestellt. Im Interesse des Werkes

hat sie Dr. *Rudolf Vári* nach Spanien entsandt, um dort eine in der Bibliothek des Escurial aufbewahrte, angeblich dem 10. Jahrh. angehörige Handschrift des byzant. Kaisers Leo des Weisen zu prüfen. Von Rom aber hat sie durch Vermittlung des Commissionspräses Wilh. Fraknói die Photographie der ältesten Handschrift von «De facto Ungariæ magnæ» erworben.

Sie hat in Form einer Denkschrift einen Entwurf ausgearbeitet, die in Hinkunft bei der Herausgabe der *«Országgyülési Emlékek»* (Reichstags-Denkmäler) zu befolgenden Modalitäten betreffend, wodurch ermöglicht werden soll, dass die Bände des wertvollen Unternehmens durch gleichzeitige Inangriffnahme mehrerer Serien in rascherer Aufeinanderfolge erscheinen können. Sie hat competenten Orts Schritte gethan, dass die in verschiedenen Wiener Archiven, besonders im Archiv des gemeinsamen Finanzministeriums vorhandenen Hungarica im Interesse der ungarischen Geschichtsschreibung dem ungarischen Landesarchiv einverleibt werden. Ferner hat sie von Erfolg gekrönte Schritte dafür gethan, dass vom Ministerium für Kultus und Unterricht zum Zwecke höherer geschichtswissenschaftlicher Ausbildung ein talentierter junger Forscher ein Reisestipendium für das Ausland erhalte, einer seit einigen Jahren unterbrochen gewesenen, früher mit gutem Erfolge geübten Gepflogenheit entsprechend.

Außerdem hat die Commission auch 1894 in zahlreichen von der Akademie und der II. Classe an sie gewiesenen Angelegenheiten Gutachten abgegeben. So hat sie das Statut der von Julius Forster auf den Namen des verstorbenen Fürstprimas Johann Scitovszky gemachten Stiftung textiert. Mit der Besorgung der Angelegenheit der historischen Monographie des Komitates Csanád betraut, hat die Commission die Details festgestellt und bezüglich der Abfassung des Werkes mit dem Fachmann Dr. Samuel Borovszky ein Vertrag geschlossen.

Sie hat in Angelegenheit der für den Bück-, Oltványi-, Ipolyi-, Péczely-Preis auszuschreibenden historischen Preisfragen Anträge gemacht, desgleichen betreffend die Verwendung der Zinsen der Konstantin Rökk'schen Stiftung. Außerdem hat sie über verschiedene, ihr direct eingereichte Werke und Fragen Fachgutachten abgegeben und den Plan ihrer künftigen Thätigkeit vorbereitet.

5. Die *Archaeologische Commission* hat im Jahre 1894 im Sinne eines älteren Beschlusses die Vorarbeiten zur Publication der Monographie eines der wichtigsten vaterländischen Bauwerke im Spitzbogenstil, des Kaschauer Domes, in Angriff genommen. Sie hat nämlich den Antrag des Leiters der Restauration des Kaschauer Doms, Prof. *Emerich Steindl's,* welcher ihr die bei ihm befindlichen architektonischen Aufnahmen des alten Doms zur Verfügung stellte, mit Dank angenommen, sowie auch dessen Vorschlag, dass unter seiner Leitung junge Fachmänner auf Grund dieser

Aufnahmen Federzeichnungen anfertigen sollen. Von dieser Arbeit sind im Jahre 1894 bereits 10 große Federzeichnungs-Bilder — 8 von Christian Lange und zwei von Otto Sztehlo — fertig geworden. Da im Plane der Monographie im Ganzen etwa 60 solche Zeichnungen im $^1/_5$—$^1/_{10}$—$^1/_{20}$ Maßstabe projectirt sind, steht die Commission vor einer sich Jahre hindurch erstreckenden Arbeit, für welche sie die nöthige Dotation bereits zusammengebracht hat.

Ebenfalls ein früherer Beschluss der Commission gelangte durch die Herausgabe des Prachtwerkes über den *Sarg Sankt Simeons von Zara* zur Ausführung. Dr. *G. A. Meyer* in Berlin, der gründlichste Kenner der Bildnerei des 14. Jahrh., übernahm bereitwilligst die Abfassung des Textes, welchen Dr. *Ladislaus Ebner* ins Ungarische übertrug. Das in einer, des bedeutsamen Gegenstandes würdigen Pracht angefertigte Werk mit vierzehn Abbildungs-Beilagen und 29 Textbildern erschien Ende 1894. Die Commission hofft, dass sich fortan auch die vaterländischen Schriftsteller mit diesem interessanten kunsthistorischen Gegenstand beschäftigen und über solche Probleme Licht verbreiten werden, welche dem ersten Monographen zu lösen noch nicht gelungen ist.

Außer diesem Prachtwerk konnte die Commission im Jahre 1894 ihr seit 1890 wegen Mangels an materieller Deckung unterbrochenes wissenschaftliches Unternehmen, die «*Archaeologiai Közlemények*» (Archæologische Mittheilungen), wieder mit der Herausgabe des 17. Bandes fortsetzen, welcher der engbemessenen Mittel wegen nur zwei Abhandlungen enthält: «Ueber das alte Baudenkmal von Dunaföldvár» von *Sigmund Szelle* und «Ueber das Czikóer Grabfeld aus der Zeit der Völkerwanderung» von *Maurus Vosinszky*; in beiden ist der Text von entsprechend zahlreichen Illustrationen begleitet.

Von der Zeitschrift der Commission, «*Archaeologiai Értesítő*» (Archæologischer Anzeiger) ist 1894 der 28. Jahrg. erschienen, in der alten Gestalt und im alten Umfang von fünf Heften zu je sechs Bogen, und sie hat im Verhältnis zum engen Raum nach Möglichkeit die vaterländische Archæologie repräsentiert, den ganzen Zeitraum von der Urzeit bis zum Anfang des 18. Jahrh. umfassend; außer archæologischen Beiträgen hat sie auch in die antike Epigraphik, sowie in die Numismatik des Alterthums und des Vaterlandes einschlagende Arbeiten publiciert. Die Zahl ihrer Mitarbeiter belief sich auf 55, worunter 44 einheimische, drei deutsche, ein russischer, ein dänischer, ein polnischer und ein französischer Fachmann. Den Wert des Gebotenen steigerten 53 Abbildungstafeln und 323 dem Text eingefügte Abbildungen. Die Clichés der in ihren Publicationen erschienenen Bilder pflegt die Commission mit größter Liberalität zum Gebrauch für wissenschaftliche Publicationen zu überlassen. Den umfassendsten Gebrauch machte von denselben die II. Classe, welche für den ersten Band ihrer Publication:

«Denkmäler des früheren Mittelalters» 304 St. Clichés in Anspruch nahm; desgleichen nahm Dr. *Ladislaus Réthy* für seine im Auftrage der Classe vorbereitete «Ungarische Numismatik» 190 Stück und acht andere Herausgeber und Schriftsteller 67 Stück in Anspruch.

Dagegen erhielt auch die Commission für ihre Publicationen Clichés geliehen, namentlich von der Redaction des «Müvészi Ipar» (Kunstgewerbe) und des «Mérnök- és Épitészeti Közlöny» (Zeitschrift für Ingenieure und Architekten); am meisten aber hat sie der Alterthümer-Section des Nationalmuseums zu verdanken, welche bereitwilligst ihren eigenen reichen Vorrath an Zeichnungen für die Publicationen der Commission überließ und außerdem für den Cliché-Vorrath der Commission in zweckmäßigen Schränken einen leichtzugänglichen Aufbewahrungsort zur Verfügung stellte.

Im Jahre 1894 hielt die Commission zwei Sitzungen; in der einen stellte sie ihren Jahres-Kostenvoranschlag fest, in der anderen erledigte sie auf ihre wissenschaftliche Publicationen bezügliche sämmtliche Angelegenheiten.

6. Die *Statistische und Volkswirtschaftliche Commission* hat unter reger Betheiligung ihrer inneren und äußeren Mitglieder ihre Sitzungen gehalten, in welchen sie theils über von der II. Classe im Sinne der Geschäftsordnung ihr zugewiesene Fragen berieth, theils die auf ihre eigenen Publicationen Bezug habenden Angelegenheiten erledigte.

Die 1894-er Thätigkeit der Commission zeigen bleibende Denkmäler an. In diesem Jahre gedieh jenes nöthige Unternehmen zur Vollendung, welches unter dem Titel «*Nemzetgazdasági Irók Tára*» (Magazin Volkswirtschaftlicher Schriftsteller) die hervorragendsten Erzeugnisse der sogenannten classischen volkswirtschaftlichen Literatur, die ewigen Wert besitzenden Werke der grundlegenden Meister dieses Zweiges der Wissenschaft in die ungarische Literatur verpflanzte. Die vollständige Reihe dieser Werke ist die folgende:

1. *David Hume's volkswirtschaftliche Studien.* Aus dem Englischen übersetzt von *Josef Kőrösi.*

2. *Aus den Werken von Quesnay und Turgot.* Aus dem Französischen übersetzt und mit Einleitungen versehen von *Adolf Fenyvessy.*

3. *David Ricards: Grundprincipien der Volkswirtschaft und des Steuerwesens.* Uebersetzt von *Ludwig Láng.*

4. *Johann Sismondi: Neuere Theorie der Volkswirtschaftslehre.* Uebersetzt von *Lukas Enyedi.* 2 Bände.

5. *Adam Smith: Untersuchung über die Natur und die Ursachen des National-Wohlstandes.* Uebersetzt von *Lukas Enyedi* und *Jakob Pólya* 5 Bücher in 4 Bänden.

Das «Magazin Volkswirtschaftlicher Schriftsteller» ist ein bereits vollständig abgeschlossenes Unternehmen der Commission, insofern nicht

nur die in das Programm aufgenommenen Werke übersetzt und publiciert worden sind, sondern auch sämmtliche aus dem Unternehmen fließenden Abrechnungen stattgefunden haben.

Diese grundlegenden Werke der volkswirtschaftlichen Wissenschaft werden ohne Zweifel auf die vaterländische Fachliteratur eine befruchtende Wirkung ausüben. Damit dieselben eine je weitere Verbreitung finden, hat die Statistische und Volkswirtschaftliche Commission die literarische und typographische Actien-Gesellschaft «Pallas» als Verleger und Eigenthümer der Werke veranlasst, diese Sammlung den Mitgliedern der Ung. Akademie der Wiss., der Volkswirtschaftlichen Commission und der Ungarischen Volkswirtschaftlichen Gesellschaft, den unterstützenden Mitgliedern des Büchereditions-Unternehmens der Ung. Akad. d. Wiss., den Abonnenten der Volkswirtschaftlichen Revue und sämmtlichen vaterländischen Unterrichtsanstalten um die Hälfte des Preises zu überlassen. Solcherweise ist eine Verbreitung der wertvollen Werke in weiten Kreisen mit vollem Rechte zu erhoffen.

Von den seitens der Commission begonnenen *Komitats-Monographien* ist der zweite Band ebenfalls vollendet worden. Er enthält das Komitat Somogy vom jüngeren Grafen *Emerich Széchenyi,* die Komitate Békés und Csanád von Dr. *Eugen Gaál,* das Komitat Zemplén von Dr. *Géza Ballagi* und das Komitat Sopron (Oedenburg) von Dr. *Paul Berényi.*

Von den durch die Commission subventionierten literarischen Unternehmungen war auch in diesem Jahre die *«Közgazdasági és Közigazgatási Szemle»* (Revue für Volkswirtschaft und Verwaltung) das bedeutendste. Der Redacteur dieser Zeitschrift, ord. Mitgl. Dr. *Josef Jekelfalussy,* hat dieselbe schon im vorangegangenen Jahr, ohne Erhöhung der akademischen Subvention, durch Aufnahme der in das Verwaltungsfach einschlagenden Abhandlungen auf das Zweifache ihres ursprünglich festgesetzten Umfanges erweitert. Auch im Jahre 1894 ist dieselbe in einer Stärke von 82 Druckbogen erschienen, was ebenfalls beinahe das Doppelte des zur Zeit der Bewilligung der akademischen Subvention bewilligten Umfanges ist. Der Redacteur hat sich indessen wegen der geringen Anzahl der das Verwaltungsfach kultivierenden Schriftsteller genöthigt gesehen, den Versuch aufzugeben und die Zeitschrift vom Jahre 1895 an mit ausschließlich volkswirtschaftlichem und statistischem Inhalt unter dem Titel «Volkswirtschaftliche Revue» forterscheinen zu lassen. Was die Zeitschrift an Extensität verloren hat, das hat sie an inhaltlicher Zunahme gewonnen, insofern sie von diesem Jahre an mit viel reicherem, mannigfaltigerem Inhalt erscheint, was sie vornehmlich der zwischen ihr und der neuen «Ungarischen Volkswirtschaftlichen Gesellschaft» zu Stande gekommenen Verbindung zu danken hat.

Die neue Gesellschaft ist eigentlich aus dem Kreise der Mitglieder

der Statistischen und Volkswirtschaftlichen Commission der Ungar. Akademie d. Wiss. hervorgegangen. Ihr Zweck ist: die Wissenschaft der Volkswirtschaft auch in weiteren Gesellschaftskreisen zu popularisieren, und sie bildet gleichsam ein Bindeglied zwischen der Akademie der Wiss., beziehungsweise der Statistischen und Volkswirtschaftlichen Commission derselben einerseits, und dem großen Publicum andererseits. Die «Volkswirtschaftliche Revue» empfängt durch die Mittheilung der für die von der Gesellschaft arrangierten Vorlesungen verfertigten Fachstudien eine bedeutende geistige Unterstützung; andererseits hat sie dadurch, dass sie, als amtliches Organ der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft, allen — zur Zeit nahezu 500 — Mitgliedern derselben zugeschickt wird, ein beteutend größeres Leserpublicum gewonnen.

Vom *Volkswirtschaftlichen und Statistischen Jahrbuch*, welches im Auftrag der Commission und mit Unterstützung durch das kön. ungarische Statistische Landes-Bureau vom ord. Mitgl. *Josef Jekelfalussy* und corr. Mitgl. *Julius Vargha* redigiert wird, wird der Doppeljahrgang 1894—95 Ende 1895 erscheinen.

Von 1895 an erweitert die Statistische und Volkswirtschaftliche Commission den Kreis ihrer Thätigkeit durch ein neues Unternehmen. Sie hat nämlich beschlossen, die vorzüglichsten älteren ungarischen volkswirtschaftlichen Werke, welche in der damaligen Sprache der Fachliteratur — der lateinischen oder deutschen Sprache — geschrieben wurden, ins Ungarische übersetzt unter dem Titel «Magazin älterer ungarischer volkswirtschaftlicher Schriftsteller», in einer mehrere Bände füllenden Sammlung zu veröffentlichen. Nachdem die Commission ihr «Magazin ausländischer volkswirtschaftlicher Schriftsteller» vollendet hat, wird sie dieses neue Unternehmen mit voller Kraft in Gang setzen und zu diesem Zwecke stehen ihr auch jene 500 fl. zur Verfügung, welche die Akademie-Mitglieder *Josef Jekelfalussy* und *Julius Vargha* als dem von ihnen redigierten «Statistisches und Volkswirtschaftliches Jahrbuch» zuerkannten akademischen Preis, gelegentlich der letzten Jahresversammlung, der Akademie für die Zwecke der Commission zurückgegeben haben.

7. Die *Mathematische und Naturwissenschaftliche Commission* berichtet über ihre Thätigkeit im J. 1894 folgendes:

*a)* Zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten hat die Commission 3000 fl. angewiesen, von welchem Betrage 2000 fl. zur Unterstützung von Forschungen auf dem Gebiete der Mineralogie und Geologie gewidmet waren und zwar:

1. *Der Erdbeben-Commission.*
2. Für die vollständige Zusammenstellung der Bacillarien Ungarns von *Josef Pantocsek.*

3. Zur Honorierung des Werkes *Anton Koch*'s: «Tertiärzeitliche Bildungen des siebenbürgischen Beckens».

4. Zur Fortsetzung der Arbeit *Julius Szádeczky*'s (Geologische Aufnahmen in der Hegyalja).

5. *Der Plattensee-Commission.*

6. *Der Gesellschaft für Mathematik und Physik.*

7. *Dem ornithologischen Centrum.*

8. An *Vinzenz Borbás*, zum Zwecke der Sammlung ungarischer botanischer Namen.

9. An *Eugen Vangel*, zum Zwecke der Sammlung von Moosthieren.

10. An *Ludwig Méhely*, zum Zwecke herpetologischer Studien.

*b)* Erschienen sind aus dem 26. Bande der «*Mathematikai és természettudományi Közlemények*» (Mathematische und Naturwissenschaftliche Mittheilungen):

1. «Beiträge zur Fauna von Letkés» von *August Franzenau* auf $2^1/_2$ Bogen, mit einer Tafel.

2. «Beiträge zur Anatomie, Physiologie und Pathologie der Innervation der Kehle» von Dr. *Adolf Ónodi*, auf 7 Bogen, mit vier Tafeln.

3. «Die Fleischschwämme Ungarns» von *Friedrich Hazslinszky*, 12—14 Bogen stark, mit 5 Tafeln, verlassen nächstens die Presse.

8. Die *kriegswissenschaftliche Commission* kann bei ihren beschränkten Mitteln nicht so rasch fortschreiten, wie sie wünschte; doch thut sie in diesen engen Schranken gewissenhaft das Mögliche zur Förderung der Interessen der ungarischen Militär-Literatur.

1. Die *literarische Thätigkeit* der Commission hat, wie bisher, so auch 1894, vornehmlich die Entwickelung der ungarischen Kriegsgeschichtschreibung im Auge gehabt.

*a)* Ihre Zeitschrift «*Hadtörténelmi Közlemények*» (Kriegsgeschichtliche Mittheilungen) hat im J. 1894 bereits ihren 7. Jahrgang vollendet.

Dass die diesen speziellen Literaturzweig kultivierende Zeitschrift sich dauernd erhalten kann, bildet den besten Beweis dafür, dass sie eine Lücke ausfüllt, und dass sie im Stande gewesen ist, das Interesse für die ungarische Kriegsgeschichtschreibung zu wecken und dasselbe auch rege zu erhalten.

Die Zeitschrift erschien auch 1894 von zwei zu zwei Monaten und brachte in fünf Heften, in der Stärke von 8—10 Bogen, 45 Bogen Text, fünf Porträts und zehn verschiedene Textzeichnungen, beziehungsweise Zeichnungsbeilagen.

Der materielle Erfolg des Unternehmens ist ebenfalls ein vollständiger, indem die Pränumerationen nicht nur beständig die Druck- und Editionskosten deckten, sondern sogar ein gewisser Ueberschuss entstand, welcher möglich machte, dass einerseits zur Weckung der literarischen

Thätigkeit Preise ausgeschrieben werden konnten; andererseits aber, dass die Commission gelegentlich des Millenniums auch die Herausgabe eines anderen kriegsgeschichtlichen Werkes bewerkstelligen könne, dessen Kosten sie aus eigener Kraft herschaffen muss, da sie dafür weder von der Akademie, noch von der Millennial-Commission eine Subvention erhalten kann.

Se. Exzellenz der Landesvertheidigungsminister gewährt der Zeitschrift beständig seine großmüthige Unterstützung und hat auch in diesem Jahre für die Truppen-Bibliotheken 100 Expl. derselben pränumeriert. Auch seitens des Offizierskorps der ungarischen Landwehr wird das Unternehmen getreulich unterstützt, indem aus ihm die überragende Zahl ihrer Pränumeranten hervorgeht.

*b)* Der zweite Band des *Magyar Hadtörténelmi Könyvtár* (Ungarische kriegsgeschichtliche Bibliothek), das Werk des Majors *Georg Balás* über den 1866-er österreichisch-preussischen Krieg, erschien zum Weihnachts-Büchermarkt und enthält neben 329 Seiten Text eine Uebersichtskarte, eine Zeichnungsbeilage und 19 Textbilder.

2. Die Angelegenheit des *Hadtörténelmi Muzeum* (Kriegsgeschichtliches Museum) ist jetzt, mit Rücksicht auf die Millenniums-Vorbereitungen, in den Hintergrund getreten; die Commission wird aber Sorge tragen, dass dieselbe mit Ende der Millenniums-Ausstellung wieder, hoffentlich mit Erfolg, aufgegriffen werde.

3. An den Vorarbeiten der *kriegsgeschichtlichen Ausstellung* nehmen beinahe sämmtliche Mitglieder der Commission thätigen Antheil und sorgen dafür, dass auf der Ausstellung die Ideen und Ansichten der kriegswissenschaftlichen Commission zur Geltung gelangen.

4. Die Commissionsmitglieder haben außer den Ausstellungsangelegenheiten auch an den Arbeiten der Zeitschrift, der Beurtheilung literarischer Werke, Revision von Rechnungen u. s. w. theilgenommen.

5. Zur Erledigung ihrer verschiedenen Angelegenheiten hat die Commission im Jahre 1894 vier Sitzungen abgehalten.

*Plan der nächstjährigen Thätigkeit der Commission.*

*a)* Die Commission setzt ihre Zeitschrift, die «*Kriegsgeschichtlichen Mittheilungen*» auch im künftigen Jahre (1895) mit der Publikation des 8. Jahrg. fort. Sie wird wieder zweimonatlich oder in fünf Heften, in einem Gesammtumfang von 45 Druckbogen, erscheinen.

Die Commission beabsichtigt eine «*Magyar Hadi Krónika*» (Ungarische Kriegs-Chronik), eine *militärische Geschichte der tausendjährigen Kämpfe der ungarischen Nation,* in zwei Bänden von 40—50 Druckbogen Gesammtumfang, in *der* Weise in Verbindung mit dem «Kriegswissenschaftlichen Mittheilungen» zu veröffentlichen, dass der I. Band der «Chronik» im Jahre 1895, der II. Band derselben aber im Jahre 1896, als fünftes Heft der «Kriegsgeschichtliche Mittheilungen» erscheine.

Mit der Abfassung der Chronik hat sie den Referenten der Commission, Honvédmajor *Eugen Rónai-Horváth* betraut.

Der materielle Theil des Unternehmens ist zur Hälfte dadurch gesichert, dass das Werk als 5. Heft der Zeitschrift — also auf Kosten dieses Heftes — erscheint; zur anderen Hälfte aus dem obenerwähnten Ueberschuss der Pränumerationsgelder, welcher als «Chronik-Fond» gesammelt wird.

*b)* Zur Fortsetzung des *Hadtörténelmi Könyvtár* (Kriegsgeschichtliche Bibliothek) hat die Commission im Wege offener Concurrenz den Honvéd Stabs-Hauptmann *Samuel Hazay* mit der Abfassung der Geschichte des 1870/71-er deutsch-französischen Krieges betraut.

Das Werk erscheint in zwei Bänden im Laufe des Jahres 1896.

*c)* Die Commission wirkt an der Herstellung und Arrangierung der *kriegsgeschichtlichen Ausstellung* theils durch ihre Mitglieder, welche zugleich Mitglieder der Ausstellungscommission sind, theils — insofern es nöthig ist und sie dazu aufgefordert wird — auch in ihrer Gesammtheit mit.

*d)* Die Commission trägt dafür Sorge, dass die Angelegenheit des *Kriegsgeschichtlichen Museums* im Konnex mit der Ausstellung gefördert werde.

9. Die *Büchereditions-Commission* hat den Subscribenten ihres Unternehmens als 1894-er Competenz vier Bände geboten, nämlich:

*Siegfried Hüppe:* Geschichte der polnischen Verfassung. Uebersetzt von *Georg Szathmáry*, überprüft von *Julius Schwarcz.* Ein Band. 34 Bogen.

*Paul Hunfalvy:* Geschichte der Walachen. Zum Druck vorbereitet durch *Ladislaus Réthy.* Zwei Bände. 70 Bogen.

*Waldo Emerson:* Die Repräsentanten des menschlichen Geistes. Uebersetzt von *Carl Szász*, überprüft von *Bernhard Alexander.* Ein Band. 12½ Bogen.

Die 1895-er Kompetenz wird aus folgenden vier Bänden bestehen:

*Oskar Bárczay:* Geschichte der Entwickelung des Kriegswesens. Zwei Bände.

*Gustav Heinrich:* Geschichte der deutschen classischen Literatur. Ein Band.

*J. Burckhardt:* Die Cultur der Renaissance in Italien. Uebersetzt von *Josef Bánóczi.* Ein Band.

## III. Im Jahre 1894 entschiedene Preisbewerbungen.

1. *Graf Teleki-Preiswerbung* (Trauerspiele) 100 Dukaten.

Bis 30. Sept. 1893 als Termin wurden 25 Concurrenzwerke eingesandt; in der am 19. März 1894 abgehaltenen Plenarsitzung wurde der

Preis dem fünfaktigen Trauerspiel «Fra Girolamo» von *Alexander Somló* zuerkannt.

2. *Graf Karácsonyi-Preiswerbung* (Lustspiele) 200 Dukaten.

Es concurrierten neun Werke; die Plenarsitzung am 19. März 1894 beschloss die Nichtausfolgung des Preises, weil die Preisrichter keines derselben preiswürdig fanden.

3. *Farkas-Raskó-Preis* (Patriotisches Gedicht) 100 Gulden. Von 33 eingelaufenen Werbwerken fand die Märzplenarsitzung keines preiswürdig.

4. *Grosser Akademie-Preis* — 200 Ducaten — und *Marczibányi-Nebenpreis* — 50 Dukaten. Darauf concurrierten die im Jahrescyclus 1887—1893 erschienenen schönliterarischen Werke.

Die am 2. Mai 1894 abgehaltene große Jahresversammlung der Akademie sprach den großen Preis den «Nachgelassenen Dichtungen von Johann Arany», den Nebenpreis aber dem II. Bande von Zoltan Beöthy's Werk «Die schöne Prosa in der ungarischen Literatur» zu.

5. *Brody-Preis* für im Zeitraum 1891—1893 erschienene Produkte der ungarischen publizistischen Literatur. 3000 fl.

Die große Jahresversammlung vom 2. Mai 1894 sprach diesen Preis dem verdienstvollen Publizisten *Franz Pulszky* zu.

6. *Samuel-Preis* für die im Jahre 1893 erschienene beste sprachwissenschaftliche Abhandlung. 15 Ducaten.

Die Jahresversammlung vom 2. Mai 1894 zeichnete mit diesem Preis die Abhandlung «Syntaktische Forschungen» von *Julius Zolnai* aus.

7. *Graf Nádasdy-Preis* für ein erzählendes Gedicht aus dem Bereich der Geschichte, Sage oder Gegenwart. 100 Dukaten.

Der Preis wurde am 2. Mai 1894 unter 11 Werbwerken dem «Argyrus» von *Edmund Jakab* zuerkannt.

8. *Gorove-Preis* für eine Geschichte der neueren Aesthetik. 100 Dukaten.

Es concurrierte ein einziges unvollendetes Werk. Da einem solchen der Preis nicht zuerkannt werden darf, wurde am 2. Mai 1894 der den Namen des Verfassers bergende Mottobrief verbrannt.

9. *Bézsán-Preis* für eine Geschichte der ungarischen dramatischen Literatur bis 1867. 1200 Goldgulden.

Die Jahressitzung vom 2. Mai 1894 sprach den Preis dem Concurrenzwerke von *Josef Bayer* zu.

10. *Szilágyi-Preis* für im letzten Jahrzehnt in ungarischer Sprache erschienene, die Geschichte Ungarns behandelnde Werke. 1200 fl.

Die Jahressitzung vom 2. Mai 1894 sprach den Preis dem «Geschichte der ungarischen Nation unter den Königen aus dem Hause Árpád» betitelten Werke von *Julius Pauler* zu.

11. *Vitéz-Preis* für eine Geschichte des Onoder Reichstags. 40 Ducaten.

Die Jahressitzung vom 2. Mai 1894 zeichnete mit dem Preise das Concurrenzwerk *Anton Áldássy*'s aus.

12. *Der Preis der I. ungarischen allgemeinen Versicherungsgesellschaft* für volkswirtschaftliche Werke (500 fl.) wurde von der Jahressitzung am 2. Mai 1894 dem 1892/3-er Jahrgang des von *Josef Jekelfalussy* und *Julius Vargha* redigierten «Volkswirtschaftliches und Statistisches Jahrbuch» zugesprochen.

13. Aus der *Arnold-Ipolyi-Stiftung* schrieb die Jahressitzung vom 2. Mai 1894 die Preisfrage «Lebens- und Charakterbild des Graner Erzbischofs Nikolaus Oláh, mit Rücksicht auf dessen staatsmännisches Wirken» aus und betraute mit der Arbeit *Wilhelm Fraknói*. Einsendungstermin 30. Sept. 1897.

14. Aus der *Constantin-Rökk-Stiftung* werden die Zinsen im Betrage von 500 fl. nach Beschluss der Jahressitzung vom 2. Mai 1894 zur Herausgabe von *Ladislaus Fejérpataky*'s Abhandlung «Die Urkunden König Béla's II.» verwendet.

15. Der 1890-er *Rózsay-Preis* 300 fl. wurde in der Jahressitzung vom 2. Mai 1894 der Studie *Ladislaus Udránszky*'s «Ueber die bei der Tollwuth auftretenden chemischen Veränderungen des Nervensystems» zugesprochen.

16. Der *1892-er Rózsay-Preis* 300 fl. wurde ebendamals der Arbeit von *Julius Halaváts* «Die geologischen Verhältnisse des zwischen der Donau und der Theiß liegenden Theiles des ungarischen Tieflandes» zuerkannt.

17. Aus der *Rózsay-Stiftung* wurde ebendamals ein gleicher Preis für eine Arbeit «Studium über die Therapie des Blutserums mit besonderer Rücksicht aus Rabies und Milzbrand» ausgeschrieben und mit deren Abfassung *August Székely* betraut.

18. *Die für Universitätshörer bestimmten Prämien* wurden folgenden zugesprochen:

*a)* je ein Exemplar des *Sprachgeschichtlichen Wörterbuches* dem II-jährigen budapester Universitätshörer *Samuel Weinstein* und dem III-jährigen klausenburger Universitätshörer *Johann Melich*, beide von der philosophischen Fakultät;

*b)* je ein Exemplar der *Monumenta Hungariae Historica* den Hörern der philosophischen Fakultät *Anton Heidrich* an der Budapester, *Moses Baczó* an der Klausenburger und *Anton Jirousek* an der Agramer Universität.

## IV. Publicationen der Ungarischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1894.

1. *Magyar Tud. Akadémiai Almanach 1895-re.* Almanach der Ungarischen Akademie der Wissenschaften für 1895, mit bürgerlichem und astronomischem Kalender. 260 S. Preis 1 fl.

2. *Akadémiai Értesítő.* Akademischer Anzeiger. Monatschrift. Redigiert von *Coloman Szily*, Generalsecretär. 49—60 Heft. I—XII. 733 und I—IV. S. Pränumerationspreis eines Jahrg. 3 fl.

3. *Archäologiai Értesítő.* Archäologischer Anzeiger. Neue Folg. XIV. Bd. Nr. 1—5. Redakteur *Josef Hampel*, ord. Mitgl. I—XXIII, und 456 S. mit 53 Bildertafeln und 323 Illustrationen. Preis des Jahrg. 6 fl.

4. *Athenaeum.* Zeitschrift für Philosophie und Staatswissenschaft. Redakteur *Emerich Pauer*, ord. Mitgl. III. Jg. 1—4. Nr. I—V, und 512 S. Pränumerationspreis eines Jahrg. 5 fl.

5. *Hadtörténelmi Közlemények.* Kriegsgeschichtliche Mittheilungen. Zweimonatschrift zur Förderung der ungarischen Kriegsgeschichtschreibung. Redacteur *Eugen Rónai-Horváth*, corr. Mitgl. VII. Jg. 1—5. Heft. 715 S. 4 Beilagen. Pränumerationspreis per Jahrgang 4 fl.

6. *Irodalomtörténeti Közlemények.* Literaturgeschichtliche Mittheilungen. Vierteljahrsschrift. IV. Jahrg. Redacteur *Áron Szilády*, ord. Mitgl. 408 S. Pränumerationspreis auf ein Jahr 5 fl.

7. *Mathematikai és Természettudományi Értesítő.* Anzeiger für Mathematik und Naturwissenschaften. Redakteur *Julius König*, ord. Mitglied. XII. Bd. 2—12. Heft. 472 S. mit 12 Tafeln. Pränumerationspreis des Jahrgangs 3 fl.

8. *Nyelvtudományi Közlemények.* Sprachwissenschaftliche Mittheilungen. Vierteljahrsschrift. Redacteur *Sigmund Simonyi*, ord. Mitgl. XXV. Bd. 1—4. Heft. I—IV, u. 503 S. Preis per Jahrg. 3 fl.

9. *Történelmi Tár.* Historisches Magazin. Vierteljahrsschrift. Redacteur *Alexander Szilágyi*, ord. Mitgl. 1894-er Jg. 1—4. Heft. 764 S. Preis des einzelnen Heftes 1 fl. 30 kr.

10. *Ignaz Acsády*, corr. Mitgl. Alte ungarische Besitzverhältnisse. 1494—1598. (Historische Abhandlungen. XVI. Nr. 3.) 72 S. Preis 60 kr.

11. *Ignaz Acsády.* Zwei Finanzgeschichtliche Studien. 238 S. Preis 2 fl.

12. *Araneae Hungariae* secundum collectiones a Leone Becker pro parte perscrutatas conscriptæ a Cornelio *Chyzer* et Ladislao *Kulczynski*. Tomi II-i pars prior. Theridioidæ (Accedunt tabulæ quinque). 151 S. 5 fl.

13. *Georg Balás.* Der 1866-er österreichisch-preußische Krieg. Mit 19 Textbildern und zwei Kartenbeilagen. 329 S. (Ungarisches Kriegsgeschichtliches Magazin. Bd. II.) Preis 3 fl.

14. *Josef Budenz.* Vergleichende Formenlehre der ugrischen Sprache.

(Aus dem Nachlasse des Verfassers ergänzt durch *Sigmund Simonyi.*) 299—391 S. Preis 60 kr.

15. *Desider Csánki,* corr. Mitgl. Historische Geographie Ungarns im Zeitalter der Hunyaden. II. Bd. I—VIII. u. 800 S. Preis 7 fl.

16. *Alexander Cserháti.* Studien über die auf das Brennen des Tabaks Einfluß übenden Umstände. (Naturwissenschaftliche Abhandl. XXIII. Nr. 7) 80 S. Preis 75 kr.

17. *Eugen Daday,* corr. Mitgl. Die feinere Struktur der Muskelfasern der Muschelkrebse. Mit 2 Blätter Abbildungen. (Naturwiss. Abhandl. XXIII. Nr. 8) 32 S. Preis 50 kr.

18. *Emerson, Ralph Waldo,* Die Repräsentanten des menschlichen Geistes. Aus d. Englischen übersetzt von *Carl Szász.* (Neue Folge des Bücherverlagsunternehmens. XX. Bd.) Preis 1 fl. 50 kr.

19. *Erdélyi Országgyűlési Emlékek.* Siebenbürgische Reichstags-Denkmäler. Mit historischen Einleitungen. Redacteur *Alexander Szilágyi,* ord. Mitgl. XVIII. Bd. 1679—1682. 491 S. Preis 3 fl.

20. *Rudolf Fabinyi,* corr. Mitgl. Stereochemische Studien. (Naturwissensch. Abhandl. XXIII. Nr. 3.) 60 S. Preis 60 kr.

21. *August Frantzenau.* Beiträge zur Fauna von Letkés. Mit 1 Abbildungstafel. (Mathemat. u. Naturwissensch. Mittheilungen. XXVI. Nr. 1.) 36 S. Preis 90 kr.

22. Arithmetik des *Georgius de Hungaria* aus dem Jahre 1499. Mit Anmerkungen der ord. Mitgl. Coloman *Szily* und August *Heller.* XI und 24 S. Preis 30 kr.

23. *Ignaz Goldziher,* ord. Mitgl. Renan als Orientalist. (Denkreden. VIII. Bd. Nr. 2.) 100 S. Preis 1 fl.

24. *Andreas György.* Denkrede auf das Ehrenmitglied Baron *Gabriel Kemény.* (Denkreden. VIII. Bd. Nr. 4.) 28 S. Preis 30 kr.

25. *Josef Hampel,* ord. Mitgl. Denkmäler des frühen Mittelalters (IV—X. Jahrh.) in Ungarn. I. Theil. Mit 200 Bildertafeln und 48 Textbildern. 173 S. Preis 5 fl.

26. *Alexander Hegedüs,* ord. Mitgl. Das Steuerideal. Aus wissenschaftlichen und praktischen Gesichtspunkten. (Staatswissenschaftliche Abhandl. XI. Nr. 7.) 26 S. Preis 30 kr.

27. *August Heller,* ord. Mitgl. Von den Grundlagen der Energielehre. (Mathematische Abhandlungen. XV. Nr. 5.) 14 S. Preis 15 kr.

28. Dr. *Franz Högyes.* Erfahrungsdaten betreffend die Entwickelung der regelmäßigen und regelwidrigen Stellungen der unteren Extremitäten im Kindesalter. Zwei Tafeln. Eine Zeichnung. (Naturwissenschaftl. Abhandl. XXIII. Nr. 6.) 78 S. Preis 1 fl.

29. *Paul Hunfalvy.* Geschichte der Walachen. Bd. I. 482 und

LXVI S. — Bd. II. 481 und LXXII S. (Neue Folge des Bücherverlagsunternehmens. Bd. XVIII. u. XIX.) Preis 6 fl.

30. Dr. *Siegfried Hüppe.* Geschichte der polnischen Verfassung. Uebersetzt von Georg *Szathmáry.* 542 S. (Neue Folge des Bücherverlagsunternehmens XVIII. Bd.) Preis 1 fl. 50 kr.

31. *August Kanitz,* corr. Mitgl. Denkrede auf das ausw. Mitglied Josef *Pančič.* (Mit Pančič' Porträt.) (Denkreden. VIII. Bd. Nr. 3.) Preis 40 kr.

32. *Franz Kazinczy's* Briefwechsel. V. Band. 1807 1. Mai — 1808 30. Juni. Herausgeg. von Dr. *Johann Váczy.* XXII u. 502 S. Preis 5 fl.

33. Dr. *Johann Király.* Pressburger Stadtrecht im Mittelalter. 464 S. Preis 4 fl.

34. *Rudolf Lanciani.* Das alte Rom im Lichte der neuesten Ausgrabungen. Uebers. von *S. Lubóczi.* 368 S. Mit zahlreichen Abbildungstafeln und Textillustrationen. (Neue Folge des Bücherverlagsunternehmens. XV. Bd.) Preis 3 fl.

35. *Magyar Történelmi Emlékek.* Ungarische historische Denkmäler. II. Abthlg. Schriftsteller. XXXIII. Band. (Ungarische historische Jahrbücher und Tagebücher aus dem 16.—18. Jahrhundert. — II. Band : Lestár Gyulaffy's Aufzeichnungen. Ambros Keczer's Tagebuch. Des Superintendenten Daniel Krman Beschreibung seiner Reise in Russland 1708—1709.) 638 S. Preis 2 fl.

36. *Theodor Margó,* Ehrenmitgl. Denkrede auf das ausw. Mitglied Sir Richard Owen. (Mit dem Bildnisse Sir Richard Owen's.) (Denkreden. VIII. Bd. Nr. 6.) 48 S. Preis 50 kr.

37. Dr. *Gotthold Alfred Meyer.* Der silberne Sarg des heiligen Simeon in Zara. 64 S. mit 14 Bilderbeilagen und 29 Textillustrationen. Preis 4 fl.

38. *Bernhard Munkácsi,* corr. Mitgl. Die vogulischen Dialecte in ihrer Suffixbildung dargestellt. 297 S. (Ugrische Hefte. Nr. 11.) Preis 2 fl. 50 kr.

39. *Franz Nagy,* corr. Mitgl. Ungarisches Seerecht. (Staatswissenschaftliche Abhandlungen. XI. Nr. 8.) 50 S. Preis 45 kr.

40. *Geyza Némethy,* corr. Mitgl. Dicta Catonis quae vulgo inscribuntur Catonis disticha de moribus. 82 S. Preis 1 fl.

41. Dr. *Adolf Ónodi.* Beiträge zur Anatomie, Physiologie und Pathologie der Innervation des Kehlkopfes. (Mathemat. und naturwissensch. Mittheilungen. XXVI. Nr. 2.) 116 S. Preis 2 fl.

42. *Leopold Óváry,* corr. Mitgl. Urkunden-Abschriften der historischen Commission der Ungar. Akademie der Wissenschaften. II. Heft. 293 S. Preis 3 fl.

43. *Wilhelm Pecz,* corr. Mitgl. Des Paraspondylos Zotikos Gedicht über die Schlacht bei Varna. (Sprachgeschichtliche Abhandlungen. XVI. Nr. 4.) Preis 30 kr.

44. Rapport sur l'activité de l'Académie hongroise des sciences en 1893. Présenté par le secrétair général C. *Szily*.

45. *Maurus Réthy*, corr. Mitgl. Flüssigkeits-Strahlen. (Mathematische Abhandlungen. XV. Nr. 4.) 51 S. 50 kr.

46. Dr. *Carl Schaffer*. Die Morphologie der intrahypnotischen Reflexkontrakturen und die Einwirkung der Suggestion auf dieselben, mit Abbildungen. Eingereicht und mit Anmerkungen versehen von *Andreas Högyes*, ord. Mitgl. (Naturwissenschaftl. Abhandlungen. XXIII. Nr. 11.) 74 S. Preis 75 kr.

47. *Stephan Szamota. Das ungarische Wörterverzeichnis aus dem Stift Schlägl*, aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Nach der Originalhandschrift mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben. (Mit Photographie des Wörterverzeichnisses.) 111 S. Preis 2 fl.

48. *Graf Stephan Széchenyi's* Zeitungs-Artikel. Zusammengestellt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von *Anton Zichy*, Ehrenmitgl. II. Bd. 1843—1848. 692 S. Mit photographischer Copie eines Autographenblattes. Preis 5 fl.

49. *Gabriel Téglás*, corr. Mitgl. Neuere Beiträge zu den Felsinschriften an den Stromschnellen der unteren Donau und das Verhältnis des Grenzschutzes an der unteren Donau zur Geschichte Daciens bis zum Auftreten Trajans. 55 S. mit 14 Textbildern. Preis 1 fl.

50. *Ivan Télfy*, corr. Mitgl. Anzeige neugriechischer Werke. (Sprachwissensch. Abhandlungen. XVI. Nr. 5.) 40 S. Preis 40 kr.

51. *Coloman Thaly*, ord. Mitgl. Bercsényi's Heirat. Historisches Lied aus dem Jahre 1695 von Paul Köszeghy. Nach der in Warschau befindlichen Originalhandschrift mitgetheilt von C. Thaly. Anhang: «Actio curiosa». (Ungarisches Schauspiel aus dem Jahre 1678.) 200 S. Preis 2 fl.

52. *Lorenz Tóth*, ord. Mitgl. Denkrede auf Carl Vajkay, corr. Mitgl. (Denkreden. VIII. Nr. 7.) Preis 30 kr.

53. Dr. *Aurel Török*, corr. Mitgl. Bericht über die Knochenreste des Ungarkönigs Béla III. und seiner Gemahlin. Mit 4 Tafeln. (Naturwissenschaftl. Abhandlungen. XXIII. Nr. 4.) 181 S. Preis 2 fl.

54. Dr. *Aurel Török*, corr. Mitgl. Beiträge zur anthropologischen Untersuchung der Knochenreste der Árpáden. II. Mittheilung. (Naturwissenschaftl. Abhandlungen. XXIII. Nr. 9.) 66 S. Preis 60 kr.

55. Dr. *Aurel Török*, corr. Mitgl. Beiträge zur Schädelumgestaltung der menschenähnlichen Wesen. Ueber den Schädel eines jungen Gorilla. I. Allgemeiner Theil. Mit einer Tafel Abbildungen. (Naturwissenschaftl. Abhandlungen. XXIII. Nr. 5.) 19 S. Preis 30 kr.

56. *Friedrich Vass*. Studien über die chronischen Nicotin- und Alkohol-Vergiftungen. Mit einer Beilage. (Naturwissensch. Abhandlungen. XXIII. Nr. 5.) 19 S. Preis 30 kr.

57. *Thomas Vécsey*, ord. Mitgl. Denkrede auf Gustav Wenzel, ord. Mitgl. (Denkreden. VIII. Bd. Nr. 5.) 80 S. Preis 75 kr.

58. *Stephan Verbőczy's* Opus tripartitum. III. Ausgabe. Nach der 1517-er ersten Ausgabe übersetzt, mit Wörterbuch der rechtswissensch. Kunstausdrücke und ausführlichem Sachregister versehen von den corr. Mitgl. *Alexander Kolosváry* und *Clemens Óváry*. XLIV und 468 S. Preis 5 fl.

59. *Julius Zolnai*. Unsere Sprachdenkmäler bis zur Einführung der Buchdruckerkunst. (Mit 25 Beilagen und einem interlinearen Facsimile.) 295 S. Preis 3 fl.

Zusammen 59 Werke auf 940 Bogen.

## V. Im Auftrage und mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften erscheinende Werke und Zeitschriften.

A) *Im Auftrage:*

a) *Werke: Josef Szinnyei:* Wörterbuch der ungarischen Provinzialismen. *Josef Szinnyei* sen.: Leben und Werke ungarländischer Schriftsteller. b) *Zeitschriften: Budapesti Szemle* (Budapester Rundschau), *Magyar Nyelvőr* (Ungarischer Sprachwart), *Közgazdasági és közigazgatási Szemle* (Revue für Volkswirtschaft und Verwaltung).

B) *Mit Unterstützung:*

a) *Zeitschriften:* Ethnographia, Egyetemes Philologiai Közlöny (Allgemeine Philologische Zeitschrift), Pædagogia, Történelmi Tár (Historisches Magazin), Nemzetgazdasági és Statisztikai Évkönyv (Volkswirtschaftliches und Statistisches Jahrbuch), Orvosi Archivum (Mediziniches Archiv), Ungarische Revue, Mathemat. és Physikai Társulat folyóirata (Zeitschrift des Vereins für Mathematik und Physik), Természettudományi Füzetek (Naturwissenschaftliche Hefte), Mathematische und Naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn. b) *Büchereditions-Unternehmen:* Nemzetgazdasági Írók Tára (Magazin Volkswirtschaftlicher Schriftsteller), Természettudományi Társulat könyvkiadó vállalata (Bücherverlags-Unternehmen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft), Orvosi könyvkiadó vállalat (Medizinisches Büchereditions-Unternehmen), Philosophiai Írók Tára (Magazin Philosophischer Schriftsteller). c) *Werke:* Magyar Történelmi Életrajzok (Ungarische Historische Biographie), Des Grafen Géza Kuun «Relationes Hungarorum cum oriente gentibusque orientalis originis».

## VI. Die Bibliothek der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Die Zahl der geordneten Wissenschaftsfächer beläuft sich auf 52, welche zusammen 50,203 Werke zählen.

Die Zahl der Zettel des in Arbeit befindlichen Zettelkataloges ist 1894 um 1200 gestiegen, und beträgt nun zusammen 47,200.

Daneben hat die regelmäßige laufende Arbeit und die Anfertigung und Vervollständigung der Fachkataloge und Inventarien ihren Fortgang genommen.

Die Bändezahl der Fachkataloge beläuft sich auf 94.

Die Zunahme der Bibliothek weist folgende Zahlen auf: Es sind zugewachsen:

Durch Tauschverkehr mit 204 ausländischen Akademien, in- und ausländischen Vereinen, Körperschaften und Behörden, und Geschenke von solchen: 719 Werke, 522 Bände, 621 Hefte, 133 Schulprogramme und 8 Landkarten.

Durch Geschenke von Privaten: 146 Werke, 85 Bände, 91 Hefte.

Durch Pflichtexemplare von 36 Druckereien: 1062 Werke, 226 Bände, 855 Hefte, 44 Zeitungen, 39 Bände, 6 Hefte.

An Publicationen der Akademie: 37 Werke, 42 Bände, 51 Hefte.

Durch Kauf: 318 Werke, 593 Bände, 118 Hefte.

Der Gesammtzuwachs im Jahre 1894 beträgt 2,282 Werke in 1,468 Bänden und 1,736 Heften; 133 Schulprogramme, 8 Landkarten, 44 Zeitungen in 39 Bänden und 6 Heften. Dazu kommen 168 ausländische und inländische Zeitschriften.

Im Lesesaal der Bibliothek haben 6,709 Individuen 10,129 Druckwerke und etwa 100 Handschriften gebraucht, während nach auswärts an 124 Individuen 625 Werke ausgeliehen wurden.

## Bericht über die Erledigung der Preisbewerbungen durch die grosse Jahresversammlung am 7—12. Mai 1895.

### I. Bericht über den Grossen Akademie-Preis und den Marczibányi-Nebenpreis.

Um den Grossen Akademie-Preis (200 Dukaten) und den Marczibányi-Nebenpreis (50 Dukaten) concurrirten im Jahre 1894 geschichtswissenschaftliche Werke. Im abgelaufenen siebenjährigen Zeitraum (1888—1894) sind im Bereiche der Geschichtswissenschaft zahlreiche werthvolle Werke erschienen. Unter ihnen wurde das Werk *Julius Pauler's: «Geschichte der ungarischen Nation unter den Königen aus dem Hause Árpád.»* (I. II., Budapest, 1893), welches die Akademie schon im Vorjahre mit dem Szilágyi-Preise ausgezeichnet hatte, als das preiswürdigste befunden. Das Werk hellt zahlreiche Dunkelheiten unserer Geschichte auf, stellt viele strittige Fragen klar; es hebt die politische Entwickelung dieser Periode aus der Ungewissheit der Ueberlieferung und Sage heraus und stellt sie

auf eine wissenschaftliche Grundlage. Verfasser beherrscht eine ganze große Masse zeitgenössischer Quellen und beurtheilt ihre Verläßlichkeit mit großem Scharfsinn, ja seine Gewissenhaftigkeit geht so weit, dass er die herausgegebenen Urkunden auch nach Möglichkeit mit den Originalien vergleicht.

Als des Marczibányi-Nebenpreises würdigstes wurde *Wilhelm Fraknói's* Werk: *«König Mathias Hunyadi»* (Budapest, 1890) erachtet, welches sich durch den Reichthum seiner Quellen, durch seine scharfe Kritik und formale Schönheit wirklich auszeichnet.

### II. Bericht über den Sámuel-Preis.

Des für das Jahr 1894 lautenden Sámuel-Preises (15 Dukaten) wurde unter den in demselben Jahre erschienenen sprachwissenschaftlichen Abhandlungen, die unter dem Titel: *«Kombinierte faktitive und momentanzeigende Verbalbildungssilben»* in den *Sprachwissenschaftlichen Mittheilungen* (Jahrgang 1894) veröffentlichte Arbeit *Maurus Szilasy's* am würdigsten befunden. *Szilasy* behandelt auf Grundlage sehr weit ausgreifender Forschung und mit stetiger Berücksichtigung der in der Sprachentwickelung wirksamen psychischen Faktoren eine Gruppe der ungarischen Zeitwort-Bildungsendungen (-tat, -gat, -ent, -int, -ít).

Lobende Erwähnung verdienen: *Josef Balassa's* im «Ungarischen Sprachwart 1894» erschienene Arbeit über die «ungarische Volksmundart Slavoniens», welche die alterthümliche Rede der in Slavonien übriggebliebenen ungarischen Ortschaften auf Grund eigener Beobachtung eingehend beschreibt, — ferner *Johann Albert's* Artikelreihe: *«Gegenwart und Zukunft der ungarischen Sprache»*, welche die Verwahrlosung unserer Literatursprache in den Zeitungen und im Schulunterricht lebhaft schildert, — endlich *Marian Prikkel's* Studie: *«Ueber einige sprachliche Denkmäler unserer Urreligion»*, in welcher die eingehende Beschäftigung mit den verwandten ugrischen Sprachen Anerkennung verdient.

Zur Preiskrönung wird von der Classe *Maurus Szilasy's* Arbeit empfohlen. Der Classenvorschlag wird angenommen und der Sámuel-Preis *Maurus Szilasy* zuerkannt.

### III. Bericht über den Bulyovszky-Preis.

Um den Bulyovszky-Preis (200 fl.) für ein möglichst dem Gefühls- und Ideenkreise der patriotischen Kämpfe der ungarischen Nation entnommenes odenhaftes Gedicht concurrierten zwölf Gedichte dieses Genres, von denen jedoch keines dem Concurrenz-Erfordernis selbstständigen Wertes entsprach, weshalb die Classe die Nichtausfolgung des Preises

beantragte. Dieser Antrag wurde angenommen und die den Verfassernamen bergenden Mottobriefe verbrannt.

### IV. Bericht über den Preis der Ersten Ungarischen Allgemeinen Assekuranz-Gesellschaft.

Um den Preis der Ersten Ungarischen Allgemeinen Assekuranz-Gesellschaft (500 fl.) für eine die Zweckmäßigkeit der Börsensteuer vom Gesichtspunkte des richtigen Steuersystems behandelnde Arbeit bewarben sich fünf Konkurrenzarbeiten, von welchen die Mehrheit der Preisrichter zwei besonders hervorhebt, welche nicht nur die gestellte Frage gehörig beantworten, sondern auch als Gewinn für die Fachliteratur zu betrachten sind. Es sind dies die Arbeit Nr. I mit dem Motto «Justum et aequum» und Nr. IV mit einem Motto von Raffalovits. Beide Arbeiten sind Hervorbringungen unterrichteter und denkender Köpfe. Indem aber die Arbeit Nr. I den Gegenstand doch mit klarerer Logik, entschieden reicherem Urtheil und Gedankengang verfolgt und auch eine durchsichtigere Composition aufweist: ist sie jedenfalls preiswürdiger, als die Arbeit Nr. IV, welche lobender Erwähnung wert wäre. Der Antrag der Classe, den Preis der Arbeit Nr. I zuzuerkennen, die Arbeit Nr. IV aber durch Lob auszuzeichnen, wurde angenommen.

Die Eröffnung der Mottobriefe ergab als Verfasser der preisgekrönten Arbeit *Béla Bamberger*, als Verfasser der lobend erwähnten *Friedrich Fellner und Roland Hegedüs.*

### V. Bericht über die Max Beck-Preisbewerbung.

Der Max Beck-Preis war diesfalls zum zweitenmal für eine Geschichte der Budapester Banken ausgeschrieben. Bei dieser Concurrenz erschien die einzige Concurrenzarbeit der ersten Concurrenz wieder allein unter dem Titel: «Geschichte der Budapester Banken in den Jahren 1867—1893» mit dem Motto: «Borúra derű», aber wesentlich umgearbeitet und ergänzt, so dass sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt eine Lücke in unserer Literatur ausfüllt. Deshalb wurde der Preis auf Antrag der Classe dieser Arbeit zuerkannt, als deren Verfasser der eröffnete Mottobrief den Namen *Jakob Pólya* ergab.

### VI. Bericht über die staatswissenschaftliche Christine Lukács-Preisconcurrenz.

Um den Christine Lukács-Preis für eine «Darstellung der historischen Entwickelung und periodenweisen Organisation der ungarischen Selbstregierung von Stephan dem Heiligen bis zu Ferdinand V.» concurrierte

eine einzige Arbeit, auch diese unvollendet und überdies im vollendeten Theile die Ansprüche, welche an eine derartige Arbeit gestellt werden dürfen, in keiner Weise befriedigend. Deshalb wurde auf Antrag der Classe von der Zuerkennung des Preises Abstand genommen und der Mottobrief unerbrochen verbrannt.

### VII. Bericht über die Dóra-Preisbewerbung.

Auf die für den Dóra-Preis ausgeschriebene Preisfrage: «Die Arbitrage-Rolle der Edelmetalle und des Edelmetallgeldes bei der Regelung internationaler Geldverhältnisse mit Rücksicht auf das Valutasystem unserer Monarchie», liefen drei Concurrenz-Antworten ein, von welchen jedoch keine von der Preisjury preiswürdig gefunden wurde. Demzufolge wurde auf Antrag der Classe die Nichtzuerkennung des Preises beschlossen und die Verbrennung des Mottobriefes angeordnet.

### VIII. Bericht über die in der Schwebe gehaltene Carl Ullmann-Preisconcurrenz.

Einem der Concurrenzwerke, welche 1893 auf die aus der Carl Ullmann-Stiftung ausgeschriebene Preisfrage («Geschichte der Donau-Dampfschiffahrt») einliefen, als dessen Verfasser sich Dr. Aurel Szalágyi herausstellte, wurde unter Inschwebehaltung des Preises die Anerkennung zutheil, dass der Verfasser des damals unvollständigen Werkes zur vollständigen Ausarbeitung und nochmaligen Einreichung desselben aufgefordert wurde.

Verfasser hat dieser Aufforderung Folge geleistet und nach dem vollkommen übereinstimmenden Urtheile der entsandten Preisrichter, weist das umgearbeitete und vollendete Werk so viel ernstes Studium, richtiges Urtheil und volkswirtschaftliche Auffassung, so viel Liebe und Kenntnis des Gegenstandes auf, dass es trotz einzelner Mängel als preiswürdig erkannt werden muss.

Auf Antrag der Classe wird demnach beschlossen, dem Verfasser Dr. Aurel Szalágyi den Preis auszufolgen.

### IX. Bericht über den mathematischen Christine Lukács-Preis.

Die Akademie hat in ihrer 1892er Jahresversammlung für den mathematischen Lukács-Preis folgende Preisfrage ausgeschrieben:

«Es wird eine monographieartige Behandlung eines solchen Kapitels der Mathematik oder mathematischen Physik gewünscht, welches in der Entwickelung der letzten Jahrzehnte eine wichtigere Rolle gespielt hat. Die

Akademie fordert nicht die Aufweisung neuer Resultate, legt aber Gewicht auf eine selbstständigen Wert besitzende, erschöpfende Darstellung des Gegenstandes aus einheitlichem Gesichtspunkte».

Auf diese Preisfrage liefen bis 30. Dezember 1894, als Termin, drei Concurrenzarbeiten ein, von welchen Nr. 1 ihren Gegenstand aus dem Bereiche der mathematischen Physik, Nr. 2 und Nr. 3 aber aus dem Bereiche der reinen Mathematik gewählt hatte.

Nach dem einstimmig festgestellten Urtheile der Preisrichter, entsprachen die beiden Arbeiten rein mathematischen Gegenstandes (Nr. 2 und 3) den Anforderungen der Preisaufgabe ganz und gar nicht, während die dem Bereiche theoretischer Physik entnommene, «*Elektromagnetische Theorie des Lichtes*» betitelte Arbeit Nr. 1, allen wesentlichen Bedingungen der Preisaufgabe entsprach und daher preiswürdig gefunden wurde.

Dieselbe wurde dann auf Antrag der Klasse preisgekrönt und aus dem eröffneten Mottobrief ging der Verfassername Dr. *Josef Suták* hervor.

## X. Bericht über die für Universitätshörer bestimmten Preise.

*A)*

Die Ungarische Akademie hat je ein Exemplar des von ihr herausgegebenen Sprachgeschichtlichen Wörterbuches der ungarischen Sprache als Preis für je einen sich mit Sprachwissenschaft beschäftigenden Hörer der Universitäten in Budapest und Klausenburg, welchen die Fachprofessoren der betreffenden Fakultät als dieser Auszeichnung würdigsten empfehlen würden, bestimmt. Die Zuerkennung dieser Prämien wird alljährlich in der Jahresversammlung verkündet.

Auf Grund der Anträge der Dekane der philosophischen Fakultät der beiden Universitäten erhielt diese Prämie im Jahre 1895:

*Josef Hunyadi*, viertjähriger Hörer der philosophischen Fakultät der Budapester Universität;

*Ludwig Erdélyi*, drittjähriger Hörer der philosophischen Fakultät der Klausenburger Universität.

*B)*

Die Ungarische Akademie hat beschlossen, alljährlich je eine Section der von ihr herausgegebenen «Momumenta Hungariae Historica» je einem, sich mit dem Geschichtsstudium befassenden Hörer der Universitäten zu Budapest, Klausenburg und Agram, welchen die Fachprofessoren der betreffenden Fakultäten als dieser Auszeichnung würdigsten empfehlen, als Preis zuzuerkennen, welche Zuerkennung alljährlich gelegentlich der Jahresversammlung verkündet wird.

Auf Grund des Vorschlages der Dekane der philosophischen Fakultät der drei Universitäten erhielten diese Prämie 1895:

*Gabriel Kletz,* viertjähriger Hörer der genannten Fakultät an der Budapester Universität;

*Árpád Bordeaux,* drittjähriger Hörer derselben Fakultät an der Klausenburger Universität:

*Bogoljub Kernić,* drittjähriger Hörer derselben Fakultät an der Agramer Universität.

Budapest, aus der Jahresversammlung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften am 8. Mai 1895.

*Coloman Szily,*
Generalsecretär.

## Bericht über die akademischen Wahlen.

In der gegenwärtigen Generalversammlung wurden gewählt:
*Zum Präsidenten: Baron Roland Eötvös,* ord. Mitgl.
*Zum Vicepräsidenten: Franz Pulszky,* Directionsraths- u. Ehrenmitgl.
*Zum Directionsrathsmitgliede: Georg Császka,* Erzbischof v. Kalocsa.

*In die I. Classe:*

*Zum Präses: Anton Zichy,* Directionsraths- und Ehrenmitglied.
*Zum correspondierenden Mitglied: Gedeon Petz,* Germanist.
*Zum auswärtigen Mitgliede: Aurel Stein,* Sanskritist in Lahore.

*In die II. Classe:*

*Zum Präses: Julius Pauler,* ord. Mitgl.
*Zum Ehrenmitglied: Franz Kovács,* Publicist.
*Zum ordentlichen Mitglied: Ludwig Thallóczy,* corr. Mitgl.
*Zu correspondierenden Mitgliedern: Carl Edvi Illés.*
« « « *Georg Szathmáry,*
« « « *Ernst Nagy,*
« « « *Andreas Komáromy.*

*Zum auswärtigen Mitgliede: Carl Knies,* Universitätsprofessor in Heidelberg.

*In die III. Classe:*

*Zum Präses: Carl von Than,* Directionsraths- und ord. Mitgl.
*Zu correspondierenden Mitgliedern: Friedrich Schulek,* Architekt.
« « « *Rudolf Kövesligethy,* Astronom.

Aus der am 7—10. Mai 1895 gehaltenen Generalversammlung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

*Coloman Szily,*
Generalsecretär.

I.

# Die Preisausschreibungen der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Die Ung. Akademie der Wissenschaften hat in ihrer am 5. October 1891 abgehaltenen Sitzung — als der, der hundertsten Jahreswende des Geburtstages ihres Gründers, des Grafen *Stephan Széchenyi*, nächsten — diese Preisaufgabe gestellt:

*Es wird eine Biographie des Grafen Stephan Széchenyi gewünscht.* Preis 2000 fl. — Concurrenztermin 21. Sept. 1896. — Der Preis wird nur einem Werke von absolutem Werte zuerkannt.

## Aus der I. Classe.

### *I. Neue Preisaufgaben.*

1.

Um den Graf Josef Teleki-Preis werben im Jahre 1897 Lustspiele, mit Ausschluss der Possen.

Die versifizierte Form wird bei gleichen oder nahezu gleichen Mitwerbern als Vorzug betrachtet.

Preis 100 Dukaten. — Concurrenztermin 30. September 1896. — Zuerkennung des Preises am 19. März 1897.

Das preisgekrönte Werk ist für die Aufführung Eigenthum des Nationaltheaters, das Recht der Herausgabe bleibt dem Verfasser.

2.

Es wird ein Bühnenstück gewünscht, dessen Gegenstand der Zeit des Königs Géza II. oder Béla III. entnommen ist. Die concurrierenden Stücke können Trauerspiele, Lustspiele oder Schauspiele sein. Bühnenstücke auf sagenhaftem Grunde sind ebensowenig ausgeschlossen, wie solche mit historischem Hintergrunde.

Preis 100 Dukaten aus der Franz Kóczán-Stiftung. — Concurrenztermin 31. Mai 1896. Der Preis wird in der nächsten November-Plenarsitzung zuerkannt und am 3. December angewiesen. — Der Preis wird stets auch dem relativ besten Concurrenzstücke ausgefolgt, und zwar ungetheilt. Gewicht ist auf die Bühnenfähigkeit zu legen; die versifizierte Form giebt Vorzug über sonst gleiche oder nahezu gleiche Mitwerber. — Das preisgekrönte Stück bleibt Eigenthum des Verfassers. Somit kann er dasselbe wann immer herausgeben, doch ist er verpflichtet dasselbe für die Sammlung: «Ungarisches Historisches Theatermagazin aus der Kóczán-Stiftung» unentgeltlich zu überlassen.

3.

Aus der Farkas-Raskó-Stiftung wird ein Preis von 100 fl. ausgeschrieben für ein patriotisches Gedicht, welches Hymnus, Ode, Elegie, Ballade, poetische Novellette, Lehrgedicht oder Satire sein kann.

Concurrenztermin 30. September 1895. — Der Preis wird nur einer Arbeit von absolutem Wert zuerkannt. Das preisgekrönte Gedicht bleibt Eigenthum des Verfassers unter der Bedingung, dass er dasselbe binnen zwei Monaten selbständig oder in einer Zeitschrift herausgebe. Anderenfalls übergeht das Eigenthumsrecht an die Akademie.

4.

Es wird ein odenhaftes Gedicht gewünscht, dessen Gegenstand möglichst dem Gefühls- und Ideenkreise der patriotischen Kämpfe der ungarischen Nation entnommen sein soll.

Preis 400 fl. aus der Julius Bulyovsky-Stiftung. — Concurrenztermin 30. September 1895. — Der Preis wird nur einer Arbeit von selbständigem Werte ausgefolgt.

5.

Es wird ein erzählendes Gedicht verlangt, dessen Gegenstand der Geschichte, Sage oder auch dem Leben der Gegenwart entnommen sein kann. Der Preis wird nur einer solchen Arbeit ausgefolgt, welche das Preisrichtercomité als einen Gewinn für unsere Literatur erklärt.

Preis 100 Dukaten aus dem Graf Thomas Nádasdy-Preis. — Concurrenztermin 30. September 1896. — Das preisgekrönte Werk bleibt Eigenthum des Verfassers, mit der Bedingung, dass er dasselbe binnen Jahresfrist veröffentliche, widrigenfalls das Eigenthumsrecht der Akademie anheimfällt.

6.

Um den Péczely-Romanpreis (1000 fl.) können in den Jahren 1893—1894 erschienene Romane mit ungarisch-historischem Sujet oder Hintergrunde concurrieren, in zweiter Reihe aber Romane von, dem ungarischen Gesellschaftsleben entlehntem Sujet, und sie können ebensowohl ernst als humoristisch oder satirisch sein.

Als Concurrenzwerk wird jeder in den Jahren 1893—1894 im Drucke — gleichviel ob selbständig oder in einer Zeitschrift oder Zeitung — erschienene Originalroman betrachtet, dessen Gegenstand der ungarischen Geschichte oder dem ungarischen Socialleben entnommen ist. Jedes Werk wird als in jenem Jahre erschienen betrachtet, welches auf dem Titelblatte seiner Ausgabe (Sonderdruck, Zeitschrift oder Zeitung) angegeben ist. Datumlos erschienene Romane sind von der Concurrenz ausgeschlossen.

Der Preis wird nur in dem Falle ausgefolgt, wenn die Preisrichtercommission unter den concurrierenden Werken ein preiswürdiges findet. Der Preis ist untheilbar.

*II. Bereits verkündete Preisaufgaben.*

7.

Um den Graf Josef Teleki-Dramen-Preis werben im Jahre 1896 Lustspiele mit Ausschluss der Posse. Die versifizierte Form giebt Vorzug vor Mitwerbern von gleichem oder nahezu gleichem Werte. Preis 100 Dukaten. — Concurrenztermin 30. September 1895. — Entscheidung der Concurrenz am 19. März 1896. — Das Preiswerk ist für die Aufführung Eigenthum des Nationaltheaters, für die Herausgabe des Verfassers Eigenthum.

8.

Um den Graf Guido Karátsonyi-Dramenpreis werben im Jahre 1897 Lustspiele, alle Gattungen des Lustspieles einbegriffen. Der Preis wird dem relativ besten Concurrenzwerke nur so ausgefolgt, wenn es zugleich in dramatischer, theatralischer und sprachlicher Hinsicht wertvoll und solcherweise preiswürdig befunden wird.

Preis 200 Dukaten. — Concurrenztermin 30. September 1897. — Das preisgekrönte Werk ist Eigenthum des Verfassers, falls er es jedoch binnen drei Monaten nicht im Druck veröffentlicht, fällt das Veröffentlichungsrecht für zehn Jahre der Akademie zu.

9.

Verlangt wird ein Bühnenstück, dessen Gegenstand der Zeit König Koloman's oder Béla's des Blinden entnommen sein soll. Die Concurrenzstücke können Trauerspiele, Lustspiele oder Schauspiele, sein und sind auch bloß auf sagenhaftem Grunde ruhende oder bloß historischen Hintergrund habende von der Concurrenz nicht ausgeschlossen.

Preis 100 Dukaten aus der Franz Kóczán-Stiftung.

Concurrenztermin 31. Mai 1895.

10.

Es wird eine Geschichte der neueren Aesthetik bis Kant verlangt.

Preis 100 Dukaten aus der Gorove-Stiftung. — Concurrenztermin 30. September 1896. — Der Preis wird nur einem Werke von selbständigem Werte zuerkannt. — Das preisgekrönte Werk bleibt Eigenthum des Verfassers, doch geht das Eigenthumsrecht auf die Akademie über, wenn der Verfasser das Werk binnen Jahresfrist nicht veröffentlicht.

11.

Verlangt wird ein das Leben und die Werke Alexander Kisfaludy's behandelndes Werk.

Concurrenztermin 30. Sept. 1896. — Preis 500 fl. aus der Lévay-Stiftung. — Der Preis wird nur einem Werke von selbständigem Werte zuerkannt. — Das Preiswerk bleibt Eigenthum des Verfassers, doch fällt das Eigenthumsrecht der Akademie zu, wenn der Verfasser das Werk binnen Jahresfrist nicht herausgiebt.

12.

Verlangt wird ein Werk, welches den Einfluss Vörösmarty's auf die Entwickelung der ungarischen Literatursprache behandelt.

Concurrenztermin 31. Dezember 1896. — Preis 40 Dukaten aus der Marczibányi-Stiftung.

Das Werk bleibt Eigenthum des Verfassers mit dem Bedinge, dass er dasselbe binnen Jahresfrist veröffentliche, widrigenfalls das Eigenthumsrecht der Akademie zufällt.

13.

Verlangt wird ein ernstes Bühnenstück, welches sich zur Festvorstellung gelegentlich der Millenniumsfeier eignet. Es kann seinen Gegenstand entweder aus der Geschichte der Landnahme oder der darauf bezüglichen Sage, oder auch aus späteren Perioden der nationalen Geschichte schöpfen, muss aber auch in letzterem Falle geeignet sein, das ruhmvolle Andenken der Landnahme zu erneuern und die patriotischen Gefühle zu nähren. Es kann ein Drama von einheitlicher Composition, aber auch eine Reihe dramatischer Bilder sein, und darf auch allegorische Elemente einmischen. Jedenfalls muss es zur theatralischen Darstellung geeignet sein und auch poetischen Wert haben.

Preis die auf das Jahr 1895 entfallenden 200 Dukaten aus der Graf Karácsonyi'schen Dramenpreisstiftung.

Concurrenztermin 30. September 1895.

Das Eigenthumsrecht des preisgekrönten Werkes bleibt dem Verfasser, aber in dem Falle, wenn er dasselbe binnen drei Monaten nicht veröffentlicht, geht das Veröffentlichungsrecht für zehn Jahre an die Akademie über.

14.

Verlangt wird eine »*ungarische Synonymik*«. Die Composition betreffend ist es nicht nöthig, dass die Behandlung der zusammengehörigen Wörter sehr ausführlich sei, vielmehr wünschenswert, dass das Werk die feinen Bedeutungsunterschiede lieber mit instructiven Beispielen und treffenden deutschen oder sonstigen Uebersetzungen aufhelle. Sowohl der Literatur- als der Volkssprache soll gleiche Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Concurrenztermin 31. December 1895. — Preis 80 Dukaten aus dem Marczibányi-Fond. — Das Preiswerk bleibt Eigenthum des Verfassers, doch geht das Eigenthumsrecht an die Akademie über, wenn der Verfasser das Werk binnen Jahresfrist nicht drucken lässt.

15.

Die Ung. Akad. d. Wiss. hat beschlossen, je ein Exemplar des von ihr herausgegebenen Ungarisch-sprachgeschichtlichen Wörterbuches je einem Hörer der budapester und klausenburger Universität, der sich mit ungari-

scher Sprachforschung befasst, und von den Fachprofessoren der betreffenden Fakultät als dieser Auszeichnung würdigster empfohlen werden wird, als Preis auszufolgen. Die Verkündigung der Zuerkennung erfolgt gelegentlich der Jahresversammlung.

## Aus der II. Classe.

### *I. Neue Preisaufgaben.*

1.

Die wechselseitige Concurrenz der verschiedenen Formen des Detail-Handels — große Waarenmagazine, kleine Geschäfte, Hausierhandel — und die volkswirtschaftliche und socialpolitische Folge dieser concurrenz.

Preis 1000 Frank aus der Széchenyi-Spende der Ungarischen Kaufmanns-Halle. — Concurrenztermin 30. Sept. 1897. — Der Preis wird nur einem wissenschaftlichen Werk von selbständigem Werte zuerkannt. — Das preisgekrönte Werk bleibt Eigenthum des Verfassers, welcher es aber binnen Jahresfrist zu veröffentlichen und der Kaufmannshalle ein Exemplar einzusenden verpflichtet ist, widrigenfalls das Eigenthumsrecht an die Akademie fällt.

2.

Es soll der Einfluss entwickelt werden, welchen die seit den siebziger Jahren aufgetauchten Weltwirtschaftsverhältnisse auf die Gestaltung der Einträglichkeit der Landwirtschaft, insbesondere aber der Bodenrente, bisher ausgeübt haben und in der nächsten Zukunft voraussichtlich ausüben werden, mit besonderer Rücksicht auf unser Vaterland.

Preis 500 fl. aus der Lévay-Stiftung. — Concurrenztermin 30. Sept. 1897. — Der Preis wird nur einem Werke von selbständigem Werte zuerkannt. — Das preisgekrönte Werk muss der Verfasser binnen Jahresfrist veröffentlichen, widrigenfalls das Eigenthumsrecht an die Akademie übergeht.

3.

Es soll die Aufgabe, Organisation und Methode der Demographie aus dem Gesichtspunkte der modernen staatlichen und sozialen Fragen entwickelt werden.

Preis 750 fl. aus der Heinrich Pollák-Stiftung. — Concurrenztermin 30. September 1897. — Der Preis kann nur einem Werke von selbständigem Werte zuerkannt und nur in dem Falle ausgefolgt werden, wenn der Verfasser ausweist, dass die Arbeit in Buchform mindestens in 200 Exemplaren erschienen ist.

4.

Die Feldarbeiterfrage in unserem Vaterlande.

Preis 500 fl. aus dem Fond der Ersten Ungarischen Allgemeinen Assecuranzgesellschaft. — Concurrenztermin 30. September 1895. — Der Preis wird nur einer Arbeit von selbständigem wissenschaftlichen Werte ausgefolgt. — Das Eigenthumsrecht verbleibt dem Verfasser, geht jedoch an die Akademie über, falls der Verfasser die preisgekrönte Arbeit nicht binnen Jahresfrist veröffentlicht.

5.

*Offene Concurrenz.* Es soll die Geschichte der ungarischen Männertracht von den ältesten Zeiten bis zum Szatmárer Frieden dargestellt werden. (Theilweise zum zweitenmale ausgeschrieben.)

Preis 100 Dukaten aus der Gorove-Stiftung.

Die zu concurrieren Wünschenden werden aufgefordert, die, die Eintheilung des Werkes darstellenden Entwürfe, eventuell mit Beilage von Zeichnungen und eines ausgearbeiteten Capitels, dem Generalsecretariat bis 31. December 1895 einzureichen.

Der Verfasser des für den besten befundenen Entwurfes wird mit der Ausarbeitung des Werkes betraut werden. Der Vollendungstermin des Werkes wird nachträglich im Einvernehmen mit dem zu betrauenden concurrierenden Fachmanne festgestellt werden. Der Preis kann nur auf Grund der Beurtheilung des vollendeten Werkes ausgefolgt werden.

## *II. Bereits ausgeschriebene Preisaufgaben.*

6.

Die rechtliche Natur und Regelung der Wertpapiere mit Rücksicht auf die europäischen Gesetzgebungen.

Zur Orientierung der Concurrenten bemerkt die Akademie, dass sie die historische und dogmatische Darstellung der verschiedenen Theorien erwartet, besonders hinsichtlich der auf den Vorzeiger oder auf Ordre lautenden Wertpapiere nach der ungarischen, deutschen, französischen, italienischen und englischen Wissenschaft und Praxis, ferner den Ausweis dessen, auf welchen theoretischen Grundlagen die Vorschriften der positiven europäischen Gesetzgebung ruhen? Bei den auf Ordre lautenden Papieren ist insbesonders auch der Wechsel in Betracht zu ziehen.

Concurrenztermin 30. September 1895. — Preis 100 Dukaten aus dem Sztrokay-Fond. — Der Preis kann nur einer Arbeit von selbständigem wissenschaftlichem Werte zuerkannt werden.

7.

Es soll der gegenwärtige Organismus und Stand der Agrar-Statistik

in den bedeutenderen Staaten und im Zusammenhang damit die Aufgabe der Agrar-Statistik in unserem Vaterland entwickelt werden.

Preis 500 fl. aus dem Fond der Ersten Ungarischen Allgemeinem Assekuranz-Gesellschaft.

Der Preis wird nur einer Arbeit von selbständigem wissenschaftlichem Werte ausgefolgt. — Die preisgekrönte Arbeit bleibt Eigenthum des Verfassers mit der Bedingung, dass das Eigenthumsrecht der Akademie zufällt, falls der Verfasser die Arbeit nicht binnen Jahresfrist veröffentlicht.

8.

Concurrent soll die Angelegenheit der Arbeiter-Versicherung aus legislativem und socialem Gesichtspunkte, mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich, Deutschland und England entwickeln.

Preis 360 Goldgulden aus der Ullmann-Stiftung. — Concurrenztermin 30. September 1895. — Der Preis wird nur einer Arbeit von absolutem Werte zuerkannt. — Der Verfasser der preisgekrönten Arbeit ist verpflichtet, dieselbe binnen Jahresfrist zu veröffentlichen, widrigenfalls das Eigenthumsrecht der Akademie zufällt.

9.

Concurrent hat festzustellen, ob unter den heutigen Verkehrsverhältnissen der Zwischenhandel nothwendig sei und wenn ja, welche Rolle ihm in der Ausgleichung der Production und des Consums und in der Sicherung des einheitlichen Verkehrs zufällt?

Preis 1000 ungarische Frank aus der Széchenyi-Spende der Ungarischen Kaufmanns-Halle. — Concurrenztermin 30. September 1895. — Der Preis wird nur einer Arbeit von absolutem wissenschaftlichem Werte zuerkannt. — Das preisgekrönte Werk bleibt Eigenthum des Verfassers mit der Bedingung, dass er dasselbe binnen Jahresfrist veröffentliche und ein Exemplar der Kaufmannshalle zustelle, widrigenfalls das Eigenthumsrecht an die Akademie übergeht.

10.

Es soll auf Grund archivalischer Forschungen die Geschichte des Franziskaner-Ordens in Ungarn bis 1526 dargestellt werden. Preis 500 fl. aus der Oltványi-Stiftung. — Concurrenztermin 30. September 1896. — Der Preis wird nur einer Arbeit von selbständigem wissenschaftlichem Werte zugesprochen. — Das preisgekrönte Werk bleibt Eigenthum des Verfassers, der jedoch verpflichtet ist, drei Exemplare des veröffentlichten Werkes, oder, wenn er dasselbe binnen zwei Jahren nicht veröffentlicht, eine Copie desselben in das Archiv des Csanáder Bisthums einzusenden.

11.

Es soll auf Grund sorgfältiger Archivforschungen und des Studiums erhaltener Denkmäler die Geschichte der Goldschmiedekunst einer der bedeu-

tenderen vaterländischen Städte und der Umgebung derselben bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts dargestellt werden.

Preis 1000 Goldgulden aus der Péczely-Stiftung. — Concurrenztermin 30. September 1896. — Der Preis wird nur einer Arbeit von selbständigem Werte zuerkannt. — Die preisgekrönte Arbeit bleibt Eigenthum des Verfassers, welcher verpflichtet ist, das Werk binnen Jahresfrist zu veröffentlichen, widrigenfalls ist die Akademie berechtigt, dasselbe ohne besonderes Honorar herauszugeben.

12.

Verlangt wird eine Geschichte der englischen Moralphilosophie von Bacon bis Herbert Spencer inclusive, auf Grund von Origiualquellen.

Preis 100 Dukaten aus der Gorove-Stiftung. — Concurrenztermin 30. Sept. 1896. — Der Preis wird nur einer Arbeit von selbstständigem Werte zugesprochen. — Die Preisarbeit bleibt Eigenthum des Verfassers, doch geht dieselbe an die Akademie über, wenn der Verfasser das Werk binnen Jahresfrist nicht veröffentlicht.

13.

Verlangt wird eine kritische Darstellung der neueren Theorie der Kenntnislehre von Kant angefangen.

Preis 1000 fl. aus der Christine Lukács-Stiftung. — Concurrenztermin 30. Sept. 1896. — Der Preis wird nur einer Arbeit von selbstständigem Werte zuerkannt. — Das Eigenthumsrecht der preisgekrönten Arbeit behält der Verfasser, doch wenn er dieselbe binnen Jahresfrist nicht veröffentlicht, fällt dasselbe der Akademie zu.

14.

Verlangt wird eine Darstellung der Geschichte Ungarns vom Jahre 1301 bis zum Tode des Königs Mathias, auf Grund selbstständiger Forschungen, mit Benützung des in- und ausländischen archivalischen Materials, in einer hinsichtlich der Ausarbeitung und Form den Anforderungen der modernen Geschichtsschreibung entsprechenden Gestalt, in solcher Weise, dass neben den äußeren Begebenheiten in organischem Zusammenhange mit denselben, auch die Organisations-, Social-, Religions-, Nationalitäten- und Kultur-Verhältnisse des Landes behandelt werden; Individualität, Charakter der handelnden Personen sollen möglichst hervorgehoben und jene Stelle bezeichnet werden, welche Ungarn in erster Reihe gegenüber seinen Nachbarn, sodann gegenüber den übrigen Kulturnationen der Welt eingenommen hat.

Preis 5000 fl. aus der Fáy-Stiftung des Pester Vaterländischen Ersten Sparkassen-Vereins. — Concurrenztermin 30. September 1897. — Der Preis wird nur einer Arbeit ausgefolgt, welche das europäische Niveau der Wissenschaft hebt oder wenigstens erreicht und der vaterländischen Gelehrsamkeit nützliche Dienste leistet.

Das preisgekrönte Werk bleibt Eigenthum des Verfassers, derselbe ist jedoch verpflichtet, dasselbe binnen Jahresfrist in wenigstens 300 Exemplaren zu veröffentlichen und drei gedruckte Exemplare dem Pester Vaterländischen Ersten Sparkassen-Vereine unentgeltlich zuzustellen. Der Preis wird erst nach Erfüllung dieser Bedingungen ausgezahlt.

15.

Es soll die Geschichte des slavonischen Banates und seiner Bane bis Ende des XIII. Jahrhunderts dargestellt werden.

Preis 1000 fl. aus der Christine Lukács-Stiftung. — Concurrenztermin 30. September 1895.

Der Preis wird nur einer Arbeit von selbstständigem Werte zuerkannt, deren Eigenthumsrecht dem Verfasser verbleibt, aber, falls er dieselbe nicht innerhalb Jahresfrist veröffentlicht, der Akademie anheimfällt.

16.

Die Ungarische Akademie der Wissenschaften hat beschlossen, jährlich je eine Abtheilung der von ihr herausgegebenen «Monumenta Hungariae Historica» je einem sich mit Geschichte beschäftigenden Hörer der Bupapester, Klausenburger und Agramer Universität, den ihr die Fachprofessoren der betreffenden Fakultät als dieser Auszeichnung würdigsten empfehlen werden, als Preis zuzuerkennen. Die Zuerkennung wird in der jährlichen Generalversammlung der Akademie publiziert.

## Aus der III. Classe.

*I. Neue Preisaufgaben. II. Bereits ausgeschriebene Preisausgaben.*

(Sind im deutschen zeitschriftlichen Organ der III. Klasse «Mathematische und Naturwissenschaftliche Bericht aus Ungarn» vom Jahre 1894 mitgetheilt.)

## Vorschriften für die Preisconcurrenzen.

1. Die Concurrenzarbeiten jeder Art sind bis zu den bei jeder Preisconcurrenz angegebenen *Concurrenzterminen, «an das Generalsecretariat der Akademie»* adressiert (also nicht unter dem Namen des Generalsecretärs), einzusenden; über die angesetzten Termine hinaus wird keinerlei solche Arbeit angenommen.

2. Die Concurrenzarbeit soll *von fremder Hand, rein geschrieben, paginiert und gebunden* eingesandt werden.

3. *Auf dem den Namen, die bürgerliche Stellung und den Wohnort des Verfassers* enthaltenden versiegelten Briefe, der dem Concurrenzwerke beizuschließen ist, soll dasselbe Motto stehn, welches auf dem Titelblatte

des Concurrenzwerkes steht. Im versiegelten Briefe etwa verzeichnete Vorbehalte, Bedingungen oder Wünsche betreffs Abweichungen von den bei den Concurrenzen bisher befolgten Normen können nicht in Betracht gezogen werden.

4. Unter einem *Pseudonym* Concurrierenden wird der Preis nicht ausgefolgt.

5. Wenn sich nach Eröffnung des Mottobriefes herausstellen sollte, dass das Werk von der eigenen Hand des Verfassers geschrieben ist, wird dasselbe des Preises verlustig.

6. Die Handschriften der *nicht preisgekrönten Concurrenzarbeiten* verbleiben im Archiv der Akademie und dürfen nur gegen Erlaubnis kopiert werden.

7. Bei den Graf Teleki- und Kóczán-Dramenpreis-Concurrenzen wird der Preis dem unter seinen Mitconcurrenten *besten* Werke jederzeit ausgefolgt; bei den Uebrigen giebt zugleich der absolute Wert den Ausschlag.

8. Auf sämmtliche Preisaufgaben können auch die Akademie-Mitglieder aller Categorien mitconcurrieren.

Uebrigens macht die *Ausserachtlassung welcher immer*, wenn auch nur *formalen Vorschrift* den Verfasser des Preises verlustig.

Budapest, am 8. Mai 1895.

*Coloman Szily*,
Generalsecretär.

## II.

## Preisaufgaben aus der Andor Semsey'schen 100,000-Gulden-Spende.

### Vorgeschichte.

Nachdem der Akademiepräsident *Baron Roland Eötvös* die am 7. October 1889 gehaltene Plenarsitzung — die erste nach Ablauf der diesjährigen Ferien gehaltene Akademiesitzung — eröffnend, die zahlreich versammelten Mitglieder begrüßt hatte, las er den folgenden an ihn gerichteten Brief vor:

Geehrter Herr Präsident!

Einer der statutengemäß festgestellten Zwecke der Ungarischen Akademie der Wissenschaften ist: die Bekanntmachung des Vaterlandes in jeder Hinsicht, die Belebung und Leitung der wissenschaftlichen Thätigkeit auch mittels Preisaufgaben.

Der Fleiß unserer Forscher, von der Freigebigkeit der Akademie unterstüzt, hat auch bisher schon unsere Literatur mit vielen außerordentlich wertvollen Beiträgen bereichert. An solchen grundlegenden Werken

aber, welche die bisherigen Ergebnisse in einer dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Aufarbeitung böten, und die Richtungen der ferneren Forschung vorzeichneten, mangelt es beinahe vollständig.

Um diesem Mangel abzuhelfen, biete ich der Ungarischen Akademie der Wissenschaften hiemit 100,000, sage einhunderttausend Gulden ö. W. an, und werde diesen Betrag vom 7. October 1890 angefangen, in fünf gleichen Jahresraten von Jahr zu Jahr in die Casse der Ungarischen Akademie der Wissenschaften einzahlen.

Hinsichtlich der Art der Verwendung dieses Betrages würde ich lediglich Folgendes ausbedingen:

1. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften schreibt, wenn möglich noch in diesem Jahre, spätestens aber in der großen Jahresversammlung des folgenden Jahres 1890, eine geheime Preisconcurrenz für die Abfassung folgender Werke aus, nämlich:

Einer ungarischen Sprachlehre,
Einer ungarischen Literaturgeschichte,
Einer Archæologie Ungarns,
Einer Geschichte Ungarns,
Einer Geographie Ungarns,
Einer Nationalökonomie Ungarns,
Einer Geologie Ungarns,
Einer Mineralogie Ungarns,
Einer Flora Ungarns,
Einer Fauna Ungarns.

2. Je ein Werk darf sich höchstens auf 150 Druckbogen erstrecken.

3. Der Preis ist für jedes Werk separat 10,000, sage zehntausend Gulden ö. W., welcher aber nur einem Werke von absolutem Werte zuerkannt wird.

4. Der Einreichungstermin der Concurrenzwerke ist der 7. October 1895.

Um die Feststellung der Einzelheiten der Preisconcurrenz und die Ausarbeitung des einschlägigen Reglements ersuche ich die Ungarische Akademie der Wissenschaften.

Wollen Sie, geehrter Herr Präsident, die Güte haben, mein gegenwärtiges Anerbieten, welches, damit es bindende Kraft habe, zwei meiner Freunde als Zeugen zu unterfertigen die Freundlichkeit haben werden, der heutigen Plenarsitzung unterbreiten.

Budapest, am 7. October 1889.

Vor uns:
*Paul Gyulai, Coloman Szily,*
als Zeugen.

*Andor Semsey,*
Ehrenmitglied
der Ung. Akademie der Wissenschaften.

«Ich bin glücklich, — erklärte der Präsident, — diesen Brief vorlesen zu können. Die großartige Spende hat es der Akademie möglich gemacht, eine ihrer wichtigsten Pflichten erfüllen zu können. Das Andenken an diesen Moment ist unserem Herzen tief eingegraben. Aber es möge auch ein geschriebenes Denkmal desselben mit dem protokollarischen Ausdruck des tiefempfundenen Dankes übrig bleiben. Erheben wir uns meine Herren und rufen wir aus vollem Herzen: Hoch lebe Andor Semsey!»

Die Akademiemitglieder gaben — sich insgesammt von ihrer Sitzen erhebend — mit stürmischen Éljenrufen ihrer Verehrung und Dankbarkeit für den anwesenden hochherzigen Spender Ausdruck und beschlossen, dasselbe auch im Protokoll zu thun.

Hieran anknüpfend, stellt der Präsident den Antrag, dass zum Zwecke der Ausarbeitung des Preisconcurrenz-Statutes eine aus den beiden Präsidenten und dem Generalsecretär der Akademie, ferner aus den Präsidenten und Secretären der drei Classen, und aus dem Spender bestehende Commission entsandt werde.

Der Antrag wird angenommen, und zugleich beschlossen, dass von der Hunderttausendgulden-Spende auch der Directions-Rath in Kenntnis gesetzt werde.

In der hierauf am 13. October 1889 gehaltenen Sitzung des Directionsrathes wurden die das oben Mitgetheilte enthaltenden Punkte des Protokolls der Plenarsitzung vom 7. October 1889 vorgelesen.

Unter freudiger Zurkenntnisnahme des Vorgelesenen wird die hochherzige Spende auch seitens des Directionsrathes mit innigem Danke angenommen und beschlossen, an den Spender im Namen des Directionsrathes ein Dankschreiben zu senden.

In der am 17. März 1890 abgehaltenen außerordentlichen Plenarsitzung legte hierauf die aus der Plenarsitzung vom 7. October 1889 zum Zwecke der Ausarbeitung der *Statuten der Semsey-Preisconcurrenz* entsandte Commission ihren Entwurf vor. Derselbe wurde auf Antrag des Präsidenten, als den Wünschen des Spenders vollkommen entsprechend, sowohl in seiner Gänze, als auch in seinen Einzelheiten, ohne jede Bemerkung angenommen, und die Classen aufgefordert, in die eigens zum Zwecke der Leitung der Angelegenheiten dieser Preisconcurrenz konstituierte permanente Commission noch bis zum 25. d. M. je zwei Mitglieder zu wählen.

**Statuten der Semsey-Preisconcurrenz.**

Jeder einzelne Concurrenzpreis ist 10,000, sage zehntausend Gulden ö. W., Nebenpreis aus den in der Zwischenzeit aufgelaufenen Zinsen der Spende: 1,500, sage eintausend und fünfhundert Gulden. Der gemeinsame Einreichungstermin der Concurrenzwerke ist der 30. September 1895,

unter welchem Termin nicht der Tag des Einlangens, sondern der Tag der Postaufgabe verstanden ist. Jedes Concurrenzwerk daher, dessen Poststempel zeigt, dass dasselbe am Einsendungstermintage bereits auf die Post gegeben war, wird zur Concurrenz zugelassen, auch wenn es später in der Akademie einlangt. — Das Concurrenzwerk soll von fremder Hand in ungarischer Sprache rein geschrieben, paginiert und gebunden sein. — Auf dem die Angabe des Namens, der bürgerlichen Stellung und der Wohnung des Verfassers oder der Verfasser enthaltenden versiegelten Briefe soll dasselbe Motto stehen, welches auf dem Titel des Concurrenzwerkes steht. Im versiegelten Briefe etwa verzeichnete Vorbehalte, Bedingungen oder Wünsche werden nicht berücksichtigt. Unter einem Pseudonym Concurrierenden wird der Preis nicht ausgefolgt. Den Concurrenzpreis, sowie den Nebenpreis, können nur Werke von absolutem Werte gewinnen. Das preisgekrönte Werk ist Eigenthum des Verfassers; wenn er aber binnen Jahresfrist bezüglich der Herausgabe desselben nicht verfügt, fällt das Recht der Herausgabe der Akademie anheim.

Die Ungarische Akademie der Wissenschaften hat, ebenfalls auf Wunsch des Spenders und um die Gleichförmigkeit des bezüglich der Preisconcurrenz zu befolgenden Vorgehens möglichst zu sichern, eine ständige Commission ernannt zum Zwecke der Textierung der Preisaufgaben, zur Ertheilung der eventuell erforderlichen Instructionen an die Concurrenten, zur gutachtlichen Berichterstattung über die einlangenden Concurrenzwerke auf Grund vorläufiger Beurtheilung, mit einem Worte zum Zwecke der Erledigung der gesammten Semsey-Preisconcurrenz-Angelegenheit.

Mitglieder der Semsey-Commission sind: der Präsident, der Vicepräsident, der Generalsecretär der Akademie, der Spender (oder an seiner Stelle das von ihm designierte Akademiemitglied), die drei Classenpräsidenten und drei Classensecretäre, und endlich noch je zwei Mitglieder jeder der drei Classen.

Die Geschäftsordnung dieser Commission ist die folgende:

Die Commission hat die Preis-Ausschreibungen zu textieren, und nach Anhörung der Meinung der betreffenden Classe oder Classen, den Text definitiv festzustellen und der Jahresversammlung der Akademie vorzulegen; sie hat während der Dauer der Preisconcurrenz auf die, an das Generalsecretariat anonym eingesandten, einschlägigen Fragen, Erkundigungen, nöthigenfalls mit Anhörung der Meinung der Classen, im Wege des Akademie-Anzeigers Rathschläge, Aufklärungen zu ertheilen; sie hat mit Ablauf des Concurrenztermines die bei dem Generalsecretariat eingelaufenen Concurrenzwerke hinsichtlich der Formalität zu prüfen, nachdem sie die Mottobriefe der zu je einer Preisfrage gehörigen Concurrenzwerke in je ein gemeinsames Couvert versiegelt hat, die Concurrenzwerke im Archiv der

Akademie in einem verschlossenen Orte zu hinterlegen und über alles dies der nächstfolgenden Plenarsitzung Bericht zu erstatten; ferner hat sie für jede Preisfrage, auf welche ein oder mehrere Concurrenzwerke eingelaufen sind, (aus den inzwischen erwachsenen Zinsen der Spende) das Honorar der Preisrichter festzustellen; sie hat aus ihrer Mitte den Vorsitzenden der dreigliedrigen Preisrichter-Commission zu ernennen und die betreffende Classe zu ersuchen, zwei Mitglieder in die Preisrichter-Commission zu entsenden, bei der geographischen Preisfrage aber die II. und III. Classe zur Entsendung je eines Mitgliedes aufzufordern. Die hinsichtlich je einer Preisfrage solcherweise constituierte Preisrichtercommission hat, nachdem ihre Mitglieder die ihnen zugestellten Concurrenzwerke durchgelesen und ihre Bemerkungen über dieselben niedergeschrieben, sich zu einer Conferenz zu versammeln und in derselben mit Stimmenmehrheit zu bestimmen, welches Werk für den Hauptpreis, welches für den Nebenpreis, welches für lobende Erwähnung empfohlen werden soll. Sodann werden die Gutachten der Preisrichter-Commissionen an die betreffenden Classen geleitet, und deren Gutachten darüber erbeten.

Nachdem auch diese eingelangt sind, hat die Semsey-Commission eine Sitzung zu halten, und nach Verlesung und Discutierung der Gutachten der Preisrichter-Commissionen und der Classen mit Stimmenmehrheit zu beschließen, welches Werk oder welche Werke der Jahresversammlung zur Preiskrönung mit dem Haupt-, resp. Nebenpreise und zur Auszeichnung durch Lob empfohlen werden sollen, ferner bezüglich der Textierung der Gutachten schlüssig zu werden und Referenten zu ernennen, welche der Jahresversammlung über die Preisconcurrenz Bericht erstatten sollen. Die Preise werden durch die Jahresversammlung zuerkannt.

Budapest, am 8. Mai 1890.

*Coloman Szily,*
Generalsecretär.

## Text der zehn Zehntausendguldenpreis-Aufgaben aus der Hunderttausendgulden-Spende des Ehrenmitgliedes Andor Semsey.

1.

Gefordert wird eine *wissenschaftliche ungarische Grammatik,* welche als Gegenstand die sämmtlichen lebenden Varietäten der ungarischen Sprache und die in den Sprachdenkmälern erhaltenen älteren Sprachformen umfasst. Nach einer sorgfältigen Feststellung der aufzunehmenden Thatsachen — (es sollen bezüglich der Sprache nicht bloß die in der

linguistischen Fachliteratur erschienenen eingehenden Bearbeitungen benützt werden, sondern es wird auch eine selbstständige Durchforschung des aus neuerer und älterer Zeit vorhandenen Sprachmaterials gefordert) — ist das Hauptgewicht auf den Nachweis der historischen Entwickelung zu legen, in welchem zur Vervollständigung der aus der Geschichte der ungarischen Sprache schöpfbaren Daten auch all jene Zeugnisse zu verwenden sind, welche bisher die Vergleichung mit den verwandten Sprachen geliefert hat. — Es soll ein vollständiges System der Grammatik ausgearbeitet werden, dessen Theile sein sollen: *Lautlehre und schriftliche Darstellung der Laute:* genaue Beschreibung der ungarischen Sprachlaute, Geschichte der ungarischen Lautform, die Lautveränderung (nach ihren besonderen Arten: unabhängige und konnexuelle, an Bedingungen geknüpfte regelmäßige und exzeptionelle Lautveränderung); — *Wortlehre,* in welcher auch auf die Wortbildung gehörige Aufmerksamkeit verwendet werden soll, und welche auch die Bedeutungslehre, sei es in einem besonderen Abschnitte, sei es im Anschluss an die betreffenden Wortclassen, mitumfasst; — *Satzlehre,* auf Grundlage der syntactischen Categorien; mit der Behandlung der Wortfolge soll, wegen ihrer syntactischen Function, auch die Behandlung der Betonung verbunden werden.

Der Grammatik soll eine *Einleitung* vorangehen, welche über die der ungarischen Sprache im Gebiete der anderen Sprachen, insbesondere der verwandten Sprachen anweisbare Stellung Rechenschaft giebt, in großen Zügen die Geschichte der Sprache, vornehmlich die in derselben nachweisbaren fremden Einflüsse schildert; die Gestaltung und Vollendung der Literatursprache darstellt und schließlich eine Skizzierung und Charakteristik der heutigen lebenden Sprachnüancen giebt. Alldem kann eine kritische Beleuchtung der ungarischen grammatischen Literatur hinzugefügt werden

Zu dieser mit der Intention der historischen Erörterung gearbeiteten wissenschaftlichen Grammatik soll, als abschließender Theil des ganzen Werkes, — als practische Zwecke im Auge habende Sprachlehre, — eine grammatische Darstellung der *heutigen Literatursprache* hinzukommen: *Lautlehre,* welche auch über die Grenze der Zulässigkeit der Schwankungen der Lautform handelt. — *Wortlehre,* welche außer der Bestimmung der zu gebrauchenden Formen, in der Wortbildungslehre mit Rücksicht auf die Sprachreform die als regelmäßig annehmbaren Bildungsweisen lehrt. — *Satzlehre,* welche auch die Möglichkeit der Unterscheidung der echt ungarischen Redeweisen und Constructionen von den fremartigen bietet. Die practische Grammatik kann übrigens — mit Umgehung der eingehenden Ursprungs-Erörterungen — sich der Hinweise auf die wissenschaftliche Grammatik bedienen. So wird der Umfang derselben ein geringerer werden, und ihre Darstellung kann desto mehr die Brauchbarkeit für das

große Publicum berücksichtigen. Dem ganzen Werke ist ein detaillirter und genauer Index anzufügen. Der Umfang des Werkes soll höchstens 120 Druckbogen umfassen.

2.

Gefordert wird eine *Geschichte der ungarischen Literatur* von den ältesten Zeiten bis 1867, welche gleicherweise in Bezug auf Inhalt und auf Form den Anforderungen der Wissenschaft und des gebildeten Publicums entspricht. Die Geschichte der Literatur ist vornehmlich eine Behandlung der Dichter und Prosaschriftsteller, welche nicht die Geschichte der einzelnen wissenschaftlichen Fächer als solcher in sich fasst, aber dennoch aus der Geschichte der Wissenschaft, Kunst, des Staates und der Gesellschaft alles das in sich aufnimmt, was auf die Entwickelung der Literatur und des nationalen Geistes von Einfluss gewesen ist. Bei uns sind insbesondere die mittelalterlichen lateinischen Chronikenschreiber nicht außer Acht zu lassen, welche unsere nationalen Sagen aufbewahrt haben, ferner die ungarländische lateinische Literatur des Renaissance-Zeitalters, in welcher unsere damalige Kultur zum Ausdruck gelangte, sowie auch die späteren nicht-ungarisch schreibenden ungarischen Geschichtschreiber, welche die ungarisch-sprachliche Geschichtschreibung vorbereitet haben. Besondere Sorgfalt ist der Entwickelung des poetischen und prosaischen Stils zuzuwenden, und auch unsere Codices sind vornehmlich aus diesem Gesichtspunkte zu untersuchen. Es sollen nicht bloß die großen Repräsentanten der einzelnen Perioden zur Darstellung kommen, sondern in kürzerer Fassung auch von den kleineren Gruppen und Momenten diejenigen, welche auf die Entwickelung Einfluss geübt haben. Ueberhaupt soll die Geschichte unserer Literatur in organischem Zusammenhange mit der Aufarbeitung der bereits klargestellten und noch klarzustellenden vaterländischen und ausländischen Faktoren und Daten dargestellt werden. Unsere bisherige Literaturgeschichtschreibung pflegt zwar das Jahr 1848 als Schlussstein zu betrachten, da jedoch die volle Entwickelung mancher Richtung und mancher hervorragender Schriftsteller in die auf die Revolution folgenden Jahre hineinfällt, hat die Aufnahme des Jahres 1867 als Schlussstein zweckmäßiger geschienen. Da wir indessen sozusagen noch in dieser Periode selbst leben, sind die Repräsentanten der neuesten Richtungen nicht so sehr systematisch, vielmehr nur in einigen orientierenden Hauptzügen zu behandeln. Dem ganzen Werke ist ein ins Einzelne gehender genauer Index anzuschließen. Der Umfang soll höchstens 100 Druckbogen erreichen.

3.

Es soll die *Archäologie Ungarns* auf Grund der vorhandenen Denkmäler und mit Benützung der gesammten Fachliteratur dargestellt werden.

Das ganze Werk soll in drei Theile zerfallen.

Der *erste* Band soll das Alterthum, die Römer- und Völkerwanderungszeit bis zur Landnahme enthalten.

Der *zweite* Band soll von der Landnahme bis zur Renaissance reichen.

Der *dritte* Band soll die Zeit von der Renaissance bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts umfassen.

Dem Werke sollen reichlich in den Text einfügbare Abbildungen beigegeben und am Schluss ein erschöpfendes alphabetisches Orts- und Sachregister angefügt werden.

Der Umfang des dreibändigen Werkes soll, im gegenwärtigen Format des «Archäologischen Anzeigers», mit den Illustrationen zusammen höchstens 150 Druckbogen erreichen.

4.

Es soll die *Geschichte Ungarns* von der Landnahme angefangen bis zur Krönung Sr. Majestät des Königs Franz Josef I. auf Grundlage der bisher erforschten Quellen, in einer auch für das große Publicum genießbaren Form, in solcher Weise dargestellt werden, dass neben den äußeren Begebenheiten, in organischem Zusammenhange mit denselben auch die Organisations-, Social-, Religions-, Nationalitäts- und Kulturverhältnisse des Landes behandelt werden. Die Individualität, der Character der eine Rolle spielenden Menschen soll nach Möglichkeit hervorgehoben, und die Stelle angegeben werden, welche Ungarn in erster Reihe gegenüber seinen Nachbarn, sodann gegenüber den übrigen Kulturnationen der Welt, von Periode zu Periode eingenommen hat. Der Umfang des Werkes kann sich auf 120 bis 150 Druckbogen erstrecken.

5.

Gefordert wird eine *Geographie der zur Krone des heiligen Stephan gehörigen Länder*, mit ausführlicher Behandlung der physischen Verhältnisse und würdiger Vertretung der politischen Geographie. Im ersten Theil soll in der Behandlung der physischen (orographischen, hydrographischen, klimatischen) Verhältnisse die pragmatische Beschreibung die Richtschnur bieten, mit besonderer Würdigung des vergleichenden Prinzips und Berücksichtigung der augenfälligen Abweichungen der nachbarich en Territorien. Das chartographische Kapitel soll einen Ueberblick der älteren und neueren Karten Ungarns bieten und von den unser Vaterland berührenden geodäsischen und anderwärtigen chartographischen Messungen Rechnung legen. Der zweite Theil soll die Detail-Beschreibung des Landes enthalten, sei es in natürlichen Gruppen oder nach der administrativen Eintheilung. Hier soll das Ziel sein, unter vollständiger Benützung unserer bisherigen Kenntnisse, ein treues Bild von den beträchtlich verschiedenen Gegenden und Verhältnissen unseres Vaterlandes zu geben

Das Buch soll mit je zahlreicheren Abbildungen, in den Text einfügbaren Karten und Landschaftsbildern und am Schlusse mit einem reichhaltigen detaillierten Index ausgestattet sein. Der Umfang desselben soll sich auf höchstens 150 Druckbogen erstrecken.

6.

Die Aufgabe ist: *Die Volkswirtschaft Ungarns* so darzustellen, wie dieselbe sich entwickelt hat und gegenwärtig vor uns steht; also die volkswirtschaftliche Entwickelung, die Geltendmachungen und Vernachlässigungen der nationalökonomischen Gesetze in den Richtungen und Resultaten der legislativen Maßregeln, der staatlichen und munizipalen Wirksamkeit und der Vereins- und Privatthätigkeit zu *ergründen;* in der Erklärung der heutigen Lage auf die Entstehung und Geltendwerdung der Faktoren *zurückzugehen* und mit Hülfe der Wissenschaft und der ausländischen Erfahrungen die Mängel und Fehler, die Vortheile und Kräfte, welche in unserer nationalökonomischen Stellung vorhanden sind, *nachzuweisen.* Das Werk hat daher: erstens in descriptiver, zweitens in grundforschender, drittens in pragmatischer Weise uns die Volkswirtschaft Ungarns mit ihren Licht- und Schattenseiten vor Augen zu führen, damit das Werk nicht bloß eine systematische Darstellung und wissenschaftliche Entwickelung des bestehenden Zustandes, sondern eine *richtunggebende Zusammenfassung der Lehren,* eine *Kritik* der Vergangenheit und eine wissenschaftliche *Erklärung* der Gegenwart sei. Der Umfang des Werkes darf sich auf 70—100 Druckbogen erstrecken.

7.

Gefordert wird eine Darstellung der *Geologie des ungarischen Reiches,* und zwar: 1. Die Entwickelung der geologischen Kenntniss des Ungarreiches von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis heute. 2. Uebersichtliche Darstellung der orographischen und hydrographischen Verhältnisse des Landes und allgemeines Bild seiner geologischen Verhältnisse, mit Hinweis auf die Rolle, welche unsere Gebirge und Ebenen gegenüber den nachbarlichen europäischen Bodenerhebungsverhältnissen spielen. 3. Detaillierte Geologie des Landes. Hier ist die geologische Struktur und petrographische Zusammensetzung des Landes in übersichtlicher Form und auf dem Niveau der heutigen Kenntnisse eingehend zu behandeln. Es können die sedimentären und Massen-Gesteine der verschiedenen geologischen Perioden entweder in auf- oder in absteigender Reihenfolge behandelt werden. Es sollen ihre Qualität, Ausbreitung, Lagerungsverhältnisse, bei den sedimentären Formationen aber ihre organischen Einflüsse aufgezählt werden. Auf die hier abstrahierbaren allgemeinen Folgerungen und wahrnehmbaren Symptome ist gehörige Aufmerksamkeit zu verwenden; ferner sind in den Hauptzügen auch die Identitäten oder Aehnlichkeiten zu beleuchten, welchte zwischen unseren Formationen und den derartigen

Formationen der uns benachbarten Territorien Europa's sowohl in petrographischer, als auch in paläontologischer Hinsicht konstatiert werden können. Ebenso sind auch die räumlichen Konnexe, welche zwischen unseren Formationen und den gleichalterigen Formationen der nachbarlichen Gebiete bestehen, mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Skizzenhaft darzustellen sind: die Fundorte der, der practischen Beachtung werten Mineralien und Gesteine, ebenso das Vorkommen unserer bedeutenderen Mineralwässer, mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zur geologischen Configuration des Ungarreiches. Zeichnungen der characteristischen Durchschnitte und Versteinerungen sind in den Text aufzunehmen; und eine geologisch kolorierte, übersichtliche Landkarte, sowie ein ins Detail gehender Index diene als Ergänzung des Werkes. Der Umfang desselben soll höchstens 150 Druckbogen ausmachen

8.

Gefordert wird eine *wissenschaftliche Beschreibung der Mineralien Ungarns*, mit Benützung der auf den Gegenstand bezüglichen vaterländischen und ausländischen Literatur, in solcher Weise, dass das Werk unsere, auf diesem Gebiete bisher gesammelten Kenntnisse möglichst vollständig zusammenfassend, den Grund zu weiteren Forschungen lege. Die Gruppierung des Stoffes soll nach irgend einem chemischen, z. B. dem Dana'schen System vorgenommen werden, worin, nach Aufzählung der in Ungarn gefundenen Mineralarten (die pseudomorphen mitinbegriffen), deren Eigenthümlichkeiten aus dem Gesichtspunkte der chemischen Zusammensetzung, der Gestalt und des optischen Verhaltens möglichst genau beschrieben werden sollen. Eine besondere Sorgfalt ist der sicheren Feststellung der Fundorte und den paragenetischen Verhältnissen zuzuwenden. Der Beschreibung jeder einzelnen Art soll die Beleuchtung der darauf bezüglichen Literatur folgen. Schließlich sollen die wichtigsten Fundorte skizzenhaft, unter Aufzählung der dort vorkommenden Mineralien beschrieben werden. Dem Werke sind aufklärende Abbildungen in reicher Anzahl beizugeben und den Schluss soll ein erschöpfendes Orts- und Sachregister zur Erleichterung der Aufsuchung der einzelnen Arten, Fundorte und Verfasser bilden. Der Umfang des Werkes soll sich höchstens auf 100 Druckbogen erstrecken.

9.

Gefordert wird eine *Darstellung der Flora Ungarns*. Der Zweck des Werkes ist einerseits, den gegenwärtigen Stand unserer, auf die Vegetations-Verhältnisse unseres Vaterlandes bezüglichen Kenntnisse zusammenfassend darzustellen, die bereits bisher erreichten Resultate in einer Weise kritisch feststellend, um in Zukunft als vollkommen verlässliche Quelle dienen zu können; andererseits aber, in der Gegenwart ein sicherer Wegweiser, ein gutes und gründliches Handbuch zur Bestimmung der weiteren oder engeren Gruppen, Genera und Spezies der darin behandelten

Pflanzen und zur Erkenntniss ihrer Verbreitungs-Verhältnisse zu sein. Der erste Theil des Werkes soll sich mit der detaillierten Morphologie der einzelnen Pflanzengruppen dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend und in solcher Weise beschäftigen, dass daraus die zur Bestimmung der Pflanzen nöthigen Kenntnisse gründlich angeeignet werden können. Der zweite Theil des Werkes soll die sämmtlichen, auf dem Territorium des Landes wachsenden, bisher bekannten und beschriebenen Pflanzenarten und Varietäten (mit Erwähnung der volksthümlichen Benennungen derselben) behandeln und einerseits dieselben dem heutigen Stande der Systematik entsprechend gruppiert zusammenfassen, andererseits eine synoptische Beschreibung der einzelnen Formen bieten, mit Rücksicht auf die Wachsthums-Orte, deren Eigenthümlichkeiten, und die auf den Gegenstand bezügliche Literatur. Der dritte Theil endlich soll unsere Flora vom pflanzen-geographischen Gesichtspunkte behandeln, und zwar zuerst als selbstständiges Ganzes, eingehend die Verbreitungsverhältnisse der Arten unserer Flora aufweisend und besonders jene Arten und Varietäten hervorhebend, welche, gleichviel in welcher Hinsicht, für die Flora unseres Vaterlandes charakteristisch und wichtig sind; sodann vergleichend, als Glied der Flora unseres Kontinents. Die auf den Gegenstand bezügliche Fachliteratur ist, nach den einzelnen Pflanzengruppen zusammengestellt, mitzutheilen. Das Werk soll mit möglichst zahlreichen und guten, in den Text einfügbaren Abbildungen und einem den Inhalt des Werkes genau angebenden Index ausgestattet sein. Der Umfang desselben soll höchstens 100 Druckbogen füllen.

10.

Gefordert wird die *Darstellung der Fauna Ungarns* in solcher Weise, dass das Werk, den gegenwärtigen Stand unserer, auf diesen Gegenstand bezüglichen Kenntnisse genau ausweisend, als verlässlicher Wegweiser für künftig vorzunehmende Forschungen, als grundlegendes Werk dienen könne. Das Werk soll aus zwei Theilen bestehen. Der erste, einleitende Theil soll ein Handbuch der Zoologie sein, welches die für das Studium der Thiere nothwendigen fundamentalen Kenntnisse, d. h. die Morphologie und Physiologie des thierischen Körpers, sowie die Biologie (Oikologie) der Thiere in einer dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechenden, aber leichtfasslichen Manier und kurz behandelt. Der zweite Theil des Werkes soll eine Beschreibung der Thierwelt Ungarns bieten, d. h. es sollen die Thier-Arten und Varietäten unseres Vaterlandes in einen systematischen Rahmen gefasst, kurz, nach ihren leicht erkennbaren Merkmalen mit genauer Angabe ihrer Fundorte, ihrer bisher bekannten Verbreitung in unserem Vaterlande und ihren volksmäßigen Benennungen beschrieben werden. Eine, wenn auch noch so kurze Beschreibung sämmtlicher Arten an Arten sehr reicher Genera (wie namentlich der Insekten) würde den

Umfang des Werkes übermäßig ausdehnen, deshalb ist aus solchen Genera nur die Beschreibung einer zweckmäßig getroffenen Auswahl wünschenswert. Jedenfalls ist jedoch darauf Gewicht zu legen, dass die Beschreibung der auffallenderen, sowie der für die Fauna unseres Vaterlandes charakteristischen Arten nicht unterbleibe, sowie auch darauf, dass die dem Menschen nützlichen oder schädlichen, sowie die wegen ihrer Lebensweise interessanteren Arten einer eingehenderen Behandlung theilhaft werden. Ferner soll dieser zweite Theil des Werkes in einem besonderen Kapitel und gestützt auf das im vorhergehenden Theile des Werkes Gesagte, sich mit einer, nach allgemeinen thiergeographischen Gesichtspunkten ausgeführten, eindringenden und detaillierten Würdigung der vaterländischen Fauna beschäftigen. Schließlich ist hinzuzufügen eine Zusammenfassung der auf die ungarländische Fauna bezüglichen vollständigen Literatur, systematisch gruppiert, sowie die Erwähnung jener ausländischen Werke, welche sowohl zum Studium des Organismus, der Lebensweise und der Verbreitung der Thiere, als auch zum eingehenden systematologischen Studium der einzelnen Thiergruppen nothwendig sind, mit einem Worte der Fundamentalwerke. Dem Werke sollen zahlreiche, in den Text druckbare genaue Abbildungen (beziehungsweise die genaue Angabe der aus anderen Werken zu nehmenden Abbildungen), endlich ein genaues Orts- und Sachregister beigegeben sein. Der Umfang des Werkes soll sich auf höchstens 150 Druckbogen erstrecken.

---

# DIE VERLEIHUNG DER ELISCHER'SCHEN GOETHE-SAMMLUNG AN DIE UNGARISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Der am 25. März l. J. verstorbene Budapester Rechtsanwalt Balthasar *Elischer* hinterließ eine, durch nahezu ein halbes Jahrhundert mit vieler Mühe und vielen Opfern zusammengebrachte überaus wertvolle Sammlung auf Goethe bezüglicher Literatur- und Kunst-Denkmäler.

Sein Erbe, Primararzt Prof. Dr. Julius *Elischer*, unterbreitete, der Intention des Erblassers entsprechend, Sr. Excellenz dem kön. ungarischen Minister für Cultus und Unterricht am 10. Juni l. J. folgendes Anerbieten:

Euer Excellenz, Herr Minister!

Mein am 25. März l. J. dahingeschiedener Onkel, Herr Balthasar Elischer, hat seine von ihm durch mehr als vierzig Jahre mit vorzüglicher Fachkenntnis und wahrer Hingebung zusammengestellte *Goethe-Sammlung* in seinem Testamente mir hinterlassen, mit der Betrauung, ich möge über

dieselbe in seinem Geiste und im Sinne seiner Weisungen nach eigenem Gutdünken verfügen.

Ein Theil seiner Anordnungen ist in seinem eigenhändig geschriebenen Testamente entwickelt, ein anderer Theil beruht auf mir mündlich ertheilten Aufträgen, auf welche er sich in seinem Testamente auch beruft.

Die Sammlung, welche aus einem bescheidenen Anfange, einigen Goethe-Ausgaben, hervorgegangen ist, enthält derzeit:

I. Etwa *vierzig Handschriften, Autogramme* und *Notizen*, sämmtlich von Goethe's eigener Hand.

II. Eine *Handschriften-Autogramm-Sammlung*, aus dem Weimarer Hof- und Dichter-Kreise, mit Bezug auf Goethe (96 Nummern, aus etwa 123 Stücken bestehend), darunter: Briefe von Schiller, Wieland, Herder, der Großherzogin Amalie, Großherzog Carl August u. A.

III. *Goethe-Porträts* (180 Stück) und eine Porträtsammlung seiner Zeitgenossen, auf etwa 115 Cartons, in einem Portefeuille.

IV. Eine Sammlung von *Goethe-Medaillen* (20 Stücke in Etuis).

V. *Bibliothek:* darin sämmtliche Gesammt-Ausgaben der Werke Goethe's (der Zahl nach 18 Ausg., etwa 250 Bände); ungefähr 70 Stück erste Ausgaben (editiones principes); etwa 2000 Nummern auf Goethe bezügliche Werke, Schriften, Commentare, Abhandlungen; etwa 590 Nummern auf Goethe bezügliche Zeitschriften- und ausgeschnittene Zeitungs-Artikel; etwa 50 illustrierte und Pracht-Ausgaben von Goethe's Werken.

VI. Einzelne *Kupfer- und Stahlstiche*, ein vollständiges Exemplar der Kaulbach'schen Goethe-Gallerie in Großfolioformat, Goethe-Porträts in photographischen Copien (20 Stück), theilweise in Goldrahmen.

VII. *Musikalien*, mit Goethe'schen Texten, etwa 742 Nummern, in 376 Bänden und Heften.

VIII. *Die Carlsbader Mineralien-Sammlung.*

IX. Einige *Goethe-Statuetten und Medaillons*, in Gypsguss.

X. Einige *Goethe-Reliquien.*

Den Intentionen meines seligen Onkels entsprechend, erkläre ich, dass mir diese Sammlung unter keinem Vorwande verkäuflich ist, vorausgesetzt, dass ich mit derselben meinem geliebten Vaterlande einen Dienst erweisen kann. Hingegen bin ich bereit, dieselbe (mit Ausnahme der im Punkte X erwähnten Reliquien, welche mein Familien-Eigenthum bleiben) einem der sich mit culturellen Aufgaben beschäftigenden öffentlichen Institute Ungarns, unter den folgenden Bedingungen, im Ganzen und ungetheilt (auf Wunsch zeitweilig leihweise auch die Reliquien) zu überlassen:

1. Ich wünsche, dass die Sammlung in einem *abgesonderten geschlossenen Raume* dem Zwecke entsprechend aufgestellt werde und für ewige Zeiten den Namen: *Goethe-Zimmer. Stiftung von Balthasar Elischer*

*und Dr. Julius Elischer* führe. In dieser Localität soll der Aufenthalt angenehm, zum Studieren bequem, für Beleuchtung, Heizung und Schreib-Requisiten allezeit gesorgt sein.

2. Das Intaktbleiben der Sammlung, die Pflege und Bewahrung derselben, unter fachverständiger Obhut soll vollkommen sichergestellt; die interessanteren Stücke in Glas-Auslagekästen placiert werden, und das Forttragen oder Ausleiben auch des kleinsten Stückes der Sammlung aus der Localität streng verboten sein.

3. Im Interesse der Benützbarkeit der Sammlung soll: *a)* ein genauer fachmäßiger Katalog, *b)* ein zweiter Katalog für das Publicum angefertigt, *c)* die Sammlung an gewissen Tagen zu bestimmten Stunden unter gehöriger Aufsicht für das Publicum offen gehalten, *d)* unter gewissen Bedingungen und unter Aufsicht auch zu anderer Zeit zum Zwecke der Besichtigung oder des Studiums zugänglich gemacht werden.

4. Das betreffende öffentliche Institut übernimmt die Verantwortung für die Aufsicht und ertheilt mir, als Stifter, das Recht zur Ausübung der Controle, betreffend die Aufstellung, Anordnung und Zugänglichkeit der Sammlung.

5. Die Sammlung soll auch fernerhin durch Anschaffung ausschließlich auf Goethe bezüglicher Reliquien und Werke vermehrt werden. Zu diesem Zwecke mache ich bei dem betreffenden öffentlichen Institut eine *Stiftung von 2000 fl., d. i. zweitausend Gulden*, und soll unter meiner Controle, beziehungsweise unter meiner Mitwirkung, über die Verwendung der Zinsen dieses Betrages beschlossen werden.

6. Das betreffende öffentliche Institut hat durch einen unserer vorzüglichen vaterländischen Künstler das Porträt Balthasar Elischer's in Oelmalerei anfertigen und zu seinem Andenken im Goethe-Zimmer anbringen zu lassen.

7. Die Sammlung soll bis zum 15. Juli l. J. übernommen und sofort in der definitiven Localität untergebracht werden.

Euer Excellenz, Herr Minister! Im Obigen habe ich meine Bedingungen namhaft gemacht, unter welchen ich bereit wäre, meine Goethe-Sammlung irgend einem culturellen öffentlichen Institute meines Vaterlandes zu überlassen. Weil ich aber vollständig davon überzeugt bin, dass wir kein zweites öffentliches Institut besitzen, welches zur Aufstellung, Pflege, Inordnunghaltung und Zugänglichmachung der Sammlung für das große Publicum entsprechender und geeigneter wäre, als die Ungarische Akademie der Wissenschaften: bin ich so frei, an Euer Excellenz die ehrerbietungsvolle Bitte zu richten, mich gütigst verständigen zu wollen, ob Euer Excellenz geneigt sein würden, unter Annahme meiner Bedingungen, die Sammlung von mir anzunehmen und dieselbe der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in ihr Eigenthum zu übergeben, in welchem Falle ich

mich verpflichte, die obgenannte Sammlung der Bibliothek der Akademie und meine Stiftung von 2000 fl. in die Casse der Akademie unmittelbar einzuliefern.

Um gütigen Bescheid bittend, bleibe ich mit huldigender Ehrerbietung Euer Excellenz ergebener

Budapest, 10. Juni 1895.

*Dr. Julius Elischer,* mp.

Der Herr Kultus- und Unterrichts-Minister Dr. Julius *Wlassics* richtete hierauf am 16. Juni l. J. an den Präsidenten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Baron Roland *Eötvös*, folgendes Rescript:

Euer Excellenz Herr Baron und Präsident!

Dr. Julius Elischer, Privatdocent an der Universität, Primararzt am St-Rochus u. Rothen-Kreuz-Spital, hat die von seinem Onkel, weiland Herrn Balthasar Elischer, geerbte Goethe-Sammlung, für deren Vermehrung er auch selbst eine Stiftung von 2000 fl. niederzulegen wünscht, unter Vorbehalt gewisser Bedingungen, mir mit der Bitte angeboten, ich möge dieselbe einem der mit culturellen Aufgaben sich befassenden öffentlichen Institute Ungarns übergeben; derselbe hat aber vor mir auch mündlich auf das Bestimmteste erklärt, dass er sein Anerbieten mit dem bestimmten Bewusstsein und mit der Bitte mache, dass ich die Ungarische Akademie der Wissenschaften zur Annahme seiner Bedingungen auffordern werde, weil wir seiner Ansicht nach kein öffentliches Institut haben, welches zur Aufstellung, Pflege, Instandhaltung und Zugänglichmachung der Sammlung für das große Publicum geeigneter und entsprechender wäre, als die Ungarische Akademie der Wissenschaften, weshalb er sich auch für den Fall der Annahme der von ihm gestellten Bedingungen bereitwilligst verpflichtet, diese Sammlung und seine Stiftung von 2000 fl. der Akademie unmittelbar zu überantworten.

Mir hat nur *ein* Ziel vor Augen geschwebt, nämlich die wertvolle Sammlung für Ungarn behalten zu können, und so habe ich mit der größten Bereitwilligkeit die Vermittelung zwischen dem Antragsteller und der Akademie angenommen, worum mich der Antragsteller ersucht hat.

Ich habe demnach die Ehre, Euer Excellenz das Anerbieten des Dr. Julius Elischer — dasselbe zurückerwartend — mit der Bitte zu übersenden, mich darüber zu verständigen, ob die Ungarische Akademie der Wissenschaften geneigt wäre, die in Rede stehende Sammlung und Stiftung beziehungsweise die damit verbundenen Bedingungen anzunehmen?

Genehmigen Euer Excellenz den aufrichtigen Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung

Budapest, am 16. Juni 1895

*Wlassics.*

Vorstehendes Rescript des Cultus- und Unterrichtsministers an den Akademiepräsidenten wurde hierauf in der am 24. Juli l. J. unter dem Vorsitze des Akademiepräsidenten Baron Roland *Eötvös* gehaltenen Plenarsitzung — nach vorangegangener Berathung in der Bibliotheks-Commission — vorgelesen, und von der Plenarsitzung folgender — nach dem Wortlaute des Sitzungsprotocolls wiedergegebener — Beschluss gefasst:

Die Plenarsitzung beschließt nach Vorlesung des Stiftungsbriefes und Anhörung des darauf bezüglichen Berichtes der permanenten Bibliotheks-Commission:

*a)* sie nimmt die genannte Sammlung an;

*b)* sie übernimmt die Erfüllung der an die Ueberlassung geknüpften Bedingungen;

*c)* sie betraut mit der Uebernahme der Sammlung den Oberbibliothekar und mit der Abfassung der Uebernahms- und Uebergabs-Urkunde den Rechtsanwalt der Akademie;

*d)* sie drückt dem Herrn Primararzt Prof. Dr. Julius Elischer, als Donator, sowie Sr. Excellenz dem Herrn Minister für seine patriotische Vermittlung, ihren tiefgefühlten Dank aus.

Nach Empfang des Schreibens der Akademie richtete der Herr Unterrichtsminister an den Stifter der Goethe-Sammlung folgendes Schreiben:

Z. 35180.

Ich beehre mich Euer Wohlgeboren mitzutheilen, dass ich zufolge Ihres geschätzten Ersuchens vom 12. v. M. die Vermittelung in Angelegenheit der Unterbringung der wertvollen Goethe-Sammlang weiland Balthasar Elischer's an die Ungarische Akademie der Wissenschaften übernommen habe und vom Präsidenten der Akademie antwortlich verständigt wurde, dass mein vermittelndes Rescript und das Anerbietungsschreiben Euer Wohlgeboren in der Plenarsitzung am 24. Juli zur Verlesung gelangt ist, worauf die Akademie nach vernommenem Berichte der Bibliotheks-Commission beschlossen hat, dass sie:

*a)* die obgemeldete Sammlung freundlichst annehme;

*b)* für die Einhaltung der gestellten Bedingungen vollinhaltlich aufkomme;

*c)* mit der Uebernahme der Sammlung den Oberbibliothekar Prof. August Heller, mit Abfassung des Uebernahms-Protocolls den Anwalt C. Fehérpataky betraue;

*d)* dem Stifter Dr. Julius Elischer ihren tiefgefühltesten Dank ausspreche.

Aus diesem Anlasse kann ich nicht umhin, Euer Wohlgeboren für

die geschätzte patriotische Opferwilligkeit auch meinerseits aufrichtigen Dank auszusprechen.

Budapest, am 11. Juli 1895.

*Wlassics.*

* * *

Am 15. Juli wurde die Sammlung durch den Oberbibliothekar der Akademie, Herrn Prof. August Heller, übernommen und in dem, im Einvernehmen mit dem Stifter, Prof. Dr. Julius Elischer, zu diesem Zwecke ausersehenen, an der östlichen Ecke der Hauptfront des Akademiepalastes gelegenen Hochparterresaale untergebracht.

---

# DER SILBERNE SARG DES PROPHETEN SCT. SIMEON ZU ZARA.

Von Prof. Dr. *Peter Gerecze.*

## A) Literarische Vorbemerkungen.

Die Kunstliebe König Ludwig's des Großen, König v. Ungarn, tritt uns bis auf den heutigen Tag aus zahlreichen, wohlerhaltenen Denkmälern entgegen; aber unter den vielen wertvollen Kunstwerken ragt noch immer der berühmte Silbersarg zu Zara empor, welchen nach authentischen Dokumenten, sowie nach der Inschrift des Sarges selbst die Gemahlin Ludwig's des Großen, Königin Elisabeth, in den Jahren 1377—1380 anfertigen ließ. Mit diesem Kunstschatze hat man sich schon wiederholt beschäftigt, doch gebürt der Ung. Akademie der Wissenschaften besondere Ehre, da sie, nachdem die galvanoplastische Copie des Sarges endlich fertig geworden, auch für eine Monographie gesorgt hat.*

So ist das Studium eines der hervorragendsten, man könnte sagen wichtigsten Werke der Goldschmiedekunst des XIV. Jahrhunderts ermöglicht, was bisher bezüglich des Sarges selbst leider vollkommen ausgeschlossen war, so sehr, dass es aller Autorität der Ungarischen Akademie noch nicht gelungen ist, die betreffenden kirchlichen und weltlichen

* Szent Simon ezüst koporsója Zárában. A M. T. Akadémia Arch. Bizottsága megbizásából irta dr. Meyer Gotthold Alfréd, magántanár a berlini kir. technikai föiskolán. (Der silberne Sarg Sct. Simeon's zu Zara. Im Auftrage der archæologischen Commission d. Ung. Ak. d. W. von Dr. G. A. Meyer, Privatdocenten an der königl. technischen Hochschule zu Berlin. Herausgegeben von der Ung. Ak. d. W. — Vignette: Ludwig's d. Gr. Wappen vom Sarge Sct. Simeon's. Mit vierzehn Tafeln und neunundzwanzig Textillustrationen. Budapest, 1894. Bücherverlag der Ung. Akad. d. W. — 64 S. Folio und 14 Heliogravuren.)

Behörden zu der sicherlich ganz unschuldigen Begünstigung zu bewegen, die hinter der Fallthüre des Sarges befindliche Glasplatte zu öffnen; infolge dessen ist ein wichtiger historischer Beitrag, die Inschrift, welche wegen Erhebung des Knies der im Sarge geborgenen Leiche nicht lesbar ist, sowie das ganze Innere des Sarges trotz aller Mühe und so vielen Kosten noch immer der Wissenschaft verschlossen. Dieser Umstand musste die Vollständigkeit der Monographie ohne Verschulden des Verfassers erheblich beeinträchtigen; immerhin ist sie nebst der durch die Bemühungen des Regierungsrathes Ludwig Thallóczy, des Ministerialrathes Emerich Szalay, des Directors des Museums für Kunstindustrie Eugen Radisics und des Leiters des galvanoplastischen Ateliers Karl Herpka jun. zustande gekommenen galvanoplastischen Copie ein hoher Gewinn für die Kunstgeschichte sowie für die Literatur derselben. Mit Hilfe dieser Bereicherung wird es uns möglich, den allgemeinen Kunstwert des Sarges festzustellen und einige wichtige kunsthistorische Fragen zu entscheiden, wozu durch die treue Nachbildung der Außenseiten des Sarges und durch die in der Monographie enthaltenen zahlreichen interessanten Daten bereits viel Aufklärung geboten ist.

Ueber den Sarg haben auch bisher schon viele Kunsthistoriker, u. z. sehr hervorragende, wie Eitelberger* und T. G. Jakson** geschrieben. Bei uns haben den Sarg Florian Rómer und Johann Szendrei, zuletzt Dr. Béla Czobor*** bekannt gemacht, in Umrissen spricht auch Eugen Radisics † von den Ornamenten. Zum Gegenstand eingehenden Studium's haben ihn aber erst im Auftrage der archæologischen Commission der Ung. Akademie d. Wiss. der Berliner Privatdocent Dr. G. A. Meyer und Eugen Radisics gemacht, die sich bereit erklärten, die Abfassung einer Monographie des Sarges zu übernehmen. Der letztgenannte Mitarbeiter war durch seine Ausstellungsarbeiten und sonstige Inanspruchgenommenheit verhindert, seine diesbezüglichen Arbeiten bisher abzuschließen, weshalb die Akademie, um das Erscheinen der Monographie nicht weiter zu verzögern, vorerst das Werk des deutschen Gelehrten publicierte. Dieses wertvolle Buch liegt uns nun vor und die ursprüngliche Bestimmung dieser Zeilen zwar keine andere, als über die umfangreiche Studie zu referieren. Da uns aber auch die galvanoplastische Copie bereits zur Verfügung steht, war es nicht schwer, parallel mit Dr. Meyer's Studie den meister-

* Die mittelalterlichen Kunstdenkm. Dalmatiens. Gesam. Kunsthist. Schriften. IV. Wien, S. 157—163.

** Dalmatia, The Quarnero and Istria. V. I. Oxford. 1887. p. 312—319. — Auf einer Tafel die eine Schmalseite des Sarges.

*** Arch. Ért. 1875. 135, resp. 1886, 70—75. — Czobor: Egyházművészeti Lapok 1887.

† Művészi ipar. 1892.

haften Sarg selbst einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen, wobei Schreiber dieser Zeilen zu der Ueberzeugung gelangte, dass er in wichtigen Punkten die Ansicht des gelehrten Verfassers der Monographie nicht theilen kann, und so bin ich bestrebt, während es sich anfangs nur um einen Auszug der Monographie und um eine Kritik ihrer Behauptungen handelte, jetzt außerdem noch das Resultat meiner Beobachtungen systematisch zusammenzufassen, oder besser gesagt: die meiner Meinung nach in der Monographie vorhandenen Mängel zu ergänzen. Eine Meinungsverschiedenheit auf diesem Gebiete kann der Wahrheit unmöglich abträglich sein; im Gegentheil! dieser Sarg erfordert ein so vielseitiges Studium, wie es für einen Menschen, und mag er über einen wie immer großen wissenschaftlichen Apparat verfügen, nicht leicht zu erschöpfen ist; außerdem treten bei den zahlreichen Erlebnissen des Sarges, seinen Umgestaltungen und dem dunkeln Sinne seiner Reliefs so viel verwickelte Fragen auf, dass sogar das schärfste Auge sich in diesem Labyrinth verirren kann.

Und wenn man noch die nationalen und politischen Beziehungen des Sarges zur Geschichte Ungarns, Dalmatiens und Venedigs nimmt, das Wirrsal der halb historischen, halb sagenhaften und legendaren Daten über seine Entstehung! Wir müssen gestehen, dass hier — abgesehen von dem uns auch noch heute unbekannten Inneren des Sarges — noch sehr viel Nachlese übrig ist, weshalb sich auch Schreiber dieses nicht schmeicheln kann, den Sarg in zweifelloses Sonnenlicht gebracht zu haben: hiezu ist der Verfasser der zweiten Monographie berufen, denn er hat der Untersuchung des Originalsarges Wochen gewidmet, sich Skizzen vom Innern des Sarges und von den an den Fingern des Heiligen befindlichen Ringen angefertigt, und er wird vielleicht in der Lage sein, sich die famose Aufschrift im Innern des Sarges zu verschaffen.

Vorläufig müssen wir froh sein, dass die treue Copie so gelungen und die erste fachgemäße Beschreibung erschienen ist. Wir hätten es wohl — offen gestanden — lieber gesehen, wenn diese Studie von einer ungarischen Feder herrühren würde, nicht vielleicht darum, weil dies unserer nationalen Eitelkeit schmeicheln würde — in der Wissenschaft findet kein Chauvinismus Platz —, sondern, weil es von einem ungarischen Gelehrten zu erwarten gewesen wäre, dass er das Verhältnis zwischen dem Sarge und seiner munificenten Bestellerin mit wärmerem Interesse untersucht hätte. Andrerseits aber müssen wir der Ansicht der Archæologischen Commission beipflichten, dass Dr. G. A. Meyer, was sich ja auch in seiner gediegenen Arbeit über die lombardische Plastik des XIV. Jahrhunderts gezeigt hat, in Stilkritik dieses Jahrhunderts zu den berufensten Fachmännern zählt, so dass die Archæologische Commission unstreitig recht gethan hat, indem sie mit der Abfassung einer Monographie neben Eugen Radisics eben Dr. Meyer betraute.

In der Einleitung wirft der Verfasser einen Blick auf die bisherige Literatur des Sct. Simeon-Sarges. Schon im Jahre 1686 entstand eine ausführliche, oder besser gesagt weitschweifige Beschreibung des Sarges und seines Inhaltes, die im Jahre 1855 erschienen ist.* Der Verfasser derselben, Fondra, hält aber bei der Beschreibung des dalmatinischen Kunstschatzes alles andere eher vor Augen, als die Beachtung des Kunstwertes und der Eigenthümlichkeiten desselben und auch der Herausgeber des Manuscriptes trägt sozusagen nichts zur fachmäßigen Beschreibung der Reliquie bei, trotzdem er das Manuscript mit Noten und Erweiterungen versieht.

Der Sct. Simeon-Sarg — sagt der Verfasser — hat mit einem Theile seiner Skulpturen Anspruch auf einen Platz nicht nur in der Geschichte der Goldschmiedekunst, sondern auch der gesammten italienischen Bildhauerkunst des XIV. Jahrhunderts und so wird er wahrscheinlich in ganz Oesterreich und Ungarn das einzige Werk sein, in welchem die italienische Bildhauerkunst des XIV. Jahrhunderts auf einem Höhepunkte ihrer Entwickelung repräsentiert ist. Dieser älteste Theil der plastischen Ornamente macht den Sarg zu einer hervorragenden Gestaltung des Kunsthandwerkes in Giotto's Stile, deren selbst Italien verhältnismäßig nur wenige hat. Einige Theile gehören aber verschiedenen Zeiten an und so tauchen zahlreiche Probleme auf, deren Lösung nicht geringe Schwierigkeiten verursacht, da das zur stilkritischen Vergleichung nöthige Material noch nicht durchforscht ist und der Verfasser sich noch auf dem Gebiete des Experimentierens fühlt. In seinen Untersuchungen hält er sich wohl an ein strenges Programm und er erkennt auch an, dass nach seiner Arbeit den Berichtigungen ein weites Feld offen bleibt. Da hat er denn vollkommen recht. Seine Arbeit kann, obwohl sie ein genug umfangreiches und großes Material umfasst, nicht einmal im beschreibenden Theile vollkommen genannt werden; in den Folgerungen und Schlüssen aber ist sie so furchtsam, unsicher, hierhin und dorthin schwankend, dass sie sich im Kampfe mit den hier erwähnten Schwierigkeiten oft selbst Hindernisse in den Weg legt.

Bleiben wir aber zunächst beim *ersten* wertvollen *Kapitel* des Buches, *»von den authentischen Traditionen über die Reliquie.«*

Auf die irdischen Reste des hl. Simeon erheben drei Städte Anspruch. Der Stadt Ragusa gehört der Ruhm, die hl. Reliquie vor dem Jahre 1380 besessen zu haben; sie wurde nach dem Zeugnisse Malerio's, eines Dichters

* Istoria della insigne reliquia di San Simeone Profeta, che si venera in Zara. Zara 1855. Fratteli Battara. Verleger: Carlo Federico Bianchi. — Bei Meyer ist nicht erwähnt, dass das Buch auch 5 lithographierte Tafeln hat, welche die Bilder und Münzen des Sarges darstellen.

aus dem XII. Jahrhunderte, im Jahre 1159 von einem deutschen Ritter hierher gebracht und verblieb daselbst fünfzig Jahre lang in der Kirche Sto.Vito, von wo sie in Folge eines Wunders in die Kirche Sa-Maria übertragen wurde, nach und nach aber war die Reliquie — da sie nach der Legende, so oft sich jemand von ihrem Vorhandensein mit eigenen Augen überzeugen wollte, eines geheimnisvollen Todes starb — in Vergessenheit gerathen. Wann und warum sie nach Zara gekommen, ist nich bekannt.

In Venedig wurde 1733 ein prächtiger Sarkophag entdeckt mit der Aufschrift: «Hic stetit corpus Beati Simeonis prophetæ, annis centum et XIII.», oberhalb desselben in der Wand eine Inschrift aus dem Jahre 1317, welche im Vereine mit der Chronik Andrea Dandolo's und einer dritten Aufschrift beweist, dass die Venetianer 1317 durch einen Bildhauer namens Marcus Romanus einen prächtigen Marmorsarg anfertigen ließen, da sie glaubten, im Besitze der angeblich im Jahre 1203 aus Konstantinopel gebrachten Leiche des Heiligen Simeon zu sein. Dem aber widerspricht die Tradition von Zara, so dass man sich in den vielen gegensätzlichen Angaben nur dann zurecht finden kann, wenn man die ziemlich plausible Voraussetzung acceptiert, dass die irdischen Reste des Heiligen, ebenso wie sie aus unbekannter Ursache von Ragusa nach Zara, auch von hier nach Venedig und von Venedig wieder zurück nach Zara gelangt sind. Die Reliquie wird übrigens nicht nur in einer Urkunde aus dem Jahre 1454, sondern auch in vielen anderen Quellen als ein Geschenk der Republik Venedig an die Stadt Zara erwähnt.

Die sichere Geschichte des Sarges beginnt erst mit dem Jahre 1380, als nämlich dieses kostbare Werk vollendet war; nebstbei wird auch einer Kiste aus Cypernholz und eines Marmor-Sarkophages Erwähnung gethan, welch letzterer die Hülle des ersteren gewesen sein dürfte. Die Leiche selbst aber wurde auch nach Vollendung des silbernen Sarges nicht in, sonderen unter demselben aufbewahrt, im Jahre 1571 wurde sogar der Silbersarg in die Klosterkirche Sa.-Maria überführt, während die Leiche im Marmorsarge der Kapelle S. Rocco verblieb; erst seit dem Jahre 1632 befindet sie sich wieder im silbernen Sarge, wo sie auch heute noch den Gegenstand pietätsvoller Verehrung und das Ziel ständiger Wallfahrten bildet.

Die ersten Schriftsteller, die den Silbersarg des heiligen Simeon bekannt machten, Fondra, Bianchi und Ferrari Capilli, theilen einen ansehnlichen Vorrath an Urkunden mit, doch haben davon nach der Meinung unseres Verfassers nur mehr wenige Daten kunsthistorischen Wert. Darum giebt er die Regesten nur im Auszuge; der interessanteren wollen wir uns später bedienen.

Im *III. Kapitel* erklärt Dr. Meyer *den Gegenstand der Reliefbilder des Sarges* und beschreibt *die Ornamente* desselben. Dies ist der eine

Hauptttheil des Buches, doch können wir schon vor allem die Auffassung des Verfassers nicht durchaus theilen, nicht einmal bezüglich der, bei der Beschreibung gewählten Gesichtspunkte. So sind von ihm in der sachlichen Erklärung der Reliefbilder von vorn herein alle Daten ausgeschlossen, welche literarisch nicht beglaubigt sind und nimmt er nur die »historisch berechtigten Legenden und Wunder« in Betracht. Wenn wir diesen dunklen Punkt richtig verstehen, müssen wir erklären, dass bei einer an wunderbaren Elementen so reichen Abbildung es durchaus nicht in Betracht kommen kann, ob die abgebildete Wunderscene zu den von der Kirche acceptierten Wunderthaten gehört oder nicht, ja nicht einmal das, ob uns das betreffende Ereignis in schriftlicher Erzählung überkommen ist oder nicht? Wenn irgend eine unklare Abbildung durch eine, vielleicht nur mehr im Volksmunde fortlebende Tradition erklärt wird, so würde ich mich nicht scheuen, dieselbe heranzuziehen, denn es handelt sich hier nicht darum, Legenden, Wunder und Aberglauben zu kritisieren, ja nicht einmal zu registrieren; wir trachten vielmehr, jenen Sinn eines Gemäldes zu entziffern, welchen der Besteller oder Künstler darin eben aussprechen wollte.

Die Reliefs auf dem Sarge Sct. Simeon's werden wir nur dann verstehen, wenn wir allerlei hierauf bezügliche Traditionen, ob sie nun in Büchern stehen oder nicht, wo immer wir sie finden mögen, vielleicht im Aberglauben oder in den Sagen des dortigen Volkes, möglicherweise in den Erzählungen über die im Sarge aufgehängten Opferstücke, in kirchlichen Gesängen u. s. w. erforschen, sammeln und mit dem unklaren Sinn der Abbildungen sorgfältig vergleichen. Dass dies, ich möchte es die ethnographische Seite des Sarges nennen, uns in der Erforschung der kunsthistorischen Seite große Dienste leisten kann, werden wir späterhin sehen.

Eine der interessantesten Bildergruppen ist jene, in welcher die Königin in Gegenwart ihrer drei Töchter dem heiligen Simeon den Sarg überreicht. Der Verfasser giebt die Namen der drei Töchter irrig an, denn keine derselben ist Elisabeth, wohl aber die älteste Katharina, die mittlere Maria, die jüngste Hedwig, und keine einzige war die Gemahlin Stephan's von Bayern.

Die letzte Tafel der hinteren Laugseite nennt er *Auferweckungs-Relief* (föltámasztási dombormű),* für welchen Ausdruck wohl nur der ungarische Uebersetzer verantwortlich ist; vom Relief selbst sagt Verfasser nur, dass der Heilige von zwei Knaben zu Hilfe gerufen, am Bette eines

* Dr. Meyer's Studie ist für die Zwecke der Ungarischen Akademie aus der deutschen Originalhandschrift ins ungarische übersetzt worden; ohne Kenntnis des deutschen Originals mußte der Uebersetzer der obigen Kritik sich damit begnügen, einzelne Bezeichnungen dem buchstäblichem Sinne nach wiederzugeben. — D. Red.

kranken Mannes ein Wunder thut. Aus dieser wortkargen und unbestimmten Erläuterung können wir vermuthen, dass der Verfasser auf diesem Bilde eine Auferweckung sieht, von welcher, wie sich später zeigen wird, hier nicht die Rede sein kann.

Den Text der Inschrift theilt der Verfasser nicht ganz pünktlich mit, auch gibt er die richtige Lesart nicht an, was übrigens auch vor ihm noch niemand gethan hat; wir werden darum noch des weiteren darauf zurückkommen.

Das Bild der rechten Schmalseite, welches Verfasser *Vergehen und Bestrafung der Königin Elisabeth* nennt, wie es auch ältere Erklärer auf die Königin zu beziehen liebten, stellt nicht Elisabeth und Ludwig den Großen dar, was sich mit mehreren triftigen Gründen erhärten lässt, sondern *vielleicht* Margareta, die Gemahlin Karl's III. von Durazzo, die nach der Ueberlieferung einen Theil der Leiche des Propheten insgeheim entwenden wollte, aber in Folge andauernden Sturmes gezwungen war, mit dem Schiffe, auf welchem sie Zara verlassen hatte, ans Ufer zurückzukehren und ihre Reise erst nach reumüthiger Rückerstattung der Reliquie antreten konnte. Auch bei diesem Punkte werde ich noch länger verweilen.

Auf der hinteren Hälfte des Deckels befinden sich drei Reliefs; bezüglich der Erklärung des mittleren, welches den Titel *Herstellung und Anbetung des Sarges* trägt, sowie bezüglich des Bildes *Austreibung des Teufels,* wo ebenfalls von der Anbetung des Sarges die Rede ist, erlaube ich mir nur zu bemerken, dass die katholische Kirche die Anbetung der Heiligen niemals erlaubt hat, also noch viel weniger die *Anbetung* ihrer Reliquien, darum kann correcter Weise nur von *Verehrung* die Rede sein.

Auch im Inneren der hinteren Langseite sind, wie Verfasser kurz erzählt, *die Vorstellung Christi* und die Relief-Statuen von vier Heiligen sichtbar. Auch diese wortkarge Erklärung macht das richtige Verständnis nicht leicht, da doch hier der Künstler dieselbe Scene darstellt, welche auf der Außenseite der Fallthüre sichtbar ist; zwischen beiden besteht nur der Unterschied, dass auf der äußeren Tafel, welche, wie wir sehen werden, nach Giotto's Wandgemälde gemacht ist, der Prophet das Kind der Mutter überreicht, auf der Tafel im Inneren des Sarges die hl. Maria das Kind in ihren Armen hält. Es ist sehr zu bedauern, dass der Verfasser gerade diesen Gegenstand so kurz abthut und dass hierüber auch die vergleichenden Bemerkungen des folgenden Kapitels keine genügende Aufklärung bieten. Dem Photographen zu Zara, welcher vom Inneren des Sarges Aufnahmen machen wollte, hat, wie der fromme Mann selbst erzählt, Sct. Simeon die Hände verbrannt, die Glastafeln zertrümmert, kurz die photographische Aufnahme nicht gestattet und — wie die versuchte Aufnahme zeigt — musste das Photographieren wegen des Reflexes der Glasscheibe in der That misslingen; unter solchen Umständen aber

hätte der Verfasser eine, wenn auch nur ganz *flüchtige Skizze* der inneren Wände des Sarges anfertigen können, denn eine solche lässt sich durch keinerlei Beschreibung, noch viel weniger aber durch einige hingeworfene Worte ersetzen. Ueberhaupt ist es ganz unverständlich, dass er von der Bilderbeilage des Fondra'schen Buches, welche eben das Innere des Sarges darstellt, kein Wort spricht; wir werden sehen, dass dieselbe in gewisser Hinsicht ganz brauchbar ist.

Ein stark fühlbarer Mangel der Monographie ist noch, dass sie das Innere der *Schmalseiten*, der *Giebelfaçade* und der *Deckplatte* mit keinem Worte erwähnt. Auch spricht der Verfasser nicht vom Kern des Sarges, nämlich dem Holzschrank, auf welchem die Silberplatten angebracht sind. Das Wappen Ludwig's des Großen und die zahlreichen ornamentalen Reliefs werden ebenfalls nur mit einigen Worten abgethan, wie er sich auch die Würdigung des figuralen Theiles für das folgende Kapitel vorbehält, hier sich aber nur auf die bei seinen Vergleichungen nöthigen Partien erstreckt, so dass der heutige Zustand des Sarges dem Leser in einigen wichtigen Punkten unbekannt bleibt. Ich erwähne nur das Verschweigen des Zusammenhanges der verschiedensten Reparaturen und der mit Verzierungen ausgelegten Flecken. Auch lernen wir ferner die Verbindungsart der Façade der Satteldecke mit dem Deckel und die Gestalt derselben nicht kennen, weil uns von der Schmalseite des Deckels weder eine photographische Aufnahme, noch eine Skizze geboten wird.

Ein wichtiger Theil der Monographie ist das folgende (IV.) Kapitel, in welchem der Verfasser *die heutigen Bestandtheile des Sarges einer stilkritischen Untersuchung unterzieht und die Herstellung des Sarges versucht.* Der Gedankengang ist kurzgefasst der folgende:

Dass diese Tafeln zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden sind, ist schon aus den zwei, bereits angeführten Daten ersichtlich, dass die Goldschmiedearbeit des Francesco de Mediolano, der im Auftrage der Königin Elisabeth das große Werk 1380 vollendete, durch die Goldschmiede Benedetto Libani aus Zara und Piazzalonga aus Venedig im Jahre 1632 umgearbeitet wurde, letzterer sogar sieben der Säulchen erneuerte. Aus der Renaissancezeit stammt auch die Tafel im Inneren der hinteren Langseite, doch ist die Inschrift vom Knie der Leiche bedeckt und näheres daher nur dann zu constatieren, wenn die Kirchenbehörde auch die Untersuchung des Inneren gestatten wird, was bisher nicht der Fall ist. Die Entstehung dieser Reliefs ist vorläufig um das Jahr 1514 anzusetzen. Ebenfalls dem XVI. Jahrhunderte gehört der obere Streifen der hinteren Langseite an, welcher mit einer schönen Renaissance-Ranke geschmückt ist. Im XVII. Jahrhunderte entstanden die Kapitells der Säulchen, die Cherubköpfe, vielleicht auch der obere Streifen mit Lilien auf der hinteren Seite der Satteldecke. Ein großer Theil der übrigen Verzierungen wurde später

angebracht. So haben auch die mit Figural-Zeichnungen ausgestatteten Tafeln manche Veränderung erlitten, u. z. sind jetzt einzelne um ein paar Cm. schmäler, eine aber um 8 Cm. niedriger, als ursprünglich. Doch haben sich diese Blätter auch in Bezug auf die Größenverhältnisse der Gestalten und auf den Hintergrund geändert. Mit genauer stilkritischer Beachtung dieser Aenderungen glaubt der Verfasser feststellen zu können, dass die drei Reliefbilder der hinteren Langseite, nämlich *Elisabeth überreicht dem hl. Simeon den Silbersarg, die Aufschrift mit prunkvollem Rahmen* und die vom Verf. sogenannte «*Auferweckungsscene*» von Francesco di Mediolano selbst herrühren. In diesem, wie im vorigen Punkte weicht meine bescheidene Meinung von der Ansicht des Verfassers ab, weshalb ich unten auf die Begründung derselben näher eingehen werde.

Auch die Gestalt des ursprünglichen Sarges versucht der Verfasser wiederherzustellen. Deshalb unterzieht er die Art der Zusammenfügung und Trennung der einzelnen Bestandtheile einer eingehenden Untersuchung, ebenso die Umrahmung, die absoluten Maße und die Größe der Gestalten an sich, sowie im Verhältnisse zum Hintergrunde. Die gewundenen Säulen auf beiden Langseiten verdecken einen Theil der benachbarten Tafeln, so verblieben auch auf dem Deckel nur die *Meister*- und *Fußwunder*-Scenen des Sargverfertigers in ihrer ganzen Größe unberührt, dagegen ist die linksseitige Tafel des Deckels: die *Buße*, gekürzt worden, wo doch die hier dargestellte Scene sich auf einer viel höheren Basis abspielt, als die rechtsstehenden *Meister*- und *Fußwunder*-Scenen. Auf der Innenseite der Falldecke hat auch nur das Bild «*Traumgesicht*» die ursprünglichen Maße beibehalten, so dass die Bilder ihrem Umfange nach drei Gruppen bilden. Zur ersten Gruppe gehören: der Meister, das Fußwunder, die Austreibung des Teufels; Größe: 45×62 cm.; in die zweite Gruppe: das *Traumgesicht* (40×60 cm.); in die dritte: die drei Tafeln der inneren Langseite und die *Buße* auf der Decke (53×56), endlich die Tafeln der hinteren Langseite und der Schmalseite (53×59 cm.). In ebenso auffallender Weise unterscheiden sich — nach Ansicht des Verfassers — die Rahmen und Gestalten in ihrem Verhältnisse zu einander. Die Gestalt des hl. Simeon hat auf den Tafeln «Ueberreichung des Sarges durch Elisabeth» und «Auferweckung» etwa sechs Kopflängen, die Gestalten der Tafel «Vorstellung Christi» haben aber kaum fünf Kopflängen u. s. w. Demnach haben sämmtliche Ornamente auf der hinteren Seite der Satteldecke bedeutende Veränderungen durchgemacht. Hier wirft sich nun die Frage auf, ob der Sarg wohl immer eine gesattelte, oder einmal vielleicht auch eine flache Decke gehabt habe? Die Untersuchung hat ergeben, dass der Deckel immer gesattelt war, wiewohl wir hier fast auf allen Bildern Särge mit flachem Deckel sehen. Die Tafeln aber stammen von vier besonderen Meistern her; ihr ursprünglicher Platz lässt sich jedoch in

unzweifelhafter Weise jetzt noch nicht feststellen. Das Alter der einzelnen Tafeln lässt sich ebenfalls nicht unbedingt sicher angeben, da auf denselben die Copierung der alten Werke nicht ausgeschlossen ist. Sicher ist nur, dass der Sarg in seinen wesentlichen Bestandtheilen im Jahre 1380 bereits fertig war und dass die Unterschiede zwischen den einzelnen Reliefs nicht verschiedenen Zeitaltern, sondern der verschiedenen Thätigkeit gleichzeitiger Meister zuzuschreiben ist.

Weiter wagt sich der Verfasser in seinen Schlussfolgerungen nicht und auf die wichtigsten Fragen, welche er sich selbst gestellt hat, antwortet er nur, *dass man eine bestimmte Antwort zu geben nicht vermag.*

Es sei mir gestattet, auch zu diesem Kapitel einige bescheidene Bemerkungen zu machen, nur ganz im allgemeinen und soweit mir die galvanoplastische Copie der Tafeln eine Untersuchuug ermöglicht. Die Details lasse ich später folgen. In Betreff des Alters der Reliefs auf der Innenseite der hinteren Wand mag der Verfasser recht haben, doch ist es, wie ich späterhin auseinandersetzen werde, eine vollkommene Unmöglichkeit zu glauben, dass dieselben schon im Jahre 1514 oder auch 1571 *für das Innere des Sarges* sollten hergestellt worden sein. Sehr unklar ist auch die Behauptung, dass auf der Außenseite des Sarges außer den, die einzelnen Bildfelder trennenden, mit Engelsköpfen gezierten, gewundenen Säulen alle anderen ornamentalen Theile *«nachträglich»* (nach 1632?) versetzt worden seien. Eine nennenswerte Veränderung aus der Zeit nach 1632 wäre auf dem Sarge sehr schwer nachzuweisen. Bei dem Versuch der Wiederherstellung aber geht der Verfasser leider von so verworrenen Gesichtspunkten aus, dass er auf diesem Wege nie wird etwas erreichen können. Er nimmt sich vor, die Art der Zusammenfügung und Trennung der einzelnen Tafeln, die Maße der Rahmen und ihre absolute Größe, endlich die Größe der Gestalten an sich und im Verhältnisse zum Hintergrunde zu untersuchen. Den Sarg müssen wir ohne Zweifel aus dem ersten Gesichtspunkte kennen, doch lässt die Art der Zusammenfügung der Tafeln nur in dem Falle auch auf die Zusammengehörigkeit derselben, oder auf die Vertauschung der Plätze schließen, wenn die Zusammenfügung auch irgendwelche Nachhilfe (Flickarbeit) aufweist, denn wenn eine solche nicht nöthig war, konnte ja der spätere Umarbeiter die vom Holzsarge losgelösten Silberplatten, beliebig vertauscht, wiederum so nebeneinander anbringen, dass hieraus allein heutzutage kein Mensch in Stande wäre, zu erklären, ob zwei sorgfältig aneinander gefügte Bildtafeln zu ein und derselben Zeit verfertigt wurden und sich immer nebeneinander befunden haben oder nicht? Auch die Größe der Tafeln zu untersuchen ist unumgänglich nöthig, wie es aber der Verfasser thut, ganz resultatslos. Daher kommt es theilweise, dass der Verfasser sich auf die Frage: was an Stelle der von ihm «Zusatz» (pótlék) genannten Ornamente

sich eigentlich befunden haben mag? — die Antwort schuldig bleibt. Es ist auch hier durchaus nicht die erste Frage, was an der Stelle dieser *Zusätze* war, sondern *was die Gestalt des ursprünglichen Sarges war?* Darauf aber giebt uns auch die heutige Gestalt des Sarges eine Antwort, besonders die zwei spitz zulaufenden Deckplatten, wovon ich später ebenfalls bemüht sein werde, ein klares Bild zu geben. Sind wir damit im Reinen, so müssen wir aus der Bestimmung des Sarges feststellen, wie man ursprünglich in das Innere des Sarges gegriffen hat? Der Verfasser wirft diese Frage garnicht auf, sondern erwähnt nur nebenbei, dass ursprünglich als Thüre nicht die vordere Langseite gedient hat. So kurz aber darf diese wichtige Frage nicht abgethan werden, denn mit derselben hängt die ganze innere Decoration des Sarges innig zusammen. Der Verfasser vergaß auch dies im Zusammenhange mit der ursprünglichen Gestalt des Sarges zu untersuchen und gelangt darum nirgends zu irgend einem Resultate. Darum findet er es auffallend, dass die Buß-Scene auf höherer Basis steht, als die beiden anderen, eine Erklärung hat er dafür nicht und doch gehört auch dies zur ganzen Umgestaltung des Sarges und ist, wie ich nachzuweisen bestrebt sein werde, nur aus dieser verständlich. Der Verfasser stellt aus den *beiläufig* berechneten Maßen eine Tabelle zusammen und theilt die vierzehn Reliefs (das Innere der Langseite nimmt er hier nicht in Betracht), wie wir hier gesehen haben, nach ihrer einstigen Größe in drei Gruppen, doch ist diese Eintheilung ganz ohne Dank; es ist wohl wahr, dass wir hier Tafeln von drei verschiedenen Maßen haben, aber wenn es schon gelingen würde, zu beweisen, was der Verfasser eben unternimmt, dass nämlich vier Tafeln 62 cm., neun Tafeln 53, und nur eine 40 cm. hoch war, fragt es sich, mit welcher Eintheilung diese vierzehn Tafeln so gruppiert werden könnten, dass auf die äußeren Lang- und Schmalseiten *acht* gleichgroße, auf die Decke *drei* ebenfalls gleichgroße und auf das Innere der Fallthüre *drei* für sich allein stehende Tafeln entfielen? Nimmt aber der Verfasser an, dass einzelne dieser Tafeln ursprünglich nicht für den Sarg bestimmt gewesen wären, so müsste diese Annahme gehörig entwickelt und begründet werden. Somit müssen wir glauben, dass seiner Ansicht nach diese Tafeln auch in ihrer vollkommenen Gestalt den Sarg bedeckt haben, was aber unmöglich ist, denn von den neun Tafeln, welche der Verfasser auf 60 cm. zu ergänzen wünscht, würden 8 Tafeln das Aeußere der Lang- und Schmalseiten bedecken, eine würde er dann gewiss auf der Decke placieren, wo sie wohl Platz fände; von den mit 54 cm. höhe berechneten Tafeln könnte er aber nur mehr zwei auf der Decke unterbringen, wo sie Platz hätten, doch würden sie dort 15 cm. unbedeckt lassen, während die übrigen zwei Tafeln auf der Innenseite der Fallthüre mit der dritten dort befindlichen nicht zusammenpassen würden. Uebrigens finden sich in

seinen Bemessungen verschiedene Irrthümer. Ohne auf die Differenzen von 1—2 cm. zu reflectieren, will ich schon hier erwähnen, dass die von ihm «Auferweckungs-Scene» genannte Tafel 49 cm. hoch ist, nicht aber 53 cm., ja sie konnte niemals höher gewesen sein, als sie es heute ist! Irrig reiht er sie darum in die von ihm aufgestellte III. Gruppe. Ebenso ist es vollkommen grundlos, die Bildfläche der beiden linksseitigen Tafeln im Inneren der Fallthüre 45 cm. hoch anzunehmen, diese sind, wie die mittlere Tafel «*Meister*»-Scene auf der hinteren Deckplatte als einstige Votivfafeln nicht für den Sarg angefertigt worden; die Ornamente in den Bogenwinkeln der Rahmen zeigen aber deutlich, dass hier von einer Kürzung nicht die Rede sein kann. Im besten Falle dürfte ein besonderer horizontaler Rundstab darüber hingelaufen sein, wie wir einen solchen auf dem ersten Bilde der hinteren Langseite noch heute sehen können, doch wird er uns bei der Lösung der Probleme wohl nur von geringem Nutzen sein.

Darin hat der Verfasser recht, dass die Tafeln bei der Umgestaltung des Sarges anders placiert wurden; wenn er uns aber nur zeigt, dass die linksseitige Tafel der Decke sich irgend einmal neben der linken Tafel der Vorderseite befunden, weil sie mit der Gruppierung und mit sonstigen künstlerischen Zügen derselben übereinstimmt, er aber bei dieser Gelegenheit von der Placierung der übrigen Blätter kein Wort spricht, so ist uns mit seinen Auseinandersetzungen nicht im mindesten gedient.

Indem der Verfasser als Resultat seiner Untersuchung der größenverhältnisse ausspricht, dass wir in der ganzen heutigen Decoration des hinteren Blattes der Satteldecke spätere Aenderungen sehen müssen, stellt er die Frage: wodurch sind diese verursacht? was war ursprünglich an dieser Stelle? — Um hierauf antworten zu können, untersucht er weitschweifig, ob der ursprüngliche Deckel des Sarges gesattelt war oder nicht? Diese Frage entscheidet bei ihm der Umstand, dass der Künstler die Gestalt des hl. Simeon etwas zur Seite gewendet abbildet, doch ist diese Seitenwendung kaum bemerkbar und mit der flachen Decke ganz gut vereinbar und umgekehrt: auf den gebogenen Deckel hätte der Künstler die Gestalt des hl. Simeon auch ohne diese geringe Seitenwendung von ein paar cm. schmieden können; woraus würde dann der Verfasser feststellen, dass der Sarg schon ursprünglich eine gesattelte und nicht eine flache Decke gehabt hat? Besonders große Sorge macht es dem Verfasser, dass wir auf den Reliefs des Silbersarges immer nur einen Sarg mit flachem Deckel abgebildet finden; wie wir sehen werden, hätte er mit diesem Umstande sehr bald ins reine kommen können.

Bei Untersuchung der stilistischen Zusammengehörigkeit der einzelnen Tafeln kommt auch der Verfasser darauf, wovon übrigens noch unten die Rede sein wird, dass die mittlere Tafel der hinteren Deckplatte, die

*Meister*-Scene, sowie die *Austreibung des Teufels* und die *Knaben*-Scene auf der Fallthüre nicht für die betreffenden Plätze des Sarges angefertigt wurden. Doch nennt er ihre Kürzung *unklar* und forscht nicht weiter; nur bezüglich der Tafel mit der *Meister*-Scene riskiert er die handgreiflich irrige Ansicht, dass dieselbe *irgend einmal auf der Schmalseite* gestanden haben könnte.

Fassen wir das Resultat der stilkritischen Erörternngen des Verfassers zusammen, so erhalten wir die folgenden — seiner Meinung nach — sicheren Punkte:

1. *Die heutigen Maße des Sarges sind die ursprünglichen.* Er will, wie ich glaube, Gestalt sagen, denn bekanntlich ist der Sarg um vier, resp. drei Zoll kürzer geworden, und diesem Umstande ist auch die geringe Verschmälerung einiger Tafeln zuzuschreiben, ganz original können wir darum die heutigen Maße nicht nennen.

2. *Der Sarg war immer freistehend.*

3. Auf den Seiten waren acht Tafeln nöthig. Ich glaube, dass auch der gesattelte Deckel niemals ohne Reliefs war; denn wenn wir auch drei Tafeln (*Meister-*, *Austreibung-* und *Knaben*-Scene) als Votivtafeln späteren Ursprunges betrachten müssen, die eben genügen, die hintere Fläche des Deckels zu bedecken, so müssen wir doch annehmen, dass die *Buß-* und *Fußwunder*-Scenen (die beiden Randbilder des Deckels) zweifellos direct für den Sarg angefertigt wurden, welcher Ansicht ja auch der Verfasser ist. Wenn also neun Tafeln original sind, so bleibt ja auch für die Decke eine übrig, neben welcher aber sich noch zwei andere befunden haben mussten.

4. *Es ist anzunehmen, dass die Decke des Sarges auch schon ursprünglich gesattelt war.* Demgegenüber genüge es, dass die vollkommene Gleichzeitigkeit und über allen Zweifel erhabene Originalität der Inschrifts-Tafel, sowie der Wappen und Ornamente auf der Façade der Decke eine entgegengesetzte Meinung vollkommen entkräftet, so dass der gesattelte Deckel nicht nur anzunehmen, sondern *sicher* ist.

5. Sämmtliche Reliefarbeiten theilen sich puncto Stil in zwei Gruppen. Die erste Gruppe à la Giotto: die Tafeln der vorderen Langseite, auf der einen Schmalseite die *Sturm-*, vom Deckel die *Meister-* und *Fußwunder*-Scenen, zusammen sieben Tafeln. Zweite Gruppe: auf der rückwärtigen Hälfte der Langseite: *die Uebergabe des Sarges* und die *Auferweckungs*-Scene, die Aufschrifts-Tafel selbst und die große Gestalt Simeon's auf der Decke, endlich die Wappenornamente auf der Façade des Deckels. Unbestimmt bleiben: die *Austreibungs-* und *Knaben*-Scene. Spätere Stümpereien sind auf der Schmalseite die *Buße der Königin* (Banus Paul) und auf der Innenseite der Fallthüre das *Traumgesicht*.

6. Ihren richtigen Platz haben drei Tafeln des Deckels und zwei

Tafeln der Fallthüre nicht mehr inne; die *Buß*-Scene des Deckels war einstmals gewiss auf einer Schmalseite angebracht, es ist sogar wahrscheinlich, dass auch die beiden anderen an der Seite angebracht waren; auf diese Punkte können wir uns erst bei der systematischen Behandlung des Gegenstandes einlassen.

7. Auf der ganzen Außenseite des Sarges waren *wenigstens* elf Blätter angebracht. Ich habe den Muth zu behaupten, dass es deren weder mehr, noch weniger gegeben hat.

8. Von der einstigen Vertheilung und Reihenfolge der Reliefs lässt sich ein zweifellos sicherer Wiederherstellungsplan nicht entwerfen, da die Basis der Schlussfolgerungen schwankend ist. So wissen wir z. B. nicht, ob die Tafel «*Buße der Königin* (Banus Paul)», welche eine Stümperei ist, ein älteres eingeschmolzenes Werk vertritt oder Original ist? — Der Zweifel fördert die Wissenschaft, aber auch dort zu zweifeln, wo die Reihe der Thatsachen auffallende Wahrscheinlichkeiten feststellt, heißt aus Befangenheit die Erkenntnis unmöglich machen. Es ist ein Irrthum, die als Beispiel angeführte Tafel als das Werk einer viel späteren Zeit hinzustellen, denn in den Kleidungen unterscheidet sie sich von den übrigen bei weitem nicht in solchem Maße, als wie der Verfasser behauptet; aus dem Wappenhelme Ludwig's des Großen ragen ebenso zwei Straußenfedern hervor, wie beim Kalpag einiger Gestalten im Hintergrunde dieser Tafeln. Ueberhaupt besteht auch in der Frauentracht durchaus nicht der Unterschied, welchen der Verfasser in der Kleidung der erstarrenden Frau einerseits und der Königin andererseits gesehen hat *(Uebergabe des Sarges durch Elisabeth).* Der Unterschied beschränkt sich darauf, dass auf der Tafel *Buße der Königin* die *erstarrte* Frauengestalt ihren Mantel mit offenen Armen auseinanderhält, daher ihr Kleid sichtbar wird, was bei der vorigen nicht der Fall ist. Von den, vom Verfasser erwähnten herabreichenden Aermeln des Kleides ist auf der galvanoplastischen Copie keine Spur; der Verfasser hat vielleicht nur die entsprechende beschattete Stelle des Lichtdruckes verkannt. All dem gegenüber werden wir sehen, dass gerade diese zwei Tafeln durch augenfällige Züge miteinander verbunden sind.

9. Der Verfasser hegt schweren Verdacht, dass in der *Meister*-Scene die Frau in alterthümlicher Weise die Königin Elisabeth, der Mann aber ihren Gatten darstellt, wie in dem Relief *Uebergabe des Sarges.* Hier kommt er der Annahme sehr nahe, welche wir nachstehend zu entwickeln suchen: 1. Dass die *Meister*-Scene überhaupt nur *donatores* darstellt, 2. dass sie, wie jedes Votivbild, von anderswo auf den Sarg gelangte und darum von ihrer Breite einbüßen musste. Nur irrt der Verfasser gewaltig in der Annahme, dass hier das ungarische Königspaar zu suchen ist, u. z. 1. weil in diesem Falle die Tafel sich von vornherein hätte auf dem Sarge

befinden müssen; 2. weil Ludwig der Große und seine Gemahlin schon lange Jahre vor der Anfertigung des Sarges gekrönt waren, somit hier ohne Krone nicht hätten dargestellt werden können; 3. weil sich in den Urkunden keine Spur davon findet, dass Elisabeth dem Heiligen auch vor Anfertigung des Silbersarges Geschenke dargebracht hätte; 4. weil endlich die architectonischen und Pflanzenornamente, sowie Kleidung u. s. w. auf dieser Tafel es durchaus nicht gestatten, dieselbe für ein älteres Werk zu halten, als die Reliefs des Francesco auf diesem Sarge.

10. Auch der Verfasser vermuthet, dass unter den Reliefs sich auch Votivtafeln befinden, ja er hält es auch nicht für unmöglich, dass die Inschriften-Tafel selbst irgendeinmal in einer Mauer eingefügt gewesen sein mochte. Aber auch hier geht er über die Vermuthung nicht hinaus, während es, wie wir später sehen werden, sicher ist, dass die zwei inneren, linksseitigen Tafeln der Fallthüre umgearbeitete Votivgeschenke sind, die Inschriften-Tafel aber niemals in einer Wand konnte angebracht gewesen sein. Welchen Sinn hätte es auch, dass der Künstler nicht auf dem Kunstwerk selbst, sondern auf einer besonderen Tafel verkünden ließe, dass er der Schöpfer des Sarges ist!

11. Der Verfasser nimmt an, dass im Inneren der hinteren Langseite an Stelle des jetzigen Renaissance-Werkes auch früher ein figurales oder vielleicht Pflanzenornament gewesen sein mochte. Die Grundlosigkeit der ersten Voraussetzung werde ich später nachweisen, wenn ich die ganze innere Ornamentierung in innigen Zusammenhang mit der Herstellung der Fallthüre bringe; vor Herstellung derselben irgend welche figurale Abbildung im Inneren des Sarges vorauszusetzen, ist vollkommen sinnlos.

12. Wie Verfasser glaubt, wissen wir nicht, wieviel von jeder Tafel abgeschnitten wurde; dies ist meiner Meinung nach nur bei den Votivtafeln der Fall. Die übrigen, welche direct für den Sarg bestimmt waren, wurden in der Langseite nur je um vier, auf der Schmalseite um drei Zoll gekürzt, um so viel nämlich, als auch die Urkunde erwähnt.

13. Von manchen Tafeln glaubt der Verfasser, dass man einzelne Theile derselben nur darum gekürzt hat, um auf der Außenseite des Sarges Votivtafeln anbringen zu können, nachdem man die Originale, auf der Innenseite der Fallthüre befestigt, verschlossen hatte. Ich weiß wohl nicht, wie der Verfasser die auf diese Weise entstehenden Aenderungen durchwegs erklären würde, nur soviel ist mir klar, dass die als Beispiel für eine solche Verstümmelung angeführte Auferstehungs-Scene, welche sich auf der Rückseite des Sarges befindet, nicht als eine solche gewaltsame Umgestaltung betrachtet werden kann, denn es ist kein Grund dazu vorhanden, den hier abgebildeten Sarg und die knieenden Knaben in irgendwelcher Beziehung einer späteren Zeit zuzuschreiben, als den Banus selbst mit dem scheinbar abgeschnittenen Fuße, vom welchem

übrigens der Verfasser selbst nachgewiesen hat, dass es ganz müßig ist, eine Verstümmelung vorauszusetzen.

14. Bei der Bestimmung des Alters der einzelnen Werke ist es nach Ansicht des Verfassers ein großes Hinderniss, dass auch bei späteren Meistern das Streben nach alterthümlicher Arbeitsweise vorausgesetzt werden kann. Das stimmt. An den sichtbaren Tafeln unseres Sarges aber könnte ich keine Spur dieses bewussten Vorgehens nachweisen, denn auf sämmtlichen Tafeln ist der figurale Theil genug einheitlich, um sämmtliche für ein Werk des XIV. Jahrhunderts, und die ganz gleichzeitigen Bilder im schlimmsten Falle für das Werk *mehrerer Meister* zu halten. Hebt doch der Verfasser selbst hervor, dass dem so ist. Der rein ornamentale Theil aber lässt genug lebhaft fühlen, dass an demselben — mit Ausnahme des Barokk — im Geschmacke aller künstlerischen Zeitalter geflickt wurde. So ist es uns daher im Großen und Ganzen unmöglich, die Zweifel des Verfassers zu theilen und mit ihm zuzugeben, dass die Geschichte des Sarges den Forscher in Zweifel bringen könnte, anstatt ihn aufzuklären. Der Satz, mit welchem er dieses Capitel schließt, ist ja recht hübsch: das Ignoramus sei besser als das Credo, doch glaube ich, dass es nicht wie er meint, nur Sache *eines glücklichen Einfalles* ist, ein anschauliches Bild der einstigen und jetzigen Wesenheit dieses Sarges zu bieten.

Große Anerkennung gebührt dagegen dem Verfasser auf dem Gebiete der kunsthistorischen Würdigung des Silbersarges, wie er sich ja überhaupt eben dies als Hauptziel gesteckt hat und darum mit großer Gelehrsamkeit und vollkommener Sicherheit bemüht ist, den kunsthistorischen Platz endgiltig zu fixieren, welchen der Sarg in Dalmatien und Ober-Italien und in der allgemeinen Kunstgeschichte überhaupt einnimmt.

Dieser wertvolle Theil, welcher das letzte Capitel des Werkes ausmacht, erwähnt der Reihe nach und detailliert alle gleichzeitigen Bildhauer- und Goldschmiedewerke Dalmatiens und Ober-Italiens, welche bezüglich der figuralen und ornamentalen Reliefs entweder als Analogien oder als Hilfsmittel zur Bestimmung künstlerischer Richtungen mit unserem Sarge irgendwie in Zusammenhang gebracht werden können. Auf diesen Theil seiner Studie kann ich aber weiter nicht eingehen, da dies viel zu weit führen würde; Gegenstand einer meritorischen Kritik könnte er übrigens nur dann sein, wenn wir vorerst über die Wesenheit des Sarges selbst, über seine Abbildungen, Veränderungen und überhaupt Ursprung und Alter seiner gesammten Ornamente möglichst ins klare gekommen sind. Meine diesbezüglichen Beobachtungen und bescheidenen Meinungen biete ich darum hier in systematischer Zusammenfassung, da doch die übrigen Fragen ohnedies erst dann zur Sprache kommen können, ja die Beantwortung derselben thatsächlich erst nach Erledigung der früheren möglich ist.

## B) Benennung, Platz, Umgebung, heutige Gestalt und Gegenstand der Reliefs des Sarges.

Nach der Tradition ruhen in diesem Sarge die irdischen Reste des Propheten Sct. Simeon, der, als Jesus von seiner Mutter im Tempel vorgestellt wurde, den Knaben in die Arme nahm und sich glücklich pries, weil seine Augen den Erlöser gesehen haben. (Ev. Luc. II, 29—32.) Ich muss dies vorausschicken, weil in der kath. Kirche sowohl unter den Namen *Simeon* als auch *Simon* mehrere Heilige gefeiert werden. So finden wir schon im Buche der Makkabäer des Alten Testamentes den *Simon dux et pontifex;* der Apostel Petrus heißt ursprünglich *Simon* (Luc. XXII, 31) und wir wissen, dass ein Apostel Simon mit einer Säge in der Hand abgebildet wird; *der Karmelit Simon* endlich lebte vom Jahre 1165 bis zum Jahre 1265. Die Legende unseres Sarges aber bezieht sich auf *Simeon den Propheten,* der zuerst Zeugenschaft ablegte dafür, dass der Knabe Jesus der Messias ist. Der Bischof Symeon der Heilige ist der Bruder und Nachfolger des Apostels Jakob des Jüngeren; Symeon der Stylite starb im Jahre 459, Symeon der Heilige von Trient erlitt schon im Alter von zwei Jahren den Märtyrertod. Der Uebersetzer der vorliegenden Monographie benützt sowohl auf dem Titelblatte, als auch an allen Stellen im Texte den Namen *Simon* der Heilige, womit er den Leser, wenigstens für den Anfang, irre führen kann. (Vgl. die Note auf S. 337.)

Dieser überaus wertvolle Sarg befindet sich hinter dem Hauptaltare der Sct. Simeonkirche zu Zara, wo er auf den ausgestreckten Armen zweier, aus Goldbronze gegossenen, riesigen Engel und auf den, von zwei kleineren, in der Mitte der Vorder- und Rückseite stehenden karyatidenartigen Marmorengeln emporgehaltenen Kissen ruht u. z. so hoch, dass er auch über den Altar hinaus sichtbar ist. (S. Fig. 1 und 2.) *

Da sich die porta triumphalis gerade darüber erhebt, lassen die Pfeiler derselben eine photographische Aufnahme der Schmalseiten des Sarges nicht zu; darum müssen wir uns bei den letzteren mit der von den Kanten aus gemachten Aufnahme aus Anton Pór's «Zeitalter Ludwig's des Großen» und der Federzeichnung aus Jakson: Dalmatia I. V. (Tafel X.) begnügen.

Der Sarg ist ein länglicher, viereckiger Kasten mit spitzzulaufendem gesattelten Deckel (Fig. 3), von allen Seiten geschlossen und nur auf der

* Von den Abbildungen sind 1. aus d. Oesterreich-Ung. Monarchie in Wort u. Bild, 2. Pór A.: N. Lajos, 3. Jakson: Dalmatia. V. I. 4—5, 7—20, 51. und 53. Meyer: Szt. Simon ezüst koporsója. 21. Fondra: Istoria delle insignie, endlich 32, 33, 35, 36, 44 u. 45 Művészi Ipar 1892. entlehnt.

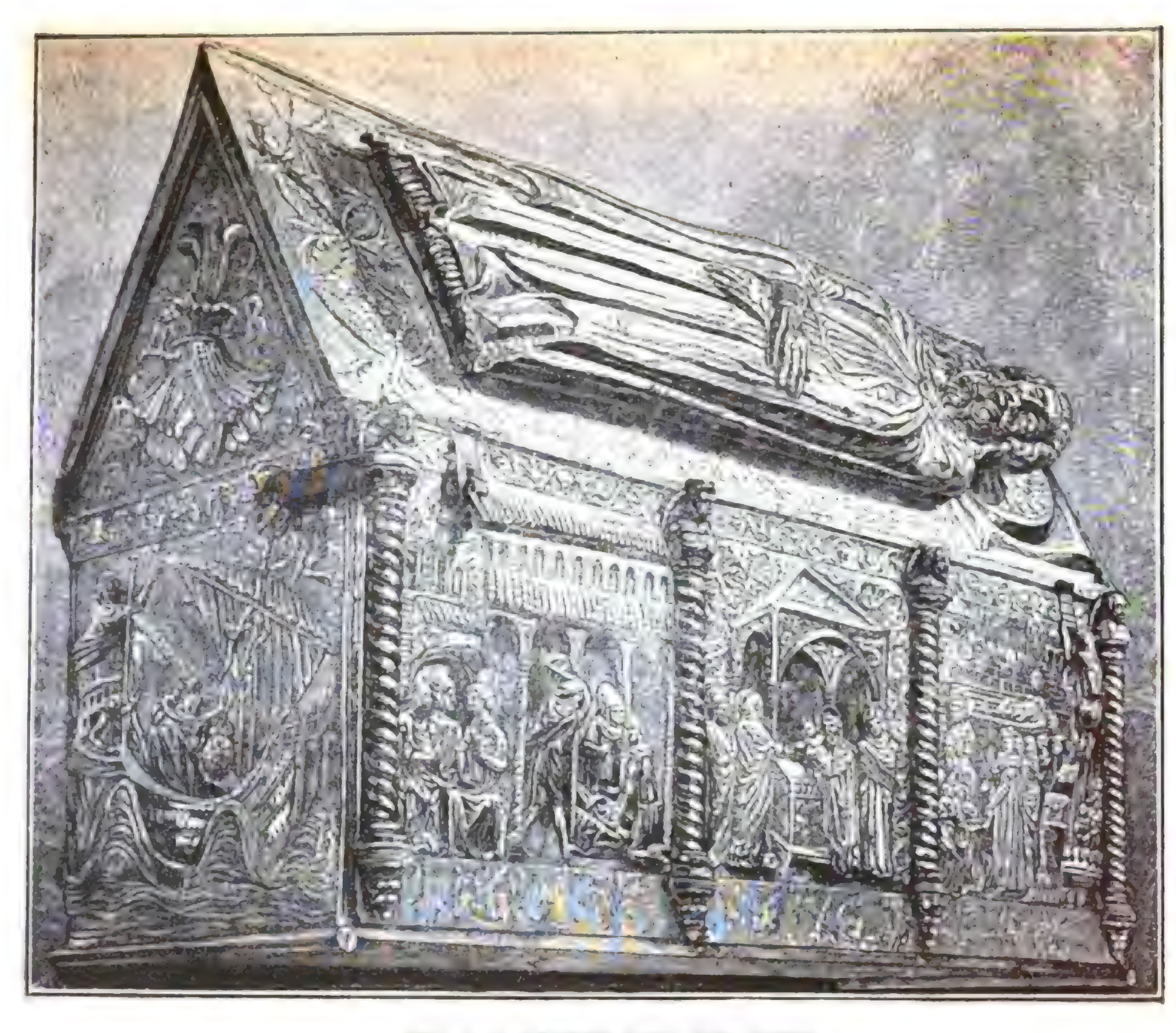


FIG. 1. S. SIMEONS SARG VON VORNE.

FIG. 2. S. SIMEONS SARG VON HINTEN.

gegenüberstehenden Langseite, durch eine mit vier plumpen Angeln an die Kante befestigte Fallthüre nach vorne und nach abwärts zu öffnen, weshalb er gewöhnlich auf den zwei Schmalseiten mit zwei unförmigen Schlössern abgesperrt wird; doch sind von vorne auch zwei Riegel sichtbar. Hinter dieser Fallthüre befindet sich eine besondere schließbare



FIG. 3. DIE RECHTE SCHMALSEITE DES SARGES.

Glastafel und ein auseinandergehender Vorhang, welcher den Wallfahrern die Betrachtung der im Sarge geborgenen Leiche auch aus der Entfernung ermöglicht. Vor der Glastafel hängen noch verschiedenartige wertvolle Votivgegenstände. Einige Uebersicht bietet Illustration 4, welche die geöffnete Vorderseite des Sarges darstellt.

Bei Eröffnung des Sarges zeigt sich genau in der Mitte des, unter der Glasplatte hinlaufenden Ornamentes ein Griff, woraus ersichtlich wird, dass der Boden des Sarges sammt seinem Inhalte nach vorne herauszuziehen ist. Dies wird wohl in keiner einzigen Beschreibung erwähnt, doch ist eine andere Bestimmung des Griffes nicht denkbar.



FIG. 4. DER OFFENE SARG.

Das Material des Sarges ist, wie ich aus persönlichen Mittheilungen des Herrn Director Radisics weiß, nach der Tradition Cedernholz, welches er wohl selbst näher nicht untersucht, die Behauptung der Tradition aber durch den Duft des Holzes bestätigt gefunden hat. Diese Holzkiste ist von innen und außen, sammt Deckel und Boden mit reichvergoldeten Silber-

platten bedeckt. Wie wir aus seiner Beschreibung wissen, ist unter dem Körper des Heiligen ein (wie es scheint Sammet-)Teppich aus jener Zeit d. h. XIV. Jahrhundert, ausgebreitet, welcher im Grunde grün und von rothen, weißen und goldenen Streifen in Carreau's getheilt ist. Auf dem Haupte des Heiligen liegt eine in Lilien auslaufende, hübsch gefasste, mit Edelsteinen gezierte, bewegliche Silberkrone. Auf dem Zeigefinger der klinen Hand hat er zehn Ringe, darunter einige emaillierte und einen mit einer Aufschrift. (Die Ringe kenne ich ebenfalls nur aus dem Skizzenbuche des Herrn Directors Radisics.) Auf den Hüften liegt eine aus echten Perlen gestickte Decke mit Goldspitzen, die Füße sind mit einer Art Tuch bedeckt,

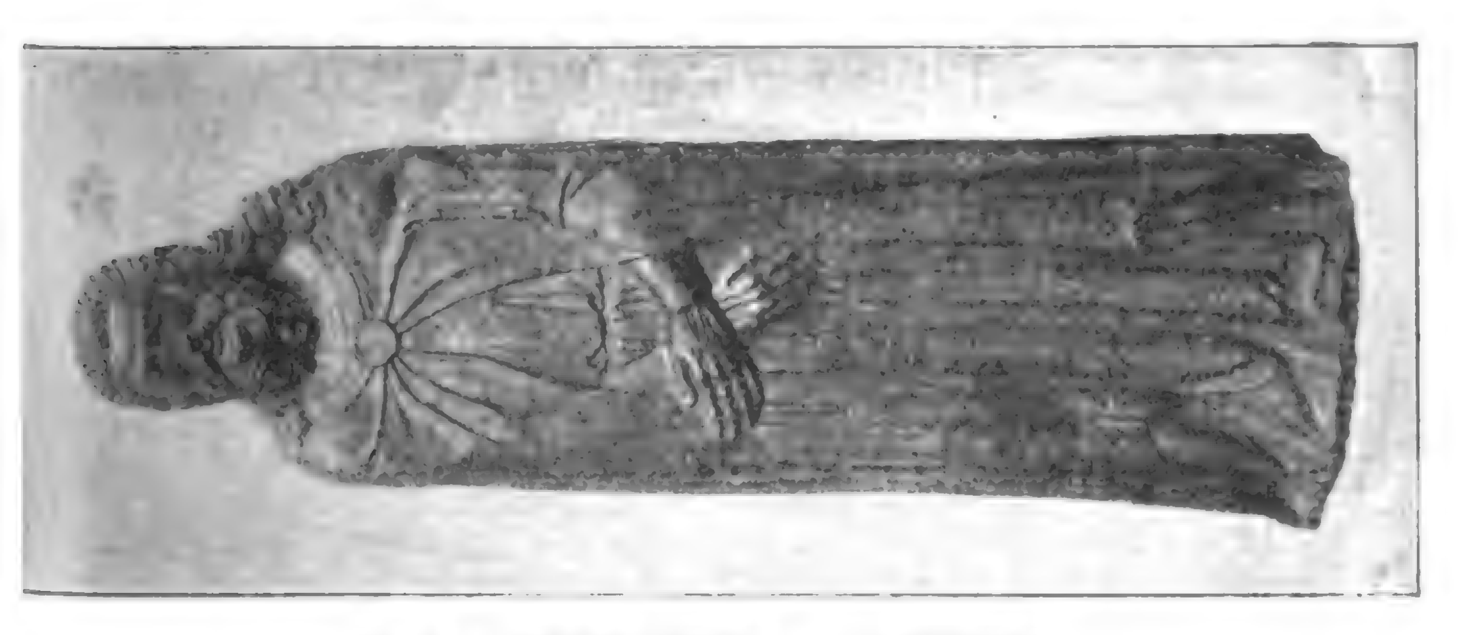


FIG. 5. S. SIMEONS GESTALT A. D. SARGDECKEL.

auf welchem in farbiger Seide und Gold gestickte Figuren im Kampfe mit fabelhaften Unthieren.

Die äußeren Langseiten des Sarges, sowie die innere Hälfte der Fallthüre und die Rückseite des Deckels ist auf je drei, zusammen auf 12, mit den zwei Schmalseiten zusammen auf vierzehn mehr oder weniger regelmäßig-viereckigen Tafeln mit 16—17 Scenen geschmückt, die Vorderseite des Deckels wird in ihrer ganzen Länge von dem sehr hohen Reliefbild eingenommen, welches den hl. Simeon auf dem Rücken liegend darstellt. (Fig. 5.) Im dreieckigen Felde des Deckelgrates der beiden Schmalseiten (vgl. Fig. 3) ist inmitten reicher Pflanzenornamente das Wappen König Ludwig's von Ungarn zu sehen. Auch die innere Fläche der hinteren Langseite ist durch eine Scene und vier stehende Gestalten, das Innere der beiden Schmalseiten, sowie des Deckels ist — wie ich aus den Mittheilungen des Directors Radisics weiß — mit Ornamenten bedeckt. Auf der Außenseite des Sarges, vorn und hinten, erheben sich in

der ganzen Höhe der Seiten je vier auf Consols ruhende cylindrische Säulen, welche die Scene der einen Tafel von jener der benachbarten Tafeln trennen; oben ist jede dieser Säulen mit einem Engelskopf geziert. Im Inneren der Fallthüre, sowie auf dem Deckel, sind solche Säulen nicht angebracht; im Innern der Langseite aber blicken die Gruppen-Bilder, ebenso wie die einzelnen Gestalten aus paarweise auf Säulchen ruhenden, in Relief gearbeiteten Arkaden hervor.

Nach den Messungen des Herrn Karl Herpka jun. bietet Fig. 6 die detaillierte Uebersicht der Größenverhältnisse des Sarges. (Nach Dr. Meyer's

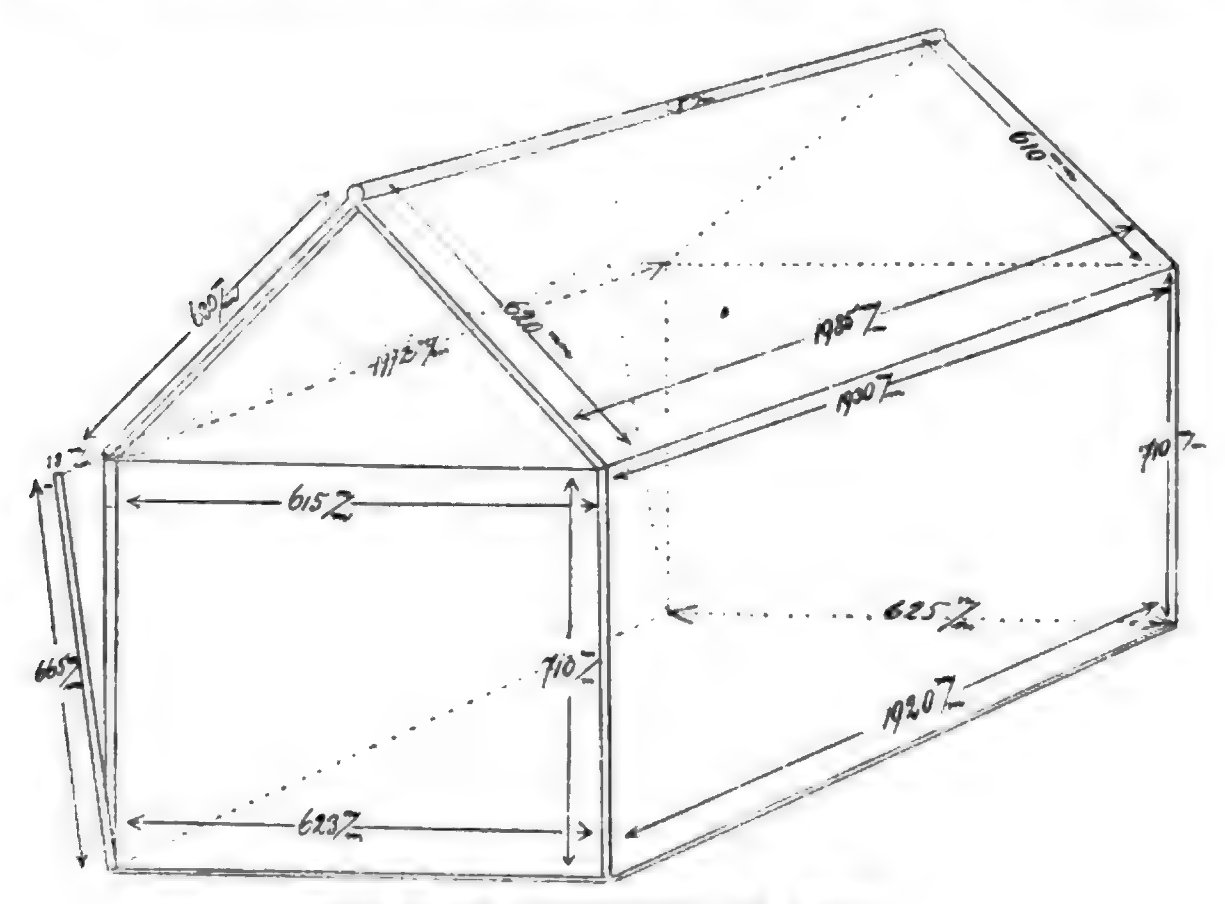



FIG. 6. DIE DIMENSIONEN DES SARGES.

Messungen ist der Sarg 2 m. lang, 1·25 m. hoch und 80 cm. breit.) Einstens war er um 4 Zoll (107 mm.) länger und um 3 Zoll (80 mm.) schmäler; die Höhe aber hat sich, wie ich glaube, niemals geändert, denn der von Dr. Meyer angenommenen Erhöhung um 16 cm. widersprechen die Tafeln und ganz besonders deutlich die Tafel der einen Schmalseite. Fondra, der seine bereits erwähnte Monographie des Sarges im Jahre 1686 verfasste, berechnete den Rohwerth des Sarges mit 1400 Mark Silber und 2709 St. Ducaten, mithin ein Rohwert des Metalls von 60,000 fl. Heute bewertet sich das Metall um vieles höher.

Die Reihe der Reliefbilder können wir mit der linksseitigen Tafel der vorderen Langseite beginnen; wir nennen sie der Kürze wegen:

I. *Aufgrabungs-Scene.* (Fig. 7. S. Taf. I.) Die Gesammtgröße der Tafel in der galvanoplastischen Copie zeigt: Breite 595 mm., Höhe 565 mm. (Nach der Monographie beiläufig 54×56 cm.) Genau das Bildfeld allein genommen, finde ich auf der oberen Breite 57 cm., in der Höhe 53 cm.

Den ganzen Hintergrund des Bildes nimmt die auf vier Arkadenbogen ruhende, eilffenstrige Langseite einer großen romanischen Basilika, deren Satteldecke und das ebenfalls mit Ziegeln gedeckte Pultdach des Seitenschiffes ein. Vor dem Gebäude links erhebt sich eine Vorhalle, welche möglicher Weise die Vorhalle der Kirche bezeichnen will und aus einem größeren Bogen mit einem Pultdache besteht; hinter dem letzteren erhebt sich vorne eine mit zwei Fenstern, seitwärts eine mit einem Fenster durchbrochene Kuppel. Das Feld der Fenster- und Arkadenöffnungen ist glatt. Im Vordergrunde spielen sich zwei Scenen ab. Unter dem Bogen der Vorhalle sitzen, obwohl sie dort nicht vollkommen Platz finden, auf einer, mit einer Bretterlehne versehenen Kiste drei Rathsherrn, die, nach den lebhaften Bewegungen ihrer Hände zu urtheilen, eine heimliche Berathung haben. Der Rathsherr links sitzt im Profil und begleitet seine Rede mit dem Zeigefinger der vom Knie erhobenen rechten Hand. Er erzählt eine interessante Geschichte, welche die ganze Aufmerksamkeit des neben ihm sitzenden fesselt; dieser letztere, welcher uns en face gegenübersitzt, horcht mit bewundernder Aufmerksamkeit, indem er seine Hände auf den Knien zusammenschiebt. Der Dritte, in Dreiviertel-Wendung, aber mit dem Kopfe im Profil nach links sehend, achtet mit noch mehr gespannter Aufmerksamkeit auf den Erzähler und weist mit dem Zeigefinger seiner Linken nach rechts, als würde er fragen, ob sich die Erzählung auf den von ihnen links befindlichen Platz, oder gar auf die Mönche beziehe? Inzwischen hat er die rechte Hand mit der Handfläche nach oben in Selbstvergessenheit auf das rechte Knie gesenkt. Aus diesen sprechenden Bewegungen ist klar zu ersehen, dass das Gespräch sich mit der rechtsseitigen Scene befaßt. Hier, auf dem Platze vor der Kirche sehen wir drei Mönche, deren einer im Hintergrunde knieend, eine Lampe hält, was uns verräth, dass die Scene bei Nacht geschieht; der Mönch rechts kniet ebenfalls und ist im Begriffe, eine Leiche schonend von der Erde aufzuheben. Ihm gegenüber hat der Dritte mit einer hocherhobenen Haue bereits einen großen Hügel aufgeworfen; die Leiche wird also entweder bestattet oder eben jetzt ausgegraben und die leere Grube zugeworfen.

Diese Scene erklärt Fondra in seinem erwähnten Werke, woher sie auch von der Monographie citiert wird, folgender Maßen: «Ein nächtiges Gewitter zwang einmal ein, vom heiligen Lande nach Venedig segelndes Fahrzeug, bei Zara Anker zu werfen. Auf dem Schiffe befand sich ein vornehmer Mann, der außer unermesslichen Schätzen auch die Leiche des

hl. Simeon mit sich führte und mit diesem kostbarsten Schatze — ein großer Theil seiner übrigen Reichthümer war dem Sturme zum Opfer gefallen — Zara erreichte. Hier wurde er alsbald krank und ließ sich selbst in ein, nahe zur Stadt gelegenes Kloster aufnehmen, die Leiche aber, welche er für die seines Bruders ausgab, begrub er vorläufig im Hofe des Klosters, um sie später, wie er sagte, in seine Heimat zu befördern. Sein Zustand nahm aber eine schlimme Wendung und als er sein Ende nahen fühlte, machte er die Mönche auf die, auf seiner Brust sorgfältig verborgenen Schriften aufmerksam, aus welchen nach seinem Tode ersichtlich ward, dass die im Klosterhofe bestattete Leiche die des hl. Simeon ist. Die Mönche waren darüber höchlich erfreut und beschlossen den Schatz für das Kloster zu bewahren, ihn des Nachts auszugraben und an einem sicheren, nur ihnen bekannten Orte zu bestatten. Ihr Plan wurde aber vereitelt: die drei Rectores der Stadt erfuhren durch ein Traumgesicht die Sache und erschienen — alle drei auf einmal — in dem Augenblicke am Kloster, als die Mönche die Leiche bloßgelegt hatten. Die Rathsherren legten also Beschlag auf die Leiche und so wurde diese ein allgemeiner Nationalschatz und Gegenstand allgemeiner Verehrung.» (Fondra, l. c. p. 72—76.)

Hieraus wird zur genüge klar, dass der Rathsherr links den beiden anderen seinen Traum erzählt, während die Mönche eben bemüht sind, den eifersüchtig bewachten Schatz aus seiner provisorischen Grabstätte an einem sicheren Orte zu bergen. Jede einzelne Bewegung entspricht dieser Erklärung und die Erzählung der Begebenheit durch die beiden Reliefbilder ist sehr gelungen.

*II. Die Vorstellung Christi im Tempel* (Fig. 8. S. Taf. II). So lässt sich die in der Mitte des Vorderblattes befindliche Scene am kürzesten benennen. Die Höhe der Tafel hat 56 cm., die Breite oben 59 cm., unten 595 mm. Das Bildfeld für sich allein, wie es die Monographie angiebt, 56 × 53 cm. Einen großen Theil des Bildfeldes bedeckt ein, auf schmuckvollen Pfeilern ruhendes Ciborium mit Pyramidendecke; unter derselben ein kistenförmiger Altartisch, vor welchem der h. Simeon nach links gewendet, der nach rechts gewendeten h. Maria das Jesus-Kind überreicht, auf welches die Prophetin Anna mit einem Seherblick hinweist. Hinter der h. Maria betrachtet der h. Josef, mit frommer Andacht die Hände gefaltet, die Scene, indem er zwischen den Fingern die Füße der als Opfer für den Neugeborenen mitgebrachten Taube hält. Das Jesus-Kind streckt mit liebevoller, naiver Bewegung den rechten Arm nach der Mutter, während sich der linke Arm instinctiv an den Nacken des greisen Propheten klammert. Aus Anna's Hand gleitet ihr Erkennungszeichen, das Spruchband, hernieder, doch haben nur die ersten Drei um das Haupt einen

schmuckvollen Glorienschein, nicht aber auch Anna, da diese nicht canonisiert ist. Das Bildfeld ist nicht in einen besonderen Rahmen gefasst; die Fläche außerhalb des Ciboriums ist mit reichem Pflanzenschmuck bedeckt, wie auch alle Theile des Ciboriums überaus reich ornamentiert sind, wovon noch besonders die Rede sein soll.

Die Scene ist, wie das auf S. 43 der Monographie reproducierte Giotto'sche Wandgemälde der Capella dell' Arena zu Padua zeigt, eine ganz genaue Copie des letzteren, nur einige Gestalten fehlen darauf (vgl. unten Fig. 53). Die Scene stellt die bekannte Begebenheit aus Ev. Luc. II. 25—38 dar. Doch müssen wir schon jetzt constatieren, dass diese Tafel sich nicht auf ihrem richtigen Platze befindet, oder, dass der Entwerfer des Sarges niemals die Absicht hatte, den Gegenstand der Scenen chronologisch zu ordnen.

*III. Einzug Ludwig's des Grossen in Zara* (Fig. 98. Taf. III) auf der letzten Tafel der Langseite ist eine der interessantesten Abbildungen. Die Breite der Tafel oben: 58 cm., unten 60 cm., Höhe 55 cm. (Nach der Monographie circa 57 × 53, weil offenbar nur das Bildfeld gemessen ist.)

Die Tafel stellt den bewegten und feierlichen Augenblick dar, als Ludwig der Große mit glänzenden Gefolge am Ufer von Zara landet und von den Rathsherren der Stadt, dem Erzbischof und den Mönchen mit tiefer Ehrfurcht und großer Freude empfangen wird. Der Schauplatz der Scene ist das vom Meere bespülte Ufer, das Zelt des Königs und das nahe Festungsthor. Am Ufer haben zwei Barken gelandet, in der einen, vor uns stehenden befinden sich sechs sitzende und eine stehende, in der anderen vier sitzende und eine stehende Gestalt. Auch flattern hier bereits zwei Fahnen, deren eine die Bänder der vier Flüsse aus dem ungarischen Wappen, die andere aber die Lilien der Anjou's zeigt. Ferner sieht man am Ufer zwei eckige Gerüste aus schwerem Stoffe, an drei Stellen mit dem Wappen Ludwigs geschmückt, offenbar Andeutungen von Zelten, welche den eben gelandeten König, sein Gefolge und die vor ihm knieenden Rathsherrn von der ferner stehenden Gruppe des Erzbischofs und der Mönche trennen.

Im Hintergrunde steht — präcis gesprochen — auf der Bildfläche über der Scene ein zweithürmiges, mit Eckbasteien und Spitzensims versehenes Eisenthor, durch dessen halbkreisförmige Oeffnung neben einer, mit dem Kreuze bezeichneten, s. g. Kreuzfahrerfahne zwei kräftige Gestalten auf ihren Schultern den Körper des h. Simeon in die Stadt tragen; die linke Ecke nimmt ein etwas entfernter vor Anker liegendes Segelschiff ein. Die Rathsherren und Mönche, die sich auf ein Knie niedergelassen, drücken mit dem, die Hände zum Segen erhebenden Erzbischof lebhaft

aus, dass sie den König mit Freuden empfangen; besonders die voran knieende Gestalt, welche mit beiden Händen die Linke des mit der Krone und dem Hermelin geschmückten Königs ergreift und — wie alle Gefährten — voll Begeisterung zu ihm emporblickt. (Fondra, nach dessen Erklärung die Scene darstellt, wie Ludwig die Stadt Zara in seinen Schutz nimmt, schildert das Bild so, als ob der vorderste Rathsherr dem Könige ein Dokument überreichen würde, was aber der Zeichner schlecht gesehen hat.) Hinter diesem Rathsherrn kniet noch ein ganz bartloser und ein anderer mit sehr großem Barte, der in seiner Begeisterung die Hände förmlich zum Gebete faltet; im Hintergrunde folgen noch zwei Mönche, der aufrechtstehende Erzbischof, ein Rathsherr u. A. — Ludwig's Gefolge besteht aus drei bärtigen und zwei glattrasierten Nobili, von denen zwei harhäuptig sind, die übrigen aber verschiedengeformte, mit Straußenfedern beschmückte Kalpag's tragen. Von den Männern, welche den Sarg tragen, sind nur die Köpfe sichtbar.

Sowohl die Gruppe der Ankommenden, als auch der zum Empfange Erschienenen, besonders aber das Schiffsvolk bringt im Verhältnis der geringen Zahl der Anwesenden die Vorstellung der großen Masse, die wahre Natürlichkeit der Bewegungen aber die intellectuelle Seite der Scene durch die überaus glückliche, man kann sagen kunstvolle Verwerthung des Raumes in glücklichster Weise zum Ausdrucke. Und dabei sind auch die absurden Verkürzungen nicht so verletzend, als es auf den ersten Blick scheint. Trotzdem hat das Bild, wie wir noch sehen werden, sehr wesentliche Mängel.

Eine gehörige Beleuchtung des historischen Hintergrunds dieser Scene ist derzeit leider noch sehr schwierig. Nach Anton Pór befindet sich Ludwig der Große am 3. November 1357 in Zara, wohin sich am 1. Dezember die venetianischen Gesandten begeben, mit welchen er am 18. Februar 1358 den Friedensschluss von Zara unterfertigt. Im Sinne derselben ist das gedemüthigte Venedig gehalten, das ganze dalmatinische Ufer der ungarischen Krone zurückzugeben. Am 22. Februar hält sich der König noch in Zara auf, am 28. desselben Monates finden wir ihn aber schon in Körös. Ein zweitesmal weilt Ludwig 1371 in Zara, da ist aber auch seine Gemahlin mit ihm, welche Reise, da die Königin auf dem Bilde fehlt, bei Erläuterung desselben nicht in Betracht kommen kann. (Vgl. die Kritik unserer Monographie von A. P., welche eben während der Abfassung dieser Zeilen die Presse verließ. Századok, 1895. April-Heft, p. 375.)

Fondra und Farlatti, die ersten Monographen des Sarges, beziehen (nach Meyer S. 24) dieses Bild auf das Hauptereignis des Jahres 1358, den Friedensschluss zu Zara vom 25. (?) Februar. Er (Meyer) selbst aber glaubt, dass das Wappen des Plafonds und seine Wiederholung auf den Festungsmauern »im Zusammenhang mit der Hauptscene beweist, dass hier

die Uebergabe der Stadt an Ludwig abgebildet ist». Dem gegenüber hebt Anton Pór sehr treffend hervor, dass wir hier, genau genommen, den Augenblick haben, wo König Ludwig die Stadt Zara, welche sich am 17. September 1357 ergeben hatte, zum erstenmal besucht, auch weist er sehr richtig darauf hin, dass wir keine Ursache haben, uns über den im Hintergrunde sichtbaren Sarg des heiligen Simeon den Kopf zu zerbrechen, da es «im Mittelalter und besonders im XIV. Jahrhundert, so oft die Geistlichkeit und das Volk zum Empfange eines mächtigen Fürsten auszog, allgemeiner Brauch war, die bedeutenderen Reliquien der Kirche mitzuneh-



FIG. 10. KÖNIGIN ELISABETH BIETET DEM H. SIMEON DEN SARG AN.

men. Die mittelalterlichen Chroniken erwähnen genug solcher Fälle. Auch die Stadt Salerno bezeugte dem König Ludwig ihre Huldigung, indem die Bevölkerung ihm in glänzendem Aufzuge mit der Geistlichkeit und den Reliquien an der Spitze entgegengieng. Der König bezeugte den Reliquien die gebürende Verehrung und nahm, wie der Chronist Gravina erzählt, die Huldigung gnädig auf. Die Bewohnerschaft von Zara that desgleichen und brachte vor die Thore ihrer Stadt die Leiche des h. Simeon, welche sie dann freilich wieder zurückbefördern musste». (Századok l. c. S. 376.)

*IV. Königin Elisabeth bietet dem h. Simeon einen Sarg an.* (Fig. 10.) Die Tafel ist unten 59 cm., oben 60 cm. breit; Höhe: 57 cm. Das Bildfeld: die Breite des architectonischen Rahmens beträgt 56·

die Höhe 57 cm. (Unsere Monographie nimmt beiläufig 53 × 59 cm. an.) Rechts kniet die Königin mit der Krone und auf den Fingerspitzen ihrer ausgestreckten Hände schwebt der Sarg, welchen der links stehende h. Simeon in gleicher Weise hält. Dem Heiligen gegenüber knieen die drei Töchter der Königin: Katharina, Maria und Hedwig, die ebenfalls eine Krone und mit Ausnahme der letzteren einen ähnlichen Mantel tragen, wie ihre Mutter. Die Hände falten sie zum Gebete und blicken andachtsvoll zum Heiligen empor. Die ganze Scene spielt sich unter einer Arkade mit doppelt gebrochenem, auf gewundenen Säulen ruhendem

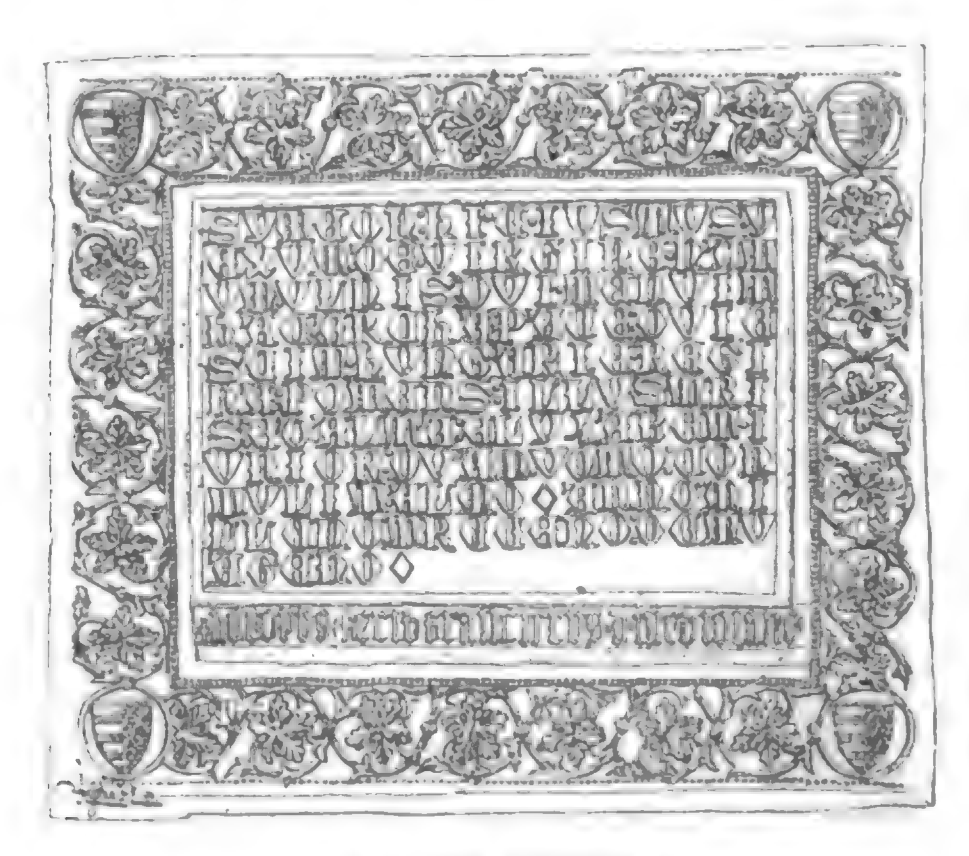


FIG. 11. DIE AUFSCHRIFT.

Bogen ab; die Eckfelder, sowie die Bildfläche unter dem Bogen sind mit prächtigen Pflanzen-, respective Stoffmuster-Ornamenten ausgefüllt. Der Sarg ist eine ziemlich gleichmäßig gezeichnete, viereckige Kiste, deren Langseite in zwei Felder getheilt, die Schmalseite in einem Felde reichen Blätterschmuck zeigen, die flache Decke aber nimmt die ausgestreckte Leiche Simeon's mit Glorienschein und übereinandergelegten Händen ein.

Die mittlere Tafel dieser Seite enthält:

*V. Die Aufschrift.* (Fig. 11.) Obere Breite 618 mm., untere 625; Höhe rechts 57 cm., links 575 mm. Der Rahmen dieses Umfanges bildet in einem regelmäßigem Viereck eine, aus Blätterranken gewundene Medaillonreihe und das Innere eines jeden Medaillons besteht aus je fünf fünfzacki-

gen, auf einem durchlaufenden Stiele ruhenden Wein- oder Eichenblättern; die vier blattlosen Rankenmedaillons tragen einen, mit dem Wappen Ungarns und der Anjou's geschmückten Schild. Der schmuckvolle Rahmen ist 595 mm. breit, die Aufschriftentafel selbst, welche aus der Eichenlaubranke hervortritt, hat eine Breite von 445 mm. und eine Höhe von 36 cm.

Diese Aufschrift theilt schon Fondra (l. c. S. 101) und zwar fehlerlos nach richtiger Lesart mit. Umso auffallender ist es, dass seine Nachfolger dieselbe beinahe ohne Ausnahme fehlerhaft wiedergeben. So Florian Rómer, nach Eitelberger. Jakson (Dalmatia I. S. 318) giebt die Inschrift, abgesehen von einigen Interpunctionsfehlern richtig, verschweigt aber, wie auch Eitelberger gethan hat, die Lesung. Darum hat letztere bei Besprechung des Eitelberger'schen Artikels Béla Czobor mitgetheilt. Die Inschrift selbst lautet:

SYMEON : HIC . IVSTUS : Y
EXVM . DE VIRGINE NAT
VM . VLNIS . QVI TENVIT
HAC . ARCHA . PACE : QVIE
SCIT . HVNGARIE REGI
NA . POTENS ILLVSTRI
S : ED ALTA : ELYZABET I
VNIOR : QVAM VOTO : CON
TVLIT . ALMO ◦ ANNO MI
LLENO : TRECENO . OCTV
AGENO ◦
+ HOC OPUS FECIT FRANCISCUS DE MEDIOLANO.

Czobor stellt folgende Lesung fest (Egyházművészeti Lap VII. 1886. S. 57):

Symeon hic iustus Jesum Christum de virgine
natum, ulnis qui tenuit, hac arca pace
quiescit, Hungariæ regina potens illustris
et alme, Elisabetha, iunior quam voto
contulit almo. Anno milleno treceno
Octuageno + Hoc opus fecit Franciscus
de Mediolano.

Doch lässt sich an dieser Lesung einiges aussetzen, was ich dem Umstande zuschreibe, dass auch Czobor die in der Mitte gereimten Hexameter (den sogenannten leoninischen Vers) nicht erkannte. Vor Allem ist es sicher, dass der Schreiber des Verses das am Ende der ersten Zeile stehende Y mit dem E und der Silbe XVM der nächstfolgenden Zeile nur *Jesum*, nicht aber *Jesum Christum* gelesen hat, denn den Namen Jesus hat

man nie mit JE gekürzt; ferner ist es richtig, dass XTVM (nicht aber XVM) immer Christum bedeutet, doch müssen wir, wie ich von meinem Freunde Ludwig Katona erfahre, wissen, dass im alten venetianischen Dialect das dem leisen *z* nahestehende *s* häufig mit *x* bezeichnet wurde. Folglich steht hier nichts anderes, als das Wort *Jesum;* auch Anton Pór liest hier in seiner angeführten Kritik — wiewohl er die Versform der Inschrift nicht beachtet — dem Texte getreu *Jesum* und erkennt somit schon von vornherein die Richtigkeit der oberen Bemerkung an. Neuerdings hat sich auch Czobor dieser Lesart angeschlossen (Kath. Szemle VIII.), doch unterläuft ihm dabei der Verstoß, dass er *meruit* schreibt statt *tenuit.*

Zweitens steht auf der Tafel selbst anstatt ET ALME der Ausdruck ED ALTA (Romer schreibt schon *alme*). Während aber die Correctur von *ed* auf *et* auf der Hand liegt, kann die Lesart *alme* weder vom Verfasser der Inschrift, noch vom Goldschmied gemeint gewesen sein, da sie weder vom Standpunkt der Grammatik, noch des Reimes zulässig erscheint. *Alma* passt besser zu Regina, aber auch *Alta* ist nicht unpassend, ja die Buchstaben T und M sind sich auf der Inschrift sehr ähnlich, ich muss darum wiederholen, dass der Goldschmied die Inschrift nach seinem ABC gelesen und darum gewiss *Alta* gemeißelt hat. Endlich leuchtet mir auch nicht ein, warum Czobor statt Elisabeth durchaus Elisabetha lesen will.

Unser Monograph Meyer giebt auch nur den Originaltext, ohne Lesung und Uebersetzung, dafür trennt er das *hic* der ersten Zeile in *hi + de,* natürlich ganz sinnlos; der Irrthum ist umso auffallender, als er an zwei Stellen wiederkehrt (S. 16 und 26), und erklärt sich aus dem Umstande, dass auf der Photographie der Tafel zwischen dem *i* und *c* des *hic* der Kopf eines Nagels sichtbar ist, was der Verfasser offenbar für einen Trennungspunkt angesehen und darum — wegen der Aehnlichkeit des C und D — gleich *DE* gelesen hat.

Die richtige Lesung der Inschrift ist also:

Symeon hic iustus, Jesum, de virgine natum,
Ulnis qui tenuit, hac arca pace quiescit;
Hungariæ regina potens, illustris et alta
Elisabet iunior, quam voto contulit almo.
Anno Milleno treceno octuageno.*

In freier Uebersetzung:

*Simeon, der Gerechte, der Jesus, von der Jungfrau geboren, in den Armen hielt, ruht in Frieden in diesem Sarge, welchen die mächtige,*

* Erst nach Fertigstellung meiner Arbeit kam mir das seltene Buch Fondra's zu Händen, der, wie ich eben sehe, die Inschrift ebenso liest; der Verfasser der Monographie hätte also besser gethan, die Inschrift nach Fondra zu copieren.

*erhabene und hohe Königin von Ungarn, Elisabeth, die Jüngere, aus frommem Gelübde bereitet hat. Im Jahre tausend dreihundert und achtzig.* — Hierauf folgt noch die Zeile: *Hoc opus fecit Franciscus de Mediolano.* = Dieses Werk schuf Franz von Mailand.

Die Bezeichnung «iunior» (die Jüngere) bedeutet selbstverständlich nur, dass die Spenderin des Sarges nicht die Mutter, sondern die Gemahlin des Königs war. Ueber «votum» (Gelübde) sprechen wir noch ausführlich.

Ihrem Charakter nach sind die Buchstaben — mit Ausnahme der letzten Zeile, welche unter dem Rande der Inschrift steht — Minuskeln, noch nicht zu unkennbaren Ziererejen entartet, sondern genug lebhaft an die kräftigen, rundlichen Formen der «antiqua» erinnernd; doch endet jede gerade Linie in einem Bogenschnitt, die halbkreisförmigen in eine auswärts erweiterte Spitze. (Schluss folgt.)

---

# DIE NEUESTE UNGARISCHE HEINE-ÜBERSETZUNG.

Unter dem Pseudonym *Ivanhoe* ist im Hornyánszky'schen Verlag in Budapest eine ungarische Heine-Uebersetzung erschienen,* welche sich, trotzdem der pseudonyme Autor nur als bescheidener Dilettant gelten will, dem Besten würdig anschließt, was die Uebersetzungsliteratur überhaupt aufzuweisen hat. Es ist ja selbstverständlich, dass der ungezogene Liebling der Grazien seit fast einem halben Jahrhundert durch Uebersetzungen vereinzelter Dichtungen, wie durch übersetzte Sammlungen in der ungarischen Literatur leicht Eingang gefunden hat, und in diesen «Aneignungen» besitzen wir höchst anerkennenswerte Leistungen. In erster Reihe stehen die Dichter *Karl Szász* und *Alexander Endrődi,* von welch letzterem bereits das ganze «Buch der Lieder» vollendet vorliegt. Die neueste Erscheinung erhebt sich aber schon wegen der Vollständigkeit in Auswahl und Zusammenstellung über die vorhergegangenen, indem es *Ivanhoe* geglückt ist, in vier Büchern ein vollkommenes Bild des Lyrikers zu geben. Der Verfasser selbst spricht sich darüber (Vorrede S. 3. ff.) wie folgt aus: «Einzelne Dichtungen Heine's, besonders jene, welche sich sozusagen einer internationalen Volksthümlichkeit erfreuen, sind bereits wiederholt in mehr oder weniger gelungenen Uebersetzungen erschienen; doch ist es eine auffallende Erscheinung in unserer, an Uebersetzungen nicht eben armen Literatur, dass wir eine wirkliche, d. h. bis zu einem gewissen Grade universelle Heine-Uebersetzung bisher nicht besitzen. Wohl ist genau vor einem Jahre Endrődi mit dem «Buch der Lieder» hervorgetreten, doch umfasst dies, allerdings mit den zartesten und reinsten Ergüssen des Dichters, doch nur die Zeit bis 1827, vertritt also die Jugendzeit Heine's und ist somit nicht geeignet, auch nur annähernd ein treues Bild dieser,

* Heine Henrik válogatott költeményei. Németből forditotta Ivanhoe (Heinrich Heine's ausgewählte Gedichte. Aus dem Deutschen übersetzt von Ivanhoe). Budapest, 1894. Viktor Hornyánszky. — 8°. 373. S. Preis 2 fl. 40 kr.

in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts so hervorragenden dichterischen Individualität zu geben. Diese, meiner Meinung nach recht empfindliche Lücke in unserer Uebersetzungsliteratur hat mich in einem schwachen Augenblicke bewogen, meine, schon seit Jahren in meiner Schreibtischlade fertig liegenden, jedoch ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Uebersetzungen doch herauszugeben, indem ich aus dem mir zur Verfügung stehenden reichen Material die Auswahl derart traf, dass darin wo möglich alle Genres des Dichters, selbst die exponiertesten, durch die charakteristischesten und vollkommensten Stücke vertreten seien. Dabei meine ich natürlich nur die Dichtungen in gebundener Sprache. — — — Und selbst unter diesen habe ich ein Genre mit wohlüberlegter Absicht ausgeschlossen, nämlich das durch die beiden, «Nordsee» betitelten Cyklen vertretene. Diese sind von Endrődi so meisterhaft, so unübertrefflich in unsere Literatur übertragen worden, dass jede weitere Uebersetzung unmotiviert, also überflüssig geworden ist — —». Der Verfasser begründet ferner in überzeugender Weise die Gesichtspunkte der Auswahl und die Eintheilung derselben.

So sehr sich nun die Vorrede auch bemüht, den Uebersetzer in einer höchst bescheidenen Beleuchtung vorzustellen, so war es ja kein Geheimnis, dass wir es mit einer Leistung des auf dem Gebiete der deutsch-ungarischen und ungarisch-deutschen* Uebersetzungen sehr verdienten *Andor von Sponer* zu thun haben. Abgesehen von dem erwähnten, feinfühligen Takte, mit welchem er die Auswahl getroffen, um ein sprechendes Bild dieses, gerade in den unscheinbarsten Details so vielseitigen Dichters zu geben, verräth besonders das verständnisvolle Eingehen auf die Eigenheiten, noch mehr aber die innige Nachempfindung der tausenderlei Gefühlsstimmungen, in welchen sich die Heine'schen Gedichte bewegen, den berufenen Interpreten. Aber auch diese Vorzüge würden noch nicht genügen, den Leser mit dem ganzen Charakter des fremden Dichters in aller Unmittelbarkeit vertraut zu machen, wenn unserem Uebersetzer außer der Feinfühligkeit des Empfindens und Denkens nicht auch die der Sprachbehandlung eigen wäre, welche den Leser den ganzen Reiz der Heine'schen Diction sowohl in der wunderbaren Gewähltheit des Ausdruckes, als auch in dem eigenthümlichen Zauber des Rhythmus erkennen lässt. Wir glauben, einige Proben mitzutheilen zu müssen, die von der Wahrheit der letzteren Behauptung selbst den des Ungarischen nicht kundigen Leser überzeugen werden. Mögen einige der bekannteren hier stehen, welche die Wiederholung des Originals entbehrlich machen.

* Soeben erfahren wir, dass Herr von Sponer eine nach gleichen Grundsätzen ausgewählte *Petőfi-Uebersetzung* zum Druck befördert hat, welche wohl mit diesen Zeilen gleichzeitig im Buchhandel erscheinen dürfte. Die Vorzüge, welche wir an der ungarischen Heine-Uebersetzung zu bewundern Gelegenheit haben, berechtigen uns vollauf zu der Erwartung, dass die bereits ziemlich lange Reihe der Versuche, den großen ungarischen Nationallyriker in der deutschen Literatur heimisch zu machen, durch diese neue Petőfi-Uebersetzung eine erfreuliche Bereicherung erfahren wird und dass sie dem allein anstrebenswerten Ziele einer deutschen Petőfi-Uebersetzung, den Reiz, den der ungarische Dichter auf den ungarischen Leser ausübt, den deutschen Leser wirklich nachempfinden zu lassen, um einen guten Schritt näher, als ihre Vorgängerinnen, kommen werde. Wir werden auch diese kunst- und mühevolle Arbeit des feingebildeten Verfassers eingehend würdigen.

* * *

**«Wenn ich in Deine Augen seh' . . . .»**

Szemed közé, ha láthatok,
Megnyugszik szivem, nem sajog;
De ajkadat ha csókolom,
Nagyon felüdülök, nagyon.

Ha kebleden pihenhetek,
Szivem gyönyörtől felremeg;
De hogyha szólítasz: «Drága kincs!»
Úgy könnyezem, hogy vége sincs.

* * *

**«Die Welt ist dumm, die Welt ist blind . .**

Vak a világ, vak és bohó,
Balgábbá lesz naponta!
Te rólad, hogy nem bizható
A jellemed, azt mondja.

Vak a világ, vak és bohó,
Ne is várj tőle bókot;
Nem tudja ő, mily lángoló
Mily boldogító csókod.

* * *

**«Die Nacht ist still, es ruhen die Gassen . . . .»**

Nyugodt az éj, az utcza magányos,
E házban kedvesem lakott;
Rég már, hogy elhagyá a várost,
De áll a ház, még áll ugyanott.

Előtte egy férfi, tekint a magasba,
Kétségbe esetten tördelve kezét;
Borzadva tekintek a bánatos arczra, —
Mutatja a hold a saját magamét.

Halvány legény te, képemmásom!
Keservemet mit majmolod,
Mely itt helyütt sok éjszakákon
Keresztül gyötrött, kínozott?

* * *

### »Du bist wie eine Blume . . . .«

Olyan vagy, mint a bimbó,
Oly üde, tiszta, szép;
Rád nézek s a búbánat
Titkon szivembe lép.

Úgy érzem, mintha fejedre
Kén', hogy kezem tegyem,
Könyörgve, az ég megtartson
Oly tisztán, kedvesen.

* * *

### Der Asra.

Mindennap járt fel s alá a
Zultán csodaszép leánya
Este a szökő kutaknál,
Hol fehér vizek locsolnak.

Az ifjú rabszolga minden
Este állott a kutaknál,
Hol fehér vizek locsolnak;
Sápadtabbá lőn naponta.

Míg egy nap a fejdelemnő
Megszólítá gyors szavakkal:
Nevedet nevezd meg nékem,
Származásod és családod.

S mond az ifjú: Mahometnek
Hívnak, Yemen a hazám és
Törzsöm amaz Asrák, a kik
Haldokolnak, ha szeretnek.

* * *

### »Denk' ich an Deutschland in der Nacht . . . .«

Ha Némethon éj idején
Eszembe jut, nem alszom én.
Nem alszom el, az órák mulnak
S szememből forró könyek hullnak.

Évek haladnak, vajmi rég
Hogy anyámtól elbucsuzék!
Letelt már tizenkét esztendő
S epesztő vágyam szüntelen nő.

Nő egyre vágyam és epeszt,
Édes anyám okozta ezt;
Mindig rá gondolok az őszre,
Isten kegyelmével tetőzze!

Nagyon szeret; minden levél,
Mit ír, oly gyöngéden beszél.
A kéz s az anyaszív hogy reszket,
Minden sorábul látom eztet.

Epeszt a vágy, hő lángja ég,
Tizenkét év im' eltelék.
Tizenkét hosszú év letelten,
Hogy őt utólszor átöleltem.

A német hon örökké él,
Erős egészség, nincs veszély.
Hazámat s tölgyes erdejét még
Majd megtalálom, semmi kétség.

Haza nem is vágyom nagyon,
Csak ősz anyám után; a hon
Csak el nem pusztul semmi módon,
De öreg anyámért aggódom.

Hazámtól hogy búcsút vevék,
Meghalt azóta sok derék,
A kit szerettem, — végig nézem
Sorát s szivem sajogni érzem.

Elszámolom — elszámolom
És egyre nő a fájdalom,
Keblemre mintha hulla dőlne —
Hál' Isten! Megmenekszem tőle.

Hál' Isten! ablakomba már
Mosolyg a franczia napsugár;
Jő hitvesem, szép mint a reggel,
S a német gondnak tünnie kell.

***



# UNGARN'S COMITATSBEAMTENKÖRPER BIS 1301.*

Nach urkundlichen Quellen.

Von Dr. MORIZ WERTNER.

## *1. Abaujvár.*

Wie zumeist auch bei allen anderen Comitaten, sind uns von den ältesten Obergespänen Abaujvár's auch nur die nackten Namen bekannt, von einer, auch nur annähernden Bestimmung derselben ist keine Rede.

Der erste Obergespan, *Matthaeus* erscheint 1138.[1]

Nach ihm tritt eine lange Pause ein, bis wir erst unter Béla III. (1173—1196) auf den nächsten Abaujvárer Obergespan stoßen. Unter jenen Reichsgroßen nämlich, die Béla III. begleitet, als er im Hause des Comes Széla[2] unter einer Eiche Gericht hielt, befand sich auch *Anton,* Obergespan von Abaujvár.[3]

Sein Nachfolger *Dionys,* von 1198—1199,[4] lässt sich nicht bestimmen. Wahrscheinlich war er 1197 Obergespan von Oedenburg.

1199 eröffnete *Bánk dg. Bór* seine Laufbahn als Obergespan von Abaujvár.[5] Seine Geschichte ist zu bekannt, als das wir sie hier rekapitulieren sollten. Für Jene, welche meine früheren archontologischen Publikationen nicht kennen, sei hier bemerkt, dass er mit jenem Bánk identisch ist, der Ban und Palatin geworden und an der Ermordung der Königin Gertrud (1213) so thätigen Antheil genommen. Außer einer, an einen gewissen Simon vermählten Tochter, kennen wir keine seiner etwaigen Nachkommen.

1201 erscheint *Ech* (auch *Eth*) angeführt,[6] von dem wir außer seinem Namen nichts wissen.

Sein Nachfolger ist 1205 der Palatin *Nikolaus.*[7] Dieser war vordem (1199—1200) Ban und Obergespan von Zala. 1212 erwähnt ihn noch

* Wo keine andere Angabe gemacht wird, ist immer und überall der Obergespan gemeint.

[1] Knauz I. 97.

[2] Wahrscheinlich richtiger als das «Széna» der Urkunde.

[3] Wenzel I. 69.

[4] Fejér II. 326, 365.

[5] Hazai okmánytár V. 4.

[6] Fejér II. 388. V. 1, 182. Hazai okmánytár V. 5.

[7] Fejér III. 1, 22. Hazai okmánytár I. 3. Wenzel VI. 300. XI. 114.

Andreas II., als »Ban und vordem Obergespan von Abaujvár«. Seine Bestimmung ist schwer, da neben ihm noch andere Würdenträger dieses Namens erscheinen.

Schon 1206 löst ihn in der Obergespanswürde obiger Bánk dg. Bór ab,[1] worauf bis 1209 eine Lücke in der Reihenfolge der Obergespäne eintritt, 1209 stoßen wir auf folgende zwei Obergespäne:

a) *Benedikt,*[2] von dem wir nicht wissen, ob er dem früheren Wojwoden, oder dem früheren Palatin entspricht;

b) *Martin,*[3] von dem es gleichfalls unbekant ist, ob er mit dem Bane Martin dg. Huntpázmán oder dem Eisenburger Obergespane Martin dg. Kaplony zu identifizieren sei?

Bis 1213 haben wir abermals eine Lücke zu verzeichnen. Erst 1213—1214 stolpern wir wieder auf einen Obergespan *Alexander,*[4] der aller Wahrscheinlichkeit nach ein Ahn der Grafen von St. Georgen-Bösing dg. Huntpázmán war. Seine Laufbahn dürfte sich folgendermaßen gestaltet haben: 1207 Obergespan von Wieselburg, 1209 von Somogy, 1213 ebenfalls, 1216 kgl. Obermundschenk.[5]

Von 1216 bis 1219 finden wir *Ompud's Sohn Dionys,* der daneben auch Obertavernikus des Königs gewesen.[6] Er wurde später (1227—1228) Palatin. Da er als solcher arg gewirthschaftet, wurde er mit dem Banne belegt. Nach Andreas II. Tode wurde er geblendet. — Er war ein Enkel des Bans Ompud und als solcher mit Gertrud von Meran verwandt; nach einer ausländischen Quelle haben seine beiden Söhne in Aragonien neue Familien gestiftet.

Ihm folgte 1220 *Samod's Sohn Benedikt,*[7] vordem (1219) Obergespan von Wieselburg, später Kurialrichter (1231—1232).

1221—1222 erscheint abermals unser alter *Bánk dg. Bór,*[8] der im nächsten Jahre (1223) von der Bühne des öffentlichen Lebens verschwindet.

Das Jahr 1222 zeigt im Allgemeinen einen starken Wechsel in der Besetzung der obersten Reichswürden und hängt dies zweifelsohne mit der damals sehr Akut gewordenen Fehde zwischen Andreas II. und dem Thronerben Béla (IV.) zusammen.

[1] Hazai okmánytár VII. 3. Wenzel VI. 308.

[2] Fejér III. 1, 78.

[3] Fejér III. 2, 468. Wenzel XI. 102.

[4] Fejér III. 1, 163. Wenzel VI. 368.

[5] Fejér VII. 1, 202, hat 1219 einen *Alexander* zum Obergespan von Abaujvár, und einen Vizegespan *Michael.* Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass die Funktion dieses Alexander auch auf 1213—1214 zu setzen ist.

[6] Fejér III. 1, 178, 236, 249, 272. Hazai okmánytár IV. II. Wenzel I. 141. VI. 393, 401. XI. 134, 136, 138, 142—152.

[7] Fejér III. 1, 287. Wenzel XI. 159.

[8] Hazai okmánytár VII. 9. Wenzel VI. 408.

Auf Bánk, der 1222 noch als Obergespan fungierte, folgte im selben Jahre *Michaels Sohn Martin,*[1] vordem (wahrscheinlich) Obergespan von Weißenburg, nachher (1223) von Wieselburg; auch seine Funktion dauerte nicht lange, da ihn noch im selben Jahre (1222) *Lorenz* ablöste, den wir noch 1223 auf seinem Posten treffen.[2] Seine nähere Bestimmung ist erschwert.

Nun tritt wieder eine mehrjährige Lücke ein,[3] bis uns 1230—1232 *Marcell's Bruder Peter* entgegentritt.[4] Dieser ist 1221 Obergespan von Temes, 1229—1230 Hofrichter der Königin. Schon 1214 taucht er in Gemeinschaft mit dem Comes Salomo als königlicher Untersuchungsrichter auf; Ende 1232 heißt er nurmehr ein Baron des Königs; 1233 ist er Obergespan von Neutra. Sein Genus ist unbekannt.

1233 ist *Theodor* sein Nachfolger,[5] von dem wir absolut Nichts anderes wissen. Von ihn an haben wir wieder gewaltige Lücken zu verzeichnen.

Erst anno Jänner 1246 stoßen wir auf den Obergespan *Merhard,*[6] in dem wir sicher ein Mitglied des Geschlechtes Aba zu erkennen haben.[7]

Nach ihm taucht erst zwanzig Jahre später (1266) Tombold's Sohn *Benedikt,* Hofrichter des jüngeren Königs Stefan (V.) auf.[8] Dieser war 1262 Stefans Oberstallmeister, wurde 1265 sein Hofrichter und tritt 1268 als sein Palatin, Hofrichter und Obergespan von Szeben ab.

Zwölf Jahre später ist Georgs Sohn *Peter v. Somos dg. Aba* Obergespan und bleibt es bis 1300.[9] Er tritt 1284 als Gutsbesitzer auf und ist Ahnherr der Somosi, Budaméri und Köszegi.

Schliesslich haben wir noch zu erwähnen, dass Hazai okmánytár VII. 339 aus der Arpadenzeit einen *Paul,* Comes von Ujvár kennt, der im Vereine mit vier Stuhlrichtern in einer Angelegenheit der Familie Bárczay urtheilt. Dieser Paul ist sicherlich nur Vizegespan und ist seine Amtsthätigkeit wohl in die Zeit Andreas' III. (1290—1301) zu verlegen.

## 2. *Arad.*

Der erste Obergespan von Arad ist 1214 *Kelemen* (Clemens),[10] in dem wir ein Mitglied des alten Geschlechtes Csanád zu erkennen haben. Er

[1] Fejér III. 1, 374.

[2] Fejér III. 1, 401. Hazai okmánytár V. 10. Wenzel VI. 420.

[3] Wenzel I. 218 hat zwar für 1226 den Obertavernikus Dionys dg. Tomaj als Obergespan von Abaujvár; doch trägt das betreffende Dokument so sehr den Stempel des Falsum an sich, dass es nicht gerathen scheint, diesen Obergespan Dionys einzureihen.

[4] Fejér III. 2, 213. V. 1, 306. Melczer okmánytár 3. Wenzel VI. 502.

[5] Wenzel XI. 257.

[6] Fejér IV. 1, 407.

[7] Vgl. mein »A magyar nemzetségek« I. 34.

[8] Hazai okmánytár VII. 5.

[9] Hazai okmánytár VI. 373. Wenzel IX. 465. X. 396.

[10] Fejér III. 1, 163.

wurde später Ban, doch wissen wir nicht das Gebiet seines Banates anzugeben. Durch seinen Enkel Thomas ist er Ahn der Familie Telegdi.

1224 ist *Gyula von Siklós dg. Kán* Obergespan.[1] Seine Laufbahn ist eine bekannte. Hier sei nur hervorgehoben, dass er schon 1191 auftaucht und 1240 als Ban des Hochverraths angeklagt, sein Leben im Kerker beschloß. Durch seinen gleichnamigen Sohn wurde er der Stammvater der Familie Siklósi.

Am 21. März 1240 erscheint *Saul*,[2] den wir nicht näher bestimmen können.

Fejér VII. 1. 338 hat 1266 einen *Benedikt.*

Hazai okmánytár VII. 391 hat ohne Jahreszahl *Briccius' Sohn Johann* als Obergespan von Szatmár und Arad. Es ist weder sicher, dass seine Amtsthätigkeit in die Arpadenzeit fällt, noch dass er ein Ahn der Báthory dg. Gutkeled ist.

### *3. Bács.*

1103, 1111 und 1113 finden wir *Kletus* (Keled) als ersten Obergespan verzeichnet.[3]

1135 ist Palatin *Paul* der Obergespan.[4]

1181, 1183 und 1186 stossen wir auf den Obergespan *Dionys*, der 1183 auch Ban der Küstengegend ist.[5] Er ist wahrscheinlich mit dem Palatine von 1184 identisch.

Sein Nachfolger ist 1192—1193 der Palatin *Mog.*[6] Dieser war 1185—1186 Kurialrichter, 1188 Obergespan von Neutra, schlug sich dann auf die Seite des sich empörenden Prinzen Andreas, weshalb ihm König Emerich die Palatinalwürde nahm. Nun hielt er sich am Hofe Andreas' in Kroatien als Comes auf, bis er mit Andreas' Regierungsantritte wieder ln Amt und Würde gerieth. Er wurde im Ganzen dreimal Palatin und verschwindet 1210 als Obergespan von Preßburg.

1197—98 folgt ihm als Obergespan von Bács der Palatin *Esau.*[7] Dieser tritt 1183 und 1186 als Obergespan von Bihar, 1194—1197 als Kurialrichter auf.

1198—1199 übernimmt aber wieder Palatin *Mog* die Obergespanswürde,[8] die er aber nicht lange behauptet, da ihn 1199 Palatin *Mikó* (Micha) ablöst, den wir bis 1200 auf diesem Posten treffen.[9] Dieser war

[1] Fejér III. 1, 466.
[2] Fejér IV. 3, 552.
[3] Fejér II. 43, 58. VII. 4, 57. Hazai okmánytár VIII. 7.
[4] Fejér II. 86. Wenzel I. 51.
[5] Fejér II. 229. Wenzel I. 69, 76. VI. 163. XI. 48.
[6] Fejér II. 289. Wenzel VI. 184 XI. 54.
[7] Fejér II. 309, 346.
[8] Fejér II. 331. Wenzel VI. 195. Hazai okmánytár V. 4.
[9] Fejér II. 248, 365. Wenzel VI. 199. XI. 73.

1198 Obergespan von Bihar, 1199 daneben Kurialrichter. Er blieb bis 1202 Palatin. Er ist wahrscheinlich ein Mitglied des Genus Ják und Stifter der im Eisenburger Comitate gelegenen Pernauer Abtei.

Ihm folgte 1201—1202 *Benedikt.*[1] Obzwar neben ihm noch ein anderer Benedikt, Sohn Konrad's vorkommt, irren wir doch nicht, wenn wir ihn mit dem Palatine Benedikt von 1202 bis 1204 identifizieren und da hat es auch alle Richtigkeit für sich, wenn wir seine Laufbahn folgendermaßen schildern: 1198 Obergespan von Neutra, 1199—1200 Ban und Obergespan von Zala, 1202—1204 Palatin und Obergespan von Bihar, 1221 Vizekurialrichter. 1230 lebt er nicht mehr. — Wahrscheinlich war er ein Mitglied des Genus Osl.

Von 1202 bis 1204 treffen wir *Hippolit* (Ipócs),[2] den wir nicht näher bestimmen können. 1204 war er außerdem auch Ban von Kroatien und Slavonien. 1216—1217 wurde er Wojwode von Siebenbürgen.

Ihm folgte 1205—1209 *Stephan's Sohn Csépán dg. Győr,*[3] einer der Ahnen der späteren Óvari-Gyulai. — Von 1199—1204 war er Obergespan von Oedenburg, von 1207 bis 1209 hatte er neben der Bácser Obergespanswürde noch jene des Palatins inne. 1209/10 war er nicht mehr am Leben. Er fiel durch die Hand des Tiba dg. Tomaj. Sein Sohn Csépán war 1232 nicht mehr am Leben. Er hatte die Tochter des Demetrius dg. Csák zur Gattin und mussten seine Vettern Stephan und Botho 1232 Demeter als Ersatz fur die im Interesse Csépáns gemachten Ausgaben das im Wieselburger Comitate gelegene Schandorf (Csuny) abtreten.

1209—1210 folgte ihm *Marcell.*[4] Dieser war 1206 Obergespan von Csanád und Oedenburg, 1207 Kurialrichter und Obergespan von Csanád; 1208 Obergespan von Bihar, dann von Oedenburg; wurde 1211—1212 Kurialrichter und Obergespan von Kő. Seine abstammung ist unbekannt.

Sein Nachfolger ist 1210—1212 *Töre's Sohn Peter.*[5] Dieser ist 1194—1195 Obergespan von Preßburg, 1197 von Bihar, 1198 Kurialrichter und Obergespan von Szolnok; 1201 Obergespan von Oedenburg; 1207—1209 Hofrichter der Königin und Obergespan von Csanád; 1210 war er noch Kurialrichter, als er die Obergespanswürde von Bács erhielt; 1213 nahm er als Obergespan von Csanád aktiven Antheil an der Ermordung Gertruds von Meran. Nach 1213 verliert sich seine Spur. Nach chronisti-

[1] Fejér II. 385, 38,7 388, 392. Hazai okmánytár II. 392. Wenzel VI. 225.

[2] Fejér V. 1, 293. VI. 2, 362. Soproni okmánytár I. 6. Wenzel I. 92.

[3] Fejér III. 1, 22, 32. III. 2, 467, 470. Hazai okmánytár I. 3. VII. 3. Wenzel I. 98. VI. 300, 308, 315, 325, 334. XI. 85, 106.

[4] Fejér III. 1, 78. Wenzel I. 104. VI. 335. XI. 94, 96, 102.

[5] Fejér III. 1, 108, 109. III. 2, 474. Knauz I. 106. Wenzel I. 125. VI. 343, 349. XI. 113. Hazai okmánytár VIII. 15.

schen Angaben ist er unmittelbar nach Gertruds Ermordung getödtet worden. Seine Güter wurden konfisziert.

1212 löste ihn in der Obergespanschaft *Gyula von Siklós dg. Kán* ab, den wir schon als Obergespan von Abaujvár kennen gelernt haben. Dieser behielt seine Würde bis 1213,[1] in welchem Jahre ihn Königin Gertruds Bruder *Berthold v. Meran-Andechs*, Erzbischof von Kalocsa und Obergespan von Bodrog ablöste,[2] doch behielt dieser die Bácser Obergespanswürde nicht lange, da ihm noch 1213 der Obertavernikus *Salomo* folgte, den wir in diesen beiden Würden noch 1214 treffen.[3] Dieser, ein Sohn des Comes Miska, hatte nach Gertruds Ermordung die Obhut über den Thronerben Béla übernommen; er wurde 1222 Kurialrichter, dann bis 1224 Ban. Er starb vor 1244. Seine Gattin Alice stammte aus Frankreich. Sie war vordem an einen Großen, Namens Bathyz, dann an Bertrand von Mattersdorf vermählt. Salomo's Nachkommen sind uns unbekannt.

1215 bekleidet der Kurialrichter *Ochuz dg. Vársony* diese Würde.[4] Dieser, ein Sohn des älteren Ochuz, ist 1202 Obergespan von Weißenburg, wird 1213 Ban, 1215 Kurialrichter, später wieder Ban; wir kennen ihn als solchen bis 1233. — Seine Nachkommen sind uns bis zu seinem vor 1276 Kinderlos verstorbenen gleichnamigen Enkel bekannt.

Nach ihm stossen wir erst 1220 bis 1222 auf den uns schon bekannten *Ompud's Sohn Dionys*, der während dieser Zeit auch das Amt des königlichen Obertavernikus inne hatte.[5]

1222 ist, wie wir schon oben bemerkt, in Folge des zwischen Andreas II. und seinem Sohne Béla akut gewordenen Streites, ein starker Wechsel in der Besetzung der Reichsämter eingetreten. Im Bácser Comitate erhielt nach Dionys ein sicherer *Nikolaus*[6] die Würde des Obergespans, die er aber nicht lange innehat, da ihm noch im selben Jahre *Smaragd von Zsámbék* folgt.[7] Dieser war vordem Kurialrichter, Wojwode von Siebenbürgen und Obergespan von Preßburg. Wie lange er Obergespan von Bács gewesen, ist unbekannt, da sein nächster Nachfolger erst 1225 auftaucht.

Dieser heißt in der einen Urkunde: *Ponith*, in der anderen: *Poth*,[8] doch ist die erstere Lesart entschieden die richtige, da wir in jener Zeit

[1] Fejér III. 1. 116, 118, 150. Wenzel VI. 354, 359. XI. 115, 118. — I. 136 (falsch auf 1214 gesetzt).

[2] Wenzel I. 132.

[3] Fejér III. 1, 163. Wenzel VI. 368. XI. 129.

[4] Fejér III. 1, 170.

[5] Fejér III. 1, 287, 381. V. 1, 302. Hazai okmánytár VI. 15. Wenzel I. 175. VI. 408, 409. XI. 163, 173 (falsch auf 1223 gesetzt).

[6] Fejér III. 1, 374.

[7] Fejér III. 1. 370. Fejér VII. 1, 211 hat zwar 1222 den uns schon bekannten Ban Salomo; doch ist diese Angabe unverlasslich.

[8] Fejér III. 2, 482. Wenzel XI. 184.

auch zwei Ponith als Mitglieder des Genus Miskócz und Buzád-Hahold kennen.

Von 1228 bis 1230 ist der Kurialrichter *Ladislaus dg. Borsa* (1228 auch Obergespan von Bodrog) Obergespan von Bács.[1] Dieser eröffnet seine Laufbahn 1217 als Oberstallmeister und beendete sie — nachdem er Palatin geworden — Ende 1245 als Ban und Herzog von Slavonien. Von seinen Nachkommen wurde sein Sohn Ladislaus und dessen gleichnamiger Sohn Wojwode von Siebenbürgen.

1232 finden wir *Nikolaus*,[2] dessen nähere Bestimmung schwer ist. Seine amtliche Thätigkeit dauerte aber nicht lange, da ihm schon 26/9. 1233 der Kurialrichter *Demeter dg. Csák* folgte, den wir bis 1234 in diesem Amte finden.[3] Dieser Wechsel dauerte aber nicht lange, da *Ladislaus dg. Borsa* 1234—1235 als Kurialrichter wieder die Bácser Obergespanswürde erhielt.[4]

Mit Béla's IV. Regierungsantritte beginnt die Avancementzeit aller jener, die während seiner Mitregentschaft an seiner Seite gestanden. 1235 löste also Ladislaus jener *Posa* ab, der bis dahin des Mitregenten Obertavernikus gewesen und jetzt Obertavernikus des regierenden Königs geworden.[5] Seine Bestimmung ist schwer.

Ihm folgte 1240 bis 16/11. 1242 Prinz *Johann Angelos*, Herzog von Syrmien.[6] Er ist ein Sohn der Margarethe, Tochter Bélas III. und des byzantinischen Kaisers Isak Angelos (II.). Sein Todesjahr und seine etwaige Nachkommenschaft ist unbekannt. 1259 erwähnt Königin Maria die Gattin dieses Johann Angelos, ohne sie aber zu nennen.

Aus dem Jahre 1256 sind uns zwei Obergespäne bekannt:

a) *Andreas*, der im Vereine mit den Erzbischofe von Kalocsa und Anderen über Besitzverhältnisse urtheilt.[7]

b) *Erne*, Gutsbesitzer bei Csurog im Bácser Comitat.[8]

Am 3. Mai 1263 bekleidet diese Würde *Dionys*, Palatin des jüngeren Königs Stephan.[9] Er ist wohl mit jenem Sohne Georgs identisch, dem wir bis 1277 unter den Reichswürdenträgern begegnen. 1259 war er Stefans Obertruchseß, Obergespan von Zala und Kapitän von Pettau in Steiermark.

Am 28. November 1266 ist abermals Stefans Palatin, *Dominik dg.*

[1] Fejér III. 2, 133. 188, 206. Hazai okmánytár II. 4. Wenzel I. 252, 293. VI. 476. VII. 384. XI. 212.

[2] Wenzel I. 293.

[3] Fejér III. 2. 329, 405. Hazai okmánytár IV. 19. Wenzel I. 303, 306. VI. 518, 521, 554. XI. 257, 260.

[4] Wenzel VI. 549, 568. XI. 271.

[5] Fejér IV. 1, 27.

[6] Fejér IV. 1, 264. IV. 3, 552. Wenzel VII. 116. XII. 689.

[7] Wenzel VII. 436.

[8] Fejér IV. 2, 407.

[9] Fejér IV. 3. 160. Wenzel XI. 379 (wahrscheinlich schon do 1262).

*Csák* Obergespan von Bács, daneben auch von Szeben.[1] Er gehört dem Ujlaker Zweige des Genus Csák an.

Nach Fejér VII. 2, 24, 74. war um (respektive vor) 1266 Stefans Hofrichter: Tunold's Sohn Roland Obergespan von Bács. Eine Person dieses Namens kennen wir nicht; da aber Stefans Palatine Dionys und Dominik nacheinander Obergespäne von Bács waren, ist es sicher, dass wir es hier mit Stefans Palatine: *Tombold's Sohne Benedikt* zu thun haben, den wir schon oben kennen gelernt haben.

Von 3/7. 1271 bis 3. August 1272 ist Ban *Paul dg. Gutkeled,* Obergespan von Syrmien (1272) anzutreffen.[2] Er ist ein Sohn des einstigen Generalkapitäns der Steiermark, ist 1290 noch am Leben und Ahnherr der Ráskai, Málczai, Buthkai, Csatári und Márki.

Am 10. Dezember 1275 bekleidet diese Würde der königliche Obertruchseß *Stephan Sohn des Matthaeus dg. Csák.*[3] Er wurde später Obergespan von Szolgagyőr und Preßburg. — Zu bemerken ist, dass Stephan 1275 auch öfter als Obergespan von *Bars* und Bánya, und nur ein einzigesmal als Obergespan von Bács vorkommt, weßhalb diese Angabe nur mit großer Vorsicht genommen werden darf.

Entschieden falsch ist Fejérs Angabe (V. 2, 336), dass am 9. August 1276 der Obertavernikus Johann dg. Héder Obergespan von »Bacha« gewesen, da dies Bánya sein soll.

Der letzte Obergespan von Bács aus der Arpadenzeit ist 9/10. 1291 *Eynard's Sohn Johann,*[4] der sich in diesem Jahre gelegentlich der Belagerung Wiens ausgezeichnet hatte. Schon 1276 hatte ihm — damals war er noch im zarten Alter — Ladislaus IV. für seine zwischen der Save und Basa wohnenden Unterthanen Privilegien verliehen.

### 4. *Bakony.*

In diesem kleinen, sonst kaum eine Rolle spielenden Comitate taucht merkwürdigerweise schon am 29. April 1082 Obergespan *Gug* auf.[5] Ob das später vorkommende Genus Gug mit ihm in Zusammenhange steht, ist unbekannt.

Netto 150 Jahre später taucht der nächste Obergespan *Lukas* auf.[6] Ob er mit jenem Lukas identisch ist, der vordem königlicher Obermund-

[1] Sztáray-okmánytár I. 10. Wenzel VIII. 147.

[2] Fejér VI. 2, 395. VII. 2, 12. Hazai okmánytár VIII. 145. 439. Wenzel III. 253. 273. VIII. 343, 346. 380—393. XII. 53, 695. Tkalčić 47.

[3] Wenzel XII. 144.

[4] Wenzel XII. 509.

[5] Fejér I. 449. Hazai okmánytár IV. 1.

[6] Wenzel I. 293. Fejér VII. 1. 235.

schenk, nachher Ban von Severin, Obergespan von Preßburg etc. geworden, lässt sich nicht bestimmen.

Mit Bélas IV. Regierungsantritt wurde *Donat* Obergespan. Er urkundet 1240 als solcher[1] und erwähnt damals den *Pósa* (Besitzer in Bakony) als gewesenen Vizegespan von Bakony.[2] — Ein Donat dg. Tét kommt 1228 als homo regius vor; er ist wahrscheinlich mit dem Obergespan identisch.

Am 26. März 1258 ist *Dionys v. Zalaszentgrót dg. Türje* (Jurle) Obergespan von Szolnok und Bakony.[3] Seine Laufbahn ist eine sehr bekannte. Er war Palatin, Ban und Herzog von Slavonien. 1264 ist er nicht mehr am Leben.

Gleichzeitig mit ihm erscheint *Saul dg. Penkenyő* als Vizegespan von Bakony.

1270 erscheint Demeters Sohn *Ban Csák dg. Csák* als «Comes perpetuus» von Bakony.[4] Seine Witwe lebt noch 1309. Seine Nachkommen kennen wir nicht.

Am 31. Jänner 1278 nennt Ladislaus IV. zwar einen *Gyula* als «comes» von Bakony;[5] da wir aber sehen werden, dass nach Ban Csák die nun folgenden Obergespäne sämmtlich dem Genus Csák angehören (ein Ausfluß des «perpetuus»), so ist dieser Gyula wahrscheinlich nur Vizegespan.

Am 19. August 1280 erhält Markus' Sohn *Stephan dg. Csák*, Obergespan von Bakony und sein Bruder Peter das im Oedenburger Comitate gelegene Kobersdorf (Kabold).[6]

1281 ist der Neffe des obigen Bans Csák, Ugod's Sohn *Demeter dg. Csák* Obergespan und erhält die seinem Oheime verliehenen Güter Lövöld, Esztergár etc. bestätigt.[7]

1290 erhalten die Brüder *Stephan* und *Nicolaus de Bokon* den Besitz Nyilas,[8] doch lässt sich aus der Fassung der Urkunde nicht genau bestimmen, ob wir es hier mit Obergespänen von Bakony, oder mit Gutsbesitzern aus der Bakonyer Gegend zu thun haben.

### 5. *Bánya.*

Am 2. Juni 1247 und 1251 (24. November) ist der königliche Obermundschenk *Bágyon* Obergespan von Bánya.[9] Seine Bestimmung ist sehr erschwert. 1254 ist er noch Obermundschenk.

[1] Wenzel II., III.
[2] Wenzel II. 112.
[3] Fejér IV. 2, 473. Wenzel II. 314.
[4] Hazai okmánytár III. 17. Wenzel VIII. 300.
[5] Hazai oklevéltár 80
[6] Wenzel XII. 289.
[7] Hazai okmánytár III. 34. Wenzel IX. 295.
[8] Wenzel IV. 352. Fejér V. 3, 488.
[9] Fejér IV. 1, 454. IV. 2, 108. Wenzel VII. 320. XII. 691.

Die Angabe in Fejér IV, 2, 98, derzufolge am 24. Nov. 1251 der Obertruchseß Nikolaus (Finister = Balog) Obergespan von Bánya gewesen, ist falsch.

Am 24. Februar 1258 ist es *Andreas dg. Hautpázmán*, ein Ahn der Forgách.[1] Knauz I. 529 hat ihn noch um 1265.

Ihm dürfte jener *Kosmas* gefolgt sein, der 1274 nicht mehr gelebt.[2] (Vordem wahrscheinlich Obergespan von Gran.) — Am 25. April dieses Jahres verpfändet nämlich seine Witwe Stephania, Tochter Samod's dg. Tomaj im Vereine mit ihrer Schwester Petronella ihren im Waagdelta gelegenen Ócsaer Besitz ihrem Verwandten, dem Comes Cene. — Allem Anscheine nach ist Kosmas Kinderlos.

Ende Mai 1273 ist der Kurialrichter *Ladislaus* Obergespan von Baranya und Szeben anzutreffen.[3] Da aus dieser Zeit auch andere Würdenträger dieses Namens bekannt sind, läßt sich seine Abstammung nicht genau festsetzen.

1274 werden zwei Obergespäne von Bánya angeführt:

*a)* ohne Tagesdatum: *Johann,*[4]

*b)* am 10. Febr., 2. Juli und 29. Dezember der uns schon bekannte *Andreas*, Sohn Ivánka's *dg. Huntpázmán*, Ahn der Forgách.[5]

Ebenso sind uns zwei aus dem Jahre 1275 bekannt:

*a)* am 27. Juli Paul's Sohn *Nikolaus*, Titularwojwode und Kurialrichter,[6]

*b)* ohne Tagesdatum Matthäus' Sohn *Stephan dg. Csák*, kgl. Obertruchseß.[7]

1276 bekleidet diese Würde der Obertavernikus *Matthaeus dg. Csák,*[8] dem wir noch begegnen werden.

Ihm folgt 1277 der Obertavernikus *Ugrin dg. Csák,*[9] vordem Ban von Severin.

Der letzte Bányaer Obergespan aus der Árpádenperiode ist vom 19. Juni bis 29. Oktober 1278 obiger *Matthaeus dg. Csák*, jetzt Palatin, Obergespan von Oedenburg und Wieselburg.[10]

## *6. Baranya.*

1193 erscheint Obergespan *Stephan,*[11] der, da neben ihm auch ein

[1] Hazai okmánytár VIII. 73.
[2] Wenzel IX. 90.
[3] Wenzel IV. 27. IX. 16, 18, 34. Fejér V. 2, 99. Hazai okmánytár VII. 140.
[4] Fejér V. 2, 190.
[5] Fejér V. 2, 217. Hazai okmánytár VIII. 159, 169.
[6] Wenzel XII. 135.
[7] Zalai okmánytár I. 78.
[8] Wenzel XII. 174.
[9] Hazai okmánytár VII. 166.
[10] Hazai okmánytár VI. 238. VIII. 190. Wenzel X. 367. XII. 701.
[11] Fejér II. 290.

Stephan als Obergespan von Warasdin fungiert, nicht näher zu bestimmen ist.

Vierunddreißig Jahre später taucht erst wieder ein Obergespan auf: Georg von 1231 bis 1232.[1]

Am 12. Dezember 1245 ist es *Moriz dg. Pok*, königlicher Obermundschenk,[2] dem wir noch sehr oft begegnen werden. Er ist Ahnherr der Morócz v. Megyesalja und der Megyesi. Er starb 1269 als königlicher Obertavernikus.

Merkwürdigerweise stossen wir nach ihm bis 1266 auf keinen Baranyaer Obergespan und vom 20. November 1266 ist aber er es wieder als königlicher Obertavernikus bis 1268.[3]

Ihm folgt im Sommer 1269 Peters Sohn *Dominik dg. Csák*,[4] vordem (1266) des jüngeren Königs Stephan Palatin, nachher Obergespan von Valkó.

1272 kommen folgende zwei Obergespäne vor:

*a)* am 17. Juni der königliche Oberwaffenträger *Alexander*,[5] den wir nicht näher bestimmen können,

*b)* am 1. Dezember *Herbert dg. Ost*,[6] Ahn der Herbortyai, dem wir noch begegnen werden.

Auch im Jahre 1273 kennen wir zwei:

*a)* am 30. März den uns schon bekannten Kurialrichter *Ladislaus*, Obergespan von Szeben,[7]

*b)* vom 12. bis 29. Mai Palatin *Lorenz dg. Aba*, Obergespan von Oedenburg,[8] Ahn der Athinai.

Vom 12. Jänner 1274 bis 9. März 1275 ist es wieder obiger *Herbert dg. Osl*, von Jänner bis August 1274 Oberstallmeister, in September 1274 aber Obertruchseß, während er 1275 wieder Oberstallmeister ist.[9]

Am 4. und 11. August 1275 wird Herbert durch *Joachim dg. Gutkeled*, Obertavernikus und Obergespan von Pilis,[10] abgelöst. Er ist ein Sohn des einstigen Generalkapitäns der Steiermark und taucht 1263 als Obermundschenk des Prinzen Béla auf. Nach Stephans V. Tode spielte er als

[1] Fejér III. 2, 238, 287. Der bei Fejér III. 1, 427 im Jahre 1223 erwähnte Pousa Comes de Baran ist kein Obergespan von Baranya, sondern des Botos Sohn Posa dg. Zách, Gutsbesitzer in dem im Oedenburger Komitate gelegenen Barom (=Warasdorf).

[2] Fejér IV. 1, 388.

[3] Fejér IV. 3, 326, 456. Hazai okmánytár VI. 149.

[4] Fejér IV. 3, 534, 535. Wenzel VIII. 243. 30. Juni.

[5] Fejér V. 1, 187, 195. Tkalčić I. 163.

[6] Wenzel IX. 5.

[7] Hazai oklevéltár 65. Hazai okmánytár VI. 194.

[8] Hazai okmánytár VII. 140. Wenzel IV. 27. IX. 16, 18, 34. XII. 80.

[9] Fejér V. 2, 213, 238, 245. Hazai okmánytár III. 23. VI. 197. VIII. 165. Wenzel IV. 41. IX. 51, 54, 55, 57, 60, 62, 66, 77. XII. 92, 93, 100.

[10] Tkalčić I. 177. Wenzel XII. 150.

allgewaltiger Vertrauensmann der schönen Königin-Witwe Elisabeth eine große Rolle. Er wurde Ban. Sein Tod erfolgte 1278; er hatte blos eine Tochter hinterlassen.

Am 27. September 1275 finden wir schon an seiner Stelle *Gregor*,[1] dessen Bestimmung nicht leicht ist, da um diese Zeit ein Gregor als Obergespan von Somogy, ein anderer als Obergespan von Eisenburg vorkommt.

Die Angabe in Fejér V. 2, 340 und 447, dass 1276 und 1278 der Obertavernikus Matthäus dg. Csák Obergespan von Baranya gewesen, ist falsch, da es statt Baranya: *Bánya* heissen soll. Hingegen ist im Oktober 1278 der Fünfkirchener Bischof *Jób dg. Zách*, königlicher Kanzler, gleichzeitig Obergespan von Baranya.[2]

Vom 30. Jänner bis 13. März 1279 ist es ein sicherer *Paul*,[3] für dessen nähere Bestimmung keine Anhaltspunkte vorliegen. Das Gleiche gilt für den am 6. November 1282 erscheinenden Obergespan *Demetrius*.[4]

Umso bekannter ist der am 29. Oktober 1283 auftretende *Peter v. Pakur* († vor 1286), der gleichzeitig Ban von Slavonien und Obergespan von Gerzencze ist.[5] Er stammt aus dem Genus *Tét*; sein Vater Benedikt war Bela's IV. Obermundschenk; sein letzter direkter Nachkommen, Ladislaus, erscheint 1420.

1289 und 1291 (10. Juli—9. Oktober) stossen wir auf *Kemény*,[6] Sohn des einstigen Palatins Lorenz (Sohnes Kemény's), Ahn der Matuchinai. 1289 bekleidete er daneben die Würde des königlichen Obermundschenks.

Während seiner ersten Obergespansschaft, aller Wahrscheinlichkeit 1291 (6. Dezember)[7] stossen wir auf folgende Comitatsbeamte:

a) *Nikolaus' Sohn Nikolaus*, Vizegespan,

b) *Johann's Sohn Peter*, Stuhlrichter,

c) *Andreas v. Bodmér*, Stuhlrichter,

d) *Leonards Sohn Dominik*, Stuhlrichter,

e) *Benedikts Sohn Dionysius*, Stuhlrichter.

Kemeny war ein äußerst gewaltthätiger Mensch und dies musste die Ursache dessen gewesen sein, dass er eine Zeit hindurch das Amt des Obergespans nicht inne hatte. Am 30. November 1294 finden wir nämlich an seiner Stelle *Gyula v. Siklós dg. Kán*, Obergespan von Tolna,[8] einen Nachkommen des einstigen Bans Gyula v. Siklós. Dieser Obergespan war mit Klara, Tochter des Palatins Finta dg. Aba, Kinderlos vermählt. Beide Gatten waren 1300 nicht mehr am Leben.

[1] Fejér V. 2. 271 (falsch: Regen) Hazai okmánytár VI. 207.

[2] Zichy okmánytár I. 40.

[3] Fejér V. 2, 493. Wenzel XII. 253.

[4] Wenzel XII. 372.

[5] Wenzel XII. 399.

[6] Fejér V. 3, 448. VI. 1, 130, 136. Knauz II. 256. Hazai okmánytár VII. 219. Wenzel XII. 510.

[7] Wenzel X. 424.

[8] Wenzel X. 162.

Am 6. März 1295 kennen wir folgende Beamte:[1]
a) *Bunyn*, Vizegespan,
b) *Andreas*, Stuhlrichter.
c) *Arnold*, Stuhlrichter,
d) *Demetrius*, Stuhlrichter.

Vom März 1296 bis 21. Juni 1299 ist wieder obiger *Kemény* Obergespan.[2] Am 31. Juli 1302 ist Kemeny nicht mehr am Leben, da wir damals nur mehr seine Söhne erwähnt finden.

## 7. *Bars.*

Als erster Obergespan ist *Othmar* 1124 bekannt.[3] Zehn Jahre früher wird ein Comes Othmar chronistisch als der Vertraute König Kolomans genannt, doch ist dieser früher, urkundlich kaum beleuchteten Periode jeder Anhaltspunkt zur näheren Bestimmung lückenhaft.

Auch von dem 1156 auftretenden *Peter*[4] kennen wir nur den Namen.

Aus Stephans III. Zeit (etwa 1165) ist uns Obergespan *Georg* bekannt.[5]

1208 erscheint *Mog*,[6] Obergespan von Preßburg. Dieser war bereits 1188 Palatin (vordem Kurialrichter) wurde es 1206—1209 zum dritten Male und verliert sich 1210 als Obergespan von Preßburg.

Vom nächsten Obergespane, *Rudolph* 1214[7] wissen wir nur den Namen.

Ob der 1221 vorkommende *Simon*[8] mit dem Aragonier Simon, dem Ahnherrn der Mattersdorfer, identisch ist oder nicht, mag dahingestellt bleiben.

1226 ist *Peter* Obergespan, *Paul* Vizegespan.[9]

1229—1230 bekleidet der Obermundschenk *Lukas* diese Würde.[10] Er wurde später Ban von Severin und Obergespan von Preßburg.

1232 ist *Paul* Vizegespan.[11] Wir irren wohl nicht, wenn wir in ihm den Vizegespan von 1226 wieder erkennen.

1236 und am 6. April 1240 erscheint *Gecsa's Sohn Gecha* (= Géza) als Obergespan.[12] Im letztgenannten Jahre erhält er von BélaI V. die dem Bane Bánk dg. Bór vordem gehört'gen Güter Guerthva und Chama.

[1] Wenzel X. 199.
[2] Wenzel X. 229. XII. 643. Fejér VII. 5, 502 (falsch 1292).
[3] Knauz I. 81.
[4] Fejér II. 144. Knauz I. 108.
[5] Knauz I. 118. Wenzel VI. 105.
[6] Knauz I. 87.
[7] Fejér III. 1, 163.
[8] Fejér III. 1, 347. Knauz I. 232.
[9] Fejér III. 2. 94. Knauz I. 261.
[10] Fejér III. 2, 188. 206. Wenzel VI. 477.
[11] Wenzel VI. 515.
[12] Hazai okmánytár VI. 30. VIII. 35.

*Werner*, der 1246 fungiert,[1] scheint, seinem Namen nach zu schließen, ein deutscher gewesen zu sein.

*Heinrich Preussel*, der nächste Obergespan, auf den wir nach Werner stossen, ist ein steirischer Edelmann, der zur Zeit der ungarisch-österreichischen Kämpfe zwischen Béla IV. und Ottokar von Böhmen in ungarische Dienste getreten. — Zu welcher Zeit er Barser Obergespan gewesen, läßt sich nicht bestimmen, da wier hierüber nur mittelbare urkundliche Daten besitzen.[2] — In der Schlacht von Kroissenbrunn (1260) war er schon an Béla's Seite Zeuge der Niederlage der Ungarn: 1267 nahm er an dem Kriege Bélas gegen den jüngeren König Stefan als Kommandant von Ofen Theil und ließ bei Izsaszeg sein Leben. Seine Nachkommen sind uns unbekannt.

*Dionysius*, der 1270 einen Verkauf ratifizierte,[3] ist nicht leicht zu bestimmen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass er mit jenem Obergespane Dionysius identisch ist, der laut Urkunde ap. Wenzel IX. 131 dem Barser Benediktiner Kloster auf Befehl des Königs Stefan, die demselben durch Heinrich Preussel genommenen Güter restituiert. Da aber Stephan V. bereits 1272 gestorben, kann das Datum 1275 der angezogenen Urkunde unmöglich richtig sein und ist es spätestens auf 1272 anzusetzen.

Am 2. Dezember 1274 stossen wir auf *Herrand*, Obertruchseß der Königin und Obergespan von Schintau.[4] Dieser war 1262—1267 Oberstallmeister und Obergespan von Trencsény, 1268 Obergespan von Wieselburg, wurde 1275 Hofrichter, Oberstallmeister und verschwindet 1276 als Obergespan von Eisenburg. Er scheint dem Genus Héder (Zweig Hédervár) angehört zu haben.

Vom 10. Februar 1275 bis 1276 finden wir den uns schon bekannten Obertruchseß *Stefan* Sohn des Matthäus *dg. Csák*, Obergespan von Bánya.[5] Am 13. Oktober 1275 ist Boyka's Sohn *Aegyd* dg. Hermann sein Offizial. Der Obergespan selbst ist in diesem Jahre Barser Gutsbesitzer.

*Simon*, der Obergespan von 1277,[6] durfte aller Wahrscheinlichkeit nach mit Simon II. v. Mattersdorf zu identifizieren sein.

Am 25. März 1280 erhält Hunt's Sohn *Demeter dg. Huntpázmán* das im Honter Comitate gelegene Cseri.[7] Er ist ein Mitglied des Honter Zweiges des Genus Huntpázmán und Ahnherr der Zsaluzsányi.

Sein Nachfolger ist am 21. April 1281 der Kurialrichter *Johann.*[8]

[1] Knauz I. 363. Wenzel VII. 217.

[2] Wenzel IX. 131. Zichy okmánytár I. 18.

[3] Wenzel XII. 51. Knauz I. 602.

[4] Wenzel XII. 112.

[5] Fejér V. 2, 235, 256, 278. Wenzel IX. 118, 133. XII. 135.

[6] Fejér V. 2, 405. Hazai okmánytár VI. 227.

[7] Wenzel IX. 273.

[8] Wenzel IX. 296.

Obergespan *Benedikt*[1] und Vizegespan *Peter*[2] haben um 1290 fungiert. Von letzterem ist uns ein Sohn Nikolaus bekannt.

Vom 10. Juli bis 9. Oktober 1291 fungiert Ban *Gregor*, Obergespan von Neutra.[3]

Von 1295, dann 1298, 1299 bis 15. Jänner 1301 ist *Andreas' Sohn Thomas dg. Huntpázmán*, ein Ahn der Forgách, Obergespan von Neutra und Bars[4] (Knauz II. 480 hat am 2. Februar 1300 einen sicheren *Andreas*, Obergespan von Neutra).

## 8. *Békés*.

Von diesem Comitate kennen wir aus der Arpádenzeit nur zwei Obergespäne:

1. 1222—1224 *Batyz*, der während der ganzen Zeit seiner Obergespanschaft auch Kurialrichter gewesen.[5] Er war von 1219 bis 1221 Obergespan von Wieselburg. — Ob er der Gatte jener französischen Alix gewesen, die sich dann mit dem Bane Salomo und Bertrand von Mattersdorf vermählt hat, ist nicht sicher; falls er es war, hätten wir von seinem Sohne Martin kenntnis.

2. 1224 Kurialrichter *Ladislaus dg. Borsa*[6] Obergespan von Neutra, den wir bereits kennen.

## 9. *Bereg*.

Der erste Obergespan, *Mikó's Sohn Michael*, ist 1263 nicht mehr am Leben. König Stefan der Jüngere hatte ihm vor 1262 die im Bereger Comitate gelegenen Ortschaften Szent-Miklós, Szolyva und Vereczke verliehen, die aber nach seinem erbenlosen Absterben an die Krone zurückfielen, worauf sie Stefan 1263 dem Obertavernikus seiner Gattin, der Kumanischen Elisabeth, Csete's Sohne Aladár, verlieh.[7]

Kubinyi in Magyar történelmi emlékek I. 63. führt 1269 den *Michael*, Obergespan von Sohl und der Zips auch als Obergespan von Bereg an; davon wissen aber alle anderen Urkunden, die ihn als Sohler und Zipser Obergespan kennen, kein Wort.

1271 erscheint Obergespan *Bartholomaeus*.[8]

1272 ist Veta's Enkel, Nikolaus' Sohn *Demetrius* der Obergespan.[9] Sein Bruder Dominik ist im selben Jahre Obergespan von Sáros und Patak.

[1] Knauz II. 476.
[2] Knauz II. 265.
[3] Fejér VI. 1, 130, 180. Hazai okmánytár VII. 219. Wenzel XII. 510.
[4] Fejér VI. 1, 354. VI. 2, 229, 326. VII. 5, 502. Wenzel V. 202, 238.
[5] Fejér III. 1, 395. Hazai okmánytár V. 10. Wenzel I. 197. VI. 420.
[6] Fejér III. 1, 466. Wenzel XI. 175.
[7] Wenzel VIII. 68, 97.
[8] Fejér V. 1, 155.
[9] Fejér V. 1, 266.

Die Mutter der beiden Brüder (deren Vater Nikolaus ist damals nicht mehr am Leben), eine Tochter Lamberts dg. Huntpázmán, gibt 1272 ihren von ihrem Gemahl erhaltenen Besitz Ozd im Borsoder Comitate ihrem Sohne Dominik.

Am 29. September 1273 erscheint *Tekes' Sohn Stephan*, Chef des kgl. Fuhrwesens und Obergespan von Patak.[1] Er wurde 1279 Ban, 1280 Wojwode von Siebenbürgen und 1284 Palatin. Er ist Ahn der Zsadányi.

Ihm folgt vom 26. Jänner bis 28. März 1274 der Obermundschenk *Nikolaus.*[2]

Der letzte Obergespan dieser Periode ist am 1. Mai 1299 *Gregor*, Offizial des russischen Fürsten Leo.[3]

## *10. Bihar.*

Der erste Obergespan, *Stephan*, kommt schon zur Zeit des Königs Salomo, etwa um 1067, in der Stiftungsurkunde der Zaztyer Abtei erwähnt vor.[4]

1103, 1111 und 1113 ist *Saul* der Obergespan.[5]

Der nächste ist 1135 der Kurialrichter *Bukan.* [6]

Ihm folgt 1138 *Ákos.*[7]

Nach einer nahezu 50jährigen Pause stossen wir 1183 und 1186 auf *Esau.*[8] Dieser wurde 1194—1197 Kurialrichter, 1197—1198 Palatin.

*Both*, der Obergespan 1192—1194[9] gründete ein Kloster, wurde aber an der Ausführung des Baues durch seinen vor 1198 erfolgten Tod gehindert. — Es scheint, dass er 1181 Obergespan von Weißenburg gewesen.

Ihm folgte 1197 der uns bereis bekannte Töre's Sohn *Peter* [10] (der Mörder Gertrud von Meran 1213).

1198 ist *Mikó* der Obergespan.[11] Er ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Mitglied des Genus Ják. 1199 avanciert er daneben zum Kurialrichter [12] und da er im selben Jahre Palatin und Obergespan von Bács wird, folgt ihm als Obergespan von Bihar ein sicherer *Nikolaus;* [13] doch auch dieser bleibt nicht lange auf seinem Posten, da 1201 bis 1202 Palatin *Mikó* ihn ablöst.[14] Dieser häufige Personalwechsel hängt sicherlich mit den um diese

[1] Fejér V. 2, 121.
[2] Fejér V. 2, 146. Wenzel IX. 54, 55.
[3] Fejér VI. 2, 216.
[4] Wenzel I. 26.
[5] Fejér II. 43. VII. 4, 57. Hazai okmánytár VIII. 7.
[6] Fejér II. 86. Wenzel I. 51.
[7] Knauz I. 97.
[8] Fejér II. 229. Wenzel 163. XI. 48.
[9] Fejér II. 290, 321. Wenzel VI. 184. XI. 54. (Wog.)
[10] Fejér II. 309.
[11] Fejér II. 326. Wenzel VI. 195.
[12] Fejér II. 365. Hazai okmánytár V. 4.
[13] Fejér II. 348. Hazai okmánytár II. 2.
[14] Fejér II. 385, 387, 388, 392. Hazai okmánytár V. 5. Wenzel VI. 225.

Zeit akut gewordenen Streitigkeiten König Emerichs mit seinem Bruder Andreas zusammen.

Auf Mikó folgte 1202—1203 Palatin *Benedikt*,[1] den wir nicht näher bestimmen können.

1205—1206 stossen wir auf *Gyrko*,[2] eine Person, der wir weder vor- noch nachdem mehr begegnen.

Ihm folgte 1206—1207 der uns bereits bekannte *Mog*, der daneben 1206 auch Palatin war.[3]

1207 löste ihn ein *Nikolaus* ab,[4] den wir nicht näher bestimmen können.

1208 stossen wir auf den uns schon bekannten *Marcell*[5] der im Vorjahre Kurialrichter und Obergespan von Csanád gewesen. Da er aber noch 1208 die Obergespanswürde von Oedenburg erhielt, löste ihn 1208—1209 *Smaragd v. Zsámbék* ab,[6] der 1205—1206 Kurialrichter, in der Folge Obergespan des Preßburger Comitates geworden.

1209 löste ihn *Michael dg. Kathyz* ab,[7] ein Bruder jenes Ban Simon, der später an der Verschwörung gegen Königin Gertrud theilgenommen. Da er aber noch im selben Jahre 1209 zum Wojwoden von Siebenbürgen avancierte (1212 wurde er Ban), folgte ihm *Nikolaus*,[8] der wahrscheinlich mit dem Obergespane von 1207 identisch ist.

Aber auch dieser blieb nicht lange auf seinem Posten, da wir wir 1209 den uns bekannten *Bánk dg. Bór* als Obergespan von Bihar treffen, in welcher Würde er ununterbrochen bis 1212 verbleibt. Hierbei ist er 1211—1212 auch Hofrichter der Königin.[9]

Da er 1212 Palatin geworden, erhielt *Micha* die Biharer Obergespanswürde, die er — entgegen dem bisher so häufig eingetretenen Personalwechsel — bis 1221 behielt.[10]

Die im Jahre 1222 zwischen Andreas II. und dem Thronfolger Béla heftig ausgebrochenen Feindseligkeiten hatten auch ihre Rückwirkung auf die Besetzung der Reichsämter.

Auf Micha folgte 1222 *Gyula dg. Ratold*;[11] dieser war 1214 Ober-

[1] Fejér V. 1, 293. VI. 2, 362. Soproni okmánytár I. 5.

[2] Hazai okmánytár I. 3. VII. 4. Wenzel VI. 300.

[3] Fejér III. 1, 32, 47. Hazai okmánytár VII. 7. Wenzel VI. 308. XI. 85.

[4] Wenzel VI. 315.

[5] Fejér III. 2. 467.

[6] Fejér III. 1, 66. III. 2, 470. Wenzel VI. 325.

[7] Fejér III. 2, 468. Wenzel XI. 96, 102.

[8] Wenzel XI. 94.

[9] Fejér III. 1, 89, 108, 109. III, 2, 472, 474. Wenzel I. 126. VI. 335, 343, 349. Hazai okmánytár VIII. 12.

[10] Fejér III. 1, 116, 163, 170, 274, 287, 323. VII. 1, 192. Hazai okmánytár VI. 15. Wenzel VI. 360, 368. XI. 115, 118, 129, 156, 173 (falsch 1223).

[11] Fejér VII. 1, 211. Hazai okmánytár V. 10.

gespan von Neutra; 1219—1221 Kurialrichter und Obergespan von Kö; 1221 Obergespan von Wieselburg. In der Folge wurde er Wojwode von Siebenbürgen und zu wiederholten Malen Kurialrichter, in welcher Würde er noch 1239 anzutreffen ist.

Noch 1222 ist aber *Elias* Obergespan von Bihar,[1] in jenem Kabinete, das unter Theodors Palatinate nur ganz kurze Zeit bestanden.

1223 ist es *Pósa*,[2] der wahrscheinlich mit jenem Béla identisch ist, den wir später als Bélas Obertavernikus finden.

Auch seine Amtsdauer ist ganz kurz. 1224 tritt *Theodor* an seine Stelle.[3] Seine Abstammung ist unbekannt. Wahrscheinlich ist er jener Sohn Weytich's, der 1222 Andreas II. Palatin gewesen. 1225 ist er Obergespan von Wieselburg.

1228 stossen wir auf *Nikolaus dg. Csák*, Bruder des Erzbischofs Ugrin von Gran.[4] Ein bereits seit langen Jahren in Diensten stehender Mann, dem wir noch recht oft begegnen werden. Er ist Ahnherr der Kisfaludy.

1229—1230 ist es wieder ein Palatin, der die Biharer Obergespanswürde inne hat: *Moses I.*,[5] Vater des nachmaligen Palatins Moses II., ein Ahn der Darói. — Moses I. ist 1209 Obergespan von Eisenburg, seit 1228 Palatin und kommt noch 1223 als Comes vor.

Vom 26/9. 1232 bis 1235 ist *Stephan* der Obergespan; dabei 1235 königlicher Obermundschenk.[6] Er ist allerwahrscheinlichkeit nach mit jenem Ban Stephan dg. Csák identisch, der Ende der 60-er Jahre als Hofrichter der Königin Marie und Obergespan von Preßburg erscheint.

Am 7. November 1236 ist Palatin *Dionys dg. Tomaj* (Ahnherr der Lossonczi und der Bánffy von Losoncz), Obergespan von Bihar.[7] Seine Laufbahn ist genügend bekannt.

Noch 1236 folgt auf Dionys der Obergespan *Lorenz*, den wir bis 29/1. 1238 treffen.[8] Obzwar wir ihn nicht bestimmen können, halten wir ihn für jenen Lorenz, der von 1242—1252 Wojwode von Siebenbürgen ist.

Am 21. März und 6. April 1240 bekleidet der königliche Obertaverni-

[1] Fejér III. 1, 374.

[2] Fejér III. 1, 403. Wenzel VI. 420.

[3] Hazai okmánytár IV. 12. VI. 18. Wenzel VI. 425.

[4] Fejér III. 2, 133. Hazai okmánytár VI. 23. VIII. 25.

[5] Fejér III. 2, 206. Hazai okmánytár VI. 25. Wenzel XI. 212.

[6] Fejér III. 2, 366, 405. Wenzel I. 303. VI. 518, 521, 549, 552, 568. XI. 257, 260.

[7] Fejér IV. 1, 59. Wenzel II. 53. — Fejér IV. 1, 442 und IV. 3, 552 bringt eine Urkunde eines Palatins Dionys, Obergespans von Bihar und setzt sie einmal auf 1240, das andere Mal auf 1246. Da in der einen Zahl — — sexto vorkommt, ist es entschieden richtiger, sie auf Palatin Dionys dg. Tomaj zu beziehen.

[8] Kubinyi I, 13. Fejér IV. 1, 64, 111.

kus *Dominik dg. Ratold* diese Würde.[1] Er starb vor 1267. Er ist Ahn der Tari, Pásztói, Putnoki, kazai Kakas und kazai Gyulafi.

Merkwürdigerweise schließt er schon als vorletzter die Reihe der Biharer Obergespäne der Arpadenzeit, denn der nächste Obergespan *Paul*,[2] der gleichzeitig die Comitate Szatmár und Kraszna verwaltet, fungiert erst unter Andreas III. (1290—1301) und kennen wir nicht einmal die genaue Jahreszahl seiner Amtsthätigkeit.

Ob wir den Vizegespan von Bihar *Benczencz*[3] noch in die Arpadenperiode aufzunehmen haben, ist fraglich, da seine Urkunden keine Jahreszahlen tragen.

## *11. Bodrog.*

Von dem 1135 auftauchenden ersten Obergespane *Lambert*,[4] kennen wir nur den Namen. Ebensowenig kennen wir die näheren Verhältnisse des 1145 erwähnten *Dionysius*.[5]

*Apa*, der 1156 als Obergespan erscheint,[6] kommt seit 1150 unter den Rechtswürdenträgern vor, 1158 ist er Ban von Slavonien.

Sein Nachfolger ist 1163 *Heinrich*.[7] Ob er mit dem Kurialrichter Heinrich dg. Höxer aus den 50-er Jahren identisch ist, läßt sich nicht entscheiden.

1188 kennen wir den Obergespan *Stephan*.[8]

Sein Nachfolger *Dominik* 1192—1193[9] ist bereits eine bekanntere Persönlichkeit. Er ist Mitglied des Genus *Miskócz* und ein Verschwägerter der Arpaden. Er war 1188 Kurialrichter, wurde 1194—1195 Ban von Slavonien und starb vor 1207. Er gründete die Borsmonostorer (St.-Marienberger) Abtei. Mit seinem Sohne Bors ist dieser Zweig des Geschlechtes Miskócz erloschen.

Als nächsterObergespan erscheint nach ihm 11/5. 1198—1199*Fulko*.[10] 1193 kommt ein Fulko als Obergespan von Eisenburg vor. Zu seiner Bestimmung konnte höchstens der Umstand dienen, dass dieser Name später ziemlich oft im Genus Kathyz vertreten ist.

Ihm folgt 1199—1200 *Theodor*,[11] diesem 1201—1204 *Tiburcius*.[12]

[1] Fejér IV. 3, 552. Hazai okmánytár VIII. 36.
[2] Hazai okmánytár VII. 315.
[3] Hazai okmánytár VII. 319, 320.
[4] Fejér II. 86. Wenzel I. 51.
[5] Fejér II. 124.
[6] Fejér II. 144.
[7] Fejér II. 166.
[8] Fejér II. 245.
[9] Fejér II. 290. Wenzel VI. 184. XI. 54.
[10] Fejér II. 365. Tkalčić 2. Wenzel XI. 63.
[11] Fejér II. 348. Hazai okmánytár II. 2. V. 4. Wenzel XI. 73.
[12] Fejér II. 385—387, 388, 392. V. 1, 293. Soproni okmánytár I. 6. Hazai okmánytár V. 5. Wenzel I. 92. VI. 225.

Dieser war 1198 Obergespan von Weißenburg, 1190 von Szolnok; wurde 1206 Hofrichter der Königin und Weißenburger Obergespan; 1213—1241 Wieselburger, 1222 Preßburger Obergespan. Er scheint auch Gutsbesitzer im Preßburger Comitat gewesen zu sein.

Ihm folgte 1205 der uns bereits bekannte *Mog.*[1] (Der Palatin von 1192—1199 etc.)

Sein Nachfolger ist 1206—1211 der uns bekannte *Gyula v. Siklós dg. Kán,*[2] der in der Folge Palatin und Ban geworden und vor 1240 sein Leben als Hochverräther im Kerker beschlossen.

Da Gyula v. Siklós 1212 zum Kurialrichter emporrückte, übernahm 1212—1213 *Andreas* die Obergespanswürde von Bodrog.[3] Er ist sonst ganz unbekannt.

Ihm folgte 1213 kurze Zeit der Erzbischof von Kalocsa *Berthold v. Andechs-Cheran,*[4] den aber bald der Palatin *Nikolaus* (wahrscheinlich Bors' Sohn *dg. Zách*) ablöste. Als Palatin fungierte er daneben 1213—1214, hingegen war er 1215 nur mehr Obergespan von Bodrog.[5]

1219 finden wir den Hofrichter der Königin, *Ochuz dg. Vázsony,*[6] dem wir bereits begegnet sind; da dieser aber 1220 die Leitung des Warasdiner Comitates übernahm, folgte ihm als Obergespan von Bodrog 1220 neuerdings obiger *Gyula v. Siklós dg. Kán,* der gleichzeitig auch Obergespan von Szolnok war. 1221 wurde er Hofrichter der Königin, 1222 Palatin, wobei er aber stets die Bodroger Obergespanswürde beibehielt.[7]

1222 löste ihn der Hofrichter *Bánk dg. Bór* ab,[8] doch dauerte es nicht lange bis Palatiff *Gyula von Siklós* wieder Obergespan von Bodrog wurde, als welchen wir ihn noch 1224 treffen.[9]

Am 24. Dezember 1224 ist aber an seiner Stelle *Csák,* der sie noch 1225 inne hat;[10] er ist wahrscheinlich ein Mitglied des Genus Csák, etwa der spätere Obertavernikus und Oedenburger Obergespan.

1228 haben wir folgende zwei Obergespäne:

*a)* Obigen *Ochuz dg. Vázsony,* Hofrichter der Königin,[11]

*b) Ladislaus dg. Borsa,* der uns bereits bekannte Kurialrichter.[12]

1234 ist es der jüngere *Gyula v. Siklós dg. Kán,*[13] Sohn des Palatins.

[1] Fejér III. 1, 22. Hazai okmánytár I. 3. Wenzel VI. 300.

[2] Fejér III. 1, 32, 78. III. 2, 470, 474. Hazai okmánytár VII. 4. Wenzel I. 98, 125. VI. 308, 315, 325, 334, 335, 343, 349. XI. 85, 94, 96, 102, 113.

[3] Fejér III. 1, 118, 150. Wenzel VI. 354, 359. XI. 115.

[4] Wenzel I. 132.

[5] Fejér III. 1, 163, 170. VII. 1, 192, Wenzel VI. 368. XI. 129.

[6] Fejér III. 1, 272. Wenzel VI. 401.

[7] Fejér III. 1, 287, 320, Hazai okmánytár V. 10. VI. 15. Wenzel I. 175, 241. XI. 159, 163, 166, 173 (falsch 1223).

[8] Wenzel VI. 409.

[9] Wenzel I. 197. VI. 420. XI. 175.

[10] Fejér III. 1, 448. III. 2, 482. Hazai okmánytár VIII. 142. XI. 181, 184, 185.

[11] Hazai okmánytár II. 5. Wenzel I. 252.

[12] Wenzel VI. 455.

[13] Fejér III. 2, 407. Wenzel VI. 549.

Er war 1222 Obermundschenk, 1228 daneben Obergespan von Wieselburg, 1231 bis 1233 Obertavernikus des Prinzen Kolomann.

Ihm folgt 1235, 29/1. 1238 und 21. März 1240 *Demetrius dg. Aba,* Ahn der Herren von Nekcse und Lipócz, 1240 daneben Obertruchseß des Prinzen Kolomann.[1]

Nach ihm tritt eine vierzigjährige Pause ein und erst 1280 lernen wir folgende Bodroger Comitatsbeamte kennen:[2]

*a)* den Vizegespan *Budy,*

*b)* die beiden Stuhlrichter *Stephan und Iván.*

Nach Demetrius dg. Aba sind es aber erst 51 Jahre, wo wir wieder Obergespänen von Bodrog begegnen:

Am 10. Juli 1291 ist es der Tolnaer Obergespan *Mizse,*[3] Sarazene von Geburt, Ladislaus IV. letzter Palatin. Wir kennen zwei seiner Söhne. Sein Bruder Heysa hat auch einen Sohn. Mit diesen Nachkommen schwindet aber auch jede weitere Spur dieser Sarazenen-Familie.

Am 9. Oktober 1291 finden wir schon an Mizse's Stelle *Jakob dg. Borsa,* Obergespan von Szatmár.[4] Er war 1284 Oberstallmeister, wurde später Palatin, als welcher er unter dem Namen «Kopasz» bekannt ist; er starb 1317. Wir kennen blos seinen Sohn Beke (Benedikt).

Der letzte in der Reihe der Bodroger Obergespäne aus der Arpadenzeit ist am 18. Februar 1300 *Kakas dg. Ratold,* Obergespan von Tolna.[5] Er starb 1312. Von ihm stammen die kazai Kakas und die kazai Gyulafi ab.

## *12. Bolondócz.*

Am 26. Jänner erscheint *Apa's Sohn Michael* als Obergespan.[6] Er war 1231—1234 königlicher Oberstallmeister, und hatte sich 1241 gelegentlich des ersten Zusammenstosses mit den Tataren am Rákos ausgezeichnet. Seine Nachkommen sind unbekannt.

1255 ist *Kompold* der Vizegespan.[7]

## *13. Borsod.*

Am 25. Mai 1108 unterzeichnet *Jakob,* Obergespan von Borsod eine Urkunde König Kolomanns.[8]

Mehr als 100 Jahre später, 1214, ist wieder ein *Jakob* der Obergespan.[9]

[1] Fejér IV. 1, 27. 111. IV. 3, 552. Wenzel XI. 315.
[2] Wenzel XII. 313.
[3] Fejér VI. 1, 118. Hazai okmánytár VII. 219.
[4] Fejér VI. 1, 130. Wenzel XII. 510.
[5] Fejér VII. 2, 290.
[6] Hazai okmánytár I. 23.
[7] Fejér IV. 2, 338.
[8] Fejér II. 46.
[9] Fejér III. 1, 163.

1222 ist es *Pósa.*[1] Alle diese drei sind unbestimmbar.

Nach einer Angabe im Turul 1884, Seite 147 ist 1227 *Bors dg. Miskócz* der Obergespan. Er ist der Sohn des uns schon bekannten Ban Dominiks und Patron der Borsmonostorer Abtei. Er starb kinderlos.

1230 urtheilt Obergespan *Andreas.*[2]

Am 20. August 1258 kommt *Konrad dg. Győr* vor;[3] es handelt sich hier um die Ueberlassung einiger seiner Familiengüter an die Ahnen der Darói.

Im Mai 1280 ist *Aegyd* Vicegespan.[4]

1281 stossen wir auf *Stephan v. Borsod dg. Ákos*, Obergespan von Gömör.[5] Er ist der Sohn des Bans Ernő, wird später Kurialrichter und Palatin und spielt unter Andreas III. eine große Rolle. Seine Söhne empörten sich gegen König Karl Robert; ihre Nachkommen sind unbekannt. Einer seiner Söhne heirathete eine Prinzessin von Baiern.

Am 1. Jänner 1284 kommt der uns bereits bekannte *Jakob dg. Borsa* (als Palatin «Kopasz» bekannt) vor; daneben ist er kgl. Oberstallmeister.[6]

Am 31. Oktober 1297 stossen wir auf *Stephan dg. Buzád-Hahold.*[7] Er war 1278 Ban von Slavonien. Durch seinen Sohn Nikolaus ist er der Ahn der Familie Bánffy von Alsó-Lendva.

Der letzte Obergespan dieser Periode ist am 28. Juli 1299 *Desiderius dg. Rathold*, Obergespan von Gömör.[8] Er ist der Schwiegersohn des obigen Obergespans Stephan dg. Borsa und Ahnherr der Kazlyai, Jolsvai und Lorántffy.

### *14. Borsva.*

Fejér III, 163 do 1214 hat einen *Hanno* comes de Borsua.

### *15. Csanád.*

1163 gibt Fejér II, 166. einen *Eusa* als Obergespan an. Mir scheint es aber, dass hier ein Druckfehler vorliegt und der Name dieses Obergespans richtig *Esau* zu lauten habe, in welchem Falle wir in ihm einen bekannten Mann finden.

1165 bekleidet Palatin *Ompud* die Würde des Csanáder Obergespans.[9] 1162 taucht er zum ersten Male unter den Reichswürdenträgern auf. Als Ban kommandierte er zu Béla's III. Zeiten ein ungarisches Hilfsheer in Griechenland. Sein Enkel Dionys war 1227—1228 Palatin.

[1] Wenzel VI. 408.
[2] Hazai okmánytár VII. 18.
[3] Hazai okmánytár VI. 96.
[4] Hazai okmánytár V. 65.
[5] Wenzel XII. 342.
[6] Fejér V. 3, 260.
[7] Wenzel X. 250.
[8] Wenzel X. 330.
[9] Wenzel I. 166.

1197 ist *Esau* der Kurialrichter Obergespan.[1] Er ist bereits 1183 Obergespan von Bihar, seit 1194 Kurialrichter, 1197—1198 Palatin.

Ihn löst 1198 der Hofrichter der Königin ab: *Aegyd*,[2] doch bleibt auch dieser nicht lange in seinem Amte, da wir 1199 *Weytech* als Csanáder Obergespan finden.[3]

1202—1203 ist der uns bereits wohlbekannte *Gyula v. Siklós dg. Kán* Obergespan, daneben 1203 auch Kurialrichter.[4]

1206 ist erst ein sicherer *Nikolaus* zu finden;[5] ihm folgt noch im selben Jahre der uns schon bekannte *Marcell*, der daneben 1207 noch das Amt des Kurialrichters inne hatte.[6]

1207, 1208, 1209 und 1213 bekleidet der Hofrichter der Königin, der uns bekannte *Töre's Sohn Peter* (Hofrichter aber nur 1207—1209) die Obergespanswürde.[7] Nach der Ermordung Gertruds von Meran finden wir keine urkundliche Spur von ihm.

Noch 1213 löst ihn Palatin *Nikolaus* (wahrscheinlich dg. Zách) ab,[8] da dieser aber Obergespan von Bodrog wird, folgt ihm ebenfalls noch 1213 *Martin*, der daneben bis 1214 auch Kurialrichter ist.[9] Er ist aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Bane Martin dg. Huntpázmán identisch.

Fejér III, 1. 197 hat 1217 einen Obergespan *Raimund*, der in keiner anderen Urkunde sonst vorkommt.

Ob der Obergespan *Paul* von 1220—1221[10] mit dem nachmaligen Kurialrichter, dem Sohne des Ech, identisch ist, läßt sich nicht entscheiden.

Von 1222 bis 1224 folgt ihm der uns schon bekannte *Nikolaus dg. Csák*, Bruder des Erzbischofs Ugrin, Ahnherr der Kisfaludy.[11]

Zehn Jahre später, 1234, stoßen wir auf *Vetuk's Sohn Ladislaus*,[12] eine vor- und nachdem unbestimmbare Persönlichkeit.

Mit Béla's IV. Regierungsantritte erhielt 1235 der Kurialrichter *Gyula dg. Ratold*[13] diese Würde. Wir haben seine Laufbahn bereits oben gezeichnet.

1237—29/1. 1238 und 1240—23/9. 1241 ist es *Demetrius*[14] (wahrscheinlich ein Mitglied des Genus Csák). Der letzte Obergespan verschwin-

[1] Fejér II. 309.

[2] Fejér II. 346 (dunkel).

[3] Hazai okmánytár V. 4.

[4] Soproni okmánytár I. 5. Fejér V. 1, 293. VI. 2, 362.

[5] Wenzel XI. 85.

[6] Fejér III. 1. 47. Wenzel VI. 308.

[7] Fejér III. 1, 66 (falsch Peymos) 149. III. 2. 467, 470. Wenzel I. 98, 135 (falsch 1214) VI. 32,5 334.

[8] Fejér III. 1, 148. Wenzel I. 132.

[9] Fejér III. 1, 163. Wenzel VI. 368. XI. 129.

[10] Fejér III. 1, 287. Hazai okmánytár VI. 15.

[11] Hazai okmánytár V. 10, 11. Wenzel I. 197.

[12] Fejér III. 2, 405. Wenzel VI. 549, 552

[13] Fejér IV. 1, 27.

[14] Fejér IV. 1, 111. IV. 3, 552. Hazai okmánytár IV. 20. Wenzel II. 185, 262. VII. 107, 117.

det merkwürdigerweise schon am 18. Oktober 1257. Sein Name ist Stephan.[1] Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass er mit Stephan dg. Ratold, dem Oberstallmeister und Obertavernikus der Königin Maria identisch ist, der dann später zu Stephan V. übertreten.

### *16. Csongrád.*

Von diesem Comitate ist uns nur ein einziger Obergespan aus dem Jahre 1238 bekannt: *Nikolaus.*[2] Bei dem Umstande, dass um diese Zeit mehrere Würdenträger diesen Namen führen, ist seine präzise Bestimmung nicht möglich.

### *17. Dobicza.*

Am 25. März 1249 erhält *Nikolaus,* Obertavernikus des Prinzen Stefan und Obergespan von Dobicza die im Baranyaer Comitate gelegene Burg Szársomlyó.[3] Dieser Nikolaus führt den Beinamen Sinister (= Balog), wird in den 50er Jahren königlicher Obertruchseß und ist 1265 nicht mehr am Leben. Mit seinem Enkel Michael starb sein Mannsstamm aus. Dessen Tochter brachte die Sinister'schen Güter an Kemény, Obergespan von Baranya, Sohn des Palatins Lorenz.

1268 treffen wir *Bás* als Obergespan an.[4] Dieser war ein Sohn des Bás. 1251 ist er Obergespan von Trencsén; am 26. Mai 1259 Obertavernikus Stefans V. und Obergespan v. Trencsén; von 1262—1266 Hofrichter Stefans, daneben 1263 Obergespan von Gömör. Seine Nachkommen kennen wir nicht.

### *18. Doboka.*

In diesem Comitate tritt erst 1268 *Ponith dg. Miskócz* als Obergespan auf.[5] Er war stets ein eifriger Anhänger des jüngeren Königs Stephan, wurde später Ban von Severin und Obergespan von Zala. Wir kennen blos seine drei Söhne.

Vom 23. März 1271 bis 14. Juni 1272 fungiert Kemény's Sohn *Lorenz,* Ban von Severin.[6] Er taucht schon 1243 unter den Großen auf, wird 1263 Ban von Severin, später Palatin, söhnt sich nach Béla's IV. Tode mit Stephan V. aus. Er ist Ahn der Matuchinai.

Am 3. August 1272 treffen wir den Obermundschenk *Philipp,*[7] den

[1] Fejér IV. 2, 419. Wenzel XI. 435.

[2] Fejér IV. 1, 135, Wenzel II. 91.

[3] Fejér IV. 2, 50.

[4] Fejér IV. 3, 475. Tkalčić I. 138. Wenzel VIII. 204.

[5] Hazai okmánytár VIII. 110.

[6] Fejér V. 1, 99, 138. Hazai okmánytár I. 57. VIII. 145. Tkalčić 47. Wenzel III. 253. VIII. 382, 385, 389, 390. XII. 41, 50, 695. Zichy okmánytár I. 30.

[7] Fejér V. 1, 241. Hazai okmánytár VIII. 439.

wir nicht näher bestimmen können. Seine Funktion dauerte aber nicht lange, da 1273 der Ban von Severin *Paul dg. Gutkeled* an seiner Stelle ist.[1] Dieser — ein Sohn Stefans, des einstigen Generalkapitäns der Steiermark, war vordem Obergespan von Bács und erhielt 1272 das Banatseverin. Er lebt noch 1290 (S. unter Bács).

Der letzte Obergespan ist 27. August 1274 bis 1275 Ban *Alexander v. Kárász,* Obergespan von Szeben.[2] Dieser — ein glühender Anhänger Stefans V. — wurde 1268 Ban von Severin, 1272 Kurialrichter. Seine Nachkommen ändern im 14-ten Jahrhunderte ihren Namen in «de Solmos» um.

## *19. Erdőd.*

Im Ganzen kennen wir hier zwei Obergespäne:

*a)* 1264 *Woch*, Obergespan von Ugocsa.[3]

*b)* Am 3. August 1272 erhält *Álmos*, Obergespan von Ugocsa und Erdőd und seine Verwandten: Dominiks Söhne Dominik, Pósa, Chama und Johann das im Szatmárer Comitat gelegene Hetény.[4]

## *20. Esztergom (Gran).*

1087 kommt Guren als erster Obergespan vor.[5]

1156 Simon.[6] Von beiden ist uns außer dem Namen nichts bekannt.

Um 1181 ist *Scubanus* unter jenen Obergespänen, die Béla III. im Hause des Comes Széna umgeben.[7] Da 1185 ein Suban als Ban vorkommt,[8] ließ die Vermuthung nahe, dass er mit dem Graner Obergespane identisch sei. Fejér VII, S. 214 hat 1223 den Hofrichter der Königin, *Nikolaus dg. Zách* als Obergespan von Gran; hiervon wissen aber die anderen Urkunden nichts, da sie ihn nur als Obergespan von Oedenburg kennen.

Am 21. März 1244 ist *Bencenc dg. Vanisa* der Obergespan.[9] Er erhält an diesem Tage das ihm Pozsegaer Comitate gelegene Orjava zugesprochen, das im nach seinem Schwiegervater Kletus (Ahn der Korógyi) zugefallen. Sein Bruder Stephan starb 1266 als Kardinal und Bischof von Præneste. Bencenc' direkte Nachkommen sind unbekannt. (Im Oktober 1243 wird er nur als einfaches Comes erwähnt.)

1255 erscheint *Jákó* (Jakob) *dg. Huntpázmán*, ein naher Verwandter des Bans Martin aus demselben Geschlechte.[10]

[1] WenzelIX. 29.
[2] Fejér V. 2, 298. Wenzel IV. 36, 51.
[3] Fejér IV. 3, 207.
[4] Hazai okmánytár VIII. 438.
[5] Knauz I. 61.
[6] Fejér II. 144. Knauz I. 108.
[7] Wenzel I. 69.
[8] Fejér II. 189 (falsch 1175).
[9] Fejér IV. 1, 340.
[10] Knauz I. 431.

Am 10. Oktober 1264 erscheint ein *Cosmas* als comes strigoniensis,[1] doch durfte er nur Vizegespan gewesen sein, da schon am 6. Mai 1264 der damalige Erzbischof von Gran, *Filipp dg. Türje* sich comes perpetuus von Gran nennt[2] und sämmtliche seiner Nachfolger die Obergespanswürde inne haben. — Dieser Cosmas ist vielleicht mit jenem Obergespane von Bánya identisch, dessen Witwe Stephania 1274 erscheint (s. oben).

Am 28. September 1295 ist *Béla* der Vizegespan.[3]

### *21. Fejér (Weissenburg).*

*Thomas*, der erste Obergespan erscheint in den Jahren 1103, 1108, 1111 und 1113.[4]

1138 erscheint *Euscidus*.[5]

*Both*, der 1181 fungiert,[6] durfte mit dem Biharer Obergespan von 1192—1193 identisch sein.

1183 erscheint abermals ein *Thomas*.[7]

1198 stossen wir auf *Tiburcius*;[8] dieser wurde 1201—1204 Obergespan von Bodrog, 1206 Hofrichter, 1222 Obergespan von Preßburg.

1202 fungiert der uns schon bekannte *Ochuz dg. Vársony*.[9] Von 1206—1207 übernimmt *Tiburcius* zum zweiten Male das Amt des Obergespans, daneben ist er 1206 Hofrichter der Königin.[10]

1207 stoßen wir auf *Farkas* (Wolfgang), der in keiner anderen Urkunde dieser Zeit vorkommt.

1213 ist *Bágyon* Obergespan.[11] Vordem kennen wir ihn nicht; ob er mit dem in den 30er und 40er Jahren vorkommenden Würdenträger identisch ist, läßt sich nicht entscheiden. Nach Gertruds Ermordung löste Bágyon noch 1213 *Nikolaus* ab, der die Obergespanswürde bis 1214 inne hatte.[12] Er war ein Bruder des nachmaligen Palatins Moses I. und direkter Stammvater der Herren von Daró.

Den Obergespan *Johann* von 1219[13] können wir nicht näher bestimmen.

Ihm folgte 1220 *Bera's Sohn Gregor*;[14] doch dauerte seine Amtsthätigkeit nicht lange, da ihm schon 1221 der gewesene Palatin und Ban

[1] Wenzel VIII. 103.
[2] Wenzel III. 108.
[3] Wenzel X. 206.
[4] Fejér II. 43, 46. VII. 4, 57. Hazai okmánytár VIII. 7.
[5] Wenzel XI. 46.
[6] Hazai okmánytár I. 2. Wenzel XI. 48.
[7] Fejér II. 331.
[8] Soproni okmánytár I. 6.
[9] Fejér III. 1, 32, 47. Wenzel XI. 85.
[10] Fejér III. 2, 468.
[11] Wenzel I. 135 (falsch 1214) VI. 360. XI. 119.
[12] Fejér III. 1, 163. VII. 1, 192. Wenzel VI. 368. XI. 129.
[13] Fejér III. 1, 272, Wenzel VI. 402.
[14] Fejér III. 1, 287.

*Bánk dg. Bór* folgte, den wir in diesem Amte bis 1222 treffen.[1] In beiden Jahren war er gleichzeitig königlicher Kurialrichter.

1222 löste ihn *Martin* ab,[2] der sich schwer bestimmen läßt.

1227 bekleidet des jüngeren Königs Obertavernikus *Pósa* diese Würde;[3] er war vordem Ban v. Severin und Obergespan von Baranya.

1233—1234 stoßen wir auf *Ompud's Sohn Michael*, einen Bruder des Palatins Dionys. Er war 1230—1231 Obermundschenk des jüngeren Königs.

1235 und 3. Mai 1238 ist Obergespan *Lorenz* anzutreffen;[4] doch läßt er sich, da um diese Zeit auch andere Würdenträger dieses Namens vorkommen, nicht bestimmen.

Von 1238 bis 16/11. 1242 bekleidet *Ech' Sohn Paul* diese Würde, wobei er 1241 noch Kurialrichter ist.[5] Er taucht schon Anfangs der 20er Jahre als tüchtiger Krieger auf, erhält 1236 das im Biharer Comitate gelegene Jenő (vordem Eigenthum des bärtigen Mikó), später riesige Güter in Bihar und Siebenbürgen. 1264 ist er noch am Leben. Seine Gattin ist die Tochter des Palatins Botho dg. Győr. Von seinen zahlreichen Söhnen, die sämmtlich stark oppositionell waren, wurde Nikolaus Wojwode von Siebenbürgen und Kurialrichter.

Am 26. April 1245 finden wir *Kasimir*,[6] der in keiner sonstigen Urkunde dieser Zeit vorkommt.

2/6. 1247 und 1255 fungiert *Seyfried v. Szögyén dg. Gyulazombor.*[7]

Von 1270 bis 3. August 1272 fungiert *Peter*,[8] dessen Bestimmung folgende Stammtafel gibt:

| Gug testirt 1231. | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Peter 1231 Propst von Stuhlweissenburg und kgl. Vizekanzler. | Kosmas 1231 † vor 1262. — Pikur, Tochter des Peter dg. Féch 1262. | Johann 1231—1269. | | |
| Simon † vor 1262. | Albina 1262. — Peter. | *Peter* 1262-1272. Obergespan v. Weissenburg. | Selke 1269. Obergespan von Raab. | Gug 1262. |

[1] Fejér III. 1. 322, 381. Hazai okmánytár VI. 15. Wenzel XI. 163, 173.

[2] Hazai okmánytár V. 10. Fejér VII. 1, 211.

[3] Wenzel XI. 200.

[4] Fejér III. 2, 405. Wenzel VI. 549, 552. VII. 29. XI. 257.

[5] Fejér IV. 1, 140, 255, 264. IV. 3, 552. Wenzel VII. 62, 116. Zichy okmánytár I. 27.

[6] Wenzel XI. 340.

[7] Fejér IV. 1, 454. IV. 2, 306. Wenzel VII. 385.

[8] Fejér V. 1, 138, 195. Hazai okmánytár VI. 185. VIII. 439. Wenzel VIII. 384, 389, 394. XII. 10 (falsch 1269). Zichy okmánytár I. 21 (falsch 1269).

Ihm folgt vom 26. November 1272 bis 29. Jänner 1275 *Salomo.*[1] Seine Bestimmung ist sehr schwer; wahrscheinlich war er früher Hofrichter der Königin.

In der ersten Hälfte 1274 wurde aber Salomo's Obergespanschaft auf kurze Zeit unterbrochen, da wir an seiner Stelle einen sicheren *Pósa* treffen,[2] den wir nicht bestimmen können.

Auf Salomo folgt am 4. Juni 1275 *Peter,* der daneben am 21. Juni zum königlichen Obermundschenk avanciert;[3] doch wissen wir nicht, ob er mit dem Obergespan von 1270—1272 zu identifizieren ist. Am 4. Dezember desselben Jahres (1275) ist aber schon *Ivánka* der Obergespan.[4]

1277 taucht ein sicherer *Mihedeus* auf,[5] von dem wir außer seinen Namen nichts kennen. Als Anhaltspunkt könnte allenfalls dienen, dass 1288 ein Nikolaus als Sohn des bereits verstorbenen Mihedeus dg. Káta vorkommt.

Fejér VII. 2. 108 hat 1284 einen Obergespan *Salomo,* doch spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, dass es hier 1274 heißen soll.

Am 10. April 1291 stossen wir auf den Palatin *Nikolaus,* Obergespan von Somogy.[6] Er ist ein Sohn des 1274 gefallenen Bans Heinrich v. Güssing dg. Héder, ist 1273 Obergespan von Zana, 1275 Palatin, 1276 daneben Obergespan von Oedenburg, 1281 Ban von Slavonien, 1284—1286 Palatin und Obergespan von Preßburg, 1287 Ban von Slavonien, 1292, 1294 und 1295 abermals Palatin. Von ihm stammen die Rohonczi und Kakas von Ludbreg.

Ihm folgt vom 9. Oktober 1291 bis 1292 Lazar's Sohn, *Benedikt.*[7] Dieser erscheint 1289 als Besitzer von Harta. 1292 hat er mehrere Söhne, darunter einen Namens Michael. Ein naher Verwandter von ihm, Konrad, hat von einer seiner Dienerinen einen Sohn Peter.

Am 6. Juni 1295 ist abermals Palatin *Nikolaus v. Güssing dg. Héder* Obergespan von Weißenburg und Somogy.[8]

Vom 29. Juli 1298 bis 23. August 1300 stossen wir auf den letzten Obergespan *Johann.*[9]

## 22. *Gacka.*

Hier stossen wir erst am 8. September 1270 auf den ersten Ober-

[1] Fejér V. 2, 82. Hazai oklevéltár 65. Hazai okmánytár VI. 193. VIII. 170. Wenzel IV. 39. IX. 2, 12, 22, 75. XII. 133.

[2] Fejér V. 2, 171, 174. Wenzel IX. 73.

[3] Fejér V. 2, 245. Hazai okmánytár VIII. 174.

[4] Fejér V. 2, 279. Wenzel IX. 117.

[5] Fejér V. 2, 405. Hazai okm. VI. 227.

[6] Wenzel XII. 512.

[7] Fejér VI. 1, 130, 207. Wenzel XII. 510. Hazai okmánytár IV. 81. Hazai oklevéltár 115.

[8] Wenzel X. 191.

[9] Fejér VI. 2, 264. VII. 5, 502 (falsch 1292).

gespan: *Peter dg. Csák*, kgl. Obertruchseß, der die beiden Würden bis 3. August 1272 bekleidet.[1]

Am 27. November 1272 ist an seiner Stelle der uns bereits bekannte Ban *Ponith dg. Miskócz*, gleichzeitig Obergespan von Zengg.[2]

Vom 23. Jänner 1274 bis 16. Juni 1275 ist *Nikolaus* der Obergespan.[3] 1274 ist er Kurialrichter und Obergespan von Zengg, 1275 Ban von Kroatien und Dalmatien. Dass letzterer ein Sohn des einstigen Generalkapitäns der Steiermark, Stephan dg. Gutkeled war, ist bewiesen; es hat aber auch alle Wahrscheinlichkeit für sich, dass er mit dem Obergespan von 1274 identisch ist, ausgenommen, dass dieser etwa ein Güssing dg. Héder wäre. Der Obernotar des 1274er Obergespans, Michael, ist Besitzer des Oedenburger Ortes Dabron.

Am 12. April 1281 stossen wir auf *Johann v. Güssing dg. Héder*, Obergespan von Zana, Verbász und Garig.[4]

Am 23. Juli 1290 bekleiden diese Würde die Brüder *Johann* und *Leonhard von Frangepan*, Herrn von Modrus, Vignodol und Veglia.[5]

## 23. *Galgócz.*

1257 taucht *Ajnard*, Oberstallmeister der Königin, als erster Obergespan auf.[6] Seinem Namen nach zu schließen, dürfte er der Familie Zsámbék angehören.

Am 17. August 1274 finden wir *Rajnold dg. Bastech*, königlichen Obertruchseß, an dieser Stelle.[7] Dieser, urkündlich schon 1259 auftauchend, war 1270 Oberstallmeister und Obertavernikus des Kronprinzen Ladislaus, wurde 1272—1276 Obertruchseß, 1277 dabei Ban von Severin, 1279 Obergespan von Valkó, später Palatin. Von ihm stammten die berühmten Rozgonyi.

Am 15. Mai 1283 stossen wir auf *Nikolaus von Bánya dg. Koppán.*[8] Dieser führt auch den Beinamen «Fatra».[9]

## 24. *Gara.*

*Vlceta*, der Obergespan von 1200, fungiert damals als Pristald.[10]

[1] Hazai okmánytár I. 57. VIII. 145, 439. Tkalčić 47. I. 160. Wenzel 253, 273. VIII. 286, 343, 346, 382, 385, 389, 390. XII. 50, 53, 695. Fejér V. 1, 138.

[2] Hazai okmánytár VIII. 148. Wenzel IX. 46.

[3] Fejér V. 2, 146, 206, 291. Hazai okmánytár I. 63. III. 23. VIII. 164. Wenzel IV. 35. IX. 53, 55, 57, 60, 62, 66, 86. XII. 93, 95, 100, 111. Zalai okmánytár I. 75.

[4] Wenzel XII. 337.

[5] Wenzel IV. 371.

[6] Wenzel VII. 467.

[7] Fejér V. 2, 201.

[8] Kubinyi I. 126. Wenzel IX. 276 (falsch 280).

[9] Vgl. mein Werk «A magyar nemzetségek» II. 156.

[10] Tkalčić I. 8.

Um 1209 erscheint *Gulilemer.*[1]

In den zwanziger Jahren des 13. Jahrhunderts ernannte Prinz Koloman, einstiger König von Hadics, nunmehriger Herzog von Slavonien Ompads Sohn *Lorenz* zum Obergespan von Gara. Da er sich aber Gewaltthätigkeiten erlaubte, enthob ihn Koloman dieses Amtes, ernannte ihn aber später über Bitten seiner Brüder zum Obergespan von Podgorja. Als er auch hier Böses ausführte, enthob er ihn abermals und confiscierte seine Güter (um 1228[2]). Lorenz' Brüder waren: Palatin Dionys und Comes Michael.

Vor der Tartareninvasion war *Moses* Obergespan von Gara.[3] Es war dies wahrscheinlich die erste amtliche Stellung des nachmaligen Palatins Moses II. († 1280).

Ihm folgte nach Abzug der Tartaren *Csák* (wahrscheinlich *dg. Csák*), Schwertträger des Königs.[4]

Wann *Andreas* Obergespan gewesen, den eine Urkunde do 1244 «condam Comes de Gora» nennt, läßt sich nicht bestimmen; dieser Andreas lebt aber noch 1244.[5]

## 25. *Garig.*

Am 12. April fungiert *Johann v. Güssing dg. Héder* Obergespan von Zana, Verbász und Gacka,[6] Ahnherr der österreichischen Pernstein.

Am 20. Jänner fungiert der Agramer Bischof *Michael*, Obergespan von Gerzencze.[7]

## 26. *Gerzencze.*

Am 3. August 1262 fungiert *Oliver*, Obertavernikus der Königin.[8] Seinem Namen nach zu schließen, dürfte er dem Geschlechte Ratold angehören.

Um 1273 finden wir *Tiba's Sohn Nikolaus*, der am 11. Juni 1273 noch lebt und damals seinen im Gerzenczeer Comitate gelegenen Besitz Peklen verkauft.[9]

1277 verleiht Ladislaus IV. dem Agramer Bischofe *Timotheus* das Comitat Gerzencze.[10]

Am 29. Oktober 1283 stossen wir auf den uns bekannten *Peter v. Pukur dg. Tét*, Ban von Slavonien und Obergespan von Baranya.[11]

[1] Tkalčić I. 21.
[2] Wenzel I. 256.
[3] Wenzel VII. 421.
[4] Wenzel VII. 421, 453.
[5] Wenzel XI. 335.
[6] Wenzel XII. 337.
[7] Tkalčić I. 238.
[8] Hazai okmánytár VII. 82.
[9] Wenzel IX. 32.
[10] Wenzel XII. 390.
[11] Wenzel XII. 199.

Am 7. Juni 1284 fungiert als Obergespan obiger Bischof *Timotheus* v. Agram;[1] am 20. Jänner 1297 der Agramer Bischof *Michael*, Obergespan von Garig.[2]

## *27. Glaz.*

Von diesem bosnischen Comitate kennen wir 1285 den Obergespan *Radoslav*, gleichzeitig Obergespan von Verbász und Zana,[3] Ahn der Blagaj. Er war in der Folge öfter Ban von Slavonien.

## *28. Goricza.*

Vor 1209 wird Obergespan *Budil* erwähnt.[4]

Ebenfalls vor 1209 (da er 1210 schon nicht mehr am Leben) hat *Stephan v. Vodicza*, der Ahn der Blagaj fungiert.[5]

Am 24. Dezember 1224 führt Fejér III. 1. 448 einen *Bonceslaus* an; da aber 1225 ein *Miroslav* de Goricha als Pristald des jüngeren Königs Béla erscheint, ist es wahrscheinlich, dass es statt Bonceslaus »Miroslaus« heißen soll.

Obergespan *Nikolaus*, der 1259 noch lebt,[6] hat vor 1259 fungiert. Seine Funktionszeit fällt in die Amtsperiode des Bans Stephan dg. Gutkeled (1248—1259).

## *29. Gömör.*

Am 12. August 1240 erhält *Gurk's Sohn Nikolaus*, Obergespan von Gömör, für seine während eines russischen Feldzuges erworbenen Verdienste das im Borsoder Comitate gelegene Tardona.[7]

1244 erscheint Obergespan *Filipp.*[8]

Am 3. Mai 1263 fungiert *Bás*, Hofrichter des jüngeren Königs Stephan.[9] Wir haben seine Laufbahn oben (siehe Dobicha) schon geschildert.

1266 ist *Tombold* der Obergespan.[10] Zu seiner Bestimmung dürfte Folgendes dienen: 1294 erscheint Tombold von Balog, Sohn Tombold's, als Besitzer des im *Gömörer* Comitate gelegenen Bátka. Der Obergespan dürfte wahrscheinlich mit dem Aelteren dieser Beiden identisch sein.

Am 25. November 1268 ist Pósa's Sohn *Stephan* Vizegespan. Er und sein Bruder Sylvester sind damals Besitzer des wahrscheinlich im Abaujvárer Comitate gelegenen Gutha.[11]

[1] Fejér V. 3. 242. Wenzel XII. 412.
[2] Tkalčić I. 238.
[3] Tkalčić I. 218.
[4] Tkalčić I. 21.
[5] Wenzel VII. 115. XI. 107. Hzai okmánytár VIII. 74.
[7] Wenzel VII. 100.
[8] Hazai okmánytár VIII. 44.
[9] Fejér IV. 3. 160. Knauz I. 485.
[10] Wenzel VIII. 144.
[11] Hazai okmánytár 53.

1276 löst *Peter*, Obergespan von Gömör, durch seinen Offizial *Kyncheyd* die Ortschaft Csongova aus.[1]

1281 stossen wir auf den uns bereits bekannten *Stephan v. Borsod dg. Ákos*, Sohn des Ban Ernő, gleichzeitigen Obergespan von Borsod.[2] Er wurde bekanntlich später Kurialrichter und Palatin.

Am 31. Oktober 1289 urtheilt Vizegespan *Johann.*[3]

Am 15. Juli 1293 ist Karácson's Sohn *Aba* Vizegespan.[4]

Der letzte Obergespan ist am 28. Juli 1299 *Desiderius dg. Ratold*, Obergespan von Borsod,[5] den wir bereits als den Schwiegersohn des Obergespans Stephan dg. Ákos kennen gelernt haben.

### *30. Győr (Rab).*

1181 taucht unter jenen Reichsgroßen, die Béla III. im Hause des Comes Széna umgeben, der Raaber Obergespan *Kornel* auf. 1192 ist er noch immer in dieser Würde anzutreffen.[6]

Ein Detta, Sohn des Comes Cornel, ist 1225 homo regius; derselbe gründet 1251 eine Stiftung zu Gunsten der Bakonybéler Abtei; er erwähnt hierbei seinen verstorbenen Bruder Dominik und den noch lebenden Gregor (vgl. 1244, Fejér IV. 1. 309—312).

1209 fungiert *Buzád dg. Buzád-Hahold.*[7] 1222—1224 wurde er Obergespan von Preßburg; 1231—1232 Ban; 1233 war er Dominikanermönch in Pest. Er ist Stammvater der Szabari, Csányi und Hahóti.

1212 bis 1213 stossen wir auf den Hofrichter der Königin, *Nikolaus* (wahrscheinlich *dg. Zách).*[8]

1221 amtiert *Pósa*[9] (wahrscheinlich der nachmalige Obertavernikus Béla's IV.)

1223 finden wir *Hedrich*, wahrscheinlich dg. Héder.[10]

Am 21. August 1227 und 30. September 1231 wird Obergespan *Demetrius dg. Káta* erwähnt,[11] der mit der Martinsberger Abtei einen langjährigen Besitzstreit geführt.

Vom 16. Mai 1232 bis 1234 kennen wir den Aragonier *Simon*,[12] Ahn der Mattersdorf-Forchtensteiner. 1232 war er neben dem Palatine Dionys Mitglied einer Gesandtschaft Andreas' II. an den Papst, in Angelegenheit des über Ungarn verhängten Interdiktes.

[1] Hazai okmánytár VIII. 186.
[2] Wenzel XII. 342.
[3] Hazai okmánytár VII. 208.
[4] Hazai okmánytár VII. 234.
[5] Wenzel X. 330.
[6] Wenzel I. 69. VI. 184.
[7] Fejér III. 1, 89.
[8] Fejér III. 1, 120, 149. Wenzel I. 135 (falsch 1214).
[9] Hazai okmánytár VI. 15.
[10] Fejér III. 1, 395.
[11] Wenzel I. 244, 288.
[12] Fejér III. 2, 301, 405. Wenzel I 331. VI. 550.



Unter ihm taucht 1234 der erste Vizegespan: *Jakob* auf.[1]

Ihm folgt *Nikolaus dg. Ost* 1238—11/6,1239.[2] 1237 wird er uns als einfacher Comes erwähnt. Seine Nachkommen kennen wir nicht.

Vom 29. Jänner 1243 bis 26. April 1245 fungiert der uns schon bekannte Obermundschenk *Moriz dg. Pok* († 1269), Ahn der Morócz v. Megyesalja und der Megyesi.[3]

Am 24. November 1251 stossen wir auf *Detre* (Dietrich [4]). Dieser dürfte ein Mitglied des Genus Kathyz, u. z. ein Ahn der Balassa gewesen sein.

Am 28. Juni 1254 bekleidet der uns bekannte Oberstallmeister *Moses* diese Würde.[5] Er wurde in der Folge Palatin und starb Ende 1280 als Obertavernikus der Königin.

1258—1259 finden wir den uns gleichfalls bekannten Oberstallmeister *Kemény's Sohn Lorenz*,[6] den nachmaligen Palatin und Ban von Severin (durch seinen Sohn Nikolaus Ahnherr der Matuchinai).

Um 1267 fungiert Albeus' Sohn *Konrad dg. Zách*.[7] Dieser war 1240 Obermundschenk der Königin, erhielt 1240 das im Veszprémer Comitate gelegene Padar, 1250 die Ortschaften Tarján (Komorner Comitat), Gyalán und Varang (Tolnaer Comitat); 1269 erwarb er das im Bakonyer Comitate gelegene Bere. Seine Nachkommen kennen wir als Farnosi und Gyaláni. Um 1267 wird Elias, Sohn des Buz als sein cognatus genannt. 1250 ist des Boz Sohn Boz homo regius.

Von 1271 bis 17. August 1272 ist Gug's Enkel *Selka*, Bruder des Weißenburger Obergespans Peter, im Amte.[8] Seinen Stammbaum haben wir oben skizziert.

1272 stossen wir auf den Obergespan *Philipp*,[9] der aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem von 1270 bis 3. August 1272 fungiert habenden Obermundschenk identisch ist.

Seine Funktion war nicht von langer Dauer, da wir schon am 10. Jänner 1273 auf den Obergespan *Jakob* stossen,[10] von dem wir vermuthen, dass er ein Angehöriger des Genus Borsa oder Buzád-Hahold gewesen sein dürfte.

Nun folgt eine sehr lange Pause, da wir erst am 9. Oktober 1291 in der Person eines sicheren *Ladislaus* einen Obergespan von Raab finden.[11] Seine nähere Bestimmung ist sehr schwierig.

[1] Wenzel I. 331.
[2] Fejér IV. 1, 148. Wenzel VII. 64.
[3] Fejér IV. 1, 294, 324. Wenzel VII. 133, 157, 170. XI. 340.
[4] Fejér IV. 2, 98. Wenzel VII. 321 XII. 691.
[5] Fejér IV. 2, 218
[6] Fejér IV. 2, 451. Wenzel VII. 503.
[7] Hazai okmánytár VII. 134. Wenzel X. 452. Zichy okmánytár I. 18.
[8] Fejér V. 1, 138, 195. Hazai okmánytár VIII. 440. Tkalčić I. 163.
[9] Wenzel IX. 2.
[10] Wenzel IX. 12.
[11] Fejér VI. 1, 130. Wenzel XII. 510.

Am 21. Jänner 1297 ist Pauls Sohn, Meister *Nikolaus* anzutreffen,[1] doch ist auch seine Bestimmung schwer.

Der letzte Obergespan ist vom 29. Juli 1298 bis 5. September 1299 *Paul v. Komárom,* gleichzeitig Obergespan von Komorn und Wieselburg.[2] Einige Tage nach Andreas' III. Tode ist er nur mehr als «Magister Paulus de Komarum» in der Umgebung der verwitweten Königin Agnes.

### *31. Hátszeg.*

Hier kennen wir blos den einzigen *Peter,* der 1276 als Oberstallmeister diese Würde inne hatte.[3]

### *32. Hont.*

Nach einer in Wenzel I. 89 ausgesprochenen Meinung wäre *Kemény* schon im 12. Jahrhundert Vizegespan von Hont gewesen. Da dies aber durch nichts Markantes der betreffenden, ohne Jahreszahl ausgestellten Urkunde bestätigt wird, ist diese Meinung nur mit Reserve anzunehmen.

Der erste Obergespan: *German,* erscheint 1156.[4]

Vom 19. November 1237 bis 6. März 1239 kennen wir *Lukas.*[5] Wahrscheinlich mit jenem Lukas identisch, der 1229—1230 Obermundschenk, 1232—1233 Ban von Severin gewesen (siehe Bars). Schon 1206 taucht ein Lukas, Sohn des Hippolit als homo regius auf.

Um 1247 kommt *Markus* vor.[6]

1267 fungiert Mikó's Sohn *Peter dg. Kathyz,*[7] ein Ahn der Balassa.

1269 kennen wir *Hedrik,* Sohn des Comes Dionys *dg. Héder,* der damals als Besitzer der (erkauften) Ortschaften Bös und Arpadsuka in der Schütt erscheint.[8]

Vom 30. Jänner bis 11. August 1292 fungiert *Bagomér dg. Ludány,* Sohn Gabrian's.[9]

Als letzter Obergespan erscheint am 29. Juli 1298 *Johann.*[10]

### *33. Hunyad.*

Am 19. April 1295 erscheinen folgende Beamte:

1. Obergespan *Ladislaus,* Sohn des Nikolaus, Burghauptmann von Déva.

[1] Wenzel V. 168.

[2] Hazai okmánytár VI. 434. VII. 281. Fejér VII. 5, 502 (falsch 1292). Wenzel V. 202.

[3] Fejér V. 2, 340. Wenzel XII. 174.

[4] Fejér II. 144.

[5] Wenzel VII. 32. 66.

[6] Hazai okmánytár III. 8.

[7] Wenzel III. 156.

[8] Wenzel VIII. 226.

[9] Fejér VI. 1, 232. Hazai okmánytár VI. 378. VIII. 315. Wenzel XII. 516.

[10] Fejér VII. 5, 502 (falsch 1292).

2. Stuhlrichter: *a) Stephan v. Pesthes*, Sohn des Csanád,
*b) Bencze's Sohn Michael.*[1]

### *34. Kemlök.*

1263 ist *Nikolaus dg. Gutkeled*, Sohn des einstigen Generalkapitäns der Steiermark, Kanzler der königlichen Truchsesse und Obergespan von Kemlök; in letzterer Würde finden wir ihn noch am 25. August 1264 und 25. August 1266.[2] Er wurde nachmals Ban von Kroatien und Dalmatien.

1267 ist Palatin *Lorenz* Obergespan von Somogy und Kemluk.[3]

### *35. Kolozs (Klausenburg).*

1181 erscheint in Béla's III. Gefolge Obergespan *Thomas.*[4]

1183 amtiert *Gallus.*[5]

1201 *Pázmán.*[6] Alle diese drei sind unbestimmbar.

Am 8. Juni 1288 fungiert *Peter von Nyir.*[7]

### *36. Komárom (Komorn).*

1214 ist *Nikolaus dg. Csák*, der uns bereits bekannte Ahn der Kisfaludy, Obergespan von Komorn.[8]

In einer Urkunde aus dem Jahre 1216 wird erzählt, dass Antons Sohn Johann die im Komorner Comitate gelegene Ortschaft Ronka von *Urban*, Obergespan von Komorn, gekauft habe.[9] Die Fassung der Urkunde läßt aber über die Funktionszeit dieses Obergespans keinerlei Anhaltspunkte zu.

1236 stossen wir auf *Alexander.*[10]

26. 1. 1244 bis 8. Februar fungiert *Tekes.*[11] Dieser, der Ahnherr der Tornai, war in der Folge Obergespan von Sáros.

Vom 30. Oktober 1273 bis zum 16. Juli 1275 stossen wir auf *Walter.*[12] Als Obergespan von Komorn war er auch königlicher Kameralchef und Ofner Festungskommandant.

Am 10. November 1276 fungiert Csele's Sohn, Ban *Thomas*, gleichzeitig Obergespan von Neutra und Preßburg.[13]

[1] Hazai okmánytár VIII. 350.
[2] Fejér IV. 3, 378. VII. 1, 325. Hazai okmánytár VIII. 107. Tkalčić I. 129. Wenzel VIII. 58.
[3] Wenzel XII. 41.
[4] Wenzel I. 69.
[5] Hazai okmánytár I. 2.
[6] Fejér II. 388.
[7] Fejér V. 3. 434.
[8] Fejér III. 1, 163.
[9] Wenzel I. 139.
[10] Fejér IV. 1, 67.
[11] Fejér I, 378. Hazai okmánytár I. 23.
[12] Knauz II. 25. Wenzel IX. 125, 551, 578.
[13] Knauz II. 76.

Am 11. November 1283 ist *Kosmas* Vizegespan und Komorner Kastellan.[1]

Der vorletzte Obergespan (oder Vizegespan) *Beke* kommt in einer ohne Jahreszahl versehenen Urkunde vor.[2] Da sich aber Beke auf seinen Gebieter, den königlichen Obertavernikus M. beruft, und uns außer dem am 26. November 1284 fungiert habenden Obertavernikus Matthäus dg. Csák kein anderer Obertavernikus M. aus den letzten Jahren der Arpaden bekannt ist, dürfen wir Beke's Funktionszeit in die 80er Jahre des 13. Jahrhunderts verlegen.

Der letzte Obergespan ist 29. Juli 1298 bis 5. September 1300 der uns bekannte *Paul v. Komárom*, Obergespan von Raab und Oedenburg.[3]

## 37. Kordua.

Hier kennen wir nur am 25. Februar 1248 den Wieselburger Obergespan *Benedikt.*[4]

## 38. Kő.

1201 besitzt hier Kurialrichter *Achilles* die Obergespanswürde.[5]

1208—1209 hat sie der Kurialrichter *Nikolaus* (wahrscheinlich dg. Zách [6]). 1209 finden wir an seiner Stelle *Martin*,[7] doch dauert dieser Wechsel nicht lange, da Kurialrichter *Nikolaus* 1210 abermals als Obergespan von Kő anzutreffen ist.[8]

Von 1211—1212 übernimmt Nikolaus' Nachfolger in der Kurialrichterwürde: *Marcell*, den wir schon oben kennen gelernt, auch die Stellung eines Obergespans von Kő,[9] worauf noch 1212 Palatin *Bánk dg. Bőr* ihm in der Obergespanswürde folgt.[10]

1213 finden wir als Obergespan einen sichern *Hugo*,[11] von dem wir außer seinem Namen sonst nichts wissen; im selben Jahre (jedenfalls im Zusammenhange mit Gertruds Ermordung) folgt ihm aber *Botto dg. Győr*.[12] Dieser war 1199, 1201, 1202, 1206, 1208 und 1214 Obergespan von Wieselburg, 1203 Obergespan von Temes, 1205 von Preßburg, 1209—1212 Palatin.

[1] Wenzel VIII. 370.

[2] Hazai okmánytár VIII. 325.

[3] Hazai okmánytár IV. 434. VII. 281.

[4] Tkalčić I. 91.

[5] Fejér II. 388.

[6] Fejér III. 2, 467, 470. Wenzel VI. 325, 334, 335. XI. 96.

[7] Fejér III. 1, 82. Wenzel XI. 94.

[8] Fejér III. 2, 474. Wenzel VI. 343. XI. 108.

[9] Fejér III. 1, 108, 109. Wenzel I. 126. VI. 349. XI. 113. Hazai okmánytár VIII. 15.

[10] Fejér III. 1, 116, 126. Wenzel VI. 354. XI. 115.

[11] Wenzel VI. 360. XI. 118.

[12] Fejér III. 1, 148. Wenzel I. 132.

1216 wird er zuletzt erwähnt, 1221 lebt er nicht mehr. Von seinen Nachkommen kennen wir nur zwei Töchter und einen Sohn Botto.

1219—1221 fungiert Kurialrichter *Gyula dg. Ratold.*[1] Dieser eröffnete 1214 seine Laufbahn als Obergespan von Neutrau, wurde 1221 Obergespan von Wieselburg, 1222 von Bihar, 1223 wieder von Wieselburg, 1230—1233 Wojwode von Siebenbürgen, 1235—1239 Kurialrichter. Da er 1221 die Obergespanswürde von Wieselburg übernahm, folgte ihm in Kö in diesem Jahre der Obermundschenk *Lorenz,* Sohn des Ochuz dg. *Vársony,*[2] der die Obermundschenkenstellung seit 1217 inne hatte.

Nach einer ziemlich langen Pause tritt uns erst 1235, unmittelbar nach Béla's IV. Thronbesteigung ein Obergespan von Kö in der Person des uns bereits bekannten Herzogs von Syrmien, Prinzen *Johann Angelos* entgegen,[3] doch dauerte seine Funktion nur kurze Zeit, da wir 1236 und 1238 wieder obigen Kurialrichter, *Gyula dg. Ratold* im Amte finden.[4]

*Blasius*, der am 21. März 1240 vorkommt, ist eine sonst ganz unbekannte Persönlichkeit.

Wieder tritt eine lange Pause ein; erst am 17. Juni 1272 finden wir den Obergespan von Krassó: *Anselm,*[5] den aber schon am 26. November 1272 der Obermundschenk *Lorenz* in beiden Comitaten ablöst und sämmtliche drei Würden noch am 12. Jänner 1274 inne hat.[6] Seine Bestimmung ist nicht sicher.

Der letzte Obergespan ist am 9. Oktober 1291 abermals der Krassóer Obergespan *Lorenz*, Ban von Severin;[7] wahrscheinlich mit dem Vorhergehenden identisch.

### *39. Körös (Kreutz).*

1225 fungiert der Obergespan *Petko*[8] als Béla's IV. Pristald.

Am 16. August 1253 fungiert *Georg;* neben ihm amtiert *Prelsa* als «comes terrestris».[9]

Am 24. Juni 1265 ist *Karácson* der Obergespan.[10]

1271 urtheilt Obergespan *Pósa.*[11]

Um 1273 ist J. (etwa Johann) Obergespan. Wir kennen ihn blos aus

[1] Fejér III. 1. 272, 287, 320. Wenzel VI. 401.

[2] Hazai okmánytár VI. 15. VII. 9. Wenzel XI. 163.

[3] Fejér IV. 1, 27.

[4] Fejér IV. 1. III. Hazai okmánytár VI. 34.

[5] Tkalčić I. 163.

[6] Fejér V. 2, 179. Hazai okmánytár VI. 194. VII. 140. VIII. 152. Wenzel IV. 21, 23, 27. IX. 3, 12, 16, 18, 20, 22, 26, 34, 51. XII. 71, 76, 78, 80. Zichy okmánytár I. 33.

[7] Fejér VI. 1, 130. Wenzel XII. 510.

[8] Wenzel IX. 181.

[9] Wenzel XI. 390.

[10] Hazai okmánytár VII. 95.

[11] Hazai okmánytár VIII. 143.

einem seitens des slavonischen Bans Matthäus am 29. April an ihn ergangenen Befehle.[1]

## *40. Krakó.*

1205 wird *Sol* angeführt.[2] Zu seiner Bestimmung könnte vielleicht beitragen, dass 1227 ein Comes Sol, Verwandter des Agramer Bischofs Stephan, testiert; dieser ist Besitzer im Veszprémer Comitate.

Am 23. Juni 1250 erscheint *Thomas dg. Türje*, Bruder des Graner Erzbischofs Philipp[3] und ist er wahrscheinlich mit jenem Obergespan *Thomas* identisch, der am 3. August 1263 als Béla's IV. Anhänger gegen den jüngeren König erscheint.[4]

Nach sehr langer Pause stossen wir am 16. Februar und 1. August auf Palatin *Amadeus dg. Aba*, Obergespan von Zala.[5] Dieser fiel, nachdem er öfters Palatin geworden, 1311 in einem Handgemenge. Wir kennen blos seine Söhne, die sich gegen König Karl Robert aufgelehnt und aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Familie außerhalb Ungarns fortgepflanzt.

## *41. Krapuna.*

Hier ist ein einziger Obergespan aus dem Jahre 1222 bekannt: *Peter.*[6]

## *42. Krassó.*

Der erste Obergespan ist 1214 *Sebes*,[7] der aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Obermundschenk von 1216: Sebes dg. Huntpázmán, Ahnherr der Grafen von St-Georgen-Bösing identisch ist.

Am 23. September 1241 bekleidet *Wilhelm* diese Würde, den wir zwar ein Jahr später (1242) als königlichen Oberstallmeister antreffen, der aber trotzdem nicht näher bestimmbar ist.

Am 21. Oktober 1255 finden wir *Gregor dg. Monoszló*.[8] Dieser, ein Sohn des Bans Thomas, taucht schon 1237 auf; 1269 erscheint er als oberster Richter der Kumanen. Mit seinem Sohne Aegydius erlosch nach 1313 (aber vor 1317) seine direkte Nachkommenschaft.

Am 17. Juni 1272 ist *Anselm*, Obergespan von Kő, anzutreffen,[9] den aber schon am 26. November desselben Jahres der Obermundschenk

[1] Hazai okmánytár VIII. 150.

[2] Fejér III. 1, 22.

[3] Wenzel VII. 312.

[4] Wenzel III. 36.

[5] Hazai okmánytár VII. 288. Wenzel X. 377.

[6] Tkalčić I. 51.

[7] Fejér III. 1, 163.

[8] Hazai okmánytár VIII. 62.

[9] Tkalčić I. 163.

*Lorenz*, Obergespan von Kő, ablöst, den wir in allen drei Würden noch am 12. Jänner 1274 finden.[1]

Der letzte, am 9. Oktober 1291 auftretende Obergespan, *Lorenz*, Ban von Severin und Obergespan von Kő,[2] ist wahrscheinlich mit dem Vorhergehenden identisch.

### *43. Kraszna-Somlyó.*

Am 20. Juni 1210 giebt Papst Johann seine Einwilligung dazu, dass *Herde*, Comes de Similione, auf einem zur Csanáder Diöcese gehörigen Orte, zu Ehren des Apostels Peter eine Kirche erbaue.[3] Allem Anscheine nach haben wir es hier mit dem Temeser Obergespan von 1214 zu thun.

Am 3. August 1263 erscheint unter Béla's IV. Anhängern (gegen Stephan V.) *Thomas*, Obergespan von Kraszna.[4]

Am 23. Juni ist *Demetrius* gleichzeitig Obergespan von Szatmár und Telegd.[5]

1277 bekleidet diese Würde der uns bekannte *Peter dg. Csák*, Oberstallmeister.[6]

Die Funktionszeit *Paul's*, des letzten Obergespans, der gleichzeitig die Comitate Szatmár und Bihar verwaltete, kennen wir nicht genau. Sie fällt zwischen 1290 und 1301.[7]

### *44. Liptó.*

1261 ernannte Béla IV. seinen Thürsteher *Thomas dg. Pok* zum ersten Obergespan von Liptó und erlaubte ihm so lange im königlichen Schlosse Liptóvár zu residieren, bis er sich in Likadka ein eigenes Heim erbaut haben werde.[8] Sonst kennen wir unter den Árpáden keinen anderen Obergespan. Dieser Thomas gründete den Zweig Pok und Merges des Genus Pok.

### *45. Locsmánd.*

1171 erscheint *Ivánka* als Obergespan von Locsmánd.[9]

Am 17. Dezember 1263 verleiht Béla IV. seinem Obertruchseß und Oberpespan von Oedenburg, Peters Sohn *Lorenz dg. Aba* das ganze Comitat Locsmánd.[10] Von diesem Lorenz stammen die Athinai ab.

[1] Fejér V. 2, 153, 179. Hazai okmánytár I. 63 (falsch: Nikolaus), II. 12. VII. 140. VIII. 152. Hazai oklevéltár 65. Wenzel IV. 21. 23, 27. IX. 12—34. XII. 76—85. Zichy okmánytár I. 33.

[2] Fejér VI. 1, 130. Wenzel XII. 510

[3] Fejér III. 1, 99.

[4] Wenzel III. 36.

[5] Wenzel VIII. 395.

[6] Hazai okmánytár VI. 227.

[7] Hazai okmánytár VII. 315.

[8] Wenzel XI. 504.

[9] Wenzel VIII. 50.

[10] Sopronmegyei okmánytár I. 3.

### 46. Marócza.

1242, 1247, 1256 (9. April) und 1270 (4. September) finden wir den Obergespan *Abraham,*[1] von dem wir 1242 einen Bruder, Nikolaus, kennen.

Am 30. April 1256 ist *Nikolaus* der Vizegespan.[2]

Vor Ende 1270 bis 3. Jänner 1271 ist Georg's Sohn *Dionysius* der Obergespan; unter Ladislaus IV. wurde er Obertavernikus der jüngeren Königin und erhielt er die immerwährende Würde eines Obergespans von Marócza, doch wissen wir nicht, in welchem Jahre, denn 1275 — wo dies der König erzählt — ist er Obergespan von Zala.[3]

### 47. Mosony (Wieselburg).

Der erste Obergespan ist 1135 der Obertavernikus *Pósa.*[4]

Nach mehr als 60 Jahren stossen wir erst auf einen Nachfolger: den uns schon bekannten nachmaligen Palatin *Botho dg. Győr,* der 1199—1202 die Obergespanswürde inne hat.[5]

Da er Obergespan von Temes wurde, folgte ihm noch 1202 sein Bruder *Maurus* und verblieb bis 1203 im Amte.[6] Dieser Maurus, der vor 1208 gestorben, ist der direkte Ahn der Óvári-Gyulai.

1206 übernahm *Botho* abermals dieses Amt,[7] gab es aber schon 1207 an *Alexander* (aller Wahrscheinlichkeit nach sein Bruder) ab,[8] der es auch nur ganz kurze Zeit behielt, so dass schon 1209 *Botho,* diesmal bald darauf als Palatin, es übernahm und bis 1212 inne hatte.[9]

1213 folgt ihm der uns schon bekannte *Tiburtius,*[10] (1206 Hofrichter der Königin, vordem Obergespan von Weißenburg und Bodrog), doch übernahm *Botho* 1214 abermals dieses Amt,[11] diesmal aber zum letzten Male.

Sein Nachfolger war 1219 bis 1221 der uns bekannte *Batyz,*[12] da dieser aber Kurialrichter und Obergespan von Békés wurde, folgte ihm 1221 *Gyula dg. Ratold,*[13] bisheriger Kurialrichter und Obergespan von Kő. Gyula wurde aber 1222 Obergespan von Bihar, worauf der Kurialrichter

[1] Fejér VI. 1, 256. Hazai okmánytár VIII. 66. Wenzel VII. 445. XI. 347. XII. 35, 36.

[2] Wenzel VII. 445.

[3] Wenzel III. 253. XII. 73, 139.

[4] Fejér II. 86. Wenzel I. 51.

[5] Fejér II. 348, 385. Hazai okmánytár II. 2. Wenzel VI. 225.

[6] Fejér V. 1, 293. Soproni okmánytár I. 5. Wenzel I. 98.

[7] Fejér III. 1, 32. Wenzel XI. 85.

[8] Fejér III. 1, 47. Wenzel VI. 315.

[9] Fejér III. 1, 78, 108, 109, 470, 472. Hazai okmánytár VIII. 15. Wenzel I. 125, 334, 335, 341, 349. XI. 108, 113.

[10] Fejér III. 1, 149. Wenzel I. 132, 135 (falsch 1214) VI. 368.

[11] Fejér III. 1. 163.

[12] Fejér III. 1, 272, 287. Hazai okmánytár VI. 15. VII. 9. Wenzel VI. 402. XI. 156, 159.

[13] Fejér III. 1, 323. Wenzel XI. 173 (falsch 1223).

*Salomo* 1222 Obergespan von Wieselburg wurde.[1] Dieser, ein Sohn des Comes Misca, hatte 1213, nach Gertruds Ermordung, Andreas' volle Gunst erworben, war 1213—1214 Obertavernikus und Obergespan von Bács, wurde 1222—1224 Ban und starb vor 1244 erbenlos.

Schon 1223 löste ihn in der Obergespanswürde Michaels Sohn *Martin* ab,[2] der ein Jahr vorher Obergespan von Abaujvár gewesen.

Aus dem Jahre 1224 kennen wir nur einen *L.*[3] (etwa Lorenz).

1225 kommen zwei Obergespäne vor:

a) *Heinrich v. Meran-Andechs*, Markgraf von István, mütterlicher Oheim Béla's IV.[4]

b) *Theodor*,[5] ein Jahr vorher Obergespan von Bihar, wahrscheinlich mit dem Palatin von 1222 identisch.

1228 ist der Obermundschenk *Gyula v. Siklós dg. Kán der Jüngere* Obergespan.[6] Dieser, ein Sohn des gleichnamigen Palatins, wurde 1222 Obermundschenk, 1225 Obergespan von Eisenburg, 1231—1233 Obertavernikus, 1234 Obergespan von Bihar.

1230 und 1231 fungiert *Nikolaus*,[7] wahrscheinlich mit dem Obertavernikus von 1231—1232 identisch. Sein Vizegespan ist 1231 *Ceken*.[8]

1232 bis 1234 amtiert der uns schon bekannte *Ladislaus dg. Borsa*,[9] vordem Kurialrichter. Als er 1234 abermals die Kurialrichterwürde übernahm, folgte ihm in diesem Jahre der uns bekannte Obertruchseß *Moriz dg. Pok*, Ahn der Morócz v. Megyesalja († 1269 [10]).

Seine Thätigkeit dauerte nicht lange; 1235 löste ihn der uns bekannte *Bágyon* ab.[11] Dieser war 1233—1234 königlicher Obermundschenk.

Mit Béla's IV. Regierungsantritte erhielt *Lukas* (1229—1230 Obermundschenk und Obergespan von Bars) die Wieselburger Obergespanswürde, die er bis 21. März 1240 inne hatte.[12]

Vom 18. März 1242 bis 26. April 1245 finden wir *Demetrius dg. Csák*, der seit 1243 gleichzeitig Kurialrichter gewesen.[13]

Am 2. Juni 1247, 2. Februar 1248, 24. November 1251 und 15. Februar

[1] Wenzel I. 189. VI. 441

[2] Fejér III. 1, 395.

[3] Wenzel I. 208.

[4] Wenzel XI. 185.

[5] Wenzel XI. 181.

[6] Fejér III. 2. 133. Hazai okmánytár II. 5. Wenzel I. 252. VI. 455.

[7] Fejér III. 2. 488. Wenzel I. 269. VI. 495.

[8] Fejér III. 2, 488. Wenzel VI. 491. 495.

[9] Fejér III. 2, 329, 405. Hazai okmánytár IV. 18. Wenzel I. 302. VI. 518. 521, 552. XI. 257, 260.

[10] Wenzel VI. 549.

[11] Wenzel VI. 568.

[12] Fejér IV. 1, 27, 111. IV. 3, 552 Hazai oklevéltár 6.

[13] Fejér IV. 1, 250, 293, 324. Hazai okmánytár VII. 137. Wenzel VII. 157. 169, 191. XI. 340.

1256 stossen wir auf *Benedikt*, der am 2. Februar 1248 auch Obergespan von Kordua war.[1]

Vom 16. Oktober 1263 bis 13. April 1264 bekleidet der uns schon genügend bekannte Kurialrichter, Kemény's Sohn *Lorenz* (nachmaliger Ban von Severin und Palatin) diese Würde.[2] Nichtsdestoweniger ist aber am 25. März 1264 auch ein *Csák* Obergespan von Wieselburg,[3] doch wissen wir nicht, ob er dem Genus Csák oder Buzád-Hatold angehört.

1268 bekleidet der uns schon bekannte *Herrand* diesen Posten;[4] er war 1262—1267 Oberstallmeister und Obergespan von Trencsén; 1274 Obertruchseß und Obergespan von Sempte.

Am 8. September 1270 ist es *Farkas (Wolfgang)* Hofrichter der Königin-Witwe Elisabeth.[5]

Vom 14. Juni 1272 bis 30. März 1273 bekleidet der Bischof von Fünfkirchen, *Job dg. Zách*, diesen Posten.[6]

Vom 2. Dezember 1274 bis 4. Juni 1275 stossen wir auf *Nikolaus*, erst Obermundschenk, dann Obertruchseß des Königs.[7] Aller Wahrscheinlichkeit nach ein Mitglied der Güssingen dg. Héder.

Am 27. September 1275 fungiert ein sicherer *Jakob*.[8]

Am 10. November 1277 fungiert der uns schon bekannte Ban *Matthæus dg. Csák*, Obergespan von Bánya, Eisenburg und Oedenburg.[9] Starb 1283 als Palatin.

Am 19. Juni 1278 ernannte Ladislaus IV. den Ban *Stephan dg. Gutkeled*, Sohn des einstigen Generalkapitäns der Steiermark, zum Kurialrichter und Obergespan von Wieselburg, welche beide Würden dieser bis zum 13. März 1279 inne hat.[10]

1279 löst ihn jedoch der Obertruchseß *Peter dg. Csák* ab, den wir in dieser Würde bis 18. August 1280 treffen.[11]

1285 finden wir den bekannten Palatin *Amadeus dg. Aba*,[12] dem am 13. Oktober 1286 ein anderes Mitglied des Genus Aba: Palatin *Mokján*, Obergespan von Somogy und Oedenburg (Ahn der Debrői) folgt.[13]

[1] Fejér IV. 1. 454. IV. 2, 98. Tkalčić I. 91. Wenzel II. 264. VII. 321. XII. 691.

[2] Fejér IV. 3, 196. Hazai okmánytár VI. 163. Wenzel VIII. 47. XI. 379.

[3] Wenzel VIII. 89.

[4] Fejér IV. 536. Knauz I. 560. Wenzel IX. 251. XI. 605. XII. 279.

[5] Wenzel VIII. 287.

[6] Fejér V. 1, 194. V. 2, 51, 71. Hazai oklevéltár 65. Wenzel IX. 4, 11. XII. 48, 70. Zichy okmánytár I. 32.

[7] Fejér V. 2, 215, 245. Wenzel IV. 41. X. 444. XII. 113, 116.

[8] Fejér V. 2, 270.

[9] Fejér V. 2, 405. Hazai okmánytár VI. 227. VII. 166. Knauz II. 76.

[10] Fejér V. 2, 447, 492. Hazai okmánytár VIII. 190. Wenzel XII. 253.

[11] Wenzel IV. 215. IX. 251.

[12] Fejér VI. 2, 43. Hazai okmánytár VIII. 246.

[13] Fejér V. 3, 333.

1288 stossen wir neuerdings auf Palatin *Amadeus dg. Aba,*[1] doch folgt ihm noch Ende dieses Jahres obiger Palatin *Peter dg. Csák,* Obergespan von Oedenburg.[2]

Um 1290 (am 11. Oktober) bekleidet *Jakob von Óvár dg. Győr* (ein direkter Ahn der Óvári-Gyulai) diese Würde.[3] Er taucht 1282 urkundlich auf und können wir ihn bis 1314 verfolgen. Seine Gattin Helene v. Siklós dg. Kán kommt 1318—1336 vor.

Jakobs Amtsthätigkeit war von kurzer Dauer, da wir schon am 9. Oktober 1291 den Obergespan *Paul* finden.[4] Zweifelsohne ist er mit dem uns bekannten *Paul v. Komárom* identisch, den wir 1298 und 1299 (8. und 17. Juli) gleichzeitig als Obergespan von Komorn und Raab antreffen [5] und der nach Andreas' III. Tode in der Umgebung der Königin-Witwe Agnes sich aufhält.

### *48. Nógrád.*

1108 *Slaviz,*[6] 1156 *Ders;*[7] Obergespäne, von denen wir außer dem Namen nichts kennen.

1272 fungiert nach Fejér VII. 4. 142 ein *Thomas,* aber am 1. Dezember desselben Jahres übernimmt seinen Posten *Philipp,* Bischof von Waitzen, den wir noch am 27. September 1273 daselbst treffen.[8]

Der letzte Obergespan ist am 17. Juli 1299 der Obertavernikus und Somogyer Obergespan *Dominik dg. Ratold;*[9] wurde unter Karl Robert Palatin.

### *49. Nyitra (Neutra).*

Die ersten Obergespäne, von denen wir nur die Namen ennen: *Viza, Bacha* und Bugneus' Söhne: *Deda* und *Casia* haben alle vor 1111 fungiert.[10]

Der Nächste, auf den wir stossen, ist *Moses,* dessen Amtsthätigkeit zwischen 1103 und 1113 fällt.[11]

Nach enormer Pause tritt endlich ein Obergespan auf, von dem angefangen uns die Chronologie nicht mehr verläßt; es ist dies 1183 *Samod,*[12] etwa der Vater des Obergespans Benedikt von 1219.

Ihm folgt am 6. Mai 1188 der uns bekannte *Mog,*[13] der nachmalige

[1] Hazai okmánytár VIII. 263. Wenzel IX. 481.
[2] Uj magyar muzeum 1851/2 I. 211.
[3] Hazai okmánytár VI. 391.
[4] Wenzel XII. 510.
[5] Hazai okmánytár VI. 434. VII. 279 Fejér VI. 2, 230. Wenzel V. 202.
[6] Fejér II. 46.
[7] Fejér II. 144. Knauz I. 108.
[8] Hazai okmánytár II. 11. VI. 193. VII. 142. VIII. 152. Hazai oklevéltár 65. Wenzel IV. 21, 23, 27. IX. 4, 11, 19, 34. XII. 76, 80.
[9] Fejér VI. 2, 229.
[10] Fejér VII. 4, 57.
[11] Wenzel VI. 77.
[12] Wenzel XI. 48.
[13] Fejér VII. 1, 77.

Palatin. Mit Bezug auf seinen Namen sei hier die Vermuthung ausgesprochen, dass dieser dem später im Genus Huntpázmán (Zweig Szeg) vorkommenden Móka entsprechen dürfte.

1194—1195 fungiert *Lambert.*[1]

Sein Nachfolger ist 1198 *Benedikt,*[2] der sich nicht bestimmen läßt, weil um diese Zeit auch Konrads Sohn Benedikt, der nachmalige Herzog, fungiert.

Allem Anscheine nach ist Obergespan Benedikt 1199 zum Ban und Obergespan von Zala avanciert, deshalb folgt ihm 1199—1200 der Kurialrichter *Weytech*[3] (1199 Obergespan von Csanád), wahrscheinlich Vater des Palatins Theodor von 1222.

1204 sukzediert ihm Kurialrichter *Gyula v. Siklós dg. Kán.*[4]

1205 ist *Thomas dg. Huntpázmán*, Ahn der Grafen von St-Georgen und Bösing, der Obergespan und erhält er in diesem Jahre Bösing, wo ihn der damalige Obergespan von Preßburg, Botho dg. Győr, einführt.[5]

1206—1207 folgt ihm *Nikolaus,*[6] der deßhalb nicht bestimmbar ist, weil gleichzeitig mit ihm ein Nikolaus Obergespan von Csanád ist.

1208—1209 fungiert abermals obiger *Thomas dg. Huntpázmán.*[7] 1216 ist er nicht mehr am Leben.

1214 folgt ihm der uns bekannte *Gyula dg. Rathold.*[8]

1219 stossen wir auf Samod's Sohn *Benedikt,*[9] den wir bereits als Obergespan von Abaujvár und Kurialrichter kennen gelernt haben. Seine Funktion dauerte aber nicht lange, da er schon 1220 die Obergespanswürde von Abaujvár übernahm.

In Neutra folgte ihm 1220 *Johann,*[10] den wir sonst nicht kennen.

Ebenso unbekannt ist uns seiner Abstammung nach der Obergespan *Mikó* von 1223.[11]

Umso bekannter ist uns der Kurialrichter *Ladislaus dg. Borsa,* der 1224—1225 Neutraer Obergespan ist.[12]

1233 kommen zwei Obergespäne vor:

a) *Sebes v. St-Georgen-Bösing dg. Huntpázmán,* Sohn des obigen Obergespans Thomas.[13] Er nennt sich zwar in einer Urkunde ap. Fejer III. 2. 263 do 25. Februar 1231 «Comes quondam Nitriensis», doch scheint

[1] Fejér II. 301. V. 1, 291. Wenzel XI. 59.

[2] Fejér II. 326. Knauz I. 157.

[3] Fejér II. 348. Hazai okmánytár II. 2. Wenzel XI. 73.

[4] Wenzel I. 92.

[5] Wenzel XI. 137.

[6] Fejér III. 1, 47. Wenzel XI. 85.

[7] Knauz I. 193, 194. Hazai okmánytár VII. 4. Fejér III. 2, 466.

[8] Fejér III. 1, 163.

[9] Fejér III. 1, 272. Wenzel VI. 402.

[10] Fejér III. 1, 287.

[11] Fejér III. 1, 395.

[12] Hazai okmánytár IV. 12. VI. 18. Soproni okmánytár I. 17. Wenzel I. 211. VI. 425.

[13] Hazai okmánytár IV. 18. V. 14.

dies sich auf seinen Vater zu beziehen, es wäre denn, dass er (Sebes) zwischen 1225 und 1231 schon einmal Obergespan gewesen. 1214 war er Obergespan von Krassó, 1216 Obermundschenk.

b) Am 1. Oktober *Marzell's Bruder Peter*,[1] vordem (1229—1230) Hofrichter der Königin; Obergespan von Temes (1221) und Abaujvár (1232).

1234—1235 kennen wir *Kemény*;[2] er ist wahrscheinlich Vater des nachmaligen Palatins Lorenz, dessen Sohn Nikolaus Bakó Ahn der Matuchinai geworden.

Im Juni 1236 ist abermals obiger *Sebes v. St-Georgen-Bösing* Obergespan und Mitglied jener Kommission, die im Auftrage des Königs die Besitzverhältnisse der Comitate prüfen.[3]

Am 29. Jänner 1238 fungiert der uns bekannte Obertavernikus *Dominik dg. Ratold*.[4] Schwiegervater des nachmaligen Obergespans Moriz dg. Pok.

Am 21. März 1240 fungiert der Obertruchseß *Matthaeus dg. Csák*, den wir bis 23. März 1242 (damals ist er aber Obertavernikus) antreffen.[5] 1242 löst ihn *Bagomér*, Obergespan von Trencsén, ab,[6] doch amtiert dieser nicht lange, da wir schon am 29. Jänner 1243 den Obertruchseß *Roland dg. Ratold* (nachmaligen Palatin) antreffen, der indessen nur bis 5. Juni dieses Jahres fungiert.[7]

1244 stossen wir auf zwei Obergespäne:

a) Am 15. Juni *Arnold dg. Buzád-Hahold*.[8] Dieser ist 1235—1239 Obergespan von Zala, 1240 von Somogy, 1242 dabei noch Palatin, 1243 Obergespan von Oedenburg.

b) Am 31. Oktober *Balduin*,[9] bisher Obergespan von Eisenburg.

Am 26. April 1245 ist aber Balduin wieder Obergespan von Eisenburg und *Arnold* der von Neutra.[10]

Am 12. Dezember 1245 löst ihn Dragun's Sohn *Stephan dg. Gutkeled*, Kurialrichter, ab, der diese Würde bis 1246 bekleidet.[11] Dieser war 1242—1245 Oberstallmeister, wurde 1246—1247 Palatin, später Ban, 1252 Herzog von Slavonien, 1254 Generalkapitän der Steiermark, als welcher er 1259 starb. Er ist Stammvater der Ráskai, Málczai, Buthkai, Csatári und Márki.

Als Stephan Palatin geworden, folgte ihm am 12. August 1247 der uns schon bekannte Obertruchseß *Moriz dg. Pok*,[12] Ahn der Morócz von Megyesalja und der Megyesi. Am 10. November 1251 ist er abermals Ober-

[1] Wenzel I. 304. VI. 518, 521. XI. 257, 260.

[2] Fejér III. 2, 407. Wenzel VI. 549. 568.

[4] Knauz I. 315. Wenzel VII. 21.

[5] Fejér IV. 1, 111.

[6] Fejér IV. 1, 250. IV. 3, 552. Hazai okmánytár VII. 26. Wenzel VII. 117, 191.

[7] Hazai oklevéltár 9.

[8] Fejér IV. 1, 293. Wenzel VII. 133.

[9] Wenzel VII. 157.

[10] Wenzel VII. 170.

[11] Wenzel XI. 340.

[12] Fejér IV. 1, 388. Hazai okmánytár I. 24. VII. 32. Wenzel VII. 199.

[12a] Wenzel VII. 226, 230, 250.

gespan, diesmal jedoch Hofrichter der Königin.[1] Ob er die Obergespanswürde von 1247 bis 1251 ohne Unterbrechung inne gehabt, wissen wir nicht.

Im Jahre 1255 finden wir als Obergespan den Hofrichter der Königin: *Braunau*,[2] seinem Namen nach zu schließen, einen Oesterreicher.

In den Jahren 1257, 1259 und 1261 fungiert abermals der Hofrichter der Königin, obiger *Moriz dg. Pok.*[3]

Von 1263 bis 19. September 1264 stossen wir auf Ban *Ernő dg. Ákos.*[4] Dieser war 1251 Oberstallmeister, wurde um 1260 Ban von Siebenbürgen, 1267—1269 Kurialrichter, 1272 Obertavernikus, 1273 Ban von Soli und Uzora, 1274—1284 abermals Kurialrichter. Als Obergespan werden wir ihm noch in mehreren Comitaten begegnen. Sein Sohn Stephan war Anfangs des 14. Jahrhunderts Palatin. Dessen Söhne empörten sich gegen Karl Robert; ihre Nachkommen sind unbekannt.

Ernö's Vizegespan ist 1263 *Roland.*[5]

Im Oktober 1267 ist Ban *Ernő* noch Obergespan;[6] wahrscheinlich war er es auch 1265—1266. Da er aber 1267 als Kurialrichter die Leitung des Eisenburger Comitates übernahm, treffen wir ihn in diesen Jahren nicht mehr in Neutra und stossen wir 1269 auf Ban *Csák dg. Buzád-Hahold* als Obergespan von Neutra.[7] Dieser, ein Ahn der Csányi, Szabari und Hahóti, war 1265—1268 Obergespan von Zala.

Vom 3. Juli 1271 bis 27. Juli 1273 stossen wir auf Demeters Bruder *Michael.*[8] Nach Wenzel IX. 63 wäre er zwar noch am 18. Juli 1274 im Amte, doch scheint diese Angabe auf einen Copirfehler zu beruhen. Michael und sein Bruder Demetrius sind eine Zeit lang Patrone von Borsmonostor.

Am 28. Juni 1272 ist ein *Michael* Vizegespan.[9]

Vom 12. Jänner bis 8. September 1274 finden wir den Obergespan *Jakob.*[10] Wenzel XII. 92 hat zwar am 25. September dieses Jahres einen *Johann*, doch dürfte auch diese Angabe sich auf Jakob beziehen. Dieser Jakob war am 10. Jänner 1273 Obergespan von Raab.

Vom 10. Februar 1275 bis 1276 übernimmt wieder obiger *Michael* das Amt,[11] doch löste ihn in Folge der damals sehr häufigen Verschiebungen

[1] Fejér IV. 2, 85. Hazai okmánytár VI. 60.

[2] Fejér IV. 2, 319. Wenzel VII. 384.

[3] Hazai okmánytár V. 110. Wenzel VII. 467, 503. VIII. 5.

[4] Fejér IV. 3, 164. Wenzel VIII. 47, 81, 92.

[5] Wenzel VIII. 81.

[6] Hazai okmánytár VI. 149.

[7] Wenzel III. 200. VIII. 128 (falsch 1265) 226.

[8] Fejér V. 1, 138. V. 3, 461. Hazai okmánytár I. 56. II. 14. VIII. 152, 439. Knauz I. 605. Wenzel III. 253, 273. VIII. 243, 378, 380, 382, 386, 389, 390. IX. 12. XII. 695.

[9] Knauz I. 599. Wenzel XII. 64.

[10] Knauz II. 43. Hazai okmánytár VIII. 164. Wenzel IX. 51, 54, 60, 77. Zichy okmánytár I. 35.

[11] Fejér V. 2, 235, 240, 245, 278, 340. Wenzel IX. 115, 117, XII. 174.

in der Reihe der obersten Würdenträger am 9. August 1276 Csele's Sohn, Ban *Thomas*, ab, den wir noch am 10. November 1277 antreffen, an welchem Tage er auch Obergespan von Komorn und Preßburg war.[1] Dieser war 1275 Kurialrichter, Obergespan von Preßburg und Schintau, im Dezember desselben Jahres Ban von Slavonien, welche Würde er 1276 kurze Zeit noch inne hat.

1277 fungiert zum dritten Male obiger *Michael*,[2] doch haben wir trotzdem keine Anhaltspunkte, etwas über seine Familie und sein Ende mitzutheilen. Fejér VII. 2. 107/8 hat ihn zwar noch 1284, doch dürfte dies eher 1274 heißen.

Am 30. Jänner und 13. März 1279 finden wir Meister *Peter* als Obergespan.[3]

Am 31. April 1281 stossen wir auf *Ivánka*[4] (bei Knauz: Johann), wahrscheinlich ein Ahn der Forgách dg. Huntpázmán.

Vom 10. Juli bis 9. Oktober 1291 amtiert Ban *Gregor*, Obergespan von Bars.[5]

Der letzte Obergespan ist Ivánka's Enkel, Andreas' Sohn *Thomas dg. Huntpázmán*, ein Ahn der Forgách. Wir finden ihn 1292, 1295 (auch Obergespan von Bars), 29. Juli 1298 bis 15. Jänner 1301.[6] (1300 nur Obergespan von Neutra.)

## *50. Oklich.*

1272 fungiert hier *Andreas*, Obergespan von Rovische, Besztercze und Cigra;[7] 1271 war er nur Obergespan von Rovische.

Vom 14. Dezember 1273 bis 25. September 1274 stossen wir auf den Palatin *Dionysius*, der nach kurzer Unterbrechung am 9. März 1275 wieder anzutreffen ist.[8]

1280—1281 fungiert Jaroslav's Sohn *Iván*.[9] Dieser taucht 1258 al adeliger Unterthan von Schloss Zagoria auf, ist 1259 Vertreter des Topliczaer Abtes in einer Streitsache, 1270 Schiedsrichter, macht 1277 den Zisterziten von St-Jakob an der Save eine Schenkung.

[1] Fejér V. 2, 336. Knauz II. 59, 76. Wenzel IX. 147.

[2] Fejér V. 2, 405. Hazai okmánytár VI. 227.

[3] Fejér V. 2, 493. Wenzel XII. 253.

[4] Knauz II. 145. Wenzel IX. 296.

[5] Fejér VI. 1, 118, 130, 180. Hazai okmánytar VII. 219. VIII. 306. Wenzel V. 25. XII. 510.

[6] Fejér VI. 1, 234, 354. VI. 2, 264, 326. VII. 5, 502 (falsch 1292). Wenzel V. 202, 238. X. 329, 380, 385. Knauz II. 480 hat am 2. Februar 1300 einen Andreas als Obergespan von Bars und Neutra, doch ist diese Angabe nur mit großer Vorsicht entgegenzunehmen.

[7] Fejér VII. 3, 142.

[8] Fejér V. 2, 129, 136, 238. Hazai okmánytár I. 63. III. 23. VI. 200, 205. VIII. 164. Wenzel IV. 34, 41. IX. 38, 50, 53, 55, 57, 60, 62, 66, 69, 72, 77. XII. 92, 100, 103, 104, 106, 109, 111, 117. Sztáray okmánytár I. 16. Zichy okmánytár I. 35.

[9] Wenzel XII. 321, 341.

## 51. *Patak.*

1234 kauft Obergespan *Farkas (Wolfgang)* einen Theil der im Borsoder Comitate gelegenen Ortschaft *Málgi*;[1] er ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Mitglied des Genus Miskócz.

1262 kennen wir Obergespan *Simon.*[2]

1272 erhält Veta's Enkel, Nikolaus' Sohn *Dominik*, Obergespan von Sáros und Patak, die im Borsoder Comitate gelegene Ortschaft Ózd. Sein Bruder Demetrius ist damals Obergespan von Bereg.[3]

Am 29. September 1273 fungiert Teke's Sohn *Stephan*, Chef des königlichen Fuhrwesens und Obergespan von Bereg,[4] Ahn der Zsadányi.

## 52. *Peset und Polhana.*

Hier kennen wir nur 1266 den Obergespan *Dionysius.*[5]

## 53. *Pilis.*

1225 ist des jüngeren Königs Béla Pristald in Kroatien *Peter*, Obergespan von Pilis.[6] Die Bezeichnung «Pilisiensis» ist aber hier mit Vorsicht entgegenzunehmen.

Am 1. Juni 1255 und 10. Dezember 1258 finden wir den Obergespan *Philipp.*[7] Seine Abstammung ist unbekannt. Seine Gattin, Enkelin Szoloszló's, Tochter Peters, testiert 1258 und hinterläßt ihre Güter den Söhnen ihrer Schwester, den Ahnen der Nagymihályi und Sztárai.

Vom 26. Februar bis 17. März 1272 ist *Oliver* Obergespan.[8] 1268 war er Obertavernikus der Königin. Er ist wahrscheinlich dg. Rathold.

Ihm folgt am 1. Dezember desselben Jahres (1272) der uns schon bekannte Obertavernikus *Joachim dg. Gutkeled*, den wir bis 30. März 1273 im Amte treffen.[9] Ende Mai (27—28.) 1273 ist aber *Nikolaus dg. Borsa*, Sohn des einstigen Palatins und Bans Ladislaus, erwählter Graner Erzbischof und königlicher Kanzler, Obergespan von Pilis;[10] doch folgt ihm schon am 7. Juni desselben Jahres obiger *Joachim dg. Gutkeled*, den wir nun bis 11. August 1275 auch als Obertavernikus, Obergespan von Press-

[1] Hazai okmánytár VIII. 30.

[2] Hazai okmánytár VI. 111.

[3] Fejér V. 1, 266.

[4] Fejér V. 2, 121. Hazai okmánytár VIII. 176 (falsch 1275).

[5] Wenzel XI. 563.

[6] Wenzel XI. 183.

[7] Fejér IV. 2, 343. Hazai okmánytár VI. 95.

[8] Fejér V. 1, 180, 209. Wenzel VIII. 390.

[9] Fejér V. 2, 57. Hazai okmánytár VIII. 148. Wenzel IX. 5, 11. Hazai oklevéltár 65. Zichy okmánytár I. 32.

[10] Wenzel IX. 18, 34.

burg und Baranya (1275) finden.[1] Fejér V. 2, 397 hat ihn zwar noch 1277, doch ist dieses Datum falsch.

Vom 27. Mai bis 11. Juni 1284 fungiert der Waitzener Bischof *Thomas*, königlicher Hofkanzler.[2]

### 54. *Podgorja.*

Um 1228 fungierte hier der uns seinem schlechten Rufe nach schon bekannte *Lorenz*, Sohn Ompud's, Bruder des Palatins Dionys, vordem Obergespan von Gara.[3]

1249 stossen wir auf *Alexander*,[4] der wahrscheinlich mit dem Vizeban von 1252 und 1256 identisch ist.

### 55. *Pozsega.*

Von 1220 bis 1221 amtiert hier der uns bekannte Oberstallmeister *Ladislaus dg. Borsa*,[5] nachmaliger Palatin und Ban († um 1246).

1259 fungiert *Philipp*.[6]

1263 lernen wir die beiden Vizegespäne *Georg* und *Elias* kennen.[7]

1266 nennt eine Urkunde[8] den Obergespan *Rh.*, mir scheint aber, dass es Th. und demzufolge etwa Thomas heißen soll.

Am 26. Juni 1273 ist Obergespan *Gregor* von Eisenburg gleichzeitig Obergespan von Pozsega.[9]

Bald nach ihm mußte *Lorenz* gefolgt sein, da er 1275 schon als gewesener Obergespan bezeichnet wird.[10]

Am 11. Juli 1293 stossen wir auf *Ugron dg. Csák*,[11] vordem Ban von Severin, Kurialrichter, Obergespan von Syrmien.

Im März 1296 ist *Balog* Obergespan und Kastellan von Pozsega;[12] sein Bruder ist Comes Detrich.

1299 bis 28. August 1300 stossen wir auf *Albert Morosini* aus Venedig, den Oheim Andreas' III.[13]

### 56. *Pozsony (Pressburg).*

Merkwürdigerweise stossen wir in diesem von jeher wegen seiner

[1] Hazai okmánytár I, 63, VI. 197, 201. II. 11. VIII. 152, 164. Wenzel IV. 23, 35, 50—82. XII. 76, 92—111, 140, 150. Tkalčić 53.
[2] Hazai okmánytár IV. 66. Wenzel IX. 388. XII. 415. Zalai okmánytár I. 95.
[3] Wenzel I. 256.
[4] Wenzel VII. 290.
[5] Fejér III. 1, 302. Hazai okmánytár VII. 9. Wenzel XI. 159.
[6] Fejér IV. 2, 501.
[7] Wenzel XI. 529.
[8] Hazai okmánytár VI. 141.
[9] Hazai okmánytár VIII. 154.
[10] Wenzel XII. 149.
[11] Hazai okmánytár VII. 232.
[12] Wenzel X. 233.
[13] Tkalčić 77.

geographischen Lage bedeutenden Comitate erst 1135 auf den ersten Obergespan: den Obertruchsess *Leuka.*[1]

Selbst nach ihm stossen wir noch auf eine Lücke von 48 Jahren, indem wir erst 1183 seinen Nachfolger *Johann* finden,[2] von dem wir außer dem Namen nichts wissen.

1194 und 1195 stossen wir auf *Peter.*[3] Alle Anzeichen sprechen dafür, dass wir es hier mit Tore's Sohn Peter, dem uns bereits bekannten Mörder Gertrud's von Meran von 1213 zu thun haben.

Von dem 1198 vorkommenden *Johann*[4] kennen wir nur den Namen.

*Thomas*, der 1202—1203 amtiert,[5] ist aller Wahrscheinlichkeit dg. Huntpázmán, Ahn der Grafen von St-Georgen und Bösing. 1208—1209 ist er in diesem Falle Obergespan von Neutra; 1201—1202 Obergespan von Oedenburg. Er starb 1216.

Unter Andreas II. ist laut einer Urkunde von 1216[6] *Botho dg. Győr* 1205 der erste Obergespan von Pressburg. Wir kennen ihn nachträglich als Palatin.

Ihm folgt 1206 *Merkur,*[7] der 1205—1206 Ban von Slavonien und Obergespan von Somogy gewesen.

Seine Funktion dauert aber nur kurze Zeit, da wir 1207 den uns bekannten *Ochuz dg. Vázsony* als Obergespan von Pressburg antreffen.[8] Vor seiner Ernennung war er 1206 Obergespan von Zala; später wurde er zu wiederholten Malen Ban.

1208—1210 folgt ihm *Mog,*[9] der Palatin von 1206—1207, 1208 auch Obergespan von Bars.

Sein unmittelbarer Nachfolger ist der uns bekannte *Nikolaus dg. Csák,*[10] Ahn der Kisfaludy.

Noch 1212 löst ihn *Bánk dg. Bór* ab, der abwechselnd als Obergespan von Pressburg auch Palatin war.[11]

Nach Gertruds Ermordung erhielt Bánks Posten *Smaragd v. Zsámbék,* den wir vor Ende 1213 bis 1222 antreffen.[12] Er war 1205—1206 Kurial-

[1] Fejér II. 86. Wenzel I. 51.

[2] Wenzel XI. 48.

[3] Fejér II. 301, V. 1, 291. Wenzel XI. 57, 59.

[4] Fejér II. 331.

[5] Fejér V. 1, 292. Soproni okmánytár I. 6. — [6] Wenzel XI. 137.

[7] Fejér III. 2, 465. Wenzel VI. 308. XI. 85.

[8] Fejér III. 1, 47.

[9] Fejér III. 1, 82. III. 2, 467, 468, 470, 472, 474. Wenzel VI. 325, 334, 335, 343. XI. 94, 96, 102. 108.

[10] Fejér III. 1, 108, 109, 116. III. 2, 254. Wenzel I. 126. VI. 349, 354. XI. 113, 115.

[11] Fejér III. 1, 118, 148. 150. Hazai okmánytár VIII. 12. Wenzel I. 132, 136 (falsch 1214). VI. 359. XI. 118.

[12] Fejér III. 1, 163, 170, 272, 287, 320, 323. VII. 1, 192. Hazai okmánytár VI. 15. Wenzel VI. 368, 402, 408. XI. 129, 156, 173 (Fejér VII. 1, 194 führt 1216 falsch einen Palatin und Kurialrichter Nikolaus als Preßburger Obergespan an.)

richter, 1206 Wojwode von Siebenbürgen, 1208—1209 Obergespan von Bihar. Stammt aus einer aus der Champagne nach Ungarn eingewanderten Familie. Sein Vater ist wahrscheinlich jener Smaragd, der 1166—1167 unter den Reichsgroßen vorkommt. Einer seiner Verwandten (vielleicht sein Sohn) war 1253—1254 Pressburger Propst und starb als Erzbischof von Kalocsa.

Im Jahre 1222 traten in Folge der zwischen Andreas II. und dem Thronerben Béla aufs akuteste ausgebrochenen Reibungen starke Verschiebungen in der Besetzung der obersten Aemter ein. Smaragd wurde 1222 durch den uns bekannten *Tiburtius* (vordem Obergespan von Weissenburg) abgelöst,[1] der ein Anhänger Andreas' II. war; doch dauerte dessen Amtsthätigkeit nicht lange, da ihm noch im selben Jahre (1222) Béla's Anhänger *Buzád dg. Buzád-Hahold*, der uns bekannte nachmalige Ban, olgte und diese Würde bis 1224 inne hatte.[2] Im Frühjahre 1224 war er Béla auf dessen Flucht nach Oesterreich gefolgt, kehrte aber noch im selben Jahre mit Béla zurück, wurde 1225 Obergespan von Eisenburg, 1231—1232 Ban von Slavonien und (1232) Obergespan von Oedenburg.

1224 übernahm nach Buzáds Flucht nach Oesterreich *Bors' Sohn Nikolaus dg. Zách* die Obergespanswürde von Pressburg.[3] Dieser war 1217 ein Begleiter Andreas' II. auf dessen Orientzuge, 1219—1222 Palatin und Obergespan von Oedenburg, wurde 1222 Hofrichter der Königin, in welcher Eigenschaft 1224 ihm die Pressburger Obergespanswürde übertragen wurde. Diese legte er aber noch im selben Jahre zurück und blieb blos Hofrichter der Königin. 1226 übernahm er das Palatinat und die Obergespanschaft von Oedenburg, 1228—1230 wurde er Oberstallmeister und kommt er bis 1233 als Obergespan von Oedenburg vor. Er lebte noch 1241.

Sein Nachfolger im Pressburger Comitate war 1225—1229 der Obertruchsess *Demeter dg. Csák*.[4] Auch dieser hatte Andreas 1217 als Obertruchsess in den Orient begleitet, wurde 1219 Obergespan von Eisenburg, welche Würde er auch seit 1220 als Obertruchsess behielt. 1230—1232 finden wir ihn nur als Obertruchsess. Später wurde er Kurialrichter, in welcher Würde wir ihn zuletzt 1245 treffen.

Nach ihm stossen wir erst 1232 auf den Obergespan *Edus*,[5] eine uns ganz unbekannte Persönlichkeit. Zu bemerken wäre bei ihm allenfalls, dass der Name Edus später in der Familie Bárczai anzutreffen ist.

Vom 1. Oktober 1233 bis 1234 finden wir den Obertavernikus

[1] Fejér III. 1, 374.

[2] Fejér III. 1, 395, 430. VII. 1, 211. Hazai okmánytár V. 10. Wenzel I. 197. VI. 420.

[3] Hazai okmánytár IV. 12. VI. 18. Wenzel VI. 425.

[4] Fejér III. 2, 70, 133, 188. Hazai okmánytár II. 5. VIII. 25. Wenzel I. 211, 252. VI. 455, 477. XI. 212.

[5] Fejér V. 1, 306. Melczer családi okmánytár 3. Wenzel VI. 502.

*Nikolaus,* Sohn des Nikolaus, als Edus' Nachfolger.[1] Dieser, dessen frühere Laufbahn sich nur sehr schwer ermitteln läßt, ist seit 1231 Obertavernikus und wußte sich trotz aller Anfeindungen in dieser hohen Stellung bis András' Tode zu behaupten. Da er aber im Vereine mit dem Palatine Dionys, dem Kameralchef Samuel, dem Comes Mikó (genannt «der Bärtige»), Nikolaus dg. Zách und Anderen an der elenden Wirthschaft der höchsten Beamten in den letzten Regierungsjahren Andreas' sich stark betheiligt, große Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten begangen, wurde er sofort nach Béla's IV. Regierungsantritte als Hochverräther erklärt, scheint aber nur mit dem Verluste der unrechtmäßig erworbenen Güter bestraft worden zu sein. Er lebt noch am 12. April 1246. Seine Familienverhältnisse sind unbekannt. Mit Bezug auf seine Besitzverhältnisse wissen wir nur, dass er 1233 mit Isak dg. Csák einen Streit über das ihm von Andreas II. geschenkte Petlen (im Oedenburger Comitate) hatte, der damit endete, dass beide Parteien die Ortschaft unter sich getheilt; ferner wissen wir, dass er das gewaltsam an sich gebrachte Gut in Barlabáshida (im Zalaer Comitate) an Béla IV. abtreten mußte.

Noch 1235 übernahm unter Andreas II. *Lukas* die Obergespanswürde von Pressburg.[2] Dieser war 1229—1230 Obermundschenk und Obergespan von Bars, 1232—1233 Ban von Severin; mit Béla's IV. Regierungsantritte vertauschte er Pressburg mit Wieselburg, wurde 1237 nach Hont versetzt, 1238 nach Wieselburg, 1239 nach Hont und 1240 wieder nach Wieselburg. Seine Familienverhältnisse sind in Dunkel gehüllt.

Kaum hatte Béla IV. den Thron bestiegen, als er sofort einen seiner liebsten Beamten aus seiner Kronprinzenperiode zum Obergespan von Pressburg ernannte, es war dies Seraphins Sohn *Andreas.* Dieser begann seine Carrière 1225 als Obertruchsess des Thronfolgers, in welcher Würde er sich auch 1231 und 1233 befunden. 1239 traf ihn die Ernennung zum Kurialrichter, wobei er bis 20/12.1240 die Verwaltung des Pressburger Comitates beibehielt.[3] Da wir seit diesem Tage nicht mehr auf seine Spur stossen, unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass er 1241 dem Mordstahle der Tataren zum Opfer gefallen.

Aus dem Namen seines Vaters — Seraphin — ließe sich schließen, dass er etwa ein Schüttler gewesen, weil dieser Name zu seiner Zeit z. B. in dem Schüttler Genus Etre vertreten ist und auch später der Sohn eines Seraphin als Beamter des Pressburger Comitates vorkommt.

Sein Nachfolger ist vom 29. Jänner 1243 bis 12. Dezember 1245 der

[1] Fejér III. 2, 329, 366, 407. Hazai okmánytár IV. 18. Wenzel I. 304. VI 518, 521, 549. XI. 257, 260. Zalai okmánytár I. 17.

[2] Wenzel VI. 508.

[3] Fejér IV. 1, 27, 111. IV. 3, 552. Wenzel VII. 25, 34, 48, 81, 107. XI. 301, 304, 312, 316.

Obertavernikus *Matthaeus dg. Csák.*[1] Erscheint zuerst 1235 als Obertruchsess und Obergespan von Temes, in welch' beiden Würden er noch 1238 anzutreffen ist. 1239 ist er nur Obertruchsess, 1240 und 1241 daneben Obergespan von Neutra, 1242 übernimmt er das Obertavernikat und die Leitung der Comitate Neutra und Oedenburg. Nach 1245 stossen wir eine lange Zeit nicht auf ihn. Erst 1269 finden wir ihn als Wojwoden von Siebenbürgen, als welcher er mit kurzer Unterbrechung noch 1278 fungiert. 1273 ist er Kurialrichter und Ban, 1278—1283 Palatin und Obergespan mehrerer Comitate (auch — wie wir sehen werden — des Pressburgers). Am 25/4. 1283 macht er sein Testament. Er war Kinderlos. Seines Bruders Peter Sohn Matthaeus ist der berüchtigte Oligarch.

Ihm folgt vom 2. Juni 1247 bis 1. Mai 1248 Dionys' Sohn, Palatin *Dionysius von Zalaszentgrót dg. Türje.*[2] Dieser — ein Jugendfreund Béla's IV. — erscheint 1233—1234 als Wojwode von Siebenbürgen, wird 1235—1240 Oberstallmeister (1240 daneben auch Obergespan von Temes); 1241 Ban von Slavonien bis 1247, erhält 1242 den Titel eines Herzogs von Slavonien, wird 1245—1246, dann 1248 Palatin, 1251 Obergespan von Szolnok, 1252 abermals Palatin, Obergespan von Szolnok und Bakony, 1254 und 1256 nur Obergespan von Szolnok, 1258 von Bakony. Am 9. Mai 1264 ist er nicht mehr am Leben.

Unter ihm kommt der Vizegespan *Ivánka* 1248 vor.[3]

Ihm folgt in Pressburg 1248 bis 1. September 1259 der Palatin *Roland dg. Ratold.*[4] Dieser ist 1241 Obermundschenk, 1242—1243 Obertruchsess und Obergespan von Neutra, welch' letztere Würde er mit jener von Oedenburg 1244—1245 vertauscht, 1246 ist er nur Obertruchsess; 1247 ist er Kurialrichter. Von 1261 bis 1267 ist er Ban von Kroatien und Slavonien (1266—1267 Chef von Spalato), 1270—1271 abermals Ban, 1271 erhält er das Banat von Macsó, welches er 1272 und 1273 zeitweise inne hat, in den Zwischenräumen ist er Palatin; 1277 ist er Ban und Kurialrichter; er stirbt 1277/78. Sein Enkel Oliver ist noch 1353 Hofrichter der Königin, Obergespan von Eisenburg und Oedenburg.

Während seiner Amtsdauer kommt in den Jahren 1251 und 1253 der Vizegespan *Puer* vor.[5]

Rolands Nachfolger als Obergespan von Pressburg ist Palatin *Heinrich*

[1] Fejér IV. 1, 293. 324, 388. Wenzel VII. 133, 137, 156, 169, 174. XI. 340, 481.

[2] Fejér IV. 1, 454. Wenzel II. 206. VII. 264.

[3] Fejér IV. 2, 98, 218. Hazai oklevéltár 18. Hazai okmánytár II. 7. IV. 35, VI. 60, 84. VII. 74. VIII. 60. Soproni okmánytár I. 23. Wenzel II. 209, 216, 228, 231, 242, 256, 258, 259, 260. VII. 260, 320, 359, 398, 436, 503, 516. XI. 427. XII. 691.

[4] Wenzel II. 206.

[5] Wenzel II. 222. VII. 358. VII. 273.

*von Güssing dg. Héder* vom 30. November 1260 bis 17. Dezember 1263,[1] was aber nicht ausschließt, dass er bis 1267 es gewesen, urkundlich stossen wir aber nur bis Ende 1263 auf ihn.

Heinrich, ein Sprosse des aus Wildon eingewanderten Genus Hedrich, taucht 1222 zum ersten Male auf; wird 1244—1247 Obergespan von Eisenburg; 1247 und 1251 Obergespan von Somogy, welche Würde er auch 1254, 1256 und 1259 als Kurialrichter behält. 1260 wird er Palatin und bleibt es bis 1267; 1267—1270 wird er Ban von Slavonien, 1272—1273 Ban von Soli und Uzora, 1273—1274 abermals Ban von Slavonien; 1274 fällt er als Ladislaus' IV. Gegner in der Schlacht bei Föveny. Er war ein glühender Gegner Stephans V. in dessen Kämpfen gegen Béla IV. und flüchtete eine Zeit lang an den Hof des Böhmenkönigs Ottokar II.

Ihm folgte vom 15. September 1267—1269 Csák's Sohn *Stephan dg. Csák*, Hofrichter der Königin.[2] Die frühere Laufbahn dieses Mannes ist schwer zu verfolgen. Mit Bestimmtheit tritt er in den Jahren 1243, 1258, 1262 als Ban von Severin auf. 1267 wird er Hofrichter der Königin und Obergespan von Eisenburg, dann von Pressburg, in welcher Eigenschaft er das Hofrichteramt bis 1269 inne hat. Seine Gattin ist die Tochter des einstigen Palatins Botho dg. Győr. 1276 kennen wir seinen Sohn Emerich als Besitzer im Baranyaer Comitate. Als Obergespan von Pressburg war er (1269) mit dem Oberkommando eines ungarischen Armeekorps gegen den Serbenkönig Stephan Urosch I. betraut und kam er hierbei seiner Aufgabe so glänzend nach, dass Stephan Urosch mit seinem ganzen Stabe den Ungarn in die Hände fiel.

Auf ihn folgt 8/9. 1270 bis 3. August 1272 *Aegydius dg. Aba*, königlicher Obertavernikus.[3] Nach Stephans V. Tode flüchtete er an den böhmischen Königshof, kehrte indessen bald nach Ungarn zurück, wurde 23. Mai bis 22. September 1273 Ban von Macsó und Bosnien, 1274—1275 abermals Obertavernikus.

Ihm folgt vom 26. November 1272 bis 10. Jänner 1273 *Ladislaus*,[4] der sich nicht leicht bestimmen läßt. Wahrscheinlich ist er mit dem Kurialrichter von 1273 identisch.

[1] Hazai oklevéltár 40. Hazai okmánytár VIII. 86. Wenzel VIII. 55. XI. 495.

[2] Fejér IV. 3, 386, 437. Hazai oklevéltár 55. Hazai okmánytár VII. 118. VIII. 96 (falsch 1264). Wenzel II. 157. III. 157. VIII. 227, 235. Zalai okmánytár I. 51.

[3] Fejér V. 1, 138. Hazai okmánytár I. 57. VIII. 145. 439. Wenzel III. 253, 273. VIII. 279, 286, 343. 345, 346, 377, 382. 385, 389, 390. XII. 50, 53, 695. Zichy okmánytár I. 30.

[4] Fejér V. 2, 49, 72. Hazai okmánytár VII. 138. VIII. 148. Wenzel IV. 2. IX. 2. 5. 11. XII. 71.

Sein Nachfolger ist seit 6. Juni 1273 bis 1274 der uns bereits bekannte Obertavernikus *Joachim dg. Gutkeled*, Obergespan von Pilis.[1]

Mit Bezug auf Joachims unmittelbaren Nachfolger wäre nun das Folgende zu erwägen:

Der Raaber Propst sendet einen am 27. September eines ungenannten Jahres von dem Raaber Kapitel aufgenommenen Protest an den Palatin und Kumanenrichter D. ab. In diesem Proteste gibt Konrad von Óvár dg. Győr an, dass *Paul*, Obergespan von Pressburg, im Vereine mit den Brüdern Salomo und Stephan von Kiliti seine Besitzungen überfallen und beraubt habe. Da nun von 1273 bis 1281 ein Raaber Propst Karácson bekannt ist und Palatin Dionysius (Obergespan von Oklich) von 1273 bis 25. September 1274 urkundlich bekannt ist, müssen wir — wenn wir unter obigem Paul nicht den Vizegespan verstehen wollen — als Joachims unmittelbaren Nachfolger 1274 den Obergespan *Paul*[2] betrachten, der uns aber allerdings eine sonst unbekannte Persönlichkeit ist.

Vom 24. März bis 4. Juni 1275 stossen wir auf Csele's Sohn *Thomas*, Kurialrichter und Obergespan von Schintau,[3] dem wir bald wieder begegnen werden.

Auf Thomas folgt nämlich 24. Februar 1276 der uns schon bekannte vormalige Obergespan *Matthaeus dg. Csák*, Obertavernikus und Obergespan von Baranya.[4] Da dieser aber bald seine Stellung mit einer anderen vertauschte, folgte ihm am 10. November 1277 abermals Csele's Sohn *Thomas*,[5] der im Dezember 1275 Ban von Slavonien geworden, im August 1276 dabei Obergespan von Neutra gewesen und jetzt nur mehr den Titel eines Bans geführt, daneben aber auch die Comitate Komorn und Neutra verwaltet.

Sein Nachfolger ist 1277 bis 13. März 1279 der Obertruchsess *Stephan*, Sohn Matthaeus' *dg. Csák*.[6] Dieser, dessen frühere Laufbahn sich schwer ermitteln läßt, war 1275 Obertruchsess, Obergespan von Bánya, Bars und Trencsén, 1276 neben seiner Hofcharge Obergespan von Bars und Szolgagyőr. Nach 1279 verlieren wir seine Spur.

Ihm folgt 1279 bis 18. August 1280 obigen Obergespan Matthaeus' Bruder, *Peter dg. Csák*,[7] Obertruchsess und Obergespan von Wieselburg. War 1270—1272 Obermundschenk und Obergespan der Gačka. Unter Ladislaus IV. war er kurze Zeit in Ungnade, kam aber bald wieder in den Vordergrund. 1274—1275 ist er Obergespan von Somogy und Oedenburg,

[1] Fejér V. 2, 156. Hazai okmánytár I. 63. II. 12. VI. 201. VIII. 152. Wenzel IV. 23. XII. 76.

[2] Hazai okmánytár VII. 153.

[3] Fejér V. 2, 245. Wenzel XII. 116.

[4] Wenzel XII. 182.

[5] Knauz II. 76.

[6] Fejér V. 2, 405, 492. Hazai okmánytár VII. 166. VIII. 190. Wenzel XII. 252.

[7] Wenzel IV. 215. IX. 251.

1275—1278 daneben Palatin. Sein Sohn ist der berüchtigte Oligarch Matthaeus.

Unter ihm war 1279 Peters Sohn *Johann* Vizegespan.[1] Dieser — dem wir noch begegnen werden — stammte aus einer 1165 geadelten Pressburger Familie und war Besitzer der im Pressburger Comitate gelegenen Ortschaften Csukárd (Zuckerdorf) und Nyék. Um 1279 hatte er sich gegen Ladislaus IV. empört und einen Angriff gegen das Pressburger Schloss unternommen, wurde aber durch das Eingreifen des Pressburger Stadtrichters Jakobs zurückgeschlagen. 1280 wird er als nur mehr «gewesener» Vizegespan genannt.

Peters Nachfolger in der Obergespanswürde ist am 21. April 1281 *Demetrius*,[2] der aber nur ein einziges Mal als Zeuge des Königs erwähnt wird. Seine Bestimmung ist deshalb nahezu unmöglich. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er mit dem 1280 fungierenden Obergespane von Bars: Demeter dg. Huntpázmán oder mit dem 1282 vorkommenden Baranyaer Obergespane Demetrius identisch. Ihn für den zehn Jahre später fungierenden Pressburger Obergespan Demeter dg. Kathyz zu halten, ist nicht plausibel.

Ihm folgt am 25. August 1282 zum dritten Male obiger *Matthaeus dg. Csák*, Palatin, Obergespan von Somogy und Oedenburg, macht aber schon am 25. April 1283 in Zsámbék sein Testament; damals ist er nur Palatin und Obergespan von Pressburg.[3]

Sein Nachfolger ist vom 1. Jänner bis 6. Juli 1284 der uns bekannte Palatin *Nikolaus v. Güssing dg. Héder*.[4]

1286 ist obiger *Johann dg. Csukárd* wieder Vizegespan.[5] Er hatte seinen Fehler von 1279 gut gemacht, sich gegen die revoltierenden Güssinger und den Wojwoden Apor (dg. Pécz) ausgezeichnet, dabei enormen Schaden auf seinen Csukárder und Nyéker Gütern gelitten, dafür aber auch Ladislaus' höchste Gunst wieder erlangt; er wurde 1287 Obergespan und erhielt am 25. Jänner d. J. Modern verliehen.[6] Er starb im Frühjahre 1291, als er sich im königlichen Lager gegen Oesterreich in Altenburg befand. Mit ihm erlosch seine Linie.

Mit der im Jahre 1287 erfolgten Okkupierung der Pressburger Gegend durch Herzog Albrecht von Oesterreich gelangte auch die Verwaltung dieser Gegend in österreichische Hände. Ein sicherer *Eberhard von Tellesbrunn* ist um diese Zeit Obergespan von Pressburg. Wir kennen nur eine einzige direkt von ihm, leider ohne Jahreszahl, am 21. Juli ausgestellte Urkunde,

[1] Wenzel IX. 252; vgl. IV. 218.
[2] Wenzel IX. 296.
[3] Wenzel IV. 243. IX. 360.
[4] Fejér V. 3, 260. Wenzel IV. 267.
[5] Wenzel IV. 288.
[6] Hazai okmánytár IV. 71. Wenzel IX. 452. XII. 451.

während wir über seine Chronologie nur einige wenige mittelbare Daten besitzen. So wissen wir z. B., dass er am 8. Mai 1289 noch fungiert, hingegen wird am 1. März 1291 und 1292 von ihm als von dem gewesenen Obergespane gesprochen.[1] Die Tellesbrunner stammen aus der gleichnamigen Ortschaft in Niederösterreich. Eberhards Todesjahr kennen wir nicht; seine Witwe Elisabeth vermählte sich mit Heinrich v. Wallsen; Beide starben 1326. Ein Zweig der Tellesbrunner hat sich zu Eberhards Zeiten im Pressburger Comitate niedergelassen, ist von da ins Abaujvárer übersiedelt und hat dort den Namen Somogyi angenommen.

Auf Eberhard folgt vom 9. Oktober 1291 bis 21. März 1292 *Apor dg. Pécz.*[2] Er ist 1283—1284 Wojwode von Siebenbürgen, rebellierte als solcher im Vereine mit den Güssingern gegen Ladislaus IV. in Pressburg. 1293, 1295 und 1297 ist er Kurialrichter, 1298 Palatin.

Sein Nachfolger ist der berüchtigte *Matthaeus dg. Csák* seit 26. Oktober 1293 bis 16. Oktober 1297. Bis 1296 ist er dabei königlicher Oberstallmeister, seit 6. August 1297 aber Palatin.[3] Seine Laufbahn ist eine zu bekannte. Er starb am 18. März 1321.

Unter ihm fungiert 1294 bis 31. Mai 1296 als Vizegespan Meynolds Sohn *Abraham der Rothe.*[4] Am 31. Mai 1296 hat er einen Notar *Nikolaus.* Abraham war ein vorzüglicher Offizier; er zeichnete sich gegen die Oesterreicher bei Tyrnau aus, nahm ihnen die Festung Sasvár ab und wurde vor dem Pressburger Schlosse verwundet; dafür erhielt er von Andreas III. Galgócz; 1297 erwirbt er durch Tausch Szobotiszt; 1324 gibt ihm König Karl das bei Pressburg gelegene Cseklész (Lanschütz), nach dem sich seine Nachkommen nennen. Von seinen Söhnen erscheint Moriz Abraham 1347, Lenkus 1354; des Letzteren Sohn Nikolaus 1361.

Seit 8. Juli 1297 bis 10. Jänner 1300 ist Mikó's Sohn *Demetrius dg. Kathyz,*[5] ein Ahn der Balassa, Obergespan, wobei er auch das Comitat Sohl und 1298 daneben Sáros verwaltet. Dieser kommt 1285 als Obertavernikus der Königin und Obergespan von Sohl vor. Seit 1291 ist er bis 1300 ununterbrochen in letzterer Würde. Als Feldherr hat er sich in dem ungarischen Hülfskorps gegen Adolf von Nassau ausgezeichnet.

Als Vizegespan fungiert unter ihm am 10. Februar und 2. Mai 1299 *Jaroslav dg. Divék,*[6] ein Ahn der Bossányi und Ujfalussy.

Schließlich sei noch erwähnt, dass die ohne Jahreszahl erwähnten

[1] Wenzel I. 89. IV. 348. X. 64, 89.

[2] Fejér VI. 1, 130, 205. Wenzel X. 31, 70. XII. 510.

[3] Fejér VI. 2, 45. VII. 3. 118. Wenzel V. 95, 96. X. 150, 174. XII. 551 555. 570, 572, 640.

[4] Fejér VII. 2, 195. Wenzel V. 100, 144, 146, 157, 160.

[5] Fejér VI. 2, 229. Hazai okmánytár I. 92. VI. 434. Wenzel V. 180, 183, 200, 205. X. 380. XII. 619.

[6] Hazai okmánytár VI. 437, 441.

Vizegespäne *Andreas Schad* und *Rumugus* [1] aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr der Arpadenperiode angehören.

### 57. *Rovische.*

Der erste Obergespan *Hahold dg. Buzád-Hahold* und dessen Vizegespan *Peter* erscheinen am 14. April 1255.[2]

1265 werden zwar *Gregor* (24. Juni), *Moses* (24. Juni), *Jursa* (14. Jänner und 24. Juni), *Markus* (14. Jänner) und *Miroslav* (14. Jänner) «comites» von Rovische genannt,[3] doch ist es fraglich, ob wir sie für Obergespäne halten dürfen.

Entschieden tritt aber 1270 Obergespan *Lorenz* auf.[4]

Vom 3. Juli 1271 bis 1272 fungiert *Andreas*, 1272 auch Obergespan von Bistritz, Oklics und Zigra.[5]

1274 und 1279 ist *Nikolaus von Güssing dg. Héder* im Amte, dabei 1274 auch Obergespan von Zana.[6]

### 58. *Sáros.*

Am 17. Februar 1247 erscheint als erster Obergespan Detre's Sohn *Mikó dg. Kathyz*,[7] ein Ahn der Balassa.[8]

Ihm folgt vom 7. November 1247 bis 13. April 1249 *Tekes*,[9] Ahn der Tornai.

1252 amtiert *Cyprian*,[10] den wir nicht näher kennen.

Von 1253 bis 23. Juli 1255 kennen wir *Michael*, der am 23. Juli 1255 einen Offizial *Blasius* hat.[11]

1261 amtiert abermals obiger *Tekes*,[12] worauf wir auf eine Lücke von neun Jahren stossen, da wir erst am 9. Juni 1270 diesen *Tekes* neuerdings als Obergespan finden.

1270 folgt ihm *Andreas*,[13] der nur ein einziges Mal vorkommt.

Diesem folgt Veta's Enkel, Nikolaus' Sohn *Dominik*,[14] Obergespan von Bereg, 19/3. 1272. Er erscheint als Eigenthümer des im Borsoder Comitate

[1] Hazai okmánytár VII. 330 334.

[2] Fejér IV. 2, 347.

[3] Hazai okmánytár VII. 66. Wenzel VIII. 124.

[4] Wenzel VIII. 327.

[5] Fejér VII. 1, 142. Wenzel III. 253.

[6] Fejér V. 2, 155. Hazai okmánytár VII. 172. Wenzel XII. 283.

[7] Hazai okmánytár VI. 46.

[8] Fejér IV. 1, 469. VI. 2, 376. Hazai okmánytár VI. 51. Wenzel VII. 281.

[9] Hazai okmánytár VI. 68.

[10] Fejér IV. 2, 205, 225. Knauz I. 412. Hazai oklevéltár 28. Wenzel VII. 361, 407. XI. 394. Hazai okmánytár VI. 79.

[11] Wenzel III. 4. VIII. 11.

[12] Hazai okmánytár VI. 172.

[13] Hazai okmánytár VIII. 136.

[14] Fejér V. 1, 266, 190. Wenzel IV. 9.

gelegenen Ózd. Am 18. Dezember 1272 lebt er zwar noch, ist aber nicht mehr Obergespan.

Sein Nachfolger ist am 27. September 1273 obigen Tekes' Sohn *Ladislaus*.[1] Dieser figuriert bis 1294 und stirbt vor 1299. Seine Gattin Ciczilie kommt noch 1300 vor. Er ist der direkte Ahn der Tornai.

Am 15. Juli 1279 ist Obergespan *Demetrius* Eigenthümer des im Nógráder Comitate gelegenen Kürtös.[2] Wir irren kaum, wenn wir ihn mit dem späteren Obergespan dg. Kathyz identifizieren.

1280 amtiert neuerdings obigen Tekes' Sohn *Ladislaus*.[3]

Am 9. August 1281 stossen wir auf die beiden Vizegespäne *Martin* und *Briccius*.[4]

Am 28. Juli 1284 fungiert *Dionysius*, der einmal auch daneben als Ban vorkommt (doch ist auf dieser Urkunde keine Jahreszahl angegeben).[5]

Am 8. Jänner 1285 amtiert *Andreas*,[6] dem aber schon am 15. Juni desselben Jahres Obertavernikus *Lorenz Csete* folgt.[7] (Kommt auch am 28. Juni 1272 vor.)

1298 stossen wir auf den uns bekannten *Demetrius dg. Kathyz*, Obergespan von Pressburg und Sohl.[8]

Ob der im Hazai Okmánytár VII. 332 angeführte Comes *Blasius* (wahrscheinlich Vizegespan) noch zur Arpadenperiode zu rechnen sei, ist unbestimmt.

### *59. Segesd.*

Wir kennen nur am 17. März 1268 den Obergespan *Ipoth*.[9]

### *60. Sempte (Schintau).*

Merkwürdigerweise stossen wir in diesem kleinen, von Manchen nicht einmal als solches anerkannten Comitate schon 1181 auf den Obergespan *Szemere*, der Béla III. im Hause des Comes Stela umgiebt.[10]

1233 ist es Peters Sohn *Csépán*.[11]

Dessen Nachfolger ist *Trusleph*, dem Béla IV. zu einer uns unbekannten Zeit ganz Schintau verliehen. Nach Trusleph's Tode verlieh Béla in Anerkennung der Verdienste Trusleph's und seiner Brüder Leopold und Peter das Comitat diesem *Leopold*, doch kennen wir das Datum der Verleihung nicht.[12] Ladislaus IV. erneuert zwar am 18. August die Verleihung

[1] Fejér V. 2. 121.
[2] Wenzel IV. 181.
[3] Sztáray okmánytár I. 24.
[4] Fejér V. 3, 509.
[5] Hazai okmánytár 261, 305.
[6] Wenzel XII. 440.
[7] Fejér V. 3, 294. Hazai okmánytár VIII. 238.
[8] Wenzel X. 300.
[9] Wenzel VIII. 194.
[10] Wenzel I. 69.
[11] Wenzel I. 315.
[12] Wenzel III. 1.

Béla's IV. zu Gunsten von Trusleph's Sohn Leopold, doch ist es trotzdem wahrscheinlicher, dass dies zu Gunsten von Trusleph's Bruder Leopold geschehen ist.[1]

Am 2. Dezember 1274 fungiert der uns bekannte Obertruchsess der Königin, *Herrand*, Obergespan von Bars.[2]

Am 4. Juni 1275 folgt ihm Csele's Sohn *Thomas*, Kurialrichter und Obergespan von Temes.[3]

## *61. Somogy.*

Obergespan *Otto* gründete 1061 das St-Jakobs-Kloster zu Zseliz.[4]

1094 ist *Gráb* der Obergespan.[5]

1103, 1111 und 1113 fungiert *Theobald*.

Zur Zeit des Graner Erzbischofs Felizian (1127—1139), aller Wahrscheinlichkeit nach 1134, wird Adilberth, ein Bruder des Somogyer Obergespans *Kaladin*, erwähnt.[6]

1203 stossen wir auf *Ratold*.[7]

1205—1206 fungiert der uns bekannte Ban *Merkur*, der 1206 gleichzeitig auch Obergespan von Pressburg ist.[8]

Am 13. April 1208 erfahren wir aus einem Schreiben des Papstes Innozens, dass die bereits verstorbene Tante Königs Andreas' II., Margarethe, Witwe des Obergespans von Somogy: *Andreas*, den Hospitalitern in Ungarn ihre Mitgift testiert und dass des Obergespans Sohn Andronikos das Legat nicht herausgeben wolle; deshalb fordert er den Bischof von Veszprém und den Abt von Bakony auf, bei Andronikos zu intervenieren.[9] Die Funktionszeit dieses mit den Arpaden verschwägerten Obergespans ist nicht zu bestimmen.

1209 und 1213 stossen wir auf *Alexander*,[10] der wahrscheinlich ein Ahn der Grafen von St. Georgen und Bösing dg. Huntpázmán ist.

1214 folgt ihm der uns bekannte Ban *Ochuz dg. Vázsony*.[11]

1219 amtiert der uns gleichfalls sehr bekannte Ban *Gyula v. Siklós dg. Kán*.[12]

1225 erscheint Obergespan *Michael* (auch *Mikó*) im Gefolge des jüngeren Königs Béla.[13]

[1] Wenzel IX. 244.
[2] Wenzel XII. 112.
[3] Fejér V. 2, 245.
[4] Fejér I. 398.
[5] Fejér I. 484.
[6] Fejér II. 43, 58. VII. 4, 57. Hazai okmánytár VIII. 7.
[7] Fejér I. 484. Wenzel I. 242. Knauz I. 86. Tkalčić I. 1.
[8] Fejér III. 1, 22. Hazai okmánytár I. 3, VII. 3. Wenzel VI. 300.
[9] Fejér III. 1. 57.
[10] Wenzel I. 133. (falsch 1214). VI. 360. XI. 94, 102, 118.
[11] Wenzel XI. 129.
[12] Fejér III. 1, 272. Wenzel VI. 401.
[13] Wenzel XI. 184, 185.

Von 1231—1234 erscheint im Gefolge des Herzogs Kolomann von Slavonien Obergespan *Apaj dg. Gutkeled*;[1] er wurde 1237—1239 Ban von Slavonien. Seine Enkel erscheinen als Herren von Keresztur.

1236—1237 fungiert der uns bekannte *Ladislaus dg. Borsa*,[2] nachmaliger Palatin und Ban; unter ihm ist 1237 ein sicherer *Caban* Vizegespan.[3]

1240 bis 16. November 1242 ist *Arnold dg. Buzád-Hahold* der Obergespan. Am 14. und 18. März 1242 ist er daneben auch Palatin.[4] Am 16. November 1242 ist er nur Obergespan. Er war 1235—1239 Obergespan von Zala, wurde 1243 Obergespan von Oedenburg, 1244—1245 von Neutra. Seine Nachkommen kennen wir nur bis zu seinen Enkeln.

Am 29. Jänner 1243 ist zum zweiten Male obiger *Ladislaus dg. Borsa*, diesmal aber als Palatin, Obergespan und bekleidet beide Würden bis 26. April 1245.[5]

Da aber Ladislaus 1245 Ban und Herzog von Slavonien wird, folgt ihm am 12. Dezember 1242 der Palatin *Dionys v. Zalaszentgrót dg. Türje*, der die Obergespanschaft noch am 12. April 1246 inne hat.[6] Seine glänzende Laufbahn haben wir oben geschildert.

Nach Fejér VII. 3, 28 folgt ihm 1246 Palatin *Stephan dg. Gutkeled*, der uns bekannte nachmalige Generalkapitän der Steiermark.

Am 2. Juni 1247 treffen wir jedoch den uns gleichfalls wohlbekannten *Heinrich v. Güssing dg. Héder*,[7] der während seiner Obergespanschaft (wir treffen ihn in den Jahren 1247, 24. November 1251, 28. Juni 1254, 10. November 1256 und 1259) 1254 zum Kurialrichter avancierte.[8] Seine Laufbahn ist wohlbekannt.

Da er 1260 die Palatinalwürde übernahm, folgte ihm 1260 *Moses*, Obertavernikus des Prinzen Béla und Obergespan von Warasdin, dem wir in allen diesen Würden bis Oktober 1267 begegnen.[9] Er ist ein Sohn des Palatins Moses von 1228—1231, und wird 1244 Kurialrichter, 1251 Oberstallmeister (1254 daneben Obergespan von Raab), 1270—1272 Palatin, und stirbt 1280. Seine Laufbahn ist eine sehr bekannte. Er ist ein Ahn der Darói. 1262 ist ein sicherer *Lambert* sein Offizial.

Von 1267 bis 1269 folgt ihm der uns bekannte Palatin *Lorenz*, Sohn

[1] Fejér III. 2, 238, 287, 352, 413.

[2] Fejér IV. 1, 83. Wenzel VII. 22, 39. Hazai oklevéltár 4.

[3] Wenzel II. 77.

[4] Fejér IV. 1, 250, 264. Wenzel II. 144. VII. 191 (falsch 1245). XI. 315. XII. 689.

[5] Fejér IV. 1, 293, 309, 313. IV. 3, 132 (falsch 1263). Wenzel VII. 133, 137, 156, 169. XI. 340.

[6] Fejér IV. 1, 388. Wenzel II. 185. Zalai okmánytár I. 17.

[7] Fejér IV. 1, 454.

[8] Fejér IV. 1, 454. IV. 2, 98, 218. Hazai okmánytár VII. 53. Wenzel VII. 320, 370, 424, 427, 442, 503. XI. 412. XII. 691.

[9] Fejér IV. 3, 111. Hazai oklevéltár 38. Hazai okmánytár VI. 149. Wenzel III. 16, 36. VIII. 47. XI. 511, 566.

Kemény's, 1267 gleichzeitig Obergespan von Kémluk.[1] 1268 ist sein Obernotar *Sebastian* Cantorcanonikus von Pozsega, Domherr zu Stuhlweissenburg.

Ihm folgt 13. Juni 1270 bis 14. Juni 1272 Kurialrichter *Nikolaus*.[2] Dieser war vordem unter Béla IV. Obergespan von Syrmien, trat dann zu Stephan V. über, wodurch er seine sämmtlichen Güter verlor; 1271 gab ihm Stephan dafür Schloss Murány, sammt Forró, Inános, Eltva und Heves.

Obzwar nun eine aus dem Jahre 1272 stammende Urkunde der Königin Elisabeth (ap. Fejér V. 2, 59) den Palatin *Moses* auch Obergespan von Somogy nennt, scheint er damals doch nur den Titel eines solchen geführt zu haben und ist vielmehr Nikolaus' Nachfolger am 3 August 1272 der uns sehr bekannte Ban *Ernő dg. Ákos*;[3] doch dauerte dessen Amtsthätigkeit nicht lange, da wir schon am 26. November 1272 *Emerich* begegnen, den wir bis 29. Mai 1273 in diesem Amte finden.[4] Merkwürdigerweise wird am 12. Mai 1273, wo er als faktischer Obergespan von Somogy unter den Reichswürdenträgern in der Klausel einer Königsurkunde vorkommt, Moses auch Obergespan von Somogy genannt; ein Beweis, dass auch der Titel eines Obergespans manchmal geführt wurde, ohne dass der Inhaber dieses Comitat faktisch verwaltet hätte.

Er wird aber bald faktischer Obergespan. Als solchen finden wir diesen *Moses* seit 27. Mai 1273 bis 25. September 1274, wobei er in letzterem Jahre auch Obertavernikus der Königin, einmal sogar Obergespan der Zips ist.[5]

Am 2. Dezember 1274 löst ihn *Peter dg. Csák* ab, der gleichzeitig Obergespan von Oedenburg wird, und den wir bis 4. Juni 1275 in diesem Amte finden. Ende 1275 wird er Palatin.[6]

Vom 17. Juni bis 27. Juli 1275 treffen wir Ban *Gregor* an,[7] den jedoch im Dezember desselben Jahres (1275) obiger *Moses* ablöst, den wir als Kurialrichter auf diesem Posten bis 25. März 1276 begegnen.[8] Auch

[1] Fejér IV. 3, 386. Wenzel III. 357, 184, 186, 188, 190. VIII. 206, 226, 233. XI. 585. XII. 41.

[2] Fejér V. 1, 138, 178. VII. 2. 12. Hazai okmánytár I. 56. VI. 182. VIII. 145. Tkalčić 47. Wenzel III. 273. VIII. 286, 334, 343, 346, 382, 385, 389, 390. XII. 50, 53, 695.

[3] Hazai okmánytár VIII. 440.

[4] Fejér V. 2, 49. Hazai oklevéltár 65. Hazai okmánytár VI. 193. VII. 138, 141. VIII. 148. Wenzel IV. 2, 27. IX. 2, 3, 5, 11, 16, 34. XII. 71, 80.

[5] Hazai okmánytár II. 12. III. 23. VII. 142. VIII. 152, 164. Wenzel IV. 21, 23, 35. IX. 18, 20, 22, 23, 51, 54, 55, 57, 60, 63, 66, 73, 81, 82, 93. XII. 76, 92, 93, 100.

[6] Fejér V. 2, 245. Hazai okmánytár VIII. 170. Wenzel IV. 37, 52. XII. 113, 116, 133.

[7] Fejér V. 2, 248. Hazai okmánytár. VIII. 179. Wenzel IX. 115. Zalai okmánytár I. 78.

[8] Fejér V. 2, 235 (10. Febr. 1275), 238 (9. März 1275), 340. Hazai oklevéltár 72. Hazai okmánytár VI. 215. Wenzel IX. 114, 117. XII. 144, 174, 700. Zalai okmánytár I. 80.

dessen Funktion dauert aber nicht lange; es war eben die Periode unter Ladislaus IV., in der es zu den stärksten Verschiebungen in den Reihen der Würdenträger gekommen war.

Auf Gregor folgt 1277 Palatin *Dionys*,[1] doch auch dieser wird noch in demselben Jahre (1277) durch den uns bekannten Palatin *Peter dg. Csák* abgelöst, der diese Würde bis 19. Juni 1278 besitzt.[2]

Am 29. Oktober 1279 finden wir aber unseren alten Bekannten: Palatin *Matthaeus dg. Csák*, Obergespan von Oedenburg, Wieselburg und Bánya, der die Somogyer Obergespanswürde noch am 28. Mai 1279 besitzt.[3]

1280 stossen wir auf den Palatin *Finta dg. Aba*, Obergespan von Oedenburg;[4] dieser war 1278—1279 Wojwode von Siebenbürgen.

Am 10. September 1283 ist neuerdings *Gregor* am Ruder.[5]

Fejér VII. 2, 108 hat 1284 *Peter*, Obergespan von Oedenburg, als Somogyer Obergespan; dies soll aber 1274 heißen.

Am 13. Oktober 1286 fungiert Palatin *Mokján dg. Aba*, Obergespan von Oedenburg.[6]

Am 20. August 1288 bekleidet *Ochuz dg. Buzád-Hahold* diese Würde.[7] Er war 1274 Obergespan von Veszprém und wurde 1296 Hofrichter der Herzogin Thomasina. Er ist der direkte Ahn der Szabari.

Fejér V. 3, 481 gibt am 8. September 1289 den Palatin *Nikolaus v. Güssing dg. Héder* als Obergespan von Somogy an; da aber am 9. September dieses Jahres urkundlich *Rainold* als Palatin vorkommt, ist Fejérs Angabe höchst fraglich.

Hingegen ist dieser *Nikolaus v. Güssing dg. Héder* als Palatin und Obergespan von Weissenburg vom 10. April bis 6. Dezember 1291 und am 6. Juni 1295 mit Bestimmtheit auch Obergespan von Somogy.[8]

Vom 18. Oktober 1298 bis 29. August 1299 ist *Ivánka* Obergespan von Somogy; unter ihm stossen wir auf folgende Comitatsbeamte:

*a)* während derselben Zeit auf den Vizegespan *Peter*,

*b)* am 18. Oktober 1298 auf die Stuhlrichter:

α) *Johann's Sohn Johann*,

β) *Martin's Sohn Michael*,

γ) *Led*.[9]

Am 17. Juli 1299 kommt nach Fejér VI. 2, 229 der Obertavernikus

[1] Wenzel IX. 354.

[2] Fejér V. 3, 333.

[3] Hazai okmánytár VI. 334.

[4] Hazai okmánytár VII. 219. Wenzel V. 25. X. 191, 424, XII. 502, 510, 512, 513, 514.

[5] Hazai okmánytár VII. 269. VIII. 380. Wenzel 5. 233, 234.

[6] Fejér V. 2, 405. Hazai okmánytár VI. 227.

[7] Hazai okmánytár VIII. 190. Wenzel IV. 171.

[8] Fejér V. 2, 477. VII. 2, 76. Hazai okmánytár V. 63. Wenzel IX. 223. XII. 252, 701.

[9] Wenzel IX. 269. XII. 704.

*Dominik dg. Ratold*, Obergespan von Nógrád auch als Somogyer Obergespan vor; wenn dieses Datum richtig ist, war er aber nur Titularobergespan.

Wenzel X. 411 gibt in seinem Rubrum an, *Ochuz (dg. Buzád-Hahold)* sei 1300 Obergespan von Somogy gewesen. Die von ihm angeführte Urkunde hat aber keine Jahreszahl.

## 62. *Sopron (Oedenburg).*

Der erste Obergespan ist hier ein Deutscher: der aus Wildon eingewanderte *Hedrich dg. Héder*, Ahn der Hédervári;[1] er wird 1150—1157 Kurialrichter, 1162 Palatin.

Sein Nachfolger *Lorenz* kommt nur ein einziges Mal in einer mit Jahresangabe versehenen Urkunde (1165) vor, allerdings nur als Kurialrichter; doch wissen wir aus anderen Urkunden, dass Kurialrichter Lorenz im vierten Regierungsjahre Stephan's III. (1165) auch Obergespan von Oedenburg gewesen und dass unter Géza II. (1141—1161) ein Lorenz die beiden Comitate Eisenburg und Oedenburg gemeinsam verwaltet.[2]

Der nächste Obergespan ist 1192—1194 *Andreas*,[3] den wir wohl nicht bestimmen können; doch ist es mehr als wahrscheinlich, dass er mit dem an des Prinzen Andreas' Hofe sich am 11. Mai 1198 aufhaltenden Bane von Slavonien und dem vor 1208 gestorbenen Obergespane von Somogy, dem Gatten der Margarethe, einer Tante Andreas' II. identisch ist.

Ihm folgte 1197 *Dionys*,[4] der aber 1198 die Obergespanswürde von Abaujvár erhielt, wodurch die Oedenburger 1198 an *Nikolaus* gelangte.[5] Auch dessen Funktion dauerte aber nicht lange, da wir 1199—1200 den uns bekannten *Csépán dg. Győr* treffen.[6] (Er starb 1209 als Palatin; er ist ein Ahn der Óvári-Gyulai.)

Um diese Zeit brachten es die zwischen König Emerich und seinem Bruder Andreas ausgebrochenen Streitigkeiten mit, dass in der Besetzung der obersten Aemter eine starke Verschiebung eingetreten, und so finden wir schon 1201 in der Person *Peter*'s einen frischen Obergespan von Oedenburg.[7] Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir in ihm den nachmaligen Mörder Gertruds von Meran erkennen.

Seine Thätigkeit war von nicht langer Dauer; noch 1201 löste ihn *Thomas* ab, der sein Amt aber auch nur bis 1202 behielt;[8] er ist aller

[1] Fejér II. 86. Wenzel I. 51.

[2] Sopronmegyei okmánytár I. 8. Wenzel I. 22, 66. Zichy okmánytár I. 3.

[3] Fejér II. 289, 301. V. 1, 291. Knauz I. 146. Wenzel VI. 184. XI. 54, 59, 60.

[4] Fejér II. 309.

[5] Wenzel VI. 195.

[6] Fejér II. 448, 365. Hazai okmánytár II. 2. V. 4. Wenzel XI. 73.

[7] Fejér II. 387, 388. Hazai okmánytár V. 5.

[8] Fejér II. 385. Knauz I, 163, 164. Wenzel VI. 225 (falsch Zips).

Wahrscheinlichkeit nach Ahn der Grafen St Georgen-Bösing dg. Huntpázmán und von 1202—1203 Obergespan von Pressburg.

Diesem folgte 1202—1204 neuerdings obiger *Csépán dg. Győr*,[1] der 1205 die Obergespanswürde von Bács erhielt.

1206 stossen wir auf drei Obergespäne:

*a)* der uns bekannte Palatin *Mog*,[2] der aber im selben Jahre die Verwaltung des Biharer Comitat übernahm;

*b)* der uns bekannte *Marcell*,[3] der gleichfalls im selben Jahre Obergespan von Csanád wurde;

*c)* Konrads Sohn *Benedikt*,[4] bisher Wojwode von Siebenbürgen; dieser hatte die Obergespanswürde bis 1207 inne,[5] in welchem Jahre sie der uns bekannte *Gyula v. Siklós dg. Kán* auf kurze Zeit übernahm,[6] worauf 1208 abermals obiger *Benedikt* ans Ruder kam.[7] Dieser erhielt aber noch im selben Jahre die Wojwodschaft von Siebenbürgen, die er bis 1209 behielt, worauf wir jede Spur von ihm verlieren. Erst aus einer viel späteren Urkunde erfahren wir, dass er den Herzogstitel erhalten, sich gegen Andreas II. empört, seiner Güter verlustig erklärt und ins Exil geschickt wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er 1210 an dem Complotte gegen Andreas betheiligt, das den Zweck hatte, die in Griechenland lebenden Söhne des Prinzen Géza auf den Thron zu berufen. Seine Gattin, die arragonische Tota, war eine gefeierte Schönheit. Nachkommen dürfte er nicht hinterlassen haben.

Durch seine Ernennung zum Wojwoden von Siebenbürgen wurde 1208 die Oedenburger Obergespanswürde abermals frei, worauf sie (1208) neuerdings obiger *Marcell* erhielt, der sie bis 1209 inne hatte.[8] Da er aber 1209 die Verwaltung des Bácser Comitats erhielt, wurde Oedenburg wieder frei.

Ihm folgte 1209, 1211 und 1212 obiger *Ochuz dg. Vázsony*.[9]

1212—1213 stossen wir auf Obergespan *Nikolaus*,[10] den wir — da zu dieser Zeit viel Würdenträger dieses Namens vorkommen — nur sehr schwer bestimmen können. Am wahrscheinlichsten ist er dg. Zách.

1213 folgt ihm *Andreas*,[11] für dessen nähere Bestimmung wir keinerlei nähere Anhaltspunkte haben.

[1] Fejér V. 1, 293. Soproni okmánytár I. 6. Wenzel I. 92.

[2] Hazai okmánytár VII. 3.

[3] Fejér III. 1, 32. Knauz I. 186. Wenzel XI. 85.

[4] Knauz I. 185. Wenzel VI. 308.

[5] Wenzel VI. 315.

[6] Fejér III. 1, 47.

[7] Fejér III. 2, 467.

[8] Fejér III. 1, 66. III. 2, 470. Wenzel I. 98. VI. 325, 334.

[9] Fejér III. 1, 111, 124. III. 2, 472. Wenzel VI. 335. XI. 94. 96, 102, 113. Hazai okmánytár VIII. 15.

[10] Hazai okmánytár VI. 11. Wenzel VI. 360. XI. 118.

[11] Fejér III. 1, 148. Wenzel I. 132.

Noch 1213 löste ihn *Johann* ab, der diese Würde bis 1214 behielt.[1] Auch dieser ist unbestimmbar, doch ist es wahrscheinlich, dass er mit dem Bane von Slavonien von 1215 identisch ist.

1215 stossen wir auf Palatin *Gyula v. Siklós dg. Kán.*[2]

Von 1219 bis 1224 bekleidet diese Würde der uns bekannte *Nikolaus dg. Zách,* Sohn des Bors. Hierbei ist er von 1219 bis 1222 Palatin, von 1222 bis 1224 Hofrichter der Königin.[3]

Da er 1224 die Obergespanswürde von Pressburg übernahm, folgte ihm 1224—1226 in Oedenburg Palatin *Gyula v. Siklós dg. Kán.*[4] 1226 finden wir aber auf kurze Zeit wieder den Palatin *Nikolaus dg. Zách.*[5] Im selben Jahre 1226 lernen wir auch den ersten Vizegespan: *Peter* kennen.[6]

1228 fungiert neuerdings der ältere *Gyula v. Siklós dg. Kán,* eine Zeit lang gleichzeitig Ban.[7]

1230 stossen wir abermals auf *Nikolaus dg. Zách,*[8] der diesmal auch Oberstallmeister ist.

1231 ist es neuerdings *Gyula v. Siklós dg. Kán.*[9]

1232 finden wir den uns bekannten *Buzád dg. Buzád-Hahold,*[10] den aber 1/10. 1233 neuerdings *Nikolaus dg. Zách* ablöst.[11]

Auch dessen Thätigkeit erlischt bald. 1234 tritt an seine Stelle der Obertruchsess von 1231—1232 *Phila.* Dieser[12] erhielt nach Abzug der Tataren von Béla IV. die im Trencséner Comitate gelegenen Ortschaften Bittse und Husznica (Hooznic), wurde Ban und ließ sein Leben in Russland als Gefangener, nachdem er an Rostislav's Seite gegen die Halicser gekämpft (wahrscheinlich Dezember 1249). Seine Nachkommen sind die Herren von Szeretva.

Der letzte Obergespan unter Andreas II. ist 1235 *Osl dg. Osl,*[13] nachmals (1240) Ban von Severin; Ahn der Ostffy v. Asszonyfalva.

Mit Béla IV. Regierungsantritte finden wir 1235 bis 21. März 1240

[1] Fejér III. 1, 263. VII. 1, 192. Wenzel VI. 368. XI. 129.

[2] Knauz I. 208.

[3] Fejér III. 1, 272, 287, 320, 370, 381, 395. V. 1, 302. Hazai okmánytár V. 10. VII. 9. Knauz I. 223, 237. Wenzel I. 166, 167, 168, 169, 175, 180, 197, 208, 260. VI. 401, 408, 409, 420. XI. 156, 159, 163, 173 (falsch 1223), 175.

[4] Fejér III. 2, 70. Hazai okmánytár IV. 12. VI. 18. Soproni okmánytár I. 17. Wenzel I. 211. VI. 425, 426, 435. XI. 176.

[5] Wenzel I. 220, 221. II. 259. VI. 437.

[6] Fejér III. 2, 97.

[7] Fejér III. 2, 133, 140. Hazai okmánytár II. 5. VIII. 25. Wenzel I. 252. V. 455.

[8] Fejér III. 2, 206.

[9] Wenzel XI. 223.

[10] Wenzel I. 293.

[11] Fejér III. 2, 239, 366. Hazai okmánytár IV. 19. V. 14. Wenzel I. 303. VI. 518, 521. XI. 257, 260.

[12] Fejér III. 2, 405. Wenzel. VI. 552.

[13] Wenzel VI. 568.

Gug's Sohn *Csák dg. Csák,*[1] dem wir noch begegnen werden. Von seinen Nachkommen kennen wir seinen Urenkel Paul 1330.

Die Tatareninvasion brachte selbstverständlich eine Verschiebung in den Reihen der Würdenträger mit. So finden wir denn an Csák's Stelle am 16. November 1242 den uns wohlbekannten Obertavernikus *Matthaeus dg. Csák,* Obergespan von Neutra,[2] am 29/1. 1243 hingegen den gleichfalls wohlbekannten *Arnold dg. Buzád-Hahold,*[3] dem aber schon 15/6. 1244 der uns gleichfalls wohlbekannte *Roland dg. Ratold,* königlicher Obertruchsess bis 12. Dezember 1245 folgt.[4]

Vom 2. Juni 1247 bis 1. Juni 1255 finden wir neuerdings obigen *Csák dg. Csák* als Obergespan; 1247 war er dabei Oberstallmeister, seit 1248 aber ohne Unterbrechung Obertavernikus.[5]

Vom 11. Oktober 1257 bis 1269 stossen wir auf den uns als Obergespan von Locsmánd bereits bekannten *Lorenz dg. Aba,* Ahn der Athinai, seit 1259 ohne Unterbrechung gleichzeitig königlicher Obertruchsess.[6]

Am 13. Juni 1270 folgte ihm der uns schon bekannte Palatin *Moses* (II.), der die Obergespanswürde von Oedenburg (mit dem Palatinate, der Obergespanschaft Szeben und dem Banate von Slavonien) bis 14. Juni 1272 inne hatte.[7]

Am 27. November 1272 löst ihn Palatin *Lorenz dg. Aba* ab, den wir bis 1. Dezember 1272 auf diesem Posten finden.[8]

Ihm folgt vom 2. Jänner bis 30. März 1273 der gewesene Palatin *Lorenz,* Sohn Kemény's, diesmal auch Obergespan von Verbász.[9]

Vom 12. bis zum 29. Mai ist wieder Palatin *Lorenz dg. Aba,* Obergespan von Baranya, am Ruder,[10] worauf ihm am 7. Juni desselben Jahres (1173) *Johann v. Güssing dg. Héder* (Sohn des Bans Heinrich) folgt und die Obergespanswürde bis 21. August 1274 behält.[11]

[1] Fejér IV, 1. 27, 98. 111, 149, IV. 3, 552. Hazai okmánytár III. 2. IV. 20. Wenzel II. 91, 185. VII. 44. XI. 275, 294.

[2] Fejér IV. 1, 264.

[3] Wenzel VII. 133.

[4] Fejér IV. 1, 324, 388. Wenzel VII. 157, 169. XI. 340.

[5] Fejér IV. 1, 454, 457. IV. 2, 63, 98, 218, 343. Hazai okmánytár I. 27. VI. 75. Wenzel VII. 266, 305, 320, 356. XII. 691. Zalai okmánytár I. 21.

[6] Fejér IV. 3, 148, 436. Knauz I. 560. Kubinyi I. 54. Soproni okmánytár I. 25, 30. Wenzel II. 284. VII. 503. VIII. 49, 50, 55, 226.

[7] F. V. 1, 21, 79, 138, 178, 241. VII. 2, 12, 17. Hazai okmánytár I. 57. VI. 182, VIII. 145. Soproni okmánytár I. 35. Tkalčić 47. Wenzel III. 253, 273. VIII. 342, 346, 380, 382, 385, 389, 390, 392. XII. 50, 695. Zichy okmánytár I. 31.

[8] Fejér V. 2, 49, 57. Hazai okmánytár VII. 138. VIII. 148. Wenzel IV. 2. IX. 2, 5.

[9] Hazai oklevéltár 65. Fejér V. 2, 71, 82. Hazai okmánytár VI. 194. Wenzel IX. 11.

[10] Fejér V. 2, 88. Hazai okmánytár VII. 140. Wenzel IV. 27. IX. 16.

[11] Fejér V. 2, 105, 154. Hazai okmánytár I. 64. II. 11, 14. III. 23. VIII. 164, 166. Knauz II. 43. Wenzel IV. 23.

Am 8. September 1274 ist wieder ein *Lorenz* der Obergespan[1], worauf am 2. Dezember 1274 ihn der bekannte *Peter dg. Csák*, Obergespan von Somogy ablöst, den wir noch am 10. Februar 1275 antreffen.[2] Am 9. März 1275 ist es wieder obiger *Johann v. Güssing dg. Héder*,[3] dem vom 24. März bis 4. Juni 1275 abermals obiger *Peter dg. Csák* folgt.[4] Auch seine Funktion ist also nicht von Dauer.

Vom 17. Juni bis 11. August finden wir Johann's Bruder *Nikolaus v. Güssing dg. Héder*;[5] als aber *Peter dg. Csák* am 2. Dezember 1275 die Palatinswürde erhielt, übernahm er damit neuerdings die Obergespanswürde von Oedenburg, die er bis zum Sommer 1276 behielt.[6]

Am 9. August 1276 löst ihn Palatin *Nikolaus v. Güssing dg. Héder* ab und bleibt in beiden Würden bis 1277,[7] wo ihm am 10. November (1277) der uns bekannte *Matthaeus dg. Csák*, Obergespan von Eisenburg und Wieselburg folgt, und der es doch dazu bringt, bis 9. August im Amte zu bleiben. Seit 1278 war er daneben Palatin, Obergespan von Bánya, Baranya, Wieselburg, Somogy.[8]

1280 stossen wir auf Palatin *Finta v. Szaláncz dg. Aba*, Obergespan von Somogy.[9]

Am 25. August 1282 fungiert neuerdings Palatin *Matthaeus dg. Csák*, Obergespan von Somogy und Preßburg.[10]

Am 27. Februar 1283 amtiert ein sicherer *Ladislaus*, der sich unserer näheren Bestimmung entzieht.[11] (Für 1284 hat Fejér VII. 2, 107/8 einen *Peter*, Obergespan von Somogy, doch soll es hier wohl 1274 heißen.)

Am 8. Juni kennen wir den Palatin *Johann v. Güssing dg. Héder*, der diese beide Würden noch am 8. August 1288 inne hat,[12] doch folgt ihm noch im selben Jahre Palatin *Peter dg. Csák*, Obergespan von Wieselburg.[13]

Vom 22. Februar 1291 bis 4. August 1292 ist abermals *Johann*

IX. 22, 23, 29, 51, 54, 55, 57, 60, 63, 66, 69, 73, 79, 81, 82. XII. 76, 78, 93, 95, 97, 100, 101, 103, 105, 107, 109, 111, 698. Zichy okmánytár I. 35.

[1] Fejér V. 2, 213. Wenzel IX. 77. XII. 118.

[2] Fejér V. 2, 235. Hazai okmánytár VIII. 170. Wenzel IV. 37. IX. 73. XII. 113.

[3] Fejér V. 2, 238. Hazai okmánytár VI. 205.

[4] Fejér V. 2, 240, 245. Wenzel XII. 116.

[5] Fejér V. 2, 248, 258. Hazai okmánytár VIII. 174, 179. Tkalčić 53. Wenzel IX. 115, 119, 121 XII. 138, 140. Zalai okmánytár I. 78.

[6] Fejér V. 2, 278, 340. Hazai oklevéltár 72. Wenzel IX. 114, 117. XII. 135, 144, 174. Zalai okmánytár I. 83.

[7] Fejér V. 2, 336, 397. Hazai okmánytár III. 25. Wenzel IX. 180.

[8] Fejér V. 2, 405, 447, 477, 492. Hazai okmánytár V. 63. VII. 166. VIII. 190. Knauz II. 76. Kubinyi I. 113. Wenzel IV. 203. IX. 250. XII. 221. Soproni okmánytár I. 45.

[9] Fejér V. 3, 61. Hazai okmánytár VI. 264. Wenzel IX. 269.

[10] Wenzel IV. 243.

[11] Soproni okmánytár I. 48. Wenzel IV. 380.

[12] Hazai okmánytár VI. 333. VII. 203.

[13] Uj magyar muzeum 1851/2 I. 211.

*v. Güssing dg. Héder* Obergespan, diesmal aber als königlicher Obertavernikus und seit 1292 auch als Obergespan von Eisenburg.[1]

Erst am 25. November 1295 stossen wir wieder auf diesen *Johann v. Güssing dg. Héder*, Obergespan von Eisenburg.[2]

Am 17. Juli und 5. September 1299 kennen wir *Paul von Komárom*, Obergespan von Raab, Komorn und Wieselburg.[3]

### *63. Szabolcs.*

Obertruchseß *Simon* ist 1214 der erste Obergespan.[4]

Am 27. Oktober 1239 amtierte *Lorenz*.[5]

1262 stossen wir auf einen sicheren *Nikolaus*.[6]

Alle diese drei sind unbestimmbar, höchstens ließe sich vermuthen, dass Simon 1215 die Wojwodschaft von Siebenbürgen erhalten.

1268 bekleidet Drug's Sohn *Alexander* diese Würde.[7] Er hatte sich in der Schlacht von Izsaszeg sehr ausgezeichnet; er war es, der den Schild des feindlichen Oberkommandanten (Kemény's Sohn Lorenz') an Stephan abschickte; dafür erhielt er 1268 von Stephan unter Anderem das im Zempléner Comitate gelegene Gesztely.

Von 1270 bis 10. Jänner 1273 ist der uns bekannte *Rainald dg. Bastech*, Ahn der Rozgonyi, Obergespan; 1270 war er daneben königlicher Oberstallmeister und Obertruchseß des Prinzen Ladislaus, 1272—1273 aber nur königlicher Obertruchseß.[8]

Um 1284 kennen wir die Stuhlrichter: *Hodos, Michael* und *Johann*.[9]

Um 1293 fungiert Vizegespan *Stephan*.[10]

### *64. Szász ispánok (Sachsengrafen).*

Am 20. Juli erscheint *Dietrich (Detre)*.[11]

1277 fungiert *Henno*, ein Bruder Arnold's.[12]

Vom 24. Juni 1278, 1280 und 4. Juli 1282 amtiert *Elias*.[13]

1294, 1295 und 1298 kennen wir *Hilbrand*.[14]

1299 erscheint *Jordan*.[15]

[1] Fejér VI. 1, 89, 230, 151. Hazai okmánytár II. 20. VII. 219. Wenzel V. 25, 26, 68, 269. XII. 502, 510, 670.

[2] Wenzel X. 198, 204.

[3] Fejér VI. 2, 230. Hazai okmánytár VII. 281.

[4] Fejér III. 1, 163.

[5] Fejér IV. 1, 158. Wenzel VII. 73.

[6] Knauz I. 472.

[7] Hazai okmánytár VI. 153.

[8] Fejér V. 1, 154. V. 2, 72. Wenzel IX. 3, 5, 12, 35. Hazai okmánytár VIII. 148.

[9] Hazai okmánytár VII. 184.

[10] Zichy okmánytár I. 81.

[11] Fejér V. 1, 167.

[12] Fejér V. 2, 414.

[13] Fejér V. 3, 47. Hazai okmánytár VI. 280. Wenzel XII. 237.

[14] Fejér VI. 1, 328, 371.

[15] Fejér VI. 2, 210.

### 65. Szatmár.

Nach Fejér VII. 3, 18 ist schon um 1215 ein Obergespan *Danisán* zu verzeichnen.

1216 wäre nach Fejér VII. 1, 196 *Wenzel* zu finden.

1221 nach Fejér VII. 1, 315 *Zacharias.*

1262 nach Knauz I. 472 *Wolfgang* (Farkas).

Am 23. Juni 1272 fungiert *Demetrius,* Obergespan von Kraszna und Telegd.[1]

Am 30. September 1274 stossen wir auf den uns bekannten Ban *Ernő dg. Ákos,* Kurialrichter, den wir in allen diesen Stellungen auch 1278 begegnen.[2] Hingegen scheint Fejér VII. 2, 108 sich zu irren, wenn er den Kurialrichter Ernő noch 1284 als Obergespan von Szatmár fungieren läßt.

Am 13. Juni 1285 amtiert *Stephan dg. Borsa,*[3] ein Bruder des bekannten Wojwoden Roland v. Siebenbürgen.

Am 9. Oktober 1291 stossen wir auf den Bodroger Obergespan *Jakob.*[4]

Am 26. Oktober 1296 erhält Oliver's Sohn *Nikolaus dg. Ratold,* königlicher Obermundschenk, das im Szabolcser Comitate gelegene Kovás; er hatte sich in den Feldzügen gegen Oesterreich, gegen den Wojwoden Roland und gegen die Güssinger ausgezeichnet. Dieser Nikolaus taucht schon 1283 urkundlich auf.

Am 30. November 1299 lernen wir die Stuhlrichter: *Lothard, Mikó, Thomas* und Comes *Briccius* kennen.[5]

Ohne Jahreszahl werden erwähnt:

*a) Paul,* Obergespan von Bihar und Kraszna.[6]

*b)* Briccius' Sohn *Johann,* Obergespan von Arad;[7] doch läßt es sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen, dass diese Beiden noch der Árpádenperiode angehören.

### 66. Szeben (Hermannstadt).

Die Funktionszeit des ersten Obergespans *Joachim dg. Türje* kennen wir nicht. Wir wissen nur, dass er ein Sohn des Comes Gecha war und unter Andreas II. sich große Verdienste erworben. 1214 war er sein Pristald im Eisenburger Comitate. Zu Béla's IV. Regierungsantritte war er nicht mehr am Leben. Einer seiner Sohne ist der Graner Erzbischof Philipp.[8] Möglich ist der uns bekannte Barser Obergespan Gecha sein Bruder.

[1] Wenzel VIII. 395.
[2] Knauz II. 90. Wenzel XII. 90.
[3] Zichy okmánytár I. 63.
[4] Fejér VI. 1, 130. Wenzel XII. 510.
[5] Hazai okmánytár VII. 283. Hazai okmánytár VII. 315.
[7] Hazai okmánytár VII. 391.
[8] Wenzel VII. 310.

Sein nächster Nachfolger ist erst 1266 der uns bekannte Palatin Stefans V.: *Dominik dg. Csák*, Obergespan von Bács.[1]

Am 25. November 1268 finden wir Stephans Palatin und Hofrichter, den uns bekannten Tombolds Sohn *Benedikt*.[2]

Am 18. Mai 1270 bekleidet Palatin *Moses*, Obergespan von Oedenburg, diese Würde,[3] aber schon vom 13. Juni 1270 finden wir als ihrem Inhaber den königlichen Oberstallmeister *Albert*, eine bis dahin uns unbekannte Persönlichkeit, die wir bis 14. Juni 1272 auf diesem Posten finden;[4] da er aber am 3. August dieses Jahres als Ban von Severin erscheint, finden wir an diesem Tage (3. August 1272) an seiner Stelle den Oberstallmeister *Nikolaus*.[5]

Am 30. März 1273 taucht aber wieder ein anderer Inhaber dieses Postens auf: der Kurialrichter *Ladislaus*, Obergespan von Baranya.[6]

Diesem folgt vom 26. April 1274 bis 1276 Alexanders Sohn Ban *Alexander v. Kárász*, Obergespan v. Doboka,[7] vordem Kurialrichter. Im 14. Jahrhundert nimmt ein Zweig seiner Nachkommen den Namen «de Solmos» an.

Vom 30. Jänner bis 13. März 1279 finden wir den Oberstallmeister *Peter*,[8] der aller Wahrscheinlichkeit dg. Aba und Herr von Szaláncz ist, was dadurch beglaubigt wird, dass sein Nachfolger 1280 *Amadeus* v. Szaláncz *dg. Aba*, ein Bruder des Kurialrichters (von 1280) Peter und des Palatins Finta wird.[9]

Anfangs (2—4.) Novemb. 1290 finden wir den Obergespan *Andreas*.[10]

## *67. Székler Obergespäne.*

Der erste Obergespan, Szoboszló's Sohn *Bagomér*, führt sich als Krieger ein. Vor Bélas IV. Regierungsantritte wurde er in einem mit den Bulgaren gehabten Gefechte gefangen genommen. Die Zeit dieses Feldzuges läßt sich nicht genau bestimmen.[11] Dieser Bagomér ist wahrscheinlich 1225 u. 1238 Belas Obermundschenk, 1241—1243 Obergespan von Trencsén.

[1] Wenzel VIII. 147. Hazai okmánytár VIII. 325.

[2] Hazai oklevéltár 53.

[3] Fejér V. 1, 21. Knauz I. 576.

[4] Fejér V. 1, 138, 180. VII. 2, 12, 17. Hazai okmánytár I. 56. VIII. 145. Tkalčić 47. Wenzel III. 253, 273. VIII. 287, 343, 346, 382, 385, 389, 390. XII. 50, 53, 695.

[5] Fejér V. 1, 241. Hazai okmánytár VIII. 439.

[6] Fejér V. 2, 82. Hazai oklevéltár 65. Hazai okmánytár VI. 194.

[7] Fejér V. 2, 174, 198. Hazai okmánytár VIII. 186. Wenzel IV. 36, 51.

[8] Fejér V. 2, 492. Wenzel XII. 253,

[9] Fejér V. 3, 61. Hazai okmánytár VI. 264.

[10] Knauz II. 302. Zimermann und Werner Urkundenbuch zur Gesch. der Deutschen in Siebenbürgen 169.

[11] Fejér IV. 1, 21.

1280 amtiert *Stephan Adrian.*[1]

Am 12. März 1291 kennen wir einen *Moses.*[2]

Vom Dezember 1294 bis 28. Oktober 1300 fungiert Ders' Enkel, Stefans Sohn *Peter «Fogas» dg. Bő.*[3] Sein Bruder Michael ist seit 1287 Propst von Gyulafejérvár, wird später Bischof von Agram. In welchem Verwandtschaftsverhältnisse diese beiden Brüder zu dem Bischofe Peter von Siebenbürgen und zu den letzten Herren von Athina aus dem Geschlechte Monoszló gestanden, lässt sich nicht präzisieren.

### *68. Szepes (Zips).*

Der erste Obergespan, *Thomas,* kommt 1202 vor.[4] (Soll es aber hier nicht «Thomas, Obergespan von Preßburg» heißen?)

Von 1254 bis 1256 kennen wir *Dietrich (Detre) dg. Kathyz,* 1256 auch Obergespan von Sohl.[5]

1256 erwähnt Béla IV. den Comes Jordan als den Sohn des Zipser Obergespans *Arnold;*[6] es läßt sich aber nicht präzis behaupten, dass Arnold in diesem Jahre amtiert.

1262—1263 fungiert *Michael,*[7] doch folgt ihm noch 1263 neuerdings *Dietrich dg. Kathyz,* den wir noch 1264 antreffen.[8]

Vom 29. Juni 1266 bis 1273 fungiert der Zólyomer Obergespan *Michael.*[9]

Am 17. Juni 1274 stossen wir auf Markus[10] Sohn *Roland,* der an diesem Tage einen Beamten Namens *Nikolaus* hat,[11] doch löst ihn noch 1274 der Hofrichter der Königin, der uns bekannte *Moses* (1275 auch Obergespan von Somogy) ab, den wir bis 4. Juni 1275 treffen, worauf ihm am 27. September 1275 abermals obiger *Roland* folgt, der diese Würde noch am 22. August 1277 inne hat.[12] Er empörte sich gegen Ladislaus IV. und wurde als Hochverräther geköpft.

Ihm folgt vom 28. September 1278 bis 4. Juli 1282 *Ladislaus,*[13] der sich nicht leicht bestimmen läßt.

Am 2. August 1284 fungiert *Kuzel,*[14] eine sonst ganz unbekannte Persönlichkeit.

[1] Székely oklevéltár I. 20.
[2] Székely oklevéltár I. 28.
[3] Wenzel V. 202. XII. 557, 656.
[4] Fejér II. 392. Wenzel VI. 224.
[5] Fejér II. 246. Knauz I. 434.
[6] Fejér IV. 2, 380.
[7] Fejér IV. 3, 137. Wenzel VIII. 22, 24.
[8] Hazai okmánytár VI. 115. Wenzel III. 40. VIII. 90.
[9] Fejér IV. 3, 384, 542. V. 1, 76. Kubinyi I. 63 (1269 auch von Bereg). Wenzel VIII. 251. XII. 86.
[10] Fejér V, 2, 176.
[11] Fejér V. 2, 245. Wenzel IX. 93. XII. 133.
[12] Fejér V. 2, 271, 414. Supplem. Annal. Scepus II. 14.
[13] Fejér V. 2, 435. Hazai okmánytár VI. 231, 275, 280. Kubinyi I. 105. Wenzel IX. 202, 221. XII. 233.
[14] Hazai oklevéltár 102.

Vom April 1291 bis 9. April 1300 amtiert *Bald.*[1] Da der aus dem florentiner Geschlechte der Cypriani stammende Guechto (Sohn Gerhards) sein Neffe ist, und wir ihn erst 1291, also nach Andreas' III. Thronbesteigung im Amte finden, liegt es fast auf der Hand, dass auch er italienischer Abstammung gewesen.

Unter ihm stoßen wir auf folgende Unterbeamte:

*a)* am 20. März 1294 auf den Vizegespan *Praefictus,*[2]

*b)* 1299 auf den Stuhlrichter *Urban.*[3]

Am 16. November 1301 fungiert noch der Stuhlrichter *Nikolaus*, Sohn des Mathias; am 7. Dezember desselben Jahres ist er aber nicht mehr im Amte.[4]

## *69. Szerém (Syrmien).*

Fejér III. 2. 366 hat unter den Würdenträgern des Jahres 1233 folgenden Passus: «Gyletus dux Sirmii, C. Temes, filius Nicolai Palatini». Aus dieser Fülle von Unrichtigkeiten — da wir den Beamtenkörper von 1233 ganz gut kennen — können wir nur das Eine richtigstellen, dass der Herzog von Syrmien 1233 nicht Gilet, sondern der uns bereits bekannte Prinz *Kalo-Johann Angelos* ist. Wir finden ihn als Herzog von Syrmien bis 16. November 1242, dabei war er 1235 Obergespan von Kö (wahrscheinlich soll es aber bei Fejér statt «Temes» Keveiense heißen) 1240—1242 auch Obergespan von Bács.[5] — 1259 wird seine Gattin, ohne Anführung ihres Namens, erwähnt; seine etwaige Nachkommen kennen wir nicht.

Am 3. Oktober 1253 ist *Benedikt*, Erzbischof von Kalocsa, königlicher Kanzler (von 1254—1261 Erzbischof von Gran) Obergespan von Syrmien.[6]

Am 21. Februar 1255 ist *Fyl*, Obergespan von Syrmien, wahrscheinlich Gardeoberst des königlichen Vizekanzlers Smaragd von Zsámbék.[7]

Während der zwischen Bela IV. und dem Thronerben Stefan in den 60er Jahren des 13-ten Jahrhunderts ausgebrochenen Streitigkeiten war ein sicherer *Nikolaus* Obergespan. Dieser schlug sich vor 1266 zu Stefans Partei über, verließ Syrmien und zog sich dadurch die Konfiszierung seiner diesseits und jenseits der Drau gelegenen Güter zu. Stefan V. erhob ihn sofort nach seinem Regierungsantritte zum Kurialrichter und schenkte ihm 11/5. 1271 Schloß Murány.[8]

[1] Fejér VI. 1, 122, 327, 373. VI. 2, 75, 296. Hazai okmánytár VI. 363. VII. 245, 253, 263. VIII. 330, 403. Supplem. Annal. Scepus II. 19.

[2] Fejér VI. 1, 332.

[3] Hazai okmánytár VIII. 400.

[4] Hazai okmánytár V. 89.

[5] Fejér IV. 1, 27. III. 264. IV. 3, 552. Wenzel VII. 116.

[6] Fejér IV. 2, 171.

[7] Wenzel XI. 410.

[8] Wenzel VIII. 334.

Am 10. Februar 1266 war *Dionys* der Obergespan.[1]

Am 26. April 1272 finden wir den uns bekannten Obergespan von Bács, Ban *Paul dg. Gutkeled*,[2] doch löst ihn am 1. Dezember desselben Jahres der Oberstallmeister *Ugrin dg. Csák* ab, der in diesen Würden bis 27. September 1273 verbleibt.[3]

1290 fungiert ein *Johann*.[4]

1276 und 1278 ist Peters Sohn *Reg v. Réva* Vizegespan.[5]

## 70. *Szolgagyőr.*

Am 20. April 1239 amtiert Obergespan *Peter*.[6]

1243 stossen wir auf *Bertrand*,[7] unzweifelhaft jenen Aragonier, der zu den Ahnen der Mattersdorfer-Forstensteiner zu zählen ist.

Am 7. Juli 1251 finden wir den uns sattsam bekannten Oberstallmeister *Ernő dg. Ákos*,[8] der jedoch am 17. Juli desselben Jahres statt diesen beiden Würden nur mehr die Obergespanschaft von Warasdin inne hatte.

1258 kennen wir *Aynard v. Zsámbék*.[9] Dieser, ein Bruder des Erzbischofs Smaragd von Kalocsa, war 1244 und 1246 Obergespan von Valkó, 1257 Oberstallmeister der Königin und Obergespan von Galgócz.

1268 ist *Markus* im Amte.[10]

Am 17. Juni 1272 finden wir *Bás*;[11] aber am 30. März 1273 ist an seiner Stelle der uns bekannte *Rainald dg. Bastech*, königlicher Obertruchseß und behält er beide Würden bis zum 4. August 1274.[12]

Ihn löst am 25. September 1274 der Oberstallmeister *Peter* ab — wahrscheinlich Herr von Szaláncz dg. Aba, 1280 Kurialrichter — der in beiden Würden bis zum 13. April 1275 verbleibt,[13] worauf am 9. März 1275 Obertruchseß *Rajnald dg. Bastech* abermals die Obergespanschaft erhält.[14]

1276 stossen wir auf den letzten Obergespan der Arpadenzeit: auf den uns bekannten Obertruchseß *Stephan*, Sohn Matthæus *dg. Csák*.

[1] Wenzel VIII. 160.

[2] Fejér VI. 2, 395.

[3] Fejér V. 2, 57. Hazai oklevéltár 65. Hazai okmánytár VII. 140. VIII. 152. Wenzel IV. 21, 23, 27. IX. 3, 5, 11, 16, 18, 20, 22. XII. 78, 80, 85.

[4] Fejér V. 2, 190.

[5] Hazai okmánytár VI. 220. 234.

[6] Wenzel II. 93.

[7] Hazai okmánytár VIII. 41.

[8] Fejér IV. 2, 92.

[9] Wenzel XI. 572.

[10] Tkalčić I. 163.

[11] Fejér V. 2, 146. Hazai oklevéltár 65. Hazai okmánytár II. 12. III. 23. VI. 189 (falsch Benedikt). VII. 140. VIII. 152, 164. Tkalčić I. 167, 169. Wenzel. IV. 21, 23, 27. IX. 16, 18, 20, 22, 23, 34, 51, 54, 55, 57, 60, 62, 66. XII. 76, 80, 85, 93, 100, 109.

[12] Fejér V. 2, 215. Hazai okmánytár VI. 200. Suppl. Annal. Scepus II. 13. Wenzel IV. 41. XII. 90, 92, 113.

[13] Fejér V. 2, 238, Hazai okmánytár VI. 205.

[14] Zalai okmánytár I. 84.

### *71. Szolnok.*

Der Name des ersten Obergespans aus dem Jahre 1193 wird bei Wenzel XI. 54 als *Mathana*, bei Fejér II. 289 als *Macharias* angegeben. Letzterer wäre allerdings richtiger.

1197 kommt ein *Hermon* (Hermann?) vor.[1]

Der 1198 fungierende Kurialrichter *Peter*[2] ist der uns bekannte Sohn Töre's (1213 Mörder Gertruds von Meran).

1199 amtiert der uns gleichfalls bekannte *Tiburcius*,[3] doch dauert seine Thätigkeit nicht lange, da wir im selben Jahre 1199 auch *Ompud* als Obergespan von Szolnok finden.[4] Dieser ist zweifelsohne der Sohn des Bans Ompud und Vater des Palatins Dionys von 1228.

1201 stossen wir auf *Martin*,[5] der — weil neben ihm auch ein anderer Würdenträger dieses Namens vorkommt — sich nicht bestimmen läßt.

Von 1205 bis 1206 fungiert der uns bekannte Kurialrichter *Smaragd v. Zsámbék*[6].

Nach ihm tritt eine längere Pause ein, bis wir 1213 den uns bekannten Wojwoden von Siebenbürgen *Gyula v. Siklós dg. Kán* antreffen, der in dieser Eigenschaft auch 1214 fungiert. 1219 ist er Ban, 1220—1221 auch Obergespan von Bodrog.[7] Da er 1221 Hofrichter der Königin wird, übergeht die Szolnoker Obergespanswürde auf einen Andern.

Der neue Obergespan heißt nach Fejér III. 1, 331 «Borysio», doch liegt es auf der Hand, dass es *Dionysio* heißen soll, aber wir können ihn nicht bestimmen, weil damals zwei Würdenträger dieses Namens neben einander fungieren. — Die Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, dass er *dg. Tomaj*, Ahn der Bánffy von Losoncz, der nachmalige Palatin ist.

Von 1228 bis 1231 ist entschieden dieser *Dionys dg. Tomaj* Obertavernikus zu finden,[8] 1234 hingegen nennt die Urkunde einen *Dés*,[9] der wahrscheinlich mit dem Vorhergehenden identisch ist, umsomehr als von 1235 bis 1240 ohne Unterbrechung dieser *Dionys dg. Tomaj* als Palatin die Szolnoker Obergespanswürde inne hat.[10]

Vom 12. Dezember 1245 bis 2. Juni 1247 ist *Paul* im Amte;[11] wahr-

[1] Fejér II. 309.

[2] Fejér II. 331.

[3] Fejér II. 348. Hazai okmánytár II. 2.

[4] Fejér II. 365. Hazai okmánytár V. 4.

[5] Fejér II. 388. Hazai okmánytár V. 5.

[6] Fejér III. 1, 22, 32. Hazai okmánytár I. 3. VII. 4. Wenzel VI. 300. XI. 85.

[7] Fejér III. 1, 163, 287, 320. VII. 1, 192. Wenzel VI. 368, 401. XI. 129.

[8] Fejér III. 2, 142, 188, 206, 213. Hazai okmánytár II. 5. Wenzel I. 252. VI. 455, 476. XI. 212, 223.

[9] Fejér III. 2, 407. Wenzel VI. 549.

[10] Fejér IV. 1, 27, 96, 111, 167. IV. 3, 552. Hazai okmánytár VI. 30. Wenzel II. 70, 71, 90, 92, 94, 96. VII. 57, 77, 79. XI. 302.

[11] Fejér IV. 1, 388, 454.

scheinlich ist er mit Ech's Sohne, dem nachmaligen Kurialrichter, identisch.

Am 23. November 1251 stossen wir auf den uns bereits bekannten *Dionys v. Zalaszentgrót dg. Türje*,[1] den wir noch am 17. Oktober 1254 antreffen,[2] hingegen ist es nicht ganz sicher, ob Obergespan *Dionys*, den wir 1256 und am 26. März 1258 (diesmal als Obergespan von Bakony) kennen,[3] mit ihm identisch ist.

Im Sommer 1263 ist *Ladislaus dg. Borsa*, Wojwode von Siebenbürgen, Obergespan von Szolnok[4] und seit dieser Zeit ist diese Würde an die Wojwodschaft gebunden.

Am 31. Juli 1299 stossen wir auf den Stuhlrichter *Gregor*.[5]

## *72. Telegd (Udvarhely).*

Hier kennen wier nur 23/6. 1272 den Obergespan von Kraszna und Szatmár: *Demetrius*.[6]

## *73. Temes.*

1181 ist in Béla's III. Umgebung (im Hause des Comes Hela) der Temeser Obergespan *Pankraz*,[7] eine sonst unbekannte Persönlichkeit. Dem Namen nach zu schließen, durfte er dem Geschlechte Csanád angehört haben.

1203 finden wir den bekannten *Botho dg. Győr*,[8] nachmaligen Palatin.

1214 gibt Fejér IV. 1, 163 einen *Hetze* als Obergespan an. Hier liegt sicherlich ein Lese- oder Druckfehler vor. Entweder soll es Gecha heißen, oder haben wir es mit dem 1210 vorkommenden Somlóer Obergespan Herde zu thun.

1221 ist der uns bekannte Bruder Marzells: *Peter*[9] im Amte (späterer Kurialrichter und Obergespan von Neutra).

1233 führt Fejér III. 2. 366. den Sohn des Palatins Nikolaus: Gilet, Herzog von Syrmien, als Obergespan von Temes an. Ich habe schon oben betont, dass hier von dem uns bekannten Prinzen Kalo Johann Angelos die Rede ist und dass es statt Tenesiensi heißen soll: Keweiensi.

Mit Béla's IV. Regierungsantritte finden wir 1235 den Obertruchseß *Matthaeus dg. Csák*, der auch am 29. Jänner 1238 zu treffen ist.[10]

[1] Wenzel VII. 320. XII. 691. Zalai okmánytár I. 22.
[2] Zalai okmánytár I. 27.
[3] Fejér IV. 2, 451. Hazai okmánytár VII. 59. Wenzel II. 314. Zalai okmánytár I. 27.
[4] Fejér IV. 3, 160.
[5] Zichy okmánytár II. 371.
[6] Wenzel VIII. 395.
[7] Wenzel I. 69.
[8] Fejér V. 1, 293.
[9] Hazai okmánytár VII. 9.
[10] Fejér VI. 1, 27, 111.

Am 21. März 1240 stossen wir auf den bekannten Oberstallmeister *Dionys v. Zalaszentgrót dg. Türje.*[1] Merkwürdigerweise kennen wir nach ihm keinen Comitatsbeamten von Temes aus der Arpadenperiode.

## 74. *Tolna.*

*Pázmán*, der Obergespan 1193,[2] ist eine unbekannte Persönlichkeit; etwa mit dem Kolozser Obergespan von 1201 identisch.

Erst am 17. Juni 1272 stossen wir abermals auf einen Obergespan dieses Comitates: *Erdő*,[3] den nachmaligen (1274) Obergespan von Trencsén; wahrscheinlich identisch mit dem Sohne des uns bekannten Weißenburger Obergespans Seyfried v. Szölgyén dg. Gyulazombor.

Im selben Jahre 1272 stossen wir auch auf den bekannten *Herbert dg. Osl*,[4] nachmaligen Oberstallmeister; da dieser aber noch im selben Jahre Obergespan von Baranya wurde, folgte ihm am 17. August 1274 *Tiba* (dg. Gutkeled?), den wir bis zum 4. Juni 1275 treffen.[5] Diesen löste am 27. September 1275 *Peter* ab.[6]

1291 finden wir folgende Obergespäne:

*a)* Am 10. Juli den bekannten Sarazenen *Mizse*, Obergespan von Bodrog,[7] vormaligen Palatin.

*b)* Am 9. Oktober *Gregor*.[8]

Am 30. November 1294 fungiert der bekannte *Gyula v. Siklós dg. Kán*, Obergespan von Baranya.[9]

Am 18. Februar 1300 finden wir den bekannten *Kakas dg. Ratold*, Obergespan von Bodrog.[10]

## 75. *Torna.*

Am 16. Februar 1272 ist Obergespan *Buzad* homo regius.[11]

Am 25. September 1274 bestätigt Ladislaus IV. dem Tornaer Obergespane *Sebastian* neuerdings den ihm vordem verliehenen Tornaer Besitz Nyilas.[12]

## 76. *Trencsén.*

1194—1195 amtiert *Michael*,[13] zu dessen näherer Bestimmung uns verlässliche Anhaltspunkte fehlen.

[1] Fejér V. 3. 552.
[2] Fejér II. 290.
[3] Fejér V. 1. 195. Tkalčić I. 163.
[4] Wenzel IX. 2.
[5] Fejér V. 2. 201, 219, 245. Hazai okmánytár VIII. 170.
[6] Fejér V. 2. 270.
[7] Hazai okmánytár VII. 219.
[8] Fejér VII. 1. 130. Wenzel XII. 510.
[9] Wenzel X. 162.
[10] Fejér VI. 2. 290.
[11] Zichy okmánytár I. 29.
[12] Wenzel XII. 87. 91.
[13] Wenzel XI. 57. 59.

Zwischen 1208 und 1209 kennen wir *Martin.*[1]

Vom 27. Februar 1241 bis zum 23. April 1243 stossen wir auf *Bagomér*[2] (1242 zugleich Obergespan von Neutra), der ohne Zweifel mit jenem Sohne Szoboszló's identisch ist, den wir vordem als Obergespan der Székler im bulgarischen Feldzuge kennen gelernt haben. Am 12. Dezember ist er Obergespan von Zala.

Am 2. September 1251 verkauft Bás' Sohn *Bás,*[3] das ihm vordem verliehene Szobotiszt. — Er schlug sich später zur Partei des jüngeren Königs Stefan; seine Laufbahn haben wir schon oben geschildert. — Am 26. Mai 1259 ist er Obertavernikus des jüngeren Königs Stefan in Graz und dabei noch Obergespan von Trencsén.[4]

Vom 5. Dezember 1262 bis Oktober 1267 stossen wir auf den uns bekannten Oberstallmeister *Herrand.*[5]

Da er wahrscheinlich noch die Obergespanschaft von Wieselburg erhielt, folgte ihm 1267 in Trencsén *Jakob,*[6] von dem wir sonst Nichts wissen, als dass sein Vater Michael 1268 nicht mehr lebt und dass seine Brüder Michael und Paul heißen; letzterer ist 1268 Schwertträger des Königs Béla IV.

1268 und 1272 wird Vizegespan *Stephan* erwähnt.[7]

Ende 1272 ist *Stephan dg. Ratold,* Oberstallmeister der Königin Witwe Elisabeth, im Amte.[8] Vor 1265 war er in Diensten der Königin Maria, trat aber dann zu Stefan V. über. 1275 ist er Obergespan von Veszprém.

Ihm folgt 1274 der uns bekannte *Erdő,*[9] vordem (1272) Obergespan von Tolna, doch folgt ihm schon am 4. Juni 1257 Matthæus' Sohn *Stephan dg. Csák,*[10] der uns bereits bekannte nachmalige Obertruchseß.

### 77. *Turócz.*

1282 kennen wir den Obergespan *Byter dg. Kathyz* (ein Ahn der Balassa) und dessen Offizial *Mathias.*[11]

### 78. *Ugocsa.*

1262 lernen wir hier den Vizegespan *Vincenz* kennen.[12]

[1] Hazai okmánytár VII. 5.

[2] Hazai oklevéltár 9. Hazai okmánytár VI. 40 (falsch Lodomer). Wenzel VII. 134.

[3] Wenzel XI. 375.

[4] Fejér IV. 2, 484.

[5] Fejér IV. 3, 72. Knauz I. 477. Hazai okmánytár VI. 149. Wenzel VIII. 55, 122.

[6] Wenzel III. 156.

[7] Hazai okmánytár VI. 187. VII. 111. Wenzel VIII. 218.

[8] Fejér V. 2, 52.

[9] Hazai okmánytár I. 63.

[10] Fejér V. 2, 245

[11] Hazai okmánytár VI. 284.

[12] Fejér VII. 3, 46.

1264 fungiert *Woch*, Obergespan von Erdőd.[1]

1271 stossen wir auf *Felician*,[2] der unzweifelhaft ein Mitglied des Genus Huntpázmán und Ahn der Fancsikai ist.

Am 3. August 1272 erhält der uns bekannte Obergespan von Erdőd: Dominiks Sohn *Álmos* das im Szatmárer Comitate gelegene Hetény.[3]

1274 fungiert *Nikolaus*.[4]

Am 21. September 1296 amtiert *Stephan*,[5] der wahrscheinlich dg. Semjén, ein Ahn der Kállai ist, da wir wissen, dass Ladislaus IV. mittelst einer ohne Jahreszahl ausgestellten Urkunde *Michael dg. Semjén* (Ahn der Kállay) und dessen Söhne *Stephan* und *Paul* zu Obergespänen des Ugocsaer Comitates ernannt hat.[6]

In Andreas' III. Zeit (1290—1301) fällt die Funktion des Vizegespans *Bonus*.[7]

## *79. Ung.*

1214 stossen wir auf *Benedikt*.[8]

1238 macht die Gattin des Obergespans *Privard dg. Gutkeled* ihr Testament.[9]

Am 17. Februar amtiert *Gregor*;[10] 1273 wird er nur mehr »quondam« genannt.

1273 stossen wir auf *Andreas dg. Kaplyon*, Ahn der Sztáray, der in diesem Jahre von Ladislaus IV. die Ortschaft Sztára erhält.[11]

Am 29. Juli 1284 amtiert *Moses*[12] (etwa ein Großneffe des 1280 verstorbenen gleichnamigen Palatins).

1290 stossen wir auf *Jakob v. Pánk*.[13]

Am 26. August 1291 kennen wir *Amadeus dg. Aba*,[14] dessen Laufbahn wir schon geschildert.

## *80. Valkó.*

1221 amtiert *Thomas dg. Monoszló*,[15] Ahn der älteren Athinai; ist seit 1206 in Diensten des Königs, wird 1229 und 1231 Ban; stirbt vor 1237.

1222 stossen wir auf *Kosmas*[16] (im Gefolge des jüngeren Königs Béla).

[1] Fejér V. 1, 155.
[2] Fejér IV. 3, 207.
[3] Hazai okmánytár VIII. 438.
[4] Zichy okmánytár I. 36.
[5] Hazai okmánytár VIII. 447.
[6] Wenzel IX. 564.
[7] Hazai okmánytár VIII. 453.
[8] Fejér III. 1, 163.
[9] Zichy okmánytár I. 2.
[10] Hazai okmánytár VI. 130. VIII. 440.
[11] Hazai okmánytár VI. 192.
[12] Hazai okmánytár VII. 186. Wenzel IX. 390.
[13] Fejér V. 3, 503. VI. 1, 71.
[14] Wenzel XII. 507. Hazai okmánytár 368.
[15] Hazai okmánytár VII. 9.
[16] Wenzel I. 241. XI. 166.

1231—1232 erscheint im Gefolge des Herzogs Koloman von Slavonien Obergespan *Peter.*[1] Ihm folgt 1234 *Georg.*[2] Dieser Georg scheint von 1231—1232 Obergespan von Baranya gewesen zu sein. Ob er 1243—1244 Obergespan von Zala war, lässt sich nicht entscheiden.

Im Oktober 1240 amtiert *Hendre* (Endre) *dg. Németi,* Schwiegersohn eines Comes Buken.[3]

1244 bis 15. Jänner 1246 stossen wir auf den uns schon bekannten *Aynard von Zsámbék,* Bruder des nachmaligen Kalocsaer Erzbischofs Smaragd.[4]

1248, 1251 und 20/8. 1252 bekleidet Wojwode *Lorenz* v. Siebenbürgen diese Würde;[5] 1265 ist er Obertavernikus Stefans V.

Im Oktober 1267 amtiert *Philipp.*[6]

1272 kennen wir Peters Sohn *Dominik dg. Csák,*[7] den uns bekannten Palatin Stefans V. aus dem Jahre 1266. Von seinen Nachkommen kennen wir die Söhne Nikolaus, Stephan und Peter als Eigenthümer des in Pozsegaer Comitate gelegenen Dobócz.

Vom 2. und 10. Jänner 1273 kennen wir *Paul dg. Gutkeled* Ban v. Severin; 1275 kommt er aber nur mehr als Valkóer Obergespan vor.[8] Er ist ein Sohn Stephans, des einstigen Generalkapitäns der Steiermark.

Am 13. März 1279 fungiert der uns bekannte Ahn der Rozgonyi: *Rainald dg. Bastech.*[9]

Am 9. Oktober und 25. November 1291 amtiert Ban *Nikolaus.*[10]

Am 11. Juli fungiert *Dominik,* Obertavernikus der Herzogin Thomasina.[11]

1300 (noch am 13. November) wird Obergespan *Demetrius*[12] erwähnt, von dem wir nur wissen, dass er einer Gewaltthat halber angeklagt wird.

### *81. Varasd (Warasdin).*

Unter Béla II. (1131—1141) kommt *Bele* vor.[13]

1193 nennt man *Stephan.*[14]

Am 11. Mai 1198 erscheint *Crazo* im Gefolge des Herzogs Andreas von Kroatien.[15]

[1] Fejér III. 2, 238, 287.
[2] Fejér III. 2, 413.
[3] Wenzel VII. 112.
[4] Wenzel VII. 181, 209.
[5] Fejér IV. 2, 98. VII. 1, 294. VII. 3, 33. Székely okmánytár I. 10. Wenzel XII. 691.
[6] Hazai okmánytár VI. 149.
[7] Fejér V. 1, 263 vgl. Fejér V. 3, 150.
[8] Fejér V. 2, 72. Hazai okmánytár VIII. 178. Wenzel IX. 11.
[9] Fejér V. 2, 492.
[10] Fejér VI. 1, 130. Wenzel XII. 510, 669.
[11] Hazai okmánytár VII. 232.
[12] Wenzel X. 375, 401.
[13] Tkalčić I. 4.
[14] Fejér II. 290
[15] Wenzel XI. 63. Tkalčić 2.

1209 amtiert *Zacharias.*[1]

1220 stossen wir auf den bekannten Ban und Hofrichter der Königin *Ochuz dg. Vázsony.*[2]

Nach ihm tritt eine längere Pause ein, bis wir erst 1244 (19. Juli, 11. und 14. Oktober) *Michael dg. Buzád-Hahold* als Obergespan finden. Dieser war 1244 Mitglied jener Commission, die der König zur Schlichtung der zwischen Spalato und Trau ausgebrochenen Streitigkeit in die Küstengegend abschickte.[3] Er war 1239—1240 Obertruchseß der Königin.

Am 11. Oktober 1248 fungiert Ban *Ekch,* Sohn des Ekch,[4] etwa ein Bruder des Kurialrichters Paul.

Vom 17. bis 24. November 1251 fungiert der uns wohlbekannte *Ernő dg. Ákos,* kurz vordem (im selben Jahre) königlicher Oberstallmeister.[5]

Vom September 1256 bis 1258 finden wir *Andreas* im Amte, zu dessen Bestimmung wir keine Anhaltspunkte haben.

Von 1260 bis Oktober 1267 fungiert der wohlbekannte *Moses,* Obergespan von Somogy, von 1260 bis 1263 Obertavernikus des Prinzen Béla.[6]

1267 löst ihn *Johann,* Obertavernikus des Prinzen Béla ab,[7] der sicherlich mit jenem Johann dg. Pok identisch ist, der 1263 als «Comes populorum» des Prinzen Béla erscheint (ein Ahn der Morócz von Megyesalja).[8]

Am 8. September 1270 amtiert *Nikolaus.*[9]

Vom 3. Juli 1271 bis 17. Juni 1272 finden wir neuerdings obigen Ban *Ernő dg. Ákos*[10] (1272 auch Obertavernikus), worauf ihn am 4. August 1272 Kurialrichter *Dionys* ablöst,[11] doch dauert dessen Thätigkeit nicht lange, da Obertavernikus *Ernő dg. Ákos* am 17. November 1272 wieder fungiert.[12]

Der letzte, auf den wir stossen, ist 1273 *Stephan.*[13]

## 82. *Vas (Eisenburg).*

1108 fungiert *Ugod* als Zeuge in einer von König Koloman ausgestellten Urkunde.[14]

[1] Fejér III. 1, 89.
[2] Fejér III. 1, 287.
[3] Fejér IV. 1, 319. Wenzel VII. 157, 253.
[4] Wenzel VII, 254, 266, 275.
[5] Fejér IV. 2, 98. Wenzel VII. 321. XII. 692.
[6] Fejér IV. 2, 397, 451. Wenzel VII. 448, 491. XI. 429, 447.
[7] Fejér IV. 3. III. Hazai oklevéltár 38. Hazai okmánytár VI. 149. Wenzel III. 36. VIII. 47 (19. September 1264), 80. XI. 511, 566.
[8] Wenzel VIII. 172.
[9] Wenzel VIII. 287.
[10] Tkalčić I. 163. Wenzel III. 253.
[11] Hazai okmánytár VIII. 439.
[12] Fejér V. 2, 49. Hazai okmánytár VII. 138. Wenzel IV. 2. IX. 2. XII. 71. XII. 73.
[13] Fejér V. 2, 144. Tkalčić I. 166.
[14] Fejér II. 46.

Unter Béla II. (1131—1141) fungierte *Aegydius.*[1]

Unter Géza II. (1141—1161) verwaltete *Lorenz* gleichzeitig das Oedenburger Comitat.[2]

1193 amtiert ein sicherer *Fulko,*[3] zu dessen Bestimmung uns alle Anhaltspunkte fehlen.

Ihm folgt 1203—1206 *Martin dg. Kaplyon,*[4] Vater des nachmaligen Veszprémer Bischofs Zland.

Nach ihm durfte jener *Andreas* gefolgt sein, der der St.-Gotthardter Abtei den Besitz Dobra genommen.[5]

1209 amtiert *Moses,*[6] der nachmalige Palatin (1228—1231), Ahn der Darói.

1213 haben wir drei Obergespäne:

a) *Nikolaus.*[7] Da ein Comes Nikolaus 1213 bei dem im Eisenburger Comitate gelegenen Lendva (Limbach) begütert ist und Andreas II. 1214 dieses Lendva einem Comes Nikolaus schenkt, liegt die Vermuthung nahe, dass der Obergespan Nikolaus mit diesem Nikolaus v. Lendva, der wahrscheinlich ein Mitglied des Genus Gutkeled war, identisch sein könnte.

b) Der uns bekannte Ban *Gyula v. Siklós dg. Kán,*[8] vordem Kurialrichter und Obergespan von Bács.

c) *Miska,* den wir in diesem Amte noch 1214 treffen,[9] und in dem wir sicherlich den Vater jenes Salomo zu erkennen haben, der nach Gertruds Ermordung den Thronerben Béla zu sich genommen.

Von 1219 bis 1222 bekleidet dieses Amt der uns bekannte königliche Obermundschenk *Demetrius dg. Csák.*[10]

Nach Fejer VII. 1, 211 wäre 1222 *Lorenz* der Obergespan, 1223 finden wir aber einen *Ladislaus.*[11]

In den Jahren 1224 und 1225 finden wir nicht weniger als vier Obergespäne und sie alle fungieren am Hofe des jüngeren Königs Béla;

1224 ist es *Martin,*[12] 1225 folgende drei:

*a)* der bekannte jüngere *Gyula v. Siklós dg. Kán,*[13]

*b)* der gleichfalls bekannte *Buzád dg. Buzád-Hahold,*[14]

[1] Wenzel VI. 194.

[2] Wenzel I. 22.

[3] Fejér II. 290, 293. Knauz I. 146. Wenzel XI. 54.

[4] Fejér III. 1, 22. V. 1, 293. VI. 2, 362. Hazai okmánytár I. 3. Knauz I. 285. Wenzel VI. 300, 308. XI. 85. — vgl. Hazai okmánytár VI. 30 do 1236.

[5] Wenzel IV. 358.

[6] Fejér III. 1, 78. III. 2. 472. Knauz I. 192. Wenzel VI. 335. IX. 94. 102.

[7] Wenzel VI. 360.

[8] Fejér III. 1. 148. Wenzel I. 132.

[9] Fejér III. 1, 163. VII. 1, 192. Wenzel VI. 368. XI. 129.

[10] Fejér III. 1. 274. 287. 322. 381. Hazai okmánytár VI. 15. VII. 9. Wenzel VI. 409. XI. 156, 163, 173 (falsch auf 1223 gesetzt).

[11] Fejér III. 1. 395.

[12] Hazai okmánytár VIII. 142.

[13] Fejér III. 2. 482. Wenzel XI. 181.

[14] Wenzel XI. 184

*c) Pósa*,[1] der noch im selben Jahre Béla's Obertavernikus wurde.

Der nächste, auf den wir stossen ist 1233 *Abraham*,[2] zu dessen näherer Bestimmung wir keine sicheren Stützpunkte haben.

Von 1237 bis Oktober 1239 fungiert *Hahold dg. Buzád-Hahold*.[3] Durch seinen Enkel Nikolaus ist er der Ahn der Bánffy von Alsólendva.

Am 21. März 1240 amtiert ein sicherer *Balduin*,[4] den wir sonst nicht kennen, am 16. November 1242 tritt aber der Obertruchseß *Sol* an seine Stelle.[5] (Da wir um diese Zeit einen Osl als Obergespan von Oedenburg und Ban von Severin kennen, ist es nicht unwahrscheinlich, dass dieser «Sol» mit ihm identisch sein könnte.)

Am 29. Jänner 1243 begegnen wir wieder obigem *Balduin*,[6] am 10. Februar 1244 indessen *Heinrich v. Güssing dg. Héder*,[7] dem nachmals in die Geschicke Ungarns so mächtig eingreifenden Bane; am 15. Juni 1244 fungiert aber wieder *Balduin*;[8] da dieser aber im selben Jahre Obergespan von Neutra geworden, finden wir obigen *Heinrich v. Güssing* am 31. Oktober und 24. November 1244 neuerdings im Amte.[9] Der rasche Wechsel in diesem Comitate hört aber damit noch nicht auf; am 26. April 1245 amtiert wieder *Balduin*, am 12. Dezember 1245 neuerdings *Heinrich v. Güssing*.[10]

Nun tritt endlich einmal wieder eine gewisse Stabilität ein, insoferne der nächste Obergespan: *Nikolaus* (den wir nicht bestimmen können) vom 2. Juni 1247 bis 1258 amtiert.[11] 1265 wird er «quondam» bezeichnet.

Von 1262 bis 9. September 1265 ist Fanch' Sohn *Benedikt*, Hofrichter der Königin, im Amte;[12] dieser ist 1259 Obertavernikus der Königin Maria und Festungskommandant von Trencsén. Nach 1265 verlieren wir seine Spur.

Zwischen 1266 und 15. September 1267 war Ban *Stephan*, Sohn des Csák *dg. Csák*, Hofrichter der Königin, im Amte.[13] Wir haben ihn oben als Obergespan von Preßburg kennen gelernt.

Durch seine Ernennung zum Obergespane von Preßburg wurde sein Posten frei und erhielt denselben der uns bekannte Kurialrichter, Ban

[1] Wenzel XI. 185.

[2] Wenzel XI. 257.

[3] Fejér IV. 1, 140, 157. Hazai okmánytár IV. 20. VIII. 33. Wenzel II. 91, 185, 262, VII. 49, 63.

[4] Fejér IV. 3, 552.

[5] Fejér IV. 1, 264.

[6] Wenzel VII. 133.

[7] Wenzel VII. 162.

[8] Fejér IV. 1. 324. Wenzel VII. 157. 183. Hazai okmánytár IV. 31.

[9] Fejér IV. 1, 329. Wenzel VII. 170.

[10] Fejér IV. 1, 388. Wenzel XI. 340.

[11] Fejér IV. 1, 454, IV. 2, 98, 451. Hazai okmánytár I. 33. III. 10. VI. 88. VIII. 65. Wenzel VII. 277. 321, 459. XII. 691.

[12] Fejér IV. 3, 115. Hazai okmánytár VI. 132. VII. 86. Wenzel VIII. 60. 85. XI. 521. Die Angabe in zalai okmánytár I. 45, wonach 9. März 1264 Stephan der Obergespan gewesen, ist entschieden unrichtig.

[13] Wenzel II. 167 (falsch 1244). VIII. 169. Zichy okmánytár I. 18. Fejér. VII. 1, 338.

*Ernő dg. Ákos,* den wir vom 15. September 1267 bis 13. Oktober 1269 im Amte finden.[1]

Mit dem Regierungsantritte Stephan's V. erhielt der Obertavernikus der Königin, *Gregor dg. Aba* diesen Posten, auf dem wir ihn vom 8. September 1270 bis 3. August 1272 finden.[2] Nach Stephan's Tode ließ er sich in ein Komplott gegen die Königin-Witwe und Ladislaus IV. ein, nach dessen Mislingen er an den Hof des Böhmenkönigs Ottokar II. floh.

Nun erhielt *Amadeus* (wahrscheinlich dg. Gutkeled) die Obergespanswürde, in der wir ihn vom 17. November 1272 bis 30. März 1273 treffen.[3]

Gregor hielt es jedoch an Ottokars Hofe nicht lange aus; er kehrte nach Ungarn zurück, söhnte sich mit der Hofpartei aus und erhielt wieder seine Stelle als Obergespan von Eisenburg, die er vom 12. Mai 1273 (am 26. Juni ist er auch Obergespan von Pozsega) bis zum 25. September 1274 inne hatte.[4]

Ihm folgte am 2. Dezember 1274 *Philipp,* den wir bis 29. Jänner 1275 im Amte finden.[5] Dieser war seit 1270 königlicher Obermundschenk, zuletzt (1272) Obergespan von Raab.

1275 ist neuerdings ein großer Wechsel zu verzeichnen:

*a)* Nach Philipp finden wir am 9. März neuerdings obigen *Gregor.*[6]

*b)* Nach Gregor finden wir am 4. Juni den uns bekannten *Herrand*[7] (der in diesem Jahre daneben noch Hofrichter der Königin wurde).

*c)* Wahrscheinlich im Juni folgte obiger *Amadeus.*[8]

*d)* Am 17. Juni begegnen wir dem uns bekannten *Roland dg. Ratold,*[9] der aber bald darauf Obertavernikus der Königin geworden, worauf ihm am 10. Dezember neuerdings *Herrand* folgte, der seine Würde noch 1276 kurze Zeit hindurch bekleidete.[10]

Ihm folgte am 9. August der uns bekannte Kurialrichter *Moses* (bei

[1] Fejér IV. 3, 386, 456. Hazai okmánytár I. 41. VIII. 110. Wenzel III. 157.

[2] Fejér V. 1, 138. Hazai okmánytár I. 57. V. 46, 48. VI. 185. VIII. 145. 440. Wenzel VIII. 287, 343, 346, 380, 382, 384, 386, 389, 390. XII. 50, 695.

[3] Fejér V. 2, 49 (87 falsch Domnik). Hazai okmánytár VI. 194. VII. 138. VIII. 149. Wenzel IX. 2, 3, 11. XII. 71. Hazai oklevéltár 66.

[4] Hazai okmánytár II. 11. VI. 189, 197, 200, 202. VII. 141, 142, 143, 144. VIII. 152, 155, 164, 168. Fejér V. 2, 154. Tkalčić 47. Wenzel IV. 23. IX. 18, 22, 34, 51, 54, 60, 63, 77. XII. 76, 78, 80, 84, 92, 93, 100. Zichy okmánytár I. 35.

[5] Fejér V. 2, 219. Hazai okmánytár VIII. 170. Wenzel IV. 39. IX. 75. XII. 113, 133.

[6] Fejér V. 2, 238. Hazai okmánytár. VI. 205.

[7] Fejér V. 2, 245.

[8] Fejér V. 2, 209, 259, 497 (falsch 1277). Hazai okmánytár VI. 210. VIII. 179.

[9] Hazai okmánytár VI. 207. Wenzel IV. 50. IX. 115.

[10] Fejér V. 2, 235 (falsch 18. Febr.), 256. Hazai oklevéltár 72. Wenzel IX. 114. XII. 135, 144. Zalai okmánytár I. 83.

Fejér V. 2, 336 falsch Moriz genannt); diesem im November 1276 *Csépán,*[1] vordem (1274—1275) königlicher Obermundschenk.

1277 fungiert der bekannte *Matthaeus dg. Csák*[2] (im selben Jahre Ban, Obergespan von Wieselburg und Eisenburg).

1279 kommen folgende zwei Obergespäne vor:

*a)* Am 30. Jänner obiger *Csépán.*[3]

*b)* Am 13. März *Herbert dg. Osl.*[4]

Am 10. Juli 1291 amtiert *Ochuz dg. Buzád-Hahold;*[5] war 1274 Obergespan von Veszprem, 1288 von Somogy, wurde 1296 Hofrichter der Herzogin Thomasina; er ist durch seinen Sohn Johann Ahn der Szabari.

Am 4. August 1292, dann 1293, 1295 (25. November) und 12. März 1299 stossen wir auf den Obergespan von Oedenburg, den berüchtigten *Johann v. Güssing dg. Héder.*[6]

Ob der in Hazai oklevéltár 176 angeführte Vizegespan *Thomas* noch in die Árpádenzeit fällt, läßt sich aus der Urkunde nicht präzisiren.

## *83. Verbász.*

Vom 29. Jänner 1243 bis 26. April 1245 bekleidet hier Oberstallmeister *Stephan dg. Gutkeled,* der uns bekannte nachmalige Generalkapitän der Steiermark, die Obergespanswürde.[7]

Vom 25. August 1256 bis 1258 finden wir den bekannten Obertruchseß *Moses*[8] († 1280, war Palatin).

Vom 25. August 1266 bis 1269 stossen wir auf *Csák dg. Buzád-Hahold,*[9] Sohn des Bans Csák, Ahnherrn der Csányi.

Vom 27. November 1272 bis 6. März 1273 amtiert der bekannte Kurialrichter (1273 auch Ban) *Alexander von Kárász.*[10]

Am 30. März 1273 folgt ihm unser bekannter *Lorenz,* Sohn Kemény's, Obergespan von Oedenburg, gewesener Palatin.[11]

Am 30. April desselben Jahres amtieren noch Folgende:

*a)* Die Vizegespäne *Christoph* und *Veit,*

*b)* die Stuhlrichter *Pridichna* und *Jakus.*[12]

[1] Wenzel XII. 174. Fejér V. 2, 340 (falsch Stephan).

[2] Hazai okmánytár VII. 166. Knauz II. 11.

[3] Wenzel XII. 253.

[4] Fejér V. 2, 493.

[5] Hazai okmánytár VII. 220.

[6] Fejér VI. 2, 225. Hazai okmánytár VIII. 3, 32. Wenzel V. 68. X. 198, 204.

[7] Fejér IV. 1, 293, 324. Wenzel VII. 133, 157, 170. XI. 340.

[8] Fejér IV. 2, 451. Hazai okmánytár VII. 52.

[9] Fejér IV. 3, 378, 405. VII. 1, 356. Hazai okmánytár VIII. 107.

[10] Fejer V. 2, 57, 71, 85. Hazai okmánytár VIII. 148. Wenzel IV. 9. IX. 3, 5, 11. Zichy okmánytár I. 33.

[11] Fejér V. 2, 82. Hazai oklevéltár 65. Hazai okmánytár VI. 194.

[12] Wenzel IX. 43.

Am 27. September 1275 kennen wir *Peter.*[1]

1281 (12—29. April) stossen wir auf den berüchtigten *Johann v. Güssing dg. Héder*, Obergespan von Garig, Gaćka und Zana.[2]

Zuletzt begegnen wir *Radoslav*, einem Ahne der Blagaj, Obergespan von Glaz und Zana,[3] nachmaligen Bane von Slavonien.

### *84. Verőcze.*

Am 17. August 1274 fungiert *Nikolaus*, den Fejér V. 2. 201 Oberstallmeister des Königs nennt. Da er aber kurz vor ihm den richtigen Oberstallmeister Herbert dg. Osl anführt, ist Nikolaus wahrscheinlich Oberstallmeister der Königin.

Am 26. November 1292 fungiert *Kosmas.*[4]

### *85. Veszprém.*

1203 erscheint Obergespan *Záh.*[5]

1238 lernen wir *Rainald* kennen.[6] Er ist 1244 nicht mehr am Leben. Ob er der Vater des uns bekannten Rainald, des Ahns der Rozgonyi ist, wissen wir nicht bestimmt.

1243 fungiert *Michael v. Berki dg. Nánaszezter.*[7]

1269 kennen wir *Benedikt v. Arma*, den Bruder des Veszprémer Bischofs Paul.[8] Er kommt schon 1265 vor, stirbt vor 1287. Seine Söhne sind Paul und Michael. Seine Güter: Berény, Jolok, Ujcsep, Pél, Monyorod und Munkád.

Vom 17. Juni bis 26. November 1272 amtiert *Michael dg. Csák,*[9] ein Mitglied des Ujlaker Zweiges dieses Geschlechtes.

Am 8. April 1274 fungiert der uns bekannte *Ochuz dg. Buzád-Hahold,*[10] nachmaliger Hofrichter der Herzogin Thomasina.

Vom 24. März bis 4. Juni 1275 amtiert *Stephan «Porch» dg. Ratold,*[11] den wir bereits in den 60er Jahren als Oberstallmeister der Königinen Marie und Elisabeth kennen gelernt haben.

Vom 9. Oktober 1291 angefangen finden wir am 22. Jänner 1292, 29. Juli 1298 und 31. Juli 1299 *Lörente v. Gyepes* dg. Lörente.[12] Er wurde

[1] Fejér V. 2, 271.
[2] Tkalčić I. 207. Wenzel XII. 337.
[3] Tkalčić I. 218.
[4] Wenzel X. 419. XII. 525.
[5] Fejér VI. 2, 362.
[6] Fejér IV. 1, 135.
[7] Wenzel VII. 140. Zichy okmánytár I. 4, 27.
[8] Knauz I. 570.
[9] Fejér V. 1, 195. Wenzel XII. 71.
[10] Fejér V. 2, 166. Wenzel IX. 106, 111. Zichy okmánytár I. 35. Hazai okmánytár VII. 147.
[11] Fejér V. 2, 245. Tkalčić I. 175. Wenzel XII. 116.
[12] Fejér VI. 130. VII. 5, 507 (falsch 1292). Hazai okmánytár VI. 446. Wenzel V. 61, 62, 236. XII. 510.

über hundert Jahre alt und ist durch seinen Sohn Thomas Ahn der Essegvári.

Unter ihm amtieren am 31. Juli 1299 die Stuhlrichter: *Mathias von Örs, Heym v. Jutas,* Donath und *Gelyén.*

*86. Zágráb (Agram).*

Um 1193 erwähnt Bischof Kalan, Gouverneur von Dalmatien und Kroatien die curiales comites *Tiva v. Vaska, Michael v. Domboró, Martin v. Remenić* und *Ysan v. Kris* und *Bonci,*[1] doch ist es nicht festgestellt, ob sie als Vizegespäne des Comitates zu betrachten seien.

Vor 1200 kennen wir *Valentin,* dessen Tochter Elisabeth 1200 gestorben ist.[2]

1200 amtiert *Vrodislav.*[3]

1209 ist *Vanlegin,* ein Contubernarius des Bans Bánk (dg. Bór), im Amte.[4]

Am 24. Dezember 1225 amtiert *Vakya.*[5]

1230 fungiert der Vizeban *Nemil,*[6] der 1258 als quondam bezeichnet wird.

1234 ist Vizeban *Kletus* im Amte.[7]

Im Jahre 1252 beruft sich Ban Stephan auf das Urtheil des vormaligen Vizebans und Agramer Obergespans *Ivánka,*[9] ebenso 1259 auf ein solches des gewesenen Obergespans *Gurk.*[10] Die Funktionszeit dieser Beiden läßt sich also nicht präzisiren.

1252 und 1256 amtiert Vizeban *Alexander,* aller Wahrscheinlichkeit nach ist er am 23. Juli 1259 der Obergespan *Alexander,*[11] der damals als Ban der Küstengegend amtiert.[12] 1261 ist er «Quondam».

1262—1263 amtiert *Ladislaus.*[13]

Vom 17. Oktober 1266 bis 12. April 1267 amtiert *Inus.*[14]

Am 7. März 1269 urtheilt Obergespan *Dietrich.*[15]

Vom 1. September 1270 bis 9. Februar 1272 amtiert *Hodos dg. Gutkeled,*[16] Ahn der Szokolyi.

Am 27. September erscheint abermals *Inus* (am 21. Dezember 1283 kommt ein Comes Inus als homo regius vor).

Am 8. Juli 1291 kennen wir neuerdings *Hodos dg. Gutkeled.*[17]

[1] Wenzel XI. 55. — [2] Tkalčić 408.
[3] Tkalčić I. 8. — [4] Wenzel XI. 101.
[5] Fejér III. 1, 448. Wenzel XI. 186.
[6] Wenzel XI. 216.
[7] Wenzel XII. 681.
[8] Wenzel XI. 380.
[9] Hazai okmánytár IV. 37.
[10] Wenzel XI. 382, 341.
[11] Wenzel XI. 464.
[12] Hazai okmánytár VIII. 88, 95.
[13] Wenzel XI. 561. 571.
[14] Wenzel XI. 593.
[15] Fejér V. 1, 278. Wenzel VIII. 412–XII. 35, 36.
[16] Tkalčić 54.
[17] Tkalčić 63.

### 87. *Zala.*

1137 kommt *Georg* als erster Obergespan vor;[1] im nächsten Jahre (1138) nennt ihn eine Urkunde nur mehr «Comes».

1138 amtiert *Martin.*[2]

1188 fungiert *Stephan,* der noch im Jahre 1192 als Zeuge in einer Besitzangelegenheit auftritt,[3] doch ist er damals wohl nicht mehr Obergespan, da zur Zeit dieser Zeugenabgabe ein *Aegyd* als solcher erscheint;[4] dieser fungiert noch 1193.[5]

1199 amtiert Ban *Nikolaus,*[6] zu dessen Bestimmung sichere Anhaltspunkte fehlen.

Sein Nachfolger ist noch 1199 Ban *Benedikt,* den wir bis 1200 im Amte treffen.[7] Auch dessen nähere Bestimmung ist schwer. 1221 ist er Vizekurialrichter; 1230 ist er jedoch nicht mehr am Leben.

1203 amtiert der bekannte *Bánk dg. Bór.*[8]

1205—1206 finden wir den bekannten *Ochuz dg. Vázsony.*[9]

Wenzel XI. 85 hat 1207 den Ban *Csépán,* Sohn Micha's *dg. Ják* als «comes Saguriensis». In meinen Notizen finde ich, dass dies «Zaladiensis» heißen soll, doch finde ich nicht mehr die begründenden Daten.

Von 1222 bis 1224 stossen wir auf Miska's Sohn, den uns bekannten Ban *Salomo.*[10] Was Wenzel I. 241 und XI. 166 betrifft, dürfte dort vom Obergespane von Zana die Rede sein.

1225 erscheint in des jüngeren Königs Umgebung *Gecha,*[11] wahrscheinlich identisch mit dem Barser Obergespane von 1236—1240; oder gar mit dessen Vater?

1231 folgt *Pósa,*[12] der sich nicht bestimmen läßt; von 1235—1239 amtiert der bekannte *Arnold dg. Buzád-Hahold,*[13] nachmaliger Palatin.

Im selben Jahre 1231 folgt ihm aber *Nikolaus,* den wir bis 1234 in diesem Amte und immer im Gefolge des Herzogs Kolomann finden,[14] deshalb ist es auch höchst wahrscheinlich, dass er mit dem 1240 vorkommenden Obertavernikus Kolomanns, dem Bane Nikolaus, identisch ist.

1240 folgt ihm *Martin* (bei Fejér VII. 1, 268 falsch der Kurialrichter Paul), der bis 23. September 1241 amtiert,[15] aber nicht zu bestimmen ist.

[1] Fejér II. 88.
[2] Knauz I. 97.
[3] Fejér II. 278, VII. 1, 177.
[4] Fejér II. 278.
[5] Fejér II. 289. Knauz I. 146.
[6] Hazai okmánytár V. 4.
[7] Fejér II. 348. Hazai okmánytár II. 2. Wenzel XI. 73.
[8] Fejér VI. 2, 362.
[9] Fejér III. 1, 22. Wenzel XI. 85.
[10] Fejér III. 1, 22. Hazai okmánytár V. 10.
[11] Wenzel XI. 84.
[12] Fejér III. 2, 264.
[13] Fejér III. 2, 238, 287, 413.
[14] Fejér IV. 1, 163. Hazai okmánytár VI. 30. Wenzel VII. 7, 23, 24, 36, 86. Zalai okmánytár I. 9, 10, 15.
[15] Wenzel VII. 117. XI. 315.

Vom 29. Jänner 1243 bis 1244 stossen wir auf *Georg*, dessen Vizegespan 1244 *Ezen* ist.[1]

Am 12. Dezember 1245 fungiert *Bagomér*,[2] den wir 1241—1243 als Obergespan von Trencsén kennen gelernt haben. (Am 24. Oktober 1254 ist er nicht mehr am Leben.)

1246 stossen wir auf *Csák dg. Buzád-Hahold*,[3] dem wir unten noch begegnen werden.

Am 2. Juni 1247 bekleidet ein *Nikolaus* diese Würde,[4] doch folgt ihm schon am 15. September 1248 der uns bekannte Kurialrichter *Paul*, Sohn des Ech, der sich schon seit den zwanziger Jahren großartige Verdienste verschafft hatte. Er behielt beide Würden bis 24. November 1251.[5] 1255 wird er «quondam» genannt, 1257 ist er homo regius. 1251 ist *Peturka* sein Vizegespan.

Wer sein unmittelbarer Nachfolger gewesen, wissen wir nicht; aber aller Wahrscheinlichkeit war es jener Grieche *Kalojohanu*, der die Insel Szigliget (am Plattensee) als königliche Donation erhalten; dieser starb erbenlos, worauf Kronprinz Stephan die Insel erhielt.[6]

Erst am 22. September 1256 begegnen wir wieder einem Obergespane von Zala: dem bekannten Kurialrichter *Dionys*,[7] dem aber (wenn er nicht etwa vor ihm amtiert hat) im selben Jahre der uns bekannte Obertavernikus *Csák dg. Buzád-Hahold* folgte;[8] aber auch dieser konnte nicht lange fungiert haben, da wir am 30. Dezember 1256 den Kurialrichter *Lorenz* als Zalaer Obergespan kennen.[9]

Hingegen stossen wir vom 8. Juli 1257 bis 1259 ohne Unterbrechung auf der Obertavernikus *Csák dg. Buzád-Hahold*,[10] (der 28/12. 1157 einen Kanzler Namens *Leustach* hat), bis wir am 26. Mai 1259 an Stephans V. Hofe in Graz den bekannten *Dionys* finden, der gleichzeitig Stephans Obertruchseß und Kapitän von Pettau ist.[11] Doch ist 1260 obiger *Csák dg. Buzád-Hahold*, jetzt aber als Stephans Obertavernikus wieder im Amte.[12] In den letzten Jahren hatte er an Stephans Seite an den Feldzügen in Oesterreich-Steiermark und Bulgarien thätigen Antheil genommen.

Vom 25. November 1262 bis 20. Jänner 1263 fungiert Kemény's Sohn

[1] Wenzel VII. 133, 184.

[2] Fejér IV. 1, 388.

[3] Wenzel VII. 218.

[4] Fejér IV. 1, 454.

[5] Fejér IV. 2, 98, 104, 105. Hazai okmánytár IV. 32. VII. 42. Wenzel VII. 270, 282, 288, 289, 320, 329, 335. XII. 691.

[6] Wenzel II. 321. III. 18.

[7] Zalai okmánytár I. 29.

[8] Fejér IV. 2, 401. Hazai okmánytár VIII. 59.

[9] Hazai okmánytár IV. 36.

[10] Wenzel VII. 452, 463, 465, 486. 503 (Fejér IV. 2, 451 hat falsch Alexius).

[11] Fejér IV. 2, 484.

[12] Hazai okmánytár VI. 105. Wenzel VII. 532.

*Lorenz,* der uns bekannte Kurialrichter[1] und nachmalige Palatin, aber am 17. Dezember 1263 ist an seiner Stelle ein anderer *Lorenz,* Sohn Adams.[2] Dessen Funktion konnte aber nur ganz kurze Zeit gedauert haben, da wir 1264 schon wieder obigen *Paul* (gleichzeitig mit ihm amtirt Vicegespan *Simon*) finden.[3] Im selben Jahre kennen wir den Stuhlrichter *Lorenz.*[4]

Wahrscheinlich waren es die um diese Zeit sehr akut gewordenen Streitigkeiten zwischen dem älteren und dem jüngeren Könige, die einen raschen Wechsel in der Besetzung der obersten Stellen bedingten; dennoch 1164 folgt auf Paul neuerdings obiger *Csák dg. Buzád-Hahold,* der (zeit 1267 als Ban) bis 1268 in dieser Würde verbleibt.[5] 1268 ist *Sighard* sein Obernotär, *Orbócz* sein Offizial.

1258 löst ihn der bekannte *Dionys,* Hofrichter des Prinzen Béla, ab,[6] von dem wir auch einen Official Elias, Sohn des Zentus kennen.

Nach Stephans V. Regierungsantritte finden wir am 8. September 1270 Aladárs Sohn *Michael,* der aber im November desselben Jahres gegen den Rebellen Nikolaus dg. Buzád-Hahold mit seinem Bruder Mikó in einem Gefechte den Heldentod gefunden.[7]

Fejér V. 1, 79 hat 1270 einen *Peter,* «curialis comes in Zala», doch ist diese Fassung nicht ganz geeignet, in Peter den Zalaer Vizegespan zu suchen.

Michaels Nachfolger ist am 10. Dezember 1270 Ban *Ponith dg. Miskócz,*[8] der sich nicht lange vorher in einem bulgarischen Feldzuge ausgezeichnet.

1271 finden wir zwar einen *Nikolaus,*[9] aber am 3. Juli desselben Jahres ist wieder Ban *Ponith dg. Miskócz* an seiner Stelle und finden wir ihn bis 26. November 1272 in dieser Würde.[10]

Da er am 27. November 1272 bereits Obergespan der Gačka war, folgte ihm an diesem Tage der berüchtigte *Johann von Güssing dg. Héder* (Wenzel III. 273 hat zwar 1272 einen Georg, Obertavernikus der Königin, doch soll dies Gregor Obergespan von Eisenburg heißen), der seinen Posten bis 30. März 1273 inne hat.[11]

[1] Soproni okmánytár I. 26. Wenzel III. 31, VIII. 35.

[2] Wenzel VIII. 55.

[3] Hazai okmánytár VI. 126.

[4] Wenzel III. 116.

[5] Fejér IV. 3, 386. Wenzel III. 157. VIII. 130, 160, 165, 208, 210, 211. Zalai okmánytár I. 50, 51.

[6] Wenzel VIII. 204, 263, 269, 275. Zalai okmánytár I. 52. (62 do 1271 quondams) 1269 hat Fejér VII. 1, 356 einen Dionys Obergespan von Zaránd; dies soll aber Zala heißen.

[7] Wenzel VIII. 287. XII. 9.

[8] Wenzel XII. 6.

[9] Zalai okmánytár I. 61.

[10] Hazai okmánytár I. 56. VII. 138. VIII. 145, 439. Wenzel III. 253. IV. 2. VIII. 343, 346, 382, 386, 389, 390, 393. IX. 2, 7. XII. 50, 53, 71, 695. Zalai okmánytár I. 60.

[11] Hazai okmánytár VIII. 149. Wenzel IX. 3, 5, 11, 27. Zichy okmánytár I. 32. Hazai oklevéltár 65.

Ihm folgt am 12. Mai 1273 *Daedalus*, Bruder des Graner Erzbischofs Benedikt, dann des Beke und Stephan (die 1276 das Schloß Szentmiklós kaufen) und behielt er bis 2. Dezember 1274 diese Würde.[1]

Am 29. und 31. Dezember 1274 löst ihn *Ochus dg. Buzád-Hahold ab*[2] (Fejér V. 2,209 gibt falsch den Obertavernikus Joachim an [soll 1275 heissen], ebenso VII. 4, 152 falsch, den erst 1275 auftretenden Obertavernikus Dionysius).

1275 haben wir eine ganze Serie von Obergespänen zu verzeichnen:

*a)* Am 29. Jänner amtiert der Kurialrichter *Dionys.*[3]

*b)* Am 9. März obiger *Daedalus.*[4]

*c)* Vom 3. April bis 11. August obiger *Dionys* (Sohn Georgs, Bruder des Bans Gregor), jetzt Obertavernikus der Königin.[5]

*d)* Vom 4. Dezember angefangen *Bágyon,*[6] den wir nicht präzis bestimmen können.

Auch 1276 hat drei aufzuweisen:

*a)* In der ersten Hälfte des Jahres obiger *Bágyon.*[7]

*b)* Obigen *Daedal,*[8] der aber wahrscheinlich nur den Titel eines Obergespans führt.

*c)* Im November *Amadeus dg. Aba,*[9] den wir bereits öfter kennen gelernt haben.

1277 ist wahrscheinlich jener *Stephan* im Amte, von dem eine Urkunde ap. Hazai okmánytár II. 22 erzählt, dass er unter Ladislaus IV. im Vereine mit Ban Gregor, Obergespane von Somogy, Izsép's Sohne Johann dg. Bő, Kosmas v. Kraszna, Iharo's Sohne Gregor, Lipolds Sohn Ugra dg. Elia, Keleds Sohne Keled dg. Buzád-Hahold, Uros' Sohne Lorenz, Bogislavs Söhne Dionys und Elias zur Ausrottung der Räuber in den Comitaten Somogy und Zala ausgeschickt wurde. (Fejér V. 2, 397 hat wohl 1277 obigen Obertavernikus *Dionys*, dies soll aber 1275 heißen.)

Am 12. Juni 1278 ist Obergespan *Johann v. Güssing dg. Héder* Obertavernikus des Herzogs Andreas von Slavonien, 1279 nennt er sich nur Obergespan von Zala und ist er solcher bis 13. März.[10]

Nun tritt eine Pause von zehn Jahren ein (Fejér VII. 2. 108 hat zwar 1284 Dedal, doch soll es hier 1274 heißen).

[1] Hazai okmánytár II. 11. III. 23. VII. 141, 147, 152. VIII. 152. (Wenzel IV. 21, 23, 27, 35. IX. 22, 23, 51, 54, 55, 57, 63, 66. XII. 80, 92, 100, 113. ichy okmánytár I. 35.

[2] Fejér V. 2, 219. Hazai okmánytár VIII. 170. Wenzel IV. 39. IX. 75.

[3] Wenzel XII. 133.

[4] Fejér V. 2, 238.

[5] Fejér V. 2, 240, 245. Hazai okmánytár IV. 54. Suppl. Annal. Scepus. II. 13. Tkalčić 49. Wenzel IV. 50. IX. 115, 121. XII. 138.

[6] Fejér V. 2, 235 (falsch 10. Februar) 256, 278. Wenzel IX. 117. XII. 135, 144.

[7] Zalai okmánytár I. 84.

[8] Wenzel IX. 158.

[9] Fejér V. 2, 340. Wenzel XII. 174.

[10] Fejér V. 2, 473, 492. Wenzel XII. 253.

1289 kennen wir Bágyon's Sohn *Lukas*, am 2. Februar hingegen den Vizegespan *Orbócz*[1] (wahrscheinlich der Offizial von 1268). Dieser Lukas erscheint noch 1291 ohne irgend welche nähere Bezeichnung mit seinen Brüdern Benedikt und Kosmas, Kameralchef der Königin Fenenna. Am 18. März 1282 hatten sie (Kosmas war damals Fuhrwesenchef der Königin Elisabeth) das im Tolnaer Comitate gelegene Vinár erhalten.

Vom 2. Jänner bis 10. Juli 1291 ist *Lukas* Obergespan und Obertavernikus der Königin,[2] am 9. Oktober desselben Jahres ist er aber nur Obertavernikus der Königin, während ein sicherer *Gregor* Obergespan von Zala ist.[3]

Am 29. Juli 1298 ist abermals *Lukas* Obergespan.[4]

Vom 16. Februar bis 1. August 1300 amtiert Palatin *Amadeus dg. Aba* Obergespan von Krakó.[5]

### 88. *Zana.*

Vom 25. August 1256 bis 1258 fungiert *Alexander*,[6] Bruder des nachmaligen Palatins Moses II. ein Ahn der Darói; 1233 taucht er als Schwertträger des Königs auf.

Am 28. Februar 1258 fungiert *Michael*, den wir noch am 15. März 1264 treffen. An diesem Tage ist *Jakob* sein Vizegespan («de Bichich»).[7]

Am 3. Juli 1271 fungiert *Peter*.[8]

Von 1273 bis 1274 ist *Nikolaus von Güssing dg. Héder* im Amte, 1274 daneben auch Obergespan von Rovische.[9]

Im Dezember 1275 bekleidet der bekannte Obertavernikus der Königin *Roland dg. Ratold* diese Würde.[10]

1285 ist der bekannte *Radoslav* (ein Ahn der Blagaj) daneben Obergespan von Glaž und Verbász.[11]

### 89. *Zemplén.*

Der erste Obergespan, *Martin*, kommt 1214 vor.[12]

1263 fungiert der uns bekannte *Dominik dg. Csák*, Obermundschenk des jüngeren Königs[13] (dessen Palatin 1266); ein Jahr vordem hatte er in

[1] Hazai okmánytár I. 78. VI. 346 Zalai okmánytár I. 99.

[2] Fejér VI. 1, 118. Hazai okmánytár VII. 220. Zalai okmánytár I. 101.

[3] Fejér VI. 1, 130. Wenzel XII. 510.

[4] Fejér VII. 5, 502 (falsch 1292)

[5] Hazai okmánytár VII. 288, 290. Wenzel X. 377.

[6] Fejér IV. 2, 451 (falsch Zala), Hazai okmánytár VI. 96. VII. 52.

[7] Wenzel VII. 480. XI. 536

[8] Wenzel III. 253.

[9] Fejér V. 2, 155. Hazai okmánytár II. 11. Wenzel XII. 74.

[10] Fejér V. 2, 235 (falsch 10. Februar), 278. Hazai oklevéltár 72. Wenzel IX. 114, 117. XII. 135. 144.

[11] Tkalčić I. 218.

[12] Fejér III. 1, 163.

[13] Fejér IV. 3, 138.

Stephans Diensten die Nachricht von der Geburt des Prinzen Ladislaus dem Könige Béla IV. gebracht.

1273 fungiert *Jákó* dg. *Kaplya,*[1] ein Ahn der Nagymihályi und Sztáray.

Am 11. Mai 1299 amtiert *Andreas;* neben ihm folgende Beamte:

*a)* Vizegespan *Jákó.*

*b)* Die Stuhlrichter *Csépán, Albert, Stephan* und *Paul.*[2]

Am 6. Mai 1300 ist Jochud's Sohn *Martin* der Vizegespan.[3]

### *90. Zengg.*

Ende 1272 amtiert hier Ban *Ponith dg. Miskócz,* Obergespan der Gačka.[4]

1274 finden wir den Kurialrichter *Nikolaus,* Obergespan der Gačka.[5]

### *91. Zólyom (Sohl).*

1222 und 1232 amtiert *Detrich dg. Kathyz,*[6] ein Ahn der Balassa. (Doncs, den Fejér I. 67 für 1236 hat, ist netto hundert Jahre später anzutreffen).

Am 2. August 1245 fungiert *Jákó.*[7]

Von 1246 bis 25. April 1252 amtiert Detrichs Sohn *Mikó dg. Kathyz* (ein Ahn der Balassa.[8]

Von 1253 bis 24. Oktober 1254 finden wir Mikó's Sohn *Michael.*[9] 1256. dann vom 11. August 1261 bis 1263 amtiert *Detrich,* der daneben 1256 und 1263 auch Obergespan der Zips ist.[10]

1263 hat Wenzel VIII. 57 einen *Jákov* als Obergespan. Von 14. November 1264 bis 27. Mai 1273 amtiert *Michael,* der 1266, 1269, 1270 und 1273 daneben auch Obergespan der Zips ist[11] (1279 quondam).

Am 24. April 1277 amtiert *Byter dg. Kathyz*[12] (ein Ahn der Balassa)

[1] Fejér V. 2, 80. Hazai okmánytár VI. 192.

[2] Fejér VI. 2, 215.

[3] Hazai okmánytár VII. 292.

[4] Hazai okmánytár VIII. 148. Wenzel IX. 46.

[5] Wenzel XII. 95.

[6] Hazai okmánytár VII. 21. Wenzel VI. 414.

[7] Hazai okmánytár VIII. 47. Wenzel VII. 257.

[8] Fejér IV. 2, 46, 60. VI. 1, 262. Wenzel II. 221, 224, 230. XI. 377.

[9] Fejér IV. 2. 205. Wenzel II. 246.

[10] Hazai okmánytár VII. 84. VIII. 82. Knauz I. 434. Fejér IV. 3, 129.

[11] Fejér IV. 3. 185, 255, 298, 384, 542. V. 1, 76, 92. Hazai okmánytár I. 41. VII. 126. Wenzel VIII. 122, 131, 233, 251, IX. 17. XI. 585. XII. 86, 255.

[12] Wenzel IX. 207. XII. 200.

1279 bis 5. August 1283 ist *Nikolaus*, Sohn des Lorenz im Amte,[1] er hatte sich 1278 in der Schlacht am Marchfelde ausgezeichnet; er ist der Ahn der Vadászi. 1282 hat er einen Official: Karls Sohn *Thomas*.

Von 1285 bis 23. August 1300 ist der uns bekannte *Demeter dg. Kathyz* Obergespan, dabei Obertavernikus und seit 1297 Obergespan von Preßburg. Unter ihm stossen wir auf folgende Beamte:

*a)* 1285 *Lorenz*, Offizial in Liptau.
*b)* 1286 und 26. Nov. 1293 Peters Sohn *Andreas*, Obernotär.
*c)* 1291 Vizegespan *Philipp*.
*d)* 1193 Mosóczas Sohn *Johann*, Offizial in Liptau.[2]



# ÜBER DAS FORTUNATUS-MÄRCHEN.*

Von Prof. Dr. *Béla Lázár*.

## I. Entstehung der schönen Prosa in der westlichen Literatur.

Wenn wir die Ereignisse am Ende des XIII. Jahrhunderts verfolgen, so sind wir die Zeugen einer verhältnismäßig schnellen Geschmacksveränderung in der, Gestalten und Bilder umfassenden Geschichte des bunten literarischen Lebens. Die Ursachen, welche diese Geschmacksveränderung hervorriefen, können wir schon vom Beginn des XII. Jahrhunderts verfolgen, doch die Thatsache selbst, der «Sturz der Eiche» trat verhältnismäßig schnell ein. Diese Thatsache ist die Verdrängung der gereimten Kunstgattungen und die Entstehung der schönen Prosa.

Die glänzende, wunderbare Welt, das ritterliche Leben waren im Aussterben begriffen. Die Troubadoure, Trouvère und Minnesänger, welche von idealer Begeisterung geleitet, ihr Leben dem Frauendienst und dessen Verherrlichung weihten und deren Brust von wahren, unverfälschten religiösen Gefühlen geschwellt war, — die Zahl dieser Helden und Sänger verringerte sich allmählich. Das öde, bittere Gefühl, welches nach den

[1] Fejér V. 3, 75, 113, 184. Hazai okmánytár VI. 286, 287, 294. VIII. 227. Wenzel XII. 255, 334, 364.

[2] Fejér V. 3, 338, 391. VI. 2, 229. 264. Hazai okmánytár VI. 434. VII. 240. VIII. 248, 329, 386. Wenzel IV. 281. V. 30, 140, 180, 183. 200, 204. X. 109, 111 118, 253, 264, 300, 329, 374, 380. XII. 467, 585, 587, 616. Fejér VI. 1, 189 hat für 1291 den Kameralchef *Merkulin*, doch dürfte dieser aber nur Chef der Sohler Kammer gewesen sein.

* Die «Ungarische Revue» war bereits 1893 (Jahrgang XIII) in der Lage, einige Capitel dieser vorzüglichen Studie zu veröffentlichen, u. z. II., III. und X. («Das Kasseler Fortunatus-Drama»). Wir sind sehr erfreut, nun auch die übrigen Abschnitte der Untersuchnng mittheilen zu können. *D. Red.*

erfolglosen Kreuzzügen in ganz Europa herrschte, entsprach nicht mehr jener Stimmung, welche den unbedingten, idealen, glühenden und hingebungsvollen Glauben zur Dichtung erhob. Die Legenden und Ritterromane, das Epos und die idealen Minnelieder konnten der Stimmung der Sänger im XIII. Jahrhundert nicht entspringen. Das satirische Element gewinnt in der Dichtung dieser Zeit immer mehr an Ausdehnung. Dies entsprach der Seele der Dichter und wurde auch von dem Publicum mit Behagen aufgenommen. Die Form der gereimten Kunstgattungen wird mit der Verflachung des Inhaltes immer nachlässiger und loser, und mit der Zeit stirbt das künstlerische Gefühl auch aus.

Politische Gründe tragen viel zur Geschmacksveränderung bei. Die Kreuzzüge gingen um diese Zeit nur mehr sehr lässig vor sich, nicht auf den Ruf Gottes, sondern auf Befehl des Papstes. Sie erschöpften die Kraft des Adels, dessen Blüte im heiligen Lande fiel; er war im materiellen Untergang, in geistiger Zerrüttung begriffen, die fortwährenden Kriege verwilderten die Sitten und erstickten jedes edle Gefühl. Es kam die Zeit des rauhen Faustrechtes, welche Voltaire später mit vollem Recht geißeln konnte. In Deutschland beginnt nach dem Tode Friedrichs II. ein achtzehnjähriger Kampf um den Thron, zwischen dem Thron und den hohen Adel, und als Herzog Konrad zu Neapel 1268 auf dem Blutgerüste endet, tritt die traurige Zeit des Interregnums ein. Wo kann man jetzt sein Recht erlangen, und was ist jetzt das Recht, wenn nicht Gewalt? Jeder zieht sich in seinen Kreis zurück, um sich selbst zu schützen. In Freidank's »Bescheidenheit« (ed. Grimm 46, 5.) lesen wir:

Sit beide vater unde kint
ein ander ungetriuwe sint,
unt bruoder wider bruoder strebet,
unt mâc mit mâge übel lebet:
roup unt brant sint ungeriht,
man fürhtet künc und keiser niht.

Doch nicht nur in Deutschland allein standen die Dinge so! Wo war das ritterliche Ideal, der edle Idealismus, der reine Frauendienst geblieben? Die Welt muss einen riesigen Umsturz mitgemacht haben. Der Materialismus löste das Ideal ab, der Frauendienst verkümmerte zur sinnlichen Begierde, der Aufenthalt am Hofe war mit geheimen Zwecken verbunden. Der Adel beschäftigte sich nicht mehr mit der Dichtkunst — dazu fehlte es ihm an Zeit, Lust und Gelegenheit! — und pflegte sie nicht. Und die Geistlichkeit? Sie trieb keine Nationalpolitik und hatte für nationale Dichtung keinen Sinn. Die Zahl der Troubadoure und Minnesänger verringert sich stets und die Dichtung geht in fremde Hände über. Dieses wüste, politische Bild ist jedoch einseitig.

Wie einerseits der Glanz des ritterlichen Lebens erbleicht, beginnt ein neues Element, das *Bürgerthum* in den Vordergrund zu treten. Die Minnesänger bemerken die Regung des Bürgerthums und verhöhnen es. *Neidhart* entwarf schon Bilder des sich regenden Bürgervolkes, voller Spott und Satire, doch beweist eben diese Verhöhnung, dass man von demselben Kenntnis genommen. Er verspottet es, dass das Bürgerthum sich dem Adel hinsichtlich der Tracht nähert. Auf dem Tanzboden ziert und reckt sich der «Bauer», mit einem zwei Handflächen breiten Schwerte umgürtet, das er nicht um die Welt ablegen würde. Man möge ihn doch anstaunen. Sein Gewand ist mit Spitzen besetzt und bunt sein Leibchen,

> «Sein Gewand
> kann man nur an eiteln Narrn erblicken!»

Diese verhöhnte «Bauernrasse» erobert sich doch allmählich einen immer größeren Spielraum und gelangt zu immer größerer Bedeutung. Zum Bewusstsein ihrer Kraft erwacht, schätzt sie ihre wilde Natur, würdigt ihren gesunden Verstand, und gegenüber dem zurückweichenden Adel vereinigt sich das Volk, trachtet nach Spitzfindigkeit, wie z. B. die Hausa 1241. Der in den adeligen Kreisen verbreiteten Sittenlosigkeit gegenüber strebt das Bürgerthum nur nach guten Sitten und strengen Bräuchen, trachtet nach Autonomie, befestigt seine Städte und gründet unter sich die Zünfte. Diese Entwicklung des Bürgerthums und der traurige Zustand des schon früher geschilderten Adels charakterisieren diese Zeit. Auf die Dichtung blieben diese Zustände nicht ohne Wirkung. Nicht der Adel, sondern das Bürgerthum bildet das lesende Publicum, und es ist ganz natürlich, dass sich das Bürgerthum nicht mehr an jenen dichterischen Producten erbaut, welche von dem Lobe des Ritterlebens erfüllt waren. Das Bürgerthum jedoch schützt die Dichtung und pflegt auch die bildenden Künste. Die mittelalterlichen Gebäude stehen, was Glanz und Großartigkeit betrifft, noch heute allein da und die Malerei befand sich damals in einer ihrer mächtigen Blütenperioden. So tritt die schon oben erwähnte Geschmacksveränderung ein.

Der Geschmack des Bürgerthums wich strenge von dem des Adels ab. So liebt es vor allem, moralische Geschichten zu hören, erbaut sich nicht mehr an den gereimten Ritterromanen, und bald giebt es auch Dichter, welche dieselben in Prosa übertragen. So kennen wir ein in Prosa umgeschriebenes *Tristan*-Fragment, von *Bartsch* in den Spalten der Germania (XVII. 416) herausgegeben. Auch sind im Druck erschienen: bei den Deutschen z. B. Wirnt von Grafenberg's *Wigoloys*, Eilhart von Oberge's *Tristan*, bei den Franzosen z. B. der berühmte *Merlin*, bei den Engländern Thomas Malory's *Morte d'Arthur*, u. A.

Die Ritterromane sind jedoch außerordentlich lange. Man liebt viel-

mehr gedrängte, sich schnell abspielende Geschichten, und es entstehen jene Prosa-Sammlungen, welche unter den Namen Gesta Romanarum, die sieben weisen Meister u. A. zur Genüge bekannt sind. Das Christenthum förderte auch das Interesse, enthalten ja selbst die Bibel und die Schriften der heiligen Väter zahlreiche solcher Beispiele, in welchen das moralische Element den Kern der Erzählung bildet. Die Erzählungen in den Gesta Romanorum sind auch moralisch und mit mystischen Erläuterungen versehen. Die Priester bedienten sich in der Predigt solcher kleinerer Beispiele zum Beweis der moralischen Wahrheiten, wohl wissend, dass sich das Volk an «solchen Dingen erbaut». In den Predigten des Pelbart z. B. begegnen wir oft Fabeln aus den «Gesta Romanorum», nur als Beispiele dienend, «propter consolationem», oder wie er sagt, um «das einschlummernde Volk aufzurütteln». Bis zu dieser Zeit hatte das Volk solche «Novellen» von der Kanzel herab gehört, jetzt konnte es aber jene kleineren, prosaischen Erzählungen zu Hause lesen. Diese Erzählungen entbehren jedes künstlerische Streben; auf die Schönheit der Sprache und Frische der Form wird kaum geachtet, die Entwickelung des Charakters tritt in den Hintergrund, Hauptsache ist nur die Unterhaltung, Erregung und Bewegung des Lesers, und dessen Interesse wach zu erhalten.

Das Kriegerische, die persönliche Kraft, die Erhebung des Niedriggeborenen zu Großem gefiel dem zum Bewusstsein seiner Kraft erwachten Volke; um diese Zeit, wo man aus dem Müllerhof in den Königshof als General kam, bestiegen ja die herkulische Kraft, die persönliche Bevorzugung den Thron. Apollonius, Salamon und Markalf, Eulenspiegel, Barlám, die beiden treuen Freunde Olivier und Artus, das Liebespaar Pontus und Sidonia, Melusina, die treue Witwe sind die beliebten Helden. Aus Hugo Capet wird Hugo Schapler, der sich aus eigener Kraft auf den Thron schwingt. Eulenspiegel und Markalf verdanken eben demselben Umstande ihre Volksthümlichkeit, wie in Ungarn der Gänse-Matyi. Der Sieg der bäuerlichen Durchtriebenheit, Klugheit und Geschicklichkeit gegen den Mächtigen gefiel und konnte auch jederzeit seinesgleichen gefallen. Die Geschichte des Ponczianus und Alexander des Großen lesen wir dennoch mit großem Interesse.

Dass sich diese Geschichten einer solchen Beliebtheit erfreuten, dass das Volk an Esop und der schönen Magelona, an der Geschichte des Ponczianus und dem Glücke des Fortunatus mit so großem, man könnte sagen fieberhaftem Interesse hieng, konnte nur unter Beihilfe eines mächtigen Hebels möglich sein, und dies war die Erfindung der *Buchdruckerkunst.* Ohne diese Erfindung wäre es nicht einmal denkbar, dass sich das Lesepublicum binnen so kurzer Zeit in so hohem Maße vergrößerte. Mit der Bereicherung der bürgerlichen Classe hob sich der Handel von Manuscripten, was das damals übliche schnelle und nachlässige

Copieren lebhaft beweist; doch so lange man die Manuscripte zu hohen Preisen verkaufte, konnte auf diesem Wege eine massenhafte und schnelle Vermehrung des Lesepublicums nicht erwartet werden.

Im Jahre 1455 erschien die erste gedruckte Bibel, auf die Erfindung war jedoch Gutenberg schon zwei Jahre früher gekommen. Von da an schreitet die Buchdruckerkunst mit Riesenschritten vorwärts und bereist mit dem Buchhandel die ganze gebildete Welt. Die Bücher waren verhältnismäßig sehr billig und dem entsprechend war der Handel.

Versetzen wir uns in eine bürgerliche Familie des Mittelalters.

Der Familienvater hat etwas vom Markte heimgebracht. Unter den zur Schau ausgelegten Bücherbändchen fand er eine «schöne, holde, kurze Geschichte», wie er solche früher nur aus dem Munde des gelehrten Priesters gehört hatte, wenn er sich an ihn um Seelentrost wendete. Was er früher nur aus den Pergamenten der gelehrten Klosterbücher lesen konnte, fand der einfache Bürger auf dem Markte zwischen den zur Schau ausgelegten Büchern, und war im Stande, sich dasselbe für einige Pfennige anzuschaffen. Die Zufriedenheit ist allgemein, und mächtig erwacht der Wunsch in jedem Familiengliede, noch mehr solcher Geschichten zu lesen. Der Preis ist eine kleine, geringe Summe, und kaum können sie den nächsten Markt und mit ihm die Ankunft des Buchdruckers erwarten. Was liegt an der Form, in welcher die Geschichte erscheint? Sie wollen nur Stoff, Geschichte, eine durch den Reiz der Neuheit wirkende, auf ein bestimmtes Ziel lossteuernde romantische Fabel. Der Buchdrucker erwirbt sich aber auf leichtere Art in Prosa geschriebene Geschichten, im schlimmsten Falle lässt er fremde übersetzen, immer bestrebt, dem Wunsche des Publicums zu genügen. Indem er den Geschmack des Publicums vor Augen hält, entstehen jene schönen Geschichten, und der aufgegriffene Stoff liefert ein vollständiges Bild von der Bildung und dem Kunstgeschmacke der Leser.

Michael Harder verkaufte laut seinem *Messmemorial* vom Faschingsdienstag 1569 (ed. Kelchner und Wulcker, 1873) von *Ponczianus* 233 Exemplare, von Paul's *Schimpf und Ernst* 202, *Fortunatus* 196 (und nicht wie bei Bobertag 166), *Magellona* 176, *Melusina* 158, Ritter Pontus 147, Galmy 144, u. A., zusammen 5918 Bücher.

Die Neuigkeit, die unbekannte Fabel — welche aber sozusagen zum größten Theil als historische Wahrheiten in den Verkehr kamen — erregten das Lesepublicum und erweckten sein Interesse. Daher die schon im Titel ausgedrückte Reklame: *Schöne Geschichte, schöne und holde Geschichte,* die Gesänge in Heltai's Cancional zum «Lesen und Hören von Herrlichkeiten» u. A., ja die Geschichte beginnt sogar, wie z. B.:

Von den schönsten Dingen haben Weise schon geschrieben,
Von Gescheh'nem ist die Kunde uns durch sie geblieben,

Doch von dieser Sache habt Ihr wohl noch nichts vernommen,
Hört Ihr sie, so wird Bewundrung all' Euch überkommen.

(Schöne kurze Geschichte von der wahren Freundschaft zweier edlen Jünglinge.)

Sollt von einem reinen Leben Schönes jetzt vernehmen,
Das vielleicht Ihr wohl noch nimmer habt gehört erwähnen.

(Valkai, Banus Bank.)

In Ungarn waren die gereimten — doch durchaus nicht dichterischen — Producte weit mehr in der Mode, als die prosaischen. Es ist wohl wahr, viel später. Auch was sie der Prosa entnehmen, kleiden sie in Reime. Doch ist dies nur scheinbar, thatsächlich haben sich aber mehr in gereimter Form, als in Prosa geschriebene Werke erhalten. Mit Absicht sage ich «erhalten haben», denn wer weiß, wie viel verschleudert worden ist? Diese gereimten Geschichten haben jedoch ihren Stoff mit den ausländischen prosaischen Producten gemein, ebenso das Ziel, welches ihren Verfassern vorschwebte. Der obigen Beispiele könnte ich noch viele erwähnen, doch sei dem genug, denn alle diese vielen, wunderbaren, schönen und holden Geschichten sind nicht nur wahr, sondern auch moralisch und lehrreich — wie es wenigstens ihre Verfasser mit lauter Stimme verkünden. Sie berufen sich auf ihre Quellen und führen im Vorworte die Lehre auch an, gewöhnlich eine allgemeine moralische Idee, doch häufig einen Bibelspruch, sonst fänden sie wenig Käufer in einer Zeit, wo die Völker im Bewusstsein ihrer Schuld die elementaren Schläge und politische Wüstheit als eine Strafe ansahen und auf jede Weise bestrebt waren, die Widersprüche, in denen sich die Zeit bewegte, auszugleichen und die Gesellschaft von dem chaotischen Zustande zu befreien. Die Verfasser dieser Arbeiten waren Buchdrucker, Geistliche und Schulmeister, die *Magister der Scola*, welche diese lehrreichen, moralischen Geschichten «wirklich aus guten Kroniken gesammelt» oder aus glaubwürdigem Texte «übersetzt» hatten, in schlechten Stimmungen und guter Laune, doch immer mit patriotischer Begeisterung.

Während der Uebersetzer des Ausländischen um den Lohn des Buchdruckers arbeitet, befriedigen den Volkssänger ein gutes Glas Wein, ein freundliches Wort und ein begeisterter Blick.

Das wären die Gründe, warum sich die prosaischen, romantischen Geschichten verbreiteten. Wir sagen romantische Geschichten, doch ist zu bemerken, dass nicht jene schwebende, glühende Phantasie, welche die ritterliche Dichtung gebar, diese Producte in's Leben rief. Damals herrschte eine andere Stimmung, nicht mehr jene ideale, reine, welche beim Aufblick zum Himmel schmolz und die Beispiele der religiösen Schwärmerei zeugte. Mit der Sehnsucht des Wunderbaren und Nichtalltäglichen mischt sich die mit den Umständen rechnende Gelassenheit

und Nüchternheit des alltäglichen Lebens. Ideale Weltanschauung und reale Auffassung bilden eine eigenthümliche Mischung in diesen prosaischen Geschichten, und ein charakteristisches Product dieser Vereinigung, «*Die Geschichte des Fortunatus*» wollen wir in seiner Gestaltung und Verbreitung, in seinen Veränderungen und Wanderungen betrachten.

## IV.* Ueber das Volksbuch.

Wenn wir das Volksbuch selbst lesen, ist es uns leicht verständlich, worin die Quellen seiner Verbreitung und Beliebtheit zu suchen seien. Die Geschicklichkeit der Bearbeitung und die Vorzüglichkeit der Form haben dies bewirkt. Görres behauptet von den Volksbüchern selbst: «Wo nur deutsch gesprochen wird, liebt und schätzt sie jedermann; die Jugend hascht nach ihnen und die Alten begrüßen sie lächelnd mit dem Reize der Erinnerung, und niemand vermag sich ihrem Einflusse zu entziehen.» Fortunatus ist bekanntlich eines der beliebtesten unter ihnen.

Tieck ** sagt von dem Volksbuche: «Der Erzähler des Volksbuches zeigt sich als ein gebildeter Schriftsteller», was er mit Recht daher erklärt, dass das Volksbuch von Widersprüchen frei, kein kurzer und trockener Auszug, sondern eine fließende Erzählung ist. Dies ist natürlich, denn wir können nicht einmal denken, dass Fortunatus ein Product der Volksphantasie oder eine Composition sei. Hier sind die Spuren einer selbstbewussten Schöpfung lebhaft bemerkbar, und der Stil ist so klangvoll, fließend, munter, naiv und frisch, dass es nichts weniger, als den Eindruck eines geistlosen Auszuges, noch den einer Composition auf uns macht. Der Verfasser ist zwar im Zeichnen der Charaktere nicht scharf genug. Ampedo und Andalosia sind wohl als Gegensätze einander gegenüber gestellt, doch ist es ihm nicht gelungen, dieselben mit entsprechender Lebendigkeit zu beleuchten. Einzelne Gestalten sind jedoch ausgezeichnet. Z. B. Agrippina, ein wirkliches Individuum. In der Zeichnung der Seelenzustände leitet ihn ein feines Gefühl, und in seiner ganzen Auffassung und einzelnen Zeichnungen verräth er eine aufrichtige, reale Beobachtung und Denkungsweise.

Wilhelm Schlegel war es, der zuerst von ihm mit Begeisterung und Ausführlichkeit sprach. Nach ihm geht die Grundidee des Stückes darauf hin, zu beweisen, dass man mit Geld alles, Freundschaft, Liebe, Ehre, ja sogar die Sympathie der Geistlichkeit erwerben kann. (Vorlesungen, III. p. 150.) Dies entstammt jedoch der Feder des in der romantischen

* II. und III. siehe Ungarische Revue XIII. 1893 p. 334 ff.
** Phantasus, V. p. 240.

Weltanschauung lebenden Kritikers, welcher noch damals seine mächtigen und weittragenden Ideen publizierte und das Mittelalter modernisierte, d. h. dasselbe durch eine moderne Brille betrachtete. Dem Schriftsteller des Mittelalters hat jedoch ein anderes Ziel vorgeschwebt, dieses ist nicht so hinweisend, mehr beschränkt und einfach, wie er es in seiner Vorrede gesteht: «Daraus sich jedermann Vernunft und Klugheit schöpfen kann, das über alle Schätze der Welt geht» — die *Weisheit* nämlich! Wenn Fortunatus die Weisheit gewählt hätte, wäre er nicht so oft in die Klemme gerathen — so heißt die Moral, — wenngleich das Volk daran nicht sehr glaubte, da ja schon ein altes Sprichwort sagt: Lieber eine Hand voll Glück, als einen Scheffel Verstand!

Abgesehen von dieser pfaffenmäßigen Moral, zieht sich durch das Ganze ein gesunder Realismus.

Nichts von einem sentimentalen, idealen Motiv, alles bewegt sich zwischen den Grenzen der Wahrscheinlichkeit, abgesehen von dem wunderbaren Element, welchem man damals unerschütterlichen Glauben zollte. Erwähnt ist schon, dass unser Verfasser eine gute Erzählungsgabe besitzt und die Ausgestaltung der Situationen und Bildung der Charaktere wohl versteht.

Schlegel will etwas Absichtsloses auch in den entgegengesetzten Charakteren der beiden Knaben bemerken und sagt, dass sie nach ihrem Vater gerathen sind, wenngleich Ampedo bis zur Blödheit vorsichtig, Andalosia aber phantastisch waghalsig ist. Darin liegt wohl etwas Wahres, doch hat unser Verfasser schwerlich selbes gedacht, und verhielte sich die Sache so, wäre es nur eine unbewusste Gestaltung. War ja sogar das Verfahren des Verfassers in der Charakterisierung der beiden Brüder, wenn er sie einander gegenüber zu stellen versucht, ein unbewusstes. Er konnte Ampedo nicht gebrauchen und wir können es ihm nur als einen geschickten Kniff anrechnen, dass er aus dem, wozu ihn die Eigenthümlichkeit der Fabel zwang, Nutzen zog, und Ampedo vorsichtig und zum Bücherwurme machte.

Spätere Bearbeiter gaben der Charakterisierung ein bestimmteres Gepräge, wie wir weiter sehen werden.

Von besonderem Wert ist hauptsächlich der Stil. Die naive und lebhafte Vortragsweise hält unser Interesse bis zum Schlusse wach, und wenn die Conception nicht fest ist und in zwei Theile zerfällt, so erklärt sich dieses durch die Eigenthümlichkeit der Fabel. Was ihm nicht gelungen, ist den ausgezeichnetsten modernen Dichtern auch nicht gelungen!

Das wunderbare Element! Eigentlich gewann dadurch die Fabel ein Interesse, welches auch recht geschickt in die Reihenfolge der Erzählung gewebt ist. Ein Fehler ist es, dass Fortunatus keinen Nutzen von der Kappe zieht, dieselbe jedoch vom ihm erworben werden musste, obgleich dieser

Fehler in der Erzählung von Ampredo, seinem Sohne, wieder gut gemacht ist. Dort konnte er sich des Beutels oder der Kappe nicht bedienen, und konnte dieselbe im Falle eines Verlustes nimmer zurückgewinnen, und gerade um diesen Punkt dreht sich das ganze Märchen.

Diesen Schönheiten verdankt das Volksbuch seine Verbreitung und dass es in 13 Sprachen, auch in's Ungarische, übersetzt worden ist.

Die ungarische Uebersetzung erschien in Löcse (Leutschau) im Jahre 1651, 200 Jahre nach dem Original.

Auf dem Titelblatt des Unicums, welches sich im Besitze des siebenbürgischen Museums befindet, ist ein Titelbild, welches Karl Szabó folgendermaßen erklärt hat: Ein schlafender Mann, zu dessen Füßen ein Mönch kniet und zu der zwischen Wolken schwebenden Jungfrau Maria sein Gebet richtet. Wolfgang Széll hat dieses Titelbild in einem, in Leutschau gedruckten und aus dem XII. Jahrhundert stammenden Aesopus, sowie in einem, zu Leutschau im Jahre 1673 erschienenen Aesopus gefunden und erklärt es wieder folgendermaßen (Ungarische Bücherschau 1886, p. 93): Der schlafende Mann ist Aesopus, und vor ihm kniet der Priester der Isis, welcher zu der zwischen den Wolken schwebenden Isis, der Göttin der Wirtschaft, betet, die Aesopus im Traume erschienen ist; freilich entspricht das Titelbild dem Titel des Volksbuches nur insofern, als dem Fortunatus die Fortuna auch im Traume erscheint. Viel wurde damals auf Illustrationen nicht gehalten. So viel Aehnlichkeit war vollkommen genügend, um einen schon fertigen Stich auch für ein anderes Werk zu verwerten. Die Uebersetzung selbst erschien in Leutschau im Jahre 1689, denn die Ausgabe, welche im Verlage von Franz Royer (Pest, 1778) erschienen ist, ist nur ein neuer Abdruck der im Jahre 1689 erschienenen Ausgabe, wie dies sich auch im Titelblatt ergiebt.

Wir wissen nichts über den Verfasser der Uebersetzung, ja wir haben nicht einmal eine Ahnung von seiner Existenz. Die Uebersetzung wurde bisher weder aus philologischem, noch aus ästhetischem Gesichtspunkte behandelt und von Zoltan Beöthy nur rein erwähnt. (Geschichte der schönen Prosa I. 154.)

Im Allgemeinen können wir bemerken, dass diese Uebersetzung eben keine peinlich getreue ist, und dass der Verfasser nur für die Wiedergabe des Inhalts Sorge getragen, und wenn es sein musste, die Wörter auch aufgeopfert hat. Ueberall verräth sie jedoch eine nette Satzconstruction und moralisches Streben; sie ist verständig, klar und kurz. Dass der Uebersetzer für die deutschen Wörter nicht immer die entsprechenden ungarischen Ausdrücke findet und darum lieber die deutschen beibehält, beweist, dass er nicht nur nach Purismus strebt. An vielen Stellen missversteht er jedoch den Originaltext! Im Allgemeinen ist die Uebersetzung in guten ungarischen Stil gekleidet, wenn wir auch einigen Germanismen un

Vergehen gegen die Wortfolge begegnen. Die Auslassungen sind unbedeutend, und ebenso kommen dunkle Stellen wenig vor. Es ergiebt sich, dass der Verfasser ausgezeichnet deutsch, aber auch ausgezeichnet ungarisch verstanden haben muss.

Wenn wir mit der vor drei Dezennien erschienenen «Hármas história» (Trilogische Historie), von Haller einen Vergleich ziehen, so können wir sagen, dass jene Farblosigkeit, oder besser gesagt Einfärbigkeit, welche in erster Reihe Haller's Prosa charakterisiert, in der Fortunatus-Uebersetzung nicht vorhanden ist (obgleich wir Haller ungarisches Wesen, volksthümlichen Geschmack und erquickende Farbe nicht absprechen können!).

Die Sprache des Fortunatus-Uebersetzers steht in Bezug auf Lebendigkeit, Vielfärbigkeit und Wendungen der Haller'schen Sprache weit voran, was jedoch die volksthümliche Färbung betrifft, weit hinter derselben zurück. Seine Sätze sind fließend, und man muss ihm das Lob spenden, dass er die fließende Lebendigkeit des Originals und die Lebhaftigkeit der Dialoge mit genügender Wärme, jedenfalls leichter als Haller wiederzugeben versteht. Wo das Original schwungvoller ist, bemüht er sich auch, Derselbe zu sein und denselben Ton in der Scala der Volkssprache anzuschlagen. Besonders schön gelungen und schwungvoll zu nennen ist der Beginn des zweiten Theiles, die Abenteuer des Andalosia, sein Gespräch mit Agrippa vor der verhängnisvollen Nacht u. s. w. Ein anderer Laut berührt hier unser Ohr, als der lakonische, nach Széklerart volksthümelnde, erzählende der früheren Zeit. In der Geschichte des Ponczianus, noch mehr aber in der schönen Magelona können wir die Umgangssprache nur in jener Form lesen, in welcher sie uns hier vorliegt.

Geschicklichkeit im Satzbau, Wärme im Vortrag und nicht nur eine interessante, charakteristische Form der Ausdrucksweise: charakterisieren die Uebersetzung unseres Unbekannten. Diesen so trefflichen Eigenschaften verdankt sie es, dass sie binnen kurzer Zeit in immer neueren Ausgaben erschien und sich bis heute erhalten hat — wenigstens in der Flitterliteratur.

## V. Fortunatus im Volksliede.

Franz Toldy sagt bei der Besprechung unserer historischen Volkslieder im XVI. Jahrhundert von der Fortunatus-Historie (Geschichte ungarischer Dichter, p. 115), dass sie aus den Gesta Romanorum genommen, und fügt hinzu, dass sie aus 120 Erzählungen, d. h. aus einem älteren, englischen Volksromane zusammengezogen sei. — Im Laufe unserer Abhandlung haben wir gesehen, dass die Erzählung in den Gesta Romanorum nur ein einziges Motiv umfasst, die Geschichte der Söhne des Fortunatus, und dieser Theil hat auch dem Volksbuche als Quelle gedient. Man kann mit Bestimmtheit sagen, dass das deutsche Volksbuch die Quelle des unga-

rischen historischen Gesanges sei, welches sein Verfasser nicht in Szeben (Hermannstadt) gehört hatte, wie er schreibt, da ihm das deutsche Volksbuch vorlag, sowie wir auch bemerken können, dass Gaspar Heltai der Verfasser nicht ist.

Bevor wir zur Beweisführung dieser Behauptung übergehen, werfen wir einen flüchtigen Blick auf die erzählende Dichtung des XVI. Jahrhunderts, deren interessantes Product auch die Fortunatus-Historie ist. — Im XVI. Jahrhundert blühte die ungarische erzählende Dichtung, in's Leben gerufen durch die neuen religiösen und politischen Verhältnisse, in deren Dienste sie stand. Religion und Politik bekamen einen Riss. Ferdinand's Anhänger und Zápolya's Partei standen sich in schroffer Feindseligkeit gegenüber und zum dritten war es noch der Türke, welcher sich immer mehr im Lande einnistete. Aehnlich war die Gährung in der Kirche.

Der Geistliche, welcher die ausländischen Universitäten besucht hatte, kommt zurück mit der Macht des Wortes, mit der Unmittelbarkeit des Gesanges, mit dem bleibenden Eindruck der Schrift, und nimmt Theil an der Verbreitung der neuen Religion, an der Reformation. Er besiegt langsam den Mönch, welcher, in seine Zelle gesperrt, über sein Pergament gebeugt, unbekümmert um den Lauf der Welt, in seiner Moral umherirrt, streut zuerst Zweifel aus und überzeugt dann. Der Mönch mit seinen Legenden und Heiligen, mit seinem Maria-Cultus und seiner Christus-Verherrlichung tritt in den Hintergrund, und die Oberhand behält die neue Religion mit ihrem majestätischen Ernste, mit ihren Psalmen, patriotischen Gesängen, biblischen Erzählungen, disputierenden Dramen und moralisierenden Erzählungen. Es ist ein warmes, überfluthendes Gefühl, welches die Gesänge dieser Zeit ausschließlich durchströmt, mögen sie religiöser oder politischer Art sein. Unsere romantischen Erzählungen sind in Versen geschrieben, wenn ihre Quellen auch Prosa sind (die Bibel, Boccaccio, Petrarca, Gesta Romanorum u. s. w.). — Wir haben keinen historischen Gesang, welcher ohne Tendenz wäre: entweder moralisch oder historisch. Jeder will als vorgekommener Fall, als «geschehene Sache» betrachtet werden und wurde mit Gesang begleitet. Von hier stammt das Flitterhafte in der Form, das nachlässige Wesen in der Versification und das Unmelodische, da ja das alles die *Musik* ersetzte. Sie begannen mit einem Gemeinplatze, z. B. «Der Alten seien wir gedenk» oder «Nun höret fromme Eheleut'!» und endeten mit irgend einem Gleichnis, indem sie auf ein gleichzeitiges Ereignis zielten, auf den Gram und Kummer des Sängers, doch immer betonten, dass es ihnen nur um die «schöne Belehrung» zu thun gewesen sei.

Der Eine bringt bessere Verse zustande, der Andere hat mehr darstellendes Talent, der Eine ist glatter und dichterischer, der Andere einfacher und deutlicher, in dem Einen mehr Phantasie, der Andere stimmungs-

reicher, in dem Einen stark das flammende patriotische Gefühl, in dem Anderen vorherrschend die Moralisation. Keiner ist unter ihnen, welcher in mächtigerem Maße hervorragen würde. Was Anzahl und Menge betrifft, hat wohl Tinódi das meiste produziert, doch waren ihm Istvánfi und Gyergyai in Bezug auf dichterisches Talent weit überlegen.

Das wäre das Bild der zeitgenössischen poetischen Erzählung! Es ist für «Fortunatus» angemessen. Ein vollständiges Exemplar ist uns nicht erhalten geblieben. Die eine Hälfte ist in der Teleki-Bibliothek, die andere bewahrt die Rádai-Bibliothek. Aus diesen zwei Exemplaren können wir das Ganze erkennen, und werden es auch später eingehender behandeln.

Auf dem Titelblatte steht:

«Az Fortunatusról valo | szép Historia, énec szerint szerez ve: miképpen az Ö attyanac szegensege mi at kiindulván szolgallatra és mikepen a szerencze a For|tuna egy erszént ada neki egy erdőben, kinec soha aranyba fogyatkozásba nem vala: az után ismet | Indiaban ollyan süveget lele a királynál, | kit mikor az fejébe tötte volna va|lahová kivánkozot azon orába oda iutot és az | ö nagy Kazdag sága miat | császárrá választottác.»

(Die schöne Historie des Fortunatus, in Gesängen verfasst: Wie er wegen der Armut seines Vaters in Dienste gezogen und wie ihm das Glück, Fortuna, einen Beutel gegeben, in dem es an Geld nie mangelte: wie er dann in Indien eine Kappe bei dem König gefunden, mit welcher er nach Wunsch überall hingelangen konnte und wie man ihn wegen seines großen Reichthums zum Kaiser wählte.)

Auf dem Titelblatte steht im Hintergrunde eine Burg, voran rechts ein Granatapfel, unter diesem ein Mann und eine Frauengestalt, in der Hand des Mannes Beutel und Kappe, links ein Ritter, welcher einen Löwen durchbohrt.

Wer der Verfasser dieser Volkshistorie ist, wissen wir nicht. Toldy vermuthet denselben in Kaspar Heltai, worauf «die gelehrte Auffassung, die Schreibweise und jener Umstand hinzuweisen scheinen, dass er die Geschichte, wie er selbst sagt, in Szeben (Hermannstadt) deutsch gehört hat, die Dichter der Volkslieder im XVI. Jahrhundert, Christof Ormpruszt ausgenommen, der jedoch in einer anderen Richtung thätig war, deutsch nicht wussten, Heltai aber ein siebenbürgischer Sachse gewesen ist.» (Geschichte der Dichtung p. 116). Ich finde die Voraussetzungen Toldy's nicht für berechtigt. Arnold Ipolyi, welcher eben, nach Toldy, den Verfasser der Geschichte in Heltai vermuthet, hat auch kein wichtiges Argument erbracht. (Ungar. Museum 1855 I. in einer Anmerkung.)

Untersuchen wir die Frage ein wenig eingehender. Heltai's Fabeln oder jene 44 Strophen, welche er in die Hunyadi-Chronik des Mathias von Nagy Bánka hineingeschmuggelt hat, (R. M. K. T. V. p. 273) verrathen allgemein im Stile einen gewissen individuellen Zug: ohne dies zu wissen,

könnten wir auch wahrnehmen, dass wir der gesuchten Volksthümelei eines Menschen gegenüber stehen, welcher die ungarische Sprache *erlernt* hat. Die zusammengehäuften Empfindungswörter, die große Masse seiner volksthümlichen Redensarten, die Masse der Sprichwörter, durch welche er seine Sprache *ungarisch* machen wollte, sind im ersten Momente bemerkbar. Nehmen wir noch hinzu seine székleriscben Ausdrücke, den Humor, welcher aus jeder seiner Schriften herausleuchtet, und die große Zahl spasshafter Wörter, so unterliegt es keinem Zweifel, dass Heltai's Sprache so speziell und individuell ist, dass man dieselbe leicht erkennt. Späterhin werden wir beweisen, dass wir die Behauptung des Verfassers unserer Historie »ich schrieb's, als ich's in Szeben (Hermannstadt) deutsch gehört» eben nicht billigen können. Wohl ist der Ursprung der Geschichte ein deutscher, wohl schwebte dem Verfasser das deutsche Volksbuch vor, doch darf hierauf Toldy seine Hypothese noch nicht bauen, denn kennen wir jeden Chronisten des XVI. Jahrhunderts? Es ist wahr, das die Chronik in Klausenburg im XVI. Jahrhundert erschienen ist, wahrscheinlich in der Heltai-schen Buchdruckerei, da wir jeeoch keine Daten darüber besitzen, dass Heltai selbst der Verfasser gewesen sei, kann uns nur die Sprache der Chronik den richtigen Weg weisen, wenn wir nach dem Verfasser forschen.

Weder gelehrte Schreibweise, noch Auffassung können uns maßgebend sein, denn ebendieselbe Auffassung und Schreibweise tritt uns z. B. in Paul Stefan's Joveniams entgegen, vom den wir nur so viel wissen, dass er ein Chronist war. Biblischer Ton, Moralisierung, Vorliebe für biblische Beispiele, hier und dort. Und die Sprache! Lesen wir nur die leeren, farblosen, aller Lebendigkeit baren Verse des Fortunatus und auf den ersten Blick werden wir sehen, dass dies nicht Heltai's Sprache, nirgends Heltai's Volksthümelei und spasshafte Ausdrucksweise ist. Ueberall nur die Trockenheit der Chronik, welche sich auch von den Heltai'schen Versen in der Chronik des Nagy Banka unterscheidet, insofern dort der Kampf mit der Sprache kaum vermieden wird, so ist es gewiss, wenn auch die Vortragsweise eine mindere Farbe gewinnt, dass hier dem *unbekannten* Verfasser nur die Invention als Verdienst angerechnet werden kann, da man nirgends einer Kraft im Ausdrucke begegnet. Das ist nicht Heltai's Sprache, das kann Hetvai's Werk nicht sein! Hie und da kommt ein schöner Ausdruck vor, doch ist die Sprache im allgemeinen nicht interessant, weder von sprachlichem noch von ästetischem Gesichtspunkte.

Er erzählt auch die wirkliche Geschichte um der Beispiele willen. Er beginnt, wie Fortunatus bei Noe sein Leben zu erzählen und führt uns das Schicksal seiner drei Söhne Japhet, Sem und Cham der Reihe nach an. Aus deren Kindern hat sich das Menschengeschlecht vermehrt, er bezeichnet für jede Nation den Ahnen unter den dreien und erzählt auf Grundlage der

Bibel, dass Gott Japhet's Sohn mit der Offenbarung ausgezeichnet hat, welche erst später der, aus Avaren und Hunnen entstammende Ungar aufnahm. Dann geht er auf die Gründung Roms und Bysanz über, auf die Entstehung des Adels und spricht alsdann von dem Vater des Fortunatus, welcher italienischer Abstammung ist. Er nimmt ein reiches Mädchen zur Frau, wird jedoch durch kein Kind beglückt. Er trauert, «und wenn er geht, ist er so oft in tiefer Trauer dann» bis ihn zuletzt Gott erhört, und ihm ein Knäblein geboren wird, das er Fortunatus nennt. Als Fortunatus schon im «festen Dienstalter» steht, geht sein Vater zu Grunde, und er trauert darüber.

Von hier erzählt er nach dem Volksbuche, wie Fortunatus seinen Vater zur Verantwortung zieht, sich einschifft, Dienste nimmt, von Neidern angegriffen wird, von denen ihn Einer durch List zur Flucht bewegt, und wie er umherirrte. Dabei versäumt er es nicht, über die Garstigkeit des Neides nachzudenken.

Darauf erzählt er die Fortunatus-Scene, wie er einen weitgereisten Diener dingt, Peter, mit dem er sich auf Reisen begiebt. Vor allem geht er zur Krönung des Königs, wo er verschwenderisch lebt und großes Aufsehen erregt. Dieser Theil ist voll mit gelehrsamen Bemerkungen und der Verfasser trägt hier seine Bewandertheit in der klassischen Literatur zur Schau.

Fortunatus veranstaltet ein großes Mahl zu Ehren des Königs, der jedoch dem Wirte den Befehl giebt, Fortunatus auszubeuten, was er auch thut, ohne dass jedoch Fortunatus dadurch ärmer geworden wäre. Einmal stiehlt er ihm auch seine Kleider und seinen Beutel, doch als er letzteren wegwirft, und Fortunatus ihn wiederfindet, söhnt er sich gar bald wieder aus. Beim Mittagsmahl verklagt er jedoch seinen Diener, der umgebracht wird, und nun reist er ab. Unterwegs gelangt er in das Reich eines Kaisers, lässt sich dort nieder, schützt den Kaiser im Kriege, weshalb dieser ihn so lieb gewinnt, dass er ihm seine Tochter zur Gemahlin giebt. Hier behandelt der Verfasser alsbald die Einrichtungen des Ehelebens. Die Verlobung wird mit großem Trunk vollzogen, der Kaiser schenkt Fortunatus die Stadt, wo seine Eltern wohnen, und Fortunatus lässt daselbst einen glänzenden Palast bauen, wohin er den Kaiser ladet, dem die vielen Kostbarkeiten sehr wohl gefallen. Nach dem Tode des Kaisers wird er sein Nachfolger. Zwei Söhne werden ihm geboren: Andalosia und Johann. Nun folgt die Geschichte von der Erwerbung der Kappe, in welcher ebenfalls Abweichungen von dem Volksbuche vorkommen. Fortunatus hört, dass der indische Kaiser sehr reich sei; beide wetteifern mit ihrem Reichthum und der indische Kaiser zeigt seine Kappe. Fortunatus kehrt, um sich dieselbe anzueignen, zum Kaiser zurück und bittet ihn, ihm die Kappe noch einmal zu zeigen, er habe nämlich deren Farbe vergessen. Der Kaiser zeigt

sie ihm und er stiehlt sie; Fortunatus kehrt nach Hause zurück, sucht seine Eltern auf und lebt viele Jahre in Zufriedenheit, bis ihm auf einmal seine Frau stirbt. Darob härmt er sich so, dass er krank wird, sein Testament macht und seinen Söhnen von der Kraft der Wundergegenstände erzählt. Nach seinem Tod macht sich sein Sohn Andalosia auf, um die Welt zu sehen und nimmt die beiden Zaubergegenstände mit sich, welche ihm ein Mädchen entlockt, auf Geheiß ihres Bruders jedoch zurück erstattet. Das macht kaum 2 bis 3 Strophen aus. Seine Söhne aber: «und leben sie nicht mehr, so sind sie todt», und damit hat die Geschichte ein Ende!

Es ist ersichtlich, dass die Quelle der Erzählung nicht in den «Gesta Romanorum» zu suchen ist; als Quelle hat sie wohl der Verfasser des Volksbuches benützt, doch bearbeitet er nur ein Motiv, und nicht dasjenige, welches den Inhalt der Erzählung bildet. Wie schon erwähnt, sagt der Verfasser:

Deréc irást erre én még nem olvastam,
Életét is ennec többé nem hallottam,
Gondolatból ezért nem szinte ezt irtam,
Ezt irván *Németből Szebenben hallottam.*
(Hiezu habe Rechtes ich noch nicht gelesen,
Und Lebenskunde war mir stets verwehrt,
Drum war's von mir erdichtet nicht gewesen,
Da ich es *deutsch in Hermannstadt gehört.*)

Diesbezüglich hat schon Ipolyi erwähnt: «Solche Sprache war damals die übliche Zueignung»; sowie es die Beispiele zahlreicher ausländischer Ueberarbeitungen, Uebersetzungen und Ausgaben beweisen, in denen Autoren erzählen, welch' eigenthümlicher Zufall sie zu diesem Exemplare geführt hat, oder wo sie die verbreitete, gewöhnlich bei anderen Völkern oder in einer anderen Sprache gangbare Geschichte gehört haben. Wir werden jedoch sehen, dass sie bis ins kleinste Detail das ihnen vorliegende Original befolgt haben. Dass unserem Verfasser das deutsche Volksbuch wirklich vorlag, erwähnt er auch anderwärts. Hier die Stellen:

De német irásból igy értettem volna
(Aus deutscher Schrift hab ich es so verstanden)

oder:

Fortuna attyának nemzete ki volna,
Ezt még ez irásból nem értettem volna.
(Welch' Nation Fortuna's Vater war,
Ward aus der Schrift mir selbst nicht klar!)

Anderswo: (Von Fortunatus)
Ezek után az ö dolgairól
Kiket leirtanac németek már arról.
(Nach allen diesen seinen Dingen,
Von denen Deutsche lange singen.)

Der Inhalt der Erzählung selbst hat uns auch davon überzeugen können, dass unserem Verfasser das deutsche Volksbuch vorlag, obgleich er auch mit vieler Erfindung Veränderungen zustande brachte, ja sogar neue Motive in die Erzählung webte.

Betrachten wir nur diese:

I. *Veränderungen.* Während Fortunatus im Volksbuch von einem Grafen im Vaterhause gedungen wird, begiebt er sich in der ungarischen Erzählung auf Reisen und tritt erst später in die Dienste eines Kaisers. Im Herumirren kämpft er mit drei wilden Thieren, mit einem Bären, wie im Volksbuch, doch auch mit einem Löwen und einem Drachen, was einen volksmärchenthümlichen Zug bedeuten will. Im allgemeinen liebt unser Verfasser seine Gestalten zu vergrößern, darum macht er Grafen zu Kaisern und lässt Fortunatus eine Kaiserstochter heiraten, und nicht wie im Volksbuche, eine verarmte Gräfin. In dem Verfasser des deutschen Volksbuches ist, wie es scheint, mehr wirkliches Gefühl. Aus demselben Grunde macht der ungarische Erzähler Fortunatus zum Kaiser! Die Uebersetzung bewegt sich dann ganz in den Bahnen des Volksbuches weiter. Nur zieht er die Gischichte des Andalosia zusammen und wird hier unverständlich.

Wie er die Zaubergegenstände zurückgewinnt, bleibt im Geheimnis. Daraus, dass sich Andalosia als Krämer verkleidet und vor den Tempel sich hinstellt, «folgt» nicht, wie unser Verfasser sagt, dass er Kappe und Beutel zurückbringt.

II. *Neue Motive.* Jener Theil, in welchem Fortunatus sich die Kappe von dem indischen Kaiser verschafft, ist ganz neu und mit wahrhaft geschickter Erfindung erzählt. Doch gleich am Anfang, bis er auf Forrunatus übergeht, ist er von einer überraschenden Neuheit: er spricht von den Söhnen des Noe, im Sinne der Bibel und nicht des Volksbuches. Neu sind auch die in die Erzählung aufgenommenen Reflexionen, welche mit Gewissheit beweisen, dass *der Verfasser ein Geistlicher gewesen sein kann*, und zwar ein reformierter, da er auch gegen den Papst auftritt.

Als Gedicht heißt die Erzählung nicht viel. Der Verfasser kann nicht erzählen. Er verfällt in Wiederholungen und Abweichungen, gleitet aus dem erzählenden Ton hinaus, und verwirrt sich in der Reihenfolge. Als der Kaiser die anderen Fürsten davon verständigt, dass er Fortunatus seine Tochter gebe, schreibt er einen Brief, in welchem er die Ereignisse aufs

Neue hersagt, lange, mit biblischen Beispielen geschmückt und mit Reflexionen gewürzt. Um zu beweisen, dass es gut sei, Reich mit Arm zu paren, füllt er vierundachtzig vierzeilige Strophen — auf 13 Seiten — aus, mit Beispielen aus der Geschichte und dem Evangelium gepfropft. Dieselbe Beschreibung giebt er zweimal zum Besten; seine Bilder und Reflexionen sind banal, seine Versification zerstückelt, in den Alexandrinern achtet er kaum auf die Zesur, von dichterischem Schwung, Wärme und Glut scheint er nichts zu wissen. Am besten gelungen ist der Moment des Kappendiebstahls, in welchem eigentlich die meisten originellen Inventionen konzentriert sind.

Das wäre also, was man von der poetischen Erzählung im XVII. Jahrhundert sagen kann. Jetzt soll von der dichterischen Bearbeitung des Purgatorium-Motivs die Rede sein, welches Motiv im Volksbuch einen besonderen Abschnitt bildet.

---

# DIE AUFGEHOBENEN KLÖSTER IN ÖSTERREICH-UNGARN.*

Verzeichnet von *George Deutsch.*

Der fromme Sinn der Landesfürsten, des Adels und der Bürgerschaft in den Ländern, welche jetzt die österreichisch-ungarische Monarchie bilden, hatte schon frühzeitig eine stattliche Zahl von Mönchs- und Nonnenklöster gestiftet. Wollte man den Einfluss dieser Ansiedlungen auf die Hebung der materiellen und culturellen Verhältnisse der Bevölkerung ihrer Umgebungen auch nur einigermaßen eingehend würdigen, so müsste man ein eigenes Buch schreiben. Das mitunter sehr bedeutende Anwachsen des Besitzes der Klöster reizte aber nicht nur die Habsucht des Adels, welcher in der damaligen Zeit oft die meisten Güter einer geistlichen Corporation an sich riss, sondern auch die Landesfürsten verpfändeten in ihren finanziellen Bedrängnissen gewöhnlich zuerst geistliches Eigenthum, oder verliehen die Schirmvogtei über die Klöster ihren Günstlingen, welches Verhältnis, obwohl gewöhnlich der Befehl hinzugefügt war, dem Vorstande und Convente jede Ehrfurcht zu erweisen, und die Güter und Gerechtsame nicht anzutasten, immer höchst drückend blieb.

Auch die Einfälle der Mongolen, die Hussitenstürme, die Invasionen der Schweden traten dem Gedeihen der Klöster hindernd in den Weg, namentlich wurden nicht wenige Klöster in Böhmen, Mähren, und den angrenzenden Ländern ein Opfer der Wuth der fanatischen Hussitenhorden, wenn auch nicht in so großer Zahl, wie von unkritischen Geschichtschreibern angegeben wird, auch die so häufigen inneren Unruhen waren nicht geeignet, religiöse Zwecke zu fördern.

Trotz dieser widrigen Verhältnisse erhielt sich aber nicht nur eine statt-

* Für die vorliegende Abhandlung wurden hauptsächlich die amtlichen Verlautbarungen benützt.

liche Reihe von klösterlichen Stiftungen aus der älteren Zeit, sondern die seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts neu errichteten Orden der Jesuiten, Capuciner, Piaristen, Trinitarier, Ursulinerinen, Elisabethinerinen führte eine abermalige Vermehrung der klösterlichen Ansiedlungen herbei.

Indess entstand im achtzehnten Jahrhundert dem Klosterleben ein gewaltiger Gegner in den Lehren der französischen Philosophen, welche sich sehr schnell über das andere Europa verbreiteten und die bis dahin maßgebenden religiösen Anschauungen durchsetzten. Die Angriffe der neuen Richtung wendeten sich hauptsächlich gegen die Gesellschaft Jesu, weil diese, wie Friedrich *Ancillon* bemerkt, in enggeschlossenen Reihen noch immer stark durch ihre Einheit, furchtbar durch ihre Verbindungen und ihre Thätigkeit, mit Muth, Verstand und Beherrlichkeit die Throne und Altäre verteidigte, und den Feinden beider die Spitze bot.

Die Jesuiten erlagen den Anstrengungen ihrer Gegner, die bourbonischen Höfe vertrieben sie zuerst aus ihren Ländern, und durch die Bulle «Deus et redemptor noster» vom 21. Juli 1773 hob selbst Papst Clemens XIV, aus der Familie Ganganelli, die Gesellschaft auf.

Nur mit sehr schwerem Herzen entschloss sich Kaiserin Maria Theresia zur Aufhebung der Jesuiten, in denen sie eine wesentliche Stütze des Staates sehen zu sollen glaubte.

Die Jesuiten hatten in Oesterreich unter Ferdinand II. den Gipfelpunkt ihres Ansehens und Einflusses erreicht, und behaupteten diese Stellung auch unter seinen Nachfolgern; allerdings war zwar schon unter Carl VI. eine ihnen feindselige Strömung aufgetaucht, zu einem entschiedenen und wirksamen Vorgehen aber zu schwach, und der Orden glaubte die ihm nicht unbekannt gebliebenen Gegner um so eher ignorieren zu können, als er die wichtigsten Lehrkanzeln, die Stellen der Beichtväter des kaiserlichen Hauses und der Rathgeber der Bischöfe mit seinen Mitgliedern besetzte, der Hof in ihm noch immer eine wesentliche Stütze der Machtstellung des Staates sah, die Minister unbedingte Anhänger der katholischen Kirche waren, und diese Gesinnung auch von dem größten Theile des Adels und der übrigen Bevölkerung getheilt wurde.

Als aber Carl VI. am 20. Oktober 1740 in das Jenseits hinüber gegangen war, gestaltete sich die Situation für die Jesuiten sehr ungünstig. Die Kaiserin Maria Theresia war zwar eine strenggläubige Katholikin, dagegen zählte aber ihre Umgebung zu den Anhängern der neuen Richtung, welche sich namentlich dann geltend zu machen wusste, als im Jahre 1750 Graf Wenzel *Kaunitz*, eine eitle, sich nur zu sehr überschätzende Persönlichkeit, welcher in Paris die dort geläufigen Anschauungen ganz in sich aufgenommen hatte, in das Ministerium trat und in *van Swieten* und *Sonnenfels* die geeigneten Werkzeuge für seine Pläne fand. Immer mehr wurde der Einfluss der Jesuiten bei Hofe und im Unterrichtswesen eingeengt, bis endlich die päpstliche Bulle die erwünschte Gelegenheit zu ihrer gänzlichen Beseitigung bot.

Uebrigens hatten auch in Oesterreich die Jesuiten ihre unvermeidliche Aufhebung mit solcher Sicherheit und Gewissheit vorausgesehen, dass sie schon um das Jahr 1768 mehreren jungen Leuten unter Angabe der Gründe den Eintritt in den Orden widerriethen.

In Wien begab sich der Cardinal-Erzbischof Christof Anton Graf *Migazzi* am 23. September 1773 zuerst in das Probehaus bei St. Anna, dann zu den oberen Jesuiten in das Professhaus am Hof, und zu den unteren Jesuiten bei der Universität, die Aufhebung der Gesellschaft mitzutheilen, in Prag war schon am 4. September die Aufhebungsbulle den Ordensmitgliedern zuerst im Professhause auf der Kleinseite, dann im Altstädter, und schließlich im Neustädter Collegium vorgelesen worden, in Mähren wurde die Aufhebung der Jesuiten in den Monaten September und Oktober vollzogen, und es waren für die Durchführung dieser Maßregeln von dem Landeshauptmann Christof Graf *Blümegen* die Grafen Vincenz *Salm-Neuburg* und Otto *Schrattenbach* als königliche Commissäre bestellt worden.

Bei ihrer Aufhebung hatten die Jesuiten in Niederösterreich, Böhmen, Galizien und den Ländern der Stefanskrone die zahlreichsten Ansiedlungen. In Niederösterreich waren 201 Priester, 82 Laienbrüder und 49 Novizen, unter den Priestern 8 Professoren der Theologie, 13 der Philosophie, 18 der Humanioren, 3 Astronomen, 3 Hofbeichtväter und 2 Hofprediger; unter den Professoren die bekanntesten *Denis, Eckhel, Hell, Herbert, Macho, Mastalier, Mitterpacher, Premlechner, Regelsperger, Scherffer, Storchenau* und *Wurz;* in den Ländern der Stefanskrone zählte man 596 Priester, 95 Magister, 166 Coadjutores (Laienbrüder) und 39 Novizen, unter den Priestern waren 5 Missionskatecheten, 22 Missionäre und 5 Zengger Missionäre.

Bei der Aufhebung der Jesuiten äußerte Johannes *Müller:* Diese Gesellschaft verdient den großen Anstalten der Gesetzgeber des Alterthums verglichen zu werden, sie bemächtigten sich des ganzen Willens und aller Gedanken, gaben ihren Mitgliedern eine außerordentliche Thätigkeit und solchen Gehorsam, dass das Ganze einem gesunden, von einer festen Seele regierten Körper glich. Seit Pythagoras ist in der Geschichte kein Institut, das zugleich *wilden* und *halb* und *sehr* verfeinerten Völkern mit größerem Erfolge Gesetze gegeben hätte.

Als die Jesuiten in Oesterreich aufgehoben worden waren, fehlte es nicht an Persönlichkeiten, welche auch anderen Orden den Untergang vorher sagten, und diese Unglücksraben sollten Recht behalten, denn Kaiser Josef II. beschloss die Aufhebung allen jener Orden, welche sich weder dem Jugendunterrichte, noch der Krankenpflege widmeten, und er fuhrte auch diese Maßregel in den Jahren 1782—1789 in großartigem Maßstabe durch.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen lassen wir das vollständige Verzeichnis der unter Maria Theresia und Josef II. aufgehobenen Klöster folgen:

## 1. Niederösterreich.

### a) *Mannsklöster.*

*Agustiner Barfüsser:* Mariabrunn, Wien, bei St. Augustin, nächst der Burg.

*Augustiner Chorherrn:* St. Andrä an der Treifen, Dürrenstein, genannt Unserer lieben Frau zu Dürrenstein, St. Pölten, St. Hyppoliti nach dem gleichnamigen Heiligen genannt, dessen Gebeine von Ingersee hierher geschenkt wurden, Wien, bei St. Dorothea, Stadt, in der Dorotheagasse.

*Augustiner Einsiedler mit weiten Aermeln:* Baden, Bruck an der Leitha, Korneuburg, Wien, auf der Landstrasse.

*Benediktiner:* Mariazell, Cella Mariæ, Kleinmariazell zum Unterschiede von Klosterneuburg genannt, Wien, in der Alsergasse, Unserer Frau von Montserrat, Beatæ Mariæ de Monte Serrato, 1633 von Ferdinand II. für spanische Benediktiner gegründet.

*Cajetaner oder Theatiner,* Wien, auf der hohen Brücke, in dem ihnen von Christian August, Herzog von Sachsen-Zeit, Cardinal und Erzbischof von Gran, geschenkten Pallaste.

*Camaldulenser:* Auf dem Kahlenberge, eigentlich die Einödo Mortis coronæ am Josefsberge genannt.

*Capuciner:* Bruck an der Leitha, Ober-Hollabrunn, Korneuburg, Krems, Mödling, Paisdorf, Schwechat, Tuln, Waidhofen an der Ips, Waidhofen an der Thaya, Wien, St. Francisci, vor der Stadt, nächst St. Ulrich.

*Carmeliter beschuhte:* Wien, St. Josef auf der Leimgrube.

*Carmeliter unbeschuhte:* Mannersdorf am Leithaberge in der Wüste St. Anna, Neustadt, St. Pölten, Wien, bei St. Theresia in der Leopoldstadt.

*Cisterzienser:* Säusenstein oder St. Lorenz im Gottesthale, S. Laurentii in Valle Dei.

*Dominikaner:* Krems.

*Franziskaner:* Eggenburg, Feldsberg, Hainburg, Ibbs, Ketzelsdorf, Klosterneuburg, Langenlois, Neu-Langbach, Stockerau, Zistersdorf.

*Hieronymiten,* aus der Versammlung des seligen Petrus von Pisa, der strengen Observanz: a) *Kloster:* Schönbach; b) *Residenz:* Wien, in der inneren Stadt im Köllnerhofe.

*Jesuiten:* a) *Collegien:* Krems, bei Maria Himmelfahrt, Neustadt, Wien 1. bei St. Ignaz und Franz Xaver in der inneren Stadt, genannt bei den unteren Jesuiten, 2. bei St. Michael auf der Wieden; b) *Probehaus:* Wien, bei St. Anna in der inneren Stadt; c) *Professhaus:* Wien, bei Maria Königin der Engel am Hof, gewöhnlich bei den oberen Jesuiten genannt; d) *Residenzen:* St. Bernhard, Neustadt, vor dem Wienerthore; e) *Seminarium:* Krems, zum heil. Eustachius.

*Karthäuser:* Aggsbach, Achsbachium, S. Porta S. Mariæ ad aquas, Gaming, Gaminga, S. Gemnicum, Domus Throni B. Virginis, Mauerbach, B. Mariæ in valle omnium Sanctorum.

*Minoriten:*

*Oratorianer* oder Priester des heiligen Philipp von Neri: Wien, zur allerheiligsten Dreifaltigkeit in der inneren Stadt im Lagerhofe.

*Paulaner:* Wien, zu den heiligen Schutzengeln auf der Wieden.

*Pauliner* oder Eremiten St. Pauli des ersten Einsiedlers: a) *Klöster:* Neustadt, Hanna; b) *Residenz:* Hernals.

*Prämonstratenser:* Berneck.

*Trinitarier:* Wien, in der Alsergasse, gewöhnlich bei den Weißspaniern genannt, weil die ersten Ordensmänner aus Spanien hierher kamen.

b) *Nonnenklöster.*

*Canonissinen des heiligen Augustin:* Kirchberg am Wechsel, bei St. Jakob, Wien *a)* bei St. Jakob in der Riemerstrasse, *b)* bei St. Agnes zur Himmelspforte in der Himmelpfortgasse, *c)* bei St. Lorentz am alten Fleischmarkt.

*Carmeliterinen:* Neustadt, St. Pölten, Wien, bei St. Josef gewöhnlich zu den sieben Büchern genannt, nordwärts dem hohen Markte an der Gonzagabastei.

*Clarisserinen:* Wien *a)* bei St. Maria Königin der Engel, gewöhnlich das königliche Kloster genannt, in der Dorotheagasse, gestiftet von Elisabeth, Tochter Max II., Witwe Carl IX. von Frankreich, welche nach ihrem am 22. Jänner 1592 erfolgten Ableben vor dem Hochaltare der Klosterkirche beigesetzt wurde; *b)* bei St. Nikolaus in der Singerstrasse.

*Dominikanerinen:* Imbach, unserer Frau zu Imbach oder am Goldufer genannt, Tuln, zum heiligen Kreuz.

## 2. Oberösterreich.

a) *Mannsklöster.*

*Benediktiner:* Garsten, Gleink, Mondsee.

*Chorherrn des heiligen Augustin:* Suben, Waldhausen.

*Capuziner:* Braunau, Freistadt, Gmunden, Kied, Schärding, Urfahr, Wels.

*Cisterzienser:* Baumgartenberg, Engelszell.

*Dominikaner:* Münzbach, Steyer.

*Franziskaner:* Enns, Grein, Linz, Pupping, Wels.

*Jesuiten:* a) *Collegien:* Linz, Steyer; b) *Residenz:* Traunkirchen.

*Paulaner:* Stallheim.

b) *Nonnenklöster.*

*Carmeliterinen:* Linz.

*Dominikanerinen:* Windhaag.

## 3. Steiermark.

a) *Mannsklöster.*

*Augustiner Barfüsser:* Graz, St. Johann bei Herberstein.

*Augustiner Chorherrn:* Pöllau, Rottenmann, Stekau, Stainz.

*Augustiner Einsiedler:* Zur heiligen Dreifaltigkeit, Fürstenfeld, Graz, Hochenmausen.

*Capuciner:* Bruck, Falkenburg, Graz *a)* in der Stadt, *b)* am Graben, Knittelfeld, Leoben, Marburg, Murnek, Pettau, Radkersburg.

*Carmeliter beschuhte:* Voitsberg.

*Carmeliter unbeschuhte:* Graz.

*Cisterzienser:* Neuberg.

*Dominikaner:* Leoben, Neukloster, Pettau.

*Franziskaner:* Feldbach, Friedau, Graz, Judenburg, Mautern, Mürzzuschlag.

*Jesuiten:* a) *Collegien:* Graz, Judenburg, Leoben; b) *Residenz:* Marburg.
*Karthäuser:* Seiz.
*Minoriten:* Bruck, Cilli, Marburg, Windischfeistritz.
*Pauliner:* Maria-Trost, Alimie.
*Serviten:* Frohnleiten.
*Trinitarier:* a) *Residenz:* Graz.

b) *Nonnenklöster.*

*Benediktinerinen:* Goeß.
*Carmeliterinen:* Graz.
*Clarisserinen:* Graz, Judenburg.
*Cölestinerinen:* Marburg.
*Dominikanerinen:* Graz, Mährenberg, Studnitz.

### 4. Krain.

a) *Mannsklöster.*

*Augustiner Barfüsser:* Laibach.
*Augustiner de Larga:* Laibach.
*Capuziner:* Krainburg, Lack, Laibach, Neustadtl.
*Cisterzienser:* Frauenbrunn bei Landstrass, Sittich.
*Jesuiten:* a) *Collegium:* Laibach.
*Karthäuser:* Freudenthal.
*Serviten:* Tybein.

b) *Nonnenklöster:*

*Clarisserinen:* Lack, Minkendorf oder Mönchendorf.
*Dominikanerinen:* Michelstätten.

### 5. Kärnten.

a) *Mannsklöster.*

*Augustiner Barfüsser:* Ruebland.
*Augustiner Einsiedler:* Völkermarkt.
*Benediktiner:* Arnoldstein, Ossiach, St. Paul.
*Capuziner:* Klagenfurt, Villach, Wolfsberg.
*Carmeliter:* Zedlizdorf.
*Cisterzienser:* Viktring.
*Franziskaner:* Klagenfurt.
*Hieronymitaner:* Ortenburg, Weißach.
*Jesuiten:* a) *Collegium:* Klagenfurt; b) *Residenz:* Mühlstatt.
*Minoriten:* Spillach.
*Prämonstratenser:* Griesen.

b) *Nonnenklöster.*

*Benediktinerinen:* Arnoldstein.
*Dominikanerinen:* Maria Loretto.
*Schwestern des dritten Ordens:* Villach.

### 6. Friaul.

a) *Mannsklöster.*

*Capuziner:* Cormons, Görz, Gradiska.
*Carmeliter unbeschuhte:* Custugnarizza.
*Dominikaner:* Agello, Cormons.
*Franziskaner reformirte:* Auf dem Monte santo.
*Jesuiten:* a) *Collegium:* Görz.
*Minoriten:* Görz, Geignian, Castel Porpeto.
*Serviten:* Gradiska.

b) *Nonnenklöster.*

*Barmherzige Schwestern:* Cormons.
*Benediktinerinen:* Aquileja.
*Clarisserinen:* Görz.
*Institut für Bauernmädchen:* Farra.

### 7. Triester Gebiet.

b) *Mannsklöster.*

*Jesuiten:* a) *Collegium:* Triest.

b) *Nonnenkloster.*

*Benediktinerinen:* Triest.

### 8. Tirol und Vorarlberg.

a) *Mannsklöster.*

*Augustiner Einsiedler:* Seefeld.
*Benediktiner:* Marienberg.
*Capuziner:* a) *Klöster:* Eppau, Kitzbühel, Lana, Roveredo; b) *Hospize:* Mals, Ried.
*Carmeliter beschuhte:* Lienz.
*Regulierte Chorherrn des heiligen Augustin:* Gries bei Bozen.
*Cisterzienser:* Stams.
*Dominikaner:* Bozen.
*Franziskaner:* Kultern, Roveredo.
*Franziskaner reformirte:* Innsbruck.
*Hieronymiten:* Auf dem Josefsberge bei Meran.
*Jesuiten:* a) *Collegien:* Hall, Innsbruck, Trient.
*Karthäuser:* Schnals.
*Minoriten:* Brunkolini, Reifnitz.
*Serviten:* Innsbruck, Volders, Waldrast, Weißenstein.

b) *Nonnenklöster.*

*Augustinerinen:* Saco, Schwatz.
*Benediktinerinen:* Münster, Seben, Sonneburg im Pusterthale.

*Carmeliterinen:* Lizzano.

*Clarisserinen:* Hall, Meran, Vuldeona.

*Cölestinerinen:* Gries in Etschthale.

*Dominikanerinen:* Altstadt bei Feldkirch, Bludenz, Lienz, Marienthal im Unterinnthale, Steinach.

*Königliches Frauenstift;* Hall.

*Nonnen des dritten Ordens:* Kaltnen.

*Servitinen:* Bei Arco, Innsbruck.

*Tertiarinen:* Bregenz, Thalbach bei Bregenz.

## 9. Böhmen.

### a) *Mannsklöster.*

*Augustiner beschuhte:* St. Benigna, Prag, zu St. Katharina, im Neustädter Viertel, Schopka, Stockau.

*Augustiner unbeschuhte:* Prag, zu St. Wenzl, im Neustädter Viertel in der Hartischen Gasse.

*Augustiner Chorherrn:* Forbes, Prag, bei St. Augustin am Carlshof, Wittingau.

*Barnabiten:* Prag auf der Kleinseite.

*Benediktiner:* St. Johann unter dem Felsen, Monasterium Skalense seu sub rupe Kladrau, Monasterium Chladrubense, Politz, eine Tochter von Bruwnow, Pösig, eine Tochter von Emaus, Prag, bei St. Nikolaus in der Altstadt, Přestre, eine Tochter von Kladrau, Sazawa.

*Capuziner:* Böhmisch-Brod, Brüx, Budweis, Leitmeritz, Mariasorg, Melnik, Münchengrätz, Prag *a)* auf dem Lorettoplatze, *b)* in der Neustadt, Saaz, Bischofteinitz.

*Carmeliter beschuhte:* Chiesch, Prag, zu St. Gallus, am Kohlmarkte in der Altstadt.

*Carmeliter unbeschuhte:* Patzau, Prag, zur Dreieinigkeit, auf der Kleinseite.

*Cisterzienser:* Goldenkron, Corona aurea, sancta, vel spinea, Königssaal, Aula regia, Plaß, Prag, Sedletz.

*Dominikaner:* Aussig, Budweis, Gabel, Klattau, Nausch, Nimburg, Pilsen, Pisek, Prag *a)* zu St. Maria Magdalena auf der Kleinseite, *b)* zu St. Egidius in der Altstadt.

*Franziskaner:* Arnau, Annaberg bei Eger, 1787 mit dem Egerer Kloster vereint, Ober Pilmersraut, Prag, zu St. Ambrosius, auf dem Hibernerplatze in der Neustadt, Schlan, Skatka, Wotitz.

*Jesuiten:* a) *Collegien:* Březnitz, Eger, Gitschin, Klattau, Komotau, Königgrätz, Koschumberg, Krumau, Kuttenberg, Leitmeritz, Neuhaus, Prag *a)* in der Altstadt, *b)* in der Neustadt, *c)* auf der Kleinseite, Saaz, b) *Residenzen:* Altbunzlau, Heiliger Berg, Jenikau, Liebeschitz, Mariaschein, Tuchomieřitz, Tuppau, Wopořan; c) *Probehaus:* Prag; d) *Terziarat:* Gitschin; e) *Seminarien:* Březnitz, Gitschin, Klattau, Komotau, Königgrätz, Krumau, Leitmeritz, Neuhaus, Prag (2); f) *Convict:* Prag; g) *Mission:* Saaz.

*Karthäuser:* Walditz bei Gitschin.

*Kreuzherrn mit dem rothen Herzen:* Prag, Kreuzgasse in der Altstadt.

*Kreuzherrn mit dem rothen Kreuz:* Prag, zu St. Peter und Paul, Neustadt im Zdereckser Viertel, genannt Beschützer des Grabes Christi, custodes sancti sepulchri.

*Minoriten:* Eule, Gorużdiewitz, Jungbunzlau, Kaden, Kuhlena, Königgrätz, Leitmeritz. Mies, Neuhaus, Pardubitz.

*Paulaner:* Neu-Feistritz, Neu-Paka, Prag, in der Altstadt, In der Meißbühl bei Tachau.

*Pauliner:* Wobořiscbt.

*Serviten:* Gratzno, Konoged, Prag: *a)* in der Altstadt am kleinen Ring, *b)* in der Neustadt im sogenannten Slup.

*Theatiner:* Prag, Kleinseite in der Spornergasse.

*Trinitarier:* Prag, Neustadt in der Tuchmachergasse.

b) *Nonnenklöster.*

*Benediktinerinen:* Prag, bei St. Georg am Hradschin, erste Aebtissin Prinzessin Milada, Schwester des Herzogs Boleslaw von Böhmen, 1348 unter Carl IV. das Stift zu einer gefürsteten Abtei erhoben, und der Aebtissin das Recht ertheilt, bei der Krönung des Königs von Böhmen demselben mit dem Prager Erzbischof die Krone aufzusetzen, 1782 dieses Recht an das Damenstift auf dem Hradschin übergangen.

*Cisterzienser Nonnen:* Frauenthal.

*Clarisserinen beschuhte:* Krumau, Prag, bei St. Agnes und Barbara in der Altstadt.

*Clarisserinen unbeschuhte:* Eger.

*Carmeliterinen unbeschuhte:* Prag, Kleinseite in der Josefsgasse.

*Cölestinerinen:* Prag, Neustadt in der Heinrichsgasse.

*Dominikanerinen:* Pilsen, Prag, bei St. Anna und Laurenz in der Altstadt.

*Magdaleniten oder Ordensfrauen St. Augustins:* Brüx.

*Prämonstratenser Nonnen:* Chotieschau, Doxan.

*Ursulinerinen:* Kuttenberg, Prag, am Hradschin.

## 10. Mähren.

a) *Mannsklöster.*

*Augustiner Chorherrn:* Fulnek, Olmütz, Sternberg.

*Augustiner Einsiedler:* Gewitsch.

*Capuziner:* Gaya, Iglau, Namiest, Proßnitz, Wischau.

*Cisterzienser:* Saar, Wellehrad.

*Dominikaner:* Boskowic, Brünn, Iglau, Schönberg.

*Franziskaner:* Brünn, Kremsier, Olmütz, Iglau.

*Jesuiten:* a) *Collegien:* Brünn, Hradisch, Iglau, Olmütz, Teltsch, Znaim; b) *Residenz:* Turas.

*Karthäuser:* Königsfeld, Olmütz, genannt Maria im Thale Josaphat.

*Minoriten:* Olmütz.

*Paulaner:* Pirnitz, Wranau.

*Pauliner:* Kromau.
*Prämonstratenser:* Bruck, Hradisch bei Olmütz, Obrowitz.
*Serviten:* Jarmeritz, Wessely.
*Trinitarier:* Holleschau, Zuschau.

b) *Nonnenklöster.*

*Cisterzienser Nonnen:* Brünn, genannt Maria Saal oder Königinkloster, Sala oder Aula regia, Tischnowitz, genannt Himmelspforte, Porta cœli.
*Clarisserinen:* Olmütz, Znaim.
*Dominikaner-Nonnen:* Brünn, genannt St. Anna oder Königsgarten, Olmütz, bei St. Katharina.
*Franziskaner-Nonnen:* Brünn.

## 11. Schlesien.

a) *Mannsklöster.*

*Dominikaner:* Troppau.
*Franziskaner:* Troppau.
*Jesuiten:* a) *Collegium:* Troppau; b) *Residenz:* Teschen.

b) *Nonnenkloster.*

*Clarisserinen:* Troppau.

## 12. Galizien und Lodomerien.

a) *Mannsklöster.*

*Augustiner:* Lemberg, Pilsen, Radomysl, Witkow, Zalesce, Zydaczow.
*Barmherzige Brüder:* Lemberg.
*Basilianer:* Bawianca Uhorni, Bohonia, Drohobycz, Lemberg, zu St. Johann Luka, Paczikow, Pictrice, Starozbaras, Strusczow, Swilnipas, Szeplota, Trembowla, Uniow, Volicze-Terewiana, Wiczine, Wolika. Zwneitzow.
*Capuziner:* Bincz, Kuthorz, Lemberg, Rozwadow.
*Carmeliter:* Drohobycz, Gussakow, Jasko, Kohawina, Lemberg, Milatin, Wiszinecz.
*Carmeliter unbeschuhte:* Lemberg.
*Dominikaner:* Belz, Buczecz, Busk, Czernielice, Czieszanow, Horodlo, Heubieszow, Jaworow, Jazlowica, Krasnobrod, Lemberg, bei St. Magdalena, Mascisca, Reszow, Rohatye, Sieniawa, Wielky.
*Franziskaner:* Bochnia, Hussiatin, Kalwuria, Reszow.
*Jesuiten:* a) *Collegien:* Jaroslaw, Krosno, Lemberg, Oswiecim, Przemysl, Rawa, Stanislawow; b) *Residenz:* Sambor; c) *Missionen:* Biala, Jablonow, Königsberg, Rozniatow, Tismenice.
*Minoriten:* Horyniza, Jaroslaw, Kactko, Lemberg, bei St. Anton, Alt-Sandec, Neu-Sandec, Stry, Szcebezeszyn.
*Missionäre:* Honow, Horodenka, Mikulince.
*Pauliner:* Krzeszow, Lemberg, Niezniow, Starawitz.
*Piaristen:* Reszow, Sandec.

*Prämonstratenser:* Sandec.

*Reformaten:* Lemberg, Przemysl, Rawa, Wieliczka, Zakliczin, Zloczow.

*Theatiner:* Lemberg.

*Trinitarier:* Birstin, Lemberg *a)* in der Stadt, *b)* in der Vorstadt, Mielecz, Stanislawow, Tomasczow.

b) *Nonnenklöster.*

*Benediktiner-Nonnen:* Jaroslaw.

*Bernardinerinen:* Lemberg.

*Brigittinerinen:* Lemberg, Sambor, Sokal.

*Canonissinen:* Lemberg.

*Carmeliterinen beschuhte:* Lemberg.

*Carmeliterinen unbeschuhte:* Lemberg, Wiznicz.

*Clarisserinen:* Alt-Sandec, Zamosc.

*Dominikaner-Nonnen:* Belz, Lemberg, Przemysl, Zolkiew.

*Franziskaner-Nonnen:* Tarnow.

### 13. Die Länder der Stefanskrone.

a) *Mannsklöster.*

*Augustiner:* Fiume, Fünfkirchen, Ofen.

*Basilianer:* Baranya, Barzanfalva, Bedő, Uglya.

*Benediktiner:* Bakony-Bél, Dömölk, Martinsberg.

*Camaldulenser:* Landsee, Lechnitz, Morczik, Am Berge Czobor.

*Capuziner österreichisch-ungarische:* Ungarisch-Altenburg, Fünfkirchen, Hatvan, Stuhlweißenburg, Tokay.

*Capuziner croatische:* Kanischa.

*Capuziner steirische:* Agram.

*Carmeliter beschuhte:* Ofen.

*Carmeliter unbeschuhte:* Skalitz.

*Cisterzienser:* a) *Abteien:* Csakany, Pasto, Pilis; b) *Residenzen:* Erlau, Marienberg.

*Dominikaner:* Fünfkirchen, Pesth, Steinamanger, Waitzen.

*Franziskaner Marianer:* St. Anton, Eisenstadt, auf dem Calvarienberge, Gran, in der Vorstadt, St. Katharina, Keszthely, Mesztegnyő, Oedenburg, Ofen, in der Festung, Raab.

*Franziskaner Ladislaner:* Gyud, Hiaskowitzi, Kopanitza, Kreuz, Namesto.

*Franziskaner Salvatoris:* Debreczin, Großwardein, Homonna, Kaschau, Lewenz, Szendrő, Vrbitza.

*Franziskaner Capistraner:* Brod, Gradiska, Pacs, Peterwardein, Požega, Ruma, Samobor, Temeswar, Tolna.

*Franziskaner croatische:* Goritza, Popordel, Zengg.

*Franziskaner, bulgarische:* Karansebes, Karoschawa.

*Hieronymiten:* Siegelsberg.

*Jesuiten:* a) *Collegien:* Agram, Erlau, Fiume, Fünfkirchen, Gran, Güns, Kaschau, Leutschau, Neusohl, Ofen, Oedenburg, Požega, Preßburg, Raab, Trentschin, Tyrnau, Unghvar; b) *Residenzen:* Carlstadt, Eperies, Großwardein,

Gyöngyös, Komorn, Nagy-Bánya, Ofen, in der Wasserstadt, Patak, Preßburg, Rosenau, Szathmár, Schemnitz, Schurcz, Sohl, Stuhlweißenburg, Zips; c) *Missionen:* Bács, Essegg, Felsö-Bánya, Herrengrund, Leopoldstadt, Moliks, St. Nikolaus in der Liptau, Peterwardein, Temeswar.

*Kamillianer:* Raab.

*Kreuzherrn mit dem rothen Sterne:* Preßburg.

*Minoriten:* Eperies, Wimpassing.

*Paulaner:* Sommerein.

*Pauliner ungarische:* a) *Convente:* Elephant, Fünfkirchen, Käsmark, Maria-Nostra, Mariathal, Pápa, Sajolad, Sassin, Skalitz, Staranow, Szathmár, Terebes, Tüsckewar, Ujhely, Wandorf; b) *Residenzen:* Acsa, Csotad, Felősogyer, Großwardein, St. Kreuz, Mocsár, Neusiedel am See, Stuhlweißenburg.

*Pauliner croatische:* a) *Convente:* Csakathurn, Kamenska, Kreuz, Lepoglawa, Požega, Remete, Szwetcze, Warasdin.

*Pauliner dalmatiner:* a) *Convente:* Czinzuetha, Novi, Zengg; b) *Residenzen:* Leska, St. Nikolaus in der Kapelle.

*Prämonstratenser:* a) *Probsteien:* Csorna, Großwardein, Jánoshidja oder St. Johann an der Brücke, Jaszow, Leleß, Türgye; b) *Residenz:* Rosenau.

*Serviten:* Am heil. Brunnen-Berge, Loretto, Stotzing.

*Trinitarier:* Erlau, Illawa, Komorn, Ofen mit Budakesz, Saros-Patak, Preßburg, Tyrnau.

b) *Nonnenklöster.*

*Augustiner-Nonnen:* Eisenstadt.

*Benediktiner-Nonnen:* Fiume.

*Clarisserinen:* Agram, Ofen, Pesth, Preßburg, Tyrnau.

### 14. Siebenbürgen.

a) *Mannsklöster.*

*Jesuiten:* a) *Collegium:* Klausenburg; b) *Residenzen:* Hermannstadt, Udvarhely; c) *Missionen:* Kronstadt, Vásárhely.

*Pauliner:* a) *Residenzen:* Illyefalva, Torda, Tövisch.

*Trinitarier:* a) *Residenz:* Carlsburg.

b) *Nonnenkloster.*

*Tertianerinen:* Klausenburg.

# GEDICHTE IN ZIPSER MUNDART.

## *Jägers Lost.*

Hajahi! Hajaho!
Säu ruf ich hie draußen aus väuler Brost,
Denn die Jogd, ja die Jogd, dos ës meine Lost.
Dä hull ich mer en Väugel[1] aus'n Lëften,
Scheich die Fichs und die Hosen iber die Trëften,
Und ën Wald erscht, ën tonkeln, wie derquëckt mich die Loft,
Ich kann nëch satt mich äuden[2] on Fichtendoft!
Wenn die Hind[3] ën Grënden[4] ën die Heih[5] kumm: Tschiff, tschaff!
Und die Bichsen däun lostich drof knalln: Piff, paff!
Und of dos Gepiff und of dos Knalln
Die schlanken Bëck — Bums! — ibern Haufen falln;
Ach ës dos e Fraid!
Und als wollt äuch die Wäullost[6] die Fichten durchwittern,
Die Sehrlëng[7] und Wëppel[8] ëmerëng[9] derzittern.
Of der Jogd bedait ich ewos of der Welt,
Wenn all dos Gewirn var mer niederfällt.
Drom adjëë äuch du Stodt mët all dein Gelëtter![10]
Hie draußen bën ich nëch e Sëtter[11] und Sëtter,
Hie kimmert sich Niemand, wievel Krautgërten ich ho,
Hajahi! Hajaho!
Drom adjëë ihr eng Gassen und ihr verrußten Kaun,[12]
Wie glëcklich, ich brauch aich nëch onzuschaun,
Drom adjëë äuch ihr Lait und du dompich[13] Gemaier,
Geiht, hull aich der Gaier!
Bën glëcklich ën Gottes freier Natur,
Wu von Mentschengewirm ich sëh keine Spur,
Wu der Hauch der Freiheit mich mächtich onweiht,
Wu 's Herz var Fraid wie e Përl[14] mer schläit[15] —
Hajahi! Hajaho!

RUDOLF WEBER.

[1] Vogel (namentlich der Sperber) [2] athmen [3] Hunde [4] Gründen [5] Höhe [6] Wollust [7] schlanke, verdorrte Fichten (Zehrling?) [8] Wipfel [9] ringsum [10] Rumpelwerk [11] Solcher [12] Kamine [13] dumpfiges [14] der schwere Hammer der Schmiede und Schlosser, ungarisch: pöröly [15] schlägt.

## *Die drei Maiderchen.*

Drei Maiderchen sëtzen bei'n Rocken und spënn
Und derzäihln därbei sich Geschichten,
Oder Eins, dos kimmt nen halt nëch aus'n Sënn,
Wiewill se äuch tichern[1] und tichten.[2]

Und richtich, heibt äuch die Eine on:
Wie mächt mich mein Schatz esäu glëcklich!
En sëtten[3] wët[4] en Andre säubald nëch hon,
Wie ës er esäu schäin und säu schëcklich!

Und daß er Trampeiter ës, frait mich halt sëhr,
Kein Anderer kann esäu bläusen,[5]
Und erscht die Mandur, wie steiht se nen hëhr,
Der Tschako, der Rock und die Häusen![6]

Und die Andre meldt sich. Und ës es äuch wohr,
Ich wëë[7] dich drëm[8] nëch beneiden . . .
Oder wenn er dich posst,[9] hast 's Gesicht väul Hoor,
Ich kann die Bajußen[10] nëch leiden.

Wenn ober erscht ich von Mein onfang,
En sëtten kannst der geihn suchen —
Der hat bläue Äugen und räislije Wang
Und hëërst nen nëch schelden und fluchen.

Die drëtte sogt gor nischt und spënnt nar und spënnt
— 's ës nach zu jong dos Potënnchen[11] —
Weiß nischt von der Lieb und die Fëden nar wëndt
Säu fleißich und schäin wie e Spënnchen.

Und itzt reißt nen der Foden, und wie' s runder sich beigt,[12]
Zergeiht nen on Laibelchen 's Schnirchen,
Und 's fällt aus'n Busen, wie 's tiffer sich neigt,
E räusenforben Papierchen.

Der Tausend! dos soll schunt en Lippsten hon?
Und kann, esäu jong, schunt betriegen?
Ja, merk's der: die Alten die reiden därvon,
Die Jong oder sein nach verschwiegen! —

RUDOLF WEBER.

[1] nachdenken [2] ersinnen [3] solchen [4] wird [5] blasen [6] Hosen [7] werde darum [8] küsst [10] Schnurbart [11] Scherzname für die Bäuerin aus dem Oberland [12] beugt, bückt.

# UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

*A magyar nemzet története* (Geschichte der ungarischen Nation. Prachtwerk für das gebildete Publicum aus Anlass des Millenniums herausgegeben von der Athenaeum-Druckerei und Verlagsgeschäft A. G.) Budapest. 10 Bände, gr. 8° mit mehr als 2000 Textillustrationen und 400 Kunstbeilagen. Preis des Bandes 8 fl. österr. Whg.

Der tausendjährige Bestand des ungarischen Staates, welcher im Jahre 1896 unter anderen auch durch eine großartig angelegte Ausstellung gefeiert wird, findet hier seine würdigste Verherrlichung in einem durch Wissenschaft und Kunst gleich begünstigten Rückblicke auf die vielbewegte Geschichte der ungarischen Nation. In blendend schöner Ausstattung, wie sie sich im eben vollendeten ersten Bande repräsentiert, gehoben durch die Fülle echt künstlerischer Beiträge, bietet das Werk mit seinem gediegenen Inhalte einen, in seiner Art unvergleichlichen Schatz nationaler Erinnerung, wofür ja die Namen der Mitarbeiter allein schon genügende Bürgschaft sind. Das Werk umfasst die ganze Geschichte Ungarn's und zwar nach folgender Eintheilung:

I. Band: Einleitung zur Geschichte der Ungarn von Fürst-Primas Cardinal *Claudius Vaszary.*
Geschichte Ungarn's bis zur Landnahme. Von *Robert Fröhlich, Valentin Kuzsinszky* und *Géza Nagy.*
Das Zeitalter der Herzoge von *Heinrich Marczali.*

II. Band: Das Zeitalter der Árpáden von *Heinrich Marczali.*

III. Band: Das Zeitalter der Anjou's von *Anton Pór.*
Das Haus Luxemburg. Von *Ladislaus Fejérpataky* und *Julius Schönherr* (zugleich Mitredacteur). Archaeologie dieser Zeit von *Béla Czobor.*

IV. Band: König Mathias. — Das Zeitalter der Jagellonen von *Wilhelm Fraknói.*

V. Band: Die Separation. Habsburger und Báthory's. — Bocskai. Von *Árpád Károlyi.*

VI. Band: Das Zeitalter der Freiheits- und Religionskriege von *David Angyal.*

VII. Band: Das Zeitalter Franz II. Rákóczy von *Koloman Thaly.*

VIII. Band: Die Restauration 1712—1815 von *Heinrich Marczali.*

IX. Band: Die neue Staatengründung 1815—1848. Von *Géza Ballagi.*

X. Band: Das moderne Ungarn 1848—1895. Von *Heinrich Marczali.*
Epilog von *Maurus Jókai.*
Chef-Redacteur: *Alexander Szilágyi.*

Der erste Band auch unter dem Separattitel: *Magyarország a királyság megalapitásáig* (Ungarn bis zur Gründung des Königthums. Mit Einleitung von Claudius Vaszary. Von R. Fröhlich, V. Kuzsinszky, Géza Nagy und Heinrich Marczali). Budapest, 1895. Athenaeum. 8° CCCLII. und 335 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

*Abonyi Árpád, A Mammuth.* (Der Mammuth. Roman von Árpád Abonyi.) Budapest, 1895. Athenæum 176 S. (Lesehalle des Athenæum. III. Jahrg. 2. Bd.

*Acsády Ignácz, Régi magyar birtokviszonyok 1494—1598.* (Alte ungarische Besitzverhältnisse 1494—1598. von Ignaz Acsády.) Budapest, 1894., Akademie. 70 S.

*Ambrózovics Béla, Az ár és fogyasztás, illetőleg termelés közti viszony.* (Verhältniss des Preises zum Consum, resp. zur Production von Béla Ambrózovics.) Budapest, 1895. Eggenberger, 16 S.

*Balás György, Az 1866.-évi osztrák-porosz háború.* (Der österreichisch-preussische Krieg vom J. 1866. Im Auftrage der kriegswissenschaftlichen Commission der Ung. Akad. von Georg Balás.) Mit 19 Textillustrationen und 2 Plänen. Budapest, 1894. Verl. der Akademie. 329 S.

*Bálint Imre, Megjegyzések a biztosítási törvénytervezethez.* (Bemerkungen zum Gesetzentwurf über das Versicherungswesen von Emerich Bálint.) Budapest, 1895. Horovitz in Comm. 20 S.

*Bálintits József báró, Forgácsák.* (Spáne von Baron Josef Balintits.) Maros-Vásárhely, 1895. J. Reichardsperg. 36 S.

*Baróti Lajos dr., Petőfi költeményeinek első kritikai kiadásáról.* (Ueber die erste kritische Ausgabe der Gedichte Petőfi's. Von Dr. Ludwig Baróti.) Budapest, 1894. Toldi, 44 S.

*Benedek Elek, Egy szalmaözvegy levelei.* (Briefe eines Strohwitwers von Alexius Benedek.) Budapest, 1895. Athenæum, 142 S.

*Beniczkyné Bajza Lenke, Átültetett virág.* (Eine umgesetzte Blume. Roman in 2 Bden von Helene Beniczky-Bajza.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner 233 und 224 S.

*Beöthy Zsolt, Szinházi esték.* (Theaterabende. Zweite Reihe der Feuilletons und Studien. Theaterdichter und Schauspieler von Zoltán Beöthy.) Budapest, 1895. Hornyanszky, 265 S.

*Bodnár Zsigmond, A tudomány csődjéről.* (Ueber den wissenschaftlichen Bankerott. Sendschreiben an Ferdinand Brunetière von Siegmund Bodnár.) Budapest, 1895. Eggenberger, 36 S.

*Buday László, A reformátor.* (Der Reformator. Roman von Ladislaus Buday.) Budapest, 1895. Deutsch und Comp. 144 S.

*Busbach Péter, Az utolsó öt év.* (Die letzten fünf Jahre: Tisza, Szapáry, Wekerle. Parlamentarische Reminiscenzen von Peter Busbach.) Budapest, 1895. Fr. Kilian, 62 S.

*Choronei Mózes, Nagyörményország története.* (Geschichte Grossarmeniens von Mozes Choronei. Aus dem armenischen Original übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Christoph Szongott.) Szamosujvár, 1892. Todorán, 298 S.

*Csánki Dezső dr., Magyarország történeti földrajza a Hunyadiak korában.* (Historische Geographie von Ungarn im Zeitalter der Hunyadi's. Im Auftrage der historischen Commission der Ung. Akademie von Dr. Desider Csánki.) II. Bd. Budapest, 1894. Akademie, 860 S.

*Dobsa Lajos, Aba Samuel.* (Aba Samuel, Tragoedie in fünf Akten von Ludwig Dobsa.) Budapest, 1895. Ráth, 115 S.

— — Tanulmány Attila és Ildikó czimű tragédiához. Studie über die Tragoedie «Attila und Ildiko» von Ludwig Dobsa.) Budapest, 1895. Ráth, 80 S.

*Emlékkönyv Klamarik János negyvenéves szolgálati jubileumára.* (Gedenkbuch zum vierzigjährigen Dienstjubileum Johann Klamarik's. Von seinen Verehrern.) Mit Klamariks Bildnis in Lichtdruck. Budapest, 1894. Eggenberger, 167 S.

Johann Klamarik, ursprünglich Gymnasialprofessor, dann Director und Ober-

director, ist Ministerialrath und Chef des Mittelschulwesens im Cultus- und Unterrichtsministerium. Sein vierzigjähriges Dienstjubileum gab in den Kreisen der Mittelschulprofessoren Aulass zu festlichen Ovationen, da die wichtigsten Institutionen im Gymnasial- und Realschulwesen gerade unter seiner wirksamen Thätigkeit eingeführt wurden. Auch um die Hebung der Personalangelegenheiten und der materiellen Lage der an Mittelschulen thätigen Lehrkräfte hat sich der Gefeierte grosse, allgemein anerkannte Verdienste erworben.

*Farkas Emöd, Hadnagy uram.* (Herr Lieutenant von E. Farkas.) Budapest, 1895. Gerő, 161 S.

*Farkas Lajos dr., Római öröklési jog.* (Römisches Erbrecht von Dr. Ludwig Farkas.) Separat-Ausgabe aus d. Vf. Geschichte des röm. Rechtes. Klausenburg, 189?. J. Stein, 206 S.

*Fejérpataky László, Oklevelek II. István király korából.* (Urkanden aus der Zeit König Stefan's II. Antrittsvortrag in der Ung. Akademie der W. von Ladislaus Fejérpataky.) Budapest, 1895. Akademie, 45 S. 3 Fascimile und 2 Illustrationen.

*Gál Jenő dr., A bűnvád alá helyezés.* (Die Unter-Anklage-Stellung. Mit besonderer Rücksicht auf die Institution der obligatorischen richterlichen Entscheidung von Dr. Eugen Gál.) Von der Budapester k. ung. Universität preisgekrönt. Budapest, 1892. Lampel, 92 S.

*Giesswein Sándor dr., Az urali nyelvek helyhatározói demonstrativ elemei.* (Die demonstrativen Elemente der Ortsadverbien in den uralischen Sprachen von Dr. Alex. Giesswein.) Budapest, 1894. Verlag d. Sct. Stefans-Gesellschaft, 29 S.

*Helle Károly dr.*, Vis major a római és a modern forgalmi jogban. (Vis major im römischen und im modernen Verkehrsrecht von Dr. Karl Helle.) Kecskemét, 1894. M. Fekete, 32 S.

*Hörk József, Kossuth Lajos Eperjesen.* (Ludwig Kossuth in Eperjes von Josef Hörk.) Eperjes, 1894. S. Révai, 24 S.

*Hornyánszky Gyula dr., A classica philologia mint történetirás.* (Die classische Philologie als Geschichtsschreibung. Geschichtsphilosophische Studie von Dr. Julius Hornyánszky.) Budapest, 1895. V. Hornyánszky, 99 S.

*Hummer Nándor, A kereszténység nyomai Magyarország mai területén a honfoglalás előtt.* (Die Spuren des Christenthums auf dem heutigen Gebiete Ungarns vor der Landnahme.) Budapest, 1894. Verl. d. Sct. Stefans-Gesellschaft, 69 S.

*Illés Károly dr., A magyar büntetőjog általános tanai.* (Die allgemeinen Lehren des ungarischen Strafrechtes.) Budapest, 1895. Gebr. Révai. VII. 452 S.

*Jókai Mór*, Magnéta (Roman. 136 S.)

— — Trenk Frigyes. (Friedrich Trenk, Roman. 116 S.)

— — Kráó. (Kráó, Roman. 131 S.)

— — Tégy jót. (Thu Gutes! Roman. 176 S.) Verlag der Gebr. Révai. Budapest, 1895.

*Justh Béla, Szonettek.* (Sonette von Béla Justh.) Budapest, 1865. Pallas, 70 S.

*Kandra Kabos, Az ezeréves Károlyiak.* (Die tausendjährigen Károlyi's von K. Kandra.) Budapest, 1894. Verl. d. Sct. Stefans-Gesellschaft, 23 S.

*Karácson Imre, Két török diplomata Magyarországról a XVIII. században.* (Zwei türkische Diplomaten des XVIII. Jahrhunderts über Ungarn. Von Emerich Karácson.) Budapest, 1894. Verl. d. Sct. Stefans-Gesellschaft, 20 S.

*Kazinczy Ferencz levelezése.* (Franz Kazinczy's Briefwechsel. Im Auftrage der literar-historischen Commission d. Ung. Akademie. Herausgegeben von Dr. Johann Váczy.) V. Bd. Vom 1. Mai 1807—30. Juni 1808. Budapest, 1894. Akademie. XXII. und 592 S.

*Kiss János dr., Az értelmi ismeretek keletkezése.* (Entstehung der intellectuel-

len Kenntnisse von Dr. Johann Kiss.) Budapest, 1894. Verl. d. Sct. Stefans-Gesellschaft, 28 S.

*Komjáthy Jenő, A homályból.* (Aus dem Dunkel.) Gedichte von Eugen Komjáthy.) Budapest, 1895. Lampel, 437 S.

*Láng Lajos, Emlékbeszéd Grünwald Béláról.* (Denkrede auf das corresp. Mitglied der Akademie Béla Grünwald von Ludwig Láng.) Budapest, 1895. Akademie, 31 S.

*Malcomes Gizella báróné, Álmatlan éjszakák.* (Schlaflose Nächte, Novellen von Baronin G. Malcomes.) Budapest, 1894. Selbstverlag d. V. 185 S.

*Mangold Gusztáv, Szilánkok.* (Splitter. Feuilletons von Gust. Mangold. Mit einer Vorrede von Dr. J. Sziklay.) Budapest, 1894. O. Nagel jun. 94 S.

*Márkus Dezső dr., Felső bíróságaink elvi határozatai.* (Die principiellen Entscheidungen unserer höheren Gerichte. Systematische Zusammenstellung aller Entscheidung der k. u. Tafel und der k. u. Curie von Dr. Desider Márkus.) V. Band: Strafcodex — Criminalverfahren — Pressgesetz — Pressverfahren. Budapest, 1894. Grill, 759 S.

*Mihalkovics Géza dr., Mikor és hol állíttassék fel a harmadik egyetem?* (Wann und wo soll die dritte Universität errichtet werden? von Dr. G. Mihalkovics.) Budapest, 1895. Fr. Kilian, 24 S.

*Milkó Izidor, Római mozaik.* (Römisches Mosaik. Reminiscenzen und Aufzeichnungen aus der ewigen Stadt.) Budapest, 1895. Gebr. Révai, 281 S.

*Nagy Győző, Erődítéstan I.* (Befestigungslehre. I Bd. Feldbefestigung von Victor Nagy.) Mit 203 Textillustrationen. Budapest, 1895. Pallas, XVI. und 204 S.

*Nagy Lajos, A polgári házasság ismertetése az értelmes magyar nép számára.* (Besprechung der Civil-Ehe für das verständige ungarische Volk von Ludwig Nagy.) 2. umgearb. Aufl. Budapest. 1894. V. Hornyánszky. 15 S.

*Neumann Ármin dr., A kereskedelmi törvény magyarázata.* (Erläuterung des Handelsgesetzes von Dr. Hermann Neumann.) 2. Vollst. umgearbeitete Auflage II. Bd. Erste Hälfte. Budapest, 1895. Athenæum, 492 S.

*Payr Sándor, Fábry Gergely ev. püspök és az 1751. évi vallási villongás Vadosfán.* (Der ev. Bischof Gregor Fábry und die Religionswirren zu Vadosfa im Jahre 1751. Kirchengeschichtliche Studie von Alex. Payr.) Budapest, 1894. L. Kókai, 99 S.

*Polczner Árpád, Vasárnap.* (Am Sonntag. Scherzgedichte von Árpád Polczner.) Budapest 1895. Lampel, 73 S.

*Récsei Viktor, Pannonia ó-kori mythologiai emlékeinek vázlata.* (Abriss der mythologischen Denkmäler des alten Pannonien von Viktor Récsei, Oberbibliothekar zu Pannonhalma.) Pannonhalma, 1894. Selbstverlag d. V. 1114. S. und LV. Tafeln.

*Reviczky Gyula összes költeményei.* (Julius Reviczky's sämmtliche Gedichte. Geordnet von Paul Koroda.) 2 Bde. Budapest, 1895. Athenæum VIII. und 307 XLIV, 270 S.

*Sas Ede, Házasságok.* (Ehen. Von Eduard Sas.) Budapest, 1895. Grill, 228 S.

*Sebestyén Károly, Hajnalodik.* (Es tagt. Gedichte von Karl Sebestyén.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 137 S.

*Silberstein (Ötvös) Adolf, Dramaturgiai dolgozatok.* (Dramaturgische Werke von Adolf Silberstein.) II. Bd. Uebersetzung und Erklärung der Poetik des Aristoteles. — Bibel der Natur. — Budapest, 1895. «Könyves Kálmán», 250 S.

*Somogyi (Klökner) Soma, Ideál és természet.* (Ideal und Natur. Von Corn. Somogyi. Mit Vorwort von Frau Gustav Beksics.) Budapest, 1895. Fr. Kilian. IV. und 260 S.

*Szabóné Nogáll Janka, Elbeszélések.* (Erzählungen von Frau J. Szabó-Nogáll.) Lesehalle des Athenæum. III. Jhg. 1. Bd. Budapest, 1895. Athenæum, 156 S.

*Szász Gerő, Költemények.* (Gedichte von G. Szász.) 2 Bde. Klausenburg, 1895. Stein, 303 und 319 S.

*Századunk névváltoztatásai.* (Die Namensänderungen unseres Jahrhundert. Sammlung der mit Bewilligung der Statthalterei und des k. u. Ministeriums geänderten Namen 1800—1893. Auf Grund der Originalurkunden zusammengestellt von einem Ausschussmitgliede der heraldisch-genealogischen Gesellschaft.) Budapest, 1895. Hornyánszky, 253 S.

*Szinnyei József, Finn olvasókönyv mondattani példákkal.* (Finnisches Lesebuch mit syntaktischen Beispielen von Josef Szinnyei.) Budapest, 1895. Hornyánszky, 84 S.

*Szongott Kristóf,* Szamosujvár, a magyar-örmény metropolis irásban és képben. (Szamosujvár, die ungarisch-armenische Metropole in Wort und Bild von Christoph Szongott.) Szamosujvár, 1893. Todorán, 274 S.

*Tanos Pál, Az erdő világa.* (Die Welt des Waldes. Zeichnungen von Paul Tanos.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 224 S.

*Téglás Gábor, Ujabb adalékok az aldunai zuhatagok sziklafeliarataihoz* s az aldunai határvédelem viszonya Dácia történetéhez részben Taianus felléptéig. (Neue Beiträge zu den Felseninschriften in den Stromschnellen der unteren Donau und das Verhältniss der Grenzvertheidigung an der unteren Donau zur Geschichte Daciens, theilweise bis zum Auftreten Trajan's. Von Gabriel Téglás.) Mit 14 Textillustrationen. Budapest, 1894. Akademie. Folio, 55 S.

Die «Ung. Revue» hat den ersten Theil dieser überaus wertvollen Studie sammt den dazu gehörigen Illustrationen im ersten Hefte bieses Jahrganges mitgetheilt.

*Thewrewk Árpád Ponori, Korunk szinműveltsége.* (Die Scheinbildung unserer Zeit von A. P. Thewrewk.) Budapest, 1894. Kókai in Comm. 16 S.

*Tóth Béla, Szájról-szájra.* A magyarság szálló igéi. (Von Mund zu Mund. Die geflügelten Worte des Magyarischen. Gesammelt und mit historischen und literarischen Nachweisen herausgegeben von Béla Tóth.) Budapest, 1895. Athenæum. XIV. 446 S.

In der «Ung. Revue» von Max Rothauser ausführlich besprochen.

*Törvény az állami anyakönyvekről.* (Gesetz über die staatlichen Matrikeln nebst den einschlägigen Gesetzen und einem alphabetarischen Sachregister.) Budapest, 1894. Eggenberger, 53 S.

*Törvény a házassági jogról.* (Gesetz über das Eherecht mit Hinweisungen und Erläuterungen von Dr. Karl Helle.) Kecskemét, 1894. 97 S.

*Törvény a házassági jogról.* (Gesetz über das Eherecht nebst den einschlägigen Gesetzen und Verordnungen, sowie einem alphabetarischen Sachregister.) Bdaupest, 1894. Eggenberger, 53 S.

*Törvény a kötelező házasságról, a gyermekek vallásáról és az állami anyakönyvekről.* (Gesetz über die obligatorische Civil-Ehe, über die Religion der Kinder und über die staatlichen Matrikeln.) Mit Erklärungen, Citaten und einem alphab. Sachregister. Budapest, 1894. Lampel, 164 S.

*Törvény, szabályrendelet és szolgálati utasitás.* Budapest székes főváros kerületi elöljáróságairól. Gesetz, Normativ und Dienstesinstruction über die Bezirksvorstehungen der Haupt- und Residenzstadt Budapest.) Budapest, 1894. O. Nagel jun. in Comm. 204 S.

*Törvényczikk* 1894: XXXI. *A házassági jogról.* (Gesetz-Artikel 1894: XXXI.

über das Eherecht. Mit Erklärungen und Hinweisungen von Dr. Konrad Imling.) Budapest, 1894. Ráth, 53 S.

*Törvényczikk,* 1894: XXXII. *A gyermekek vallásáról.* 1893: XXXIII. törvényczikk *az állami anyakönyvekről.* (Gesetz-Artikel 1894: XXXII. Ueber die Religion der Kinder. 1894: XXXIII. Ueber die staatlichen Matrikeln.) Wie oben, 41 S.

*Törvényczikkek, 1894-ik évi országgyűlési.* Elsőrangú szakférfiak közreműködése mellett jegyzetekkel, utalásokkal és magyarázattal ellátva. (Sämmtliche Gesetzartikel vom Jahre 1894. Unter Mitwirkung der hervorragendsten Fachmänner mit Noten, Hinweisungen und Erklärungen versehen.) Budapest, 1894. Ráth, 383 S. gr. 8°.

*Dasselbe* in 16°. 813 S.

*Vigyázó Ferencz, A pragmatica sanctio.* (Die pragmatische Sanction. Staatsrechtliche Studie von Franz Vigyázó.) Als Manuscript. Budapest, 1894. Eggenberger, 85 S.

*Wekerle László dr., Isten az ő teljes valóságában megismertetve.* (Gott in seiner ganzen Wesenheit dargestellt von Dr. Ladislaus Wekerle.) 2. mit Anhang ergänzte Ausgabe. Budapest, 1895. Grill. XVI. und 478 S.

*Wohl Janka, A modern asszony breviáriuma.* (Brevier der modernen Frau von Johanna Wohl.) Budapest, 1895. Athenæum, 140 S.

# DER SILBERNE SARG DES PROPHETEN SCT. SIMEON ZU ZARA.

Von Prof. Dr. *Peter Gerecze.*

(Zweite Mittheilung.)

Die letzte Tafel auf der hinteren Langseite ist:

*VI. Der h. Simeon am Sterbebette des Banus Stefan* (Fig. 12., Tafel IV), oben 58 cm., unten 59 cm. breit, links 572 mm., rechts 582 mm. hoch; das Bildfeld sammt dem architektonischen Rahmen ist 55 cm. breit, 49 cm. hoch. Der von den Nebenfeldern nicht bedeckte Raum ist größer u. z. oben 555 mm., unten 56 cm. breit; links 545 mm., rechts 35 cm. hoch. (Die Monographie nimmt circa 53×56 an.)

Auf der rechten Hälfte des Bildes steht in offener Arkade der Sarg des h. Simeon, vor diesem knieen zwei vornehme Jünglinge, deren einer mit der Hand auf den, hinter ihm befindlichen Kranken hinweist und damit andeutet, für wen die beiden bitten. Der Kranke ruht ausgestreckt, halbbedeckt auf einem hohen Bette mit Schemmeltritt, vor einem faltigen Gardinenvorhang; zu seinen Häupten steht der h. Simeon, seine Hand dem Kranken aufs Haupt legend. Hinter dem Lager sieht man eine weinende jugendliche Frauengestalt und eine ältliche Frau mit einer Kerze. Die erstere hebt ihre Rechte zum Gesicht, während beide die Linke an die Brust drücken.

Der Schmerz der Umgebung, welcher sich in den Gesichtern und Bewegungen ausspricht, drückt aus, das wir das Lager eines Sterbenden vor uns haben. Die Scene spielt zur Nachtzeit, was sich an der, vom Bogen herabhängenden Lampe erkennen lässt. Fondra nennt die Personen, Meyer erkennt in dem Bild die *Auferweckung des Banus.* Der Ban von Bosnien Stefan Kotromanitsch gehörte früher einer herätischen Confession an, kehrte aber um der Gunst des Königs Ludwigs sowie des Papstes willen sammt seinen Großen in die römische Kirche zurück, worauf er im Vertrauen auf diese mächtigen Gönner, circa 1349, in Serbien einfiel und dieses zum Theil verwüstete. Dafür wurde seine Burg Bobovatz, in welcher Kotromanitsch mit seiner Tochter Elisabeth lebte, vom serbischen Fürsten Duschan angegriffen. Die Burg widerstand wohl, dennoch eilte König Ludwig, sobald er aus Italien zurückgekehrt war, dem Banus zu Hilfe. Wie es scheint, wurde Elisabeth von dieser Zeit an am Hofe der Königin-Mutter

erzogen, worauf sie *am 20. Juni 1353 die Gemahlin des Königs von Ungarn wird.* Der Banus jedoch überlebte nicht lange das Glück seiner Tochter, indem er am *27. September desselben Jahres* starb. Anton Pór, dessen gediegener Biographie Ludwigs des Großen (S. 291 ff.) wir diese Daten entnehmen, unterzieht, wie bereits erwähnt, unsere Monographie in durchaus historischer Beziehung einer Kritik und ergänzt diese Angaben nebst einer Erklärung des in Rede stehenden Reliefbildes: «Banus Stephan hatte unseres Wissens drei Neffen: Twartko, Wuk und Dabischa und eine Nichte Katharina, welche die Kinder seines Bruders Wladislaw waren. Möglicherweise ist ihre Mutter Helene die die Kerze haltende ältliche Frau. Von der anderen können wir also annehmen, dass sie die jammernde Gemahlin des Banus ist, denn sie ist viel zu massiv geformt, als dass wir in ihr Elisabeth vermuthen könnten, die ja übrigens nicht zu Hause, sondern am Hofe der Königin-Mutter von Ungarn erzogen wurde» (Századok, 1895 April, S. 387). Mithin also widerspricht auch Anton Pór im wesentlichen nicht der Behauptung Fondra's, ja ganz richtig findet er nichts bedenkliches in dem Umstande, dass hier nur zwei Verwandte abgebildet sind. Uebrigens ist es noch fraglich, ob der dritte nicht vielleicht erst nach dem Tode des Banus zur Welt gekommen ist oder wenigstens zur Zeit noch so klein war, dass seine Abbildung hier keinen rechten Sinn gehabt hätte? Die Bemerkung, dass die ältere Frau die Mutter der Neffen, die jüngere aber die Gemahlin des Banus sein kann, ist für die künstlerische Seite der Abbildung von geringem Interesse, doch muss man zugeben, dass sie auf den ersten Blick sehr viel für sich, nicht darum, weil Elisabeth am Hofe der Mutter Ludwigs des Großen heranwuchs, sondern darum, weil die Tochter des Banus beim Ableben ihres Vaters *bereits seit drei Monaten die Gemahlin des Königs von Ungarn war.* Trotz alledem behauptet Fondra nicht ganz ohne Grund (gewiss mehr auf die Tradition, als auf schriftliche Daten gestützt), dass *die ältere Frau die Gemahlin des Banus*, die jüngere aber seine Tochter ist, während von den Knaben nur der eine zur Verwandtschaft gehört; den andern freilich lässt er unerwähnt. Den aus dieser Erklärung scheinbar sich ergebenden Widerspruch werde ich allsogleich bemüht sein aufzuklären.

Vor allem fragt es sich, *welches Ereignis im Leben des Banus auf unserem Reliefbilde dargestellt ist?*

Drei Fälle sind möglich: 1. ist es anzunehmen, dass der Prophet den Banus von irgend einer tödtlichen Krankheit heilt; 2. dass im Sinne der bisherigen Erläuterungen der Prophet den Banus von den Todten auferweckt und endlich 3. dass die Seele des sterbenden Banus, wie Fondra meint, von seinem Neffen, seiner Frau und seiner Tochter dem Schutze des Heiligen empfohlen wird.

Bei der Darstellung solcher wunderbaren Ereignisse, ja man kann

sagen in jeder naiven künstlerischen Schöpfung finden wir immer und überall den charakteristischen Umstand, dass der Künstler zur Verewigung niemals einen solchen Moment der Handlung wählt, welcher nur das durch das Wunder zu bekämpfende Uebel ersichtlich macht, sondern immer einen der fortgeschritteneren Momente des Ereignisses zum Vorwurf nimmt, so dass dem Betrachter, wenn er schon nicht das ganze fertige Wunder vor sich sieht — wiewohl gewöhnlich dies der Fall ist — gewiss kein Zweifel darüber entstehen kann, dass das Wunder thatsächlich und *glücklich* geschehen ist.

Dieses *durchgeführte* Wunder aber, sei es nun die Heilung des Kranken, sei es die Auferweckung des Todten, suchen wir auf unserem Reliefbilde vergeblich. Wir könnten uns auf jede beliebige, eben die eine oder die andere dieser Scenen darstellende, ältere und neuere Abbildung berufen, auf jeder würden wir sehen, wie der Kranke deutliche Zeichen dessen giebt, dass er bereits gesund ist und wie dies die Anwesenden selbst bemerkt haben resp. zeigen, dass sie den Lebenden vorhin noch für todt hielten. Auf unserem Relief beten die Knaben mit Inbrunst und in erschütterndem Schmerz sich windend und aus ihren Bewegungen ersehen wir viel eher den verzweifelnden Schmerz, als den geringsten Schimmer einer freudigen Hoffnung. Genau so verhält es sich mit den beiden Frauen; sie drücken sicherlich gerade das nicht aus, dass der geliebte Vater jetzt aus schwerer Krankheit oder gar vom Tode zu sich kommt, sondern im Gegentheil: selbst die Gegenwart des heiligen vermag ihren Schmerz nicht zu besänftigen, weil sie hier von ihrem (ponamus!) Vater scheiden sollen, dessen Seele sie in diesem schweren Augenblicke viel mehr nur im Herzen, als durch äußere Zeichen dem Schutze des Heiligen zu empfehlen im Stande sind. Dieses letztere Moment wird dem Betrachter genügend klar durch die Gebärden der Knaben, welche vom Sterbebette hinweg geeilt sind zum Sarge des h. Simeon, um hier für das Seelenheil des Sterbenden zu beten.

Doch darf man hiebei einen wichtigen Umstand nicht aus dem Auge lassen. Wenn dies das Bild *des sterbenden Banus* ist — warum trägt dann Elisabeth nicht schon eine Krone? War sie doch damals schon seit drei Monaten *Königin!* und eine Königin pflegt man doch nicht ohne Krone abzubilden! Ganz richtig, doch ist hier maßgebend, dass Elisabeth damals als Ludwigs Gemahlin noch nicht anerkannt war. Die Ehe wurde, wie Pór l. c. S. 291 sagt, aus gewissen Gründen am 20. Juni 1353 mit solcher Uebereilung geschlossen, dass man nicht einmal den Dispens für Elisabeth verlangen konnte, trotzdem man wusste, dass wegen der Verwandtschaft vierten Grades eine Ehehindernis bestand. Erst nachträglich am 31. Oct. 1353 gelangte ihr Gesuch zum Papst Innocenz VI, in welchem sie Se. Heiligkeit um Aufhebung der Excommunication bitten, welche wegen ihres

Ungehorsames über sie verhängt war; gleichzeitig bitten sie um die Erlaubnis auch weiterhin zusammen zu leben, da ihre Trennung großes Aergernis geben würde. Der Papst gewährte ihre Bitte unter Verhängung einer heilsamen Pönitenz. Da also Elisabeth beim Ableben ihres Vaters, d. h. am 17. Sept. noch nicht Ludwig's anerkannte Gemahlin war, kann sie auf unserem Bilde keine Krone tragen. Es kann hier durchaus nicht maßgebend sein, dass der Sarg erst 25 Jahre später angefertigt wurde und dass man inzwischen vergessen habe, dass Elisabeth's Ehe mit Ludwig seitens der Kirche eine Zeitlang nicht anerkannt war; konnte dies doch weder ihnen, noch der öffentlichen Meinung so leicht in Vergessenheit gerathen.

Dagegen ergiebt sich hier ein anderer Einwurf: wenn Elisabeth bereits seit drei Monaten dem Könige angetraut war, wie konnte sie beim Tode ihres Vaters zugegen sein? Auf alle Fälle ist es wahrscheinlicher dass sie aus diesem traurigem Anlasse nach Hause gereist ist, als dass sie 24—25 Jahre später auf ihrem großartigem Geschenke, dem silbernem Sarge das Bild einer solchen Familien-Scene hätte verewigen lassen, welcher sie persönlich gar nicht angewohnt hat!

Mögen aber nun die beiden Frauen, Gemahlin und Tochter, oder Gemahlin und Schwägerin des Banus sein: auf Grund der erwähnten künstlerischen Momente steht es außer Zweifel, dass die Scene *das endgiltige Hinscheiden* des Banus, nicht aber seine Genesung und noch viel weniger aber seine Auferstehung bedeutet. Die brennende Kerze in der Hand der älteren Frau drückt auch nur das Absterben aus, denn in strenggläubig katholischen Familien ist es bis auf den heutigen Tag Sitte, eine Kerze anzuzünden, u. z. eine solche, welche vom Priester am Feste der Vorstellung Christi (Maria Lichtmess am 2. Februar), also an einem auch auf St. Simeon Bezug habenden Feste geweiht wurde, wenn ein Gewitter naht oder *ein Glied der Familie im Sterben liegt.*

Vergleicht man nun die Darstellung mit dem Gegenstand derselben, so muss man sagen, dass der Künstler seine Aufgabe erfolgreich genug gelöst hat. Jede Gestalt: der sterbende, wohl noch mit offenen Augen, aber erstarrt daliegende Banus, die weinende jugendliche Frau und die den Banus schmerzlich betrachtende ältere Frau, der betende und der bewegt auf den Banus hinweisende Jüngling — sie alle erzählen so klar und bündig eben das, was ich auseinander gesetzt habe, dass wir uns eine deutlichere Darstellung kaum wünschen können. Auf die einstige angebliche Verkürzung der Tafel werde ich bei der Frage über die Reconstruction zurückkommen.

Das Reliefbild der linken Schmalseite ist:

*VII. Der Sturm. Sct. Simeon rettet ein Schiff* aus dem Sturme, den der böse Geist geschickt hat. (Fig. 13., Tafel V.) So benennt die Monographie den Gegenstand des Bildes. Die Tafel ist oben 62 cm., unten 61 cm. breit; rechts 53 cm. links 55 cm. hoch. (Mayer giebt die Größe 53×59 an.)

Die ganze Bildfläche nimmt ein zweimastiges, großes Schiff mit prächtiger Galerie ein, in Seiten- und Viertelansicht, von der See herumgeschleudert. Die verzweifelten Schiffsleute haben schon den größten Theil des Gepäcks ins Meer geworfen und ein Schiffsmann schleppt eben ein großes Gepäcksstück auf seinem Rücken aus der Tiefe des Schiffes hervor, um die Last des Schiffes zu erleichtern. Der Steuermann lässt das Ruder und ruft dafür aus vollem Halse mit den entsprechenden Gesten dem auf der Strickleiter stehenden Matrosen zu, das offene Segel einzuziehen. Dieser ist aber damit beschäftigt, einen ihm von unten gereichten Strick zu fassen, um den Mast zu befestigen, denn ein hässlicher, doppelt gehörnter Teufel mit Fledermausflügeln hat den Mast, sich mit einer Hand an das obere Ende desselben stemmend, mit der andern aber sich auf das geschwellte Segel stützend, gerade vor den Füßen des Knaben abgebrochen. Darum erheben die Reisenden schon verzweifelt die Hände zum Himmel und nicht vergeblich, denn in der Richtung des hinteren Mastbaums erscheint der heilige Simeon und verbietet mit der Rechten dem Teufel das böse Werk.

Ein so lebendiges und sprechendes Bild, wie es nur ein am Meeresufer lebender Künstler schaffen kann, der oft genug das Wehklagen und das verzweifelte Ringen der Leute im Sturme beobachten konnte. Und mit wie viel Sorgfalt, wie liebevoll arbeitet er jedes Detail des Ganzen aus!

Von Margareta, der Gemahlin Karls III von Durazzo hat sich die Tradition erhalten, dass sie mit ihrem Schiffe umkehren musste, als sie heimkehrend die irdischen Reste des h. Simeon entführen wollte, da ein Sturm ausgebrochen war. Farlatti (citiert bei Meyer, S. 27) erblickt in dem Bilde den Schiffbruch der Margareta, wie sie eben mit der Leiche abzufahren im Begriffe ist, doch trifft diese Erklärung nicht zu, da ja in diesem Falle der Sarg des Heiligen, sowie Marguareta selbst auf dem Schiffe abgebildet sein müssten. Fondra dagegen (l. c. 73—77 und 118) erkennt auf dieser Tafel das Bild jenes Sturmes, welcher den gewissen Reisenden zwang, mit der Leiche des h. Simeon gerade im Hafen von Zara vor Anker zu gehen. So fasst es auch Faini auf (citiert von Bianchi in den Noten zu Fondra's Buch S. 85), der Verfasser unserer Monographie aber hält diese Auffassung für unvereinbar mit der Anwesenheit des Teufels. Faini fasst den Teufel als den Feind Zara's auf, der die Stadt durch den hervorgerufenen Sturm des ihr von Simeon zugedachten Glückes, die Leiche beherbergen zu dürfen, berauben will. Wie ich glaube, ist es nicht nöthig, sich mit so erzwungener Erklärung zu behelfen. Der Teufel ist nichts anderes, als die Personification

des Sturmes, welcher das Schiff verderben will, dieses wird aber vom Heiligen in Schutz genommen. Das Fehlen des Sarges auf dem Schiffe zeigt gleich auf dem ersten Blick, dass die Scene mit der Beförderung der Leiche nichts zu thun hat und dass, wie unser Monograph glaubt, von der Rettung irgend eines anderen Schiffes die Rede sein kann. Nach dem Wortlaute der Legende konnte ja aber der Sarg hier gar nicht dargestellt werdan, da ihn der Reisende insgeheim als Leiche seines Bruders mit sich führt, daher auch das Schiffsvolk keine Kenntnis davon haben konnte, dass die Leiche des Heiligen sich an Bord befindet. Der Legende wird unser Bild hinlänglich gerecht durch das Auswerfen des Ballastes und durch die Erscheinung der lebenden Gestalt des Heiligen.

Auf dem Bilde der andern linken Schmalseite sehen die Erklärer:

*VIII. Versuch der Bestehlung der Reliquie* (Fig. 14., Tafel VI), wogegen nichts einzuwenden ist, doch ist es unrichtig, dass wir hier Elisabeth und ihren Gemahl Ludwig den Großen vor uns hätten. Größe der Tafel: 615 mm. breit, 54 cm. hoch (nach der Monographie 59×53 cm.).

Der Künstler bildet hier zahlreiche Figuren ab, welche lebhaften Antheil an der Handlung nehmen. Schauplatz der Scene ist der Vorraum einer Kirche mit zwei Thürmen und zwei Kuppeln und der Künstler hatte gewiss die Absicht, die aus der Kirche strömende Volksmenge darzustellen; rechts spielt sich eine andere Scene ab; hier befindet sich nämlich am Fuße des Thurmes in schiefer Lage der geöffnete Sarg auf gewundenen Füßen und in demselben die Leiche des Propheten. Rechts daneben greift eine Frau mit beiden Armen in den Sarg und will die Leiche um den Leib fassen, vielleicht auch herausheben. Der offene Deckel des Sarges verdeckt sie vor dem Blicke der übrigen Personen, wie auch sie niemanden sehen kann. Trotzdem ist der Schauplatz der Scene in keiner Weise vom linken Schauplatze abgesondert, wo wir im Vordergrunde zwei langbärtige, barhäuptige Männer mit reichem Haarwuchs und zwischen ihnen eine en face stehende Frau in glänzender Kleidung sehen. Die linksseitige Gestalt im Mantel blickt nach rechts, beide Hände nach der Oeffnung der mit Säulen geschmückten Thurmarkade hinhaltend; und in dieser Richtung schreitend deutet sie an, dass sie alle die Absicht hatten, in dieser Richtung sich zu bewegen, sieht aber mit Ueberraschung, dass seine Frau etwas zurückbleibt und erstarrt steht. Er wendet sich daher nach ihr, doch sie hört ihn garnicht an. Hinter ihnen ist noch eine Frau mit demselben Kopfputze, ebenfalls nach rechts schreitend, im Profil sichtbar. Der Mann vorne rechts trägt einen auffallend engen Rock, steckt seine Hände in den Gürtel und ist allem Anschein nach blind. Auf seinem Rockkragen sind die Worte BAN — PAVL zu entziffern; er schreitet mit gesenktem Haupte vorwärts,

scheint aber von seiner Umgebung niemanden zu bemerken und muss schon darum für blind gehalten werden; dabei ist es aber Auffallend, dass die Pupillen seiner Augen nicht durch Vertiefungen bemerkbar gemacht sind, sondern der ganze Augapfel sich blind hervorhebt, während doch diese Vertiefung selbst bei den am nachläßigsten ausgearbeiteten Figuren des Sarges zu finden ist. Die Betonung dieses Umstandes mag vielleicbt vorläufig die Erklärung verwirren, doch dürfte den glücklicheren Erklärern gerade dieser Umstand sehr zu statten kommen, weshalb ich es für zweckmäßig halte, denselben nicht zu verschweigen. Von den hinter dem Banus Paul und dem Sarge sichtbaren drei mit Straußfedern geschmückten Rittern blickt der linksseitige mit lebhaftem Befremden auf diesen scheinbar blinden Ban, mit dem hier offenbar etwas trauriges und überraschendes geschehen ist; die anderen zwei scheinen mit einander zu plaudern und obwohl eigentlich eben nur ihre Köpfe sichtbar sind, lässt sich doch an ihnen lebhaftes Interesse an den Vorgängen im Vordergrunde erkennen. Alle drei spielen nur die Rolle einer vornehmen Begleitung, doch wollte der Künster sicherlich gerade an ihnen die Wirkung des Ereignisses sichtbar machen. Zwischen der festlich gekleideten Frau und dem nach links schreitenden Herrn sehen wir noch einen Mann und weiter rückwärts noch einen kleineren, endlich auch einen rechts in der Richtung des Sargdeckels, doch dienen die nur zur Ausfüllung des Raumes.

Alle bisherigen Erklärer fassen diese Scene als Versuch der Königin Elisabeth auf, welche nach einer mündlichen Ueberlieferung, sowie nach einer auch von Fondra und Farlatti citierten (Fondra, S. 102) schriftlichen Aufzeichnung aus dem Jahre 1579, zur Zeit, als sie (1371) mit ihrem Gatten, den Bannerherrn, den Adeligen des Reiches und einigen königlichen Verwandten sich in Zara aufhielt, von dem heiligen Verlangen ergriffen wurde, den kleinen Finger der linken Hand des h. Simeon mit sich zu nehmen. Nachdem sie in die Kirche gegangen war, nahm sie denselben insgeheim an sich und verbarg ihn an ihrem Busen, als sie sich aber entfernen wollte; verlor sie plötzlich das Bewustsein, erstarrte und ihre Brust war mit Geschwüren bedeckt. Zum Bewusstsein gelangt, gab sie reuevoll die Reliquie dem Priester zurück, der dieselbe auf ihren Platz that, worauf sie in wunderbarerweise sofort wieder mit der Leiche verwuchs. Dies ist — angeblich — der Finger, an welchem die Ringe sichtbar sind. Nachdem Elisabeth dieses Wunder gesehen, widmete sie ihren ganzen Schmuck der Verehrung des Heiligen und bestellte den Silbersarg.

Fondra macht (S. 118) zu dieser Tafel die kurze Bemerkung, dass wir hier Ludwigs Einzug in Zara sehen, was aber schon sein Herausgeber Bianchi in den Anmerkungen (S. 134.) sehr richtig verwirft und das Bild dahin erklärt, dass hier die aus der Kirche drängende Menge vor uns steht, während die Königin nach Entführung der Reliquie erstarrt, und da der

Künstler auf dieser Tafel gleichzeitig auch die *Ursache* der Bestrafung erzählen wollte, zeigt er uns rechts die in den Sarg greifende Gestalt der Königin, welche den kleinen Finger des Heiligen heimlich an sich nimmt.

An und für sich ist diese Auffassung, abgesehen von den Namen der Personen richtig, denn die Gruppierung der Gestalten entspricht vollkommen der Situation. Ueber die Naivität, dass Schuld und Buße auf einem Blatte, ja sogar auf nicht abgetrenntem Terrain vor uns erscheinen, dürfen wir uns keineswegs aufhalten. In der aus der Kirche strömenden Menge zeigt der nach rechts schreitende, kräftige Mann ganz lebhaft den Augenblick an, wo er den Stillstand und die Erstarrung der neben ihm herschreitenden Gemahlin bemerkt, schon etwas weitergelangt, sich mit unwillkürlichem Staunen umsieht, aber die Situation sofort nicht begreifend, die Richtung des Weges zeigt. An den mehr rückwärts stehenden Gestalten ist die Wirkung auch nicht genügend sichtbar. Dagegen ist die Geberde des Banus Paul unverständlich, denn zwischen seiner Haltung sowie besonders seiner Blindheit und der Situierung aller anderen Personen lässt sich im Rahmen der erwähnten Legende keinerlei Zusammenhang finden, was aber wenigstens vorläufig nebensächlich ist. Die Hauptsache ist, dass wir in der Frau, *welche erstarrt,* sowie in jener, *welche in den Sarg greift* — vorausgesetzt, dass sie eine und dieselbe Person darstellen, was sehr wahrscheinlich ist — ganz vergeblich die Gestalt der *Königin Elisabeth* suchen und so werden wir auch in dem nach rechts schreitenden barhäuptigen kräftigen Manne nicht *König Ludwig* erkennen. Mehrere triftige Gründe sprechen gegen diese Erklärung, welche wir nicht einmal dann acceptieren könnten, wenn wir keine anderen Mittel des Verständnisses zur Verfügung hätten.

Vor allem können wir hier das Fehlen der Kronen nicht so ohne Weiteres damit abthun, dass es *merkwürdig* ist. Auf gleichzeitigen Bildern sieht man niemals und nirgends einen König oder eine Königin ohne die sogenannte Hauskrone, was seine äußeren und inneren Gründe hat. König und Königin, ja wir glauben nicht zu irren, selbst die königlichen Sprösslinge haben, wenigstens bei festlichen Gelegenheiten, worunter wir auch den sonntäglichen Kirchgang verstehen, immer eine Hauskrone zu tragen. Schon von Karl dem Großen wird dies erwähnt, doch wissen wir auch, dass bei uns unter den Arpaden die königliche Familie zeitweise im Besitze von drei solcher Hauskronen war. Darum sehen wir in der Chronik des Marcus sogar auf dem Haupte der Königin Gisella als Wöchnerin eine Krone (Geburt des Prinzen Emerich u. s. w.); auf ungarländischen alten Wandgemälden erscheint Ladislaus als König mit der Krone (Bau des Domes zu Großwardein in Velemér); beide Gemahlinen Friederich's III (des mit dem Zopfe) tragen auf der Fenstermalerei, deren Abbildung Anton Pór in seiner Biographie Ludwig's des Großen S. 505 mittheilt, ebenfalls

Kronen und auch auf unserem Sarge sind, wie wir in der »Anbietung des Sarges« (Fig. 10) gesehen haben, sogar die Töchter der Königin mit Kronen geschmückt. Warum also hat der Künstler gerade auf diesem Bilde Kronen weggelassen, wo ihm doch die Erkennbarkeit der Personen so sehr am Herzen liegt, dass er dem Banus Paul den Namen sogar auf den Mantelkragen schreibt, da, wie es scheint, die Würde eines Banus kein anderes Erkennungszeichen hatte?! Gerade das Bestreben, die Personen auf diesem Bilde um jeden Preis erkennbar zu machen, ist der innere Grund dessen, dass auf diesem Bilde nicht *Ludwig* und *Elisabeth* zu suchen sind. In dieser Zeit ist kaum ein Künstler denkbar, der einen König oder eine Königin ohne Krone darstellen würde, besonders bei so wichtiger Gelegenheit, deren Abbildung der Künstler hier schaffen sollte! In dieser Zeit hatte der Künstler noch nicht alle jene künstlerischen Mittel zur Verfügung, um seine Gestalten auch ohne äußere Attribute wie z. B. die Krone so leicht und sicher charakterisieren zu können, wie dies der Künstler heutzutage vermag. Im Mittelalter hat nicht nur der Goldschmied, dem es thatsächlich schwer ist, im Portrait die Treue der Gesichtszüge anzustreben, sondern auch der Schöpfer von großangelegten Abbildungen jede Gestalt mit allen äußeren Zeichen, Kleidungen, Emblemen der Würde oder wenn von Heiligen die Rede war, mit allen conventionellen, die Wunderthaten andeutenden Attributen dargestellt, denn es konnte keineswegs geduldet werden, dass der Betrachter auch nur einen Augenblick lang über den Gegenstand des Gemäldes in Zweifel bleibe, lässt man doch aus eben diesem Anlasse selbst im XIV. Jahrhundert noch immer nicht überall die Spruchbänder weg! Endlich ist es ja schon so zu sagen eine psychologische Unmöglichkeit anzunehmen, dass jemand seinen eigenen Misserfolg, wie Elisabeth's vereitelter Entwendungsversuch — wie fromm auch der betreffende sein mag und wie salbungsvoll auch der Ausgang der Affaire war — für die Nachwelt in dieser Form verewigen lasse. Wollte der Künstler wirklich den Leichenraub und die derartige Bestrafung des Schuldigen abbilden, was aber im Großen und Ganzen als unwahrscheinlich anzunehmen ist, so kann hier nur vom Falle der Margareta, Gemahlin Karl's III von Durazzo die Rede sein, von der sich die Tradition erhalten hat, dass sie auch in der Absicht, sich einen Theil der Leiche anzueignen, bereits zu Schiff gestiegen war, vom Sturme aber zur Rückkehr gezwungen wurde und so das Entwendete zurückgeben musste. Dass wir hier eher Margareta und ihren Gemahl Karl, als Elisabeth und Ludwig vor uns haben, ist auch daraus ersichtlich, dass die Bewegung der in den Sarg greifenden Gestalt gerade nicht die Wegnahme *des kleinen Fingers* der linken Hand, sondern vielmehr *der ganzen Hand* (wenn nicht vielleicht des ganzen Körpers) andeutet. Ja noch mehr: da die Entwendung der Leiche von den Legenden in vielen Variationen erzählt wird, ist es nicht unmöglich, dass diese Tafel

ein Ereignis darstellt, in welchem auch der Banus Paul eine entsprechende Rolle spielt. Mit Gewissheit lässt sich nur sagen, dass Elisabeth und Ludwig hier ganz vergebens gesucht werden, weshalb es richtiger ist, vorläufig nur zu constatieren, dass wir das Bild noch nicht erklären können und darum in den auf Sct. Simeon bezüglichen Legenden und Traditionen von Zara und dessen Umgebung weiterforschen müssen, in denen wir eine Lösung gewiss finden werden, als eine Erklärung zu acceptieren, durch welche wir das Verständnis dieses interessanten Reliefbildes auf literarischem Wege sogar unmöglich machen.

Auch Anton Pór verwirft die Annahme, dass hier Königin Elisabeth vor uns stünde, doch greift er mehr die Wahrscheinlichkeit der Legende an, indem er es für unsinnig hält, einer Königin die Entwendung einer Reliquie zuzumuthen. Darin kann man ja — wenn man eben will — dem gelehrten Prälaten Recht geben, aber durchaus nicht aus dem von ihm angeführtem Grunde, dass nämlich «Königin Elisabeth die Aeltere ganze Kisten voll Reliquien besaß und darum wohl leicht genug zu Reliquien gelangen konnte» — denn bekanntlich werden Raritäten niemals von jenen entwendet, welche solche nicht besitzen, sondern immer nur von solchen, die bereits eine Sammlung haben. Doch ist ja nicht das hier die Hauptsache, sondern die Frage, ob das in Rede stehende Reliefwerk den der Königin zugeschriebenen Reliquienraub darstellen kann?

Bezüglich der Aufschrift BAN PAVL·I glaubt Anton Pór, dass sie eher den 1312 verstorbenen Paul Subić bedeutet. Andererseits aber sagt er selbst, dass in den Jahren 1349 und 1350 Paul von Ugal als Ban und auch später als Vertrauter der Königin vorkommt. Wenn also diese Erklärung auf jemanden passt, kann dies auf Grund des Erwähnten nur die Gemahlin Paul's von Ugal sein, «deretwegen sich der Gemahl auf dem Bilde aus Beschämung krümmt». «Doch ist auch zu bemerken, sagt Pór, dass Zara in den Jahren 1349 bis 1351 unter venetianischer Oberhoheit stand; was hatte also Paul von Ugal dort zu suchen? (l. c. 379). Von alledem haben wir bei der Erklärung dieses Reliefbildes keinen Nutzen, denn was soll es uns, dass der Banus so oder anders heißt, wenn wir nicht wissen, was er und seine Gemahlin auf dem Bilde thun?!» — Doch muss ich der Bemerkung gegenüber, dass der Banus sich wegen seiner Gemahlin schämt, aufrecht halten, *dass der Banus blind ist* und das die Legende weder von ihm, noch von seiner Gemahlin etwas weiß.

Wir gehen jetzt auf die Abbildungen über, welche sich auf der hinteren Seite des Sarges befinden. Zunächst sehen wir hier links eine gewisse

*IX. Büssungsscene oder Gottesgericht.* Die Tafel ist in ihrem ganzen Umfange oben 605 mm., unten 61 cm. breit und 45 cm.

hoch (also um 35, resp. 40 mm. breiter, als die Monographie angiebt. Fig. 15, Tafel VII).

Die Scenerie wird hier durch eine linksstehende, von Galerien, Arkaden und Fenstern durchbrochene Thurmpartie gebildet; der ganze Schauplatz ist übrigens flach und das Ganze wird durch ein 7 cm. breites Ornament im Spitzbogenstil in die Höhe geschoben, so dass die eigentliche Bildfläche heute nur mehr 38 cm. hoch ist, in der Mitte ist in schlechter Perspective der auf vier Füßen ruhende Sarg des h. Simeon sichtbar; auf der Decke desselben befindet sich, wie auf den bereits besprochenen Abbildungen, Simeon's Gestalt. Rechts vom Sarge steht eine Gruppe vornehmer Männer, darunter drei im Vordergrund, einer separiert, ganz hinten. Der linksseitige unter den Voranstehenden zeigt voll Schadenfreude mit seiner über den Sarg reichenden Rechten auf den jenseits des Sarges zusammenbrechenden, ebenfalls vornehm gekleideten Manne, mit einer Geberde, als ob er dem am weitesten Stehenden, der die Hände überrascht und andächtig faltet, sagen wollte: «Siehe, die Strafe Gottes!» — Der zwischen beiden Stehende legt diesem letzterem die Hand auf die Schulter, der ganz hinten Stehende aber ist ein stummer Zuschauer.

Die bisherigen Erklärer dieser Scene: Fondra, Farlatti, Bianchi und nun auch der Verfasser unserer Monographie (Meyer S. 30) haben theils eine ernstlich nicht in Betracht kommende, unsinnige Erklärung versucht, theils aber auf den Versuch einer Erklärung verzichtet.

Meinerseits glaube ich, mich von der Wahrheit nicht gar zu sehr zu entfernen, wenn ich in der dargestellten Scene ein Gottesurtheil vermuthe. Die zusammenbrechende und die die Hände betroffen zum Gebete faltende Gestalt dürften streitende Parteien sein, welche vom Gerichte zum Sarge des h. Simeon zur Eidesleistung gewiesen sind. Der Schuldige wird von seinem eigenen Gewissen gerichtet: wegen des versuchten oder auch schon gesprochenen Meineids erreicht ihn sofort die Strafe: er bricht leblos zusammen, was der Richter mit gebürender Würde, die siegende Partei aber mit heiliger Scheu und Andacht beobachtet. Dieser Auffassung entspricht — wie ich glaube — jedes einzelne Detail; die genaue Durchforschung der, das Leben des h. Simeon betreffenden Traditionen zu Zara dürfte auch auf die Spur der dargestellten Personen führen. — Das mittlere Reliefbild des Deckels ist:

*X. Die Meisterscene* (Fig. 16.). Dieses knappen Ausdruckes bedienen wir uns, weil es in diesem Bilde unstreitig die Hauptsache ist, dass ein Künstler an den Füßen des Sarges des h. Simeon arbeitet. Größe der Tafel: oben 68 cm., unten 67 cm. hoch; Bildfeld: 645 mm. Höhe im Ganzen: rechts 475 mm., links 48 cm. Bildfläche für sich: 45. cm. (Nach der Monographie: 42×62 cm.)

Die Scene spielt sich auch hier unter Arkaden ab. Die eine Arkade ist ein doppelt gebrochener voller Bogen, der zweite wird genau in der Mitte vom linken Rande des Bildes abgeschnitten, wo noch ein Stück Ornament in zwei Bogenschnitten — wie aus dem fehlenden Theil eingefügt — senkrecht frei in der Luft hängt. In diesem eigenartigen Rahmen sehen wir wieder den bekannten Sarg des h. Simeon, oben die Gestalt des Heiligen, doch wird der Sarg nur links von einem vorderen und rechts von einem hinteren Fuß gestützt, denn den dritten hämmert eben der vor dem Sarge knieende, aber auch während der Arbeit sich umblickende Meister (den vierten Fuß anzudeuten hielt der Künstler nicht für nöthig; vielleicht ist er noch nicht fertig). Weiter nach links kniet ein bartloser Mann in

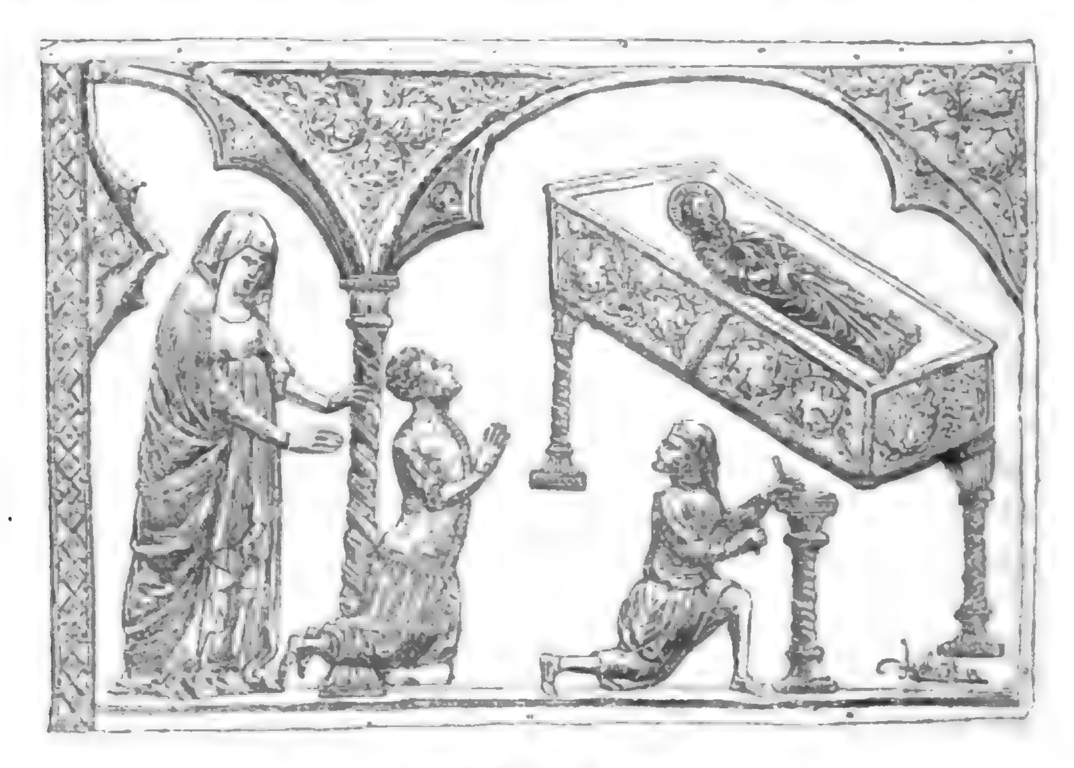


FIG 16. DER MEISTER.

enger Kleidung, der mit gefalteten Händen zu Simeon fleht; hinter ihm steht eine Frau in weitem Gewande, die offenbar im Begriffe ist, ebenfalls aufs Knie zu sinken.

Unsere Monographie erwähnt die irrigen Erklärungen Fondra's und Farlatti's, die hier unbegreiflicherweise vom Versuch des Leichenraubes sprechen und äußert die Ansicht, dass «nach zahlreichen Analogien» die rechtsseitige Scene die Herstellung des Sarges (nota bene: des gegenwärtigen Silbersarges) darstellt — und forscht nicht weiter. Mit dieser Erklärung kann sich niemand begnügen, denn welchen Sinn hätte wohl ein Bild, das einfach die Anfertigung des Sarges darstellen wollte und wie soll man sich *bei einem noch in Ausführung begriffenem Sarge* als Ausschmückung das geistlose Thema «*die Herstellung dieses selben Sarges*»

denken?! Von Analogien kenne ich selbst solche, wo der Spender das Kunstobject bestellt und wo er das entweder selbst oder wenigstens das Modell dem Heiligen überreicht oder endlich, wo in seiner *Gegenwart* an dem Werke gearbeitet wird. Doch hier arbeitet der Künstler nicht an unserem Sarge, sondern an den Füßen des einstigen Marmor- oder Zedernsarges, welchen die hinten stehenden Personen als Donator und Donatrix, vielleicht Gatte und Gattin oder Mutter und Sohn dem Heiligen widmen und durch den Meister anfertigen lassen, der während der Arbeit ihre Weisungen bereitwillig anhört. Für die Sache ist es ohne Belang, dass wir von den Füßen des Marmorsarges gar nichts wissen, auf keinen Fall kann von den Füßen des silbernen Sarges die Rede sein, denn dieser hatte einstens mit Engeln verzierte Füße, welche aus den später eingeflossenen Spenden angefertigt wurden. (S. Meyer, S. 16 und diese Abhandlung weiter unten), dagegen konnte ja irgend jemand so geformte Füße dem Marmorsarge vor und nach Herstellung des Silbersarges widmen, da doch die Leiche 250 Jahre lang im alten Marmorsarge geblieben war und er konnte auch diese That sammt der Wunderthat, welche dazu den Anlass geboten, auf einer Silbertafel als Votivgeschenk verewigen, welches, wie wir später sehen werden, bei der Umgestaltung des Sarges auf demselben befestigt wurde. Dass hier nur von den Füßen des Sarges und nicht von der Herstellung des ganzen Sarges die Rede sein kann, schließe ich daraus, dass bei der Abbildung solcher Wunderthaten unseres Heiligen, bei denen das Bild des Sarges auch eine Rolle spielt, dieser Fuß an einer Stelle, nämlich *in der eben folgenden Fußwunderscene nicht vorkommt*, ferner, dass auf Fig. 10 Elisabeth einen Sarg ohne Füße (wie sich unten zeigen wird als Andeutung des alten Marmorsarges) überreicht, was deutlich darauf hinweist, dass der alte Marmorsarg, an welchen sich die Legenden knüpfen, mit den Füßen nicht zusammenhing, sondern von diesen auch zu trennen war.

Ein wichtiger Umstand für die Erklärung des Bildes ist es auch, dass dieses offenbar ein Torso ist. Eine so willkürlich abgeschnittene Umrahmung ist bei einem Originalwerke so zu sagen unmöglich. Außerdem fehlt auch rechts die gewundene Säule der Arkade, doch hier vielleicht kaum mehr als dies, während auf der linken Seite, wenn wir uns den Bogenschnitt ergänzt vorstellen, noch viel mehr in dieser Richtung folgen musste, als der Raum ausmacht, welchen die Frauengestalt einnimt. Auf diesem abgetrennten Raume aber konnte nichts anderes dargestellt sein, als jene Wunderthat des h. Simeon, durch welche das vor uns stehende Paar zu diesem Gelübde veranlasst wurde. Was dieses Wunder gewesen sein mag, lässt sich heute nicht sagen, doch ist es eine handgreifliche Voraussetzung, dass die Tafel willkürlich verstümmelt ist, also ursprünglich nicht für den Sarg bestimmt war, was auch der Verfasser unserer Mono-

graphie ahnt, jedoch mit dem Sarg in organischen Zusammenhang zu bringen nicht vermag. Auch hierauf werde ich erst bei der Frage der Reconstruction des Sarges eingehen können. — Das letzte Gruppenbild auf dem Deckel ist:

*XI. Die Fusswunder-Scene* (Fig. 17, Tafel VIII), oben 67 cm., unten 675 mm. breit, wovon aber 4 cm. auf das rechts hingenagelte Band entfallen; Höhe 475 mm.; das Bildfeld selbst sammt dem architektonischen Rahmen ist 45 cm. hoch und 61 cm. breit. (Die Monographie erwähnt nur diese letzteren Dimensionen.)

Auch auf dieser Tafel spielt sich die Scene unter einem, auf gewundenen Säulen ruhenden gebrochenen, aber sehr flachen Bogen ab. Der Sarg des h. Simeon ruht hier auf dem Boden und nicht auf Füßen; hinter demselben stehen drei, in den beiden inneren Ecken je ein bärtiger, tonsurierter Barfüßermönch. Aus dem Verhalten dieser Personen allein ist es schwer, etwas bestimmtes herauszulesen, immerhin wollen wir etwas näher zusehen.

So viel ist sicher, dass die vier Gestalten der linken Seite mit dem Wunder beschäftigt sind, welches vor ihren Augen an dem fünften, der den linken Fuß der Leiche etwas erhoben in der Hand hält, geschehen ist. Dieser fünfte scheint eben jetzt infolge Berührung der Leiche des Heiligen erlahmt zu sein, wenigstens kann die krampfhafte Handhaltung, mit welcher er den Handrücken zu den Lippen hebt, und noch weniger der gelähmte linke Fuß, welchen er einwärts gedreht hat, während der rechte Fuß vollkommen normal ist, durchaus nicht als technische Stümperei gelten, denn sie wäre unverständlich gegenüber der im ganzen richtigen Haltung der übrigen Körpertheile und besonders der Hände. Die beiden Gestalten links sprechen unter heftigen Gesten von der Scene. Ihre Haltung ist, wie ich glaube, so zu verstehen, dass alle vier schon vor mehreren Minuten mit gespannter Erwartung ihren Gefährten betrachteten, den sie vielleicht zu einem Gottesgericht hierher zur Reliquie gebracht und der beim Ergreifen des Fußes an einer Hand und an einem Fuße gelähmt wurde, wodurch jeder einzelne Zeuge auf besondere Weise in Staunen versetzt wird, u. z. faltet der eine die Hände zum Gebet, der andere starrt — als ob er seinen Augen nicht traute — auf das Wunder und steht wie versteinert; der dritte erhebt betroffen die Rechte, fasst aber im selben Augenblick mit der Linken den vor ihm stehenden an der Schulter, als wollte er sagen: «Sieh, sieh! er ist gelähmt!» Der an der Schulter erfasste wendet sich unwillkürlich um, ohne Zeit zu finden, seine zusammengelegten Hände sinken zu lassen. Ebenso fühlt derjenige, der diesen fünften veranlasste, sich umzuwenden, auf seinem Rücken bereits die Hand des hinter ihm stehenden, denn die zwei letzteren wollten zu gleicher Zeit den

vor ihnen Stehenden ihre Ueberraschung mittheilen; während aber in der Handhaltung des dritten sich nur die Betroffenheit äußert, gelangt im erhobenen Zeigefinger des vierten, so wie in der Handbewegung schon die staunende Frage zum Ausdruck: «also ist er es? — er ist der Sünder?!» —

Unzweifelhaft verräth jede einzelne Bewegung italienisches Temperament. Nicht umsonst betont Goethe bei der Erörterung von Lionardo da Vinci's *«Letztem Abendmahle»*, dass die Italiener in viel größerem Maße, als jede andere Nation, jedes Wort mit einer lebhaften Geberde begleiten, was naturgemäß vom südlichen Klima und dem feurigeren Temperamente herrührt und dasselbe erkennen wir fast in jeder Scene unseres silbernen Sarges. Hier giebt es verhältnismäßig wenig Gestalten als Lückenbüßer, jede einzelne handelt, spricht, empfindet und jede Wallung des Blutes spiegelt sich lebhaft schon in der ganzen äußeren Erscheinung wieder. Von rein ästhetischem Standpunkte können darum diese Reliefbilder durchaus nicht als Werke von untergeordnetem Werte bezeichnet werden. Dass nicht alle aus der Hand gleichmäßig inspirierter Künstler hervorgegangen sind, ist gewiss, doch mindert dies ihren Wert in keiner Weise und kann nur zu lehrreichen Vergleichen anregen.

Von den auf die Innenseite der Fallthüre befestigten drei Bildertafeln bietet die erste von links:

*XII. Die Austreibung des Teufels* (Fig. 18.) Die Tafel selbst hat 60×54 cm., das Reliefbild 40×60 cm. (Der Verfasser der Monographie nimmt offenbar den Raum innerhalb der Rahmen, welchen er mit 39×58 cm. angiebt.)

Unter einer Arkade von zwei gebrochenen, ziemlich flachen Bogen sehen wir den auf zwei Füßen ruhenden Sarg des h. Simeon, darunter einen knieenden Mann; links halten zwei sehnige Männer mit ganzer Kraft einen ähnlich gekleideten, aber anders frisierten Mann, während aus dem Munde des Unglücklichen, der inmitten seiner Qualen nicht einmal den Boden berührt, der Teufel entweicht. Vom Bogen hängt eine Lampe nieder, was vielleicht andeuten soll, dass es Nacht ist. Links folgte noch ein dritter Bogen der Arkade, welcher aber knapp an der Säule und mit dieser parallel willkürlich abgeschnitten ist, wie auch von der Arkade rechts die Säule fehlt, die einstens gewiss vorhanden war. Unter dem als abgetrennt vermutheten linken (dritten) Bogen mochte sich das Bild jener Scene befunden haben, welche uns zur Entscheidung dessen verhelfen könnte, ob der unter dem rechten Bogen betende Mann mit jenem identisch ist, aus welchem der Teufel entweiht, also dieser selbst für seine Erlösung dankt — wie auch der Verfasser der Monographie glaubt — oder ob es der Sohn des Kranken ist, der für die Erlösung seines Vaters den Heiligen um seine Vermittelung bittet? Dies letztere ist nicht wahrschein-

lich, weil der betende dem Kranken den Rücken kehrt, während der Künstler, wie wir in der Relief-Darstellung des *sterbenden Banus* (Fig. 12.) gesehen haben, so geartete Verhältnisse recht geschickt auszudrücken weiß; wir müssen aber auch bemerken, dass bei beiden Männern, sowohl bei dem kranken, als auch bei dem betenden Bartlosigkeit und Kleidung übereinstimmen und nur die Haartracht verschieden ist.

Unter der fehlenden Arkade mochte entweder die Vorgeschichte der Exorcisation (z. B. wie der Teufel in den Kranken fährt) oder die Ursache der Besessenheit (irgend eine sündhafte Handlung des Kranken, deretwegen



FIG. 18. AUSTREIBUNG DES TEUFELS. DER GEHEILTE DANKT DEM HEILIGEN.

er besessen wird und von Sct. Simeon geheilt werden muss) u. s. w. dargestellt gewesen sein.

Auf dem Bilde sind es die Qualen des Besessenen und die Haltung der alle Kräfte anspannenden Männer, was dem Künstler zu besonderer Ehre gereicht. Der Mann rechts scheint in dieser Situation gar keine Anstrengung zu machen, denn er berührt den Kranken kaum mit einem Finger unter dem Arme und der Fuß schützt ihn eher vor dem Fallen, als dass er ihm die Stellung eines Ringenden geben würde; doch ist dies eine sehr verständliche, ja eine mit besonders feinem Sinne gewählte Stellung, wenn man den ersten Augenblick bedenkt, in welchem der Kranke und die vor ihm stehende nervige Gestalt sich befinden. Der Kranke ist, bevor das Uebel an ihm zum Ausbruch kommt, bei Bewusstsein und weiß, was mit

ihm geschehen wird, er selbst also klammert sich an den Hals des Mannes, in seinem Leiden aber springt er derart vom Boden auf, dass er auch den von sich stößt, an den er sich geklammert hatte, infolge dessen dieser wankt; der hintere Mann dagegen fasst den Kranken aus aller Kraft, sich um den Leib klammernd, während er den rechten Fuß vorwärts, den linken aber an den Stützpunkt der Säule stemmt — die Bewegung ist somit auch hier natürlich und wahr.

In der Mitte der Fallthüre steht:

*XIII. Die Errettung des Knaben und die Heilung eines anderen auf dem Sarge* (Fig. 19., Tafel IX). Größe der Tafel: oben 61 cm. breit, unten sammt beiden Bändern 64 cm.; Höhe ohne Ornament-Streifen 40 cm., mit demselben 52 cm.

Unter einer ganzen und einer verstümmelten Arkade stehen auch hier zwei Scenen vor uns: rechts in einem auf dem Meere irrenden Kahne ein Mann, der mit einer Angel auf langem Stiele einen ins Wasser gefallenen Jüngling herausfischt; links kniet vor dem Sarge des h. Simeon ein Jüngling und betet mit gefalteten Händen, während auf der anderen Seite eine Frau einen ebenso gekleideten Jüngling auf den Deckel des Sarges legt. Da auf diese Weise der Knabe den Platz des Heiligen einnimmt, sehen wir den letzteren auf der Vorderseite des Sarges abgebildet.

Auf dieser Tafel mag auch die Ergänzung oder Vorgeschichte der Scene des ins Wasser gefallenen Jünglings gestanden haben, ja diese Scene unter dem großen Bogen war von einem eben so schmalen Bildfelde begrenzt, als das rechts vor uns stehende. Bei so verstümmelten Darstellungen ist natürlich nicht einmal eine annähernde Erklärung möglich. —

Das letzte Bild endlich ist:

*XIV. Die Vision des schlafenden Mönches* (Fig. 20, Tafel X.). Größe: 60 cm. breit, sammt den Schleifen 62 cm., unten 625 mm.; Höhe 52 cm. Bildfläche selbst 40 cm.

Abweichend von allen andern Bildern nimmt hier die Scene ohne Rahmen die ganze Bildfläche ein. Zwei drittel rechts ist von einem prunkvollen Bett mit Postament ausgefüllt, auf welchem ein Mönch mit Tonsur, entblößter Brust und nackten Armen schläft. Zu seiner Rechten ist vor dem, den Hintergrund verhüllenden Vorhange der h. Simeon sichtbar, den rechten Arm hoch über den Kopf haltend, mit gezogenem Schwerte, offenbar den schlafenden Mönch bedrohend.

Auf dem linken, kleineren Raume predigt ein Mönch von einer, auf drei Säulen stehenden Kanzel, während seine Linke auf einem offenen Buche ruht, die Rechte aber auf die, auf dem gemusterten Teppiche der rückwärtigen Wand sichtbare Maria hinweist, oder vielmehr die Hand der-

selben, welche das Jesuskind hält, erfasst. Das linksseitige Bild ist ein Ecce homo. Zwischen diesem Bilde und dem Vorhange hinter dem schlafenden Mönche hängt vom Karnies eine Lampe herunter, welche bezüglich der ersteren Scene andeuten will, dass die Vision des Nachts geschieht.

Nach Fondra ist einem ketzerischen Mönche einst Sct. Simeon erschienen um ihn zu verwarnen, worauf dieser sich bekehrte und sodann den wahren Glauben mit größtem Eifer verkündet; Bianchi sieht in diesem Mönche ein Mitglied der gnostischen Secte der Katharener (Patarenen), der sich, nachdem er von Sct. Simeon im Traume verwarnt worden, bekehrte. Somit würde unser Bild in der Gestalt des predigenden Priesters nicht den bekehrten, sondern den die Irrlehre verkündenden Mönch, in der Gestalt des schlafenden aber die Verwarnung desselben darstellen. Der Verfasser unserer Monographie citiert diese Ansichten (S. 32), hat aber selbst keine Meinung darüber.

Die beiden Scenen stellen ohne Zweifel die erwähnte Legende dar und Bianchi's Auffassung trifft, wie ich glaube, eher zu, als die vorige. An der galvanoplastischen Copie des Sarges fällt es besonders auf, dass der *Christus* und die das Jesuskind haltende *Maria* nicht die Abbildung eines Gemäldes, sondern eines Reliefs sind, und — was damit zusammenhängt — dass der predigende Mönch nicht nur auf die Maria hinweist, wie auf unserem Bilde ersichtlich ist, sondern auch ihren Arm erfasst. Für einen Hinweis hätte der ausgestreckte Arm und der ausgestreckte Zeigefinger genügt, hier ist es aber klar ersichtlich, dass der Mönch *nicht zeigt*, sondern mit eingebogenen Fingern die Hand der Maria, mit welcher sie den Fuß des Jesuskindes hält, *fasst*. Somit ist es klar, dass der Mönch gegen ein, die Jungfrau Maria betreffendes Dogma predigt. Welches aber mag das sein?

Die Secte der *Katharener* (früher *Patarenen)*, welche in der Kirchengeschichte unter dem Namen *Bogomilen* bekannt ist, hat eben zu jener Zeit dem König Ludwig d. Gr. ernstliche Sorgen und Schwierigkeiten bereitet, da der Papst fortwährend ein energisches Auftreten gegen dieselben urgierte. Die Secte gewann nach und nach die slavischen Völker der ganzen Balkan-Halbinsel und ihre Irrlehren waren gewiss auch in Dalmatien so bekannt, dass die Gläubiger, wenn in einer bildlichen Darstellung eines auf Irrwege gerathenen Mönches auch nur eine Andeutung auf ein Dogma war, dasselbe leicht errathen konnten. Und gerade diese Andeutung hat unser Künstler so glücklich gewählt und angebracht, dass sein Reliefbild auch noch heute ganz gut verständlich ist. Zu den Lehren der Bogomilen gehörte nämlich auch die These, dass Christus nur scheinbar gelebt habe und daher auch nur scheinbar am Kreuze gestorben sei; *dass Maria nicht die Mutter Christi* u. s. w. Diesen letzteren Punkt also wollte der Künstler ausdrücken, indem er den ketzerischen Priester die Hand der

Maria erfassen und vom Jesus-Knaben sozusagen wegreißen lässt, als ob er sagen wollte: Diese Frau ist nicht die Mutter des Erlösers, dieses Kind ist nicht ihr Sohn! Durch Gesten wäre diese Behauptung unmöglich klarer auszudrücken; ein Missverständnis ist also ganz unmöglich.

Auf der Vorderseite des Sargdeckels ist endlich in der ganzen Länge des Sarges

*XV. Die ausgestreckte Gestalt des h. Simeon* sichtbar (Fig. 5), welche sich wie eine Statue vom Hintergrunde abhebt; der Kopf ist von der Basis 20 cm., der Körper rechts — wo er am höchsten ist — 12 cm. hoch. In der Fronte-Langsicht ist die Gestalt nicht ganz symmetrisch, indem die Kante der rechten Schulter vom Brustbein gerechnet 24 cm., die der linken aber 18 cm. ist. Die Differenz von 6 cm. will die Neigung des Körpers nach links zeigen. Ganze Länge: 1.54 m., Breite 40 cm. Das Gesicht ist stark ausgeprägt, die Adlernase, die runzelige Stirne, die starken Augenbrauen, ein schöner Mund, etwas geöffnete, aber nicht schön geschnittene Augen, das rückwärts gekämmte, auf die Schultern wallende lockige reiche Haar, und endlich der getheilte, lange, gewellte Bart verrathen deutlich den slavischen Typus. Der Körper ist von einem weiten Mantel bedeckt, darunter eine um die Mitte gewundene Alba mit schmalen Ärmeln; auf dem Kragen des Mantels eine breite Passementerie mit der Inschrift **Sanctus Simeon J.**, auf dem Saume des Ärmels der Alba steht **prof.**

Wie bereits erwähnt, ist es nicht möglich, von den Reliefs der hinteren Langseite im Inneren des Sarges galvanoplastische Copien zu machen, auch die Versuche einer photographischen Aufnahme haben den gewünschten Erfolg nicht gehabt. Da ich mich selbst derzeit persönlich nach Zara nicht begeben konnte, wollte ich Dr. Meyer's wortkarge Beschreibung citieren, doch bin ich inzwischen in den Besitz des wiederholt erwähnten Werkes von Fondra gelangt, welches in lithographierter Darstellung *das Innere des Sarges* bringt (Vgl. Fig. 21.). Es wäre ein arger Missgriff, diese ärmliche, oberflächliche Zeichnung gleich als bare Münze hinzunehmen; vergleicht man aber dieselbe sorgfältig mit den bereits gemachten, aber infolge des Reflexes misslungenen photographischen Aufnahmen des Sarges mit herabgelassenem deckel und der inneren Seite, sowie mit den Mittheilungen, welche mir Herr Director Radisics persönlich zu machen die Güte hatte, so gewinnt man eine ziemlich genaue Vorstellung von diesen geheimnisvollen Reliefs. Wir sehen hier abgebildet:

*XVI. Die Vorstellung Christi im Tempel,* und rechts davon den h. Chrysogonos, Anastasia (?), Donatus und Zoilus, die Schutzpatrone Dalmatiens in Reliefbildern (Fig. 21). In der mittleren Scene sind drei Gestalten sichtbar. Links steht Sct. Simeon, der den Jesus-

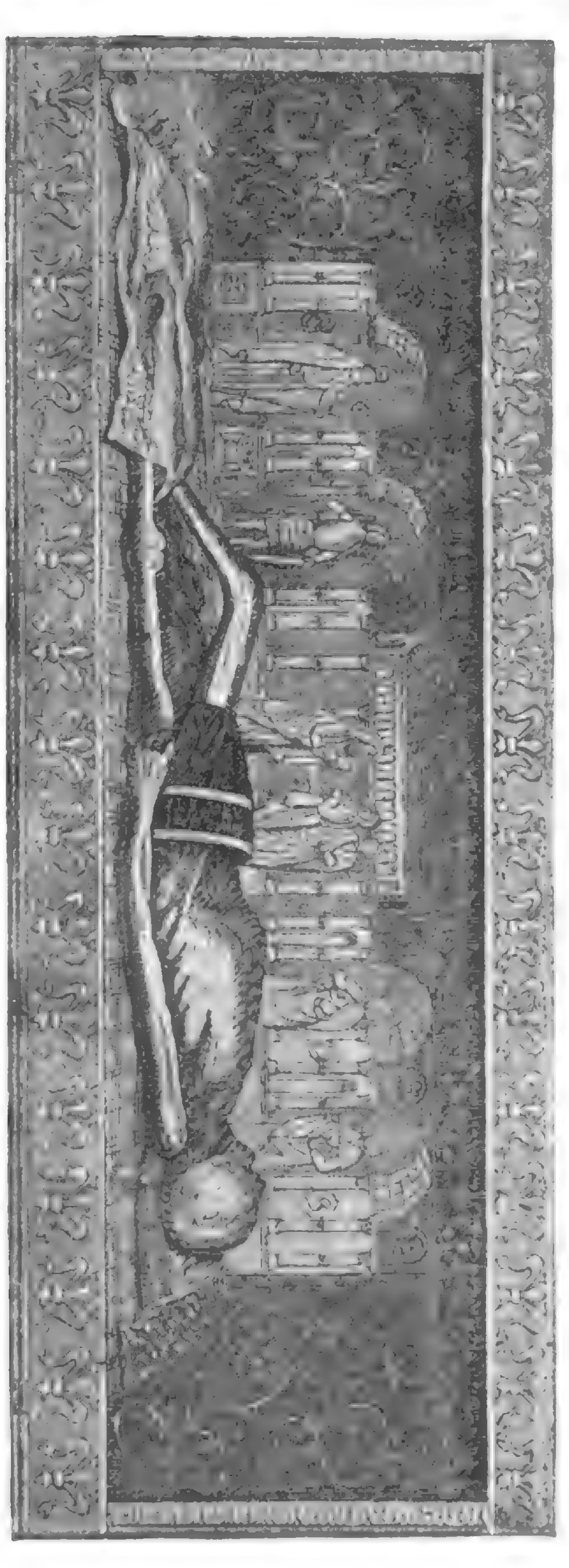




FIG. 21. DIE INNERE RÜCKWAND DES SARGES.

Knaben der ihm im Profil gegenüberstehenden Muttergottes übergiebt; hinter ihr steht Josef en face. Ob dieser die Taube in der Hand hat, kann ich nicht ausnehmen: wenn die Zeichnung präcis ist, dann hat der Künstler hier Tauben *nicht* dargestellt. Den Hintergrund bildet eine gedeckte Vorhalle, deren Bogen auf vier cylindrischen Säulen ruhen; auf der Façade halbkreisförmige Fensterchen, zwischen diesen kleine Kreise. Dieses Motiv gleicht auffallend den Ornamenten auf Fig. 12 (Banus) und Fig. 20 (Traumgesicht), nimmt man aber hier wirkliche Fenster an, was sie ja wahrscheinlich sein sollen, dann begegnen wir wieder der «Aufgrabung» (Fig. 7) mit dem Ziegeldache, ohne letzteres aber die Architektur auf dem Relief «Banus Paul» (Fig. 14). Diese Säulenhalle hat gestricktes Gebälk und ist auf den beiden Schmalseiten von zwei halbkreisförmigen Fenstern durchbrochen. Die zwischen den Gestalten sichtbare, ungestützte Platte will offenbar den Altartisch andeuten.

Worin also liegt hier die Ähnlichkeit zwischen diesem Bilde und dem Relief «Vorstellung» (wie Giotto es nennt: Fig. 8) auf der vorderen Langseite des Sarges? Dass hier

nicht mehr und nicht weniger Gestalten sind, und dieselben im Inneren des Sarges genau so situiert sind, wie Bianchi's Zeichnung erkennen lässt, dafür ist uns die — übrigens nicht wieder zugebende — photographische Aufnahme genug überzeugend. Dass der architektonische Hintergrund mit dem Giotto'schen Ciborium nichts zu thun hat, lässt sich auch diesem Machwerk von Zeichnung glauben. Darum begreife ich nicht, wie Dr. Meyer's Monographie auf Seite 34 zu der Behauptung kommt, dass «zur Vorstellung Christi im Tempel das ältere Relief auf der vorderen Seite des Sarges als Muster gedient hätte»?

Diese Tafel, welche sich gegenwärtig im Inneren des Sarges befindet, bildet ohne Zweifel ein selbstständiges, abgeschlossenes Ganzes, welches weder durch seinen Gegenstand, noch durch seine Architektur mit den rechts und links placierten Reliefbildern oder deren Hintergrund zusammenhängt. Diese Zeichnung macht auch die Trennungsstriche nicht sichtbar, ja selbst mit Hilfe der erwähnten Photographien kann ich darüber keine Aufklärung geben, so viel aber steht fest, dass jene vier Tonnengewölbe, welche von vier starken, viereckigen Wandpfeilern und an den Kanten derselben von je vier Cylinder-Säulen gehalten werden, durchaus nicht die Fortsetzung jener Kirche sind, in welcher Christus vorgestellt wird; sie passen in keiner Hinsicht zu dieser. Da der ganze Hintergrund nur reliefartig ausgeführte *Zeichnung* und *Plastik ist*, lassen sich hier unter Tonnenwölbungen keinerlei *Nischen*, sondern nur Bogen denken, und daraus erklärt es sich, dass auch von den Ecksäulen um jeden Pfeiler nur die zwei äußeren und *ein* innerer sichtbar ist, *dieser aber ist wenigstens vorhanden!* Dagegen ist die den Hintergrund des mittleren Gruppenbildes bildende Säulenhalle nur *vorne* von Säulen gestützt, während die inneren fehlen. Der Scheitelpunkt dieser vier großen Schwibbogen ist so hoch, wie das Ziegeldach der erwähnten Vorhalle, doch ist diese großangelegte Architektur ohne Einfluss, besser gesagt, sie hebt die Größe der unter ihr placierten Gestalten nicht, wie dies die Gestalten der «Vorstellung» thun, denn diese decken theilweise die Fronte der Vorhalle, während also diese *vor* dem Gebäude stehen, befinden sich jene thatsächlich unter den Bogen.

Kurz gesagt, die Auffassung der Bilder ist hier gerade so verschieden, wie ihr Gegenstand. Gebärde und Kleidung der vier einzelnen Gestalten sind auf unserer Zeichnung treu wiedergegeben. Danach trägt die linksseitige Gestalt Tiara und Pluviale und in der Hand den Bischofsstab, die zweite ist in Panzer gekleidet und hält in der Linken einen, auf den Boden gestützten Schild, in der Rechten eine Lanze. Die erste Gestalt rechts hat die rechte Hand auf die Brust gethan und presst mit der Linken ein Buch, die vierte endlich ist in geistlichem Gewande, in der Rechten ist ein Kelch, in der Linken ein Buch sichtbar. Von Details kann hier auf

Grund dieser Zeichnung nicht die Rede sein und auch die Photographien lassen höchstens einige Kleiderfalten erkennen, welche zeigen, dass der Zeichner unserer Skizze auch in den Details bemüht war, alles wiederzugeben, was auf diesem engen Raume möglich war. Als Verzierung der Architektur erscheint auf den Feldern zwischen den Bogen und auf der Seite der Pfeiler je ein Medaillon, auf welchen nach Meyer (S. 33) die Büsten römischer Kaiser und Kaiserinnen und alter Gelehrter sind, auf einem die Buße des Marsyas in der durch die Abdrücke des bekannten Medici'schen geschnittenen Steines verbreiteten Composition. Auch der Sockel hat Ornamente, welche mit Täfelchen wechseln. Eines der letzteren, auf dem Sockel des dritten Säulenpaares von links zeigt uns eine sechszeilige Aufschrift, von welcher unser Verfasser die Meinung hegt, dass sie die wichtigsten Angaben über die Umänderungen des Sarges enthält.

Betrachten wir also noch einmal die ganze Reihe der figuralen Abbildungen des silbernen Sarges, so können wir gewiss nicht sagen, dass diese so gar dunkel und unverständlich sind, als es auf den ersten Blick scheint und die Erklärer bisher dargestellt haben. Was lässt sich auch vom Kunstgeschmacke solcher Leute erwarten, die, wie Fondra und Farlatti in voluminösen Werken über den Sarg Simeon's die Abbildungen und die künstlerischen Züge derselben in einigen Zeilen, höchstens auf 1—2 Seiten abthun. Diesen gegenüber, die geneigt sind, die Scene des Leichenraubes von drei Tafeln herunterzulesen, hat unser Monograph manches geklärt, oder wenigstens richtiger erklärt; im Ganzen aber hat er *diesbezüglich* den Sarg einer geringen Beachtung gewürdigt und geht darum ziemlich oberflächlich zu Werke. Der künftige Monograph des Sarges müsste also eine vollständige Liste der einschlägigen volksthümlichen, religiösen und historischen Traditionen sammeln und dann wäre unser Sarg auch in *ethnographischer* und *ikonographischer* Beziehung verständlich zu machen.

## C) Die künstlerischen Züge des Sarges: Gruppierung, Maasse und Kleidung der Gestalten; Hintergrund der Bilder, Pflanzenornamente.

Die Gruppierung ist das Mittel, durch welches der Künstler seinen Bildern am meisten Leben einflößen kann und dies ist der Zug, welcher die Individualität des Künstlers am anschaulichsten charakterisiert; wohl mag der eine den anderen in der Gruppierung nachahmen, doch eben dies wird den Mangel an Selbstständigkeit zuerst fühlbar machen, einerseits die geheimnisvolle Art, mit welcher der eine Künstler eben so viel Gestalten und in eben so rhythmischen Intervallen und Gruppenlinien zur Erzählung des Geschehnisses zu verwenden weiß, als eben zum klaren Ver-

ständnisse erforderlich ist, — andererseits der Umstand, dass ein anderer immer über dieses Maß hinausgeht oder hinter demselben zurückbleibt: das ist der gewisse individuelle Zug, gerade so wie in rhetorischer Beziehung das Verhältnis der Hauptsätze zu den Nebensätzen und beider zum Gegenstand und Pathos des Vortrages.

Auf den Reliefbildern unseres Sarges haben wir einige, schon in Bezug auf Bewegung überraschende Gestalten gefunden: so konnten wir uns gelegentlich, obgleich der Gegenstand einzelner Bilder ganz oder nur halb verständlich oder gar nur auf gut Glück zu errathen gewesen wäre durch die Situation der Gestalten und die Bewegung der Glieder doch ganz gut zurecht finden. So in der Aufgrabungs-Scene (Fig. 7) das Gespräch der Rathsherrn, welches die Handbewegungen, — auf Fig. 12: der kranke Banus, wo das Verhalten der Umgebung den Gegenstand der Abbildung deutlich zeigen; in der Büßungsscene (Fig. 15) das Gottesgericht, ebenfalls aus den Bewegungen erkennbar, — in der Scene des Meisters, dessen Verhältnis zum Spender, welches aus der Situation verständlich wird, und besonders in der *Fußwunder*-Scene (Fig. 17) ist das verschiedene Temperament der vier Gestalten aus ihren Geberden bei einiger Aufmerksamkeit leicht herabzulesen; in der Abbildung des predigenden Mönches (Fig. 20) ist es uns sogar gelungen, das angegriffene Dogma aus einer einziger Bewegung herauszulesen.

Werfen wir nun einen Blick auch auf die Placierung und Gruppierung der Gestalten, — ob sich da wohl nicht auch ein beachtenswerter, künstlerischer Zug oder bezüglich des Ursprunges der Tafeln ein neuer Stützpunkt gewinnen ließe?

Die erste Abbildung, die Aufgrabungsscene (Fig. 7) bezeichnet unter den Reliefbildern des Sarges überhaupt das Maß, mit welchem wir alle anderen vergleichsweise zusammenhalten können. Hier hat der Künstler den Raum mit gutem Geschmack und Rhythmus ausgefüllt. Die Gestalten sind weder zu viel, noch zu wenig. Jedes Geschehnis ist in sich selbst abgeschlossen und doch ist durch eine einzige glückliche Bewegung (der nach hinten weisende Zeigefinger des rechtsseitigen Rathsherrn) zur Herstellung des Zusammenhanges genügend. Mit weniger Gestalten wäre es schwer gewesen, so deutlich zu sein; hätten auch mehr Platz gefunden, die Deutlichkeit hätte gelitten. Sogar der architektonische Hintergrund und der Rahmen haben an der Erzählung Antheil; dass der Künstler bei der Darstellung zweier verschiedener Schauplätze sich über jede künstlerische Scrupulosität hinwegsetzt, ist nicht zu verwundern und diese seine Naivetät ist durchaus nicht verletzend.

Die *Vorstellung in der Kirche* (Fig. 8) ist, wie ich bereits erwähnte, genau dem Wandgemälde Giotto's nachgebildet und kann daher unter diesem Gesichtspunkte nicht in Betracht kommen. (Vgl. Fig. 53.)

Noch mehr in die Augen fallend ist die Naivetät des Künstlers in dem *Empfange Ludwig's des Großen* (Fig. 9), doch ist sie hier schon zu verletzendem Unverständnis entartet, indem das Meeresufer vom Hafen durch irgend ein treppenartiges Arrangement mit wappengeschmückten Stoffen getrennt ist, das als königliches Zelt gelten soll — eine wahre Verleumdung. In welcher Verlegenheit der Goldschmied, oder wer immer die Zeichnung geliefert haben mag, hier gewesen ist, zeigt sich auch daraus, dass er den Raum zwischen den beiden Fahnenstangen ebenfalls mit Stoffmustern schmückt, wo doch das Zelt so weit gar nicht reichen kann. Immerhin ist es ihm gelungen, uns auf einem verhältnismäßig geringen Raume und mit ungewöhnlich großen Gestalten ein genug bewegtes, ja in einigen Theilen klares Bild zu bieten. Doch besitzt dies keine Originalität, da bei solchen feierlichen Empfängen diese Art von Gruppierung allgemein acceptiert ist. Noch conventioneller ist die Anordnung des Bildes, auf welchem *Elisabeth dem h. Simeon den Sarg anbietet* (Fig. 10). Dergleichen kennen wir aus jener Zeit und der vorhergehenden zur genüge. Auch die Bewegungen sind hier sehr kümmerlich. Den geschenkten Sarg berühren beide nur mit den Fingerspitzen und von einer Kraftanstrengung ist keine Rede; die betenden Gestalten aber sind mechanisch eine der anderen nachgebildet.

In der Tafel (Fig. 12) *Banus-Scene* mit den Flehungen der Knaben mochte sich einem Künstler ein nur zu reichliches Material der Darstellung, um nicht zu sagen, der Erzählung bieten; unser Künstler war dabei eben so wenig — wie seine Zeitgenossen überhaupt — von ernstlichen Sorgen geplagt. Da er weder den Muth noch die Fähigkeit besaß, zu kürzen, zeichnet er von der Hauptscene nur so viel, als möglich, und weil er auch in der Nebenscene einer, der ganzen Länge nach ausgestreckten *und* zwei betenden Gestalten Raum schaffen musste, so schneidet er einfach dem kranken Banus die Füße fast am Knie ab. Das naivkünstlerische Empfinden gestattet dies, denn dieser Theil der Abbildung wirkt bei der Erzählung des Ereignisses nicht mehr mit — eine *pigra massa,* und darum erlässlich. Der «Archæologische Anzeiger» (Archæologiai Értesitö, október 1895) führt in dem Aufsatze über die schlafenden Weisen aus dem Morgenlande der Kathedrale zu Fünfkirchen eine große Anzahl von Beispielen an, welche beweisen, dass solche Verkürzungen keineswegs als spätere Verstümmelungen zu betrachten sind. Dem Verfasser unserer Monographie kam die Idee, dass die Tafel verstümmelt und die Gruppe der betenden Knaben erst später hierher gerathen sein könnte. Das ist eben sicher, dass beide Scenen von derselben Hand entworfen und zur selben Zeit geschaffen sind, was sich auch aus der Sorgfalt zeigt, mit welcher die Falten der Decke des Banus den Kopf des Jünglings umgehen; überhaupt ist im Arrangement derselben keine Spur einer gewaltsamen Verkürzung sichtbar. Auch die

Gestalt des, auf höherem Grunde knieenden Knaben hätte der Goldschmied nicht treiben können, wenn auf dem occupierten Raume früher Falten gewesen wären. Endlich finden sich ja nicht einmal zweierlei Niveau's, nur der Bettschemmel ist höher, und auf diesem kniet der eine Knabe; auf der Erde aber, unter dem ohnehin schwer anzubringendem und erbärmlich gekürzten und verkleinerten Sarge der andere. Übrigens steht der zu Häupten des Banus sichtbare h. Simeon tiefer, als alle anderen Gestalten, wohl nur darum, um in einer, seiner Heiligkeit entsprechenden riesigen Größe erscheinen zu können, welcher gegenüber, wie wir wissen, die frommen Gläubigen jener Zeit ihre Unterwürfigkeit durch die Abbildung ihrer eigenen Gestalten in winzigem Verhältnisse auszudrücken pflegen.

Zu den Bildern von hervorragender Gruppierung gehört die *Sturm*-Scene (Fig. 13), welche, wie manches andere dieser Bilder, unserer besonderen Aufmerksamkeit wert wäre, wenn Zweck und Aufgabe dieser Zeilen eben nur die ästhetische Würdigung des Werkes wäre.

Durch besondere Gedrängtheit unterscheidet sich von allen anderen Bildern die Scene des *Banus Paul* (Fig. 14). Hier ist aus der Placierung der Gestalten schwer zu erkennen, ob die den Sarg plündernde Gestalt mit der starr auf uns blickenden Frau identisch ist oder nicht? — und ob hier von der naiven Zusammenschiebung zweier, einander vollkommen fremder Scenen die Rede ist? — oder ob die zweite Scene die Wirkung der ersten ausdrücken soll? — Der Goldschmied wollte hier soviel auf einmal sagen, dass das Verständnis bedeutend erschwert wird — an und für sich schon ein Beweis, dass der Entwurf zu dieser Tafel nicht von demselben Meister stammt, der die *Aufgrabung*, *den Sturm* und andere Scenen gezeichnet hat. Wir können kaum daran zweifeln, dass das »Büßung« genannte Gottesurtheil (Fig. 15) — nur die Gruppierung in Betracht genommen — denselben Meister verräth, der die *Aufgrabung* (Fig. 7) geschaffen, während ein anderer Kopf die *Meister*-Scene (Fig. 16) erdachte, da hier die drei, resp. mit dem auf dem Sarge sichtbaren Simeon, vier Gestalten geradezu luftartig den Raum ausfüllen. Hier kann der Einwurf nicht gelten, dass der Künstler keine andere Figur zur Darstellung gehabt habe! Der redselige Künstler wird, ob ihm nun ein großer oder kleiner Raum zur Verfügung steht, das, was er zu sagen hat, auf mehrere Bilder vertheilen, während ein anderer froh ist, dass das Bildfeld vor lauter leerem Raum nicht gähnt. Hier mag unter der abgeschnittenen Arkade — wie bereits erwähnt — das Bild jenes Wunders gestanden haben, welches dem Spender Anlass zur Anfertigung des Sargfußes gegeben hat, und dies hätte der Meister der anderen Scenen, z. B. des Banus Paul (Fig. 14) auf der vor uns stehenden Tafel höchstwahrscheinlich auch abgebildet.

An der *Fußwunder*-Scene (Fig. 17) ist die künstlerische Ausfüllung des Raumes bemerkenswert. Alle fünf stehenden Gestalten bilden, wiewohl,

sie um den Sarg, als an durch die Situation fixierten Plätzen stehen, dennoch angenehme kreisförmige Gruppen und die Anordnung ist ungekünstelt, natürlich. Der Meister der Austreibung des Teufels (Fig. 18) fasst den Raum in zwei ungleich große Arkaden und überlässt — was sehr auffallen muss — der aus drei Gestalten gebildeten, bewegteren Gruppe, welche scheinbar den größeren Raum beanspruchen würde, den kleineren, der anderen Gruppe aber, in welcher eine Gestalt neben, besser gesagt unter dem Sarge betet, den größeren Raum. Möglicherweise war die Tafel, wie der linksseitige, senkrecht abgeschnittene Bogentheil zeigt, ursprünglich größer und bestand aus drei Bildfeldern, wodurch das Gleichgewicht zwischen den zwei verschieden großen Arkaden sicherlich hergestellt war. Der Gegenstand der zwei Scenen kann zwar nicht unvollständig genannt werden, doch ist die fehlende Säule rechts natürlich eine spätere Verstümmelung, ja sogar der unvollständige linke Bogen stellt es außer Zweifel, dass es hier einst auch ein drittes Bildfeld gegeben hat.

Eine verstümmelte Tafel haben wir auch in der *Rettung des Knaben* (Fig. 19), denn es ist nicht zu glauben, dass der Meister den Raum so willkürlich in zwei Theile getheilt hätte und links den ganzen Bogenschnitt, rechts aber die Säule weggelassen hätte. Diese fehlen infolge gewaltsamer Abtrennung, durch welche es sich auch erklärt, warum die rechtsseitige Kante des Sarges den Rand des Bildfeldes berührt, während auf der entgegengesetzten Seite so viel Raum gelassen ist, als die Fußlänge des knieenden Knaben erfordert.

In der Composition des *Traumgesichtes* (Fig. 20) ist der Meister offenbar von rechts nach links vorgeschritten, d. h. er hat das Resultat des Ereignisses früher, als die Ursache gezeichnet, und so konnte es geschehen, dass er für das Lager des schlafenden Mönches einen längeren Raum in Anspruch nimmt, als im Verhältnisse zur Gestalt des predigenden Mönches erlaubt gewesen wäre, doch müssen wir uns hier in die Lage und Denkweise des naiven Künstlers versetzen: ihm ist es nämlich wichtiger, *daß* Sct. Simeon den ketzerischen Mönch im Schlafe züchtigt, als die Frage, *warum* er ihn züchtigt? War er also mit der Abbildung der Hauptscene fertig, so arbeitete er die andere Scene in den Verhältnissen aus, welche der übriggebliebene Raum gestattete. Daher kommt es, dass der schlafende Mönch, wenn er sich erheben würde, mit seinem Kopfe den Jesusknaben beinahe verdecken müsste, so wie Simeon selbst, und somit gelangen wir zur Besprechung der Größenverhältnisse.

Die Größenverhältnisse der Gestalten erheben sich einzeln und unter einander verglichen in der Plastik des XIV. Jahrhunderts noch immer nicht zu dem Maße, mit welchem wir die Kunstproducte entwickeltere, Epochen zu messen gewohnt sind. Der Künstler betrachtet — beinahe wie in den vorangegangenen Jahrhunderten — noch immer nicht die Gestalt

an und für sich in ihren natürlichen Verhältnissen; weil es ihm hauptsächlich darauf ankommt, auf dem gebotenen Raume so viel als möglich und so klar als möglich zu *erzählen*, fällt es ihm gar nicht ein, die Proportion als eine gar so wichtige Sache zu betrachten. Außerdem hatte damals — wie ich schon erwähnte — das Verhältnis der Körpergröße zwischen heiligen und profanen Personen noch immer eine symbolische Bedeutung. Darum ist es an den Kunstwerken dieser Epoche schwierig, nach der verschiedenen Proportionierung verschiedene Zeiten oder Meister zu constatieren, denn ein und derselbe Meister stellt auf einem Gemälde große und kleine Gestalten zusammen, je nachdem er Heilige oder Profane zeichnet, hauptsächlich aber, je nachdem ihm für die Gestalten mehr oder weniger Raum zur Verfügung steht. Auf einer Tafel unseres Sarges (der kranke Banus, Fig. 12) sehen wir sogar, dass die angenommene Größe des Kopfes auf die Proportion des Körpers nicht mehr angewendet wird und die Füße willkürlich gekürzt sind, um der neuen Scene Raum zu schaffen. Wir sehen also hier dasselbe Verhältnis, wie vorhin in der Scene *Traumgesicht* (Fig. 20). Für den Künstler war es Hauptsache, dass der h. Simeon die Seele des kranken Banus in Schutz nimmt; dem widmet er den größten Theil des Raumes; dass am Sarge des Heiligen die Knaben Gebete verrichten, ist von secundärer Bedeutung und darum muss sich die Darstellung dieses Umstandes mit einem geringeren Raume begnügen.

Das richtigste Verhältnis in den Körpergrößen finden wir in der Scene *Aufgrabung* (7), *Sturm* (13), *Buße* (15), *Meister* (16), *Austreibung des Teufels* (18) und *Rettung des Knaben* (19). Damit lässt sich aber durchaus nicht behaupten, dass alle diese Bilder von der Hand desselben Meisters herrühren, denn auf andern Bildern finden wir dieselben Größenverhältnisse, nicht aber auch das Verhältnis der Gestalten zu einander. Außerdem dürfte, wie wir sehen werden, die nach Giotto gearbeitete *Vorstellung im Tempel* (Fig. 8) aller Wahrscheinlichkeit nach das Werk desselben Meisters sein, der auch die *Aufgrabung* (7), den *Empfang Ludwigs d. Gr.* (9) und manche andere Tafel angefertigt hat, trotzdem zwischen dem Kopfe des der Maria den Jesusknaben reichenden Simeon und seiner Körperlänge ein augenfälliges Unverhältnis besteht, was sich von den anderen Schöpfungen desselben Meisters (z. B. Simeon auf dem Sarge) keineswegs sagen lässt. So sind die Körperverhältnisse der Begleiter Ludwig's d. Gr., sowie der zum Empfang erschienenen Personen an und für sich nach denselben Maßen gerechnet, wie z. B. die Gestalten der *Aufgrabung* und *Buße* oder des *Sturmes*, während aber die letzteren regelrecht den Nachbargestalten angemessen sind, weichen die Gestalten der Schiffer Ludwig's d. Gr. und einzelner Personen im Volke von den sie umgebenden Gestalten unverhältnismäßig ab.

Ganz deutlich aber weist auf eine andere Hand das Verhältnis der

Kopflänge in der *Widmung Elisabeth's* (Fig.10). Hier ist nicht nur der Kopf der Elisabeth und ihrer Töchter unverhältnismäßig groß, sondern auch Simeons Leib im Verhältnis zur Kopfgröße sehr klein, während Elisabeth, wenn sie aufstehen würde, unter dem Bogen der Arkade keinen Platz hätte. Auch der Typus der Gesichter ist hier ein anderer. Die charakteristische gerade Nase, welche an der Wurzel mit der Stirne in einer Linie zusammenläuft, stimmt auf allen vier Gesichtern (der Mutter und der drei Töchter) vollkommen überein. Es giebt auch Erklärer, welche hier Porträts erkennen wollen, doch sind sie im Irrthum, denn dasselbe Gesicht wiederholt sich Zug für Zug in der Scene Banus Paul (Fig. 14) bei der in den Sarg greifenden und bei der hinter dem Banus im Profil stehenden Frau. Ein Streben nach Porträt-Treue *erscheint eben durch die letztgenannte Gestalt ausgeschlossen.* Denn wenn hier nur die in den Sarg greifende und die erstarrende Frau eine so frappante Gesichtsähnlichkeit hätten untereinander und mit der den Sarg widmenden Elisabeth und deren Töchtern, hätten wir ein gewichtiges Argument dafür, dass auf dem Banus-Paul-Bilde thatsächlich *Königin Elisabeth die Leiche aus dem Sarge nimmt* und *dass die erstarrende Frau auch sie ist;* da aber das *dritte,* hier sichtbare *Frauengesicht* ebenfalls genau dieselben Züge trägt, ist es klar, dass — nachdem bei dem Gegenstande des Bildes Elisabeth *dreimal nicht dargestellt sein kann* — wir es mit dem Werke eines Meisters zu thun haben, der jedes Frauengesicht, ja man kann sagen, auch jedes Männergesicht, mit gerader Nase geformt hat. Mit einem Worte, gerade die Porträtierung zeigt uns hier die Individualität des Künstlers.

Aus diesen Gründen lässt sich mit Bestimmtheit sagen, dass die zwei letztgenannten Tafeln von einem anderen Meister erdacht worden sind, als die vorhergehenden.

In der Scene Banus Paul finden wir auch unverhältnismäßig große Köpfe, besonders der Kopf der linksseitigen Gestalt, der der erstarrenden Frau und der zwischen beiden stehenden Person ist unförmlich; nicht so sehr der Banus selbst und die in den Sarg greifende Frau.

Auffallend große, aber an sich nicht unproportionirte Gestalten sind die Mönche in der *Fußwunder*-Scene und der h. Simeon auf dem Sargdeckel. Hier ist es klar zu sehen, dass die Größe der Gestalten auf jeder Tafel von dem vorhandenen Raume bestimmt wurde und selbst bei den Werken eines und desselben Meisters kann von der Anwendung eines einheitlichen Maßes nicht die Rede sein. Auf den drei Tafeln, deren Bildfeld schon vom Hause aus nicht viel höher, als 45 cm. gewesen sein konnte, wie die zwei linksseitigen Reliefs der Fallthüre und die mittlere Tafel des hinteren Deckels *(Austreibung* Fig. 18, *Rettung des Knaben* 19, *Meisterscene* 16) sind die Gestalten selbst schon verhältnismäßig kleiner, was im Vereine mit anderen Umständen beweist, dass diese

nicht mit den anderen Tafeln zugleich und nicht für den Sarg angefertigt wurden.

Für alle Producte älterer Kunstepochen bietet der Stilkritik besonders wichtige Anhaltspunkte *die Kleidung der Gestalten*, sowie die aufmerksame Untersuchung der damit zusammenhängenden Außerlichkeiten und Kleinigkeiten, denn keine naive Kunstepoche ist im Stande, sich in dieser Beziehung in die vorangegangenen Zeiten zurückzuversetzen und es kommt ihr nicht in den Sinn, bei der Abbildung älterer Ereignisse die Gestalten nach anderem Geschmacke, als dem eigenen, zeitgenössischen zu kleiden.

Erst in der neueren und neuesten Zeit können wir von Kunstwerken sprechen, welche auf bewussten, historischen Studien beruhen oder direct durch absichtliche Nachahmung älterer Werke zu Stande kommen und den oberflächlichen Forscher, der sich nur auf die Kleidung stützt, in Bezug auf das Alter des Werkes irre führen könnten. In dieser Hinsicht kann das XIV. Jahrhundert gewiss eine *naive* Kunstepoche genannt werden und von den mit damaliger Kleidung ausgestatteten Gestalten können wir getrost behaupten, dass sie thatsächlich in jener Zeit entstanden sind. Doch brauche ich wohl nicht besonders zu bemerken, dass die Verbreitung der Trachten in Zeit und Raum in jedem beliebigen Zeitalter gewöhnlich nur weitläufige Bestimmungen zulässt und dass der Forscher auch innerhalb dieser weitgezogenen Kreise fortwährend der größten Vorsicht bedarf.

Bei der Untersuchung unseres Sarges liegen in dieser Beziehung die Dinge genug günstig. Gerade um die Mitte des XIV. Jahrhunderts tritt in der Mode einiger Kleidungsstücke eine so auffallende Wendung ein, und eben diese neue Mode erfährt — wieder nur an einzelnen Kleidungsstücken — gegen Ende des Jahrhunderts eine so auffallende Veränderung, dass es auf unserem Sarge, dessen Alter durch eine Inschrift beglaubigt ist, leicht zu sagen wäre, in welchem Verhältnisse die etwa 50, und noch viel mehr, 100 Jahre später geschaffenen Figuren *auch in Bezug auf das Zeitalter* zu den Original-Reliefs stehen. Eine große Schwierigkeit giebt es immerhin, dass wir nämlich von einer Geschichte der ungarischen Costume bislang nicht einmal einen Entwurf besitzen, der Goldschmied aber porträtiert auch den König und die Königin mit ihrem Gefolge ab und stellt sie gewiss in ihren eigenen, d. h. damals in Ungarn gangbaren Trachten dar, zu deren Verständnis ein specielles Vorstudium erwünscht wäre. Über diese Schwierigkeit aber hilft den umsichtigen Betrachter der Umstand hinweg, dass gerade am Hofe des munificenten Königspaares siebzehn Jahre vor Anfertigung des Sarges der Mönch Marcus seine herrlichen Bilder und Initialen in jene wertvolle Chronik zu zeichnen und zu malen beginnt, welche Ludwig d. Gr. als Geschenk vielleicht für Karl V. von Frankreich anfertigen ließ. Und gerade zur Zeit der Anfertigung des Sarges (1377—1392)

weit ausgeschnittenen, in der ganzen Länge weiten, bis an die Knöchel reichenden Oberrock mit Röslein gemustert, aber ohne Aermel. Die rechts stehende Gestalt ist schon mit einem Mantel bedeckt, welcher einen tief ausgeschnittenen Kragen, aber keine Aermel, ja nicht einmal Aermelöffnungen hat und glockenartig den ganzen Körper bedeckt, ganz wie die geistliche Casula des XIII. Jahrhunderts. Ein ähnliches Oberkleid scheint auch die nach rückwärts fallende Gestalt zu tragen, nur ist dies auf der rechten Seite geschlitzt und auf der rechten Achsel von mehreren Knöpfen zusammengehalten. Einen engen, ausgeschnittenen Rock ohne Kragen und Aermel trägt auch die hinter dem Rathsherrn stehende geistliche Gestalt.

Hierher gehört noch von der *Meister*-Scene (Fig. 16) der knieende Spender dessen untere Rockärmel sich erst gegen den Saum zu ganz verengen, der Oberrock vorne bis zur Taille zugeknöpft, enganliegend und ohne Aermel, von den Hüften an, wo er von einem mit Perlenreihen ge-·hmückten Gürtel gehaltenwird, erweitert er sich plötzlich und reicht bis ' den Knocheln. Einen stehenden Kragen hat er nicht, aber der rund ·geschnittene Rockhals ist mit breiter Borte eingefasst; den Hals des ·*nden* und des *die Arme ausstreckenden* Rathsherrn (Fig. 21) bedeckt e.. Band mit vier Reihen Perlen. Der ärmellose Oberrock des *Meisters* (Fig. 16) ist in der Taille nicht eng, sondern fällt pludernd auf den Gürtel zurück. Einen von der Taille sich erweiternden Rock ohne stehenden Kragen und ohne Aermel trägt auch der Schiffsmann, der einen Knaben aus dem Meere zieht (Fig. 19), doch ist dessen unterer Rockärmel nicht so eng, wie bei den anderen; so tragen alle: der ins Wasser gefallene, der neben dem Sarge knieende und der von seiner Mutter auf den Sarg gesetzte Knabe im We. en einen ähnlichen, von den Hüften an sich erweiternden, enganliegende. Rock mit nur gegen den Saum zu schmalen Aermeln, während aber die Taille des Schiffers von einem Gürtel umfasst ist und das Kleid auch auf der Brust breit genug ist, um pludernd zurückzufallen, liegt das Kleid der Knaben eng an und der mit großen, schweren Knöpfen gezierte Gürtel fällt vornehm von der Hüfte herab. Mehr bemerkenswertes ist am Schnitte des Ober- und Unterkleides der Männer hier nicht zu finden. So ist beim *Empfange Ludwig's d. Gr.* (Fig. 9) das Kleid des hinter dem Könige stehenden Magnaten mit dem weiten Mantel nichts anderes, als in der *Büßungs*-Scene (15) der auf der einen Seite offene und auf der Achsel zusammengehaltene Mantel de 'üßers. Bei den anderen, untergeordneten Personen, z. B. dem Schiffsvol' ; entweder der Schnitt des Kleides kaum auszunehmen, oder entspri· ·en bereits erwähnten, bis zur Taille eng anliegenden und vorne bi Gürtel zugeknöpften Röcken mit oder ohne Kragen, welche in der . ı Hälfte des *XIV.* Jahrhunderts in ganz Ober-Italien allgemein waren.

Hierüber äußert sicı. *Veisz,* einer der vorzüglichsten Vertreter der

Costume-Kunde, folgendermaßen: Die Costume haben sich wesentlich in der Mitte des XIV. Jahrhunderts geändert. Die Hauptkleidungsstücke sind auch damals: das Hemd, der darüber gezogene, immer mehr sich kürzende untere Rock, worüber man einen oberen Rock, gelegentlich auch einen Mantel trägt. Besonders der Mantel hat sich geändert: Anfangs begnügte man sich damit, ihn zu verkürzen, in Falten zu legen und mit einem Gürtel zu umfassen, damit er eng anliege. (Ich will hier noch bemerken, dass man ihn über den Kopf angezogen hat, wie das Hemd.) Bald aber war er derart gekürzt, dass er nicht mehr bis an die Knie reichte und so eng, dass man ihn nicht mehr bequem über den Kopf anziehen konnte, darum wurde er hinten oder vorne aufgeschlitzt und durch Schnüre oder Knöpfe zusammengehalten. Die Aermel sind theils unverändert geblieben, theils enger geworden, so dass man auch sie der ganzen Länge nach aufschlitzen und, damit sie sich dem Arme anschmiegen, eng zuknöpfen musste; andererseits aber sind sie übermäßig weit geworden. (Für letzteres haben wir auf unseren Bildern kein Beispiel. Vgl. Weisz, Kostümkunde vom XIV. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. 1872. I. p. 58—59.) Von der Kleidungsart Italiens bemerkt Weisz insbesondere, dass die zwei Röcke, welche man im Laufe des XIV. Jahrhunderts über einander zu tragen pflegte, sich von der römischen Tunica nur darin unterschieden, dass der obere Rock mauchmal durch einen aufrecht stehenden Kragen ezgänzt wird; den unteren dagegen trug man mit schmalen Aermeln, welche man auch im folgenden Jahrhunderte beibehielt. Die Umänderung des oberen Kragens bestand darin, dass er bald von der Taille bis zum Halse, bald von unten bis zur Taille zugeknüpft wurde. Die Verengerung aber tritt erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf von den Hüften bis zum Halse und der ganze Rock verkürzt sich höchstens bis zum Knie. Den Gürtel ließ man nicht weg, trotzdem das Kleid selbst schon bei der Taille enganliegend war, doch hat man ihn auch bei faltigen Röcken nicht über die Hüfte herunterrutschen lassen, wie die Franzosen thaten. (Wir werden gleich sehen, dass in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bei den ganz engen und kurzen Röcken gerade diese französische Mode auch in Italien allgemeine Verbreitung fand.) Die Aermel wurden bis zur Mitte des Jahrhunderts ja noch eine gute Zeit lang weiter, halbweit und nur bis zu den Ellenbogen geschnitten (Weisz a. a. O. 275—277). In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ward die Länge des oberen und unteren Rockes zum Ausdrucke höherer Würde und zugleich machte man den oberen Rock noch faltiger. Damals wurde es Mode, den oberen Rock bis zu den Hüften zu verengen und vorne mit Knöpfchen zu versehen. Andererseits aber fängt auch damals der Rock an, kürzer zu werden und zwar erst bis zum Halbknie, später bis zum halben Schenkel, und nachdem sich einmal das Auge daran gewöhnt hatte, verengten einige Modehelden diesen Rock nach französischer Art auch unter

den Hüften, so dass er sich ganz dem Körper anschmiegte, der Gürtel aber rutschte auf die Hüften herab.

Unter den mantelartigen Kleidungsstücken war der Rockmantel vorne nicht nur durch einen, sondern durch mehrere übereinander gereihte Knöpfe zusammengehalten (Weisz, p. 282). Diese wie die vorige Aeußerung meines Gewährsmanns über die Verengerung der Röcke nach französischer Art führt uns bei den Bildern unseres Sarges zu *jener Gruppe, welche so auffallend gespannte und kurze Röcke trägt.* So in *Banus Paul* (Fig. 14), so *der neben dem sterbenden Banus knieende Knabe* (Fig. 12) und *der vom Bösen Besessene und sein Sohn* (Fig. 18).

Der Rock des Banus Paul reicht bis zur Mitte des Oberschenkels und ist etwas höher von einem Gürtel an den Leib gepresst; von der Taille bis zum Gürtel ist er in 13—14 wagrechte Falten gelegt und so ist auch der Rockärmel vom Ellbogen abwärts; am Saume ist derselbe nicht gerade, sondern so tief herabgewendet, dass nur die Finger der Hand unbedeckt bleiben; dieser Wendung entsprechend ist der Aermel mit einem perlengeschmückten Bande eingesäumt. Der Gürtel ist fast cylinderformig, ein Band spinnt sich rund durch und kleine Kreise schmücken ihn.

In der *Rettung des Knaben* (Fig. 19) ist der Rock des Knaben von der Taille an eng; nur der knieende hat einen weiten Rock. Der Rock des Schiffers ist von im Dreiecke ausgeschnitten. Die vorher erwähnten fünf Gestalten machen unseren Sarg in kostümgeschichtlicher Beziehung darum interessant, weil Johannes Aquila, der bei uns in zahlreichen Kirchen manchen Cyclus von Bildern gemalt hat, auf einer Wand der Kirche zu Turnischa sich selbst im Jahre 1378 eben in diesem engen Kleide abgebildet hat (Florian Rómer, Régi falképek, Tabelle II, wo irrthümlich Velemér angegeben ist). Das ist die, von Chronisten häufig geschmähte, eines Ritters unwürdige Kleidung, welche aus Frankreich stammt und alsbald — noch in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts — auch anderwärts Verbreitung fand und in ihrer extremen Form sich bis zum Anfange des XV. Jahrhunderts erhalten hat.

Der Oberrock hat in Frankreich unter dem Namen *surcot* bis zum Anfange des XIV. Jahrhundert seinen Tunica-Charakter bewahrt. Dann aber wurde er so sehr verengt, dass man ihn über den Kopf nicht hätte anziehen können, ohne ihn vorn in der ganzen Länge aufzuschneiden und den unteren Theil zu heften. Dieser Rock durfte dann keine einzige Falte werfen und reichte nur bis zur Mitte des Oberschenkels (Weisz a. a. O. p. 67). Nach 1350 wird er auch in Italien Mode und in dieser Tracht malt der Mönch Marcus den König Robert Karl; auch findet er sich am Bilde des Königs Ladislaus und auf den meisten ungarischen Wand-Gemälden jener Zeit, so in Velemér, Turnischa u. s. w. (Vgl. Fl. Rómer, a. a. O. Tafel II, IV, V, X und einige Zeichnungen.) Doch giebt so nach einen beachtens-

werten Unterschied zwischen diesen letzteren und den ähnlich gekleideten Gestalten unseres Sarges, ja auch zwischen letzteren und dem an Johannes Aquila sichtbaren Rocke. Der letztgenannte schmiegt sich nämlich weder am Schenkel, noch am Aermelsaum an den Körper, ist auch vorne nicht in der ganzen Länge geschlitzt, folglich nicht die extreme Form dieser Mode. Anderseits fällt die Aehlichkeit zwischen den wagrechten Streifen bei Aquila und den entsprechenden Gestalten des Sarges auf. Dieser Streifen dürfte bei Aquila das Muster des Kleiderstoffes andeuten, bei den Gestalten aber auf dem Sarge erklären sich nur durch jene Stelle der Chronik von Limburg, welche A. v. Heyden (Trachtenkunde 104—105) citiert und erläutert: «auch waren die Röcke in der Brust *gemützert* und *geflützert*». Diese zwei Wörter, sagt Heyden, sind nicht klar, doch macht sie vielleicht das Porträt Wenzels in der Wenzel-Bibel verständlich, wo nämlich der kurze Rock in viele kleine Falten gelegt ist. Betrachten wir diese wagrechten Vertiefungen, welche regelmäßig paarweise zusammenzugehören scheinen, so sind wir geneigt, den ganzen eigenartigen Zierat für die wagerecht niedergenähte Wattierung zu halten. Übrigens haben wir gute Kenntnis davon, dass die Herren damaliger Zeit sich die Brust mit Watta ausgestopft haben, damit der Rock umso strammer stehe. Um das Jahr 1370, sagt Leyden l. c. 100—104, hat man den sogenannten «Lendner» ebenfalls mit Watta gestopft u. z. auf der Brust und auf dem Rücken, um ihn stramm zu machen, welche Sitte die Limburger Chronik für westphälisch hält, während sie französischen Ursprunges ist.

Eine auffallende Eigenheit der engen Kleider auf uuserem Sarge ist der tief ausgeschnittene Hals; ihn finden wir besonders bei den ersten drei Gestalten; bei den übrigen ist er nicht so auffallend. Die Nacktheit des Halses bei Männern tritt im XIV. Jahrhundert nur noch sehr vereinzelt auf, allgemeine Sitte wird er — nach Heyden — erst im XV. Jahrhundert; Heyden citiert eine Beschreibung der böhmischen Tracht aus dem Jahre 1367, welche beweist, dass diese Kleidung ihrem Wesen nach in ganz Europa verbreitet war. Es heißt da: Manche Tragen auf der Brust wattierte und gefütterte Pölsterchen, damit es scheine, als ob sie gleich den Frauen große, starke Brüste hätten, und die falsche Brust, so wie der Bauch wird dann stark geschnürt (Heyden, p. 105). Aus dem Jahre 1380 schreibt aber ein Augenzeige über die Wiener Mode, dass manche so enge Kleider tragen, die sie nur mit fremder Hilfe anziehen können; andere dagegen schneiden den Kragen des Rockes so tief ab, dass ein Theil der Brust und des Rückens bloß bleibt u. s. w. (Heyden, p. 104). Den oberen Rand eines am Halse so tief ausgeschnittenen engen Rock säumt man, wie wir gesehen haben, mit einem breiten und schmucken Bande ein; auf dem nackten Halse selbst haben die knieenden Knaben, besonders der rechtsseitige (Fig. 12: der *sterbende Banus)* oben einen mit Perlen ausgenähten harten

Kragen (Fig. 22), welcher nicht zum Rock gehört. Auf den ersten Blick könnte man es für den Saum des Hemdes oder des unteren Rockes halten; es ist aber nicht das. Dieser harte Reifen ist Erz, nach der obigen Beschreibung aus dem Jahre 1367 trugen ihn die Reichen aus Silber, die Unbemittelten aus geschmiedeten Blei, wie die englischen Doggen oder die Schäferhunde, setzt der erbitterte Augenzeuge hinzu, — damit die Wölfe ihnen nicht schaden (Heyden, 105—106). — Doch ist neben dem engen Rock, besonders bei Jägern immer noch der erste Tunicaartige kurze, aber weite Rock im Gebrauch geblieben, ja später auch Mode geworden, wie ihn, um die Taille gebunden, in der Austreibungscene (Fig. 18) die zwei Männer tragen, welche den Kranken halten (Weisz l. c. p. 281).



FIG. 22.

Dass der schmale Aermel durchaus geknöpft war, dafür haben wir nur ein Beispiel am Arme des Mannes, welcher in der Sturm-Scene (Fig. 13) das Gepäck aus dem unteren Schiffsraume auf dem Rücken heraufschleppt.

Nur noch von dem, an die Hüften gepressten Gürtel müssen wir erwähnen, dass dieser an einigen engen Röcken derart eingeengt ist, dass er sich sozusagen im Stoffe verliert, was davon kommt, dass er seine Bedeitung als Gürtel verloren hat und zu einem, mit Edelsteinen ausgelegten Kleiderschmuck wurde und so weit über die Hüften herunterkam, dass er dort nicht hätte halten können, wenn er nicht ans Kleid befestigt wäre (Weisz p. 63). Vom Gürtel unser mit engem Rocke bekleideten Gestalten können wir demnach annehmen, dass er an den Rock festgenäht ist.

Von den Kleidungsstücken der weltlichen Männergestalten muss ich noch die Hose und den Mantel erwähnen. Die Hose war damals nach französischem Geschmacke bereits so eng geworden, dass man sich darin — wie mehrere zeitgenössische Schriftsteller erzählen — kaum mehr bewegen und den Boden mit den Fingern durchaus nicht berühren konnte. Die Hose war nicht gewirkt, wie z. B. Tricot, sondern mit den Strümpfen zusammen aus einem Stoffe genäht, was ein Beweis des großen Fortschrittes im Schneiderhandwerk ist, doch spielen auch Auspolsterung und Wattierung eine bedeutende Rolle. Eine so ungewöhnlich enge, unbeschuhte, genug spitz zulaufende Strumpf-Hose tragen auf dem Silbersarge die männlichen Gestalten der Bilder 10, 14, 18 und 19. — Dieselbe finden wir auf den Miniatur-Bildern der Marcus-Chronik und auf den gleichzeitigen Wandgemälden des Johannes Aquila in Ungarn. Für die Zeitbestimmung ist die Hose ein wenig geeignetes Mittel, denn sie war schon lange Mode und man kann sagen, dass sie nie aufgehört hat es zu sein. Wenig-

stens wird sie im XVI. Jahrhundert noch eben so getragen, wie 200 Jahre früher; doch hat die Form und Länge des damit zusammenhängenden Strumpfes rasch genug geändert. Vorerst fügte er sich der natürlichen Form des Fußes, später wurde er immer spitzer, un in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts kann er noch mäßig spitz und überhaupt nicht lang genannt werden; doch schon am Ende dieses Jahrhunderts und am Anfange des folgenden wird er fortwährend spitziger und länger, bis er endlich, an der Grenze des Unmöglichen angelangt, plötzlich stumpft, ja im XV. Jahrhunderte breit wird, wie der Schnabel einer Ente. Was wir hier vom 'Strumpfe sagen, gilt von der Zeit an, wo man Schuhe darüber zog, auch vom Schuh. Die Spitze des Schuhs ist in Frankreich länger geworden, angeblich vom Grafen Fulko von Anjou 1089 erfunden (Weisz p. 7). Geistlichkeit und Gesetzgebung haben rasch genug dagegen protestiert, doch ohne Erfolg. Besonders in England ist man auf arge Übertreibungen verfallen, weshalb Philipp IV. die Verordnung erließ, dass die Schuhspitze bei Adeligen nicht mehr als zwei Fuß, bei der Mittelklasse einen, und den unteren Klassen sechs Zoll betrage, Nach dem Schiffsschnabel hat man in Frankreich auch die Schuhschnäbel «poulaines» genannt, in England «cracowes», wahrscheinlich, weil man — und vielleicht nicht ohne Grund — annahm, dass diese Mode aus Krakau sich verbreitete (Weisz, p. 61). Im Jahre 1650 verbietet auch Johann II. den Pariser Schustern die Ververtigung solcher langschnäbeligen Schuhe, doch wurde dadurch die Mode eben so wenig geändert, wie die Verordnung Karl's V., welche eine Buße von fünfzig Gulden jedem Auferlegt, der solche Schuhe verfertigt und verkauft. Zur Zeit Karl's VI. aber ließ diese Mode von selbst nach, doch nur umspäter wieder aufzutreten (Weisz p. 70).

Auf unserem Sarge finden sich mäßig spitze, verschiedenartig ausgeschnittene und mit Perlen und Stickereien gesckmückte Schuhe theils mit, theils ohne Schnallen: die Rathsherrn und der Büßer (Fig. 15), der Künstler, der knieende Donator (Fig. 16), die knieenden Knaben (Fig. 19) u. s w.

Der schwere Königsmantel, welchen wir beim *Einzuge Ludwig's des Großen in Zara* (Fig. 9) sehen, ist wegen der herabwallenden, schuppenartigen Bänder, wie auch wegen der von den Schultern auf den Rücken fallenden Kapuze recht eigenthümlich. Vorne scheint er nicht nur durch eine Brustschnalle, sondern auch noch durch eine kurze Reihe kleiner Knöpfe zusammengehalten zu sein; den Körper bedeckt er bis an die Waden, ohne nachzuschleifen. Einen ähnlichen Mantel mit schuppenartigem und flatterndem Kragen scheint auch der Patricier zu tragen, welcher in der Buß-Scene (Fig. 15) zwischen den zwei anderen steht; doch sind nur diese flatternden Flügel seines Mantels auf der Brust sichtbar, was unsere Bemerkung über den Mantel Ludwig's d. Gr. bestätigt, dass dieses Kleidungsstück von mehrfach geknöpft, oder vielleicht gar nicht zu

bis Ende aufgeschnitten ist. Der weite Matel der in der Sturmscene (Fig. 13) auf den h. Simeon blickenden Gestalt ist hinten von unten auf bis zur Hüfte aufgeschnitten, der Schlitz mit breitem Pelzwerk eingesäumt.

Von dem Costume der Heiligen, besonders aber des h. Simeon ist nicht viel zu sagen. Der Körper des letzteren ist in allen seinen Gestaltungen von dem ungemein weiten, noch auf den Boden hinwallenden, auf der Brust durch eine Spange zusammengehaltenen traditionellen Pallium bedeckt. Ebenso der heilige Josef. Der Erzbischof trägt ein Ornat mit stehendem Kragen, dessen Schnitt nach dem Bilde nicht zu bestimmen ist.

Bezüglich der verschiedenen Kopfbedeckungen der Männer ist Italien ebenfalls nur den Franzosen gefolgt. Anderseits finden wir aber bezüglich der meisten Formen dieses Kleidungsstückes auffallende Aehnlichkeiten zwischen vielen Gestalten Italiens, besonders unseres Sarges und den ungarländischen Wandgemälden, sowie den Bildern der Marcus-Chronik, was deutlich den Einfluss Italiens auf Ungarn beweist. Zwischen den Jahren 1350 und 1400 bestand, wie Weisz sagt, die italienische Kopfbedeckung aus einer weiten, weichen Kappen und aus einem gewundenen Tuche. Die erstere glich damal beinahe einem Sacke und wurde entweder allein oder mit verbrämten Kragen getragen, manchmal mit einem eigenartigen Gesichtsschirme. Das um den Kopf gewundene Tuch wuchs durch die Vermehrung des Stoffes zu einem förmlichen Turban an. Eine so sackartige Kappe aus weichem Stoff mit einem dünnen Tuch umwunden sehen wir auf dem Kopfe der Senatoren sowohl in der Aufgrabungsscene (Fig. 7), als auch Büßungsscene (Fig. 15). Doch sowohl in der Aufgrabungsscene auf dem Kopfe des rechtsseitigen Rathsherrn, als auch beim Empfange Ludwig's d. Gr. (Fig. 9) auf dem Kopfe der hinter dem Erzbischof sichtbaren Gestalt fällt nicht die Spitze der Kappe zurück, sondern das Ende des umgewundenen Tuches gleitet auf den Nacken. Eine solche sackartige weiche Kappe trägt im Gefolge Ludwigs des Großen (Fig. 9) der bartlose Mann, von dem nur der Kopf sichtbar ist. Doch bildet hier den Rand der Mütze nicht ein gewundenes Tuch, sondern eine 2—3 Finger breit, aufstehende Krempe, gerade so, wie in der Banus-Paul-Scene die Kappe des links von der erstarrenden Frau stehenden Mannes (Fig. 14).

In Fig. 16 fällt der Turban des Meisters diesem auf die Schultern, doch ist unter diesem Turban noch eine kleine enge Kappe und unter dieser das Haar sichtbar (Fig 23).

Damals war auch die Kapuze Mode; sie ist entweder an das Oberkleid genäht, oder fällt sie in Form eines großen, breiten Kragens auf die Schulter. Der Zipfel hatte eine solche Länge gewonnen, dass es bis zur Erde reichte, wogegen Geistlichkeit und Gesetzgebung genügend protestierten, doch ohne Erfolg. Auf unserem Sarge ist keine einzige dieser weiten, in langen Zipfel auslaufender Kapuzen zu sehen, wohl aber kommt auch

hier die enge, sich eng an den Kopf schmiegende Kapuze nach Art der Rauchfangkehrermützen vor: 1. auf dem Kopfe des Senators, der gerade vor Ludwig dem Großen kniet (Empfang Fig. 9), 2. auf dem Kopfe der büßenden Gestalt (Fig. 15), wo wir aber auch ein Tuch herabwallen sehen, welches wir, da es mit der übrigen Kopfbedeckung nicht in Zusammenhang steht, für ein Turbantuch halten müssen. Außerdem sehen wir noch an einigen anderen Gestalten, z. B. an einem der Schiffsleute, die Ludwig den Großen nach Zara bringen, und auf dem Haupte des Meisters unter einer gewölbten Kappe mit schmaler Krempen auch ein Kinntuch, welches damal bei Männern und Frauen gleicher Weise gebräuchlich war. Auf den Bildern der Marcus-Chronik kommt es unzählige Male vor.



FIG. 23.

Der kranke Banus (Fig. 12) trägt eine hohe Pelzkappe runder Decke und breiter, aufwärts gebogener Krempe, wie sich der Mönch Marcus seinen Fürsten reichlich zu malen pflegte; auch der Maler Johannes Aquila trägt eine solche, doch ist seine Mütze noch höher, endigt fast in eine Spitze, die Krempe aber ist sehr weit und an der Seite auf einer Stelle eingeschnitten. Dagegen hat auf Gemälde die drei Könige aus dem Morgenlande zu Velemér (Rómer, Régi falképek, Tafel V) der eine Heiduck eine grüne, weiss verbrämte Mütze mit runder Decke auf einer Schnur vom Halse herabhängen; eine andere, die er in der Hand hält, ist mehr zugespitzt, die weiss verbrämte Krempe aber eben so, wie die des kranken Banus auf Fig. 12 unseres Sarges. Ganz ähnlich den Abbildungen zu Velemér ist noch die Mütze des Schiffers, der das Kind aus dem Wasser rettet (Fig. 19) und einiger vom Schiffsvolke beim Empfange Ludwig's d. Gr.

Eine eigentliche Mode dieser Zeit (1350—1400) ist (vgl. Weisz, l. c. 283) die eigenthümlich geformte, halbrunde oder abgeplattete Kappe, deren hinten aufgebogene breite Krempe sich nach vorne verschmälert und ganz vorne in einer Spitze endet. Ein beliebter Schmuck dieser Kappe war unter anderen eine senkrecht auf eine Agraffe gesteckte schlanke Feder.

Filzhüte dieser Form tragen, wie bekannt, Schaffner und andere Wirthschaftsbeamte auf dem Lande noch heutigen Tages weit und breit in ganz Ungarn, doch ist der italienische Ursprung evident, und wenn uns erlaubt ist, und auf die, ohne Quellenangabe arbeitenden Münchener Bilderbogen zu berufen, so war dieser Hut einst eine vornehme venetianische Tracht. Auch auf unserem Sarge tragen ihn nur die zu den fürstlichen Persönlichkeiten gehörenden Vornehmen (Empfang zu Zara und Banus-Paul-Scene) und wo wir außer diesen, zwei von ihnen abweichende Mützen mit anders geformten Krempen sehen, von denen die eine in

hoher, die andere in niedrigerer Spitze ausläuft, finden wir auf jeder eine riesige Straußenfeder in eine mit Diamanten geschmückte Agraffe befestigt— den ergänzenden Theil des Familienwappens der Anjou's (Fig. 24). Solche Kappen mit, nach vorne zugespitzter Krempe malt auch Aquila zu Velemér den Knappen der Weisen aus dem Morgenlande; solche Kappen tragen auf den Wandgemälden zu Turnischa sämmtliche kumanische Helden, doch mit höherer Decke u. s. w. (S. Romer, l. c. auf der unnummerierten Tafel zwischen Seite 28 und 29). Auf der Margerethen-Insel (zwischen Pest und Ofen) wurde unter den Ruinen sogar ein Thonziegel gefunden, auf welchem ein pfeilschießender kumanischer Held mit eben dieser Kappe abgebildet ist (K. Pulszky, Zur Geschichte unserer Thonindustrie. Archæologiai Értesitö, 1882. S. 255—256).

Unter allen Gestalten steht eine in der Austreibungsscene (Fig. 18. ganz isoliert da; es ist die erste von jenen, welche den Kranken halten; das ungewöhnliche liegt in dem *Bande*, welches auf dem Kopfe sichtbar ist.

Übrigens sind Beide gleich costümiert, nur ist die hintenstehende Gestalt bartlos und trägt gelocktes Haar, die vordere dagegen langen Bart und auf die Schultern wallendes Haar, außerdem ist der Kopf von einem Stirnband umgeben, dessen Enden zur Schulter herabhängen.

Unter den Männergestalten sind in Bezug auf Kleidung nur die Gestalten der Mönche zu erwähnen, welche in der Aufgrabungsscene daran kenntlich sind, dass sie eine kaum bis ans Knie reichende, an der Taille gegürtete lange und weite Kutte mit aufgestreckten Ärmeln tragen, barfuß sind und auch die Tonsur haben. In der Fußwunder-Scene sehen wir auch schon, dass die spanngroße Öffnung der Kutte auf der Brust von 6 bis 7 Knöpfen zusammengehalten ist und die Kutte selbst bis an die Waden reicht, der Kragen aber von einem anliegenden Saum eingefaßt ist. Hier trägt der links Stehende über dem Rock mit weiten Ärmeln einen engen Oberrock ohne Ärmel. An alle dem aber ist nichts besonders beachtenswert, denn die geistlichen und klösterlichen Costüme haben überhaupt keine größeren Veränderungen durchgemacht.

Interessant dagegen ist die *Tracht der Frauen*. Die weiblichen Heiligen, Maria und Anna, tragen über der traditionellen weiten und langen Tunica das nach antiker Art umgenommene und zugleich als Kopftuch dienende Pallium. Der Körper der Königin Elisabeth und ihrer Töchter ist sammt den Füßen derart von den am Kragen tief ausgeschnittenen Königsmantel bedeckt, dass unter demselbon nur die schmalen Ärmel des gemusterten Gewandes sichtbar sind, welches am Rande der Ärmel mit schmalem, bei Königin Elisabeth auch mit Perlen besetztem Saume geschmückt ist. Dieser Königsmantel steht aber in zweierlei Formen vor uns. Das voran knieende kleinste Mädchen hat weite Ärmel nur diese beginnen genug

eigenthümlich gerade unter der Spange. Dieses einzige zusammenhaltende Mittel weist darauf hin, dass auch dieser Mantel, wie die übrigen drei vorne durchwegs offen ist. Der Nacken ist fast bis auf die Schulter sichtbar und der Stoff ist in breite Borten gefasst und in dichte Falten gelegt, welche sich nach unten verweitern. Einen solchen, vorne offenen, mit einer Spange mmasuzengehaltenen Mantel, dessen Kragen so weit ausgeschnitten ist, tragen auch die beiden Frauen in der Banus-Paul-Scene; da aber hier die Gestalt en face die beiden Arme weit ausstreckt, ist ihr ganzer Wuchs sichtbar und so können wir auch von den übrigen Kleidungsstücken

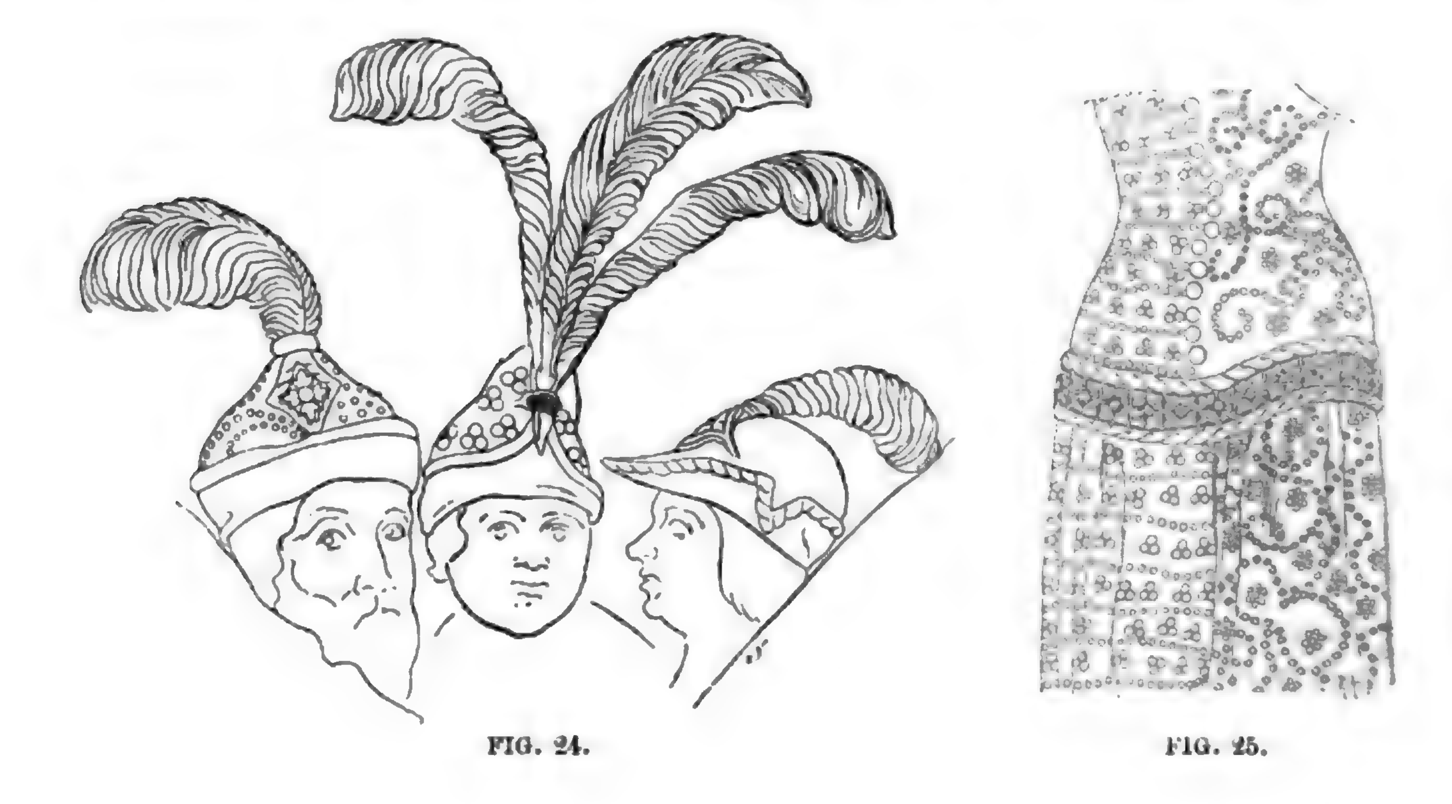


FIG. 24. FIG. 25.

sprechen. Das lange Gewand aus schwerem gemustertem Stoffe und bis zu den Hüften nicht eben weit, ist vorne durchwegs geknöpft (Fig. 25).

Der Hals ist tief und gerade abgeschnitten. Der Gürtel ist von der Taille unter die Hüften gerutscht. Im Übrigen hat dieses Kleid denselben Schnitt, wie der erwähnte enge Rock der Männer, wie er eben in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts von Frauen und Männern gleich getragen wurde der Oberrock der Frauen — die Zimarra — wurde, wie Weisz von den italienischen Trachten (S. 290) schreibt, in der Mitte des XIV. Jahrhunderts immer enger bis Hüften, so sehr, dass sie endlich ganz enganliegend wurde, und dem entsprechend begann man den Kragen immer mehr, ganz tief und viereckig auszuschneiden. War dieser Ausschnitt nach französischer Art dreieckig, so hieß der Rock «Griane», was aber erst gegen Ende des Jahrhunderts allgemein wurde (deshalb auch, glaube ich, findet sich eine sogekleidete Frau überhaupt

nicht auf dem Sarge). Die Matronen, sagt Johannes Musa (Weisz p. 291), tragen einen weiten, bis zur Erde reichenden Mantel, welcher vorne ganz offen und von einem mit Perlen geschmückten Knopf oder einer Spange zusammengehalten und immer mit Goldborten eingesäumt ist. Der Verfasser unserer Monographie sieht an der Gestalt der erstarrenden Frau weite Ärmel. Wohl ist der weite Ärmel ein charakteristischer Zug in der Tracht dieser Zeit und Weisz hält ihn nach der erwähnten Beschreibung, welche Johannes Musa von der Tracht in Piacenza entwirft, für allgemein in ganz Italien, doch auf unserem Silbersarge finden wir — ausgenommen die erwähnte Königstochter auf Fig. 10 — Keine Spur von weiten Ärmeln an einer Frauengestalt. Auf den Armen der in Rede stehenden erstarrenden Frau wirft wohl der Mantel Falten, und dies mag in der photographischen Abbildung unseren Verfasser irregeführt haben, wenn dies aber die Falte des weiten Ärmels wäre, so müsste auch dessen Futter sichtbar sein, was aber nicht der Fall ist. Nehmen wir nun die beiden Frauengestalten als die Abbildung ein und derselben Person — wie die bisherigen Erklärer gethan haben, was gar nicht so undenkbar ist — so ist an der in den Sarg greifenden Gestalt noch klarer zu sehen, dass hier von weiten Ärmeln keine Rede sein kann.

Das neben dem kranken Banus knieende Mädchen, sowie die, eine geweihte Kerze haltende Mutter (Fig. 12), tragen ebenfalls den in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts üblichen Rock mit engen Ärmeln, tief ausgeschnitten und nur unter der Brust sich erweiternd, wo der untere Theil des Rockes aus einem Kleid besteht, auf der Erde schleift, um die Hüfte von einem Gürtel zusammengepresst ist, welcher aber auch fehlen kann. Der Saum besteht sowohl am Kragen, wie am Ärmelrande nur aus schmalen Bändern (Weisz, p. 290). Einen ähnlichen Rock, doch mit rundgeschnittenem Kragen und nur am Unterarme mit eigenen Ärmeln trägt auch die hinten stehende Frau in der Meister-Scene (Fig. 16). Ja selbst am Bilde der h. Maria, welches an der Wand hängt, wo der ketzerische Mönch predigt, und dem Leibe des Jesusknaben sehen wir einen weiten Rock mit enger Taille, denn es ist nicht unmöglich, dass der Goldschmied eben ein im Geschmacke seiner Zeit gemaltes Marienbild vor sich hatte.

Über diesem Rocke trugen natürlich die Frauen damals, wie zu anderen Zeiten, ein Pallium in verschiedenem Schnitte oder ein ähnliches weites Kleidungsstück, welches zugleich mit Kapuzenartigem Kopftuche versehen war. Ein solches trägt auf Fig. 16 die früher erwähnte Donatrix; ferner die Mutter, welche ihr Kind auf dem Sarg des h. Simeon setzt (Fig. 19). Beide haben das Kapuzenartige Kopftuch, während die weinende Elisabeth am Bette ihres kranken Vaters (Fig. 12) barhäuptig ist.

Hier ist es Zeit, *den eigenartigen Kopfputz der drei Frauen* zu erwähnen, welche in der Scene der *gekrönten Elisabeth und des Banus*

(Fig. 14) vorkommen. Das Gesicht jeder Frau ist von einem, im Durchmesser 2—3 Finger breiten, in Hufeisenform gebogenen, spitzenartigen Geflecht umgeben, welches, wie es scheint, das echte oder auch falsche Haargeflecht enthält. Von diesem hufförmigen Kranze zieht sich ein Schleiertuch nach hinten und bedeckt faltig Kopf und Nacken, der Rand des Tuches selbst aber ist in der Richtung der Schulter von diesem Spitzen(?)-Putz gesäumt, welcher dasselbe, wie es scheint, durch sein Gewicht etwas spannt. Wo wir die Gestalt en face sehn, ruhen die Enden dieses walzenförmigen Zierates nach vorne geneigt auf den Achseln. Die Erklärung dieses sonderbaren Kopfputzes find ich bei Heyden (Trachtenkunde 108): Vor allem erscheinen die Hauben namens Hulle und Krüseler, welche das gesammte Haar in sich bergend, das Gesicht mit einer in feine Falten gelegten Spitzenkrause umgeben, und diese ruht oft wie ein Kästchen auf der Achsel. Die aus der dritten Ausgabe der Weisz'schen Costümkunde mitgetheilte Zeichnung entspricht vollkommen der auf den erwähnten Gestalten unseres Sarges beobachteten Hauben und so können wir auch dieses Kleidungsstück nicht für jünger halten, als irgend ein anderes. Dasselbe sehen wir übrigens auch bei der Gemahlin Heinrich's III. mit dem Zopfe (A. Pór, Ludwig der Große, S. 505 nach Stielfried's »Kloster Heilbrunn«). Ähnlichen Kopfputz endlich tragen auch die Königinnen Elisabeth und Helene auf den Bildern der Markus-Chronik.

Den Stoff der Kleider vermag der Goldschmied nur in geringem Maße zu charakterisieren und doch ist es diesbezüglich beachtenswert, dass er nicht nur die glatten und wolligen Stoffe unterscheidet, sondern sorgfältig auch die verschiedenen Dessins auf dem zweifärbigen Kleide ein und derselben Gestalt herausmeißelt. So erkennen wir leicht, dass des Königs Mantel, die Krämpe auf der Mütze des hinter ihm stehenden Rathsherrn, die ganze Mütze der anderen Gestalt in der Austreibungs-Scene Fig. 18), die Beinkleider des den Kranken haltenden Mannes u. s. w. *wollig* sind, während Rock, Beinkleid, Schuhe u. s. w. der übrigen Gestalten glatt sind. Diese Unterscheidung bewirkt er durch die Ausmeißelung minutioser Reifchen. In der Paul-Scene (Fig. 14) ist der Rock und die Taille der Frau wohl in einem Stücke, doch sind auf der rechten Seite des ganzen Kleidungsstückes kleine Kreise in wagerechten Linien, auf der linken Seite aber im Muster von Rankenlinien und Röschen sichtbar — ganz der bunten Kleidung des XIV. Jahrhunderts entsprechend, wo sogar die beiden Beine der Hosen verschiedene Farbe hatten (Vgl. Fig. 25).

Die Gestalt Simeon's auf dem Sargdeckel zeigt eine Albe oder Tunica mit einem Muster von vierblättrigen Rosetten, deren Staubfäden (fünf Pünktchen) sogar sichtbar sind. Dieses Motiv kommt nur noch auf einem kleinen Flecken vor, auf dem oberen Rande der ersten Langseite als Ergänzung des mit Tulpen geschmückten Bandes. Simeon's Pallium

hat Medaillons aus sehr schön gezeichneten Ranken; in der Mitte ist das Eichen- oder Weinblatt, flach gemeißelt (Fig. 26), sichtbar, welches in der Bogenecke der Vorstellungs-Scene (Fig. 8) und auf der Inschriftentafel (Fig. 11) getrieben vorkommt (Vgl. unten die Ornamente).



FIG. 26.

*Der Fahnenschmuck* beim Einzuge Ludwig's d. Gr. ist verschieden: theils aus ganz wagerechten Streifen bestehend, was dem ungarischen Wappen entspricht, theils mit Lilien bedeckt, das Wappen des Königs andeutend.

Die *Fußbekleidung der Frauen* ist wohl zum größten Theil bedeckt, soweit sie aber sichtbar ist, zeigt sich überall der im XIV. Jahrhunderte

moderne ausgeschnittene Schuh mit spitzem Schnabel aus verschiedenem schmuckem Zeuge.

*Haartracht* und *Schmuck* betreffend bieten die Reliefbilder unseres Sarges wenig bemerkenswertes. Wir können nur sehen, dass die Rathsherren immer bartlos sind; nur unter den vor Ludwig d. Gr. knieenden befindet sich einer, der einen Bart trägt, während das ganze Gefolge des Königs — mit Ausnahme eines einzigen — wie der König selbst, der Erzbischof, der Banus, theilweise auch das Schiffsvolk und die Ritter großen Bart in verschiedenem Schnitte tragen; somit lässt sich hieraus ebenso wenig bezüglich der Nationalität der einzelnen Gestalten, wie aus der Bartmode auf das Alter der Reliefbilder irgend ein Schluss ziehen. Auch ist es ja mehr Sache der technischen Ausführung, dass die Barttracht durch Meißelung dargestellt wird, die Fußwunder-Scene (Fig. 17) ausgenommen, wo dieselbe durch sehr kleine Kreischen angedeutet ist. Das Gesicht der Bartlosen ist auf den meisten Bildern glatt, auf einigen

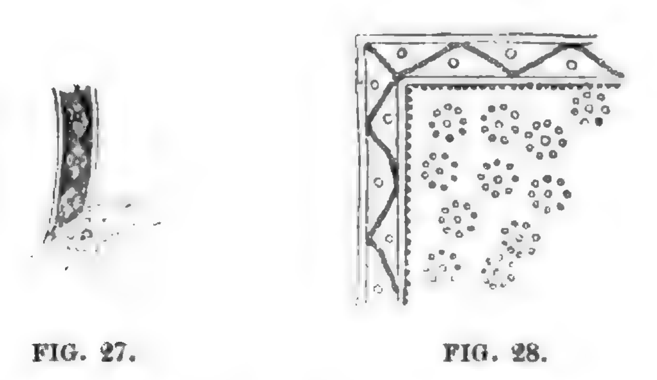


FIG. 27. FIG. 28.

aber ist das Rasieren und die Anfänge des neuen Wachsthums durch feine Punkte ersichtlich gemacht (Vgl. Fig. 23).

*Schmuck* wurde in dieser Zeit reichlich getragen und sind unsere Meister gewissenhaft bemüht, die mit Steinen geschmückten Borten des Kleidersaumes auf den Reliefbildern zur Anschauung zu bringen. So sind die Säume der Röcke ohne Kragen zwischen parallelen Linien mit größeren oder kleineren Doppelkreisen geschmückt; auf dem Mantel der Königin Elisabeth sind durch die in rhombische Vierecke getriebenen Kreise die Edelsteine ganz gelungen dargestellt (Fig. 27). Auch bei männlichen Gestalten ist es ein Band mit vier Reihen Perlen, welches den tief ausgeschnittenen Rockkragen ergänzt; im Gefolge Ludwigs des Gr. (Fig. 9) ist sogar die Mützenkrämpe einer en-face stehenden Gestalt unter dem Rande mit kleinen Halbkreisen geschmückt. Im Traumgesicht (Fig. 20) ist der Rahmen des an der Wand hängenden Christus- und Marienbildes mit kleinen, im Zick-Zack laufenden und den leeren Raum abwechslungsreich ausfüllenden größeren Kreisen geschmückt (Fig. 28). Die Krone Ludwigs d. Gr. besteht aus einem, zwischen zwei Bordüren gefassten und

mit rhombischen Edelsteinen geschmückten Diadem, welches mit den bekannten Lilien der Anjou's geziert ist und mit diesen vereint die rundgeformte Kappe umgiebt. Im großen und ganzen entspricht der Mantelsaum an der Königin Elisabeth dem rhombischen Edelstein-Schmucke auf der Tafel des Erzbischofs und an der Krone des Königs Ludwig's d. Gr., was aber noch nicht genügt, um auf die Verwandtschaft der betreffenden Tafeln schließen zu können, da dieses Motiv nach wie vor gebräuchlich war. Die Spangen sind verschieden: glatt, mit kleinen Kreisen gezierte Knöpfe, oder auch Rosetten, theils mit glatten, theils mit verzierten rhombischen Edelsteinen. Die schönste Arbeit dieser Art ist an der großen Gestalt des h. Simeon auf der Sargdecke sichtbar (Fig. 26).

Von *Handschuhen*, in den Gürtel gesteckten oder an einer Kette herabhängenden *Dolche*, dem unerlässlichen Bestandttheile der Toilette jener Zeit, ist auf den Abbildungen unseres Sarges keine Spur zu finden. Der *Gürtel*, welcher ein ebenso nothwendiger Bestandtheil der Kleidung war, besteht sowohl bei der en-face sichtbaren Frau in der Banus-Paul-Scene (Fig. 25), wie an der durch das Thor eintretenden Gestalt aus viereckigen Medaillons in Schnurbänder gefasst und mit Edelsteinen verziert. Den Mantel der letztgenannten Gestalt ziert ein von unten aus emporstrebender fünfzackiger steifer Blumenstiel. Der Stoff des Mantels ist immer glatt.

Wirft man nun einen Blick auf die gesammten figuralen Reliefbilder unseres Sarges, so wird man finden, dass es hier keine einzige Tafel giebt, welche in Hinsicht auf *Kostümgeschichte* auch nur annähernd einen Beweis dafür bieten würde, dass die Reliefs insgesammt *nicht* der *zweiten Hälfte des XIV.* oder im besten Falle *der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts* angehören. Auffallen muss es, dass wir unter all diesen verschiedenartigen Kleidungen das charakteristischste Kostüm vermissen, *die Kriegertracht nebst Bewaffnung*, denn diese vierzehn Tafeln tragen so friedlichen Anstrich, dass der Künstler selbst in seiner feierlichsten Scene (Ludwig's Einzug, Fig. 9) nicht ein einziges Schwert ausgemeißelt hat, während sogar der Maler Johannes Aquila sich selbst eines anhängt. In der *Einzugs-Scene* halten wohl einige Leute des Gefolges etwas mit gedrehtem Stiele und in eine Kugel auslaufend in Händen, doch lässt sich dieses etwas weder als Dolch, noch als Pfeil erkennen. Sonst ist auf allen unseren Tafeln keine Spur von einer Waffe. Hieraus erklärt sich der auffallende Umstand, dass auf den, eben am Hofe Ludwig's d. Gr. und gerade kurz vorher gemalten Bildern des Mönches Marcus als am meisten charakteristisch das enganliegende Panzerhemd und darüber ein ärmelloser enger Rock vorkommt, und auf unserem Sarge überhaupt nicht sichtbar ist, auf den Wandgemälden in Turnischa aus dem Jahre 1383 (vgl. Rómer l. c. die Tafel zwischen S. 28 und 29) aber sogar den h. Ladislaus ziert, was uns

FIG. 35.

zweifellos davon überzeugt, dass diese Tracht sowohl bei uns, als auch anderwärts die allgemeine ritterliche Kleidung war. *Immerhin verdient unser Sarg auch in kostümgeschichtlicher Beziehung eine besondere Beachtung.*

Schließlich wollen wir uns noch von dem *architektonischen* und anders gewählten *Hintergrunde* der Bilder, ihrer *Verzierung* und *Pflanzenornamentik* einen Ueberblick verschaffen.

Die *Architektur des Hintergrundes*, d. h. die in Bezug auf den architektonischen Schmuck des Rahmens in Betracht kommenden Tafeln lassen sich in zwei Gruppen theilen; die eine hat Arkaden mit vollständigem *Halbkreisbogen*, die andere mit *gebrochenem Bogenschnitte.* Zur ersten Gruppe sind zu zählen *Aufgrabung, Vorstellung im Tempel, Ludwig's Einzug, der kranke Banus, Büßung* und *Traumgesicht* (Fig. 7—9, 12, 15 und 20); zur zweiten: *Elisabeth's Widmung des Sarges, Meister, Fußwunder, Austreibung* und *Errettung des Knaben* (Fig. 10, 16—19). Es versteht sich von


FIG. 29.

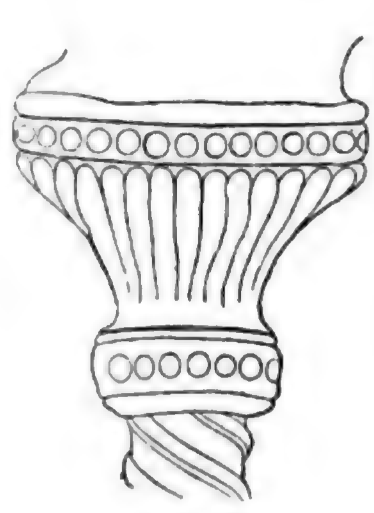

FIG. 30.


FIG. 31.

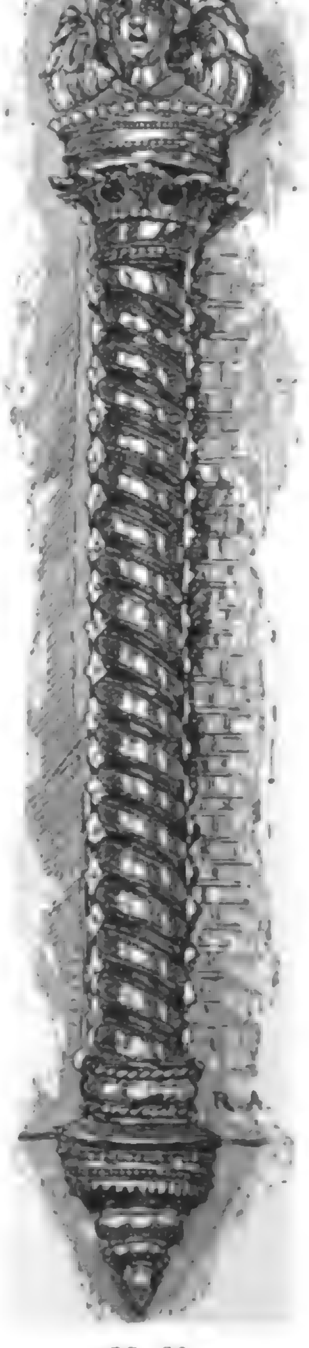


FIG. 32.

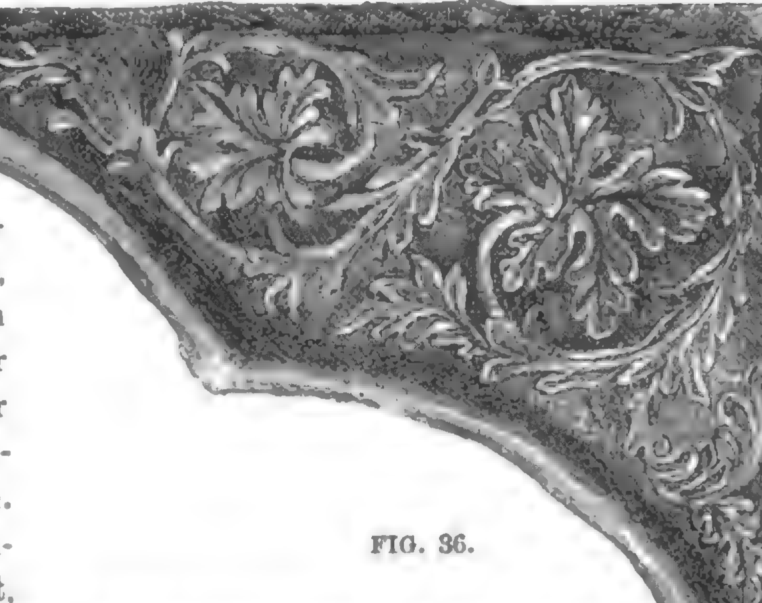


FIG. 36.

selbst, dass die letztere Gruppe nach anderen künstlerischen Gesichtspunkten noch in kleinere, scharf getrennte Gruppen getheilt werden kann. Ihr gemeinsamer Zug ist der aus gebrochenen Bogenschnitten gebildete Rahmen. Auf diesem architektonischen Hintergrunde selbst, resp. auf dem Rahmen zeigen die Säulencapitells, sowie die architektonische Ornamentik der Füße des so oft dargestellten Sarges des h. Simeon fast auf jeder Tafel eine andere Eigenart. So sind in der *Vorstellung im Tempel* (Fig. 28) die Säulencapitells des Ciborium's an den vier Ecken mit vier Akanthusblättern geziert, welches Motiv wir nur noch in Büßungsscene (Fig. 15) am Sargfuße (Capitell und Sockel) und modificiert in der *Banus-Paul-Scene* (Fig. 14) sowie in der *Errettung des Knaben* (Fig. 19) finden (Vgl. Fig. 29). Auf allen übrigen kommt ein langes, bald in schmalen, bald breiten Halbkreis auslaufendes Pflanzenornament vor (Fig. 30), welches sich in der Scene des *kranken Banus* (Fig. 12) und der *Sarg-Widmung* (Fig. 10) zu Palmenblättern formiert (Fig. 31). Die Seitenornamente auf dem Bette des *kranken Banus* und des *schlafenden Mönches* (Fig. 12, 20) stimmen im wesentlichen überein. So unterscheidet sich auch die auf letzterem Relief befindliche Nachtlampe nur in unwesentlichen Dingen von der Nachtlampe der *Austreibungsscene* (Fig. 18), welche ebenfalls mit einer Perlenschnur geschmückt ist. Das erwähnte Motiv haben also verschiedene Meister benützt, aber jeder in seiner Art.

Hier müssen wir auch die acht gedrehten Säulen erwähnen, welche die an den beiden Langseiten des Sarges angebrachten Reliefbilder von einander trennen und den ganzen Sarg in trefflicher Weise gliedern (Fig. 32). Sämmtliche ruhen auf einer aus drei starken Walzentheilen, einem gezahnten und mehreren zierlichen perlengeschmückten Bändern gebildeten kleinen Console und erheben sich aus einem in zwei Bandgeflechte gefassten Walzensockel, Auch das Capitell ruht auf einem in Bandreife gefassten Walzenglied und der Abacus wird von den zurückgebogenen Akanthusblättern, wie von einem Diadem gehalten. Darüber schwebt auf jedem einzelnen ein geflügelter Engelskopf.

Ueber die *Pflanzenornamente* hat bereits Director Eugen R'disics in

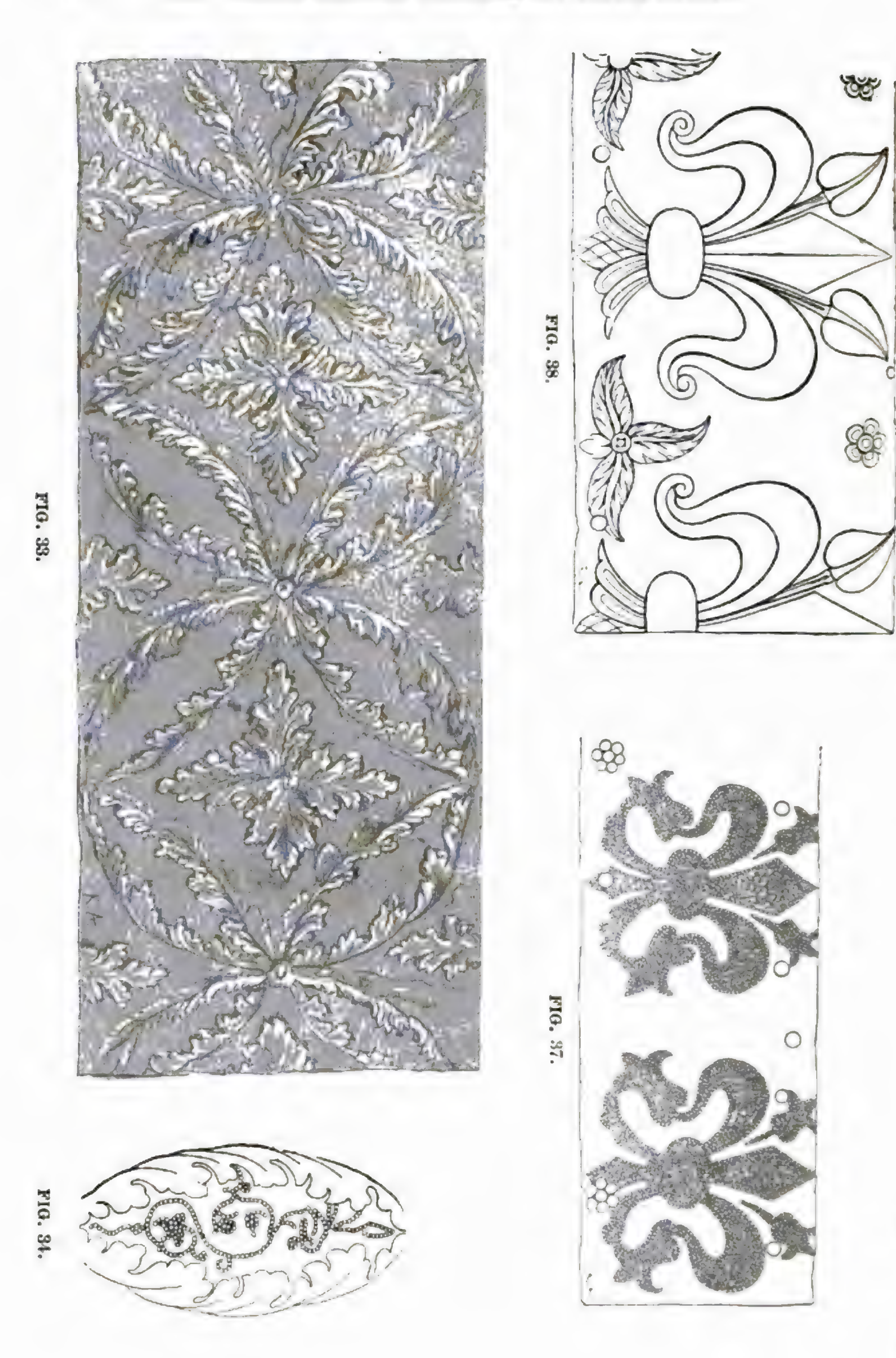


FIG. 33.

FIG. 34.

FIG. 38.

FIG. 37.

großen Zügen gesprochen und auch zahlreiche Belege mitgetheilt (Müvészi Ipar 1892), eingehend aber behandelt selbst der Verfasser unserer Monographie dieselben nicht. Die Ornamente sind:

1. Gleich auf den Bogenspitzen und den Thurmmauern des architektonischen Hintergrundes am ersten Relief (Aufgrabungsscene) sehen wir eine eigenartige Blätterranke, besser gesagt ein Blätterornament aus gestreckten und gezackten akanthusartigen Blättern, welches — abgesehen von einigen unwesentlichen, aber immerhin charakteristischen Zügen — fast auf allen Tafeln des Sarges wiederkehrt. Die nachlässig und mit geringem Schwunge, meist launenhaft gezackten, langgestreckten, nach rechts oder links geneigten 3—4 Blätter gehen immer von einem Centrum aus, als welches immer ein, drei oder fünf Reifchen (gleichsam das Staubgefäß) dienen; manchmal formieren sich diese Reifchen zu einer besonderen Rosette, manchmal zu rhombischen Blättern, gelegentlich erinnern sie an die Form der Himbeere, ja an einer Stelle (im Bogenschnitt der Arkade auf der Meister-Scene) sogar an *Eicheln*. Solch ein polypartig zergliedertes, tief gefingertes Blätterornament schmückt auch, aus fünf Fruchtansätzen ausgehend — den Mauerbogen der Aufgrabungsscene (Fig. 7) über dem Kopfe der Senatoren und die Bogenfelder an der Kirche; ferner den Sarg auf der *Widmungs-Scene*, wie auch der *Meister-* und *Fußwunder-Scene* (Fig. 10, 16, 17); auf den übrigen aber ist an dieser Stelle nur ein Reifchen oder eine regelrecht ausgearbeitete Rosette sichtbar.

Dasselbe Muster in gleicher Stilisierung zeigt sich auch auf dem Simse des Sargdeckels in den spitzen Feldern, welche das Wappen Ludwig's d. Gr. umgeben (Fig. 50, 51), was uns deutlich beweist, dass dies ein in allen Formen gleichzeitiges, oder wenigstens zeitlich sehr nahe stehendes und dem Sarge von Haus aus eigenthümliches Ornament ist.

2. Wir finden dasselbe wohl noch in abweichender Anwendung, nämlich mit weitem Kreise und innerhalb desselben mit innen eingedrückten Seiten zur viereckigen Rosette geformt auf der Vorderseite des Sargdeckels, vor den Füßen des Heiligen auf der Decke in einem 21—22 cm. breiten Streifen; doch ist es hierher erst später, als Zusatz gerathen — auf keinen Fall also original, da es nicht anzunehmen ist, dass der Meister den Rand dieser Decke mit einer Weinblätter-Ranke, dann aber mit diesem ungeheuren Blättermotiv und gar noch mit zwei, einander in so schneidender Weise berührenden, verschiedenen Mustern geziert hätte (Fig. 33). Dieses Muster wurde auch schon vom erwähnten Artikel des Müvészi Ipar (1892) mitgetheilt, jedoch mangelhaft, da der Zeichner die Felder zwischen den paarweise übereinander sich neigenden Blättern der äußeren Kreisform offen lässt, während auf denselben, aus kleinen Reifchen geschmiedet, eben jenes Ornament separiert sichtbar ist (Fig. 34), vielleicht von fremder Hand gearbeitet, welches auf der *Widmungs-Scene*

als Teppich-Muster, auf der *Fußwunder-Scene* aber als Schmuck der Sargdecke verwendet ist (Vgl. Fig. 12). Folglich können wir dieses in großen Zügen stilisierte Blätterornament schon wegen des letzteren darauf befindlichen Musters nicht — wie Herr Director Radisics thut — zu den ältesten Ornamenten des Sarges rechnen.

3. Das Original-Muster der auf dem Sargdeckel befindlichen Decke ist die aus Ranken geflochtene und mit Weinblättern ausgefüllte Medaillon-Reihe, welche nur noch auf der *Vorstellungsscene* (Fig. 8 und 35), auf der *Widmungsscene* (Fig. 10 und 36) und auf der *Aufschriftstafel* (Fig. 11) in Reliefform vorkommt. Als Stoffmuster aber hat dieselbe Hand dieses Muster *gemeißelt* auf dem Pallium der großen Gestalt Simeon's (am Sargdeckel) benützt (Fig. 23). Sowohl durch Zeichnung, als auch durch künstlerische Vertheilung und sorgfältige Ausarbeitung dient uns dieses Muster bei der Gruppierung der Tafeln nach Meistern als wesentlicher Stützpunkt, trotzdem es auch auf Bildern vorkommt, welche — nach anderen Anhaltspunkten — handgreiflich von anderen Meistern herrühren, wie: die Vorstellung im Tempel (Fig. 8) und die Widmungsscene (Fig. 10). Dies lässt sich nur daraus erklären, dass auf letzteren der Meister des ersteren ausschließlich dieses Ornament ausgearbeitet hat, während der figurale Theil von einer anderen Hand herrührt. Der dritte Theil, die Ornamente des Bildfeldes hinter den Gestalten (Fig. 42), ist sicherlich das Werk einer späteren Zeit.

4. Ein anderes Motiv sind die Lilien der Anjou's, welches aber außer am Wappen Ludwig's d. Großen, sonst nirgends vorkommt, wenigstens nicht an den ursprünglichen, ich möchte sagen, unberührten Stellen des Sarges. Das Motiv schmückt sieben breite Bänder, von denen sich sechs als beiläufig 91—94 mm. breites Stoffmuster an der vorderen und hinteren Langseite des Sarges oben, unterhalb der Fassung des Glasdeckels, oberhalb und unterhalb der Fallthüre, und endlich — wie wir nach Bianchi's Holzschnitt behaupten können — im Inneren des Sarges oberhalb der Reliefs hinziehen (Fig. 37); die siebente aber, auf welcher die Lilien anders gestaltet sind und sich auch stärker hervorheben, verdeckt sogar einen Theil der figuralen Tafeln am oberen Rande des hinteren Deckels (Fig. 38); die Breite beträgt 143 mm. Diese Bänder sind, was sich schon an der rohen Befestigung erkennen lässt, ein Zusatz, mithin sie also weder den Tafeln, noch deren Rahmen als organischer Bestandtheil angehören können. Die Lilie kommt wohl noch im 16. Jahrhundert vor, trotzdem glaube ich, dass die an erster Stelle erwähnten, auf flachem Felde gemeißelten Gestalten mit Bestimmtheit in die Zeit der Anschaffung des Sarges zu setzen sind, was dahin zu verstehen ist, dass der Sarg innen ursprünglich nicht mit figuralen Tafeln geziert war und darum bei der im 17. Jahrhundert vorgenommenen Umgestaltung die mit den alten Lilien

geschmückten Silberplatten entfernt und als Lückenbüßer zerstückelt wurden. Ein Beweis dafür ist auch der Umstand, dass vier oder fünf solche Bänder aus mehr als zwanzig Theilen zusammengestückelt sind. Auf diese Frage werde ich übrigens noch zur näheren Beweisführung zurückkom-

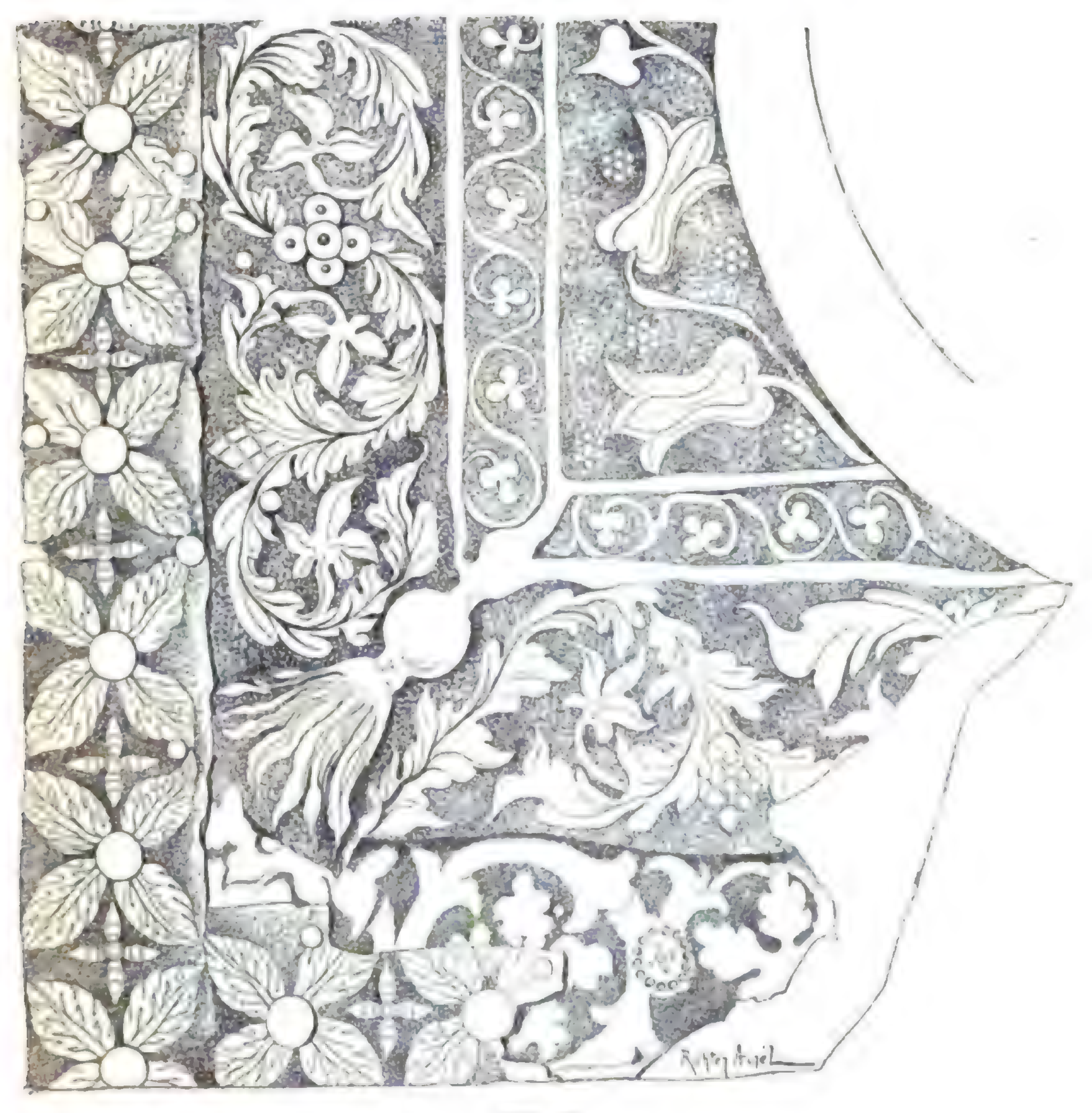


FIG. 39.

men. Das letzterwähnte Band mit Relieflilien ist aber eine Arbeit des 17. Jahrhunderts.

5. Wieder andere, vierblättrig in großen Verhältnissen gezeichnete Rosen und das Herz derselben bildende Staubgefäße sehen wir in gemeißelten Umrissen auf der Tunica des heiligen Simeon, von der ein Stück unter dem Pallium herausschaut.

6—7. Der Polster des Heiligen auf dem Sarge, welcher mit 8 Quasten geschmückt ist, zeigt uns im ganzen zwei sorgfältig gezeichnete und ebenso gewissenhaft getriebene Reliefmuster; eines besteht aus großen

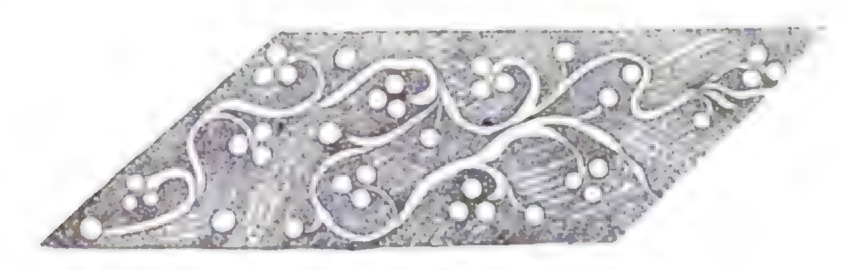


FIG. 40.

schlanken Tulipanen, welche aus den Windungen länglicher Ranken sprießen, während sich am Rande zwischen parallelen Säumen eine Wellenlinie hinzieht, deren freie Räume ein Kleeblatt auf langem dürren Stiele ausfüllt



FIG. 41.

füllt (Fig. 39), damit stimmt im Wesen die Verzierung des Sargdeckels auf der Banus Paul's Scene (Fig. 40) überein, doch ist es leicht zu erkennen, dass in diesen Arbeiten zwei Hände von sehr verschiedener Gewandtheit thätig waren.

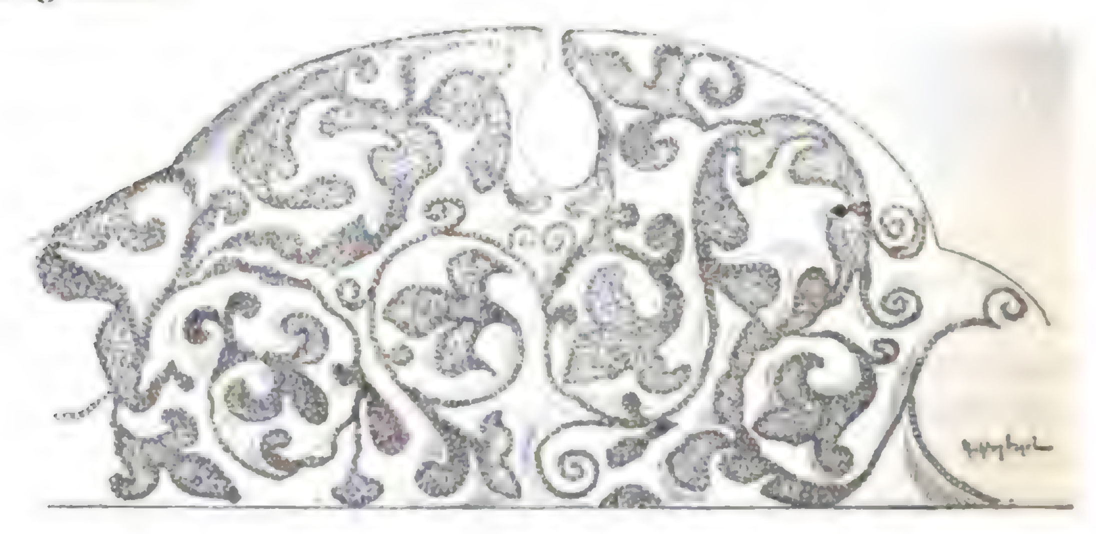


FIG. 42.

8. Ein flaches, gemeißeltes Eichenblatt-Motiv findet sich auf der Innenseite des Falldeckels auf dem über die Tafeln befestigten 12 cm. breiten Streifen (vgl. Fig. 18—20) und dasselbe als Lückenbüßer auf dem Rande des Polsters der großen Gestalt des Heiligen, an der Vorderseite des Deckels, wo stellenweise die später dahinbefestigten Renaissance-Ornamente abgerissen sind (Fig. 39).



FIG. 43.

9. Ganz abweichend von diesen ist das auf der Vorderseite des Sarges sich hinziehende gewellte Rankenband, aus welchem abwechselnd dreiblättrige Tulpen und langstielige Vergissmeinnicht sprießen (Fig. 41); einige Aehnlichkeit allerdings hat es mit dem Polster-Ornament des Heiligen. Breite 48—50 mm.

10. Das Motiv des Stoffmusters auf der Widmungs-Scene, welchem

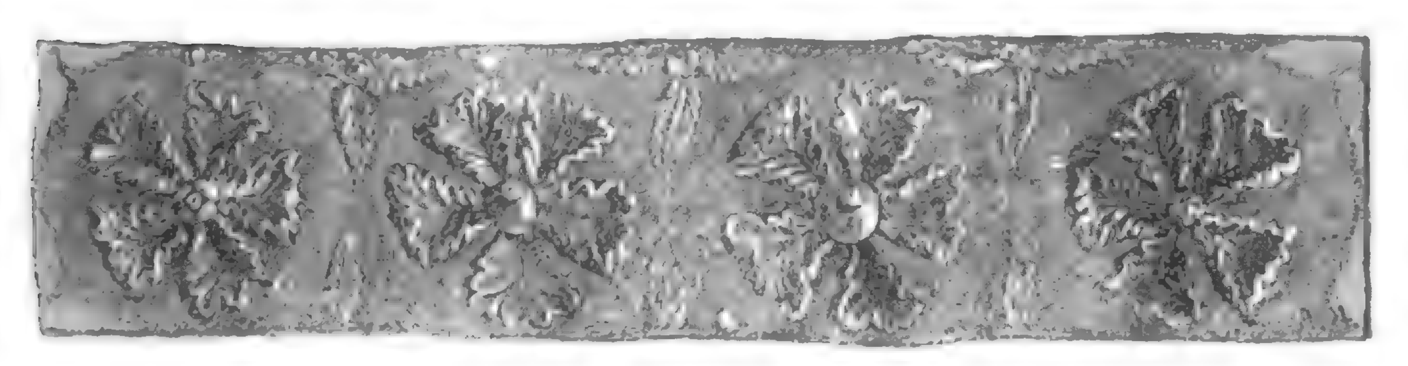


FIG. 44.

wir auf der Bildfläche begegnen, stellt schön geschweifte, sehr dünne, aus kleinen gemeißelten Ringen gebildete Medaillons dar, welche von einer Blume, — gleichsam an die aus dem Stiel treibende Lilie erinnernd — ausgefüllt sind (Fig. 42).

11. Ein solches, in gemeißelten Wellenlinien fortschreitendes und stellenweise kleine Rosen treibendes Ranken-Ornament schlängelt sich auch den obersten Rand der Widmungsscene (Fig. 10) entlang und ein



FIG. 45.

solches war auch auf der linken Seite, doch dies ist bereits abgehämmert, so dass nur Spuren des Ornamentes sichtbar sind (Fig. 45 untere Hälfte).

12. Ein gemeißeltes Ornament kommt noch auf der Sargdecke der Fußwunderscene vor (Fig. 43), welches, sich wie bereits erwähnt, zu Füßender großen Gestalt Simeons zwischen den eingeflickten Blättern der Decke wiederholt (Fig. 33—34).

13. Einem Spitzbogen-Muster begegnen wir auf der unteren Hälfte der Tafel *Büßung* (Fig. 15), welches zwischen zwei Giebel in gewisser Entfernung gereihte Fensterchen mit gebrochenem Bogen und zwischen den Bogen in eine gemeinsame Spitze zulaufende kleine, dreiblätterige Medaillons aufweist.

14. Ein gänzlich verschiedenes Ornament kommt auf dem 22—30 mm. breiten, mit überaus großem Geschmack gezeichneten Arabeskenbande vor, welches die Tafel des Deckels von einander trennt und die innere Tafeln des Deckels umrahmt. Das schöne Ornament besteht aus mehreren, zwischen parallele Bänder placierte, an den Spitzen aneinander gepressten rhombischen Medaillons, in welchen sich kleine Rosen, aus sechs Perlen gebildet, befinden. Bei der allgemeinen Verbreitung des Motiv's ist das Alter des Ornamentes schwer festzustellen.

15. Einen vollkommenen Renaissance-Geschmack verrathen dagegen die beiden am Rande angebrachten Flickbänder desselben hinteren Deckels, welche wohl gelegentlich der letzten Restauration hierher genagelt wurden. Sie bestehen aus einer Reihe fünfblät-

teriger Rosetten, welche aber auch als stilisierte Nagelköpfe gelten könnten; sie kommen auch ober den Tafeln der beiden Schmalseiten vor. Breite: 65—75 mm. (Fig. 44).

16. Gleichfalls der Renaissance gehört das Ornament ober den Seitentafeln am rückwärtigen Theile des Sarges an, welches aus sehr fein gezeichneten, kleinen Blättern und vielfach zurückgewundenen Ranken, im Inneren der Medaillons aber aus Akanthus-Knospen besteht. Diese Bänder gehen an manchen Stellen von Syrenen aus, in der Mitte wie an den Enden ist je ein Medaillon sichtbar. In dem mittleren hält Sct Simeon den Jesus-Knaben im Arme, rings die Umschrift: *Nunc dimittis servum tuum Domine.* Links der Erzengel Gabriel, in der Hand einen Palmenzweig haltend; Umschrift: *Ave Maria gratia plena, Dominust.* Diesem gegenüber im Medaillon auf dem rechten Ende des Bandes ist Maria sichtbar mit der Umschrift: *Ecce ancilla Domini.* Auf dem Bande, welches, wie auch das Ornament verräth, nicht aus einer Tafel herausgeschnit-

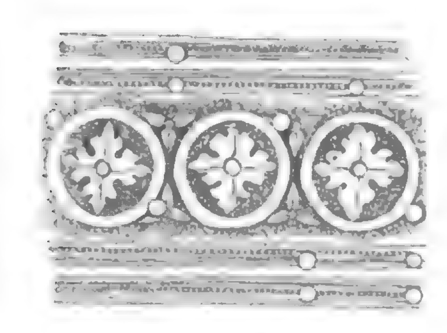


FIG. 46.

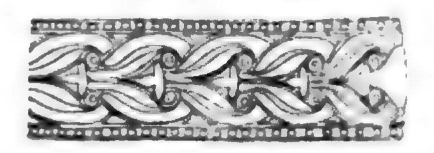


FIG. 47.

ten, sondern schon ursprünglich für diesen Platz angefertigt wurde, ist an beiden Rändern ein sehr schmaler, unverzierter Raum bemerkbar. Breite: 69—74 mm. Der verzierte Theil selbst 60 mm. Die drei Medaillons sind nicht gleich groß: das linke und mittlere haben einen Durchmesser von 63 mm., das rechte nur von 53 mm. (Fig. 45).

17. Ein Renaissance-Ornament findet sich noch auf dem schmalen Streifen unter der *Sturmscene* (linke Schmalseite), wo die kreisförmigen Medaillons von vier gezackt-blättrigen kleinen Rosen ausgefüllt sind (Fig. 46).

18. Das erwähnte Muster ist von schmalen Perlenstreifen eingefasst, deren breite mit jenem zusammen 70 mm., ohne dasselbe 15 mm. beträgt (Fig. 46).

19. Am oberen Rande des vorderen Deckelblattes, an der rechten Seite der Gestalt Simeon's zieht sich ebenfalls ein Renaissance-Ornament hin, welches mit seinem aus je vier, um einen Mittelpunkt gruppierten Lanzen-Muster von allen anderen abweicht, und hauptsächlich darum

erwähnenswert ist, weil ebenso geformte gezackte Lanzenblätter auch auf dem am Rande des hinteren Deckelblattes sich hinziehenden Streifens zwischen den großen Relief-Lilien vorkommt, was mit den gleichartigen Blättern des Streifens Fig. 15 und 16 beweist, dass auch das getriebene Band, *wiewohl es ein älteres Motiv enthält*, in der Renaissance-Zeit hergestellt wurde. Breite 40 mm. (auf Fig. 39 der Randstreifen links).

20. Auf dem kleinen Raume zwischen den Angeln der Fallthüre (unterster Theil der vorderen Langseite) sehen wir einen höchst eigenartigen gewellten Meander-Streifen auf einem 22 –23 mm. breiten Bande an der Kante des Bodenbrettes. Es ist dies ein sowohl zur Zeit des romanischen Geschmackes und früher, als auch in der Renaissance-Zeit sehr häufiges architektonisches Ornament aus Stein, weshalb über das Alter desselben nichts bestimmtes gesagt werden kann (Fig. 47).

21. Der auf der Zinne des Sarges sich hinziehende, mit einem zweifachen Bande umflochtene Stab, welcher von fünf Perlenreifen eingefasst

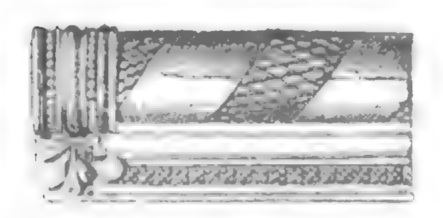


FIG. 48.

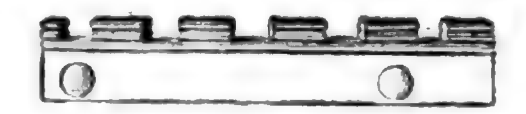


FIG. 49.

ist, lässt sich nach dem Stile der auf den letzteren befindlichen Akanthus-Blättchen der Renaissance-Zeit zuschreiben. Durchmesser des Stabes: 16 mm. (Fig. 48).

22. Wiewohl als Ornament kaum in Betracht kommend, ist doch erwähnenswert die kleine, stumpfe Sägezahn-Reihe, welche sich am unteren Rande des rükwärtigen Deckels hinzieht und kann dieselbe, da sie sich auch auf den gewundenen Säulen der kleinen Consols findet, mit diesen einem Zeitraume zugeschrieben werden, weshalb wir sie nicht für die Reste der alten Ecken halten können. Breite 15 mm. (Fig. 49).

Von der Gruppierung sämmtlicher Ornamente, sowie von den Flickarbeiten werde ich später bei der Umgestaltung und den Erlebnissen des Sarges sprechen. Hier will ich nur das Ornament der beiden Deckel-Façaden erwähnen. Den größten Theil der beiden dreieckigen Bildfelder nimmt das Wappen König Ludwig's d. Gr. ein, welches aus einem, an einen großen stilisierten Helm gelehnten Schilde besteht. Das linke Feld desselben nehmen die acht Streifen, das rechte elf Lilien ein. Vom Helme wallen einige, theilweise mit Lilien geschmückte, schuppige Flügel nieder. Die Krone, welche über

den Helmen steht, ist aus einem mit drei Lilien und Edelsteinen geschmückten Stirnreifen gebildet. Aus denselben erhebt sich Nacken und Kopf eines Straußes, welcher im Schnabel ein Hufeisen hält; außerdem erheben sich aus der Krone noch zwei Straußenfedern. Der Kopf des Vogels trägt hier keine Krone und hat auch keine getragen, auf jedem ist nur je ein roher Fleck zu sehen, welcher die stark erhabenen Köpfe, da sie wohl abgebrochen waren, wieder auf den Grund befestigt. In der Richtung der Krone erheben sich rechts und links in Reifkronen aus Per-



FIG. 50.

lenschnüren die Buchstaben *L* und *R*, die Anfangsbuchstaben von *Ludovicus Rex*. Die Farben des Wappens sind nach der, von Anton Pór (N. Lajos 617) angeführten Beschreibung Suchenwirt's: der Schild ist silbern, die Wappenstreifen sind aus Perlen und Rubinen lichtgelb ausgelegt; das andere Feld ist himmelblau und die Lilien erstrahlen von Gold. Die Krone ist ebenfalls golden, der Nacken des Straußes Hermelin, seine Augen Rubin; Schnabel und Hufeisen sind Gold. Hie und da trägt der Strauß auch eine Goldkrone. Nach Primesser stammt das Wappen Karl's I. und Ludwig's I. daher, dass Robert Karl an seinem Hofe einen Strauß gezogen hätte. (Nach Suchenwirt p. 190 citiert bei Pór, Ludwig der Gr.

p. 617 Anmerk. 3). Den unbedeckten Theil der dreieckigen Bildfelder füllt das, auf allen Tafeln des Sarges vorkommende, rankenartig entwickelte, gezackte Blatt aus, combiniert mit Weinblätter-Medaillons, und so setzt das Ornament außer Zweifel, — wenn nämlich das Wappen selbsteinen solchen zuließe — dass auch diese Tafeln derselbe Meister entworfen und vielleicht auch ausgearbeitet hat, dem wir die schönsten figuralen Reliefs des Sarges, namentlich die *Vorstellung, Aufgrabung,* die *Gestalt*



FIG. 51.

*Simeon's* u. s. w. verdanken. Die beiden wappengeschmückten dreieckigen Tafeln sind vollkommen gleich, ohne dass die eine die Copie der anderen wäre (weshalb es ein Irrthum der Monographie ist, die Zeichnung *einer* Tafel zweimal, sogar dreimal abzudrucken, die andere aber kein einziges Mal). So sind die Medaillons der beiden unteren Winkel auf der einen Tafel von dem erwähnten Weinblatte, auf der anderen Tafel von je einer fünfblättrigen Rosette ausgefüllt (Fig. 50 u. 51.)

## D) Ursache und Umstände der Entstehung, Schicksale und Umgestaltungen des Silber-Sarges. Die Meister der Reliefwerke.

Wodurch wurde Königin Elisabeth am 5. Juli 1377 veranlasst, um den Preis von 1000 Mark Silber, nach unserem Gelde etwa 21,000 Gulden (gegen 40,000 deutsche Reichsmark) durch die damit betrauten Rathsherren einen silbernen Sarg für die Leiche des h. Simeon anfertigen zu lassen? Eine Frage, auf welche wir bisher mehrere abweichende, aber nicht befriedigende Antworten erhielten. Anton Pór, der Biograph Ludwig's des Großen, behauptet in seinem, von uns wiederholt citierten Werke (S. 335), die Königin hätte den Sarg zur Erinnerung an den Friedensschluss von Zara im Jahre 1358 gewidmet, welche Behauptung wir in Anbetracht des großen Zeitraumes zwischen dem Friedensschlusse und der Bestellung des Sarges getrost übergehen könnten, wenn der Verfasser gerade in seiner Biographie nicht bemüht wäre, diese Ansicht noch zu erhärten. Er behauptet nämlich, dass Elisabeth, die Jüngere, das auf der Inschrift-Tafel erwähnte Gelübde (quam voto contulit almo) im Laufe des, in seinem Ausgange noch fraglichen, zweiten Krieges mit Venedig gethan haben konnte. «Dieser zweite Krieg Ludwigs, sagt Pór, dessen Zweck die Wiedereroberung Dalmatiens war, begann im Jahre 1356 und zog sich zwei Jahre lang hin mit geringem Erfolge auf der terra ferra, d. h. im Gebiete Treviso. Die Königinnen waren wegen des Ausganges besorgt und hofften, diese durch Wallfahrten und Gelübde zu fördern. Wir wissen, dass Elisabeth, die Aeltere, die Königinmutter 1357 nach Aachen, Marburg und Köln pilgerte. (Die Chroniken Diessenhofen's und Rebdorf's bei Böhmer IV. 108). Ich glaube fest, sagt die Kritik weiter, dass die ungarische Capelle zu Aachen infolge eines, von Ludwig während des glücklich beendigten Krieges mit Venedig gethanen Gelübdes errichtet wurde. Und ich werde der historischen Induction kaum Gewalt anthun, wenn ich den Sarg des h. Simeon von ebendaher leite. *Es ist wohl wahr, dass die Reihe ziemlich spät an ihn gekommen ist:* was Elisabeth im Jahre 1357 als Idee erfaßte, was ihr 1371 bereits als klares Ziel vorschwebte, fängt erst im Jahre 1377 an, eine bestimmte Gestalt zu gewinnen, und auch vermutlich darum, weil König Ludwig neuerdings Krieg mit Venedig führte und der Ausgang des Krieges von Gott abhängt. Suchen wir Rath bei unserer hinfälligen Natur, und die Lösung in menschlicher Weise wird nicht schwer sein». (Századok, 1895 April. S. 376—377).

So viel ist gewiss, dass in der Aufschrifts-Tafel das Wort *votum* nicht umsonst steht; und dieses Gelübde hatte auch seinen Grund. Doch kann ich es unter den gegebenen Umständen von der überaus reichen und hochfrommen Königin nicht glauben, dass sie ein aus so wichtigem Anlasse gethanes und für sie weder mit großer Anstrengung, noch mit der Noth-

wendigkeit großer Geldersparnisse oder sonst noch mit irgend welchen Schwierigkeiten verbundenes Gelübde nicht einmal nach dreizehn Jahren (1371, als sie sich wieder in Zara aufhielt), sondern gerade nach neunzehn Jahren erfülle, so dass mit der Vollendung des Sarges zweiundzwanzig Jahre zwischen dem Gelübde und dessen Erfüllung verstrichen sind. Hätten wir dafür triftige Gründe, so könnten wir dies glauben, so aber hauptsächlich da die Königin für die Anfertigung des Sarges eine andere und aus weiblichem Gesichtspunkte viel gewichtigere Ursache hatte, können wir die Entstehung des Denkmals mit dem Friedensschlusse von Zara auf keine Weise in Zusammenhang bringen.

Dagegen befindet sich unter den in Meyer's Monographie auszugsweise mitgetheilten Regesten eine Angabe, dass Königin Elisabeth am 5. Juli 1377 die Gebeine des Heiligen besuchte, den Sarg *schmucklos* und des Heiligen nicht würdig fand und nach ihrer Heimkunft 1000 Mark Silber bestimmte zur Herstellung eines Silbersarges, in welchem die Gebeine des Heiligen zu bergen seien und damit das Werk so rasch als möglich vollendet werde, beauftragt sie drei ihrer Ritter und zwei Rathsherren zu Zara, die Angelegenheit zu betreiben. Die drei Ritter — da die Rathsherren abwesend waren — ließen den Sarg durch den, damals in Zara wohnhaften Goldschmied Franciscus de Mediolano anfertigen. (Citiert nach Fondra: Istria della insigne die San Simeon .... S. 100. Bei Meyer: S. 15—16).

Die nähere Ursache können wir also auch hieraus nicht erfahren Wohl kann eine fromme und reiche Fürstin, wenn sie die Ruhestätte eines Heiligen nicht prächtig genug findet, leicht zur Errichtung eines großartigeren Denkmals begeistert werden; doch eben in diesem Falle können wir mit Bestimmtheit behaupten, dass Königin Elisabeth durch einen besonderen Grund angespornt wurde, überhaupt nur zum Sarge des h. Simeon nach Zara zu wallfahren. In Ermangelung schriftlicher Daten, müssen uns die Umstände bei der Ermittelung dieses Grundes zu Hilfe sein.

Königin Elisabeth, die der mächtige König — wie wir gesehen haben — nicht aus politischen Gründen, sondern, u. z. mit Ueberwindung von Schwierigkeiten heikler Natur, zur Gemahlin genommen hatte, ließ ihren Gatten sieben Jahre hindurch ohne Kindersegen. Vergeblich war der so oft wiederholte gute Wunsch der Papstes, vergeblich die allgemein angeordneten Gebete, alles dies half nichts. Das mächtige Reich war ohne Erben, die königliche Familie im Aussterben, was Ludwig den Großen angeblich so erbitterte, dass er sich — scheiden lassen wollte. Der gleichzeitige Chronist Matteo Villani (†1363) schrieb über diese Sache: «Zu jener Zeit war der König von Ungarn, da er keine Kinder bekommen sollte, trotzdem er seiner Gemahlin, der Tochter eines untergeordneten Barons, in großer Liebe zugethan war, sammt seinem Lande sehr betrübt. Es that ihm weh,

dass die Zeit vergehe, ohne dass er einen Nachfolger und Erben erhalte. In gleicher Weise war aus Liebe zu ihrem Gatten auch die Königin betrübt, die bereit war alles ihr mögliche zu thun, damit nur ihre Gemahl nicht ohne Erben bleibe. Da sie aber fühlte, dass sie nicht Mutter werden könne, so erzählt man ganz offen, giengen König und Königin nach Zara, verblieben daselbst mehrere Monate und ließen zu Ehren des Sct . . . ein großes Kloster erbauen, in welchem, wie man sagt, die Königin unter Dispensation des heiligen Stuhles den Schleier nehmen musste, während sich der König neuerlich vermählen durfte. Wenn dies so geschah, sagt der Chronist, so wurde er von der Liebe seiner Frau besiegt und nur die Kunde von der Absicht ist geblieben». (Chroniche di Giovanni, Mattoe e Filippo Villani. Vol. II. Trieste. 1858 Capit. XII. 335.)

So viel steht fest, dass Elisabeth im siebenten Jahre nach ihrer Vermählung noch kinderlos ist und auch dann nur einen weiblichen Segen, d. h. drei Töchter bekommt, während sie nach dem sehnlichst erwarteten Thronerben noch immer schmachten muss. Alldies müssen wir in Hinblick auf das Zustandekommen des Sarges wissen, da es in engem Zusammenhange mit dem noch heute herrschenden Aberglauben der Süd-Slaven steht, wonach die in gesegnetem Zustande sich befindlichen Frauen zum h. Simeon beten und zu seinem Sarge wallfahren müssen, damit sie eines Knaben entbinden. (Vgl. Otto Varga, A magyar nemzet története.)

Ist es doch Sct. Simeon, der den Jesusknaben in seinen Armen hält, und aus diesem Umstande entwickelte sich eine ganze Reihe der an die heiligen Gebeine anknüpfenden Sagen, so auch der fromme Glaube des Volkes, dass eine Berührung des kleinen Fingers des Propheten der schwangeren Frau einen Knaben bringt. So verstehen wir dann, warum die unfruchtbare Elisabeth nach Zara wallfahrt, warum sie zu eines Heiligen, der vom Chronisten nicht genannt, aber aller Wahrscheinlichkeit nach, Simeon ist, ein Kloster erbaut. Und eben dies dürfte jener geheime und so sehr triftige Grund sein, warum Königin Elisabeth gerade im Jahre 1371 nach Zara pilgert und warum sie gerade damals das Gelübde thut, falls ihr ein Sohn würde beschert werden, dem Heiligen einen Silbersarg anfertigen zu lassen. Ihr Wunsch hat sich leider nicht erfüllt, auch das dritte Kind, geboren 1371, ist eine Tochter, namens Hedwig. Und — die Bestellung des Sarges verzögert sich bis zum 5. Juli 1377. Ob sie schon sechs Jahre vorher ein Gelübde gethan, welches sie nun erfüllt, oder ob sie damals neue Hoffnung gefasst hat, oder ob sie auf diese Weise die Huld des Heiligen zu gewinnen hofft, ist heute nicht mehr zu entscheiden; nur so viel ist sicher, dass die Königin ihr Gelübde keinesfalls zur Zeit des Friedensschlusses von Zara gethan hat, sondern vielmehr theils aus sehr nahe liegenden persönlichen Gründen, theils auch entsprechend den ihr von Geburt her eigenen Aberglauben entweder damals, als sie mit der dritten Tochter schwan-

ger ging, oder vielleicht gar im Jahre der Bestellung, als das noch genug jugendliche Königspaar gegründete Hoffnung haben konnte, dass ihr sehnlichster Wunsch durch die Intervention des heiligen Simeon in Erfüllung gehen wird. Und als ob diese Umstände noch nicht genug zusammenpassen würden, hat sich die Tradition erhalten, dass Elisabeth die Jüngere, hingerissen von ihrer Begeisterung für Sct. Simeon, bei einer Gelegenheit, der Leiche desselben den kleinen Finger entwendet und in ihrem Busen verborgen habe, die Kirche aber mit dem Geraubten nicht habe verlassen können, da sie in ihrer Angst am ganzen Körper erstarrt sei und — nachdem ihr am Busen Wunden entstanden, ihre That bereut habe und, Gnade zu finden, dem Heiligen den Sarg gelobt habe. Über die angebliche Darstellung dieses Gegenstandes habe ich schon oben meine Meinung geäußert. (Vgl. oben S.) Hier interessiert uns das Factum selbst, dass die Legende überhaupt vorhanden ist. Wir müssen den historischen Kern ermitteln, welcher nichts anderes sein kann, als, dass Elisabeth höchstwahrscheinlich die Absicht hatte, die Leiche des h. Simeon, oder wenigstens einen Theil derselben nach Ungarn zu bringen.

Diese Absicht der Königin stellt auch der gelehrte Verfasser unserer Monographie als wahrscheinlich hin, doch ist er der Meinung, dass die Berechtigung dieser Annahme durch die Wissenschaft nicht könne entschieden werden (S. 26—29).

Und dennoch bleibt, wenn wir sämmtliche Umstände zusammenfassen, die Absicht der Königin doch nicht eine gar so unsichere Annahme, wie es vorläufig den Anschein hat. Und besonders konnte es trotz der schwärmerischen Verehrung, mit welcher die Reliquien des h. Simeon in Zara gehütet wurden, doch dem mächtigen, damals sogar mächtigsten Königspaare (nach 1358) ein leichtes sein, einen Theil der Reliquien nach Ungarn zu schaffen. Wenn es Ludwig dem Großen im Jahre 1381 gelang, von seinem «natürlichen Feinde» Venedig, die Gebeine Sct. Paul's des Eremiten auf diplomatischem Wege zu erwirken und nach Ofen bringen zu lassen, um wie viel weniger Schwierigkeiten hätte ihm die Erfüllung des etwaigen Wunsches seiner Gemahlin gekostet, d. h. die Erwerbung des Schatzes zu Zara, von *jenen*, die ihn immer ihren natürlichen, nämlich geborenen Herrn nennen, und denen die Unterwerfung nicht nur gepasst haben konnte, wie Meyer S. 24 sagt, sondern die Ludwig den Großen wahrhaft sehnlichst erwarteten, um von der gewinnsüchtigen Republik befreit zu werden, von welcher sie in ihrer Bedrängniss verlassen worden waren. Auch fehlt es nicht an schriftlichen Daten, dass die Königin diese Absicht gehabt habe. Unter den Regesten finden wir folgende Zeilen nach den Worten eines um etwa fünfzig Jahre später aufgenommenen Protokolles: «de anno 1380, vel circa, quo tempore serenissima regina Ungariae venit Jádrám, *pro accipiendo corpus* sancti Simeonis cum arca argentea, nobiles

Jadræ acceperunt quatuor angelos argenteos, qui erant sub arca ipsa, ubi vel penes quam nunc (1455) est corpus sancti Simeonis et illos reposuerunt in camera suæ Procuratiæ.»

«Dies ist die Aussage des achtzigjährigen Zeugen Novachus de Milco am 12. April 1455.»

«Fondra bezieht es auf die Zeit, als Elisabeth nach dem Tode Ludwig's (1382) in Zara weilte, und glaubt, dass diese Engelstatuen später, als der Sarg selbst, aus den eingeflossenen Spenden angefertigt wurden» (Meyer, S. 16).

Aus dieser Behauptung, sowie aus den eben angegebenen Umständen erscheint die Absicht der Königin Elisabeth, die Leiche des heil. Simeon nach Ungarn zu schaffen, theils als Wahrscheinlichkeit, theils als Wirklichkeit; andere Umstände aber, welche dem gegenüber die Möglichkeit dieser Absicht ausschliessen würden, gibt es meines Wissens nicht.

Solche vollkommen erhaltene Reliquien wurden bis dahin nirgends auf dem Altare placirt und war es überhaupt zur Zeit Ludwigs des Großen noch nicht Mode, Reliquien unter Glas zur Schau zu stellen. Die ganze Leiche wurde, wie es jetzt noch an vielen Orten Italiens Beispiele gibt, in einem Marmor-Sarkophage zur ewigen Ruhe beigesetzt. So war auch die Leiche Simeon's in einem Sarge aus Cypernholz und auch in einem aus Marmor eingeschlossen, ohne aber, dass die Leiche durch eine *leichte bewerkstelligte* Oeffnung des Sarges von der Seite oder auch von oben zu besichtigen gewesen wäre. Wenn nun Elisabeth — wie das erwähnte Protokoll sagt — nur darum die Absicht gehabt hat, einen Silbersarg anzuschaffen, weil ihr die ursprüngliche Ruhestätte nicht prächtig genug dünkte, so wäre es ihre erste Sache gewesen, den Leichnam nach Herstellung des neuen Sarges in diesem unterzubringen. Dies aber ist — wie wir gleich sehen werden — nicht geschehen, was sich wohl nur daraus erklärt, dass ihr Plan, die Leiche nach Ungarn zu schaffen, vereitelt worden ist. Der Leichnam gelangte zum *ersten-* und zum *letztenmale* im Jahre 1632 in den Silbersarg, und die, schon zur Zeit Ludwig's des Großen wiederholt genannten Schlüsselbewahrer des Sarges, hatten nicht so sehr die Aufgabe, den Leichnam, als vielmehr den silbernen Sarg, sowie die zu Ehren des Heiligen eingeflossenen werthvollen Votivgegenstände aus Gold und Silber zu bewachen. Auch darin irren wir nicht, wenn wir die Legende, welche auch der Elisabeth den Versuch, dem Heiligen den rechten Arm zu entwenden, eben aus dem allgemeinen Bekanntsein des ursprünglichen Planes der Königin herleiten, denn die Legende selbst konnte erst nach dem Tode der Königin entstanden sein. Ob nun aber der Sarg für die ganze Leiche oder nur für einen Theil derselben hergestellt sein mag, so viel ist gewiss, dass er — nach der Inschriftentafel — wohl im Jahre 1380 fertig wurde, und die Leiche aus dem alten, angeblich schmucklosen Sarge hierher hätte

wurde, welche dann sammt dem Sarge über dem Altar der zur Kirche Sct. Stephano angebauten Kapelle S. Simeone angebracht wurde, wo sie auch noch heute sichtbar ist.

Zu Ehren des h. Simeon haben die Gläubigen jederzeit in freigiebigster Weise Geld und wertvolle Geschenke gespendet, aus welchen alsbald — 1397 — der Bau der Kirche S. Maria-Maggiore, nachmals S. Simeone, begonnen wurde, und auch später war noch Geld vorhanden, um den Silbersarg in Stand zu halten und zeitweise auszubessern. Der Sarg ist wohl oft geplündert worden, und zwar nicht nur in seinem Inhalte, sondern auch von den Silberplatten haben ruchlose Hände einzelne Stücke weggerissen, besonders dort, wo sich die Platten im Laufe der Zeit losgelöst haben und gebrochen waren. Oefters wird auch wegen des Amtes eines Schlüsselbewahrers processiert, was darauf hinweist, dass, da der Sarg zur Aufbewahrung der Geschenke diente, seine Bewachung nicht nur mit einer Würde, sondern auch mit materiellem Nutzen verbunden war. Viel mehr aber, als alles dies, interessiert uns jede geringe Angabe über den Zustand des Sarges, denn nur diese lassen uns auf seine Umänderungen und Ausflickungen, somit also auf seinen künstlerischen Werth schließen. Unter den Regesten finden wir die erste Angabe aus dem Jahre 1493, wo ein Brief des Rathes von Venedig über die Anfertigung eines Deckels zur Sicherung und Verschönerung der heiligen Leiche spricht (cooperculum præperatum ad securitatem et ornamentum ipsius gloriosi corporis). Doch Fondra's Herausgeber hier den neuen Deckel des Marmorsarges verstehen, worin sie Recht haben, da ja der Silbersarg zur Sicherung der heiligen Leiche, die sich doch gar nicht darin befand, derzeit nicht dienen konnte.

Noch im Jahre 1514 haben die Aufseher des Sarges die angesammelten Silbergaben in eine besondere vergoldete Silbergestalt (una imagine del Santo d'argento dorata) verarbeiten lassen; von der Ausbesserung des Sarges ist also nicht die Rede, es hatte damit vielleicht auch keine Noth. — 57 Jahre später geschieht die Trennung des Silbersarges vom ursprünglichen Ruheplatze des Heiligen, dem Marmorsarge; als nämlich Zara 1570 gegen die Türken rüstete, wurde ein großer Theil der Kirche Sct. Simeone abgetragen und im folgenden Jahre die Leiche in die Sakristei, der Silbersarg aber, wie bereits erwähnt, in die Kirche S. Maria der Benedictinerinnen gebracht. Das am 4. Dezember 1593 aufgenommene Protokoll hebt hervor, dass der vergoldete Silbersarg, welcher im Jahre 1571 aus der Kapelle der Kirche Sct Simeone, wo er über dem Altare stand, nach Verwüstung dieser Kirche in die Nonnenkirche S. Maria nach dem Zeugnisse der Nonnen und Curatoren *unversehrt* übertragen wurde und sich bis auf den heutigen Tag (1593) unversehrt in derselben Kirche befindet. Die Leiche wurde zur selben Zeit (1571) unter dem Altare der Kapelle S. Rocco endgiltig beigesetzt.

Während dieser Umherirrungen ist der Sibersarg auch von endgiltiger Vernichtung bedroht, als nämlich im Jahre 1579 der Bischof Agostino Valieri von Verona anordnet, für den Fall, als die Kosten der an Stelle der ärmlichen und gefährlichen Kirche S. Rocca in acht Monaten nicht einfließen sollten, den Silbersarg und die weniger nothwendige *silberne Ausstattung* der Kapelle S. Simeone zu verkaufen, respective einzuschmelzen (Meyer S. 18). Die lange Eingabe der Curatoren, in welcher sie gegen diese Anordnung Protest erheben und um die Erhaltung des Sarges bitten, scheint ihre Wirkung gethan zu haben, und wenn auch vielleicht die Gold- und Silbergaben verbraucht worden sind, ist doch der Sarg unberührt geblieben, obwohl man auf die Erbauung der Kirche verzichten musste; anstatt dessen wollte man aus dem vorhandenen Gelde im Jahre 1625 die Kirche S. Stefano in eine Ruhestätte des h. Simeon umändern, welche Absicht wegen der Pest erst im Jahre 1630 zur Ausführung gelangt. Hier taucht die erste Nachricht über die Umwandlung des Sarges auf. So heißt es bei Fondra, dass »den von Staub und Nässe beschädigten Sarg in dieser Zeit der Goldschmied Benetto Libani gereinigt und zugleich in der Länge um vier, in der Breite um drei Zoll verkürzt hat. Außerdem wurden von den acht Säulchen des Sarges, sieben, welche beschädigt waren, vom venetianischen Goldschmied Constantin Piazzalonga durch neue ersetzt«. Aus dem nächstfolgenden Datum aber ist ersichtlich, dass diese Renovirung vorgenommen wurde, damit der Sarg zur Aufnahme der Leiche geeignet werde, denn zwei Jahre später, am 16. Mai 1632 wird die Leiche feierlich aus dem Marmorsarge der Kirche S. Rocca zur Kirche S. Stefano gebracht, in die zu Ehren S. Simeon's erbaute Kapelle und dort im Silbersarge über dem Altar placiert. Um vieles später, 1647, lässt man in der Waffenfabrik zu Venedig aus den, den Türken abgenommenen Kanonen jene zwei großen Bronz-Engel gießen, welche Sarg und Leiche auf den Armen halten. Von den übrigen Daten muss ich aus unserer Monographie (Meyer S. 20) nur wiederholen, dass Erzbischof Matteo Caramar den alten Marmorsarg, welcher noch immer unter dem Altare von della Croce steht (auch heute noch?), öffnen ließ, bei welcher Gelegenheit eine leere Holzkiste und ein Polster darin gefunden wurde. Schließlich: die jetzige Glastafel wurde im Jahre 1853 an Stelle der alten, aus vier Stück bestehenden Glasthüre angebracht (Meyer, S. 20).

Auf diese Daten können wir uns bezüglich der Reconstruction des Sarges stützen; im übrigen bieten auch die anderen, von Dr. Meyer mitgetheilten Regesten an und für sich viel interessantes, und wären wir für noch weitere und ausführlichere Mittheilungen aus dem seltenen Werke Fondra's sehr dankbar; doch was es die Aenderung an der Innen- und Außenseite des Sarges anbelangt, wie auch Meyer betont, die im Inneren bisher noch unbekannten Inschriften ausgenommen, sind wir, gezwungen,

auf die stilkritische Untersuchung angewiesen. Und eben in der Kritik gehen unsere Meinungen auseinander, weshalb ich den Versuch wagen muss, die Reconstruction des Sarges selbstständig zu behandeln.

Es handelt sich um folgende Fragen:

1. Was war die ursprüngliche Gestalt und Größe des Sarges?

2. Wann und warum sind Veränderungen vorgenommen worden?

3. Welches sind die der Zeit der Aufschriftstafel contemporäre Reliefs und Ornamente? — u. s. w. —

*1.* Die ursprüngliche Gestalt des Sarges konnte im wesentlichen kaum eine andere gewesen sein, als in welcher wir den Sarg heute kennen: die viereckige Kiste war von einem spitz zulaufenden Satteldeckel bedeckt, und dieser Deckel ist entweder gar nicht, oder nur höchstens um 53 mm. kürzer, als seinerzeit, während die Kiste selbst nach der bereits angefühten Quelle im Jahre 1630 um 162 mm. (d. h. 4 Zoll) gekürzt worden ist.

Die Form des Sarges betreffend, ist auch der Verfasser unserer Monographie in seinem Endurtheile dieser Meinung, doch folgert er nur nach der schiefen Lage der auf dem Sarge befindlichen Gestalt der Heiligen auf die Spitzform des Sargdeckels, und hält nach langwieriger Behandlung der auf dem Sarge selbst angebrachten Abbildungen die Möglichkeit noch immer nicht für ausgeschlossen, dass der Sarg einmal auch mit flacher Decke versehen war, ja in Anbetracht seiner Argumentation konnte er es auch nicht ausschließen, denn wenn er schon die schiefe Lage der großen Gestalt Simeon als entscheidenden Umstand betrachtet, muss er ja doch fühlen, dass eben dies nicht entscheidend sei, ja nicht einmal in Betracht kommen kann. Der Zusammenhang zwischen den Abbildungen des Sarges und dessen heutiger Gestalt, ist schon darum einer weiteren Behandlung nicht wert, weil sämmtliche, in den Reliefs dargestellte Wunderthaten — ohne Ausnahme! — vor Fertigstellung des Silbersarges, also nicht *neben diesem*, sondern *neben dem alten Marmorsarge* geschehen sind, und so war es dem Künstler unmöglich, diese Wunderthaten an einem solchen Sarge anzubringen, welchen eben *er* unter der Hand hatte — und würde auch eine Tafel später entstanden sein, so könnte ja auch auf dieser die Abbildung des Silbersarges nicht vorkommen, da doch Simeon's Leiche 250 Jahre später in denselben gelangte. Einzig und allein auf der Tafel, auf welcher Königin Elisabeth dem Heiligen den Sarg übergibt, könnte man mit einigem Rechte die *ursprüngliche Gestalt* des Sarges suchen wollen, denn diese Abbildung zeigt uns nur die Uebergabe des *silbernen*, und nicht vielleicht eines *anderen*, oder gar des marmornen Sarges. Und doch müssen wir sagen, dass auch hier der heutige Sarg in einer, von seiner jetzigen und ursprünglichen Gestalt abweichenden Form eben nach der Art des alten Marmorsarges dargestellt ist, in dessen Zeit die Wunder und Gottesurtheile geschehen sind und dessen Form den Gläubigen, wie den Meistern so

typisch geworden ist, dass es den letzteren während der Arbeit gar nicht einfallen konnte, eben auf dieser einen Tafel *die getreue Abbildung jenes Sarges zu bieten* welcher *zur Zeit der Herstellung dieser Tafel auf keinen Fall zusammengestellt, aber vielleicht auch nicht einmal fertig gestellt sein konnte,* ihnen höchstens im Entwurfe vorgeschwebt ist. Wir können uns jedenfalls über diese Naivetät des Künstlers wundern, doch müssen wir uns mit der Thatsache abfinden, denn sie beweist ganz klar, dass der zugespitzte Deckel ursprünglich ist. Auch stimmt das originelle Pflanzenornament des Deckels, welches das älteste und sozusagen allgemeine Ornament der Tafel ist, mit den entsprechenden Ornamenten der übrigen Tafeln überein. Ferner hat das Wappen Ludwig's des Großen die Anfangsbuchstaben seines Namens, die auf dem Kopfe des Straußen sichtbare, spätere Ausbesserung, kurz die Gesammtheit dieses Stückes bisher noch keinen Beobachter auf den Gedanken gebracht, dass dies später gemacht wurde, als die Aufschrift. Endlich ist die Breite des vorderen Blattes der Decke vollkommen der Breite des Sarges entsprechend, so dass es selbst als Decke dienen könnte, die Voraussetzung eines flachen Deckels lässt sich darum mit der Anzahl der vorhandenen Reliefbilder durchaus nicht in Einklang bringen. Wenn aber jene Quelle es der Mühe wert findet, die Verkleinerung um vier, respective drei Zoll bei der Reconstruction von 1630 zu erwähnen, hätte sie es ja gewiss nicht unterlassen, die um so vieles wichtigere Umgestaltung des Deckels zu erwähnen. Dass früher oder später eine solche Umgestaltung vorgenommen worden wäre, davon kann überhaupt nicht die Rede sein.

Folglich können wir es nicht nur als frommen Glauben, sondern auch als zweifellose Wahrheit annehmen, dass der Silbersarg immer eine spitzzulaufende Decke hatte und dass der, auf den Reliefbildern erscheinende Sarg mit immer gleichförmig flachem Deckel und übereinstimmenden Ornamenten höchst warscheinlich den alten Marmorsarg darzustellen bestrebt ist, was auch durch andere Gründe erhärtet wird. So ist in der Phantasie des Volkes jedes Wunderbild sozusagen mit dem Bilde jenes Marmorsarges zusammengewachsen, vor welchem sich jedes Wunderereignis abspielte. In dieser Beziehung waren auch die Künstler die Söhne ihres Volkes, oder ist es mindestens schwer, von ihnen vorauszusetzen, dass sie in der Darstellung eines Ereignisses von localem Interesse, welches sich möglicherweise vom einigen, noch am Leben befindlichen Zeugen zugetragen, eine erfundene Sargform gezeichnet hätten. Außerdem ist auf dem Deckel des alten Marmorsarges, der noch heute neben dem Altar in die Mauer befestigt ist, die Gestalt des h. Simeon in derselben Lage abgebildet, wie sie auf den Reliefbildern unseres Sarges zu sehen ist (Fig. 52). Ob auch der Sarg selbst vorhanden ist, weiß ich nicht, doch ist es mein fester Glaube, dass in dem Blätterornamente der beiden Bildfelder der

Langseite, sowie des eines Bildfeldes der Schmalseiten dasselbe Motiv gestanden hat, oder vielleicht auch noch heute steht, welches wir auf den Särgen unserer Reliefbilder sehen.

Dafür spricht wenigstens die Consequenz mit welcher dieses Motiv auf sämmtlichen Reliefs, trotzdem diese von verschiedenen Meistern herstammen immer vollkommen gleichförmig abgebildet ist. Wenn der Sarcophag auch nur ein einziges Figural-Relief gehabt hätte, müßten wir wenigstens einer Andeutung desselben auf allen Silberreliefs begegnen und wenn schon nicht, so hätte man ja dasselbe vom zertrümmerten Sarcophage benso gerettet und in die Mauer eingefügt, wie die Hauptgestalt des heiligen Simeon, denn im Mittelalter waren alle *Bilder* und *Schnitzwerke*, welche eine *heilige* Scene darstellten selbst auch Gegenstand der Verehrung. Andererseits ist es auch wahr, dass gerade dieses Motiv ein Bau-Ornament ist, was uns beweist, dass dasselbe erfunden ist.

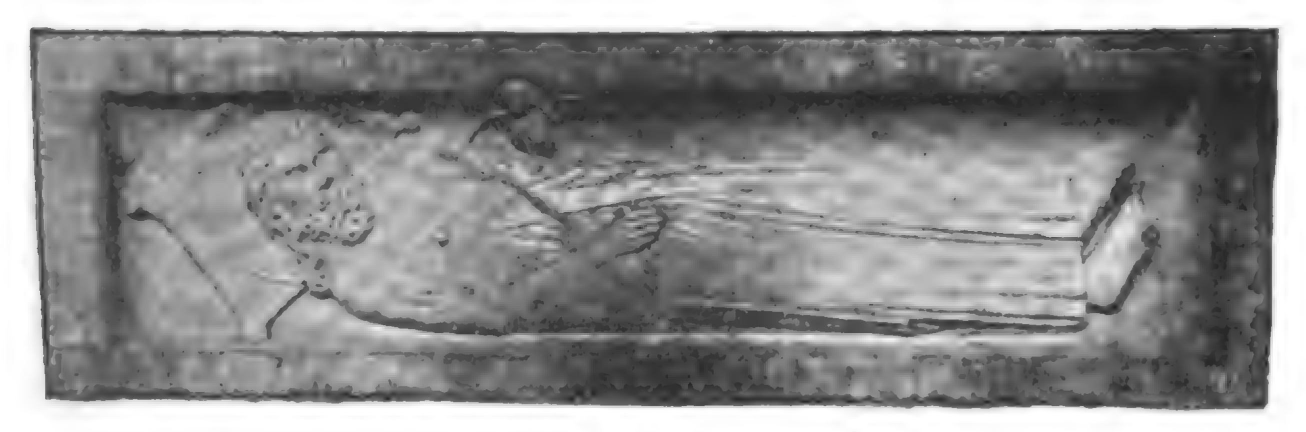


FIG. 52.

Demgegenüber kann man aber kühn annehmen, dass die Meister dieses Motiv auf den architectonischen Hintergrund von der Seite dieser Sargbilder übertragen haben und nicht umgekehrt. Diese ganze Frage aber, ob auf den Sargbildern sogar das Pflanzen-Ornament den Seitenornamenten des einstigen Marmorsarges getreu nachgebildet ist oder nicht, ändert an der Sache garnichts. Es genügt, dass der Marmorsarg einen flachen Deckel *und auf diesem eine ebenso liegende Gestalt Simeon's hatte, wie unsere Sargbilder*. Warum sollen wir also zum Beweise des Zusammenhanges dieser beiden noch mehr wünschen? Und wie können wir daran zweifeln, dass die Sargbilder mit spitzem Deckel damit garnichts zu thun haben? Es darf darum niemanden irre machen, wenn in der Austreibungs-Scene der Sarg plötzlich einen schiefen Deckel erhält; denn offenbar konnte ihn der Meister nicht anders zeichnen, ebenso wie auf dieser Tafel die zwei Füße unter dem Sarge ja auch nicht bedeuten, dass der Sarg des heiligen Simeon jemals auf zwei Füßen geruht habe. Eine solche Naivetät der Meister ist es auch, dass der auf dem Sargdeckel abgebildete Simeon hie

und da den Leichnam darstellt, z. B. in der *Fußwunder-Scene* und anderswo wiederum der Simeon des Deckels auf die Seite des Sarges herabsteigt, um auf dem Deckel dem dahin gelegten Knaben Platz zu machen *(Knabenerrettung).*

2. Die Ursache der Verkürzung unseres Sarges sehe ich darin, dass die Zapfen des mit Silberplatten ausgelegten Sarges aus Zypressenholz, während eines 250 Jahre langen Herumzerrens theilweise wurmstichig geworden sind, theils aber sosehr nachgeben mochten, dass um das kostbare Holz irgendwie zu erhalten, die Zapfen erneuert wurden. So wird es verständlich, warum der Sarg gerade um 4, resp. um 3 Zoll kürzer geworden ist: weil die Bretterwand 4—5 cm. dick ist und die Zapfen derselben an beiden Enden schon wegen ihrer Umgestaltung in eine Fallthüre mussten abgeschnitten werden, da die beiden Enden der letzteren nicht gekerbt bleiben konnten. Andererseits ist dies auch die Ursache dessen, dass der Deckel an beiden Enden, nach Herrn Herpka's Messung, 18—25 mm. weiter hervorsteht, als die Front-Tafeln des Deckels und überhaupt als die Schmalseiten des Sarges. Diese Verkürzung mußte sich wahrscheinlich auch heute wiederholen, wenn eine Restaurierung des Sarges mit Beibehaltung des ursprünglichen Zypressenholzes erfolgen sollte, denn dieser Holzsarg wird durch die gewichtigen vergoldeten Silbertafeln, besonders aber durch den schweren Deckel bei jeder Bewegung erschüttert, wodurch die Zapfen sich lockern.

Auf die Gestalt des Sarges bezieht sich noch eine wichtige Frage: Hat man immer durch eine Fallthüre in das Innere des Sarges gegriffen, wie heute oder überhaupt: Wo war der Sarg früher zu öffnen?

Unter den Auszügen aus den Regesten findet sich nirgends eine Spur davon, wann die Fallthüre angefertigt wurde, doch wenn ich mich nicht täusche zweifelt auch der Verfasser unserer Monographie daran nicht, dass dies im Jahre 1632 gelegentlich der grossen Restaurierung geschehen ist

Früher konnte es ja auch nicht geschehen sein, da doch keine Nothwendigkeit dafür vorhanden war, solange die Leiche im Marmorsarge lag, der Silbersarg aber zur Aufbewahrung der Votiv-Spenden diente. Zur selben Zeit beginnt die Reliquien-Verehrung einen größeren Aufschwung zu nehmen, als die Sitte, die Gebeine der Heiligen unter Glas auf dem Altar zu placieren, eine stets größere Verbreitung fand. Ganze Leichen haben, wie ich schon erwähnte, immer unter den Altar geruht; nun aber zur Zeit des durch die Wallfahrten, Marienbilder, mit einem Wort, durch den Eifer der Jesuiten auffallend sich hebenden religiösen Lebens empfand man zum erstenmal die Nothwendigkeit, dass der Körper Simeon's auf dem Altare unter Glas zu besichtigen sei, was nur durch Anbringung von Fallthüren ermöglicht wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte also der Silbersarg von oben zu öffnen gewesen sein und zwar haben sich entweder am Giebel des Deckels die zwei Platten nach vorwärts und rückwärts ge-

öffnet und war bei solcher Oeffnung der Sarg von oben vollkommen auf. geschlossen, oder aber hat sich an den Ecken des Giebels nur die eine Vorderplatte nach oben geöffnet. Letzteres ist das Wahrscheinlichere denn es spricht manches dafür, wogegen die Oeffnung der beiden Deckplatten am Giebel zur Placierung der Leiche bequemer gewesen wäre. Auch der Verfasser unserer Monographie hält die Deckplatte für die einstige Thüre und denkt sich die Richtung des Oeffnens in der Weise, wie sie in der Banus Paul's Scene die Abbildung des Sarges zeigt wo eine Frau nach der Leiche greift. In dieser Meinung bestärkt ihn ein Hinweis des Director's Radisics welcher ihn «auf eine Reihe kleiner, hingelöteter Röhrchen, die den Giebel entlang laufen» aufmerksam machte; nach Herrn Mayer's Ansicht, haben diese im XVI. Jahrhundert «offenbar der einstigen Fallthüre als Angeln gedient.»

Abgesehen davon, dass Herr Director Radisics den Schreiber auf ein nicht am Giebel, sondern am unteren Rande der hintern Deckplatte hinlaufendes sogenanntes Sägezahn-Ornament aufmerksam machte, welches die obere Hälfte der einstigen Gliederfuge wäre, bedaure ich in diesem Punkte beiden Herren widersprechen zu müssen denn nach gründlicher Untersuchung (ich gebe darum auch die Zeichnungen Fig. 48, 49) habe ich bei diesen angeblichen Resten einer Kniekehle gefunden, dass das obere Rohr (und nicht eine Reihe von Röhrchen) nichts anderes ist, als die Verzierung des Giebels, welche, wenn ich von ihrem nichtssagendem Bandgeflechte und den kleinen Perlen des dasselbe an 5 Stellen kreuzenden Ringes ausgehen darf (letzterer dient auch als Lückenbüßer zur Trennung einiger Tafeln), dann ist dieser Stab oder dieses Rohr nicht älter als die Restaurierung des Jahres 1632; das an 2ter Stelle erwähnte Sägezahn-Ornament aber ist sehr schwach und kann nur, auf der Photographie gesehen, als Verzinkung betrachtet werden, thatsächlich ist es ein einfaches Ornament. Außerdem müssen mir wissen, dass die Silberplatte, welche kaum 1 mm. stark ist, so schwach und brüchig ist, dass aus derselben die Angeln des schweren Deckels niemals konnten gemacht werden, im besten Falle konnte sie auch die Angeln nur in der Weise decken, dass sie die Formen der letzteren wiedergab; doch auch so darf kein einziges Ornament aufgefasst werden, da die Angeln des einstigen Sarges sicherlich aus Eisen an den Brettersarr befestigt waren und von den Silberplatten entweder bedeckt wurden odeg auch nicht, nach der Restaurierung aber ließe sich ihre Spur gewiss nur am Holze finden.

Und dennoch, glaube ich, haben wir eine Spur davon, dass die vordere Deckplatte des Sarges sich nach oben öffnete, die Angeln aber am Giebel befestigt waren. Darauf scheinen die zwei rohen Eisenriegel hinzuweisen, welche an die Kanten der Vorderplatte des Deckels befestigt die an das Ende der Fallthüre befestigte Krampe durchlassen, so dass die letz-

tere durch ein Schloss abzusperren ist. Ich behaupte nicht, dass dieser gänzlich schmucklose Riegel aus Schmiedeeisen und sein unförmiges dreieckiges Schloss einen ursprünglichen Theil des Sarges bilden, wohl aber, dass seinerzeit an dieser Stelle die ursprünglichen Riegel des Deckels gewesen sein mussten, und vielleicht hat der Meister von 1630 gerade an dieser Stelle, ich möchte fast sagen, den alten zuliebe, je einen neuen Riegel angebracht, wiewohl die Fallthüre denselben nicht unbedingt bedurfte. Diese beiden Riegel bringen nämlich die Fallthüre durchaus nicht an ihren Platz diese Function haben die beiden anderen, mit Schlössern versehenen Riegel, deren Ende an die Fallthüre, die Krampen aber an die Schmalseiten des Sarges befestigt sind. (Von diesen Seitenriegeln und ihrer rohen Schlössern ist auf unseren Abbildungen, leider, keines ganz deutlich sichtbar, dagegen ist in einer Federzeichnung von Jakson's *Dalmatia* das linksseitige sehr scharf wiedergegeben. Vgl. Fig. 3.)

Kurz gesagt: *wir können,* glaube ich, *mit Gewissheit annehmen, 1. dass der Sarg immer dieselbe Form hatte, wie heute; 2. dass seine Verkürzung wegen der Lockerung und Abnützung der Riegel des Holzsarges, sowie wegen Anbringung der Fallthüre vorgenommen wurde; 3. dass der Deckel des Sarges sich ursprünglich an den am Giebel befindlichen Angeln öffnete, und endlich 4. dass die Fallthüre 1630 aus Anlass der stets zunehmenden Verehrung des Heiligen und eben zur Vermehrung derselben angebracht wurde.* Die Gewissheit dieser letzteren Behauptung ist von besonderer Wichtigkeit bei der Entscheidung aller Fragen, welche sich auf die weiteren Umgestaltungen des Sarges beziehen.

Da müssen wir vor allem annehmen, dass sowohl alle Seiten, als auch der Deckel des Sarges außen mit Reliefplatten und figuralen Darstellungen bedeckt waren; innen aber konnten, so lange die eine Langseite zur Fallthüre nicht umgestaltet war, figurale Abbildungen auf keinen Fall gewesen sein. Welchen Sinn hätten auch hier solche Reliefs gehabt, wenn man die Absicht hatte, die Leiche des Heiligen, oder auf einen Theil derselben, im Sarge zu ewiger Ruhe, jedem Auge endgiltig verschlossen, beizusetzen, wie es im Marmorsarge der Fall war? Wie ich bereits erwähnte, haben die heiligen Reliquien zur Zeit Ludwigs des Großen niemals als Ausstellungs-Gegenstände gedient und kein einziger der bekannten Reliquien-Kasten weist darauf hin, dass man in denselben, ohne den Deckel zu öffnen, hätte hineinblicken können, daher sie auch im Innern kein figurales Ornament haben. Pflanzen-Ornamente oder Stoffmuster-Imitationen konnten ja vorgekommen sein, ja wir werden sogar sehen, dass in unserem Silbersarge solche thatsächlich waren, wir können sogar einzelnes davon auch noch heute aufweisen, doch wiederholen wir: *Figurale Ornamente konnte es nicht gegeben haben.* Uebrigens ist ein Theil der im Innern des Sarges heute sichtbaren Reliefs (die Tafeln der hinteren Langseite und die vier

einzelnen Gestalten s. XVI. und Fig. 21.) nach der Behauptung des Herrn Dr. Meyer, ohne allen Zweifel Renaissance-Arbeit; drei Tafeln im Innern der Fallthüre konnten aber so, wie sie jetzt dort stehen, unmöglich gestanden haben, bevor diese Seite des Sarges in eine Fallthüre umgestaltet wurde, denn sonst müssten die hier sichtbaren Gestalten für den von oben in den Sargblickenden auf dem Kopfe stehend erschienen sein, was doch nicht anzunehmen ist. Umgekehrt aber, d. h. der Stellung der auf der hinteren Seite befindlichen Gestalten entsprechend, konnten sie theils aus dem angeführten Grunde nicht stehen, theils aber weil die Breite zweier Reliefs der Fallthüre deutlich verräth, dass dieselben ursprünglich Votiv-Tafeln waren, und als solche garnicht für den Sarg angefertigt wurden.

Können wir aber an Größe und Gestalt des Sarges keine andere wesentliche Aenderung constatieren, ja nicht einmal annehmen, und war die Außenseite des Sarges immer von Reliefs bedeckt, im Innern aber sind solche nur seit Anbringung der Fallthüre sichtbar, so müssen wir annehmen, dass sämmtliche jetzt außen sichtbaren Tafeln entweder durchaus, oder doch zum Theile schon ursprünglich dort waren; ob in der heutigen Reihenfolge oder nicht, lassen wir vorläufig dahin gestellt sein! Die im Inneren befindlichen Tafeln sind aber bei ihrer Anbringung direct für diesen Zweck angefertigt worden, oder waren sie schon fertig, entweder am Aeussern des Sarges, oder unabhängig davon anderswo. Ebenso sind die als Lückenbüßer dienenden verzierten Streifen und andere Flickereien auch damals neugemacht worden, als sie auf ihren jetzigen Platz geriethen (1630), oder waren auch sie schon fertig vorhanden; in letzterem Falle konnten sie aber nur auf dem Sarge selbst gewesen sein, denn unabhängig von demselben hätten solche verzierte Blätter oder Streifen garkeinen Sinn gehabt, während figurale Reliefs, wie wir gleich sehen werden, auch unabhängig vom Sarge nach wie vor entstehen konnten und auch wirklich entstanden sind. Wenn die Reihe der Voraussetzungen durch die Möglichkeiten erschöpft wird, so ist die zu beweisen angestrebte Voraussetzung *die Wahrheit selbst.*

Wir wollen alle der Reihe nach betrachten. — Der Sarg war ursprünglich auf den vier Seiten aussen von acht gleich hohen Tafeln bedeckt, von denen auf den beiden Langseiten je drei Tafeln einzeln und unter einander, auf den beiden Schmalseiten aber jede Tafel für sich ebenfalls gleich breit sein musste. Nachdem sich auf der Vorderseite des Deckels die Gestalt des heiligen Simeon befindet, ist es gewiss, dass auf der hinteren Seite des Deckels allezeit drei Reliefs waren. Die Höhe derselben kann als geringer angenommen werden, wie die Decke selbst um 15 cm. schmäler ist, als die Höhe der Seiten. Die auf den Seitenwänden heute sichtbaren Tafeln würden zwar auch auf den Deckeln Platz haben, doch würde dann die proportioniert Breite des Saumes fehlen, welche wahrscheinlich auf

allen Seiten, und ebenso auch auf der hinteren Seite des Deckels, jede Tafelreihe umfasst hat. Mayer ist geneigt, (S. 35.) von diesen Seiten zu glauben, dass sie einst, nach seiner Berechnung, um 16 cm. niedriger waren, doch könnten wir dies nur dann als bewiesen erachten, wenn Herr Mayer auch die Güte gehabt hätte zu untersuchen, ob die Seitenbretter und die oberen oder unteren Bänder der Fallthüre Spuren einer solchen Anstückelung zeigen, oder ob überhaupt im Jahre 1630 der ganze ursprüngliche Holzsarg verkleinert wurde, oder aber, ob eine ganz neue um drei bis vier Zoll schmälere und kürzere Kiste für die restaurierten Platten angefertigt wurde? Solange dies nicht entschieden ist, können wir direct nach dem gegenwärtigen Zustande der Platten behaupten, dass die Seiten des Sarges heute nicht höher sind, als sie ursprünglich waren. Folglich lief ein proportioniert breiter Streifen über und unter jeder Reihe hin, doch nicht derselbe und nicht so roh hingenagelt, wie heutzutage. Dies beweist auch der Umstand, dass der Goldarbeiter Piazzalonga von acht Säulchen sieben erneuerte, demnach die achte auch heute noch die ursprüngliche ist; auch die Engelsköpfe sind nicht alle neu, mit einem Wort, diese Säulen sind uns noch heute ein Beweis für die ursprüngliche Höhe.

Wenn dem so ist, so können von den acht Tafeln der beiden Lang- und Schmalseiten, die an Höhe und Breite gleichen, *wenigstens in Bezug auf die Maße*, als ursprünglich gelten. Betrachten wir nun die Maße: Von den auf der Außenseite befindlichen acht Tafeln, ist die *Banus Paul-Scene* heute 49, die übrigen sind 53 und 54 cm. hoch. Die erstgenannte war niemals höher, auf dem *Einzuge Ludwig's des Großen* fehlen jetzt die Thurmknöpfe, (weil von der Leiste bedeckt), folglich konnte diese Tafel 1—2 cm. höher gewesen sein; wenn wir also die einstige Verzierungsleiste uns um etwas schmäler denken, als die jetzige, so können, bei so geringer Differenz, alle sieben Tafeln auf dem Sarge gestanden haben; immerhin aber sticht die *Banus Paul-Tafel,* welche niemals höher, als 49 cm. gewesen ist, (Mayer gibt sie irrthümlich auch als jetzt noch 53 cm. an), von den übrigen ganz deutlich ab; unverständlich bleibt wenigstens jener breite leere Streifen zwischen der Vorhang-Carnisse, also dem Rande des Bildes und dem Renaissance-Ornament, auf welchem noch die alten Nagellöcher sichtbar sind, als genügender Beweis dafür, dass diese Tafel vorher irgendwo angebracht war, wo der Ornamentstreifen gleich ober der Carnisse angefangen hat.

Bei den auf den Schmalseiten befindlichen Scenen: *Sturm* und *Banus Paul* sehen wir ober und unter der Tafel nicht dieselben Ornamentstreifen, welche ober und unter den Bildern der Langseite hinlaufen, was aber für die Sache selbst belanglos ist; die ursprüngliche Höhe dieser Tafeln konnte auch niemals mehr als 53—54 cm. gewesen sein, und darum ist es für uns

ganz zweifellos, dass diese Bilder auch für die Seiten, vielleicht sogar eben für die Schmalseiten bestimmt waren.

Anders steht es mit den drei Tafeln der hinteren Deckplatte. Dieselben sind heute nur 45 cm. hoch, und auch davon entfallen bei der ersten, auf den nur unter dieser sich hinziehenden Streifen so, dass vom Bildfelde dieser Tafel jetzt nur mehr 38 cm. sichtbar sind. Doch ist es handgreiflich, und darum zweifellos, dass hier *(Büßungs-Scene)* ein so großer Theil des Thurmes verdeckt ist, dass diese Tafel ursprünglich gewiss auch die Höhe der Seitentafeln erreichte, d. h. 53 cm. Es ist dies um so gewisser, als jeder küntslerische Zug dieser Tafel dieselbe in engsten Zusammenhang mit der *Aufgrabungs-Scene* bringt, und so wird aller Wahrscheinlichkeit auch die letztere ursprünglich irgendwo auf der Langseite angebracht gewesen sein, vielleicht an Stelle der ihren Platz nicht ausfüllenden *Banus Paul-Scene* und möglicher Weise vom Meister der *Aufgrabungs-Scene* geschaffen.

Abweichende Dimensionen finden wir wieder an der mittleren Tafel (Meister-Scene), welche, wie ich schon in den sachlichen Erklärungen betonte, wegen innerer und äußerer Gründe nothwendig um ein beträchtliches muss verkürzt worden sein, folglich vom Hause aus nicht auf dem Sarge konnte angebracht gewesen sein. Wohl mochte sie etwas höher gewesen sein, wie auch die zuletzt stehende *Fußwunder-Scene*, doch nicht um vieles, denn auf beiden ist das Pflanzenornament auf dem architektonischen Rahmen, den Bogenwinkeln unberührt, und so konnte sich höchstens über denselben ein Walzenglied hingezogen haben, wie wir es in der *Widmungs-Scene* sehen. Zwischen den zwei letztgenannten Tafeln der Deckplatte besteht aber der wesentliche Unterschied, dass die *Meister-Scene auf keinen Fall für den Sarg konnte bestimmt gewesen sein*, während die *Fußwunder-Scene*, wenn das erwähnte Walzenglied der Breite zugerechnet wird, gerade hier, auf dem Deckel des Sarges immer gestanden haben konnte.

Hiefür spricht auch der Umstand, dass die mittlere *(Meister-)* Scene schon wegen der Natur des Gegenstandes, aber auch wegen den unpassenden Dimensionen für den Sarg ursprünglich nicht passend, nur als Votiv-Spende betrachtet werden kann, die *Fußwunder-Scene* kann aber eben aus den angführten Gründen keine Votiv-Tafel gewesen sein, und besonders darum nicht, weil ihre Maße sie gerade zur Ausschmückung des Deckels geeignet machen.

Was es endlich die drei Tafeln im Inneren der Fallthüre betrifft, so läßt sich nur von der *Traum-Scene* behaupten, dass sie für den Sarg angefertigt wurde, doch erreicht ihre Höhe nicht einmal die der *Fußwunder-Scene*, noch viel weniger die des *Kranken Banus*, und doch sprechen alle Gründe dafür, dass die drei Tafeln: *Fußwunder*, *Banus* und *Traumgesicht* sich schon von vornherein auf dem Deckel befanden, gegen welche Annahme nur die auffallend geringe Höhe des *Traumgesichtes* (40 cm. gegen

45—49 cm. der beiden anderen) anzuführen ist. Bei genauerer Betrachtung dieser Tafel aber, welche hinsichtlich der Gruppierung und des Hintergrundes, ja sogar hinsichtlich der Bettverzierung, der Stoffmuster, des weiblichen Kopfschmuckes, der Zeichnung des Bartes und Haares und endlich der Gesichtsbildung ein genaues Seitenstück der Scene des *Kranken Banus* ist, finden wir, dass die Vorhang-Carnisse fehlt, ja dass auch der freie Raum zwischen der Carnisse und dem oberen Theile des Vorhanges fehlt; der Rahmen des Bildes ist von den Köpfen der zwei, auf der Wand hängenden Heiligen-Gestalten oberhalb, der erhobenen Rechten und des Armes des h. Simeon bedeckt und neben den Polstern der ruhenden Gestalt wird auf beiden Seiten der Vorhang ganz deutlich durch den senkrechten Streifen verdeckt, kurz: es ist unverständlich, warum der Meister hier das Bildfeld so eng bemessen hat, während sowohl er selbst auf den anderen Tafel, als auch seines Genossen auf den übrigen noch Raum für die Bewegungen der Gestalten ließen, was wir hier vergeblich suchen.

Deshalb werden wir auf keinen Fall irren, wenn wir glauben, dass diese Tafel in der Höhe um 4—5, in der Breite aber um 1—2 cm. verringert worden ist, in welchem Falle sie mit den beiden anderen zusammen für den Deckel bestimmt war und sich dort auch befand bis zur Umgestaltung des Sarges. Es könnte sich hier höchstens noch fragen, warum der Meister diese Tafel verkleinert hat? Dafür gab es zwei wichtige Gründe: 1. um sie den beiden anderen gleich zu machen, 2. damit das hohe Reliefwerk der Fallthüre nicht auf den 9 cm. hoch placierten Bodenrand des Sarges aufschlage.

Die beiden anderen Tafeln der Fallthüre sind, wie wir bei Untersuchung des dargestellten Gegenstandes gesehen haben, unbedingt verstümmelt und zu Votiv-Spenden hergestellt worden; denn nur auf einem solchen Reliefbilde hat — bei der Natur der Sache — eine *Doppelscene* Berechtigung, wo wir auf der einen das Anflehen des Heiligen, auf der anderen die Erfüllung der Bitte sehen, während wir auf den direct für den Sarg angefertigten Tafeln nur solche Scenen finden, welche keine persönlichen Beziehungen haben, wie die aus dem Leben des Heiligen genommene *Vorstellung im Tempel*, oder das auf die Geschichte der Leichte bezügliche Gottesgericht, oder wo das Verhältnis der den Sarg bestellenden Königin zum Heiligen ausgedrückt wird. Doch lässt sich davon, dass diese Tafeln einmal höher gewesen sein sollten, durchaus nicht reden. Hätte der Meister auch diese Fallthür-Reliefs mit gleicher Höhe des Bildfeldes, wie die Thüre selbst, angebracht, so hätte das Hervortreten der Figuren oder wenigstens der Architectur, welches ja bei Reliefs immer genug betrachtlich ist, den staubfreien Verschluss der Thüre unmöglich gemacht; der Boden des Sarges ist nämlich — wie auf der photographischen Aufnahme

ersichtlich — beiläufig so hoch gelegen, so breit der mit *flachen* Ornamenten ausgelegte Strifen ist, welcher sich über den Reliefs der Fallthüre hinzieht. Betrachtet man so die Blätter auf ihrem eigenen Platze, wie sie doch betrachtet werden müssen, entfällt sofort jede Voraussetzung betreffs ihrer Verkürzung, denn diese Blätter waren ursprünglich nicht höher, als wie sie jetzt sind. Und zwar darum, weil 1. das Profil der Rahmen überall unversehrt ist, 2. weil die Verzierung des Bogenwinkels, das Blättermotiv ebenfalls keinerlei Verstümmelung aufweist.

Fassen wir allso die Untersuchung der Maße dieser Tafeln zusammen so müssen wir sagen, dass wir die für den Sarg schon von vornherein erforderlichen acht Stücke in der Höhe von 53—54 cm., und die zur Verzierung des Deckels dienenden 45—49 cm. hohen Tafeln auch heute noch vollzählig, wohl etwas verstümmelt, aber keineswegs in imitierter, später geschaffener Form vor uns haben.

Ihren ursprünglichen Platz haben nur die vordere Langseite und die beiden Schmalseiten behalten, oder haben sich die letzteren gegenseitig abgelöst; ferner mag auf dem Deckel gewesen sein: der *Kranke Banus*, das *Fußwunder* und das *Traumgesicht*. Die *Meister-*, *Austreibungs-* und *Knaben-Scene* sind, nach Gegenstand und Maßen zu urtheilen, nicht für den Sarg angefertigt worden, waren für diesen ursprünglich auch gar nicht nothwendig. Solche Votiv-Geschenktafeln mag es auf dem Altar des h. Simeon oder in der unmittelbaren Umgebung des Sarges an der Wand schon vor Herstellung des Silbersarges gegeben haben. Dieser selbst aber wird wohl die Lust geben zu gesteigert haben. Die auf den Seiten des Sarges sichtbaren Scenen müssen in vornehmen und wohlhabenden Gläubigen — vielleicht noch zu Lebzeiten der Königin oder kurze Zeit danach — den Wunsch erweckt haben, jene Wunder zu verewigen, welche durch die Intervention des Heiligen an ihnen geschehen sind. So ist vielleicht die *Knaben-Scene* gerade von dem Vater gespendet, dessen Sohn aus dem Wasser errettet worden. Auf solchen Votiv-Darstellungen — wie überhaupt auf Votiv-Bildern — fehlen niemals die Gestalten der den Heiligen anflehenden Spender. Sie konnten ja ganz gut in der Werkstätte des Francesco di Milano erzeugt worden sein, doch, da der Sarg damals noch nicht vorhanden war, haben die Maße der Bilder mit dem der übrigen nichts zu thun. Diese Tafeln scheinen bis zur Restaurierung aufbewahrt worden zu sein, als man es dann zweckmäßig fand, sie am Inneren der Fallthüre zu befestigen und zwar die Gestalten kopf abwärts, damit sie beim Niederlassen der Thüre dem Betrarhter gegenüber in richtige Stellung kommen. Solche Tafeln, *gemalt*, finden sich übrigens in großer Anzahl sowohl in Rom (vom h. Antonius) als auch bei uns (an Gnadenorten der h. Maria) u. s. w.

Hier fragt es sich nur noch: wenn diese drei Tafeln als Votiv-Gegenstände erst nach der Restaurierung auf den Sarg gelangten und zwar

darum, weil dies wegen der Fallthüre erwünscht schien, woher kommt es dann, dass nur zwei davon sich auf der Fallthüre befinden? Die Ursache ist sehr natürlich. Alle drei waren hier nicht unterzubringen, weil zwei Tafeln 40 cm., eine aber 45 cm. hoch waren, die aber früher auf der Rückseite des Deckels gestandene *Traumgesichts-Scene*, welche damals auf der Fallthüre angebracht wurde, war früher gewiss 45—48 cm. hoch; sie musste diese Höhe haben, da sie sonst ihren Platz nicht ausgefüllt hätte, während sie zufolge ihrer Construction, indem sie nämlich keinen architektonischen Rahmen hatte, die Verkürzung leicht vertrug; die 45 cm. hohe *Meister-Scene* aber hätte, wenn man 5 cm. entfernt, den architectonischen Rahmen einbüßen müssen. Darum hat man für die Fallthüre, außer den schon selbst 40 cm. hohen *Austreibungs-* und *Knaben-*Scenen, von den Tafeln des Deckels die ohne schlimme Folgen verkürzbare *Traumgesichts-Scene* gewählt, an Stelle derselben aber die *Meister-Scene* angebracht.

Es erübrigt noch von dem Verhältnisse der auf der hinteren Langseite im Inneren des Sarges befindlichen Tafel und einiger Gestalten zu sprechen.

Nachdem Schreiber dieser Zeilen, das auf der inneren Langseite des Sarges befindliche Relief-Gruppenbild und die vier einzelnen Gestalten (Fig. 21.) nur nach einer kümmerlichen Zeichnung und nach verschwommenen Photographien, also nicht nach eigener Anschauung kennt, scheint es für ihn mehr als gewagt über das Alter derselben und die Zeit ihrer Placierung im Sarge eine Meinung abzugeben. Doch sind diese beiden Fragen naturgemäss in so innigem Zusammenhange mit der Umgestaltung des Sarges, auch bietet hier die Composition des figuralen und ornamentalen Theiles der Stilkritik eine genügend sichere Basis, da letztere auch aus den erwähnten mangelhaften Abbildungen genug klar erkennbar ist, so dass ich nicht umhin kann, auf die Behauptungen des Herrn Dr. Mayer zu reflectiren.

Wie ich in der Beschreibung hervorgehoben habe, kann das mittlere Gruppenbild, welches die Vorstellung Christi darstellt, unmöglich mit den, zweifellos der Spätrenaissance angehörigen vier Gestalten und mit deren Hintergrund eines Alters sein. Bei *gründlicher* Betrachtung dieser Werke wäre dies sehr leicht zu entscheiden, in Ermangelung einer solchen aber verweise ich, nebst den großen Verschiedenheiten in der Gruppierung, nur noch daranf hin dass bei der mittleren Tafel irgendwelche alterthümelnde Arbeit nicht anzunehmen ist, denn wenn der Meister der Architectur mit großem Bogen in der Vorstellungs-Scene eine solche Halle abbildet, welche an eine, am Aeuseren des Sarges befindliche Halle erinnert, dann hätte er diesen alterthümelnden Stil auch beim Hintergrunde der Einzelgestalten bewahren müssen und umgekehrt, wenn er diese letzteren nach dem

Geschmacke seiner Zeit ausgearbeitet hat, warum altherthümelt er gerade nur in der Mitte?

Wie erklären wir demnach hier die Zusammenstellung der, der alten und neuen Zeit, sagen wir dem XIV. und XVII. Jahrhundert angehörigen Tafeln? Einfach damit, dass dem Meister zur Zeit der Umgestaltung des Sarges eine alte Silbertafel zur Verfügung stand, auf welcher *die Vorstellung abgebildet war.* Nachdem die Höhe dieser Tafel nur 34 cm., die Breite aber nicht viel mehr betrug, konnte er sie für sich allein nicht in die Mitte der mit Lilien geschmückten Langseite setzen. Darum fertigte er dazu, aber schon im Stile seiner eigenen Zeit (und hier hätte doch die Alterthümelei einen Sinn gehabt, mit welcher er jetzt die Erklärungen verwirren konnte) rechts und links mit gehörigem architectonischem Hintergrunde vier Einzelgestalten en relief an und den unausgefüllt gebliebenen Raum bedeckt er unten mit einem ebenfalls neuen, für diesen Zweck gefertigten Renaissance-Leisten, oben aber mit einem, wenn ich nicht irre, aus der früher dort gewesenen Lilien-Verzierung herausgeschnittenen Streifen, von welcher, wie wir wissen, auch die übrigen Theile des Sarges reichlich bekommen haben. Die mittlere Tafel kann daher nichts anderes sein als eine alte Votiv-Spende, welche nicht für den Sarg und auch nicht zur Zeit der Umgestaltung des Sarges, sondern früher (die Zeit mag eine spätere Untersuchung feststellen) angefertigt wurde.

Bezüglich der Bregründung dieser Annahme entstehen die folgenden Fragen, welche zugleich schon die Antwort enthalten. Es fragt sich: 1. Welchen Sinn hatte die figurale Abbildung im *Inneren des Sarges* im XVI. Jahrhundert, wenn man nur von oben hineinlangen konnte, die heilige Leiche nicht einmal darinnen war und der Sarg vielleicht zur Aufbewahrung von Wertgegenständen diente? 2. Welchen Sinn hatte es für die hintere Langseite eine nur 34 cm. hohe, also kleinere figurale Tafel anzufertigen, als alle anderen waren, den unteren Theil aber mit einem 12 cm. breiten, roh angenagelten Lappen auszuflicken? 3. Welchen Sinn hatte es eben dieselbe Scene hier noch einmal auszuarbeiten, welche auf der Vorderseite des Sarges in größerem Formate bereits zu sehen war? und endlich: 4. warum hat man diese Tafel gerade damals hergestellt, als der Sarg in die Nonnenkirche übertragen wurde, wo doch die Uebertragung wegen der Verwüstungen des Krieges erfolgt ist, der Stiftungs-Fond des Sarges also überflüssige Geldmittel kaum haben konnte? Mit einem Worte, eine ganze Reihe der Fragen drängt sich hier auf, auf welche die Antwort deutlich dahin lautet, dass von den, auf der hinteren Langseite im Inneren des Sarges befindlichen figuralen Reliefs damals *für den Sarg* allein nur die ganz deutlich in Renaissance-Geschmack gehaltenen Einzel-Gestalten und deren Hintergrund konnten angefertigt worden sein.

Meyer hält aber alle diese Reliefs für gleichzeitig und darin irrt er

sich. Die eingeflossenen Opferspenden konnten, wie er meint, zum Theile am Anfange des XVI. Jahrhunderts verwertet worden sein, als der Reliquien-Cultus besonders lebhaft war. Die Manipulation der vielen Spenden, sagt er* weiter, erforderte eine besondere Beaufsichtigung, weshalb — wie der Auftrag der Curatoren vom 15. Mai 1514 zeigt — dieselben (nämlich die Spenden) gelegentlich auch zur Anschaffung neuer Spenden für den Heiligen verwendet wurden. Kurz: er bemüht sich nachzuweisen, dass diese figuralen und decorativen Reliefs im Jahre 1514 oder 1571 (zur Zeit der Uebertragung des Sarges), mit einem Worte, im XVI. Jahrhundert entstanden sind, ihre Entstehung aber bringt er nicht im entferntesten mit dem Sarge in Zusammenhang. Wir erfahren also nicht, was er meint: ob diese figuralen Werke (besonders diese) direkt für den Sarg angefertigt wurden, oder von diesem unabhängig, und wann sie in letzterem Falle in das Innere des Sarges gelangten? Und doch müssen wir hier vor allem 1. einen Unterschied machen zwischen dem mittleren Gruppenbild und den Einzel-Gestalten, 2. müssen wir wissen, dass das Innere des Sarges im Laufe des XVI. Jahrhunderts keinerlei figuraler Verzierung bedurfte. Wenn wir darum auch annehmen, dass sämmtliche in Rede stehenden Reliefs zur selben Zeit angefertigt wurden, ist es doch unbedingt gewiss, dass sie nur als Votiv-Spende, mithin nicht für den Sarg, gemacht werden konnten. Dasselbe lässt sich aber von den wier Einzel-Gestallten weder im Hinblicke auf den Gegenstand, noch auf ihren Zusammenhang voraussetzen. Diese letzteren konnten also, wie ich schon erwähnte, nur zur Zeit der Umgestaltung des Sarges zur Ergänzung des bereits vorhandenen Votiv-Bildes «*Vorstellung*» im Jahre 1630 entstanden sein. Wenn aber anderseits kein Grund zur Anfertigung von figuralen Reliefs für das Innere des Sarges vorhanden war, bevor solche auch von außen sichtbar gemacht worden wären, ebensowenig konnten Reliefs von *bereits dargestellten Ereignissen*, welche nicht die ganze Breite der Wand eingenommen, im Jahre 1632 anfertigt worden sein. Ornament und Streifen aber konnten auf den erwähnten figuralen Tafeln keinen Sinn haben. Erst bei der Aufnagelung derselben konnten jene gemacht worden sein, um den von den hier angebrachten Votivtafeln leer gelassenen Raum auszufüllen. So wird es klar, warum und wieso auf *einen* Sarg die *Vorstellung Christi im Tempel zweimal* gelangt ist, warum die dorthin gestellte Tafel mit den Einzelgestalten den Hintergrund nicht ganz ausfüllt etc.

Untergeordnet erscheint auf diese Weise die Frage, inwiefern die in

* Wir müssen wiederholen, dass dem Uebersetzer der obigen Studie das deutsche Original der Monographie des H. Dr. Meyer nicht vorgelegen hat, daher die Rückübersetzung der Citate vielleicht an buchstäblicher Genauigkeit etwas zu wünschen übrig lässt.

Rede stehenden zwei Ornament-Streifen am unteren Rande des inneren Hintergrundes und am oberen Rande der hinteren Seite des Sarges mit einander übereinstimmen? Und: Ob sie zu gleicher Zeit angefertigt wurden oder nicht? Wenn sie gleich sind, sind sie zur selber Zeit entstanden, denn bei der großen Umgestaltung hatten sicherlich auch die äußeren Tafeln solche Blätter nöthig.

Dann verstehen wir, warum sich diese Medaillon-Guirland (Fig. 45) von der auf der Vorderseite des Sarges hinlaufenden Tulpen-Ranke (Fig. 41) unterscheidet. Wenn sie aber nicht gleich sind, mag die eine oder die andere auch früher entstanden, doch nach 1632 auf keinen Fall. All dies ist ziemlich gleichgiltig, da die beiden Streifenornamente sich von einander unabhängig trennen und jedes in die Zeit versetzt werden kann, in welche es von der strengen Stilkritik gewünscht wird.

Untersuchen wir nun weiter die kleineren Veränderungen, so finden ewir in allen die der Wirklichkeit entsprechende Reihenfolge, sowie die Ursache jeder einzelnen Aenderung, Anstückelung und Flickarbeit.

Die Verzierungen dieser Flickstücke wurden entweder auf dem betreffenden Fleck selbst gemeißelt, event. getrieben, oder wurde der betreffende Theil aus den Resten verzierter Tafeln oder Streifen herausgeschnitten. Es ist dies an der Schnittlinie der Rände zu unterscheiden: wenn der Rand das Motiv durchschneidet, so war die Verzierung sicherlich schon früher daran; wenn aber die zum Flicken bestimmte Platte erst nach der Befestigung gemeißelt oder getrieben wurde, dann hat sich der Meister entweder mit der Zeichnung des Musters der Breite des Blattes gefügt, oder hat er unwillkürlich ein schmales unverziertes Rändchen neben dem Muster freigelassen.

Ich glaube in Anbetracht dieses wichtigen Umstandes und unter Berücksichtigung aller Eigenheiten der Motive sämmtliche Ornamente — mit besonderem Hinblick auf die Ausbesserungen des Sarges — in folgender Weise zusammenfassen zu können:

Nach der Reihenfolge, welche ich in der Beschreibung befolgt, sind die unter Nr. 1 und 3—9 beschriebenen. Ornamente (Fig. 35—37, 39—41), wenn ich mich nicht täusche, als die ältesten, originellen Motive des Sarges zu betrachten. Besonders die unter Nr. 1, 3, 5—7 besprochenen stehen in dieser Beziehung schon darum außer allem Zweifel, weil sie sämmtlich an solchen Stellen vorkommen, welche auch in anderer Beziehung als durchaus originell können betrachtet werden.

Von den unter 4. angeführten Anjou-Lilien (Fig. 37, 38) können nur die gemeißelten Bänder (Fig. 37) als originell gelten. Diese sechs langen Streifen sind zweifellos der Theil einer in Stücke geschnittenen verzierten Tafel, welche mit dem Sarge zugleich angefertigt wurde, ja einstens ein verzierender Theil desselben waren. Wo aber mochte sie auf dem Sarge ihren

Platz gehabt haben? Wie ich bereits erwähnte, war die ganze Oberfläche des Sarges mit figuralen Ornamenten bedeckt, das Innere desselben aber musste, so lange er sich nach oben öffnete, mit solchen einfachen Ornamenten ausgestattet gewesen sein. Ja, nach dem Zeugnisse des Herrn Directors Radisics ist am Inneren des hinteren Deckels auch noch heute das Ornament zu sehen. Bei der Restaurirung im Jahre 1630 wurde, wie es scheint, nur das Innere der vorderen Deckplatte zerstückelt, da es durch die Fallthüre ohnehin nicht mehr gesehen werden konnte. So viel ist sicher, dass diese sechs Streifen, wenn sie aneinander gereiht würden, ein etwa 60 cm. breites Blatt geben würden, also ein ebenso großes, als jede Tafel des Sargdeckels. Eine bestimmt nicht ursprüngliche Arbeit aber ist das auf dem hinteren Deckel sich hinziehende gleichfalls mit Lilien geschmückte Muster (Nr. 2, Fig. 33), welches mit den eingeschobenen spitzigen Lanzenblättern beweist, dass es sicherlich bei der Restaurierung von 1630 aus dem alten, gemeißelten Lilien-Muster gemacht wurde.

Zweifel erweckt bezüglich des Alters Nr. 8 mit seinem gemeißelten Eichenblatt-Motiv im Rankenmedaillon, über den inneren Tafeln der Fallthüre und auf den erwähnten Flecken. Es ist auffallend, dass auch dies nicht ursprünglich als Fleckstück angefertigt wurde, sondern aus irgend einer großen Tafel herausgeschnitten ist, welche gerade die Fallthüre und die gegenüberstehende Langseite bedeckte, als der Sarg sich noch nach oben öffnete und sich im inneren des Sarges überhaupt kein figurales Ornament befand.

Diese Streifenflicken konnten überhaupt nicht in der Zeit des Spitzbogengeschmackes entstanden sein, wie manche zu glauben geneigt sind, denn in diesem Falle müsste die Fallthüre auch derselben Zeit entstammen, doch konnten sie auch umgekehrt mit der Fallthüre zusammen nicht einer Zeit angehören, denn in Bezug auf Stil und Ausarbeitung weichen sie augenfällig von den damals im Renaissance-Stil angefertigten Flecken ab. Und endlich venn sie in der Renaissence-Zeit entstanden sind, wie erklärt es sich dann, dass am Rande des Polsters Simeons auf dem ersten Blatte des Deckels eben unter der Renaissance-Flickung auch dieses gemeißelte Eichenblatt vorkommt wogegen es verständlich ist, dass bald nach der Herstellung des Sarges gerade aus dem mit diesem Muster gemeißeltem Blatte, welches des Innere der Langseite ursprünglich bedeckte, der erwähnte Polster geflickt wurde.

Das Eichenblatt en relief unter Nr. 3, sowie die gemeißelten und gravierten Exemplare desselben Musters auf dem Pallium der großen Gestalt Simeon's stehen im wesentlichen dem besprochenen Eichenblatt-Medaillon der Fallthüre (Nr. 8) so nahe, dass sie mit demselben getrost in eine Zeit gesetzt werden können, ja es ist garnicht unmöglich, dass sie von einem Meister herrühren.

Eine solche Abweichung wie zwischen diesen Eichenblattmustern finden wir auch zwischen den verschiedenen Gestalten des unter Nr. 1 beschriebenen aus einem Mittelpunkt verzweigten, gezackten Blätter-Ornaments, doch beweist diese Abweichung ausschließlich nur die Verschiedenheit des Meisters, nicht aber des Alters und zeigt höchstens nur, dass diese Tafeln auf keinem Fall einem, höchstens nur zwei Menschenaltern, also einem das Leben von Meister und Schüler überschreitenden Zeitraume, angehören können; denn die Arbeit eines viel späteren, nach Archaismen strebenden Meisters, könnten wir im besten Falle gerade nur auf dem Bilde des Sarges suchen, weil dieses Ornament nur auf der Seite des alten Marmorsarges gestanden haben konnte und nur die getreue Abbildung des letzteren in dieser Zeit Ursache des Archaismus gewesen sein konnte. Wir finden aber dasselbe Ornament mit unwesentlichen Abweichungen auch auf der Architectur fast aller anderen Tafeln, wo es gewiss nie einen rechten Sinn hatte, sich so krampfhaft an dasselbe zu halten! Zur Anwendung alterthümelnder Ornamente hatte der Künstler in aller späteren Perioden reichliche Gelegenheit sowohl zur Zeit der vielen Flickwerke und Ausbesserungen, als auch besonders bei der Umoestaltung des Sarges. Hievon aber findet sich nirgends eine Spur.

Ganz allein der beim Fuße der großen Gestalt Simeon's auf der Vorderseite des Deckels sichtbare große Fleck (Fig. 33, 34) weist auf eine solche archaistische Arbeit hin, indem der Meister aus den auf den Bildern des Sarges, wie auch in den Bogenwinkeln befindlichen gezackten Blättern seine kreisförmigen Medaillons gebildet hat, welche im Verhältnisse zum Platze den sie schmücken sollen, unförmlich groß sind. Doch auch hier müssen wir uns nicht auf diese Annahme steifen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach ist der Fleck des Anfanges des XV. Jahrhunderts an Stelle der vom Fuße des Heiligen entwendeten Silberplatte angefertigt worden, zu einer Zeit, wo das gezackte Blatt kaum schon ein veraltetes Motiv gewesen sein konnte.

So steht es auch mit dem oberen Tulpenstreifen der vorderen Langseite (Fig. 41), welcher im Wesentlichen ebenfalls mit dem Polsterornament Simeon's übereinstimmt, also im Verhältnisse zu diesem nicht viel später entstanden sein konnte, ja es ist nicht unmöglich, dass die ganze Tafel oben und unten einen solchen Rahmen hatte, als nämlich sämmtliche Tafeln noch auf ihrem ursprünglichen Platze sich befanden. Nach den ältesten Verzierungen der ersten Gruppe folgt auf dem Hintergrunde der *Widmungs-Scene*, gleichsam als Stoffmuster ausgemeißelt, das auch von Mayer und Radisits der Früh-Renaissance zugeschriebene Ornament (Fig. 42), von welchem das ober den hinteren Platten des Sarges sich hinziehende, der gereiften Renaissance-Auffassung angehörige, schöne Ranken-Ornament sehr weit entfernt ist (Fig. 45); unterhalb des letzteren, links

auf dem Giebel der Widmung, sowie auch an den Seiten kommen noch Röschen und Vergissmeinnicht in die Intervalle der aus winzigen Kreisen gemeißelten Wellenlinien eingetheilt vor.

Derselben Zeit wie dieses gemeißelte Ornament muss auch das auf dem Sargdeckel der *Fußwunder-Scene* befindliche, mit einem Rankenbande und kleinen Lilien ausgestattete Ornament Nr. 12 angehören, welches in vieler Beziehung dem auf dem Hintergrund der *Widmungs-Scene* gemeißelten Stoffmuster (Fig. 43.) ähnlich ist.

Von dem unter Nr. 13 beschriebenen Spitzbogen-Ornament, durch welches die *Büßungstafel* hinaufgeschoben wurde, lässt sich schwer sagen wann es hieher gelangt sein mag. Sicherlich viel früher, als diese Tafel, welche einst irgendwo auf der Langseite stand, hierher auf den Deckel gelangt ist. Ein so ornamentierter Streifen mochte sich auch unter alll' den anderen Tafeln hingezogen haben, welche mit dieser in einer Reihe standen und die setzt auch der Verfasser unserer Monographie voraus, doch von jenen Tafeln, mit welchen sie jetzt auf den Deckel in einer Reihe steht. Darüber besteht ja auch sonst kein Zweifel, dass der Silbersarg auch vor der Restaurierung an mehreren Stellen und vielleicht auch öfter geflickt wurde, doch von diesen Flecken sind nur wenige bis auf den heutigen Tag erhalten. So z. B. am Rücken der erstarrenden Gestalt in der *Fußwunden-Scene* ein kleiner Fleck, am Wappen Ludwig's des Großen, ober dem Kopfe des Straußes mehrere kleine Flecken u. s. w., doch diese wurden zum Theile für ihren jetzigen Platz älteren Silberplatten entnommen, während der in Rede stehender Spitzbogen-Streifen direct als Flickstück angefertigt wurde und sicherlich zu einer Zeit des Spitzbogen-Geschmackes und ist darum als eines der ältesten Flickstücke des Sarges zu betrachten. Die übrigen, um vieles wesentlicheren Aenderungen erfuhren diese Tafeln gelegentlich der großen Restaurierung. Namentlich waren infolge der Beschädigung mehrere Silberplatten am oberen und unteren Rande eingerissen, ja es können schon lange vorher an diesen Stellen ganze Stücke gefehlt haben, sowie noch heutzutage auf der Reliefplatte der linken Schmalseite zwei große Stücke fehlen (Banus Paul's Scene Fig. 10); mit einem so eingerissenen zackigen Rande konnte der Goldschmied nichts vernünftigeres thun, als die Platte in ihrer ganzen Länge bis zum tiefsten Risse abschneiden und an der betreffenden Stelle einen verzierten Streifen anzubringen. Auf diese Weise gelangte seinerzeit auf den unteren Rand der Büßungs-Scene jener breite Spitzbogenstreifen. Als es sich dann darum handelte, die auf diese genug primitive Weise reparierten Tafeln gelegentlich der großen Restauration auf die Brettergruppe zu vertheilen, war man gezwungen, die zuletzt erwähnte, auch unten angestückte Platte hinaufzuschieben, soweit es die Breite des an dem unteren Rand geklebten Streifens und auch wohl der ruinierte Zustand des dem oberen Rande nahestehenden Thurmes er-

forderte. Bei einer so gewöhnlichen handwerksmäßigen Flickarbeit, wie sie die Umgestaltung des Sarges verräth, können wir uns über das Hinaufschieben der Bildbasis und über die am oberen Rande vorgenommene Verstümmelung, resp. Verklebung mit einem rohen Flecke nicht im geringsten wundern.

Der rhombische Steinkopf (Fig. 14), der stilisirte Nagelkopf (Fig. 15), die aus Syrenen sich verzweigende Ranke (Fig. 16), der Streifen mit Nagelköpfen (17), die schmalen Streifen mit kleinen Perlen (18), der Streifen mit der vier Lanzenblättern (19), der gestreifte Stab des Dachgiebels (21) und endlich die stumpfen Sägezähne sind insgesammt Producte der Spätrenaissance und wir werden kaum irren, wenn wir behaupten, dass sie sammt dem oberen Lilienstreifen des Deckels gelegentlich der letzten Restaurierung angefertigt wurden, oder wenn sie auch früher vorhanden waren, als Flickstücke zu verschiedenen Zeiten auf die Tafeln des Sarges gelangt sind. Das letzte noch übrige Nr. 20 erwähnte schmale Streifen-Motiv, welches an der Kante des Bretterbodens der vorderen Langseite den Raum zwischen den Ecken einnimmt (Fig. 47), ist als allgemein verbreitet, dem Alter nach nicht zu bestimmen; vielleicht ist es originell, vielleicht späteren Ursprunges; vielleicht ist es vom Haus aus hier gestanden, vielleicht auch anderswo.

Auf die dritte, hier aufgeworfene Frage: Wenn und in welcher Reihenfolge sind die einzelnen Tafeln entstanden? und: Welche Werke sind dem Meister des Sarges zuzuschreiben? können wir auf Grund des obigen kurz antworten: Die Unterscheidung jedes einzelnen Meisters der einzelnen figuralen Abbildungen ist sozusagen unmöglich, weil jede Tafel ganz deutlich die Hand verschiedener Arbeiter verräth.

Auf der *Widmungs-Scene* z. B. hat, wie wir wissen, an den einzelnen Gestalten eine andere Hand gearbeitet, als — wohl um vieles später — am Teppichmuster des Hintergrundes, und den architectonischen Rahmen mit seinem schönen Eichenlaub-Ornament — aber nur dieses — hat derselbe Meister getrieben, der den Hintergrund außer dem Ciborium *(Vorstellungs-Scene)*, sowie die Bettdeke des h. Simeon auf der vorderen Seite des Deckels mit demselben Muster, mit derselben sorgsamen und sicheren Arbeit getrieben hat. Dagegen verrathen einen anderen Kopf und auch eine andere Hand die Gestalten und eine noch viel spätere Arbeit ist das Teppichmuster des Hintergrundes. Der erste Meister aber kann kein anderer sein, als *Francesco di Mediolano*. Ihm müssen wir in ganzem Umfange zuschreiben: 1. die große Gestalt *Simeon's* auf dem Sargdeckel, 2. die *Aufgrabungs-Scene,* 3. die *Vorstellung im Tempel,* 4. der *Einzug Ludwig's d. Gr.*, 5. die *Sturm-Scene,* 6. die *Büßungs-Scene* und endlich die *Inschriftentafel.* Ein Beweis dafür sind: der Gegenstand dieser Tafeln, die Conception dieser Gegenstände und die Art der Erzählung, die Kleidung bis in die

geringfügigsten Kleiderverzierungen, die Gleichheit des Hintergrundes, die architektonischen Motive, die Größenverhältnisse der Gestalten im Allgemeinen und Besonderen und endlich die Pflanzenornamente. Werke einer anderen Hand mögen sein: die Gestalten auf der *Widmungs-Scene* und



FIG. 54.

auf der linken Seite der *Banus Paul-Scene.* Erfindung und Ausarbeitung eines dritten Meisters haben wir in den Tafeln *Traumgesicht* und *Der kranke Banus,* welche, wie ich bereits erwähnte, in allen künstlerischen Zügen einander so weit als möglich gleichen; während die Gestalten der *Fußwunder-Scene* wegen der großen Verhältnisse und der Ausarbeitung des Bartes auf einen vierten Künstler hinweisen, wiewohl die Gruppierung,

die lebhaften, sprechenden Bewegungen, der Faltenwurf der Kleider gerade an Francesco erinnern, die Architectur des Hintergrundes aber bedingt eine ganz andere Gruppe. Die leitende Hand war, wie ich glaube, auch hier Francesco, die ausführende aber einer seiner Gehilfen; darum rechne ich



FIG. 55.

die letztgenannten ebenfalls in die erste Gruppe. *Meisterscene, Austreibung* und *Knabenrettung* sind, wie wir wissen, Votivtafeln und haben viel verwandte Züge; die beiden letzteren stammen gewiss von derselben Hand her. Die Gesichtszüge des h. Simeon sind auch hier sehr sorgfältig gearbeitet; die beiden Diener, der Rock des Schiffmannes, die Schuhe u.s.w. sind sich in vielem ähnlich, doch durch die Gesichtsbildung kommen sie

insgesammt theils dem *Traumgesicht*, theils dem *Fußwunder*, durch den architectonischen Hintergrund aber dem letzteren *und* der *Widmungs-Scene*, durch die Costüme dagegen der *Banus Paul-Scene* näher. Nachdem gar kein geringer Grund vorhanden ist, diese Bilder vielleicht auch nur der Zeit des Spitzbogen-Geschmackes zuzuschreiben, ja im Gegentheil, dieselben durch jeden einzelnen künstlerischen Zug im Großen und Ganzen den übrigen Tafeln zugehören: müssen wir sagen, dass alle drei vielleicht eben im Atelier Francesco's bald nach Herstellung des Sarges angefertigt wurden und — wie bereits erwähnt — von diesem unabhängig blieben bis zum Jahre 1630, wo sie von Piazzalonga verstümmelt auf ihrem jetzigen Platze angebracht wurden. Man vergleiche nur die beiden Teufel auf der *Sturm-Scene* und auf der *Austreibungs-Scene*. (Fig. 54 und 55.)

Endlich ist die mittlere Tafel im Inneren des Sarges, welche die *Vorstellungs-Scene* wiederholt, auch eine Votivtafel, als solche vor der Renaissance-Zeit entstanden und möglicherweise von mehreren, im Laufe der Zeit vielleicht zu Grunde gegangenen oder eingeschmolzenen Votivtafeln allein übrig geblieben und in das Innere des Sarges gelangt, als man durch die Fallthüre auch schon von weitem hineinsehen konnte. Die rechts und links davon stehenden vier Einzel-Gestalten sammt ihrer Säulenumrahmung sind aller Wahrscheinlichkeit nach nur zur Ergänzung dieser Tafel und um die ganze Wand im Inneren des Sarges zu bedecken, eben in der Höhe dieser Tafel und zur selben Zeit, als diese hier eingefügt wurde, d. h. im Jahre 1632, angefertigt worden.

Sämmtliche figuralen Ornamente des ganzen Sarges lassen sich also auf Grund der vorangegangenen Erörterung in fünf große Gruppen eintheilen oder besser gesagt fünf solchen Meistern zuschreiben, die mit Kopf und Hand gleichmäßig ihre Spur verewigt haben; doch lässt es sich auch nicht leugnen, dass wir bei eindringlicherer Untersuchung innerhalb jeder einzelnen Gruppe Werke mit mehr oder weniger Abweichungen finden, welch' letztere jedoch einer besonderen Beachtung nicht wert sind.

Die erste, aus dem vorzüglichsten Werke bestehende Gruppe, welche die *große Gestalt Simeon's*, die Tafeln der vorderen Seite, von der linken Seite den *Sturm*, die auf dem Giebel des Daches befindlichen zwei Wappen, im Hintergrunde die *Inschrift* und auf der Rückseite des Daches die *Büßungs-* und *Fußwunder-Scene* umfasst, schreibe ich darum dem Meister *Francesco* zu, weil sie den Kern und die Blüte der figuralen Ornamentik ausmachen; ferner gehören hierher: wegen des Rankengewindes aus Weinblättern die *Inschriftentafel selbst* und der unberührte Theil der Vorderseite des Daches, die *Decke unter der Gestalt Simeon's*, sowie die *Tunica* und das *Pallium* des Heiligen. Gesicht und Kopf des letzteren halte ich, nicht nur im Vergleiche zu den übrigen, verhältnismäßig viel kleineren Köpfen, sondern an und für sich genommen, für genug gelungen, um den besseren,

nicht aber den weniger guten Tafeln des Sarges zugerechnet zu werden. Das gewisse Weinblatt-Motiv ist — in zweierlei Ausarbeitung — so charakteristisch, dass es sammt dem gezackten Blätter-Motiv eben dieser Gruppen einen eigenen Stempel aufprägt. Bezüglich der übrigen künstlerischen Züge habe ich diese Tafel ohnehin schon eingehend behandelt.

Der Verfasser unserer Monographie schreibt aber nur wenige dieser Werke — namentlich: die Gestalt Simeon's, die Widmung, die Aufschrift, die Auferweckung, den kranken Banus und die beiden Wappenbilder — dem Francesco zu, während er die — auch von ihm sehr gut qualificierten Bilder — Aufgrabung, Büßung, Sturm, Einzug des Königs, Vorstellung, Fußwunder, sammt der nicht hierhergehörigen Meister-Scene als Werke à la Giotto einer anderen Hand zuschreibt. Meyer: S. (40—45.) Seine Ansicht, dass die wenigen, etwas schwächeren Werke von Francesco herstammen, ist nicht weiter begründet; doch ersehe ich aus seinen Zeilen, dass er sich dabei ausschließlich von dem Weinblatte in den Bogenwinkeln der *Widmungs-Scene* leiten ließ. Im Verlaufe seiner Argumentation kommt er nach Aufzählung der Werke à la Giotto zur *Widmungs-Scene;* nachdem er hier — ganz richtig — constatiert hat, dass sie das Werk einer anderen Hand ist und er das Weinblatt des Bogenwinkels auch auf der Inschriften-Tafel gefunden hat, wo Francesco's Name zu lesen ist, spricht er als Ergebnis aus, dass diese Tafeln und die ihnen vergleichbare *Auferweckung* (kranker Banus), ferner die Gestalt Simeon's und die beiden Wappen (und nichts anderes) die Werke Francesco's sind.

Diese Argumentation ist grundfalsch. Ist doch dieses Weinblatt-Motiv gerade des originellste, d. h. es spielt auch auf der, gänzlich nach dem Gemälde Giotto's gearbeiteten *Vorstellung* (vgl. Fig. 53) eine wesentliche Rolle! Auf Grund dessen müsste man also die ganze Gruppe à la Giotto als Francesco's Werk auffassen, denn es ist sicher, dass derjenige, der die *Vorstellung* angefertigt hat, auch an der *Aufgrabung*, *Büßung* u. s. w., kurz an den letzten Tafeln des Sarges mit Kopf und Hand betheiligt war.

Wir müssen den Gang der ganzen Argumentation umkehren. Die Sache steht so: nachdem auf der *Inschriften-Tafel* Francesco's Name steht und das auffallende Ornament dieser Tafel, das Weinblatt, einen eigenen Stempel auch der *Vorstellung* und der *Vorderseite des Daches* aufdrückt (wo unser Verfasser das Blätterornament gar nicht beachtet), ist es natürlicher (wenn andere Gründe nicht dagegen sprechen), zu folgern, dass diese zwei letzteren und somit auch die zu ihnen gehörigen Werke von Francesco sind, als dem Francesco nur darum, weil das Weinblatt auch auf einer dritten, handgreiflichschwächeren Tafel, auf der Widmuug vorkommt, die Autorschaft bei seinen eigenen, meisterhaften Werken streitig zu machen.

Überdies aber ist es auch gar nicht anzunehmen, dass der Hauptmeister selbst, der das ganze Werk übernommen und seinen Namen auf dem

Sarge verewigt hat, von den 12—16 Tafeln *nur zwei Tafeln, eine Gestalt*, eine Inschrift und die zwei Wappen angefertigt hätte, also eben die Werke von untergeordnetem Interesse und Werte und dazu noch die handgreiflich *schwächeren* figuralen Tafeln!

Dem Francesco schreiben wir ferner — im Widerspruche mit dem Verfasser unserer Monographie — die Meister-Scene ausgenommen alle Tafeln zu, welche der Verfasser ganz richtig à la Giotto nennt und als solche charakterisiert; dagegen scheiden wir aus der zweiten, vom Verfasser dem Francesco zugeschriebenen Serie aus: den figuralen Theil der *Widmung* und die *Auferweckung (kranker Banus)*. Dass der erstere nicht zu den besseren Werken à la Giotto gerechnet werden kann, bedarf keines Beweises. Ist also Francesco der Meister, so bleibt ihm ein Antheil nur an der Zeichnung und Meißelung des Weinblattes, wie ich das am betreffenden Orte bereits hervorgehoben habe. Zur *Vorstellung* aber, dem Werke der zweiten schwächeren Hand, rechne ich noch die Tafel der rechten Schmalseite: die stümperhafte, zerfahrene *Banus Paul-Scene*, deren Gestalt der Verfasser ganz grundlos *ungarisch gekleidet* nennt; dagegen vergisst er hervorzuheben, dass auf beiden die Frauen ganz dieselbe Kopfbedeckung und theilweise auch dieselben Mäntel tragen, und was die Hauptsache ist, das Profil der *Elisabeth und ihrer Töchter* stimmt so sehr mit dem Profil *der in den Sarg greifenden Gestalt* auf den erwähnten Tafeln überein, dass diese Aehnlichkeiten nicht nur für die Identität des Meisters der zwei Tafeln genügen, sondern auch als leicht irreführendes Argument dafür dienen könnten, dass auch jene zwei Gestalten identisch sind.

Auch die Scene *kranker Banus* steht meiner Meinung nach den zwei erwähnten Tafeln nicht so nahe, als der *Traumgesichts-Scene*. Ein Blick genügt auch hier, um dieselbe Auffassung zu erkennen. Der Gegenstand selbst war ja sehr geeignet dazu. Auf beiden Bildern eine, auf das Bett hingestreckte, liegende Gestalt, bei beiden ein Bett mit gleichförmig verzier-Schemmel und ebensolcher Decke, gleichförmige Wandteppiche u. s. w. Was also kann diese zwei Tafeln von einander trennen, wenn sie in so vielen, augenfälligen Zügen mit einander übereinstimmen?! Vielleicht die Maße? Davon war schon die Rede. Wozu es wiederholen? Unser Verfasser bringt die Scene *Banus Paul*, oder wie er sie nennt «Königin», mit der *Traumgesichts-Scene* in Verbindung, doch auch der Nachweis dieser irrigen Voraussetzung erscheint nicht mehr nothwendig.

Nur auf den engen Zusammenhang der Scenen: *Meister, Austreibung* und *Knabenrettung* will ich noch hinweisen, deren erste unsere Monographie à la Giotto nennt, wogegen sich nichts einwenden lässt, ja auch das ist sicher, dass diese Gestalten nicht von derselben Hand, wie die der beiden anderen, modelliert sind; doch sind sie — wie ich glaube — insofern in einer Gruppe zu vereinigen, als keine einzige für den Sarg angefertigt

wurde, also auch alle von einander unabhängig entstanden sind, vielleicht, wie bereits erwähnt, im Atelier Francesco's oder eines seiner allernächsten Nachfolger, ja möglicher Weise unter seiner oder seiner Schüler Mit-die wirkung.

Die fünfte Gruppe ist die bereits eingehendes erörterte Votiv-Tafel und einzelnen Renaissance-Gestalten im Inneren des Sarges.



FIG. 53.

Es zeigt sich allso, dass wir in Bezug auf die Zahl der Gruppen beide ei ner Meinung sind und die vorausgeschickten Gründe werden den geneigten Leser vielleicht davon überzeugt haben, dass das Beste und Meiste von diesen Tafeln dem Francesco, nicht aber einem zweiten, vollkommen unbekannten Meister zugeschrieben werden muss. Wenn dann außerdem der Verfasser der Monographie auf jeder einzelnen Tafel noch genug gemeinsame Züge findet, um sie irgendwie in irgend eine Gruppierung bringen zu können, warum müssen wir denn noch annehmen, dass die Eine oder die

Andere, wie z. B. nach Ansicht des Verfassers das auf der linken Schmalseite befindliche Banus Paul-Relief um vieles, vielleicht um 100—150 Jahre später entstanden oder von einer älteren Tafel abcopiert sein sollte? Solches anzunehmen ist thatsächlich unmöglich und als Schlusswort können wir nur behaupten, *dass alle heutigen Reliefwerke des Sarges zwischen 1377—80 zum größten Theil von Francesco, einige Tafeln aber von mehreren anderen, vielleicht 3—4 Meistern angefertigt wurden, doch in der Weise, dass sie abwechselnd an ihren Tafeln gegenseitig gearbeitet haben. Das Innere des Sarges wurde im Jahre 1632 mit einer älteren Votiv-Tafel und einigen dazu angefertigten figuralen Reliefwerken geschmückt, bei welcher Gelegenheit die wegen der neuen Verzinkung des Kastens ohnehin losgelösten inneren ornamentalen Tafeln zu Flecken verschnitten wurden, und wo diese nicht genügten, wurden sie anderen, im Renaissance-Geschmacke, vielleicht auch schon früher hergestellten Flecken ersetzt. Seit dieser Zeit hat der Sarg eine nennenswerte Aenderung nicht durchgemacht.*

---

# EIN UNGARISCHES ZEITUNGS-MUSEUM.

Von

*Stefan Kereszty.*

Die periodische Presse ist ein sicherer Gradmesser der Bildung So lange es in Ungarn keine Zeitungen gab, gelangte die Bildung auch nur in den Bereich glücklicher Auserwählter. Die Zeit, da ein Stefan Széchenyi wirkte, da unser geistiges Leben einen allgemeinen Aufschwung nahm, hat auch auf unsere periodische Presse mächtig fördernd eingewirkt; während der bisher unbekannte Reichthum unserer gegenwärtigen Zeitungsliteratur als getreuer Spiegel dessen dient, wie breit angelegt und intensiv sich unsere Kultur entwickelt hat.

Es ist dies auch eine jener einfachen Wahrheiten, die nicht oft genug wiederholt werden können, da sie vielen anderen Wahrheiten zum Ursprunge dienen, so auch der, dass die Erzeugnisse der periodischen Presse als schätzenswerte, mindestens als interessante Denkzeichen für die nächste, noch mehr aber für die ferne Zukunft aufzubewahren sind.

Es dauert ziemlich lange, bis der Einzelne, noch länger aber, bis eine ganze Generation auch die einfachsten Wahrheiten durchfühlt und in's Bewusstsein aufnimmt. Die meisten Menschen kümmern sich von dem Augenblicke an, wo sie zur Befriedigung ihrer momentanen Bedürfnisse ein Werkzeug gebrauchten, nicht im Entferntesten mehr darum, sondern werfen es fort und schreiten, um dasselbe unbekümmert, weiter auf ihr eigentliches

Ziel zu. Das Zeitunglesen ist schon uns allen ein unentbehrliches Bedürfnis geworden, doch sobald wir ein Blatt ausgelesen, legen wir es weg und sorgen uns nicht mehr darum. Die gestrige Zeitung würdigen wir nicht mehr unserer Aufmerksamkeit, selbst dann nicht, wenn ihre Mittheilungen außergewöhnliche Wichtigkeit besitzen: sind diese doch schon in unser Bewusstsein übergangen und finden in unserem Gedächtnisse einen treuen und fürsorglichen Hüter. Doch die Vorsicht ist gehalten, einen Wächter zu bestellen, der das Anvertraute treuer, sicherer und länger bewahrt, wie das für so viele verschiedene Eindrücke empfängliche menschliche Gedächtnis. Die Vorsicht gebietet eine Aufbewahrung, sei es für uns, deren Gedächtnis und retrospectives Wissen doch mit jedem Tage, wenn auch nur um ein Geringes, so doch mit der Zeit bedeutend abnimmt, sei es für spätere Zeiten, denen all das Wissen gar nicht zugekommen, das wir uns von Tag zu Tag spielend zu eigen gemacht.

Jeder dient dem, was er liebt; womit er sich beschäftigt, darauf verwendet er seine Aufmerksamkeit. *Josef Szinnyei senior,* der unermüdlich emsige Verfasser des im Auftrage der Ungarischen Akademie der Wissenschaften erscheinenden großen Werkes, des *Lexicons der ungarischen Schriftsteller,* Josef Szinnyei befasst sich schon von Kindesbeinen auf mit dem Sammeln aller Daten, die auf die Schriftsteller Ungarns Bezug haben, die Journale, Zeitschriften und Bücher, in denen von ihnen die Rede ist. Er war es, der bei uns als Erster zur Erkenntnis der Wahrheit gelangte, der Wert der Zeitungen wäre kein vergänglicher, und man müsse sie, um der erzielten Wirkung willen, wegen ihrer Wichtigkeit auch der fernen Zukunft zugänglich machen. Es gab hie und da auch außer Szinnyei noch Zeitungssammler, doch waren diese sozusagen die Sklaven einer Monomanie, Szinnyei war der Erste und lange der Einzige, der seine Sammelleidenschaft nicht zur kleinlichen, egoistischen Gewohnheit degenerieren ließ, sondern in weiser Einsicht und wahrer Nächstenliebe jeden mit gleichem Maßstabe maß und für jeden Sorge trug, der auf publicistischem Wege für die Verwirklichung eines großen Gedankens kämpfte, für die Idee: alle unsere vaterländischen Zeitschriften in eine große Sammlung zu vereinigen, worin dieselben jedermann und für immer zugänglich gemacht werden.

Das große Publikum, die Menge, ja sogar die leitenden Kreise sind nicht immer bereit, auf die Verwirklichung einer zum ersten Male angeregten Idee sofort einzugehen. Auch Szinnyei musste sich schrittweise das Terrain erobern, auf dem sein Projekt die Form der Wirklichkeit annehmen konnte. Er begann in den Spalten der Vasárnapi Ujság (Sonntagszeitung), einem der reichhaltigsten Deposite unseres geistigen Lebens, im Jahre 1862 mit der Veröffentlichung einer Artikelreihe, in der er uns die Bekanntschaft der alten ungarischen Zeitungsliteratur vermittelte; dann gieng er in seinen gehaltvollen Abhandlungen auf die der späteren Jahrzehnte über; endlich

gab er uns von Jahr zu Jahr eine Beschreibung der gegenwärtigen ungarischen Journalistik, mit einer bibliographischen Pünktlichkeit, und in einer Vollständigkeit, wie man sie von einem Dilettanten vergeblich hätte erwarten mögen. Wie viel Mühe er dabei aufwandte, wie viel des Fragens und Nachspürens — wen hätte das gekümmert. Und doch, wie Großes vollbrachte er; er zeichnete sich aus fast *allen* ungarländischen Blättern die Artikel heraus, denen ein wissenschaftlicher Wert innewohnte, mit einem Wort alle lehrreichen Mittheilungen: Titel, Namen des Verfassers, Jahrgang und Nummer der publicierenden Zeitung. Und dies ungeheure Material sichtete er strenge nach den einzelnen Fächern und widmete diese acht enorme Bände umfassende Masse der öffentlichen Benützung, in dem er sie druckfähig bei der Ungarischen Akademie der Wissenschaften einreichte. Die Akademie hat auch aus dem unschätzbaren Repertorium Szinnyei's die drei Bände, die das auf Geschichte, Naturwissenschaften und Mathematik bezügliche Material umfassten, herausgegeben; sie würde die Schriftsteller- und Lesewelt sich unendlich verbinden, wollte sie auch die übrigen Bände dem Publikum zugänglich machen. Die beiden Werke Szinnyei's zeigten erst recht deutlich, welch eine reiche und unerschöpfliche Schatzgrube wir in der ungarischen Zeitungsliteratur besitzen. Diese Repertorien (die leider bloß bis 1873, beziehungsweise bis 1880 reichen) brachten die allgemeine Überzeugung zur Reife, diese Fundgrube menschlichen Wissens müsse der Forschung dienstbar gemacht werden.

Unsere Zeitungsliteratur ist leider nicht so uralt, dass wir sie beim Sammeln nicht bis zu ihrem Ursprunge verfolgen könnten. Die erste wirklich ungarische Zeitung, in ungarischer Sprache (denn die als Zeitungen betrachteten Lagerberichte Rákóczy's, ebenso wie die alten Pressburger Blätter, die Mathias *Bél*'s, sowie die jüngeren Ephemerides erschienen in lateinischer Sprache) war der Magyar Hirmondó, herausgegeben von Mathias *Ráth* (Pressburg 1780—86), dann kam der von Alexander *Szacsvay* begonnene Magyar Kurir (Wien, 1787—1834), die zwei Magyar Merkurius: (der des Martin *Szabó* Pest, (1788—89) und der Daniel *Pánczél*'s (Wien, 1793—98); die Hadi És Más Nevezetes Történetek, herausgegeben von Demeter *Görög* und Samuel *Kerekes* (Wien, 1789—91) und der als deren Fortsetzung erschienene Magyar Hirmondó (Wien, 1792—1803), die Stefan Kultsár'sche Zeitung Hazai S Külföldi Tudósitások, Nemzeti Ujság (Pest 1806—47): alle diese Zeitungen waren in der Bibliothek des vom Grafen *Franz Széchenyi* gegründeten Ungarischen National-Museums bereits vorhanden. Diese Bibliothek hat übrigens im Sinne des Gesetzartikel XVIII vom Jahre 1848 Anspruch auf ein Exemplar auf jedes in Ungarn erscheinende Presserzeugnis welcher Art immer, also auch auf die Zeitungen. Leider blieb das Gesetz lange bloß ein todter Buchstabe, sandte auch dieser und jener ein Journal oder eine Zeitschrift, die in seiner Druckerei erschienen, der

Museumsbibliothek ein, so kümmerte er sich doch wenig um jene Bestimmungen des Gesetzes, dass die Exemplare mangelfrei und gebunden sein sollen. Es gab Druckereien, die ihre Presserzeugnisse ständig anderen Bibliotheken zukommen ließen; wieder andere sandten sie einer Vermittlungsbehörde, die wieder die Sendung nicht an das Museum abfertigte, sei es wegen geschäftlicher Überbürdung, sei es weil sie in der sie nicht betreffenden Angelegenheit gänzlich unbewandert war. Im Museum stand übrigens zur Manipulation des aus dem ganzen Lande zuströmenden Materials ein so wenig zahlreiches Personal zur Verfügung, dass es unmöglich war, die nicht eingelangten Pressprodukte in Evidenz zu nehmen und zu reclamieren.

Im Jahre 1877 schilderte Szinnyei in der bibliographischen Zeitschrift Magyar Könyv-Szemle die Zeitungsliteratur der Epoche des Freiheitskampfes. Dies außerordentlich interessante Kapitel fand starken Wiederhall im ganzen weiten Lande und finden wir von da an auch schon in Provinzblättern Artikel, welche die Creierung einer großangelegten Zeitungssammlung betreiben. Übrigens waren und sind es auch heute ja in erster Reihe die Journalisten, die einer solchen Zeitungssammlung am meisten bedürfen, und deren Mangel am schwersten fühlen. Wie viele Geschehnisse älteren Datums, wie viel bereits aufgetauchte Fragen mochten ihnen zu ihrer Arbeit Belege bieten, wenn sie nicht in alten, der Vernichtung überlieferten Jahrgängen begraben gewesen wären! Auch als sie die drei großen Bände des Szinnyei'schen Repertoriums in Händen hatten, wussten sie wohl, was ihren Zwecken dienen könnte und wo es geschrieben steht, jedoch wo waren die betreffenden Blätter? Zeitungsartikel und Journalisten eiferten den damaligen Minister für Cultus und Unterricht, August Trefort, dazu an, endlich das Gebiet der Thaten zu beschreiten, worauf dieser sich zum ersten Male einen Bericht erbat über die im ungarischen National-Museum befindlichen Zeitungen. Der von Béla Majláth, dem Custos der Bibliothek im Jahre 1884 verfasste Bericht besagte, der in der Bibliothek angesammelte Zeitungsvorrath ist in drei Klassen getheilt: 5312 schon eingebundene Bände, die unter 925 Titeln alphabetisch geordnet sind; ferner noch nicht eingebundene 636 Bände unter 456 Titeln; endlich unter 82 Titeln 96 Bände Zeitungen, die während des Freiheitskampfes von 1848/49 erschienen waren und ihres großen geschichtlichen Wertes wegen gesondert von den übrigen aufbewahrt werden; das macht zusammen 1184 verschiedene Journalen in 6044 Bänden. Dieser Theil des Berichtes vermochte der vom Minister für den 30. Juni 1884 berufenen Enquête jedenfalls zu imponieren von ungünstigerer Wirkung waren indess einige andere Theile des Berichtes: von den vielen tausend Zeitungen sind bloß die Jahrgänge 1848/49 in Kästen verschlossen, die übrigen stehen auf einem steingepflasterten, nicht einmal mit Doppelfenstern versehenem Gange, auf rohen Brettergestellen, dem

Staube ausgesetzt, sowie auch den Sonnenstrahlen, die die Farbe des Papiers aussaugen. Und doch, da von allen öffentlichen Bibliotheken die des Museums die reichste ist, sollte man sowohl die in der Universitätsbibliothek, als auch die in der Bibliothek der ungarischen Akademie der Wissenschaften befindlichen vaterländischen Zeitungen hier zu einer einzigen großen Sammlung vereinen. Der Bericht bot auch gleich einen Plan für die dergestalt zu errichtende Zeitungssammlung, welche durch die Vereinigung bedeutend angewachsen, als eine Unterabtheilung der Bibliothek des Ungarischen National-Museums organisiert und von einem Hilfscustos der Bibliothek geleitet werden sollte. Als Aufgabe dieses Hilfscustos wurde, außer der Oberaufsicht, die Führung des Repertoriums (Grundbuchs der Zeitungssammlung), die Registrierung des Materialzuwachses, die Aufnahme der Statistik über die Leser und die verlangten Blätter bezeichnet. In dem Plane war auch ein Kanzlist als Adjunkt des Hilfscustos in Vorschlag gebracht, der auf Grund des Repertoriums den Zettelkatalog zu schreiben, die ausbleibenden Blätter zu reclamieren und überhaupt die laufenden Angelegenheiten zu versehen hätte, während von zwei ausschließlich der Zeitungssammlung zugetheilten Dienern der eine den Lesern zur Verfügung stünde, der andere die Classification der täglich zu hunderten ankommenden Zeitungen, deren Vorbereitung zum Einband, sowie deren Unterbringung zu besorgen hätte.

Der Minister stellte, sich mit dem bei ihm gewohnten werkthätigen Eifer begeistert in die Dienste dieser schönen und neuen Idee; er selbst führte den Vorsitz in der Enquête, in welcher die Aufstellung einer gesonderten Abtheilung für die vaterländischen Zeitschriften beschlossen wurde. Der vornehmste Beschluss, dass nämlich «*dem Reichstage der Entwurf eines Gesetzes vorzulegen sei, laut welchem* die Herausgabe der Zeitungen bei sonstiger Geldstrafe verpflichtet wären, die Zeitungen der Bibliothek pünktlich einzusenden» — dieser wesentliche Beschluss ist leider auch heute noch nicht durchgeführt, doch gelangten die übrigen Beschlüsse der Conferenz durch einen Erlass sofort zur Ausführung.

Das Resultat dieser Beschlüsse war folgendes:

Die Zeitungssammlung wurde als selbstständig zu manipulierende besondere Sammlung neben der *Széchenyi*-Bibliothek des Ungarischen National-Museums (allerdings recht spärlich) aufgestellt.

Für die Deckung der Kosten hat das Ministerium für Kultus und Unterricht im Staatsbudget, im Rahmen des Budgets des Ungarischen National-Museums vorgesehen.

Die Universitätsbibliothek, die Bibliothek der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und die des Nationalkasinos traten ihre Zeitungsexemplare der Zeitungssammlung des National-Museums ab.

Mit der Organisation und Aufstellung der neuen Zeitungssammlung

wurde Josef Szinnyei senior, damals noch erster Custos der Universitätsbibliothek, dem die Initiative zu danken war, betraut; es wurde ihm die Zusammenstellung sämmtlicher Zeitungen des Landes zur Aufgabe gemacht.

Diese letztere Aufgabe legte auf die Schultern des Leiters der Zeitungssammlung eine ungeheure Bürde. Szinnyei, der Mann der Arbeit, der in der Erfüllung seiner Pflicht vor keinem Hindernisse zurückschreckte, that das Menschenmögliche; er eiferte das Publikum im Wege der Blätter zur Einsendung alter Zeitungsexemplare an; er bereiste die größeren Städte des Landes und redete den Buchdruckern und Herausgebern persönlich zu, die Pflichtexemplare pünktlich einzusenden und machte die Behörden aufmerksam, dass sie für die pünktliche Einhaltung des bereits erwähnten Gesetzartikels die Kontrolle haben. Es sei mir gestattet zu bemerken, dass die große Mühe von wenig Erfolg begleitet war, geschieht ja auch jetzt noch die größere Hälfte der Reklamationen vergebens.

Szinnyei begann seine Thätigkeit in der Bibliothek des National-Museums im Jahre 1884. Man gab ihm zur Seite zwei Diurnisten, doch statt der gewünschten zwei Diener bloß einen, und doch mussten schon im ersten Jahre 1070 Leser befriedigt werden; die Einstellung der großen und schweren Folianten musste sowohl vom bibliographischen Personal, als auch vom Diener besorgt werden. Ihre erste Arbeit war die Jahrgänge der ungarischen Blätter in streng alphabetischer Reihe von Nummer zu Nummer durchzusehen, ein buchförmiges Repertorium, so wie einen Zettelkatalog anzulegen. Auch von den in deutscher Sprache erschienenen Zeitungen war das Ordnen eines Theils fertiggestellt, als im Jahre 1887/88 *Szinnyei*, der bis dahin seine Arbeitskraft zwei Instituten widmen musste, von der Universitätsbibliothek definitiv in die Bibliothek des National-Museums als Custos der Zeitungsabtheilung übersetzt wurde. Auch wurde ihm ein Beamter (Verfasser dieser Zeilen) zur Hilfe beigegeben. Diesbezüglich wurde also den Bestimmungen des Vorschlages Genüge geleistet, doch die zweite Diurnistenstelle wurde seitens der Direction der Bibliothek im Jahre 1890 sistiert, beziehungsweise der betreffende Diurnist der Bücherabtheilung zugewiesen und so ist die Zeitungsabtheilung gezwungen, sich mit einem aus drei Köpfen bestehendem Personale zu behelfen, um der von Jahr zu Jahr anwachsenden großen Aufgabe zu genügen.

Über die Thätigkeit dieses geringen Personals lässt sich in Folgendem berichten:

Es wurde ein *alphabetisches Zeitungsverzeichnis* (Repertorium in *Buchform*, angelegt; das die Liste der ungarischen Blätter enthaltende Buch führt sämmtliche, seit 1780 erschienenen Zeitungen an. Wie vollkommen dieses repertorische Verzeichniss ist, geht am besten daraus hervor, dass uns binnen 11 Jahren nur 28 solche ungarische

Zeitungstitel unterkamen, welche in dem Verzeichnisse ursprünglich nicht enthalten waren. (Szinnyei führt hier etwa 2100 Blätter auf, doch fehlen von diesen 22%, der Zahl nach 451 gänzlich, und sind sie uns nur dem Namen nach bekannt. Vielleicht gelänge es doch, einige Exemplare dieser 451 Zeitungen zu beschaffen und für die Sammlung noch zu retten, wenn der Titel dieser fehlenden Blätter dem großen Publikum bekanntgegeben würde.) Dieses Verzeichnis ist jedoch wegen Mangels an Zeit und genügender Arbeitskraft bloß bis 1886 vorgeschritten. Seitdem haben wir uns mit einem jährlich neuangelegten Zettelkatalog, dessen Manipulation am zweckmäßigsten erscheint, beholfen; indessen musste von diesem doch ein übersichtliches Verzeichnis in Buchform gemacht werden; dies schließt jedoch mit 1888, da es bisher unmöglich war, es weiter fortzusetzen. Seitdem benützen wir von Jahr zu Jahr je ein neues alphabetisches Verzeichnis mit der zweckmäßigen Neuerung, dass die eventuell fehlenden Exemplare, deren Reklamationsdatum (und Aktenzahl), sowie die erhaltene Antwort ebenfalls eingetragen werden. Die Verschiedenartigkeit dieser Verzeichnis-Systeme macht es uns einfach unmöglich, die Gesammtzahl unserer Zeitungen festzustellen. Z. B. das Amtsblatt Budapesti Közlöny bleibt nur *eine* Zeitung, wenn es auch in neun Verzeichnissen vorkommt, jedoch wie lässt sich dies eine Blatt, wie die vielen Hundert anderen Blätter in neun Bänden stets kontrolieren, dass sie nicht mehrmals gerechnet oder einmal ausgelassen werden? Ja, es lässt sich nicht einmal die *streng* alphabetische Reihenfolge durchführen, das Blatt muss ja sofort nach Empfang in das Verzeichnis aufgenommen werden. Unter den ausländischen Bibliotheken giebt es nur wenige, die einen eigenen Katalog nur für die Zeitungen haben, doch könnten jene der Wiener Hofbibliothek, der Kölner Stadtbibliothek, der Heidelberger Universitätsbibliothek (der gedruckt ist!) der Mehrzahl von ihnen, jedenfalls aber auch uns, als nachahmenswertes Beispiel vorschweben.

Über die in nicht ungarischer Sprache erscheinenden Blätter des Landes haben wir bloß für die deutschen Zeitungen ein alphabetisches Verzeichnis. Dasselbe ist bis 1890 vorgeschritten, doch sind einige noch nicht revidierte Zeitungen noch in dasselbe aufzunehmen.

Einen *Zettelkatalog*, nach dem Muster der *Wiener Hofbibliothek* oder der Bibliothek des *Germanischen Museums* in *Nürnberg** können auch wir vorweisen, doch reicht dieser nur bis 1886. Da in Folge des Mangels an Arbeitskräften** an eine Fortsetzung des Zettelkataloges nicht zu denken

* Anderswo fand ich nirgends einen Zettelkatalog, in dem die Zeitungen gesondert gruppiert gewesen waren.

** In Folge hohen Auftrages des Ministeriums für Cultus und Unterricht hatte ich heuer Gelegenheit, die Bibliotheken 13 verschiedener Städte Deutschlands zu besichtigen; ich sah herrliche Gebäude mit zweckmassiger Einrichtung, sah pünktlichere Kataloge, wie die unsrigen, sah aber auch viel mangelhaftere; ich hörte

war, so wird seit 1892 versucht, den Grund eines Zettelkataloges für die frischen, neu erscheinenden Zeitungen anzulegen — nicht mehr. Ein großer Theil der deutschen Blätter ist ebenfalls noch nicht auf Zetteln katalogisiert, geschweige denn die übrigen fremdsprachigen.

Der Zettelkatalog über den *Erscheinungsort der Zeitungen*, der Städte, reicht ebenfalls nur bis zum Jahre 1886. Einen ähnlichen fand ich in Deutschland bloß im Germanischen Museum (in Nürnberg); anderwärts ist das Verzeichnis nach Städten weniger zweckmäßig; im Aachener Zeitungsmuseum und in Karlsruhe wird dasselbe in Buchform geführt, in München wird es überdies jährlich erneuert, wodurch die Übersicht bedeutend erschwert wird. In den meisten deutschen Städten ist das Verzeichnis nach Städten überflüssig, da sie bloß die lokalen Blätter sammeln, während unsere Hauptstadt wirklich das Herz des Landes ist, wo die gesammte Zeitungsliteratur zusammenströmt. Auf dem Zettel (richtiger Bogen) einer jeden Stadt haben wir in streng alphabetischer Reihenfolge die dort bis 1886 erschienenen sämmtlichen Blätter, alphabetisch rangiert, mit Angabe der etwaigen Abgänge, Bezeichnung des Redakteurs und der Druckerei, aufgenommen. Die in Budapest erscheinenden Blätter werden in das alphabetische Verzeichnis der Buchdruckerfirmen eingetragen.

Das *Einbandjournal* für die Zeitungen haben wir in seiner jetzigen Form schon von der auf die Separierung ganz unvorbereiteten Bibliothek übernommen; seit März 1885 bis Juli 1895 ließen wir 4959 Bände binden.* Von den alten Bänden waren viele nur mit einem bloßen Papierumschlage versehen, doch die größte Masse war in einem einfachen dunklen Halbleinwandbande, mit einer Titelaufschrift in Gold auf rother Papiereinlage. Ich glaube, unser Verzeichnis System (dass nämlich jede für den Einband bestimmte Zeitungsgruppe bei jeder besonderen Gelegenheit in neuer alphabetischer Ordnung in das Journal eingetragen wird) ist zweckmäßiger und natürlicher, als das in München befolgte System, nach welchem ein einziges großes Buch auf Buchstaben vertheilt wird, so, dass die zu gleicher Zeit zum Binden gegebenen Zeitungen unter verschiedenen Buchstaben, 20 bis 30 Blatt weit von einander entfernt, aufgesucht werden müssen.

Seit dem Jahre 1889 haben wir ein *Zuwachsjournal* für die erste Nummer (des Jahres) der Pflichtexemplare und die geschenkt erhaltenen oder gekauften Blätter. Aus diesem ließ sich feststellen, dass im Jahre 1895 bis Ende Oktober 863 verschiedene Zeitungen eingelaufen sind.

Seit 1894 dient sowohl diesem, als auch dem (nicht streng alphabe-

Klagen über die Enge des Raumes — aber *nirgends* hörte ich Klagen wegen ungenügender Arbeitskraft.

* Ich rede nicht von Jahrgängen, denn z. B. der Pesti Napló ist so umfangreich, dass der Jahrgang 1894 auf sechs diese Bände vertheilt werden musste, während andererseits das Circular des Vereins junger Handelsbeflissener binnen sechs Jahren (1888—93) bloß für einen bescheidenen Band Material lieferte.

tischen) Repertorium gleichsam als Inhaltsverzeichniss ein *provisorischer Jahres-Zettelkatalog*, der sowohl auf die Nummern des Zuwachsjournals, als auch auf die des Repertoriums hinweist.

Für unser von Jahr zu Jahr sich erneuerndes statistisches Zahlenmaterial besitzen wir seit 1889 ein kurzgefasstes, rastriertes Buch, das *Arbeitsjournal.**

Ebenfalls seit dem Jahre 1889 führen wir auch ein *Leihjournal*, für die ausnahmsweisen Fälle, wenn irgend ein angesehenes Institut (wie die Landes-Bildergallerie, oder die Bibliothek des Abgeordnetenhauses) oder irgend eine schriftstellerische Autorität (wie z. B. Moriz Jókai) einen oder mehrere Bände unserer Zeitungssammlung entlehnen. Diese Fälle kommen jedoch nur ganz vereinzelt vor, denn wenn etwas schon durch seine Seltenheit an Kostbarkeit gewinnt, so ist die Zeitung das Theuerste, da sie in der Regel nur zu bald nach dem Erscheinen verloren geht. Selbst die (zumeist vollständigen und gebundenen) Redaktions-Exemplare der eingehenden Blätter verschwinden gar bald spurlos. Die meisten der bei uns bewahrten Zeitungsexemplare sind bereits Unica.

Auch über die *Redakteure* haben wir einen Zettelkatalog; eines solchen erwähnte man mir bloß im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Leider konnten wir ihn nur bis 1883 führen; und unseren Lesern war er doch häufig sehr nützlich.

Es dürfte nicht uninteressant sein zu erwähnen, dass wir die von Jahr zu Jahr sich mehrenden *Gelegenheitsblätter* (wir besitzen deren gegenwärtig 77 ungarische und 8 deutsche) beisammen aufbewahren und in einem separaten, alphabetischen Verzeichnisse führen, abgesehen davon, dass wir sie in der gewohnten Weise in den Katalog der übrigen Blätter eintragen. Krönungsjubiläum, Ausstellungen, Congresse von Corporationen, Wohlthätigkeitsfeste u. dgl. bringen ebenso gut bunte, oft nur scherzhaft angelegte Gelegenheitszeitungen (oder wenigstens Separatausgaben), wie silberne Hochzeiten, Fastnachtsunterhaltungen oder die Freude über den zehntausendsten Abonnenten einer Zeitung. Die Separatausgaben der gewöhnlichen Zeitungen, die außerordentlichen Nummern nehmen wir indess nicht in gesonderte Evidenz, sondern binden sie einfach unter die gewöhnlichen Nummern des Jahrganges.

Mit obigem wäre mein Bericht über das Resultat unserer bisherigen Thätigkeit im Großen und Ganzen erschöpft; es erübrigt mir nur noch zur Ergänzung die laufenden Arbeiten und die für die Zukunft nothwendigen oder wünschenswerten Verrichtungen aufzuzählen.

* Diesem entnehme ich, dass im Oktober 1894, also binnen einem Monate 205 Leser 668 Zeitungsbände, und im Bibliotheksjahre 1894/95 in Summa 1383 Leser 3763 Zeitungsbände benützten. Von den 19 deutschen Bibliotheken, die ich diesen Sommer besuchte, besitzt keine einzige statistische Daten, die sich auf die Zeitungen beziehen

Vor allem halten wir die täglich zu hunderten einlangenden Zeitungsexemplare in Evidenz. Doch geschieht dies erst seit 1889 mit in's kleinste gehender Genauigkeit; von den früheren Jahren können wir berichten, dass z. B. im J. 1886, laut dem an die Museumsdirektion erstatteten Berichte unsere Sammlung um 600 Bände zugenommen hat u. zusammen aus 8789 Jahrgängen besteht; 1887 sind 426 ungarische und 130 nicht ungarische Zeitungen eingelaufen und kamen uns zur Kenntnis 30 solche Blätter, deren Druckereien ihrer gesetzlichen Einsendungspflicht (aus Vergesslichkeit oder Halsstarrigkeit) nicht genügt hatten. Vielleicht sind die Zahlen nicht uninteressant, welche die große Zunahme unseres Arbeitsmaterials im Detail beweisen:

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Im | Jahre | 1888/1889* | langten | ein | 591 | Zeitungen | = 27,622 | Nummern |
| « | « | 1889/1890 | « | « | 668 | « | = 41,929 | « |
| « | « | 1890/1891 | « | « | 659 | « | = 62,463 | « |
| « | « | 1891/1892 | « | « | 733 | « | = 48,190 | « |
| « | « | 1892/1893 | « | « | 778 | « | = 51,264 | « |
| « | « | 1893/1894 | « | « | 909 | « | = 54,627 | « |
| « | « | 1894/1895 | « | « | 950 | « | = 55,856 | « |

In diese Daten sind auch die eventuell geschenkt erhaltenen oder gekauften Jahrgänge mit eingerechnet; so machen z. B. in der Riesenzahl vom Jahre 1890/91 auch die als Geschenk eingelangten zehnerlei Zeitungen 19,773 Nummern aus. Die fortwährende Zunahme der Zeitungen ist indess augenscheinlich; es entstehen jährlich im Durchschnitte 90 Zeitungen und fast ebenso viel stellen ihr Erscheinen ein (viele davon gehören den neugeborenen Zeitungen an); doch ist die Manipulation, Evidenzhaltung, Ausforschung des Eingehens, u. dgl. bei beiderlei Zeitungen nothwendig, das Endergebnis besteht daher in einer großen Arbeitszunahme.

Ich erlaube mir zu wiederholen, dass ich weder in den Wiener, noch in den deutschländischen Bibliotheken statistische Daten gefunden habe. Einzig die Wiener Hofbibliothek besitzt einen Ausweis über den Stand; laut diesem werden dort an Zeitungen 997 Blätter in Folio-, 1600 Blätter in Quart- und 1243 Blätter in Octav-Format aufbewahrt. Nirgends sonst beschäftigt man sich mit dem Berechnen eingelangter Exemplare, sondern geht geraden Wegs auf die wesentlichere Arbeit über.

Wir heben beim Zusammenzählen die eventuell neu erschienenen Blätter aus, um sie in das Zuwachsjournal, den alphabetischen Jahreskatalog, in den Zettelkatalog für das bibliographische Repertorium, schließlich in den Zettelkatalog des Erscheinungsortes einzutragen. Letzteres Verfahren findet auch dann statt, wenn wir bemerken, dass irgend ein Blatt den Titel geändert oder die Druckerei gewechselt hat.

würden. Da sich dort solche Daten übrigens auf geringe Zahlen beschränken würden, blieben sie ziemlich unbedeutend.

* Unser Bibliotheksjahr beginnt mit 1. September und endet am 31. August des nächsten Kalenderjahres.

Die der Zählung unterzogenen Exemplare werden vom Diener einzeln auf die Nummern der betreffenden Zeitung, welche bisher eingelangt sind und noch nicht gebunden wurden, geschichtet. In der Museumsbibliothek in Nürnberg werden z. B. bei dieser Gelegenheit die einlangenden Zeitungen nicht nur genau nach der Nummer zusammengelegt, sondern auch einzeln in ein Verzeichnis eingetragen und so merkt man sofort, wenn eine Nummer zufällig nicht eingelangt ist. Dort lässt sich dies leicht ausführen, die Anzahl der zu manipulierenden Zeitungen ist im Vergleiche zu den hier einlangenden eine außerordentlich geringe. Bei uns ließe sich auf diese Weise kaum ein Drittel der einlangenden Blätter einlegen und in Evidenz halten und die Reclamation etwaiger Mängel sofort durchführen.

Wir sind daher gezwungen, die Sache bei der leichteren Seite anzufassen und uns auf eine nachträgliche Durchsicht zu beschränken; die umfangreicheren Tageblätter werden vierteljährlich,die weniger umfangreichen, ebenso wie die häufiger verlangten oder wertvolleren Wochenblätter halbjährlich, die übrigen Journale aber am Ende des Jahres auf einmal in Ordnung gelegt und die eventuell fehlenden Nummern reclamiert. Im Principe ist es so ausgedacht. Doch die ungeheure Größe des Materiales steht im umgekehrten Verhältnisse zu der Unzulänglichkeit des Personals, dies rächt sich dadurch, dass während wir von einem Vierteljahre zum andern die Durchsicht des vorliegenden Materials vornehmen, und das fehlende reclamieren, wir nur zu oft durch keinen Aufschub leidende Arbeit gestört werden, so dass wir oft bei Beginn eines neuen Vierteljahres das Vorletzte noch nicht bewältigt haben. Der Rückstand bleibt vorläufig wenigstens noch immer Rückstand und versehen wir nur die dringlichere neue Arbeit, denn die vierteljährlich zu bindenden Tageblätter werden vom Publikum am meisten begehrt; die Existenzberechtigung einer Bücher- oder Zeitungssammlung wurzelt doch eben in der leichten Zugänglichkeit für das Publikum. Das Außerachtlassen des weniger wichtigen Materials, der Arbesrückstand wiederholt sich so alle Vierteljahre und häuft sich immer mehr und mehr an.

Die zum Binden bestimmten Jahrgänge (Bände) werden dann in ein Verzeichnis genommen, das sogar in zwei Exemplaren ausgestellt wird; mit diesem werden die vom Buchbinder zurücklangenden Bände auf ihre Vollständigkeit kontroliert.

Ausicht im Fluße die Gruppierung der wegen ihrer geringen Zahl nicht eingebundenen Blätter und deren separierte Unterbringung.

Es sei mir auch gestattet, darauf zu verweisen, dass wir den Lesern das Material herauszugeben und ihnen oft mit Aufklärungen zu dienen haben. Dies scheint zwar keine Arbeit, nimmt aber doch zu viel Zeit in Anspruch, um uns nicht in der Verrichtung der Amtsgeschäfte beträchtlich zu hemmen.

Häufig schauen wir die Antiquar-Kataloge in der Hoffnung durch, das eine oder das andere in unserer Sammlung Fehlende ausfindig machen und ankaufen zu können. Finden wir dann das Nothwendige, lassen wir es wegen Besichtigung bringen, doch zeigt sich dann die Mühe der Überprüfung oft als eine verlorene, da z. B. der Jahrgang so unvollständig ist, dass mit dessen Ankauf nichts gewonnen wäre.

Ein Theil der Budapester Druckereien schickt die während einer oder mehrerer Wochen erschienenen Zeitungen direct dem Museum ein, viele übersenden sie jedoch dem Oberbürgermeister, der den circa 300 Nummern umfassenden Pack uns monatlich übermitteln lässt. In beiden Fällen müssen wir die Sendung mit dem beigelegten Verzeichnisse vergleichen und die Übernahme bestätigen.

Schließlich führen wir über all diese Arbeiten ein Journal.

Unser zukünftiges Arbeitsprogramm lässt sich schon aus diesen Umrissen erkennen. Die Abwickelung des Rückstandes, Ergänzung der Mängel und Fortentwicklung des Geschaffenen auf jedem Gebiete — machen das Wesen desselben aus. Indessen hat auch die *Gesetzgebung* zuerst eine Pflicht zu erfüllen, nämlich den G.-A. XVIII v. J. 1848 dahin zu ergänzen, dass die säumigen Druckereien, beziehungsweise Herausgeber, die ihre Erzeugnisse dem National-Museum nicht einsenden, mit einer Strafe belegt werden. Vor allem wären die Modalitäten der Einsendung und das Verfahren gegen die Säumigen festzustellen. Das Ministerium für Cultus und Unterricht beabsichtigt schon seit Jahren diesem Mangel durch Vorlage eines Gesetzentwurfes abzuhelfen; so lange dies nicht geschieht, bleibt in der einzigen Zeitungssammlung des Landes die *elementarste Bedingung:* die der Vollständigkeit, auf unabsehbare Frist ausgeschlossen.

Unter den jetzigen Verhältnissen ist auch der Erfolg unserer Reclamationen sehr problematisch. Im letzten Bibliotheksjahre haben wir 2768 Zeitunsexemplare reclamiert und sind von diesen nur 1022 eingelangt. Zum Theil wird dies auch durch den Umstand verursacht, dass einzelne Postämter, so des Öfteren das Temesvárer Postamt, auch die Portofreiheit unserer Reklamationsbriefe nicht zur Kenntnis nehmen wollen. Ehe nun der Adressat das Strafporto zahlt, nimmt er den Brief lieber nicht an und erhält von seinem Inhalte kein Kenntnis. Auch diesem Übelstande müsste im Wege der Legislative abgeholfen werden.

Was sonst noch zu geschehen hat, geht allerdings die Arbeitskräfte der Zeitungssammlung an, doch die Mittel zur Ausführung müssen wir ebenfalls von der Gesetzgebung erwarten. Man wird bereits ersehen haben, dass die geschilderten Mängel zum größten Theile auf die Unzulänglichkeit der Arbeitskräfte zurückzuführen sind. Man braucht nur dieser abzuhelfen, so wird für jedes Bedürfnis vorgesorgt sein.

Es müsste für die Zeitungen in lateinischer, rumänischer, italieni-

scher, französischer, slovakischer, bulgarischer, kroatischer, serbischer, ruthenischer und hebräischer Sprache zuerst je ein alphabetisches Repertorium geschaffen werden, dann alphabetische Zettelkataloge nach Titeln und Druckort geordnet.

Zu schaffen ist ein Zettelkatalog über die Redakteure der nicht ungarischen Zeitungen, nach Sprachen geordnet.

Zu schaffen ist ein Fachrepertorium der Blätter. Ein solches giebt es auch in der Wiener Hofbibliothek; die Nothwendigkeit desselben zeigt sich oft auch bei uns, da sowohl die Organe des geistigen Lebens, als auch der Gewerbethätigkeit unter den verschiedensten Titeln erscheinen.

Wünschenswert wäre ein chronologischer Katalog der vaterländischen Zeitungen, der Orientierung böte, welche politische, Fach- und andere Zeitungen in je einem Jahre bestanden haben.

Im Anschlusse an dieses chronologische Fachverzeichnis wäre eine von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage geführte Statistik darüber zu schaffen, wie viel Zeitungen in je einem Jahre in ungarischer, deutscher und anderen Sprachen in Ungarn existierten. Es ist wohl kaum nothwendig, die Bedeutung dieser Statistik näher zu erörtern.

Zu ergänzen sind die Buch- und Zettelkataloge, d. h. sie sind in jedem Jahre mit den genauen Daten des vorigen zu bereichern.

Endlich ist die Aufstellung der Zeitungen zu erneuern. Ich erwähne dies zu guter Letzt, da dies nur bei *einer gründlichen Aenderung der Raumverhältnisse* durchführbar ist. Es müssen nach dem Muster der Wiener Hof- und der dortigen Universitätsbibliothek die Zeitungsbände nach dem Format geordnet mit laufenden Zahlen versehen und diese Zahlen selbstverständlich in sämmtlichen Repertorien und Zettelkatalogen durchgeführt werden. Wenn dies geschehen sein wird, dann ist es leicht, der musterhaften Ordnung die Krone aufzusetzen, indem nach dem Beispiele der deutschen Bibliotheken jedes einlangende Zeitungsexemplar sofort in Evidenz genommen und an Ort und Stelle gelegt wird.

Die gründliche Aenderung der Raumverhältnisse, wer weiß, wann sie von den leitenden Mächten verfügt werden wird. Dies lässt sich um so schwerer errathen, als eben seit der vor fünf Jahren geschehenen ersten Aenderung jetzt zum ersten Male die Erweiterung der Räumlichkeiten der Museumsbibliothek und damit auch der Zeitungssammlung mit einem Kostenaufwande von 5000 fl. verfügt wurde. Die Bibliothek des National-Museums hatte ursprünglich drei geschlossene Couloirs, in deren zwei inneren die schmucklosen, primitiven Gestelle der Zeitungen standen. Im Jahre 1889/90 wurde der innerste Zweig ganz mit Fußboden versehen und für das Archiv in einen Saal umgestaltet. Auch der Mittelgang wurde gänzlich umgestaltet und seitdem dient dieser mit zwei Treppen versehene neue Saal zur Aufbewahrung der Zeitungen. Seit Jahren beklagen wir

uns über die Enge des Raumes, jetzt endlich wird auch der erste Gang längs der langen Mauer mit aneinandergereihten, verschließbaren Schränken um welche oben ringsherum eine Galerie angebracht ist, versehen. Angesichts der schnellenEntwicklung unseres Zeitungswesens wird indessen auch diese erweiterte Lokalität nach etwa sechs Jahren zu eng sein, und doch enthält das Museum keinerlei Räumlichkeit mehr, durch deren Adaptierung Hilfe geschaffen werden könnte.

Es ist wahr, dass meines Wissens bloß in der Kölner Stadtbibliothek, für die gegenwärtig ein Gebäude errichtet wird, den Zeitungen ein eigener Saal zugedacht ist; überall anderwärts fand ich die großen Zeitungsfolianten zwischen den übrigen Büchern untergebracht. Doch die Münchener königliche Bibliothek, die in vielen Dingen mit gutem Beispiele vorangeht, reserviert für die Zeitungen allein *fünf große Säle,* wo doch im Königreiche Baiern bei Weitem nicht so viel Zeitungen erscheinen, wie bei uns.

Ein Übel ist es auch, dass wir das Münchener Beispiel auch dort befolgten, wo es nicht zweckdienlich war, indem wir von dort das Muster zu unseren altmodischen, schwerfälligen, auf Latten ruhenden und zumeist unbeweglichen Gestellen nahmen. Die neueren Einrichtungen, wie in Stuttgart, Frankfurt, Augsburg, sind nicht mit Latten versehen; statt ihrer wird an beiden Enden ein vorne flacher Eisenstift eingeschoben, der das Gestell hält und auch bequemer hinauf und herabgeschoben werden kann.

In dem neuerrichteten Strassburger Bibliotheks-Gebäude können die Gestelle mit einem einzigen Händedrucke zwischen den schlanken Eisensäulen auf beliebige Höhe oder Tiefe gerückt werden, wodurch die Manipulation auf engerem Raume erleichtert wird. Ebendort, sowie in der Wiener Universitätsbibliothek, giebt es statt unserer schmalen Erker acht niedere, bequeme Stockwerke, was einen großen Raumgewinn bedeutet.

In Frankfurt wird die bei uns gebräuchliche lebensgefährliche Leiter durch horizontale Eisenstufen ersetzt, worauf man sich stellen und sich dabei oben an einem Griffe besser halten kann, wie auf unseren Gußeisenleisten. Von den Stockwerken und Erkern werden in den meisten Bibliotheken die größeren Bände mittels Kraniche transportiert. All diese im Auslande gemachten Erfahrungen wären gelegentlich der erwünschten gründlichen Veränderung der Raumverhältnisse auch hier wohl zu verwerten,

Die gründliche Veränderung bedeutet allerdings ein *neues Gebäude,* entweder bloß für die Zeitungssammlung, oder, dann aber sei es ein Monumentalbau, für die ganze Bibliothek des National-Museums. Auch im letzteren Falle ist den Zeitungen ein großer Platz einzuräumen, denn es steht jetzt schon fest, dass das Gesammtmaterial der Zeitungsliteratur die Quantität der Buchliteratur-Erzeugnisse erreichen wird.



# KOSMOGONISCHE SPUREN IM BULGARISCHEN VOLKSGLAUBEN.

Von *Adolf Strausz.*

Bislang hat man in den wissenschaftlichen Litteraturen Europa's bezüglich des Volksglaubens der Bulgaren gar wenig Kenntniss gehabt, obwohl in jüngster Zeit die Bulgaren auch auf diesem Gebiete eine staunenswerte Thätigkeit entfalten und das große bulgarische Sammelwerk «Sbornik» seit einigen Jahren unter ämtlicher Aegide so manchen Schatz aus dem tiefen Schachte bulgarischen Volksglaubens zu Tage fördert, eine Fülle herrlichsten Stoffes zur bulgarischen Volkskunde veröffentlicht.

Für das wissenschaftliche Ausland ist aber dieser Stoff mehr oder weniger unzugänglich und erst in vorliegendem Werke wird das bulgarische Ethnikum, wenn auch in engen Rahmen, der ausländischen Wissenschaft vorgeführt. In diesem Werke kommt nicht in Betracht *das* bulgarische Fürstentum, welches 1878 der berliner Congress ins Leben gerufen, weder das Fürstentum, welches die Bulgaren im Jahre 1885 geschaffen, dies Bulgarien ist nur ein geographischer Begriff; das gesammte Bulgarenthum der Balkanhalbinsel kommt hier in Betracht, das auch jenseits der Grenzen des politischen Bulgariens lebt, so dass ein guter Theil des hier niedergelegten Stoffes auch aus dem Rhodope-Gebirge und aus den Thälern des Struma und Wardar, den Bergen des Olymps und vom Šar-Dagh bis zum Peristeri herrührt.

Insoweit die vergleichende Methode zur Geltung kommen konnte, so wurde derselben in diesem Werke schon aus dem Grunde Rechnung getragen, um auf die gleichen Züge im Volksglauben der Magyaren und der ugrischen Völker überhaupt hinzuweisen, und dadurch eine neue Stütze für die von neueren Sprach- und Volksforschern Ungarns erwiesenen Ansicht beizubringen, der gemäss Bulgaren und Magyaren in ihrer Urheimat mit einander in enger Berührung gestanden sind.

Auf der vergleichenden Methode beruhen eben die großen Ergebnisse unserer heutigen Sagenforschung. Jede verwandte Sage des Abend- und des Morgenlandes, aus dem lebendigen Volksmunde und aus uralten schriftlichen Aufzeichnungen neben einander gehalten, ergiebt eine lange Kette, die vermöge unscheinbarer Abstufungen von verdunkelten Formen der Ueberlieferung zu Zeugnissen von solcher Durchsichtigkeit hinüberleitet, dass die Deutung auch für die verblaßte Sagenwelt nicht schwer fällt.

Die Ergebnisse derjenigen Forschungen, die bislang auf dem Gebiete der uralaltaischen vergleichenden Sprachforschung vorgenommen worden sind, haben es als unanfechtbare Thatsache erwiesen, dass die türkischen Elemente des magyarischen Wortschatzes ihre Kopien hauptsächlich in der Sprache der

im Gebiete der Wolga lebenden Tschuvassen finden. Die im Gebiete des alten bulgarischen Reiches an der Wolga aufgefundenen Inschriften aber bezeugen, — wie dies die russischen Gelehrten Ilminsky und Radloff längst erwiesen haben, — dass die heutige Sprache der Tschuvaschen eine Neubildung der alten wolga-bulgarischen Sprache sei.* Schon im Jahre 922 hatten die Wolga-Bulgaren den Islam angenommen und wie arabische Schriftsteller berichten, war ihre Sprache der der Chasaren verwandt; sie waren also ein türkisches Volk, welches zweifelsohne auf die benachbarten ugrischen Völkerschaften zur Zeit der Völkerwanderung einen großen kulturellen Einfluss ausgeübt hat.** Ibn Rosteh, dessen Berichte sich auf die älteste bekannte Geschichtsperiode der Magyaren beziehen, kennt die Madžaren als Nachbaren der Bulgaren. Die im Wolgagebiete in neuester Zeit bekannt gewordenen: *Madjar, Madjarovo, Možarovo, Možarka, Mažarka, Mažary* u. s. w. geographische Bezeichnungen, sowie der in alten russischen Handschriften vorkommende *možar, mačarin, možerjan* Volksname sprechen auch dafür, dass es durchaus kein Phantasiegebilde ist, was der bekannte Bericht des Mönches Julian über das im Gebiete der Wolga gelegene «Magna Hungaria» enthält. Auf diesem Grunde kann also auch historisch mit aller Sicherheit die enge Berührung der Magyaren mit den Bulgaren während ihren Wanderungen angenommen werden. Die türkischen Elemente tschuvaschischer Form in der magyarischen Sprache verraten jedoch einen noch älteren Charakter, als die Entstehung der Wolga-Bulgaren es überhaupt zeitlich zuläßt.

Schon der Umstand, dass die türkischen Lehnwörter des Magyarischen nur in einer südlicheren Gegend zu Bestandtheilen dieser Sprache haben werden können (vgl. magyar. *oroszlán* = Löwe, *teve* = Kameel, *gödény* = Kropfgans, *kaplan* = Tiger, *párducz* = Panther; *szőlő* = Weintraube, *búza* = Weizen, *borsó* = Erbse, *körte* = Birne, *tenger* = Meer u. s. w.) spricht entschieden gegen diese Annahme, andererseits aber kann es keineswegs nachgewiesen werden, dass die Magyaren sich irgend einmal in den Gegenden der Wolga aufgehalten haben. Der älteste griechische Bericht kennt sie in Lebedia, an den Ufern des Schwarzen Meeres, und auf demselben Striche kennen die älteren Quellen auch die Uguren. Ueber die hierortigen Niederlassungen ugrischer Stämme berichtet ganz bestimmt Zemarchos in

* Vgl. altbulg. *šegẽr*: tschuv. *sayer* = 8 (türk. *sekiz*); altbulg. *tvir*: tschuv. *togor* = 9 (türk. *tokuz*); altbulg. *več*: tschuv. *visse* = 3 (türk. *üč*); altbulg. *tut*: tschuv. *tëwattẽ* = 4 (türk. *tört*); altbulg. *somor*: tschuv. *širẽm* = 20 (türk. *jigirmi*); s. *Bernhardt Munkácsi*'s treffliche Abhandlung in der Zeitschrift der ungarischen ethnographischen Gesellschaft «Ethnographia» V, Heft 1, sowie das jüngst erschienene Werk des Grafen *Géza Kuun*: «Relationum Hungarorum» S. 10—15.

** S. *B. Munkácsi*: «Ad Magnam Hungariam» in: Ethnographia, VI, 140 u. ibid. V, 171.

seiner Reisebeschreibung, als er 568 vom Hofe des türkischen Fürsten aus den Gegenden des Aral- und kaspischen See's nach Byzanz zurückkehrend, zwischen den Flüssen Adil (Wolga) und Kophen (Kuban) durch das Land der Uguren drang, in welchen Uguren wir bei Vergleich anderer Umstände die Magyaren erkennen können.

Sehr zeitig, einige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, begann die Auswanderung der Ugrier aus ihrer Urheimat. Die älteste Nachricht darüber lesen wir bei dem im I. Jahrhundert v. Chr. lebenden Strabo, demgemäß «auf der ganzen Meeresuferlinie zwischen dem Borysthenes (Dnjeper) und Istros (Donau) liegt zuerst die Steppe der Geten; dann folgt das Land der Tyrigeten, hierauf das der sarmatischen Jazygen, dann das „der Könige" (d. i. der königlichen Skythen genannte, hierauf das der Urgen (Οὖργοι). Sie sind zum größten Theil Nomaden; wenige befassen sich mit Ackerbau. *Oft wohnen sie, wie es heisst, an den beiden Ufern des Istros.*»* Ein Theil der Magyaren war schon aus der Urheimat eingewandert und trieb sich an den Ufern des Istros herum, bis er endlich die heutige Heimat einnahm, der andere Theil aber blieb in der Urheimat, in der Nachbarschaft der Bulgaren zurück.

Durch das Vorrücken der durch die Hunnen aus ihrer Heimat vertriebenen Avaren, oder besser gesagt durch das Vorrücken der von letzteren bedrückten Sabiren wurden die ugrischen Stämme aus ihren Ursitzen aufgescheucht, und damals mag es geschehen sein, dass die Wogulen und Ostjaken, ja, wie es scheint, auch einzelne magyarische Stämme nordwärts in die Gegenden des Tobol, Irtis und Ob gedrängt wurden, das am südlichsten gelegene Unugor-Magyarenthum aber wenigstens zum größeren Theile in die zwischen der unteren Wolga und dem Kaukasus gelegenen Gegenden zogen, und diese ihre neue Heimat erwähnt eben Zemarchos. Hier kamen sie in die Nachbarschaft der Bulgaren, denen sie, den Berichten byzantinischer Schriftsteller gemäß, unter Kuvrat's Regierung (circa 635) unterthänig waren, und mit denen sie ohnehin schon früher in enger cultureller Berührung gestanden sein müssen, wie dies die türkischen Elemente bulgarisch-tschuvaschischen Charakters im magyarischen Wortschatz bezeugen.**

Es ist ja eine bekannte Thatsache, dass das wolga-bulgarische Reich im VI. Jahrhundert n. Chr. mit der nach dem Tode des Fürsten Kuvrat — dessen Reich sich nordwärts vom Schwarzen Meere erstreckte — entstandenen Völkerwanderung zusammenhängt, als nämlich ein Theil der Bul-

* «.... ἡ δὲ ὑπερκειμένη πᾶσα χώρα τοῦ λεχθέντος μεταξὺ Βορυσθένους καὶ Ἴστρου πρώτη μέν ἐστιν ἡ τῶν Γετῶν ἐρημία, ἔπειτα οἱ Τυρεγεται, μεθ' οὓς οἱ Ἰάζυγες Σαρμάται καὶ οἱ Βασίλειοί λεγόμενοι καὶ Οὖργοι, τὸ μὲν πλέον νομάδες.... τούτους φάσὶ καὶ παρὰ τὸν Ἴστρον οἰκεῖν ἐφ' ἑκατερα πολλάκις. Eine Randbemerkung einer Handschrift versteht unter Οὖργοι geradezu die *Magyaren*: Οὖργοι νῦν, οἱ δὲ αὐτοὶ καὶ Τοῦρκοι λέγονται (s. Gustavus Kramer, Strabonis Geograph. Berlin, 1847. II. 32). — ** S. «Ethnographia» V, 21—24.

garen unter dem Fürsten Asparuch nach Mösien wanderte und dort das heutige Bulgarien gründete; ein anderer Theil aber unter der Führung Batbai's im Gebiete des heutigen Kasan und der benachbarten Gegend, am Zusammenflusse der Wolga und Kama sich eine neue Heimat gründete.

Alle Sprachbelege zusammengefaßt, erscheint die Annahme für stichhältig, dass die tschuvaschischen, also altbulgarischen Elemente in der magyarischen Sprache nicht blos aus der Berührung der beiden Völker im Wolga-Gebiet, sondern schon aus der Zeit der Besitznahme der nördlichen Ufergebiete des schwarzen Meeres von Seiten der Bulgaren herrühren, sowie auch der Umstand, dass die Loslösung der mit den Magyaren politisch verbündeten Bulgaren der eigentliche Grund dazu war, dass ein Theil der Magyaren gleichfalls in der Richtung der nach Mösien ziehenden Bulgaren, südwestlich von der Urheimat in die Nachbarschaft der Chasaren, der andere Theil aber dem nach Norden ziehenden bulgarischen Bruchtheil folgend, sich im Gebiete der Wolga ansiedelte; und dass die Nachbarschaft des sog. »Groß-Ungarn« mit dem wolga-bulgarischen Reiche, mit dem ältesten bulgarisch-magyarischen Bündnisse. Nachdem aber die sprachliche Berührung sehr intensiver Natur gewesen ist, die sich eben außer auf die primitiven Kulturbegriffe (Viehzucht, Landbau, Schriftkunde, Kriegführung usw.), auch auf Zeit- und Umstandswörter erstreckte, so lässt sich dieser Spracheinfluss eben nur aus der engen ethnischen Berührung erklären. Auf diese Weise ist also im Ethnikum des bulgarischen Volkes derjenige ethnische Stoff aufgelöst, der vor tausend Jahren den hier besitzergreifenden Magyaren die kulturellen Züge geliehen hat.

Daher finden wir gleiche Züge auch noch im heutigen Volksglauben der Magyaren und Bulgaren, obwohl bei letzteren der Bogolismus mehr oder weniger einen Einfluss auf den ureigenen Volksglauben ausgeübt hat.

Die heidnische Volksmythologie und Kosmogonie fristete ihr Dasein in Bulgarien bis auf den heutigen Tag, trotz dem Christenthum und dem *Bogomilenthum.*

Die Sekte der *Bogomilen* breitete sich neben dem Christenthum gleichzeitig aus, sie war dualistischen Charakters und aus Asien eingeführt worden. Die nächste Veranlassung ihrer Entstehung auf der Balkanhalbinsel war die Ansiedelung armenischer Paulicianer unter den Bulgaren.* Gar bald trat der Priester Bogomil auf, von dem dann die ganze Sekte ihren Namen erhielt und der ihr einen slavisch-nationalen Anstrich gab, was um so leichter geschehen konnte, weil eben der Volksglauben und die Kosmogonie der Bulgaren noch von der Urheimat her dualistischen Charakters war.

* *Pypin A. N.* und *Spasović V. D.,* Geschichte der slavischen Literaturen. Deutsch von *Fr. Pech.* S. 90.

In welchem Verhältniss sich das Bogomilenthum mit der nationalen Weltanschauung sich verbunden hat und welche nationale Elemente ins Bogomilenthum übergangen sind, lässt sich eben auf dem Wege der vergleichenden Methode, im Großen und Ganzen wenigstens, bestimmen. Vergleichen wir die Kosmogonien der Magyaren und der mit ihnen verwandten oder in historischen Beziehungen gestandenen Völker mit der Weltanschauung der Bulgaren, so werden wir finden, dass das Bogomilenthum gar viele Elemente des Volksglaubens in sich aufgenommen hat und die Volkstradition der Bulgaren in geringem Maße beeinflusst hat; umgekehrt war es eben in größerem Maße der Fall.

Wie in den kosmogonischen Spuren, die wir bei zahlreichen anderen Völkern vorfinden, so spielt der Teufel wohl auch in dem bulgarischen Volksglauben ursprünglich eine *demiurgische* Rolle, die erst unter dem Einflusse des Christenthums in eine diabolische überging. Auch in den bulgarischen Sagen gehen Gott und Teufel bei der Welterschaffung gemeinsam vor; der Teufel ist ein dem Gotte helfendes, befreundetes Wesen. Spuren hievon verrät die folgende bulgarische Sage: *

«Im Anfange gab es weder Erde, noch Menschen; überall war nur Wasser; und es gab nur Gott und Satan, die zusammen lebten. Da sprach einmal Gott zu Satan: «Erschaffen wir Erde und Menschen!» — «Erschaffen wir sie,» versetzte Satan, «aber woher sollen wir uns Erde holen?» — Gott antwortete: «Unter dem Wasser ist Erde! Steige hinab und hole etwas Erde herauf!» — «Gut!» antwortete der Satan. — «Bevor du aber ins Wasser hinabtauchst,» sagte Gott, «musst du sprechen: „Mit Gottes Kraft und mit meiner!" dann wirst des Wassers Grund erreichen und Erde finden!» Der Satan ließ sich in das Wasser hinab, sagte aber nicht: «Mit Gottes Kraft und mit meiner!» sondern er sprach: «Mit meiner Kraft und mit der Gottes!» Deshalb konnte er nicht auf den Grund des Wassers gelangen. Er kehrte unverrichteter Dinge zu Gott zurück. Zum zweiten Male machte er es ebenso. Als er sich aber zum dritten Male auf den Weg machen musste, da sagte er schon: «Mit Gottes Kraft und mit meiner!» Und er erreichte den Grund, von dem er mit seinen Fingernägeln ein wenig Erde nahm. Diese Erde warf dann Gott auf das Wasser hin und nun entstand die Erde. Als nun Satan die große weite Erde sah, verfiel er auf den hinterlistigen Gedanken: Gott einzuschläfern, ihn dann ins Wasser zu stürzen, die ganze Erde allein in Besitz zu nehmen und sich als Erschaffer der Erde rühmen zu lassen. Gott wusste freilich den Plan des Satans und legte sich nieder. Der Satan ergriff nun Gott und trug ihn zum großen Wasser, um ihn in die Tiefe zu werfen. Als er ans Ufer gelangte, begann das Land rasch zu wachsen, so dass er das

* «Obst. Trud» 1868. II. B. 73—78, Dragomanov im «Sbornik» B. VIII. 256, «Blgarski kristomatia» von Vasov, Velitsckov 46—49.

Wasser auf keine Weise erreichen konnte; er wandte sich nun zu einem anderen Ufer, konnte aber auch dieses aus demselben Grunde nicht erreichen. Und als er auch von einer dritten Seite her infolge des Wachsens der Erde das Wasser nicht erreichen konnte, so liess er Gott auf die Erde gleiten und legte sich auch neben ihn hin. Nachdem er kurze Zeit lang geschlafen hatte, ergriff er abermals Gott und trug ihn in einer vierten Richtung zum Wasser; da aber auch hier das Land sofort zu wachsen begann, so konnte er auch in dieser Richtung das Wasser nicht erreichen Er weckte nun Gott auf, indem er rief: «Steh' auf, Gott, damit wir die Erde segnen! Siehe, wie sehr sie in der Zeit gewachsen ist, in der wir geschlafen haben!» Gott versetzte hierauf: «Als du mich nach vier Richtungen hin getragen hast, um mich ins Wasser zu werfen, und dabei mit meinem Körper ein Kreuz beschriebst, da habe ich die Erde dadurch schon gesegnet, damit sie wachse und gedeihe.» Dies ärgerte nun den Satan und er verliess Gott. — Als Gott allein blieb, und die Erde fortwährend wuchs, so dass sie von der Sonne schon nicht mehr bedeckt werden konnte, da erschuf Gott von seinem Geiste Engel, und sandte den Kriegsengel zum Satan, um ihn zu befragen, was er thun solle, damit das Wachsen der Erde aufhöre. In der Zwischenzeit aber hatte sich der Teufel eine Ziege gemacht, und als er nun zu Gott ging, da ritt er auf dem Rücken dieser Ziege, der er aus Erde einen Bart gemacht hatte. Seit dieser Zeit haben die Ziegen bis auf den heutigen Tag Bärte. Als die Engel den Teufel auf der Ziege einherreiten sahen, da lachten sie ihn aus; er ärgerte sich darüber und ritt zurück. In diesem Augenblicke erschuf Gott eine Biene, zu der er also sprach: «Fliege sofort dem Satan auf die Schulter und behorche ihn bei seiner Rede; kehre dann zurück und verständige mich!» Die Biene flog nun dem Satan auf die Schulter, als dieser eben zu sich selber sprach: «Oh, dieser dumme Gott! Er weiss nicht, dass er einen Stock zu nehmen, damit nach allen vier Seiten hin die Erde bekreuzigend zu sagen hat: „So viel Erde ist nun genug!" Er weiss eben nicht, was er zu machen hat!» — Als die Biene dies vernommen hatte, da flog sie von der Schulter des Satan hinweg. Dieser drehte sich um, bemerkte die Biene und sagte: «*Der* soll dich essen, der dich ausgesendet hat!» — Als die Biene zu Gott kam, so erzählte sie genau Alles, was der Satan gesprochen hatte. Gott that nun also und die Erde hörte auf zu wachsen. Zur Biene aber sprach Gott: «Süsseres, denn du, soll es nicht geben!» — Hierauf machte Gott aus Koth Menschen; und als sich diese auf der Erde gar sehr vermehrt hatten und zu sterben begannen, da berief Gott den Satan zu sich, damit er mit ihm zusammen lebe. Der Satan kam und zwar unter der Bedingung: dass die lebenden Menschen Gott, die todten aber dem Satan gehören sollen. Damit die Menschen nicht so rasch hinwegsterben, so liess sie Gott 200—300 Jahre lang leben. Als aber nach längerer Zeit Gott bemerkte, dass es mehr todte als lebende

Menschen gab, da wollte er den mit Satan geschlossenen Vertrag abändern, wusste aber nicht, wie er dies anstellen solle. Er fragte in dieser Sache bei mehreren Menschen um Rath nach, wie z. B. bei Abraham, Moses und Joseph, er fragte auch die Engel, — aber Niemand konnte es ihm sagen, wie er diesen Vertrag vernichten könne. Die Menschen frugen nun den Satan über diese Angelegenheit aus. Dieser sagte: «Gott allein kann den Vertrag nicht brechen; wenn er aber von seinem Geiste einen Sohn erschafft, der aber nicht so ist, wie die anderen Menschen, so wird der den Vertrag auflösen.» Als dies nun Gott mitgetheilt wurde, da dachte er nach, wie er denn von seinem Geiste einen Sohn machen könne. Er konnte sich aber dies nicht ausdenken; deshalb fragte er selber den Satan: wie er aus seinem Geiste einen Sohn machen könne? Der Satan versetzte: «Das geht gar leicht! Nimm Basilienblumen und binde dir daraus einen Strauss; lege denselben unter deinen Polster und schlafe darauf eine Nacht, indem du dir dabei denkst, dass dir ein Sohn vom Gottes-Geiste geboren werden wird. Wann du dann aufstehst, so trage den Strauss zur unbefleckten, jungfräulichen, bescheidenen Maria, der Schwester des Jordan, damit sie ihn berieche; davon wird sie dann schwanger werden!» — Gott machte es also, wie es ihm der Satan gesagt hatte, und sandte dann den Engel Gabriel mit den Basilienstrauss zur jungfräulichen, bescheidenen Maria. Der Engel sprach zu ihr: «Ich bringe dir von Gott ein Geschenk, aus schönen Blumen einen Strauss; rieche daran, und du wirst sehen, wie gut er riecht!» Sie nahm den Strauss, roch daran und ward in zwei-drei Tagen schwanger. Sofort ging Maria mit ihrem Bruder in die Kirche; aber Jordan fürchtete, dass ihn die Leute wegen seiner Schwester auslachen werden, weil sie als Mädchen schwanger ist; er sagte ihr daher, sie möge warten, bis er nach Hause gehe und von da zurückkehre. Er ging also nach Hause, nahm die Salzbüchse in die Hand, kehrte zur Schwester zurück und schleuderte ihr die Salzbüchse an die Brust; Maria fing dieselbe mit der Hand auf und sprach: «Warte, Bruder, auf dass ich das Salz abwische, damit die Leute dich nicht verdächtigen, dass du mich etwa beworfen hast!» Und mit ihrem Unterrocke wischte sie sich das Blut von der Wunde ab, die ihr der Bruder mit der Salzbüchse beigebracht hatte. Jordan flüchtete, und aus der Wunde, die ihr der Bruder mit der Salzbüchse geschlagen hatte, gebar Maria durch Gottes-Geist Christum, blieb aber dennoch unbefleckt. — Als Gott hörte, dass Jesus Christus geboren sei, befahl er nach dreiunddreißig Jahren, dass er sich taufe. Jordan floh sehr weit weg; als er aber nach mehreren Jahren erfuhr, welches Wunder mit seiner Schwester geschehen, da kehrte er zu ihr zurück und bat sie um Verzeihung. Sie sprach zu ihm: «Wenn du einsiehst, dass du eine Sünde begangen hast, so schneide dir die Hand ab, mit der du mich verwundet hast; dann werde ich dir verzeihen!» Er schnitt sich die Hand ab und wurde deshalb auch heilig. — — Jesus Christus vertrat

nun die Stelle Gottes und sprach zum Satan: «Ich nehme dir die todten Menschen, damit alle mir gehören!» Satan versetzte: «Wie wirst du sie mir wegnehmen? Ich habe ja mit deinem Vater einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge die Lebenden ihm und die Todten mir gehören!« — «Du hast diesen Vertrag mit meinem Vater und nicht mit mir abgeschlossen!» antwortete Jesus. Der Satan konnte nichts dagegen einwenden, denn er hatte sich ja selbst betrogen. Auf diese Weise hatte sich die Gemeinschaft zwischen Gott und Satan, die bis Christi Geburt achtmalhunderttausend Jahre lang gedauert hatte, endlich ganz aufgelöst. — Als Christus dem Satan die Todten weggenommen hatte, beredete dieser die Juden, dass sie Christum gar nichts glauben sollen. Die Juden befolgten den Rath des Satans und suchten Christum, damit sie ihn umbringen. Als sie ihn nicht finden konnten, sandten sie ihren Diener Judas aus, damit er ihnen Christum ausliefere. Judas sagte: «Einige von euch sollen mit mir an einen Ort kommen, wo sich eben Christus befindet; ich werde ihn und die zwölf Apostel mit Wein bewirthen; ich werde dann husten und mich euch zukehren; ihr werdet dann Christum erkennen und ihn fangen!» Judas überlieferte nun Christum; er wusste aber, dass dieser auferstehen wird, deshalb ging er von dannen und erhenkte sich. Als Christus kam und die Todten befreite, da wollte er auch den Judas erlösen; aber während dieser sich erhenkte und in die Hölle ging, ist Christus auferstanden und hat die Todten befreit; auch den Judas wollte er erlösen, aber er erreichte ihn nicht und er musste daher in der Hölle bleiben...»

Eine kürzere Variante dieser Sage hat *Drinov* in der Zeitschrift der bulgarischen litterarischen Gesellschaft (VIII, 1884) veröffentlicht, die also lautet: «Wie die alten Leute erzählen, hat der Satan die gleiche Kraft und Macht gehabt, wie Gott; daher ihn Gott in vielen Fällen um Rath befragt hat. Woher Satan diese Kraft hergenommen hat, darüber wird Folgendes berichtet: Der greise Gott wanderte durch Wald und Feld, und freute sich über die Schöpfung. Aber er sehnte sich doch nach einem Gefährten, mit dem er sprechen und die Zeit freudiger zubringen könne. Als er einmal sich wieder in Flur und Hain erging, betrachtete er seinen Schatten und sprach: «Steh' auf, Gefährte!» Und der Schatten erhob sich in demselben Augenblick als Mensch. Von nun an schloss er sich Gott an und ward Gottes Gefährte und Freund. Gott hatte den Satan sehr gerne und that ihm deshalb zuliebe Alles, was er verlangte. Der Satan wünschte, dass sie die Welt in zwei Theile theilen sollten. «Die Erde soll mir gehören,» sagte der Satan, «der Himmel dir; und auch die Menschen sollen wir theilen; die Lebenden sollen dir gehören, und die Todten mir!» — «Es soll so geschehen, wie du es sagst!» antwortete Gott. «Schön!» meinte der Teufel, «damit aber unser Vertrag unanfechtbar sei, so gib ihn mir schriftlich!» Der Vertrag wurde also geschrieben und dem Satan übergeben. — Als nun Adam aus dem

Paradiese gejagt wurde, gab ihm Gott Land zur Bearbeitung. Als Satan bemerkte, wie Adam und Eva ackerten, ging er zu ihnen und schrie sie mit lauter Stimme an: «Wie wagt ihr auf diesem Lande zu ackern, ohne Wissen des Eigenthümers?» — «Wir arbeiten ja mit seinem Wissen!» antwortete Adam und Eva. — «Der Eigenthümer bin ich,» schrie der Satan, «ihr habt mich nicht um die Erlaubniss gebeten! Lasset die Erde in Frieden, und von nun an darf Niemand die Erde berühren!» — Als Gott dies hörte, da that es ihm gar leid und er bereute es, dass er die Erde mit Vertrag dem Satan übergeben. Als sich nun die Menschen vermehrten, da quälte und plagte der Satan die Gerechten ebenso, wie die Sündhaften. Unter solchen Umständen dachte Gott daran, dem Satan die Gewalt zu entziehen. Er berief den Engel zu sich, erzählte ihm sein Vorhaben und fragte ihn, ob er dem Satan den Vertrag abnehmen könne. Der Engel überlegte die Sache und sagte dann, dass er es thun könne. So ging er denn in Menschengestalt zum Satan hin, und verdang sich bei ihm in der Absicht als Diener, um ihm im Geheimen den Vertrag zu entwenden. Satan gewann gleich im Anfang den Engel lieb, versteckte aber dennoch stets den Vertrag. Einmal spazierten sie am Ufer eines Sees und der Engel fragte den Satan: «Kannst du mir vom Grunde des Wassers eine Handvoll Sand heraufbringen? Du bist stärker und schlauer als ich, und kannst es dennoch nicht; ich aber kann es!» — «Nun, ich möchte es sehen!» meinte der Satan. Der Engel zog seine Kleider aus, tauchte in den See hinab und kehrte nach einem Augenblick mit einer Handvoll Sand zurück. Satan, um zu zeigen, dass er nicht hinter ihm zurückbleibe, zog sich ebenfalls aus und tauchte in den See hinab, erinnerte sich aber, dass sein Vertrag am Lande in seiner Weste zurückgeblieben. Er kehrte auf halbem Wege deshalb um, damit er sich überzeuge, ob sein Gefährte nicht seine Kleider durchsuche. Als er nichts dergleichen bemerkte, kehrte er um und stieg bis auf den Grund hinab. Dem Teufel war es gar leicht unterzutauchen, weil er eben schwer war; aber desto mühevoller war ihm das Heraufkommen; er konnte sich in der Gewandtheit und in der Flinkheit mit dem Engel nicht messen, und während er sich lange im Wasser aufhielt, steckte der Engel den Vertrag zu sich und flog damit in den Himmel. Der Satan verfolgte den Engel, holte ihn ein und packte ihn beim Fuße, konnte ihn aber aus dem Himmel nicht mehr herausziehen, weil er schon bei Gott war; er riss ihm daher ein Stück Fleisch von der Ferse ab. Satan kehrte nun zurück, indem er aber seine Macht verlor, wurde er der Teufel Gott gegenüber. Als der Engel vor Gott hintrat, so hinkte er und beklagte sich, dass der Satan ihm den Fuß verletzt habe. «Es macht nichts,» sagte der greise Gott, «ich werde nun allen Menschen solche Füße verleihen, damit du dich nicht zu schämen brauchst!» Von dieser Zeit an sehen unsere Füße so aus, als ob ein Stück Fleisch von der Sohle fehlen würde (sie sind gewölbt)...»

Auf die demiurgische Rolle des Teufels weist die Sage der Bulgaren «Als der Herr Himmel und Erde erschaffen hatte, bemerkte er, dass ersterer die Erde nicht überspanne, weil diese größer war als der Himmel. Da bemerkte Gott, dass der Teufel etwas mit sich selber rede, und er sandte die Biene aus, damit diese den Teufel belausche. «Gott weiss es eben nicht,» sprach der Teufel, «dass er einen Stock nehmen soll und damit die Erde so lange zu schlagen hat, bis auf ihr Berge und Thäler entstehen; dann wird die Erde kleiner und der Himmel kann sie bedecken.» Als dies die Biene vernommen hatte, flog sie zu Gott zurück und theilte ihm die Rede des Teufels mit. Der Herr erschuf nun Berge und Thäler, damit der Himmel die Erde bedecken könne; die Biene aber segnete, damit sie für Taufe und Trauung Wachs und Honig hervorbringe...»*

Ueber die Erschaffung der Berge und Thäler berichtet eine kurze Sage: «Der Herr trug einen Mehlsack auf den Rücken; der Sack war löchrig. Wo das Mehl in größerer Menge auf die Erde fiel, dort entstanden Berge un Thäler...» Ueber die Biene heißt esin der bulgarischen Tradition also:

«Einst war der Teufel der Gefährte Gottes und sie arbeiteten zusammen. Der alte Gott wollte die Sonne verheirathen und lud zur Hochzeit Jedermann ein, der Teufel aber ging geärgert von dannen. Er hatte sich über Gott geärgert und ritt nun auf einem Hasen davon. Gott erinnerte sich seiner und sandte die Biene aus, damit sie ihn belausche, was er spricht. Die Biene holte den Teufel ein, setzte sich auf seinen Hut und horchte auf sein Selbstgespräch. «Ach, wie lange, dass sich Gott meiner nicht erinnert! Er will mich nicht zur Hochzeit einladen; er weiss aber nicht, dass wenn er die Sonne verheirathet, er dadurch die Menschen vernichtet und die Erde verbrennen wird.» — Die Biene hörte diese Worte und summ! summ! flog sie von dannen. Der Teufel aber bemerkte sie und dachte gleich bei sich, dass sie ihn belauscht habe, deshalb wollte er sie tödten. Die Biene flog, er stürmte ihr nach und verfolgte sie. Als er sie beinahe eingeholt hatte, schoss er mit seiner Flinte auf sie. Die Biene flog auf einen Weidenbaum und versteckte sich. Der Teufel schoss abermals auf sie und wollte sie treffen, sie aber wich auf die andere Seite der Weide. Er trieb sie nun so lange hin und her, bis er sie endlich mit einem Schusse traf, durch den ihr Körper in zwei Theile fiel. Mit schwerer Mühe flog sie von dannen. Als sie nun zu Gott kam und dieser sie fragte, was der Teufel gesprochen habe, da sagte sie: «Der Teufel wollte mich erschießen und ich konnte mich nur mit schwerer Mühe retten. Er hat mir den Leib in zwei Theile geschossen!» Gott segnete sie und sprach: «Von nun an soll dein Unterleib das Werthvollste sein und Jeder soll ihn essen; dein Oberleib aber soll bleiben, wie er ist; soll sich kräftigen und du sollst keine

* Ilia Danev (Etropol) Sbornik IV. 129.

Schmerzen haben.» Hierauf sagte die Biene: «Der Teufel sprach zu sich: „Gott weiss nicht, dass wenn er die Sonne verheiratet, er das Volk vernichten und die Erde verbrennen wird!"» Als Gott dies hörte, da liess er die Hochzeit nicht abhalten und erlaubt es nicht, dass die Sonne heirate. Deshalb ist die Sonne noch immer eine Jungfrau und die Biene ist in der Mitte getrennt, und der Honig ist das Werthvollste, denn Gott hat es so angeordnet...» [1]

In der ungarischen Tradition erschafft Gott die Biene; der Teufel wollte auch eine erschaffen, aber es gelang ihm nicht; er erschuf die Fliege. Die Tschuvassen glauben, dass die Biene aus dem Nabel des Großen Gottes (Mun Túrě) hervorgekrochen sei; die Russen meinen, sie sei aus dem Nabel Christi hervorgeflogen, als dieser am Kreuze litt.[2] Die Biene ist nach mordvinischen Volksglauben das Lieblingsthier der Götter;[3] die Wogulen halten die Fliege, die Wespe für Thiere, welche der Teufel erschaffen hat.[4] Dies sind alles Berührungspunkte, welche auf gemeinsame Urheimat zurückweisen. Ueber die *Erschaffung* der Welt berichtet eine bulgarische Sage: [5]

«Als Gott die Welt zu erschaffen gedachte, sprach er zu seinem ältesten Engel, dem Satan also: «Nun, mein Erzengel, gehen wir die Welt zu erschaffen!» — «Gehen wir, Gott!» versetzte Satan. Sie gingen zu einem tiefen Meere, das grundlos zu sein schien. Dort sprach Gott sum Satan: «Siehst du dieses Ungeheuere?» — «Ich sehe es, Gott!» versetzte Satan. — «Tauche in das Ungeheuere bis auf den Grund hinab,» sprach nun Gott, «und bringe eine Handvoll Sand herauf. Wenn du ihn nimmst, so sprich in dir: „Ich nehme dich im Namen des Herrn!"» — «Gut, Gott!» versetzte Satan. Er liess sich nun in das Meer bis auf den Grund hinab, er hatte sich aber geärgert und sprach, als er den Sand nahm: «Ich nehme dich, Erde, im Namen des Herrn und in meinem!» Dies sagte er einige Mal, und bis er aus dem Meere emportauchte, hatte ihm das Wasser jedes Mal den Sand aus der Hand gespült; er drückte die Faust wohl zusammen, aber wer kann Gott belügen? Als er nun aus dem Wasser emportauchte, hatte er keinen Sand. «Sei nicht hinterlistig, Satan,» sprach Gott, «tauche abermals hinab, aber sprich dabei nicht deinen Namen aus!» Satan tauchte abermals hinab, sagte aber wieder: «Ich nehme dich, Erde, im Namen des Herrn und in meinem!» Und der Sand blieb abermals nicht in seiner Hand. Zum dritten Mal aber sagte Satan: «Ich nehme dich, Erde, im

[1] Sbornik IX. 134.

[2] *Magnjickij,* Materialy ko objarńeńiju staroj čuvašskoj vêry = Beiträge zur Beleuchtung des alten Glaubens der Tschuvassen. Kazan, 1881. S. 251.

[3] *S. Barna's* ungar. Werk: A mordvaiak pogány istenei = Die heidnischen Götter der Mordvinen. S. 10.

[4] *Munkácsi Bernh.,* Vogul népköltészet (ungar.)=Wogul.Volksdichtungen. I., 163.

[5] Zeitschrift für deutsche Mythologie I. 157—158, Sbornik VIII.

Namen des Herrn!» Nun konnte er den Sand heraufbringen, auch ohne die Faust zusammendrücken zu müssen; und er gab ihn Gott hin. Gott nahm den Sand, ging zum Meere hin und säte ihn aus; der Satan aber leckte sich die Hand ab. «Wenigstens ein Körnlein soll mir bleiben,» dachte er bei sich, «später werde ich mir auch eine Erde machen!» — Gott hatte den Sand ausgesäet und fragte nun den Satan: «Hast du keinen Sand mehr?» — Ich habe keinen mehr, Gott!» versetzte Satan. — «Nun so will ich sie segnen,» sagte Gott; und er segnete sie nach allen vier Seiten (Weltgegenden) hin. Als er sie gesegnet hatte, fing die Erde an zu wachsen. Die Erde wuchs, aber auch die im Munde des Satan befindliche, so dass seine Wange zerplatzte. Gott sprach: «Speie aus, Satan!» Er fing nun an auszuspeien und herumzuspringen, und wohin er hinspie, da wuchsen Berge hervor, und wohin er hinsprang, da entstanden Thäler; deshalb ist die Erde nicht eben. Es wird noch erzählt, dass Peter und Paul die Berge verflucht haben, deshalb wachsen sie nicht mehr. Gott sagte nun zum Satan: «Es bleibt noch übrig, dass ich die Erde segne; aber sie möge noch wachsen, wir wollen uns indessen ausruhen!» — «Gut, Gott!» meinte der Satan. — Sie legten sich nieder, um zu schlafen. Gott schlief bald ein und Satan dachte nach, wie er Gott ertränken könnte, um die Erde für sich in Besitz zu nehmen. Er ergriff also Gott und lief mit ihm zum Meere; ein halber Tag verging, es verging die halbe Nacht und er fand kein Meer; er lief nach allen vier Weltgegenden hin, aber nirgends fand er das Meer. Er sah nun ein, dass er Nichts anfangen könne, und trug also Gott an seine Stelle zurück, legte ihn nieder und streckte sich auch neben ihm aus. Er lag dort eine Zeit lang, dann weckte er Gott auf. «Steh' auf, Gott, damit wir die Erde segnen!» rief er. Gott versetzte: «Bekümmere dich deshalb nicht, Satan; ich segnete sie heute nachts nach allen vier Weltgegenden hin!...»

Ziehen wir nun hiezu die Sagen anderer, zunächst verwandter Völker heran.*

*Eliazar Pavlovič Tretjakov*, russischer Wundarzt, hat aus dem vjatkaer Regierungsbezirk folgende wogulische Sage mitgetheilt:

«Im Anfang gab es weder Himmel, noch Erde, sondern nur endloses Wasser und auf dem Wasser Wolken. Auf der Wolke sass der *Herrgott Szavaoth*. Da hustete einmal Gott und spie auf das Wasser. Auf dem Wasser bildete sich daraus eine kleine Blase, aus der ein leiser Ton hörbar ward. Die Blase wurde immer größer und größer, und damit wuchs auch der Lärm. Als der Lärm schon so groß wurde, dass man ihn auch auf der Wolke hören konnte, da fragte Gott: «Wer lärmt dort in der Blase?» Aus

* Der ungarische Sprachforscher und Sibirienreisende *Bernhardt Munkácsi* hat in der Zeitschrift der ungar. Gesellschaft f. Ethnographie («Ethnographia, V. 264) eine Zusammenstellung dieser Sagen veröffentlicht.

der Blase kam die Antwort: «Ich, *Satanail!*» Gott sprach: «Komm' hervor aus jener Blase und setz' dich neben mich auf die Wolke, reden wir mit einander!» Satanail kam aus der Blase hervor und liess sich neben Gott auf die Wolke nieder. Sie begannen mit einander zu reden. Als sie schon über alles Mögliche geredet hatten, fragte Gott den Satanail: «Könnten wir nicht irgendwie die Erde erschaffen?» Satanail bejahte die Frage, nur müsste man Erdsamen unter dem Wasser her verschaffen. «Und wie könnte man diese Samen sich verschaffen?» fragte Gott. «Ich werde solchen holen,» sprach Satanail und tauchte unter das Wasser. Nach kurzer Zeit kehrte Satanail zurück und brachte an seiner Fußsohle Erde, sowie auch in seinem Munde. Die an der Sohle gebrachte Erde übergab er Gott; die er aber in der Backe gebracht hatte, die verläugnete er; denn er wollte für sich irgendwo Erde säen und eine Welt für sich selber erschaffen. Gott streute die von Satanail gebrachte Erde aus und diese begann zu wachsen. Zu gleicher Zeit begann auch die Erde in Satanails Backe zu wachsen, wodurch sein Gesicht sehr anschwoll. Gott bemerkte dies und fragte ihn: «Was ist das da, Satanail?» — «Nun, ich habe mich angestossen und davon ist es mir angeschwollen,» versetzte Satanail. Aber die Geschwulst wuchs immer mehr, so dass er schließlich den Grund davon nicht mehr verheimlichen konnte. Satanail gestand, dass er in seine Backe Erde versteckt habe und sagte auch das, warum er dies gethan habe. Mit schwerer Mühe nahmen sie die Erde heraus und streuten sie auf die bereits entstandene flache Erde: aus ihr entstanden die Berge. — Die Zeit verging. Die Erde wuchs fortwährend. Als sie schon einen großen Umfang hatte, stieg Gott mit Satanail von der Wolke herab, und sie begannen auf der Erde zu wohnen. Von nun an benützten sie die Wolke nur zu großen Reisen und damit sie sich auf ihr in die Höhe erheben. Damit Gott die Zahl der Lebenden auf Erden vermehre, nahm er zwei Steine und schlug diese zweimal an einander. Auf den ersten Schlag kam der Erzengel *Michail*, auf den zweiten der Erzengel *Gavriil* hervor. Satanail beneidete deshalb Gott und wollte sich auch Diener erschaffen. Auch er nahm zwei Steine und begann sie an einander zu schlagen. Auf jeden Schlag kam ein *Teufel* hervor. Nachdem er aber die Steine fortwährend an einander schlug, so entstanden gar viele Teufel. Gott ärgerte sich nun darüber, dass sein Gefährte keine Grenzen kannte in der Erschaffung seiner Wesen und verbot ihm die fernere Erschaffung der Teufel. Satanail aber machte seiner Arbeit nur dann ein Ende, als er nach langer Anstrengung wahrnahm, dass seine Steine die schöpferische Kraft verloren haben. — Gott setzte sich mit seinen Erzengeln auf die Wolke und sich hoch über die Erde erhebend, erschuf er den Himmel. Satanail machte mit seinen Teufeln einen zweiten Himmel, der höher war als der Gottes. Dieser wollte nicht niedriger als Satanail wohnen, und erhob sich noch höher und erschuf einen dritten Himmel. Hierauf erhob sich Satanail

noch höher und erschuf einen vierten Himmel. Auf diese Weise mit einander wetteifernd, erschufen sie neun Himmel über einander, als Satanail, damit er höher sei, auch den zehnten zu erschaffen begann. Aber dies konnte Gott nicht länger dulden und befahl seinen Erzengeln, dass sie den Satanail und seine Teufel aus dem Himmel herabstossen sollten. Satanail und seine Teufel fielen auf die Erde herab. Jeder bekam seinen Namen von dem Orte, wohin er hinfiel: der in den Wald fiel, aus dem wurde der *Waldteufel;* der ins Wasser fiel, der wurde der *Wasserteufel* u. s. w. Nach kurzer Zeit bekam Gott Lust zur *Erschaffung des Menschen.* Zu diesem Zwecke machte er aus Erde eine Puppe und als sie fertig war, bedeckte er sie mit einer harten Körperhülle; mit einer solchen, wie die *Menschennägel.* Bevor er seinem Geschöpfe eine Seele gegeben hätte, erhob sich Gott in den Himmel, damit er ausruhe und Nahrung zu sich nehme. Für diese Zeit, weil er eben vermuthete, dass in der Nähe irgend ein Teufel lauere, befahl er den *Hund* hin, damit dieser seinen Menschen vor des Teufels Zerstörung bewache. Zu dieser Zeit war aber der Hund haarlos, weil es eben nur Sommer gab. Als der Herr sich vom Menschen und vom Hunde entfernte, kam gar schnell zu ihnen der Teufel. Anfangs bellte ihn der Hund an, dann stürzte er auf ihn los, damit er ihn beisse. Der Teufel begann den Hund zu überreden, dass er ihn zum Menschen lasse; aber der Hund wollte davon gar nichts wissen, sondern wurde noch wüthender. Da begann der Teufel dem Hunde einen Haarpelz anzubieten; aber dieser wusste es nicht, wozu dieser Gegenstand dienlich sei. Der Teufel erklärte ihm nun, dass der Winter kommen werde und er dann ohne Pelz wegen der Kälte gar schwer bestehen könne. Der Hund willigte nun ein, worauf ihn der Teufel anspie. Da auf einmal bedeckte den Hund ein Haarpelz, mit Ausnahme seiner Nase, die des Teufels Speichel nicht bedeckt hatte. Dann liess der Hund den Teufel zum Menschen treten, den dieser ebenfalls anspie. Da wurde des Menschen nagelartige Haut weich, mit Ausnahme der Ende der Finger, wohin des Teufels Speichel eben nicht reichte. — Als nun Gott vom Himmel herabstieg und sah, dass der Teufel den Menschen und den Hund verdorben habe, da machte er diesen aus, weil er den Teufel zum Menschen gelassen habe. Der Hund vertheidigte sich damit, dass ihm ja Satanail einen Pelz geschenkt habe, ohne dem er mit Eintritt des Winters erfroren wäre. Als dies Gott hörte, verfluchte er in seinem Zorn den Hund, auf dass er ewig des Menschen Diener sei, und er nur ein so großes Stück Brot zur Nahrung erhalte, als da seine Nase haarlos geblieben ist. Dann hauchte er Seele in den Menschen, dessen Geschlecht von dieser Zeit an lebt...»

In der bulgarischen Sage heißt es nun, dass Adam und Eva bis zur Zeit, wo sie im Paradiese von der verbotenen Frucht assen, schuppenartige Haut hatten, die ihnen aber dann abfiel; nur noch als *Nägel* ist ihr Rest am menschlichen Körper geblieben.

Dasselbe erzählt auch die magyarische Tradition.*

In seiner Studie «Ueber die Berg-Tscheremissen im kazaner Gebiete» (Gornyje Čeremisy kazanskovo krajo. Vjestńik Jevropy. 1868. IV.) theilt *Znamenszkij* folgende Sage mit, derzufolge *Keremet* ebenfalls Theil nimmt an der Welterschaffung:

«Keremety schwamm in der Gestalt eines Enterichs auf dem Wasser, als Juma die Erde zu erschaffen wünschte und ihm befahl, dass er ins Wassers hinabtauchen und vom Grunde Erde heraufbringen solle. Keremety brachte Erde, aber er gab nicht alle hin dem Juma, sondern einen Theil davon verbarg er in seinem Munde. Als Juma die Erde anhauchte und auf die Oberfläche des Wassers eine ebene Erde erschuf, da begann auch Keremet die von ihm versteckte Erde auszuspeien und auf diese Weise setzte er zahlreiche hohe Berge auf die ebene Erde. — Bei der Erschaffung des Menschen benützte Keremet die Zeit, als Juma in den Himmel um Seelen zu holen ging, dazu, dass er des Menschen Körper vom Scheitel bis zur Sohle so sehr anspie, dass ihn Juma zu reinigen nicht vermochte, sondern einfach das Aeußere desselben nach innen kehrte. Aus diesem Grunde wurde des Menschen Innere unrein. Zur selben Zeit verfluchte Juma auch den *Hund*, der zur Bewachung des Menschen von ihm ausgesandt worden war, aber von Juma's Befehl abstand; d. h. er konnte die von Keremety auf ihn losgelassene Kälte nicht ertragen und als Gegendienst für die erhaltene Haarkleidung den Keremety zum Menschen hintreten liess. — Juma entlockte dem Steine Funken, die in Gestalt von Engeln weiterflogen. Keremety beobachtete dies, und als Juma schlief, entlockte er auch Funken dem Steine, aus denen aber Teufel entstanden . . .»**

Die gleiche Sage der Mordvinen theilt *P. J. Melnjikov* (in: «Russkij Vjeśtńik» IV. Jahrg. 1867) mit;*** dieselbe lautet in deutscher Uebersetzung also:

«Als Tscham-Pas die Erschaffung der Welt beschloss, da erschuf er einen Geist, der fast in Allem ihm ähnlich war und der ihm bei der Erschaffung und Regierung der Welt helfen sollte. Dieser von ihm erschaffene Geist war Saitan.... Einmal, als es auf der Welt außer dem Wasser gar

* *Kálmány,* Világunk alakulásai etc. etc. S. 45. Vgl. *Munkácsi B.*, Vogul népköltészet (Wogul. Volksdicht.) I. 164.

** Vgl. *Smirnov M.,* Čeremisy. Istoriko-etnografičeskij očerk. Kazan, 1889. S. 220. — *Rittich A. F.* erzählt dieselbe Sage in seinem Werke: Materialy dlja etnografiji Rossiji. Kazanskaja gubernija. Kazan, 1870. II, 166. In dieser Sage ist Keremet der Bruder Juma's, der ihn wegen seinem Stolze und Uebermuth aus den Himmeln herabwirft.

*** Magyarisch mitgetheilt von *Ferd. Barna,* A mordvaiak pogány istenei (Die heidn. Götter der Mordvinen).

nichts gab, schaukelte sich Tscham-Pas auf dem offenen Meere auf einem Felsen, nachdenkend, wie er die sichtbare Welt erschaffen und regieren solle. Er sprach daher: «Ich habe weder einen Bruder, noch einen Gefährten, mit dem ich diese Sache besprechen könnte.» So sprechend, spie er unwillig ins Meer und fuhr weiter. Ein Stück Weges schwimmend, blickte Tscham-Pas um sich und bemerkte, dass sein Speichel sich in einen großen Berg verwandelt habe, der ihm nachschwimme. Um den Berg zu zerstören, schlug Tscham-Pas mit seinem Stocke auf ihn. Sofort sprang aus ihm Saitan hervor und sprach also: «Du bist deshalb in großer Sorge, Herr, weil du weder einen Bruder, noch einen solchen Gefährten hast, mit dem du die Erschaffung der Welt berathen und besprechen könntest; ich, wenn es dir so gefällt, will gerne dein Bruder sein!» Tscham-Pas freute sich und sprach: «Gut, es sei denn, sei du zwar nicht mein Bruder, wohl aber mein Gefährte. Erschaffen wir die Erde! Woraus sollen wir sie machen? Außer Wasser gibt es hier gar nichts!» Saitan schwieg; woher sollte er es auch wissen, woraus man die Erde erschaffen könnte! «Tauche, Gefährte, ins Meer unter,» sprach zu ihm Tscham-Pas, «am Grunde befindet sich Sand. Bring' davon ein wenig herauf, wir machen daraus die Erde!» — «Auch ich wollte eben dasselbe sagen, Bruder!» versetzte Saitan, der es nicht verrathen wollte dem Tscham-Pas, dass er ihn für mehr und mehr wissend halte, als sich selber, und er nannte den Tscham-Pas fortwährend Bruder, obgleich dieser ihn nur als Gefährten aufgenommen hatte. «Steig also hinab auf den Grund, um Sand zu holen,» sprach Tscham-Pas, «aber achte darauf, dass, wenn du ihn anrührst, du meinen Namen erwähnst!» Saitan tauchte auf den Grund nieder; aber in seinem Stolze wollte er nicht den Namen des Tscham-Pas erwähnen, sondern sprach seinen eigenen aus. Deshalb konnte er kein Sandkörnlein erhalten; aus dem Grunde des Meeres schlugen Flammen hervor und verbrannten ringsum den Saitan. So verbrannt stieg er auf die Oberfläche des Meeres empor. «Ich kann, Bruder,» sprach er zu Tscham-Pas, «nicht ein Sandkörnlein heraufholen, denn aus dem Grunde des Meeres schlagen Flammen hervor, die mich beinahe vernichtet haben!» — «Steige noch einmal, Gefährte, auf den Grund hinab,» sprach Tscham-Pas, «erwähne nur meinen Namen und die Flammen werden dich nicht schädigen!» Saitan stieg abermals auf den Grund des Meeres hinab; aber sein Stolz liess es auch jetzt nicht zu, dass er den Namen des Tscham-Pas erwähne. Saitan erwähnte abermals nur seinen Namen und die Flammen verbrannten ihn abermals gar sehr. Saitan stieg abermals empor und erschien wieder ohne Sand vor Tscham-Pas. «Nun wie ist es dir ergangen, Gefährte, hast du Sand gebracht?» fragte ihn Tscham-Pas. «Ich habe nichts gebracht, Bruder; die Flammen haben mich noch ärger verbrannt, wie vordem,» versetzte Saitan. «Hast du, Gefährte, meinen Namen erwähnt?» fragte Tscham-Pas. Saitan, weil er nichts klügeres thun konnte, gestand,

dass er den Namen des Tscham-Pas nicht erwähnt habe. «Was für einen Namen hast du erwähnt, Gefährte?» fragte Tscham-Pas. «Meinen, Bruder!» versetzte Saitan. «Hör' du, Gefährte,» sprach nun Tscham-Pas, «steig' du zum dritten Mal hinab auf des Meeres Grund, und bring' von dort, meinen Namen erwähnend, Sand. Sondern halte es dir gut im Sinn, Gefährte, dass wenn du wieder nicht meinen Namen erwähnst: die Flammen dich ganz verbrennen, so dass von dir nichts übrig bleibt!» Saitan stieg also zum dritten Mal auf den Grund des Meeres, und erwähnte nun in seiner Angst den Namen des Tscham-Pas, und brachte daher auch einen Mundvoll Sand herauf. Auf die Oberfläche des Meeres gelangend, übergab er den Sand dem Tscham-Pas; aber nicht allen, sondern hielt einen Theil davon in seiner Backe, also bei sich denkend: «Es sei denn! Der Bruder erschaffe sich seine Erde, ich werde mir schon die meine erschaffen!» Tscham-Pas begann den Sand auf dem Meere hin und her zu streuen, der nun durch Wachsen zur Erde wurde. Aber in dem Maße, in welchem die Sandkörner im Meere wuchsen, in demselben Maße begannen auch diejenigen anzuschwellen, welche in Saitans Wange verborgen waren. Von ihnen wuchs sein Kopf zu einem ganzen Berge heran. Unerträgliche Schmerzen fühlend, begann Saitan fürchterlich zu brüllen. «Warum schreist, Gefährte?» fragte ihn Tscham-Pas. Saitan konnte nichts Besseres thun, als einzugestehen. «Ich habe, Bruder,» sagte er, «nicht alle Erde aus meinem Munde ausgespieen; jetzt beginnt die Erde in meinem Kopfe zu wachsen und verursacht mir unerträgliche Schmerzen.» Tscham-Pas schlug mit seinem Scepter aufs Haupt des Saitan und sprach: «Speie den Sand aus, Gefährte, und werde heil!» Satan begann den Sand aus seinem Munde auszuspeien, aber mit solcher Kraft, dass die feuchte, noch nicht genug starke Erde zu zittern begann, und in Folge dieses Erdbebens entstanden Vertiefungen, Bergrisse und Thäler; aus dem Sande aber, welchen Saitan ausspie, entstanden Hügel, Berggipfel und Anhöhen. Als Saitan von seinem Leid frei wurde, sprach zu ihm Tscham-Pas: «Du passt mir nicht zum Gefährten, denn du bist schlecht, ich aber bin gut; sei daher verflucht und gehe auf des Meeres Grund, auf die andere Welt, in jenes Feuer, das dich verbrannt hat, weil es dein Stolz nicht zuliess, dass du den Namen deines Schöpfers erwähnest. Sitz' dort und leide dort in alle Ewigkeit!» ... Wie den Menschen, so wollte Saitan auch die übrigen Geschöpfe des Tscham-Pas verderben. Tscham-Pas formte den Menschen aus Koth, aber die Seele war noch nicht in ihn gehaucht. Auf einen Augenblick wandte sich Tscham-Pas schöpfungshalber anderswohin, und liess den *Hund* zur Bewachung der erschaffenen Körper zurück, damit Saitan sich ihnen nicht nähern und sie nicht verunglimpfen könne. Der Hund war bis dahin ein reines Thier und hatte kein Haar an sich. Saitan liess nun eine schreckliche Kälte entstehen, so dass der Hund dadurch beinahe zu Grunde ging; er machte daher dem Hunde

den Vorschlag, er möge sich gegen die Kälte in Haare kleiden, damit er sich dem von Tscham-Pas erschaffenen, damals noch seelenlosen Menschen nähern könne. Der Hund willigte ein. Saitan spie den Menschen ringsherum ab und aus diesem Gräuel enstanden die Krankheiten; dann hauchte er in den Menschen auch den Geist des Bösen ein. Tscham-Pas kam hinzu, vertrieb den Saitan und liess auf dem Hunde für immer die unreinen Haare stehen. Damit er den vom Saitan verunreinigten Körper des Menschen heile, kehrte er ihn ganz um; aber trotzdem blieben in ihm die aus Saitans Speichel entstandenen Krankheiten. Dann verliess er den Menschen, nachdem er in ihn noch seine gute Seele gehaucht hatte. Deshalb hat der Mensch Neigung sowohl zum Guten, als auch zum Bösen; die guten Neigungen rühren vom Hauche des Tscham-Pas, die bösen von dem des Saitan her. Als nun auf diese Weise der Mensch erschaffen war, zeigte Saitan auf den Menschen und sprach also zu Tscham-Pas: «Zur Hälfte hat er meine Seele in sich, zur Hälfte die deine. Theilen wir auf zwei Theile die Menschen; die eine Hälfte gehöre mir, die andere dir!» ...

Des Teufels *Speichel* und der *Hund* kommt, wenn auch in etwas anderer Situation, auch in einer türkischen Sage vor,* die also lautet:

«Allah erschuf den ersten Menschen und wies ihm die Erde zum Wohnsitz an. Und als auf Erden der erste Sterbliche erschien und sich die Himmlischen ob Allahs wunderbarer Schöpfung freuten, kam der Urahne der bösen Geister hinzu und Neid umnachtete seine Seele. Verderbniss wollte er bringen über die erste gütige Schöpfung und er spie seinen verdammnissvollen Speichel auf den reinen Leib des ersten Menschen. Mit seinem Speichel traf er ihn gerade in der Gegend des Nabels und wollte hiedurch die Sünde in ihm hineinimpfen (pflanzen). Aber herbeieilte des Menschengeschlechtes Vertheidiger, der allgütige Allah, heraus riss er das Fleischstück, auf das der Speichel hingeklebt war und warf es hin auf den Erdboden. So entstand des Menschen Nabelstelle. Das Fleischstück aber, und der daran haftende Speichel erwachte im Staube zu neuem Leben, und beinahe gleichzeitig mit dem Menschen wurde erschaffen der Hund. Zur Hälfte aus dem Körper des Menschen, zur Hälfte aus dem Speichel des Teufels. Daher kommt es, dass der Moslim dem Hunde nie etwas zu Leide zufügt, aber ihn trotzdem in seinem Hause nicht duldet. Denn er entstammt menschlichem Fleische, darum beschützt der Moslim ihn; aber er entstammt auch dem Speichel des Teufels, deshalb verachtet er ihn. Was von Anhänglichkeit und Treue in ihm ist, das hat der Hund vom Menschen geerbt, was aber Wildheit und maßlose Wuth in ihm steckt, das macht in ihm der Antheil des Satans aus. So wie im Morgenland, hat sich der Hund nirgends

* Mitgetheilt vom genauen Kenner der türk. Volkssprache, *Ign. Kunos*, in der magyarischen Zeitschrift «Élet» I, 1.

vermehrt, denn sein Feind war ihm zugleich sein Vertheidiger, sein Beschützer, — es war der Muselmann . . .»

In einer russischen Sage spielt auch des Teufels *Speichel* und der *Hund* eine Rolle; es heisst:

«Gott leimte aus Lehm den Menschen zusammen und stellte ihn an die Sonne, damit er trockne. Dann befahl er dem Hunde, den Menschen zu bewachen und ging fort. Der Hund wachte eine Weile, als es ihm aber bald kalt wurde, — denn damals hatten die Hunde keine Haare an, — legte er sich hin und schlief ein. Da kam der Teufel des Weges, riss dem Menschen die Brust entzwei, spuckte hinein, klebte sie wieder zusammen und ging fort. Darauf kam Gott und hauchte dem Menschen, welcher indessen festgetrocknet war, die unsterbliche Seele ein. Kaum ward der Mensch lebendig, als er fürchterlich zu speien anfing. «Warum hast du ihn nicht gehörig bewacht?» schrie Gott, welcher wusste, was in seiner Abwesenheit vorgefallen war, den Hund an. «Mir wurde kalt, ich legte mich daher hin und schlief ein,» erwiederte der Hund und fügte hinzu: «Gib mir Haare, so werde ich künftighin besser wachen können.» Gott gab dem Hunde Haare, der Mensch blieb aber für alle Ewigkeit mit dem Speichel. . .»

Im Nachlasse des frühverstorbenen magyarischen Ethnographen, des Sibirienreisenden *Karl Pápai* findet sich auch eine Schöpfungssage der Ostjaken vor,** in der der *Hund* gleichfalls eine Rolle spielt. Es heisst:

«Als Gott den Menschen erschaffen hatte, da war der Hund stark, so wie das Horn (d. h. er hatte eine hornartige Haut). Dieser Hund bewachte den Menschen, liess Niemanden an ihn heran. Kam zu ihm Jung-jelemtejung und fragte ihn: «Gibst du mir her diesen Pelz?» (nämlich des Menschen Pelz). — «Wenn ich ihn hingebe, dann schlägt mich mein Herr,» versetzte der Hund. «Fürchte dich nicht, er schlägt dich nicht,» meinte jener. Der Hund widerstand 2—3 Tage, dann aber gab er ihn ihm hin. Dann kam Gott selbst und erfuhr, dass man ihn betrogen. Er fragte den Hund: «Warum zogst du diese Haut an?» (d. h. seine eigene haarige). Der Hund versetzte: «Es kam ein Mensch und verlangte sie, und ich gab sie ihm hin.» Da sprach Gott: «Du hast keinen Verstand. Dich werden nun für immer aushalten (die Menschen), damit du ihren Koth verzehrst.» Und unsere Hunde fressen auch heute noch solchen. . . .»

Dasselbe Grundgerippe, wie die obigen Schöpfungssagen, bietet uns auch eine Sage der siebenbürgischen Zigeuner *** dar, die also lautet:

«Als die Welt noch nicht war, war nur ein großes Wasser; da dachte

* Mitgetheilt von *Gr. Kupczanko* in der Ztschr. «Am Urquell» III, 17.

** Mitgetheilt von *B. Munkácsi* in der magyar. Ztschr. «Ethnographia» V, 270.

*** Mitgetheilt von *H. v. Wlislocki* in «Vom wandernden Zigeunervolk» (Hamburg, 1890. S. 254).

unser Gott, dass er eine Welt erschaffe. Er wusste nicht, wie und was für eine Welt er machen solle. Und er war erzürnt, weil er keinen Bruder und keinen Freund hatte. Er warf zornig seinen Stock in das große Wasser. Da sah er, dass sein Stock ein großer Baum geworden war, und unter dem Baum sass der Teufel, der lächelnd sprach: «Guten Tag, mein guter Bruder! Du hast keinen Bruder und keinen Freund; ich will dir ein Bruder und Freund sein.» Gott freute sich und sagte: «Nicht sei mein Bruder, sondern nur mein Freund! Ich darf keinen Bruder haben!» Neun Tage lang waren sie zusammen und fuhren auf dem großen Wasser herum; und Gott sah, dass der Teufel ihn nicht liebte. Einmal sagte der Teufel: «Mein guter Bruder, wir zwei leben schlecht, wenn nicht noch mehrere sind; ich möchte noch Andere erschaffen!» — «Erschaffe denn auch Andere!» sagte Gott. — «Aber ich kann nicht!» erwiderte der Teufel, «ich wollte schon eine große Welt erschaffen, aber ich kann nicht, lieber Bruder!» — «Gut!» sprach Gott, «ich will eine Welt erschaffen! tauch' ins große Wasser hinunter und hole Sand; aus dem Sand will ich eine Erde machen.» Da sprach der Teufel: «Wie willst du aus dem Sande eine Erde machen? ich verstehe es nicht!» Und Gott erwiderte: «Ich spreche meinen Namen aus und Erde wird aus dem Sand! Geh' und bringe Sand!» Der Teufel tauchte unter und dachte, dass er sich eine Welt erschaffen werde; und als er Sand hatte, da nannte er seinen Namen. Aber der Sand brannte ihn und er warf ihn weg. Als er ohne Sand zu Gott kam, sagte er: «Ich finde keinen Sand!» Gott sprach: «Geh' nur und hole Sand!» Neun Tage lang holte der Teufel Sand und sagte dabei immer seinen Namen; aber der Sand brannte ihn und er warf ihn weg. So heiss wurde der Sand, dass er den Teufel immer verbrannte und er am neunten Tage ganz schwarz war. Er kam zu Gott und dieser sagte: «Du bist schwarz geworden! Du bist ein sehr schlechter Freund! Geh' und hole Sand; aber sprich nicht deinen Namen aus, denn sonst wirst du ganz verbrennen!» Der Teufel ging abermals und brachte endlich Sand. Da machte Gott daraus eine Erde und der Teufel freute sich sehr und sprach: «Hier unter dem großen Baume wohne ich; und du, lieber Bruder, suche dir eine andere Wohnung!» Da erzürnte Gott und sprach: «Du bist ein sehr schlechter Freund! Dich brauche ich nicht! Gehe weg!» Da kam ein großer Stier heran und trug den Teufel mit sich fort. Und vom großen Baume fiel Fleisch auf die Erde und aus den Blättern des großen Baumes sprangen Menschen hervor. So erschuf Gott unsere Welt und die Menschen...»

Vergleichen wir nun mit diesen echt bulgarischen Schöpfungssagen die der Bogomilen, so können wir eben mit aller Wahrscheinlichkeit, beinahe mit einiger Sicherheit selbst bei dem heute noch niedrigen Stand der diesbezüglichen Forschung sagen: dass der Bogolismus neue Lebenskraft aus dem bulgarischen Volksglauben geschöpft hat, den die Bulgaren noch

aus ihrer Urheimat mitgebracht und nicht dem Bogolismus entliehen haben; der Bogolismus konnte sich eben auf der festen Grundlage der dualistischen, schon in der Urheimat vorherrschenden kosmogonischen Weltanschauung weiterentfalten, zu nie geahnter Blüthe entfalten. Die Bogomilen waren die Anhänger und Verbreiter der sogenannten «Lügenbücher», in denen sich eine Fülle uralten Volksglaubens erhalten hat. Unter diesen Lügenbüchern nahmen die erste Stelle ein «*Die Fragen Johannes des Theologen an den Herrn*».[1] «Dieser Apostel stand bei den Bogomilen in besonderem Ansehen; man hielt ihn für einen Engel!» Sein Werk hatte auch Autorität bei den Albigensern, zu denen es aus Bulgarien gebracht worden war. Den Inhalt bilden Fragen, die Johannes an Christus richtet und Antworten, die er von demselben empfängt; sie betreffen zuerst den Zustand der bösen Geister vor ihrem Falle, dann die Erschaffung der Welt und des Menschen, endlich die Wiederkunft Christi.[2]

Nach Erledigung der ersten Frage richtet Johannes der Theologe die Frage an Christus: welchen Ruhm genoss Satan vor seinem Falle? Er hatte den Oberbefehl über die himmlischen Heerschaaren, — antwortete Christus, — und ging vom Himmel zur Hölle, und aus der Hölle wieder zum Throne des unsichtbaren Vaters. Er ward dann übermüthig, empörte sich gegen Gott und wiegelte auch andere Engel auf. «Und er sah den Ruhm dessen, der die Himmel bewegt, und es kam ihm in den Sinn, seinen Thron über den Wolken des Himmels zu errichten, und er wollte dem Allmächtigen gleich sein.» Und als er in die Luft hinabgestiegen war, sagte er zum Engel der Luft: «Oeffne mir die Thore der Luft!» und er öffnete sie ihm. Und beim Weitergehen traf er auf den Engel, der die Gewässer bewahrt, und sagte zu ihm: «Oeffne mir die Thore der Gewässer!» und er öffnete sie ihm. Und nachdem er hindurchgegangen war, fand er die ganze Erdoberfläche mit Wasser bedeckt. Und nachdem er unter die Erde gegangen war, sah er *zwei Fische* auf den Wässern liegen, sie waren gekoppelt, wie zwei Ochsen am Pfluge, und *hielten die ganze Erde* auf Befehl des unsichtbaren Vaters vom Untergang bis zum Aufgang der Sonne.[3]

Diese, die Erde von Sonnenuntergang bis zum Aufgang haltenden Fische sind vielleicht nicht zufällig den berühmten Walfischen ähnlich, auf denen nach der Meinung des russischen Volkes die Erde ruht.[4] In einer

[1] Herausgegeben in verschiedenen Redactionen bei *Tichonravov* «Otreč. knigi» II. 174—192.

[2] *Pypin A. N.* und *Spasović V. D.*, Geschichte der slavischen Literaturen. Deutsch von *Fr. Pech.* Leipzig, 1880. I. 104.

[3] Sbornik IX. 126.

[4] Nach magyarischer Ueberlieferung ruht die Erde auf drei Walfischen, die sich jedes dritte Jahr auf die andere Seite legen, «dann erzittert die Erde» *(Kálmány, Világunk alak. 9.)*. Siebenbürger Magyaren glauben, die Erde ruht auf 1—7 Wal-

Anmerkung zu jener Stelle wird auf das Buch Esra als Quelle hingewiesen. Im IV. Kap., Vers 47—52 erzählt nämlich der Prophet die Geschichte der Schöpfung und erwähnt beim fünften Tage zwei Thiere, Behemot und Leviathan (das eine hält man für den Elefanten, das andere für den Walfisch). Sie waren an verschiedenen Enden der Welt aufgestellt, weil der siebente Theil derselben, wo sich die Gewässer sammelten, keinen Platz für beide hatte. Behemot kam dahin, wo die Erde am dritten Schöpfungstag austrocknete, und er musste dort zwischen den Bergen bleiben. Leviathan bekam seinen Platz im siebenten Theil der Welt, wo die Wasser zusammenliefen, und musste zuweilen verschlingen, was Gott zur Vernichtung verurtheilt hatte. — Es sei hiezu bemerkt, dass auch ein angelsächsisches Literaturdenkmal des Mittelalters, die Unterhaltung Salomo's mit Saturn, den Leviathan ebenfalls für einen Walfisch hält und auf die Frage des Saturn: «Wo leuchtet die Sonne in der Nacht?» Salomo antwortet: «Ich sage dir, an drei Orten, zuerst im Bauche des Walfisches, den man Leviathan nennt, dann in der Hölle, endlich auf der Insel Glith, wo die Seelen der Heiligen ruhen bis zum jüngsten Tag . . .»

Nachdem Satan die zwei die Erde haltenden Fische aufgefunden hatte, «stieg er weiter hinab und fand hängende Wolken, die das Meer hielten, und als er dann noch weiter gegangen war, fand er seinen *Ossop*, d. i. eine Art Feuer, und nun konnte er vor lodernden Flammen nicht weiter.» Was das unverständliche Wort Ossop bedeuten soll, ist schwer zu sagen; vielleicht ist es ein Ueberbleibsel aus einem altslavischen Text oder ein Schreibfehler. In einem legendenhaften kosmogonischen Gespräch nach einer Handschrift aus dem XVI. Jahrhundert gruppieren sich die Elemente der Erde folgendermaßen: «Frage: Sage mir, was hält die Erde? Antwort: Das hohe Wasser. — Und was hält das Wasser? Ein großer Stein. — Und was hält den Stein? Vier goldene Walfische. — Und was hält die vier goldenen Walfische? Ein feuriger Strom. — Und was hält dieses Feuer? Ein anderes Feuer, das heisser ist als dies Feuer» . . .*

Auch in einer russischen Volkssage kosmogonischen Inhalts und apokryphen Charakters, die eine «*Rolle göttlicher Bücher*» (Svitok božestvennych knig) genannt wird und in ihren Hauptzügen schon aus alten Handschriften des XV. und XVI. Jahrhunderts bekannt ist, heisst es u. A.:

«Und Gott kam auf das Meer hernieder in der Luft . . . und sah auf dem Meere eine *Ente* (gogol') schwimmen, und sie hiess mit Namen Satan,

fischen; wenn sich diese von einer Seite auf die andere wenden, entsteht Erdbeben (*Jankó,* Kalotaszeg magyar népe = D. magy. Volk von Kalotaszeg, 186). In einigen magyarischen Gegenden heisst es, die Erde ruhe auf einem Büffel oder Stiere. Vgl. oben den Stier der persischen und zigeunerischen Sage. Auf Walfischen ruht die Erde auch nach einer Sage aus der Bukovina (Zeitschr. f. Ethnol. 1894).

* Sbornik IX. 131.

sie hatte sich im Meerschlamme verwickelt. Und Gott sagte zu Satanael, als wenn er ihn nicht kenne: «Was bist du für einer?» Und Satan sagte zu ihm: «Ich bin Gott!» — «Und wie soll man mich nennen?» — Satan antwortete: «Du bist der Gott der Götter und der Herr der Herren!» (Wenn Satan nicht so gesagt hätte, so hätte ihn Gott gleich auf dem Meere von Tiberias vernichtet.)»

«Und es sagte der Herr zu Satanael: «Tauche unter ins Meer und bringe mir Sand und Kiesel herauf.» Satanael gehorchte dem Herrn und tauchte unter ins Meer und brachte Sand und Kiesel herauf und streute es auf dem Meere von Tiberias mit den Worten: «Es werde dicke und weite Erde!» Und Gott nahm einen Kiesel und zerbrach ihn in zwei Stücke, und das Stück in der rechten Hand behielt er selbst, das in der linken gab er dem Satanael. Und es nahm Gott Sand, und fing an, den Kiesel zu schlagen; und Gott sprach: «Flieget heraus, Engel und Erzengel, und alle himmlischen Heerschaaren nach Art und Gestalt!» Und es fingen an aus dem Kiesel Funken und Feuer zu fliegen, und es schuf Gott die Engel, die Erzengel und alle neun Ordnungen.»

«Und es sah Satanael, was Gott geschaffen hatte, und er fing an, den Kiesel zu schlagen, den ihm Gott aus der linken Hand gegeben hatte, und es begannen bei Satanael seine Engel herauszufliegen und es schuf Satanael eine Heerschaar im Himmel. Darauf machte Gott Satanael zum Oberhaupt aller Ordnungen seiner Engel, und die Schaar Satanael's, dessen Schöpfung, zählte er als zehnte Ordnung hinzu.» (Nach einer Abschrift Buslaev's lautet die Erzählung etwas anders: Satan brachte vom Meeresgrund einen Stein; der Stein wurde in zwei Hälften zerbrochen, und aus der einen Hälfte fliegen infolge der Schläge, die Gott mit seinem Scepter darauf that, «reine Geister», aus der anderen aber schlug Satan «eine teuflische, zahllose Schaar fleischlicher (unreiner) Götter» hervor. Auf dem Meere von Tiberias wurden hervorgebracht dreissig Walfische und darauf ist die Erde gegründet, «dick, weit und breit»).

Satanael sah, dass er geehrt wurde, ward hochmüthig und wollte Gott gleich werden. Da befahl Gott dem Erzengel, die Teufelsschaar hinabzuwerfen, allein das Feuer Satan's brannte den Erzengel, und er kehrte um, ohne den Befehl vollzogen zu haben. Gott gab deshalb dem Erzengel die Mönchstonsur und nannte ihn Michael (in einer anderen Handschrift steht, dass ihm Gott das Schema [Mönchskleid] anlegte, «mit *einfachen* Kreuzen, den Zeichen Christi, des Sohnes Gottes»). Und es sandte Gott den Michael zum zweiten Mal aus; er schlug mit dem Scepter die Schaar des Satans und sie fiel auf die Erde wie Regen. Michael ward nun zum Oberhaupt aller Ordnungen der Engel eingesetzt, und die Erzengel sagten: Amen. Dieses Wort traf den einen von der Schaar des Teufels in den Bergen, den anderen auf den Flüssen, den dritten, während er in der Luft flog, und es

verwickelte sich hier einer mit dem Beine, dort einer mit der Hand in einer Wolke, und so verharren sie bis auf den heutigen Tag ...»

Hier können wir nebenbei die folgende bulgarische Sage mittheilen:

«In einem Dorfe war ein Gastwirt. In der Nacht kam ein Teufel zu ihm und ersuchte ihn, bei ihm schlafen zu können; er frass ihn in der Nacht auf. Einmal kam ein christlicher Kupferschmied abends in diesem Dorfe an und nachdem die christlichen Gasthäuser überfüllt waren, kehrte er in diesem Gasthause ein. Die Leute aber wussten, dass es bei diesem Gastwirte spuckt. Denn die Fuhrleute, die dort übernachteten, wurden vom Teufel beraubt und gefressen. Der Kupferschmied war ein harter Kopf, hörte sie nicht an und blieb. Der Kupferschmied machte sich ein Feuer an, nahm seine Feldflasche mit Wein hervor, nebst Brot und Käse, und ass sein Nachtmahl; er nahm sich vor, diese Nacht nicht zu schlafen, damit er sehe, was da geschehen wird. Sein Zimmer war schön, und als er ass, hörte er am Boden ein Gepölter, als wenn tausend Thiere umher sprängen. Der Kupferschmied war ruhig; er ass Käse, Brot, und trank ein wenig Wein aus der Feldflasche. Als er sich ans Feuer setzte, fiel durch den Rauchfang ein großer schwarzer Menschenfuß in das Feuer. Er sass ein wenig stille und es fiel ein zweiter, und der Kupferschmied liess sich aus seinem Frieden nicht stören. Nach einer kurzen Pause fiel eine Hand und nach ihr die zweite; zuletzt fiel ein Kopf herunter. Es stellte sich ein Araber zusammen und sah den Kupferschmied an, ohne ein Wort zu sprechen. Der Kupferschmied schwieg, denn er wusste, dass bei solchen Anlässen am Besten ist zu schweigen. Sodann trank er aus der Feldflasche und reichte auch dem Araber die Flasche hin; aber der Araber wollte nicht trinken und wackelte mit dem Kopfe hin und her. Der Kupferschmied schlug ihn mit einer Schaufel auf den Kopf. Der Teufel ging dann zurück und sagte dem Kupferschmied: er soll ihm noch einen Schlag versetzen, damit er hin sei. Der Kupferschmied aber sagte: «Mich hat meine Mutter nur einmal geboren, zweimal nicht!» und der Teufel zersprang. Am Morgen sahen die Leute den Kupferschmied lebend und heil, erkundigten sich, was für ein Räuber dort gehaust habe, und von nun an übernachtete ein Jeder in dem Gasthause, und es kam nichts mehr vor ...»

Warum der Teufel nur einen Fuß hat, darüber heisst es in der bulgarischen Volksüberlieferung:*

«Als einst Gott die Welt erschuf, sagte er zum Teufel, er soll ein Thier machen — dies sollte ein Wolf sein. Der Teufel machte ihn und blies ihn die Seele ein, damit er auflebe; aber dieser rührte sich nicht. Sodann ging er und beschwerte sich bei Gott, dass der Wolf nicht lebendig werden wolle. Gott sagte: «Geh' und sage ihm: Wolf! Pack' den Teufel beim Bein! und er wird aufleben.» Der Teufel ging zum Wolfe, aber er sagte ihm nicht so,

* St. 7. Stajkovski (Pirdop.)

wie ihn Gott gelehrt hatte, sondern sprach: «Steh' auf, Wolf, pack' Gott beim Beine!» Aber der Wolf wurde nicht lebendig. Zuletzt wollte der Teufel doch nicht sagen, wie ihn Gott gelehrt hatte, denn er fürchtete sich, dass ihn der Wolf beim Beine packe. Er trug ihn an einen Fluss, stieg mit einem Fuß in das Wasser und dann sagte er: «Stehe auf, Wolf, pack' den Teufel beim Fuß!» Der Wolf sprang in dem Augenblick auf und packte ihn an dem Fuße, der am Ufer war und biss ihm denselben ab. Von dieser Zeit an ist der Teufel mit einem Fuße geblieben ...»

Der Bogolismus hat sich in Ungarn nie verbreitet, ja, er liess dies Land ganz unberührt, trotzdem finden wir die verwandte Sage auch unter den Magyaren wieder. Eine magyarische Sage berichtet nämlich:

«Der heilige Erzengel Michael warf auf Befehl Gottes alle Bösen aus dem Himmel herab. Der Erzengel that dies so lange, bis unser Herrgott nicht „Amen!" sagte. Als unser Herrgott das „Amen" aussprach, konnte keiner weiter fallen: der eine hängt an den Füßen in der Höhe, dem anderen ragt noch der halbe Kopf aus der Erde, in die er versunken. Darum soll der Mensch, wenn er strauchelt, nicht lästern, denn es kann eben ein solcher Teufelsscheitel sein, der ihn straucheln machte, und wenn er dann flucht, kann er am Fuß ein ernstes Uebel bekommen.[1]

In den Altajer Schöpfungssagen besiegt Mandi-Sire den Erlik und dessen Schaar, von denen Jeder da blieb, wohin er eben fiel.[2] In der Variante der Bukovinaer Ungarn gibt Gott dem hl. Elias den Auftrag, 40 Tage und 40 Nächte hindurch zu donnern und zu blitzen; und 40 Tage und 40 Nächte hindurch fiel der Regen, und alle Teufel «fielen herab». Als auch die Engel schon begannen herabzufallen, stellte Gott des Elias' Werk ein, und wo in dem Augenblick die Teufel sich eben befanden, in derselben Stellung blieben sie bis auf den heutigen Tag. Von daher kommt es, dass man nachts „Funken" sehen kann, die jetzt hie und da zur Erde herabfallen (Sternschuppen) ...[3]

In anderen Sagen der Magyaren erscheinen die «gefallenen Wesen» als sich «schüttelnd-rüttelnd», demzufolge auch die Luft «erzittert»:

«Nachdem auf Befehl Gottes alle stolzen Engel aus dem Himmel herabgestürzt waren, sprach er sein «Amen!» Dann war einer oder der andere in der Luft, der andere wieder in der Erde, der dritte wieder auf der Erde. Und als unser Herrgott das «Amen!» sprach: blieb Jeder dort, wo er war. Und aus diesen wurden die Gespenster. Dann, wenn sich die Luft wie die Espenblätter bewegt, — dann spielen sie einmal frei im Jahre miteinander.»

[1] *Kálmány*, Világunk alakulásai, 28.
[2] *Radloff*. Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens, 181.
[3] *Kálmány*, eb.

Ferner heisst es in der magyarischen Tradition: «Als unser Herrgott noch auf Erden war, bestürmten ihn die Engel gar sehr. Als Gott wieder in den Himmel stieg, so liess er sie herabwerfen. Im Fallen hielt sich Luzifer am Monde fest und seither kann man ihn dort sehen . . .»[1]

Die Osseten — nebenbei bemerkt — erblicken gleichfalls ein «höheres» Wesen, einen Dämon im Monde.[2]

Zu dem mitgetheilten Bruchstück aus dem «Svitok» finden sich auch Analogien in der slavischen Volkspoesie. Die Erzählung vom Untertauchen des Teufels ins Meer und der Schöpfung der Erde aus Sand, wiederholt sich in russischen Legenden (bei Jakuškin, Afanasjev); in einer karpatischen Koljada (Weihnachtslied, bei Kostomarov) bringen zwei Tauben Sand vom Meeresgrund und erschaffen die Erde; in einem karpatisch-russischen Märchen bringt der Teufel in ähnlicher Weise Sand vom Meeresgrunde und nimmt an der Schöpfung theil; in einer serbischen Erzählung wird er mit den Engeln in eine Reihe gestellt.[3] Dieselben Motive wiederholen sich auch in kleinrussischen Erzählungen.[4] In einem kleinrussischen Weihnachtsliede nehmen an der Erschaffung der Welt die beiden Apostel Petrus und Paulus theil; es heisst:

War das noch zu jener Zeit,
Vor Beginn der Welt,
Spülte da das blaue Meer;
An dem blauen Meere
Standen drei der Bäume,
Auf den Bäumen Tauben drei;
Auf der ersten sass Gott allein,
Auf der zweiten Taube
Sass der heil'ge Paulus,
Auf der dritten Taube
Sass der heil'ge Petrus.
Sprach da Gott zum Petrus:
«Petrus, geh' zum Meeresgrund,
Bringe mir herauf du Sand,
Streu' ihn über diese Welt,
Und erschaffe, Petrus, du,
Himmel und die Erde,
Himmel mit den Sternen,
Erde mit den Blumen!»

[1] *Kálmány,* Világunk alakulásai. 28.
[2] «Ausland» Jahrg. 1884. S. 884.
[3] *Pypin* a. a. O. I. 109.
[4] «Osnova» 1861, Juni; *Dragomanov,* Malor. nar. predanija, 1876. Kiev, S. 89.

Petrus stieg zum Meeresgrund,
Brachte aber keinen Sand,
Streut' ihn hin nicht auf die Welt,
Petrus nicht erschaffen konnt'
Himmel nicht und nicht die Erde,
Nicht den Himmel mit den Sternen,
Nicht die Erde mit den Blumen.
(Dasselbe wiederholt sich mit Paulus.)
Stieg nun Gott zum Meeresgrund,
Brachte Gott nun etwas Sand,
Streut' ihn über diese Welt,
Gott erschaffen hat allein
Himmel und die Erde,
Himmel mit den Sternen,
Erde mit den Blumen ...[1]

Von großer Bedeutung für die vergleichende Religionsgeschichte sind die bulgarischen Sagen, welche die Erschaffung von Himmel und Erde erzählen. Eine Sage berichtet darüber also:[2]

«Als der Herr die Erde erschaffen hatte, war dieselbe anfangs flach und glatt. Dann machte er den Himmel und spreitete ihn wie ein Tuch über die Erde. Als er nun sein Werk betrachtete, da bemerkte er, dass die Erde größer ist, als der Himmel; da drückte er sie von allen Seiten zusammen, damit sie rund werde. Auf der einen Seite drückte er sie zusammen, über ihre andere Seite spreitete er den Himmel aus. Und so erhielt der Himmel dieselbe Form, wie wir ihn heute über uns sehen; die Erde aber wurde bergig, wie wir es eben sehen. Sonne, Mond und Sterne aber hing der Herr so an den Himmel, wie man eben die Lampe an die Zimmerdecke zu hängen pflegt. Und diese zünden stets die Engel, wie in der Kirche die Kerzen die Kirchendiener anzünden ...» Eine Variante dieser Sage erzählt:[3]

«Als Gott die Erde erschaffen hatte, war dieselbe anfangs von allen Seiten frei. Gott machte daher auf die Berge aus Teig den Himmel über der Erde. Als er sah, dass die Erde größer sei, als der Himmel, dachte er so lange nach, bis er endlich die Sache heraushatte; er nahm die Erde in seine beiden Hände, begann sie von allen Seiten zu drücken, damit sie dichter und gleich einem Ball werde; und dann stülpte er über sie den Himmel, so wie wir ihn heute sehen. Sonne, Mond und Sterne aber hing Gott an den Himmel, wie man die Lampen an die Zimmerdecke zu hängen pflegt; und

[1] In einem älteren Jahrgange des Lehmann'schen «Magazin für die Literatur des Auslandes» theilt W. Schott eine Sage der Esthen mit, die sich mit den hier mitgetheilten Sagen deckt. — [2] Ilia Danev (Etropol) Sbornik IV. — [3] Sapkarev: Blg. Narodni Starini.

die Engel zünden diese gerade so an, wie man in der Kirche die Kerzen anzündet...» Ueber *Tag und Nacht* erzählt die bulgarische Sage:[1]

«Gott hatte zwei Deckel; einen schwarzen und einen weissen; der weisse war mit dem schwarzen zusammengebunden. Wenn er den weissen losgebunden hatte, so war es Tag, und wenn er den schwarzen aufgebunden hat, so war es Nacht. Es war ein gar langes Gewebe (womit nämlich beide Deckel aneinander gebunden wurden), so dass bis er den weissen Zwirn am Deckel aufwickelte und zur Aufwickelung am schwarzen kam, es Nacht war. Weil nun die Enden der Deckel verbunden sind, hat Gott auch vom Schwarzen (einen Theil) auf den Weissen gebunden, und somit ist zur Winterszeit der Tag kürzer und die Nacht länger, und so wachsen im Sommer auch die Tage und die Nächte sind kürzer...»

Ueber die Entstehung des *Winters* erzählt eine Sage Folgendes:[2]

«Zu einer Zeit gab es keinen Winter, so wie jetzt; es herrschte nur Sommer; damals gab es auch mehr Thiere, die auch stärker waren. Einem Frosch gefiel eine Maid, und er verbot ihr, das Weib eines Anderen zu werden. Der Vater der Maid ging zu Gott und klagte ihm dies. Der Herr sprach zu ihm also: «Geh' nach Hause und sage dem Frosche, dass er alle Thiere zur Hochzeit rufe, damit ihr die Hochzeit feiern könnt.» Der Mann folgte, der Frosch rief alle Thiere zusammen. Die ganze Ebene war voll Hochzeitsleute. Da sprach Gott zum Vater: «Oeffne diese Thüre da!» Es war da eine Thüre, hinter der die Winde eingesperrt sassen. Als der Mann die Thüre öffnete, stürzten die Winde hervor und es begann zu schneien. Ein Theil der Thiere flüchtete in die Berge, ein anderer Theil ins Wasser; viele aber gingen zu Grunde. Die in die Berge geflüchteten Thiere leben auch jetzt noch dort, die ins Wasser geflüchteten aber im Wasser. Damals gab der Herr dem Winter den Namen und sprach: «Ein halbes Jahr lang dauere der Sommer und Alles vermehre sich; ein halbes Jahr lang dauere der Winter und ein Theil der Thiere gehe zu Grunde, damit sie sich nicht zu sehr vermehren...»

Warum der *Mond* in der Nacht und die *Sonne* am Tage leuchtet?[3]

«Als Gott die Sonne und den Mond erschuf, richtete er es so ein, dass beide gleich stark leuchteten, dass die Sonne am Tage und der Mond in der Nacht leuchtete. Der Mond aber stritt mit der Sonne herum; denn als sie beide Gott erschaffen hatte, prahlte sich der Mond der Sonne gegenüber und sagte: «Ich bin schöner als du, ich wärme stärker und bin größer als du!» Einige Mal hatte die Sonne dies ruhig angehört, bis es ihr endlich doch zu arg ward, und da sagte sie denn einmal: «Du bist nun genug frech gewesen, Mond, dir soll der Mund mit einem Ochsenschwanz zugestopft

[1] M. K. Zepenkov (Prilip) Sbornik XI. — [2] N. Stoikov (Sofia) Sbornik VIII. [3] Sapkarev: Blg. nar. star.

werden!» Die Sonne ergriff nun einen Ochsenschwanz und warf ihn dem Mond an den Mund und verletzte ihm dabei den Mund, die Augen und das ganze Gesicht. Seit dieser Zeit wurde der Mond finster (bleicher) und schamhaft...« Ueber die «Flecken» im Monde berichtet die Sage: *

«Als Kain seinen Bruder Abel getödtet hatte, und Gott ihn fragte: wer ihn getödtet habe, sagte Kain: «Ich bin nicht sein Wächter, Gott, dass ich in der Nacht gesehen hätte, wer ihn getödtet!» Als Gott diese lügnerischen Worte hörte, verdammte er den Kain für alle Ewigkeit, indem er ihn im Monde aufhängen liess, damit er in der Nacht Wächter sei, alles Böse und Schlechte, was geschieht, sehe, und erschrecke und sich beutle, wie das Blatt des Baumes. Jeder Mensch kann den Kain im Monde sehen, wenn Vollmond ist...»

Das *Erdbeben* erklärt die Sage also:

«Gott hatte die Erde an Seile gebunden und hielt die Ende aller Seile in der linken Hand. Trotzdem die Zahl dieser Seile viele Millionen betrug, so wusste dennoch Gott, in welches Welttheil ein jedes Seil hingehört; und dort, wo die Menschen schlecht waren, zog er das Seil an und dadurch entstand dann Erdbeben; wenn er das Seil stark anzog, so war auch das Erdbeben stark...»

In einer anderen Sage aber heisst es über das *Erdbeben:* **

«Die Ewigkeit war ein tiefes Thal, dessen Grund des Menschen Auge nicht sehen konnte; eine Brücke führte über dieses Thal hinweg, über welche jeder Verstorbene schreiten musste. Wenn er ein Sünder war, so fiel er ins Thal hinab; war er aber ein gerechter Mensch, so schritt er gar schnell über die Brücke hinweg ins Paradies. Die Erde aber stand auf zwei Säulen, und die zwei Säulen auf zwei Ochsen; wenn einer der Ochsen sein Ohr schüttelte, so erzitterte die Erde; denn diese Ochsen wechselten jedes Jahr ihre Haut und ihre Haare und lebten ewig...»

Auch in dieser bulgarischen Sage ist eine schwache Reminiscenz an den altpersischen Schöpfungsmythos enthalten. Der Urstier Abudad, der als Inbegriff alles Lebens aus dem Urmeere emportaucht, stellt im altpersischen Schöpfungsmythos sinnbildlich die Erde dar. Ins graue arische Alterthum reicht diese Annahme von einem Urmeere zurück, aus welchem ein Urstier als Inbegriff alles Lebens emporsteigt. Bis in die spätere mohamedanische Literatur Persiens hinein hören wir von einem großen Urmeer, worin sich lebende Wesen nach der Gestaltung rangen. *In diesem Meer aber stand ein Stier, der die Erde auf seinen Hörnern trug* und ihr Leben einflösste. Auch in der verkleinerten Form der obigen bulgarischen Sage hallt noch in schwachem Tone die alte große Naturanschauung nach. Und diese Brücke, welche in der bulgarischen Sage über das tiefe Thal führt und

*— ** Sapkarev: Blg. Nar. Star. III. 19.

welche die Verstorbenen zu überschreiten haben, stand wohl in der altbulgarischen Ueberlieferung über dem Lebensstrom, der in arischer Sage die Grenze zwischen Sein und Nicht-Sein bildet. Der Fluss, der Fluss-Stier und endlich der Fluss-Gott bilden die aufsteigende Linie der allmählich ins Theologische umschlagenden Naturanschauungen — vom Element zur angebeteten Thiergestalt, von der angebeteten Thiergestalt zur menschlich geformten Gottheit.

Ueber die *Verheiratung der Sonne* erzählt eine Sage Folgendes:*

«Die Sonne wollte heiraten und ging zu Gott und fragte ihn: «Ich wünsche zu heiraten, kann es sein?» — «Ich werde sehen,» versetzte Gott und sandte um den Teufel, damit er ihn um Rath frage. Der Teufel kam und Gott fragte ihn: «Die Sonne will heiraten, geht es?» — «Du bist Gott,» versetzte der Teufel, — Juda «du wirst es wissen!» Er wollte Gott nicht mehr sagen und ging mit seinem Esel fort. Gott sandte ihm eine Biene nach, damit sie ihn behorche, was er am Wege spricht. Der Teufel kam nun zu einem Flusse und sprach zu seinem Esel: «Trinke, trinke, Esel; Gott verheiratet die Sonne und dann verbrennt die Erde. Gott ist Gott und fragt doch um Rath, wie soll dann der Mensch nicht um Rath fragen!...»

Es ist dies ein Nachhall jener vielfachen Mythen, die sich entwickelt haben, und denen gemäß man das Auftreten des in der Gewitternacht am Horizont hervorkommenden Wesens als eine Vermählung mit der Sonne auffaßte. Unter den verschiedenen Combinationen, die dabei möglich schienen, hat sich bei den Völkern Europa's besonders reich die entwickelt, nach welcher der *Sturm*, beziehungsweise Gewittergott um die *Sonnenjungfrau* wirbt und mit ihr direkt buhlt.**

Was die Erschaffung des *ersten* Menschen anbelangt, so lehnt sich die bulgarische Tradition im Großen und Ganzen an den biblischen Bericht an. Was aber die Bevölkerung der Erde anbelangt, so heisst es in der bulgarischen Ueberlieferung, dass Gott zuerst die sogenannten *židove* erscheinen liess, die gleich Würmern aus der Erde hervorkrochen. Sie waren sehr groß und stark; wenn sie aber fielen, so brachen sie sich das Rückgrat und konnten dann nimmer aufstehen. Die *židove* fürchteten sich nicht vor dem Donner. Wenn es donnerte und blitzte, so legten sie sich einen Stein auf den Kopf und riefen: «Mein Kopf ist aus Stein, mir kann nichts schaden!» Daher legt man sich im Frühjahr, wenn es zum ersten Mal donnert, einen Stein auf den Kopf und ruft dieselben Worte. Man bleibt dann das ganze Jahr hindurch von Kopfschmerzen verschont. In vielen Gegenden Bulgariens findet man in der Erde große, starke Knochen, die dem Volksglauben gemäß den *židove* gehören, die eine Art Riesen waren, ähnlich den deutschen

* D. Stoikov (Sofia) Sbornik IX.

** S. *Schwartz W.*, Indogermanischer Volksglaube, S. 47 ff.

Hünen. Als nun Gott sah, dass sie seiner spotteten, und wenn sie fielen, sich nicht erheben konnten, da liess er sie untergehen und kleine Menschen erscheinen, die ebenfalls der Erde entstiegen. Damals waren die Rinder nur von der Größe der Ziegen und wenn sie dem Stalle entrannen, so kletterten sie auf die Dächer und brüllten dort. Diese Thiere verschwanden mit der Zeit von riesiggroßen Schlangen verschlungen. Gott sah nun ein, dass diese Menschen zur Arbeit ungeeignet sind, und er liess sie daher zu Grunde gehen. Schließlich liess er mittelgroße Menschen aus der Erde entstehen, die auch heute noch vorhanden sind. Diesen befahl er, einen Gürtel um den Leib herum zu tragen, zum Zeichen dessen, dass sie die Menschen mittlerer Größe sind ...»*

Wer eigentlich diese *židove* gewesen und wie das bulgarische Volk zu dieser Benennung gekommen — ist eine vielumstrittene Frage. Unserer Ansicht nach ist *židove* nach Analogie von Hunne — Hüne enstanden und zwar höchstwahrscheinlich unter bogomilischen Einfluss. Das Volk hörte viel über die alten Juden und hielt dann dieselben für die Riesen seines Volksglaubens und schrieb ihnen die prähistorischen Knochen zu, die sich im Lande hin und wieder vorfinden.

Ueber die *erste Geburt*, erzählt eine Sage:

«Zuerst kam das Weib und alle weiblichen Thiere auf die Welt; und zwar wurden alle so klein geboren, wie z. B. heutzutage ein kleines Kind. Dadurch, dass Gott vom Schafe das eben geborene kleine Lamm, von der Kuh das Kalb, vom Pferde das Füllen wegnahm und dieselben über ein *kleines Flüsslein* hinweg warf, segnete er sie, auf dass sie sogleich auf den Füßen stehen und gehen können; weshalb sie gleich nach ihrer Geburt auf den Beinen sind. Dann nahm er das Kind von der Mutter und wollte es ebenfalls über das Flüsslein hinweg werfen; aber die arme Frau ergriff ihr Kind und wollte es nicht loslassen, indem sie schrie: «Lass' es doch, Gott!» Beide zogen nun das Kind hin und her, aber Gott konnte es nicht den Händen der Mutter entreissen, und segnete schließlich das Kind also: «Sei gesegnet, du Weib; weil du aber das Kind nicht hast hergeben wollen, damit ich es übers Flüsslein hinweg werfe, gleich den anderen Thieren, so musst du es besorgen und auf dem Arme tragen, bis es nach einem Jahre stärker wird...» Dasselbe erzählt mit einiger Abweichung eine andere Sage also:

«Das Weib und alle weiblichen Thiere brachten, als sie zum ersten Male gebaren, solche Wesen zur Welt, die nicht gleich auf den Füßen stehen konnten, wie z. B. heutzutage das Kind. Gott bemerkte dies und klaubte alle neugeborenen Wesen zusammen; vom Schafe nahm er das Lamm, von der Kuh das Kalb, von der Stute das Fohlen u. s. w. und warf sie über einen *kleinen Hügel* hinweg, damit sie alle auf die Füße fallen

* Z. Gintschev (Tirnovo) P. R. Slaveikov, Iliev, H. F. Daskalov (Orechovo.)

und gehen können. Von dieser Zeit an fällt das Thier gleich nach seiner Geburt auf die Füße. Gott kam auch zur Frau, damit er ihr Kind nehme und es auch über den Hügel hinweg werfe. Aber die arme Frau umschlang es und wollte es nicht hergeben. Gott zog es bald von hier, bald von dort, aber er konnte es ihr nicht wegnehmen (nicht als ob er es nicht hätte thun können, aber er wollte, dass die Frau selber es ihm überlasse. Kurz, er lässt es fahren und segnet es: «Ei, gesegnet seist du, Weib; du gabst mir nicht her dein Kind, damit ich es über den Hügel hinweg werfe, gleich den anderen Thieren; pflege es denn länger als ein Jahr, trage es stets am Arme, bis es gehen lernt . . .»

Eine ältere Fassung scheint die erste Sage zu sein und zwar aus dem Grunde, weil in derselben Gott die Neugeborenen über ein Wasser hinweg wirft. Wasser bildet im Glauben der meisten Völker die Grenze zwischen Leben und Tod, Wasser entzaubert oder verscheucht die Geister; Wasser besitzt eine reinigende Kraft; schon Euripides hatte gesagt, dass es alle Sünden der Menschen abwasche.*

*M. K. Zepenkov* theilt im «Sbornik» eine Sage mit: «Warum gebärt nur das Weib?» Sie lautet also:

«Als Gott den Mann und das Weib erschaffen hatte, segnete er sie beide, dass sie Kinder gebären sollen, sowohl der Mann, als auch das Weib. Trotzdem er beide gesegnet hatte, dass sie Kinder gebären sollten, so muthete er dem Manne doch nicht so viel zu, wie dem Weibe. Es verging eine Zeit und beide kamen in gesegneten Zustand. Bald rückte auch der Tag heran, an dem das Weib gebar. Es versteckte sich an einem einsamen Orte, wickelte das Kind ein und liess es an der Brust saugen. Der Mann sah all' dem zu und es gefielen ihm nicht im Geringsten die Schmerzen, welche das Weib ertrug. «Ach,» sprach er bei sich, «auch ich soll mit meinem Kinde so viel Plage und Leid, Tag und Nacht keine Ruhe haben? Nicht einmal, wenn mein Kind meine Seele ins Paradies trägt, plage ich mich mit ihm! Ich werde eine Kunst ersinnen, die sie sich dann erzählen sollen! Es soll nur die Zeit kommen, dann werde ich dem Kinde, das ich gebäre, schon das Rechte zeigen!» So dachte der Mann. Es vergingen einige Tage und nun sollte er gebären. Da stieg er denn auf einen Birnbaum, der im Hofe stand, und gebar dort das Kind. Das arme Kind fiel auf die Erde herab, schrie einmal auf und war tod, kaum dass es das „Weisse" (Licht der Welt) erblickt hatte. Das war die Folge davon, dass ein Mann ein Kind gebar. Deshalb hat denn der Mann auch nur einmal geboren; Gott aber gab seinen Segen nur dem Weibe, dass es gebären solle, und deshalb

* Vgl. *Pfannenschmidt*, Das Weihwasser, Hannover 1870; *Ploss*, Das Kind I. 253 *Grimm*, D. Myth. 998; *Liebrecht*, Zur Volkskunde, 317.

schreien die Kinder, wenn sie weinen, stets nur: „Ach, Mutter, Mutter!“ und niemals „Vater!“ . . .»

Aehnlich erzählt eine *magyarische* Sage diesen Vorgang, nur mit dem Unterschiede, dass der Mann, als er gebären sollte, ins Wasser stieg und dort gebar. Das Wasser trug das Kind davon und Gott verlieh dem Manne als Schandzeichen den Schnurrbart; denn bis zu dieser Stelle seines Gesichtes tauchte und bückte er sich ins Wasser, damit das Kind ja nur fortgeschwemmt werde.

Die ungarische Sage erzählt auch: «Das Kind konnte gleich nach seiner Geburt gehen; wenn es fiel, erhob es sich und ging weiter. Als eine Frau sah, dass ihr Kind fallen wollte, haschte sie nach ihm. Da sprach Gott: «Wenn es so nicht gut war, wie ich es erschaffen, so trage du ein Jahr lang oder noch länger die Sorge für das Kind!» Seither muss man Sorge für das Kind tragen, und dennoch fällt es, sobald es zu gehen beginnt...»*

Vom Weltende redend, heisst es in der mongolisch-buddhistischen Religion, dass das in dieser Nacht geborene Kind am Morgen schon ums Feuer herum laufen kann.**

Das Allerweltsmärchen über die Vertheilung der *Lebensjahre* ist auch in bulgarischer Fassung bekannt. Es heisst:

«Als Gott die Welt erschaffen hatte, kam zu ihm ein Mensch und sprach: «Du hast mich erschaffen; nun aber sage mir: wie lange und wie ich leben werde, womit soll ich mich ernähren und was wird mein Beruf sein?» Gott versetzte nur so viel: «Du wirst dreißig Jahre lang leben und sollst dich von Allem ernähren, was deiner Gesundheit nicht schädlich ist!» Hierauf sprach der Mensch: «Oh, Gott, ich danke dir für dieses schöne Leben, welches du mir verleihst, aber die Lebenszeit halte ich für gering.» Da sprach nun Gott: «Gehe dahin an den Weg, setz' dich nieder dort und warte!» Und es kam auch der Ochs zu Gott und sprach: «Du hast mich zum Vieh erschaffen auf diese Welt; wie werde ich leben, was werde ich arbeiten müssen und von was werde ich leben?» Gott versetzte: «Siehst du jenen Menschen dort am Wege sitzen? Der wird dein Herr sein; dir das Futter geben wird; du wirst arbeiten, Joch und Wagen ziehen müssen, deine Nahrung wird Gras und Stroh sein und wirst dreißig Jahre lang leben!» Hierauf jammerte also der Ochs: «Oh, Gott! so schlecht soll mein Leben sein! Nimm mir etwas ab von meiner Lebenszeit!» Als dies der Mensch hörte, winkte er mit der Hand Gott zu und sprach leise: «Nimm

* *Kálmány,* Világunk alakulásai, S. 39. — Vgl. die walachische Sage bei *Müller*, Siebenbürgische Sagen: «Strafe des Ungehorsams».

** *Pallas,* Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften, II. 32.

ihm einige Lebensjahre weg und gieb sie mir!» Gott lachte und sprach: «Nachdem ihr beide dankbar seid dafür . . .» und er nahm von des Ochsen Lebenszeit zwanzig Jahre weg und gab sie dem Menschen. Kam hierauf auch der Hund heran und sprach zu Gott: «Mein Gott, du hast mich zum Hunde erschaffen; sag' mir also: wie lange, wie und von was werde ich leben?» Gott versetzte: «Siehst du dort den Menschen am Wege sitzen? Er wird dein Herr sein, und du musst deines Herrn Schafe und Gut bewachen; Abfälle und Knochen wirst du zu essen bekommen, die er dir giebt; leben wirst du dreißig Jahre lang!» Da flehte der Hund also: «Oh, Gott! so ein Leben soll ich haben! Nimm mir, ich bitte dich, einen Theil der Jahre ab!» Als dies der am Wege sitzende Mann hörte, winkte er Gott zu und sprach leise: «Nimm ihm einige Jahre weg und gieb sie mir!» Gott lachte abermals und sprach: «Seid aber dafür beide dankbar!» Und er nahm vom Hunde zwanzig Jahre. So erhielt der Mensch 70, der Hund nur 10 Jahre. Zuletzt kam auch der Affe zu Gott und sprach: «Du hast mich zum Affen erschaffen, mein Gott; sag' mir also: wie lange werde ich leben und was werde ich arbeiten?» Gott versetzte: «Siehst du den Menschen dort am Wege sitzen? Der wird dein Herr sein, der dich mit Nüssen, Haselnüssen und dergleichen ernähren wird; du aber musst ihn unterhalten und lachen machen und die Kinder erheitern!» Hierauf sprach der Affe: «Gott, verkürze meine Lebenszeit!» Gott nahm nun vom Affen 20 Jahre und gab sie dem Menschen, so dass dieser nun 90 Lebensjahre hatte. Also lebt der Mensch bis zum 30-sten Jahre ein Menschenleben, vom 30—50-sten ein Vieh-Leben, Sorgen plagen ihn, er müht sich ab, arbeitet, damit er Weib und Kind erhalte und verzehrt seine Einnahmen. Wenn er sein fünfzigstes Jahr erreicht, so ändert er seine Lebensweise, sammelt seine Einnahmen und bewacht dieselben gleich einem Hunde. Daher gleicht sein Leben vom 50—70-sten Jahre dem eines Hundes; den ganzen Tag über zankt er mit seinen Leuten, flucht und schreit. Vom 70—90-sten Jahre lebt der Mensch sein Affenalter. Ueberall neckt man ihn und lacht ihn aus, denn nachdem er seine Bestimmung erfüllt hat, kriecht er gleich einem kleinen Kinde oder vielmehr gleich dem Affen auf der Erde herum . . .»

Verwandte Züge lassen sich auch in den magyarischen und bulgarischen Sagen über die Erschaffung des Weibes nachweisen.

In einer bulgarischen Sage heisst es:

«Alle Weiber waren nicht die Töchter des Noah. Als er die Arche für die Sintfluth machen wollte, dang er sich drei Meister; und der eine verlangte seine Tochter zur Frau und wollte ihm nur unter dieser Bedingung helfen. Noah wollte sie ihm nun geben, aber die beiden anderen Meister waren damit nicht einverstanden und wollten auch Weiber haben. Gott aber wollte, dass die Arche gemacht werde und segnete abends die Katze und den Esel des Noah, auf dass sie sich in Jungfrauen verwandeln. Als es

Tag wurde, fand Noah drei Töchter vor, die alle einander gleich waren. Als er dies sah und die Katze und den Esel nicht bemerkte, da dachte er bei sich, dass Gott diese gesegnet und in Jungfrauen verwandelt habe. Er gab sie also den Meistern und diese machten ihm das Schiff. — Es verging einige Zeit und er traf einen seiner Schwiegersöhne, den er fragte; «Bist gesund und wohlauf? Wie lebst du mit meiner Tochter?» — «Gut lebe ich mit ihr, Vater,» antwortete der Mann, «aber wenn sie böse ist, so schreit sie wie ein Esel!» — «Ha,» dachte bei sich Noah, «das ist die aus dem Esel!» — Am nächsten Tage traf er den zweiten Schwiegersohn an und fragte auch den, wie er mit seiner Tochter lebe. «Wir leben gut mit einander, Vater,» versetzte der Mann, «aber wenn sie böse ist, so kratzt sie wie eine Katze mit den Nägeln und miaut wie eine Katze!» — «Ha,» dachte bei sich Noah, «das ist die aus der Katze!» — Am dritten Tage traf er den dritten Schwiegersohn an und fragte auch ihn, wie er mit seiner Tochter lebe. — «Besser, als gut, Vater,» versetzte der Mann, «man merkt es kaum, dass Jemand im Hause ist; sie schaltet wie eine Frau!» — «Ach, das ist die, welche von meinem Herzen kam,» dachte bei sich Noah. — Von diesen drei Töchtern des Noah entstammen die Weiber; die einen schreien wie Esel, die anderen kratzen und miauen wie Katzen, wenn sie böse sind ...»

In einer *magyarischen* Sage raubt die Katze die Rippe des Adam, aus welcher Gott das Weib erschaffen wollte; Gott haschte nach ihr und nahm ihr den Schwanz, aus dem er dann die Eva formte.*

Das *Weib* wird in einer anderen magyarischen Sage aus des Hundes Schwanz erschaffen, den Gott zur Bewachung des ersten Menschen ausgeschickt hatte, als dieser noch keine Seele in sich hatte. Der Hund liess aber den Teufel an den noch leblosen Menschen heran, und als Gott kam, da lief er davon. Gott lief dem Hunde nach und riß ihm den Schwanz ab, woraus er dann das Weib erschuf; deshalb haben die Weiber viele Flöhe. So berichtet die magyarische Sage; die bulgarische dagegen erzählt: **

«Das Weib wurde aus dem Schwanze des Teufels gemacht; deshalb ist es auch ein großer Teufel und die Menschen erzählen sich Folgendes darüber: Als Gott aus Erde den ersten Menschen, der Adam hiess, gemacht hatte, da hauchte er ihn an und belebte ihn. Dann sprach er zu sich selber: «Dieser Mensch braucht einen Gefährten, damit er mit ihm sprechen könne!» Gott rief nun einen Engel herbei und sprach zu ihm also: «Hör' du her, Engel, was ich dir nun sage; gehe du von hier zu Adam in den Garten, und du wirst ihn dort finden, wo er schläft; heimlich entnimm ihm seiner linken Seite eine Rippe und bringe dieselbe hieher; aber hör' du her, pass' auf, dass er dabei nicht aufwacht!» Der Engel verbeugte sich vor Gott und eilte dann zu Adam in den Garten, wo derselbe schlief, und ent-

* *Kálmány,* Világunk alakulásai etc. 23. — ** A Kostontschev Sbornik IX. 155

nahm ihm eine Rippe, ohne dass es Adam merkte; er brachte dieselbe zu Gott. Dieser aber schlief auch und der Engel getraute sich nicht ihn aufzuwecken, und wartete deshalb vor der Thüre, bis Gott erwachte. Als der heilige Engel um sich blickte, da bemerkte er den Teufel, der da heraufkletterte und zu ihm also sprach: «Warum sitzt du hier vor der Thüre, warum gehst du nicht hinein?» Der Engel antwortete: «Ich fürchte mich Gott aufzuwecken.» — «Aber was ist das, was du da in der Hand hältst?» fragte der Teufel. Der Engel versetzte: «Das ist eine Rippe des Adam.» Der Teufel sprach: «Bitte dich, Engel, gib sie mir her, damit ich sehe, wie dieselbe aussieht!» Der Engel liess sich bethören und gab die Rippe dem Teufel hin, der sofort damit entfloh. Der Engel eilte ihm nach, lief dahin und dorthin; der Teufel lief voraus, der Engel ihm nach, um ihm die Rippe zu entreissen. Da schlüpfte der Teufel in ein Loch und der Engel packte ihn am Schwanze. Der Teufel zog sich zurück und der Engel zog und zog ihn immer stärker nach auswärts und riss schließlich dem Teufel den Schwanz aus; der Teufel verkroch sich nun im Loche. «Wie soll ich nun Gott die Rippe geben?» sprach unterwegs zu sich der Engel. Als er nun zu Gott kam, traf er ihn noch immer schlafend: «Soll ich ihn nun aufwecken oder nicht?» sprach da zu sich selber der Engel, «er wird mir wohl sagen, warum ich ihn nicht früher aufgeweckt habe!» Er begann nun zu schreien: «Gott, o Gott!» Da sprach Gott leise: «Gehe nur von dannen! Das, was du in der Hand hast, soll das werden, was ich gesagt habe!» So wurde denn aus des Teufels Schwanz ein Weib, das den Namen Eva erhielt . . .»

Die magyarische Sage erzählt nun:

«Als Gott den Adam erschaffen hatte, nahm er ihm aus der linken Seite eine Rippe heraus, und legte sie auf die Erde. Hierauf entfernte sich Gott, um Koth zu holen, womit er das Loch in Adam's Seite zustopfen wollte. Inzwischen raubte die Rippe der Hund und wollte davonlaufen, aber Gott schnitt ihm den Schwanz ab und formte daraus die Eva. Und so ist denn auch: Ob du ein Geheimniss an die Zunge des Weibes bindest, oder an den Schwanz des Hundes — es bleibt sich gleich! . . .»* In einer anderen Variante erzählt die magyarische Tradition: Gott habe den Hund beim leblosen Körper als Wächter zurückgelassen, während er selbst um Koth ging; da habe der Teufel eine solche Kälte entstehen lassen, die der Hund nicht im Stande war, zu ertragen. Der Teufel habe nun dem Hunde einen Pelz angeboten, wenn er ihm den Körper auf einen Augenblick überlasse. Der Hund nahm den Pelz, der Teufel aber spie den Körper an, und legte dadurch den Grund zu allen menschlichen Krankheiten . . .**

Wir kennen diese einzelnen Züge, wenn auch durch den Einfluss des

* *Kálmány*, Világunk alakulásai etc. 30.

** *Kálmány* a. a. O.

Bogolismus in verwischter Gestalt, in den mitgetheilten bulgarischen Sagen wiederfinden. Eine so große Uebereinstimmung mit den Sagen der ugrischen Völker kann kein Werk des Zufalls sein; sie muss ihren Grund eben in der Verwandtschaft der Bulgaren mit den ugrischen Völkerschaften haben.

Der wogulische Elm-pi hatte auch den Menschen «rein» erschaffen; in den altaischen Sagen ging der Demiurg Pajana nach Erschaffung des Menschen in den Himmel zum großen Kudai, um eine Seele für den Menschen zu holen und überlässt dem Hunde die Bewachung des Körpers. Der Diabolus Erlik betrügt den Hund und speiet den Körper an, wodurch in demselben Krankheiten entstehen. Wenn wir nun den sibirisch-türkischen Sal-Jime, den mongolischen Jaman-daga,[1] den altiranischen Jima und den indischen Jama neben einander stellen und ihre demiurgischen Rollen mit einander vergleichen, so finden wir, dass diese Namen nicht nur lautlich verwandt sind, sondern diese Wesen ihrem Wirkungskreise nach sich vollkommen decken; der alt-iranische Jima[2] der Erschaffer des Menschen ist und von Ormuzd den Auftrag erhält, die Erde zu bevölkern und die Menschen zu unterrichten. Jima ist dem Ursprung nach identisch mit Jama,[3] von dem wir wissen, dass ihm der Hund ein treuer Begleiter war. Iranischer Einfluss macht sich also bezüglich des Hundes in den mitgetheilten Sagen geltend, der durch die Berührung der ugrischen Völkerschaften mit sibirischen Türken noch in der Urheimat zum Ausdruck gelangte.

Die bulgarischen Sagen über die Entstehung der einzelnen Völkerschaften bieten so manchen, vom vergleichenden Standpunkt wichtigen Zug.

So heisst es denn in der bulgarischen Volksüberlieferung:[4]

Ein Kaiser hatte eine Tochter, die sehr leichtsinnig war, und ihm viel Schande machte, deshalb gab er zweien von seinen Leuten den Auftrag, sie unter dem Vorwande spazieren zu führen, in eine wüste Gegend zu bringen und sie dort zu vernichten, damit er sie nicht mehr sehe und nichts von ihr höre. Als sie sich in den Wagen setzte, nahm sie auch ihren Hund mit sich, um mit ihm zu spielen. Als sie nun in der Wüste anlangten, stiegen sie vom Wagen und sagten ihr, was ihnen vom Kaiser befohlen worden sei. Als sie dies hörte, weinte sie und bat, ihr das Leben zu schenken; sie werde in der Wüste bleiben und von dort nie zurückkehren. Sie erbarmten sich ihrer und liessen sie mit dem Hunde, lebend in der Wüste zurück, gingen

[1] *Bastian,* Die Völker d. östl. Asien, VI. 569.

[2] *Roskoff,* Geschichte des Teufels, I. 107; Zeitschr. d. deutsch. morgenländ. Gesellschaft, IV. 417, XXV. 60.

[3] *Gubernatis,* Die Thiere in der indo-germanischen Mythologie, 355.

[4] N. Stoikov (Gabrovo) Sbornik XI.

nach Hause und sagten dem Kaiser, dass sie sie vernichtet haben. — Als sie in der Wüste lebte, wo sie keinen Menschen sah, konnte sie nicht mehr sündigen. Als es ihr klar wurde, dass sie einen verfehlten Weg gegangen, konnte sie sich nicht trösten und nachdem ihr Hund ein Männchen war, lebte sie mit ihm. Von dem Hunde kam sie in die Hoffnung und gebar einen Knaben. Als er groß wurde, ging er auf die Jagd und brachte seiner Mutter Nahrung. Die leichtsinnige Mutter erzählte ihm schandhafte Sachen. Einmal fragte er sie: «Wenn ich groß werde, von wo werde ich ein Weib nehmen, soll ich dich heirathen?» Sie sagte ihm: «Wenn du zum Brunnen um Wasser gehst, dort wirst du Weiber finden und wirst sie heirathen.» Als er groß wurde, führte sie ihn zu einem Brunnen und sprach zu ihm: «Erwische dort ein Weib und verheirathe dich mit ihr!» Er folgte ihr. — Sie wickelte sich aber gut ein und ging einem anderen Weg zum Brunnen, zu dem er ging. Als er zum Brunnen kam, sprach sie mit veränderter Stimme zu ihm schandhafte Worte, damit er sie nicht erkenne. Als sie sich besprochen, sagte sie ihm, er soll ein andersmal zum Brunnen kommen, dann werde sie mit ihm gehen. Als sie und er auseinander gingen, schritt er auf diesen Weg weiter, auf dem er gekommen war, und sie eilte auch auf ihren Weg, auf dem sie gekommen war; nahm ihr Kleid, mit dem sie ihr Gesicht bedeckt hatte, ab, setzte sich auf eine Stelle und wartete auf ihm. Als er zur Mutter kam, brüstete er sich, dass er ein Weib gefunden, die mit ihm gehen werde. Die Mutter lehrte ihn dann, was er mit dem Weibe, wenn er sie beim Brunnen trifft, machen soll. Als die Zeit kam, sandte sie ihn zum Brunnen, sie wickelte ihr Gesicht gut ein, damit er sie nicht erkenne und ging abermals ihren Weg, den sie vorerst genommen, zum Brunnen; als er kam, sagte sie ihm wieder schandhafte Worte so lange, bis sie mit ihm auch gesündigt hatte, dann entdeckte sie sich ihm. Von da an ging sie mit ihrem Sohne und kam von ihm in die Hoffnung. Sie gebar acht Kinder; als sie nicht so viel Milch hatte, um alle zu säugen, ging der Sohn auf die Jagd und fing ein lebendes Wildschwein, brachte es zur Mutter und legte die Kinder unter das Schwein zum saugen, das nun alle ernährte. Von diesen acht Kindern sind die Türken entstanden, die noch heute «Osmaci» (Achter) genannt werden. Der Hund ist ihr Stammvater und das Schwein die Mutter, weil sie durch des Schweines Milch aufgezogen wurden. Deshalb essen die Türken kein Schweinefleisch und lieben die Hunde sehr, weil sie vom Hunde abstammend selbst Hundlinge sind. Deshalb nennen sie ihren Glauben noch «Hundsglauben». Weil sich dieses Weib, die acht Kinder geboren, ihr Gesicht vermummte, als sie ihrem Sohn verführte, deshalb vermummen sich die Türkinnen, wenn sie einen Mann sehen, oder wenn sie ausgehen ...»

Nach einer *türkischen* Sage wurde der Gründer dieses Volkes von einer Wölfin gesäugt und dann später von ihr zum Vater einer zahlreichen

Nachkommenschaft gemacht wurde; die Abbildung dieses Thieres führten die Türken in ihren Fahnen.[1]

Von geschlechtlichen Verbindungen zwischen Menschen und Thieren ist überhaupt oft die Rede in der Sagenwelt der Völker alter und neuer Zeit, so wie von daraus hervorgehender Abstammung der einen von den anderen. *Grimm* bemerkt unter Anderem: »Es ist nicht bloß die äußere Menschenähnlichkeit der Thiere, der Glanz ihrer Augen, die Fülle und Schönheit ihrer Gliedmaßen, was uns anzieht; auch die Wahrnehmung ihrer mannigfaltigen Triebe, Kunstvermögen, Begehrungen, Leidenschaften und Schmerzen zwingt, in ihrem Innern ein Analogon von Seele anzuerkennen, das bei allem Abstand von der Seele des Menschen ihn in ein so empfindbares Verhältniss zu jenen bringt, dass, ohne gewaltsamen Sprung, Eigenschaften des menschlichen Gemüthes auf das Thier und thierische Aeußerungen auf den Menschen übertragen werden dürfen . . . Blieben nun in der Wirklichkeit immer Schranken gesteckt und Grenzen abgezeichnet, so überschritt und verschmolz sie doch die Unschuld der phantasievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abstandes wenig fühlend, Thiere beinahe wie seinesgleichen ansieht und als solche behandelt, so fasst auch das Alterthum (und ebenso die Anschauungsweise der Wilden noch heutzutage[2]) ihren Unterschied von den Menschen ganz anders, als die spätere Zeit.»

Die mitgetheilte bulgarische Sage, die heute gleichsam für den Ausdruck der tiefsten Verachtung gelten kann, gründet sich auf uralte Vorstellungen, die einst auch im Kreise des bulgarischen Volkes gelebt haben und in dieser Sage ihren letzten Nachhall finden.

Wie weit verbreitet diese Vorstellungen, in denen gewöhnlich Wolf oder der ihm in Gattung und Wesen verwandte Hund auftreten, erhellt aus vielfachen Sagen bei den verschiedensten Völkern; die Soa-Gui (Kaotsche) oder Tele (Chili) leiteten sich z. B. von einer hunnischen Prinzessin ab, der ein Wolf beigewohnt; und die Mongolen stammten vom Grauwolf ab.[3] Der Hund erscheint nicht selten als Stammvater von Völkern und Geschlechtern oder selbst der Menschen im Allgemeinen. So berichtet eine eskimoische Sage, dass ein Weib mit einem Hunde Umgang hatte und von ihm eine große Menge Kinder gebar.[4] Die Ainos erzählen, dass als die Welt aus dem Schlamme hervorgetreten war, sich eine Frau auf der schönsten Insel derselben, welche die Ainos bewohnen sollten, niederliess; sie kam

[1] *Gibbon,* Decline and Fall ch. 42.

[2] *Tylor,* Die Anfänge der Cultur. Deutsch. Leipzig, 1873. I, 460 ff.

[3] Ztschr. f. Ethn. I, 58.

[4] *Rink,* Quindens og Hundens Afkom (in: Eskimoiske Eventyr, Kopenhagen, 1866).

auf einem Schiffe an, welches Wind und Wellen nach Morgen getrieben hatten. Eines Tages bemerkte sie einen großen Hund, der eilig auf sie zugeschwommen kam und ihr, als sie aus dem Bade, in dem sie sich befand, floh und sich versteckte, zurief: «Lass mich bei dir bleiben, ich werde dein Gefährte und Beschützer sein, und du wirst nichts mehr zu befürchten haben.» Sie willigte ein, und aus dieser Verbindung entstanden die Ainos, d. i. die Menschen.[1] Nach einer Sage der Anwohner des Jeji-Flusses gibt es weit im Süden ein Dschur-lo-wato oder Weiberdorf, woselbst bloß Weiber existieren, die sich mit Hunden begatten und entweder männliche Hunde oder Mädchen gebären (Ztschr. f. Ethn. 2, 138). Auch die Tufan in Tibet stammten von einem Hunde, und der männlichen Abstammung wegen erhielten die Hiongnu (Hunnen) von den Chinesen die Bezeichnung *Ti* (Shan Youang oder Barbaren der Berge).[2] Letztere sollte nun zwar, wie eben auch die mitgetheilte bulgarische Sage, eine Beschimpfung sein, aber aus den angeführten Ueberlieferungen ist es ersichtlich, dass eine derartige Abstammung keineswegs als solche galt.

Ueber die *Abstammung der Türken* wird erzählt:[3]

«Als die Agara vom Abraham in Hoffnung kam und die Sara dies sah, hatte sie dieselbe fortgejagt. Als die Agara sah, dass die Sara neben ihr nicht leben will, verdeckte sie mit ihren Händen ihre Augen und ging in ein Gebirge. Im Gebirge fand sie eine Quelle und neben der Quelle eine Hütte, die sie nun als Wohnung benützte, um dort einsam zu leben. Sie ging in das Gebirge, um sich Narhung zu suchenund kam wie eine Hündin stets in ihre Hütte zurück. Dort gebar sie den Ismael und erzog ihn. Als der Ismael zum Heirathen reif wurde, dachte er an seine Mutter Agara, die sich für ihm eine Kunst ausdachte, um ihn zu verheirathen. Der Ismael ging jeden Tag auf die Jagd und brachte Etwas zum essen. Als der Ismael von der Mutter über das Heirathen unterrichtet wurde und er auf die Jagd ging, verkleidete sie sich, ging in das Gebirge und verscheuchte das Wild, welches er schiessen wollte; dann ging sie zu Hause; als dann der Ismael ohne Beute zu Hause kam, fragte ihn die Mutter: warum er nicht geschossen habe. Er sagte: Ein Weib hätte ihm das Wild verscheucht, deshalb konnte er es nicht erlegen. «Dieses Weib ist dir, mein Kind, von Gott gesandt und wenn du sie morgen siehst, fange sie und bringe sie dir nach Hause», sagte die Mutter. Am andern Tag ging Ismael auf die Jagd und die Agara kam ihm von einem anderen Weg her entgegen; sofort fing er sie und brachte sie nach Hause. Als er ihr die Fesseln löste, sah er, dass

[1] *Lindan,* Voy. autour du Japon, Paris, 1864.

[2] Ztschr. f. Ethn. 1, 55. Vgl. ausführlich *Liebrecht,* Zur Volkskunde, 18 ff.

[3] M. K. Zepenkov (Prilip) Sbornik XI, Ivan, D. Šišmanov Ethym. Studien, D. Matov Sbornik.

sie seine Mutter sei. «Warum hast du mich, Mutter, belogen? Dass ich dich als Weib nehme?» fragte Ismael. «Zu meinem und zu deinem Glücke, mein Kind,» sagte Agara, «damit sich von uns die Erde bevölkere.» Der Ismael freute sich, weil es ihm nun gut erging. — Von diesem Tage an lebte Ismael mit Agara wie Mann und Weib; in einigen Jahren hatte die Agara acht Söhne geboren und diese acht Söhne nannten sich Türken, «Osmaci» (Achter). Die Vermummung der Türkinnen rührt von der Agara her, die sich bei der Verführung ihres Sohnes vermummt hatte.»

Ueber die *Abstammung der walachischen Zigeuner* heisst es: *

«Ein Mann hatte stets mit einem Maaß Wein getrunken und nie mehr als dieses sein Maaß. Einmal hatte er ohne sein Maaß getrunken und nachdem er durstig war und nicht wusste, wie viel er trinkt, so hatte er sich eben angetrunken und sich auf der Erde wie ein Betrunkener gewälzt. Er hatte drei Söhne; der Aelteste war brav und die jüngeren Zwei waren leichtsinnig und konnten den Vater nicht leiden, weil er sie stets schimpfte. Der Aelteste war nicht zu Hause und konnte den Vater von der Erde nicht aufheben, und die beiden Jüngeren liessen ihm liegen. Endlich, als sie sahen, dass er betrunken ist, packten sie ihm mit Zangen bei den Kleidern und zogen ihm auf der Erde entlang und spotteten seiner. Als der älteste Bruder nach Hause kam und dies sah, schrie er sie an und nahm ihnen die Zangen ab, indem er sagte: «Gebet her diese Zangen, diese werden einst für Euch gebraucht werden!» Er hob dann den Vater auf und behütete ihn, damit ihm Niemand sehe, weil er sich schämte. Als er ihm in das Haus brachte, wickelte er ihm in Kleider ein, damit er so lange schlafe, bis er den Rausch ausgeschlafen habe. Als er erwachte und erfuhr, was die beiden jüngeren Söhne ihm angethan, da hat er sie verflucht und gesagt: «Ihr sollt von mir und von Gott verdammt sein, sollt Zigeuner werden, keine Heimath haben, und sollt nur Feuer schürren können!» Wie sie der Vater verdammte, so geschah es auch; sie wurden walachische Zigeuner, die in Hütten leben, und die, wenn sie heute an einem Orte sind, morgen wieder nach einem anderen Orte ziehen und nur Feuer schürren können. Deshalb wird zu Denjenigen gesagt, die nicht ständig an einem Orte wohnen und viel wandern: «Sie ziehen wie walachische Zigeuner herum!» . . .»

Ueber die *Abstammung der bulgarischen Zigeuner* aber heisst es: **

«Die bulgarischen Zigeuner, die jetzt zumeist als Kesselschmiede und Kesselflicker leben, sind aus den ersten Bulgaren entstanden, die von einem Bischofe verflucht wurden. In einer Stadt hatte ein sehr guter Bischof viele Jahre hindurch seinen Sitz und die Leute konnten keinen Grund finden, um ihn von dort zu vertreiben. Den reichen Gutsbesitzern aber war er nicht nach ihrem Geschmacke, weil er gut und gerecht war und

* — ** N. Stoikov (Gabrovo) Sbornik XI.

sich der Armen annahm. Die reichen Leute suchten lange nach einem Grunde, um ihn von dort zu entfernen; das konnten sie aber nicht, denn er hütete sich selbst vor Schlechtem und diente nicht dem Teufel, sondern Gott. Als die Reichen sahen, dass sie keinen Grund finden können, um ihn entfernen zu können, da waren sie ihm noch mehr aufsässig und der Teufel trieb sie an, ihm eine Schlechtigkeit anzuhängen. Zu diesem Zwecke hatten sie ein leichtsinniges Frauenzimmer gedungen, die sie gut bezahlten. Diese hatte die Aufgabe, sich früh Morgens in die Wohnung des Bischofes zu schleichen, wie wenn sie einer Arbeit nachginge; und sie sollte sich dort antreffen lassen, um dann den Bischof von dort zu vertreiben. Diese ging Morgens früh, bevor es noch graute, mit wirrem Haar und zerzausten Kleidern (wie eben eine aussieht, wenn sie vom Schlafe aus dem Bette steigt) in die Wohnung des Bischofs, versteckte sich in einer Ecke und wartete, bis der Bischof aufsteht und herauskommt, um sich dann in sein Schlafzimmer zu schleichen, damit, wenn die Reichen kommen, sie in seinem Schlafzimmer finden. Als der Bischof aufstand und auf die Seite ging, schlich sie sich in sein Schlafzimmer und versteckte sich in einem Schranke. Der Bischof wusch und kämmte sich. Als er die Reichen sah im Hofe kommen, lud er sie ein, in sein Zimmer zu treten und sich zu setzen; als er fertig war, setzte er sich auch und fragte sie, was sie wünschen. In diesem Augenblick sprang das Weib aus dem Schranke hervor und lief an ihnen vorüber in den Hof. Sodann sahen sich die Reichen gegenseitig an, lachten und fragten den Bischof: «Verehrter heiliger Bischof! So bist du rein und gerecht? Jetzt haben wir gesehen, wie weit deine Ehre und Gerechtigkeit geht!!!» Dem Bischof fiel dieser Streich auf, deshalb verfluchte er sie und sprach: «Ihr sollt von mir und von Gott verflucht sein; ihr sollt Zigeuner werden und von Euch kein Priester und Bischof je werden!» Als er sie verflucht hatte, da haben sie sich verändert: wurden garstig, hässlich und groß, so dass sie selber erschracken. Nachdem reichte er ihnen als Unsauberen kein Abendmahl mehr. Von diesen reichen Grundbesitzer sind die bulgarischen Zigeuner entstanden, die ebenso wie die Türken riechen, weil sie von dem Bischofe verflucht worden sind. Deshalb wird aus den Zigeunern, wenn sie auch Bulgaren sind, kein Priester und kein Bischof. Weil sie unsauber sind, nimmt der Priester, wenn einer stirbt, von ihnen kein Brot, sondern nur von Bulgaren, die er kennt, zerschneidet es und vertheilt es unter Bulgaren...»

In der *magyarischen* Sage entstehen auf ähnliche Weise die Raizen, wie in folgender die *Walachen.*

«Ein Bulgare nahm einen dicken Baum, um aus demselben zwei Achsen zu machen; als er das Holz ausgearbeitet hatte, nahm er einen Bohrer und fing an zu bohren; in dieser Zeit kamen vom Dorfe Leute zu

* M. K. Zepenkov (Prilip) Sbornik XI.

ihm, um zu sehen, was er macht. Er bohrte mit dem Bohrer in das harte Holz und das Holz sprach: «Grp, grap, geip, grp!» Die Leute sagten: «Was machest du? Das Holz spricht ja so, wie ein Menschenkopf!» Als er diese Worte hörte, kam ihm an zu sagen: «Gerp, gerp, evo (hier bin ich) gerk, gerp evo gerk!» Als er so sprach, beendete er das Bohren und aus dem Holze entstand durch Gottes Segen ein Mensch, welcher sprach: «Gerp, gerp evo (da bin ich) gerk!» (=Grieche). Als er das ausgesprochen hatte, ging er zum Flusse neben dem Dorfe, setzte sich nieder und verwunderte sich, indem er sprach: «More, was für ein großes Wasser!» Die Dorfleute, die das hörten, gaben ihm dann noch den Namen «Moralia». Aus dem Holze, welches für einen Wagen bearbeitet wurde, entstanden die Griechen und die Morali. Ja so sage du, Bruder Marko, den Griechen gelegenheitlich, sie sollen sich was darauf einbilden, dass ihren ersten Kopf ein Bulgare machte — den sie an Schlauheit aber übertreffen. Als sich der Kopf des Griechen zeigte, gingen dem Bulgaren die Augen auf; er gab die Holzspäne und Abfälle in ein Fass und rollte sie. Die Dorfleute sagten: «More, was walzest du die Holzspäne und Abfälle? was willst du aus ihnen machen?» Als er diese Frage hörte, kam es ihm an zu sprechen: «Vlak, Vlak, da ist ein Vlaf, Vlak, Vlak, da ist ein Vlaf (Walach)!» Als er diese Worte ausgesprochen hatte, entstand sich ein Walache, welcher sprach: «Vlak, Vlak, da bin ich Valach von Holzspänen und Abfällen, Zinzi, Zinzi!» Als die Bulgaren diese Worte hörten, gaben sie ihm den Namen «Zinzi». So wurden auch die Walachen durch die Hände des Bulgaren gemacht und «Vlasi i Zinzari» (Walachen und Zinzaren) getauft.

Eine andere Sage erzählt Folgendes über die Walachen:

«In alten Zeiten, als noch die lateinische, römische Welt bestand, erschienen im Reiche Menschen, die raubten und mordeten; es waren dies gar gefährliche Leute. Die Menschen klagten gar oft über sie beim König und baten ihn, dass er sie von den Räubern befreien möge, aber er erwiderte darauf nichts, denn auch sie waren Lateiner. Schließlich, als die Räuber zum Aeußersten geschritten waren, gab er den Befehl, dass man sie gefangen nehme und sie vor ihn führe. Man fing und fesselte auch diese Menschen und führte sie vor den König. Der König wollte sie nicht hinrichten lassen, sondern verurtheilte sie auf Lebenslang und befahl dem Militär, es möge dieselben in die heutige Walachei treiben und man gebe ihnen weder Vieh, noch Speise, noch Weiber, mit Ausnahme der Katzen, mit denen sie ackern, einherfahren und machen sollen, was sie eben wollen, bis sie sich gebessert haben. Zur Nahrung ordnete er ihnen Fische an, die sie sich selbst aus der Donau fangen und mit ihnen Handel treiben müssen. Zur Strafe aber erlaubte ihnen der König nicht, dass sie sich Häuser bauen, sondern

* H. F. Daskalov, Sbornik IX.

in Erdlöchern leben sollen, die sie mit Rohr und Schilf eindachen. Das Militär that also, wie es der König befohlen; es trieb sie an die Donau und liess sie dort zurück. Als sie Niemanden hatten, den sie ausrauben konnten, gingen sie ans Ufer der Donau im Rohricht Fische zu fangen und nährten sich mit diesen. Auf diese Weise sahen sie einige hundert Jahre hindurch keinen Menschen, vergassen ihre Sprache, verwilderten ganz und gar, so dass sie nichts anderes sagen konnten, als: «O-o-o-preschte!» (Fische). Diese verwilderten Menschen kannten weder einen König, noch einen Bischof, zahlten Niemandem eine Steuer, gingen nicht zur Kirche, denn sie hatten keinen Glauben. Sie rasierten sich nicht, sie wuschen sich nicht, und weil sie nackt einhergingen, ward ihr ganzer Körper behaart, gleich dem der wilden Thiere, weshalb sie die Menschen «Vlasi» zu nennen begannen, weil sie mit Haaren bedeckt waren. Da bedauerte sie einmal der bulgarische Zar, der am Laufe der Donau regierte, und liess sie taufen und zähmen. Er schickte Geistliche zu ihnen, damit diese sie taufen; aber sie liefen davon und verkrochen sich in ihre mit Rohr bedeckten Löcher. Als der Zar dies sah, sandte er Soldaten aus und liess sie einfangen und vor sich führen, damit sie nun getauft werden. «Wo und wie hast du diesen da gefangen?» fragte der Zar. «Diesen fand ich in einem Loche,» antwortete der Soldat, «als er seine Katze mit Fischen speiste; und als er mich erblickte, lief er davon. Ich rief ihm nach: „stane" (Halt)! Aber er lief weiter und hörte nicht auf mich; aber ich fing ihn und was soll ich mit ihm machen?» — «Taufet ihn und gebt ihm den Namen „Stan"!» versetzte der Zar. «Dieser da hat sich lange gesträubt, bis ich ihm endlich doch herbrachte,» sprach ein anderer Soldat. «Taufet ihn, gebt ihm den Namen „Opro", denn er hat sich gesträubt!» sagte der Zar. «Was soll ich mit diesem Kinde machen?» fragte ein anderer Soldat. «Taufet es, gebt ihm den Namen „Jonica"!» versetzte der Zar. «Dieser steht da wie ein Pfeil und bewegt sich nicht,» sagte ein Soldat. «Taufet ihn und gebt ihm den Namen „Stankul"!» meinte der Zar. Auf diese Weise fing man alle Walachen ab und taufte sie, die auch noch heutzutage diese Namen führen. Nachdem der Zar alle Walachen hatte taufen lassen, befahl er, dass man sie an die Donau treiben solle, wo man sie einige Jahre liess, bis sie sprechen lernten. Aber sie konnten nicht gut die bulgarische Sprache erlernen und mischen auch jetzt noch ihre alte Sprache hinein. Als sich die Walachen einigermaßen kultiviert hatten, liess sie der Zar wieder an die Donau zurück und zwar unter der Bedingung, dass sie ihm Steuer zahlen, ihre Religion nicht vergessen und jedes Jahr von der Donau zu Ostern in die Kirche kommen, damit sie den Segen (nafora) mit sich nehmen. Die Walachen gingen von dannen und begannen ihre frühere Beschäftigung. Sie fingen Fische, trugen dieselben von der Donau weg zu verkaufen, für das Geld aber kauften sie sich Alles, was sie benöthigten, und kehrten dann wieder heim. Ackern,

säen konnten sie nicht. Als Ostern herankam, da erschienen sie alle in der Kirche, damit sie den Segen empfangen, so wie es ihnen der Zar befohlen hatte. Die Walachen empfingen den Segen (nafora) für das ganze Jahr, steckten ihn in eine Schachtel und trugen ihn mit sich heim. Als sie ihn aber Niemandem hingeben wollten, damit ihn nicht Jemand esse, so banden sie die Schachtel einem Windspiel an den Schwanz, der sie angeführt hatte, als sie über die Donau schritten. Die Walachen hatten nämlich keine Kähne, sondern schwammen über die Donau, und wenn sie den Weg nicht wussten, so führte sie eine Windspiel-Hündin an. Dass aber der Hund mit dem Segen nicht durchgehe und ihn nicht auffresse, so schrieen sie: «s-ss-sjj!» Deshalb sagen sie, wenn man sie fragt: «Hast du das hl. Abendmahl genommen?» — «S-ss-sjj!» Die Walachen lieben auch noch heutzutage am meisten die Fische. Der Walach liebt so sehr die Fische, dass man ihm in seiner Sterbestunde in die rechte Hand einen Fisch, in die linke eine Kerze steckt...»

Warum die Walachen sich die Haare nicht scheeren und warum die Zigeuner sich das Haupt rasieren: *

«Als der alte Gott auf Erden wandelte, kam er mit dem Erzengel zu einem Hause. Der heilige Erzengel wollte ins Haus eintreten, damit er sehe, wer sich darin befindet. Er trat auch ein und was sah er? Das Haus war gefüllt mit Walachen und Zigeunern. Die Walachen und Zigeuner pflegen bei ihren Zusammenkünften nicht zu sprechen, sondern zu schreien. Der heilige Erzengel dachte, dass sie sich zanken und zog sein Schwert und hieb alle nieder; dann kehrte er zu Gott zurück, der ihn fragte: wo er so lange geweilt? worauf der hl. Erzengel ihm erzählte, dass er alle Walachen und Zigeuner niedergehauen habe. Da erzürnte Gott auf den Erzengel weil er sie getödtet hatte und forderte ihn auf, noch einmal ins Haus hineinzugehen und sie ins Leben zurückzurufen. «Wie soll ich sie zum Leben erwecken?» fragte der Erzengel; Gott aber sagte: «Gehe hinein, hebe ihre Köpfe auf und sprich: „Gott will, dass diese Menschen zu Leben erwachen!“ und sie werden zu neuem Leben erwachen.» Und der heilige Erzengel that also, wie es ihm Gott befohlen hatte, und sie erwachten zu neuem Leben. Als aber der Erzengel die Köpfe ordnete, da irrte er sich und setzte die Köpfe der Zigeuner den Walachen und die der Walachen den Zigeunern auf. Deshalb rasieren sich die Zigeuner das Haupt, damit sie des fremden Haares los werden; die Walachen aber lassen sich deshalb das Haar wachsen, weil es den Zigeunern gehört...»

Im Zusammenhang theilen wir auch noch folgende mit:

«Als die Heiligen auf Erden wandelten und die Menschen tauften, damit diese Christen werden, sagten sie den Leuten, dass wer sich taufen

* H. F. Daskalov, Sbornik IX.

lässt und seine Sünden bereut, der kommt ins Paradies, der andere dagegen in die Hölle. Ein Mann wollte sich taufen lassen, aber er wünschte vorher den Himmel und die Hölle zu sehen. Der Heilige hätte es sehr gerne gesehen, dass sich dieser Mensch taufen lässt, denn er war in der Religion sehr bewandert; aber er konnte den Mann nicht dazu bewegen, bevor er ihm nicht Himmel und Hölle zeigte. Dies that dem Heiligen gar weh und er warf sich auf die Knie, um Gott zu bitten, damit er ihm Himmel und Hölle öffne. Da sprach eine Stimme aus den Wolken zu ihm: er möge den Mann zu sich nehmen und mit ihm auf die Planina (Hochebene) gehen, damit sie dort Himmel und Hölle sehen. Sie gingen also auf die höchste Spitze der Hochebene hinauf und ermüdeten dabei gar sehr. Sie setzten sich unter einen Baum, damit sie rasten, und der Mann begann den Heiligen zu fragen: «Was für Menschen gibt es im Paradiese?» Der Heilige antwortete, dass es dort Menschen aus allen Völkerschaften gebe. So sprechend überkam sie der Schlaf im Schatten des Baumes, und wie im Traume waren sie sogleich im Paradiese. Als sie in die Nähe des Thores gelangten, bat der Heilige den hl. Petrus, er möge den Mann in das Paradies hineinlassen. «Ja wohl!» versetzte der hl. Petrus und öffnete die Pforte. Der Mann ging in das Paradies hinein und sah dort das Schönste von allem Schönen; es war voll mit Menschen, die in weissen Gewändern, mit Kränzen auf den Köpfen bei Sang und Klang lustwandelten. Der Mann betrachtete sie und dachte bei sich: was das doch für Menschen sein können? ob es hier wohl auch Juden gibt? Er fragte den hl. Petrus: «Sage mir, gibt es im Paradiese Juden?» — «Nein, hier gibt es keine, Männchen!» versetzte der hl. Petrus. «Gibt es Armenier?» — «Nein!» — «Gibt es Franzosen?» — «Nein!» — «Gibt es Italiener?» — «Nein!» — «Gibt es Engländer?» — «Nein!» — «Aber Griechen gibt es?» — Hier gibt es keine Grichen!» — «Also was für Menschen kommen denn her, warum sagst du es mir nicht?» fragte schließlich der Mann. — «Her kommen, mein Freund,» versetzte der hl. Petrus, «nur die Menschen, welche Christen sind!» — Sie gingen nun in die Hölle und fragten auch dort nach, was für Menschen es daselbst gebe. Dort gab es Menschen von allen Völker, von jeder Sprache, nur Christen waren nicht vorhanden. Da versank der Mann in Gedanken und dachte bei sich, dass er sich taufen lasse, damit er ein rechter Christ werde, kurz, damit er ins Himmelreich komme. Sie begannen nun zu laufen und wachten aus dem Schlafe sogleich auf. Der Heilige erzählte dem Manne, was er gesehen, und der Mann erzählte ihm dasselbe und liess sich sogleich taufen...»

In einer inedierten ungarischen Sage heisst es ähnlich, dass ein Magyare sich gewünscht habe, sich einmal Himmel und Hölle anzusehen. Gott gewährte ihm den Wunsch. Als er sich den Himmel besah, fragte er: ob es dort Deutsche, Raizen, Walachen u. s. w. gäbe? — «Nein!» erhielt er

zur Antwort, «hier gibt es nur Ungarn!» Als er sich die Hölle besah und dieselbe Frage stellte, erhielt er zur Antwort, dass es dort Menschen aus allen Völkerschaften gäbe, nur Magyaren seien nicht vorhanden...

Die bulgarische Sage erzählt über den *Zimmermann:* *

«Einst hatte ein Zimmermann durch seine Tagesarbeit so viel verdient, dass er eine mit Geld gefüllte große Tasche abends nach Hause tragen konnte. Als er wieder einmal abends mit der vollen Tasche nach Hause ging, begegnete ihm am Wege Gott und fragte ihn: «Meister, was trägst du da in der Tasche?» Der Zimmermann versetzte: «Holzabfälle, damit sich meine Kinder erwärmen!» Da sprach Gott: «Von nun an sollst du Holzabfälle nach Hause tragen!» Von der Zeit an ist der Zimmermann arm geworden; und wenn er auch den ganzen Tag über fleissig gearbeitet hat, so trägt er abends sich nur Holzabfälle nach Hause, damit er sich daran wärme...»

Im Anhang zu dieser Sage theilen wir noch eine über die *Schneider* mit:

«Einst gab es nur einen einzigen Schneider für alle Menschen. Einmal hatte er einen Traum; alles, was er bis zu der Stunde gestohlen hatte, hing an ihm und es kam ihm vor, als wenn Gottes Engel zu ihm spräche: «He, Schneider, Schneider, siehst du diese Erscheinung? Alles, was du auf dieser Welt gestohlen hast, hängt an dir! So geschieht es in alle Ewigkeit! Wenn Gott die Menschen bessern will, da stellt er vor sie ihr Abbild hin; so auch geschieht es dir, damit du sehest, was du gestohlen hast, damit du dich besserst und vor allen Menschen schämest, die da bei Gericht sind. Wenn du daher dich nicht beschämen lassen willst, so arbeite von nun an redlich!» — Als der arme Schneider erwachte, da war er sehr erschreckt und erzählte Alles, was er gesehen und gehört hatte, und bat ihn, von nun an nichts zu stehlen. Von dieser Zeit an bereute der Schneider alle seine Diebstähle. Da geschah es, dass er eines Tages aus einem sehr theueren Stoffe etwas verfertigte und sich davon ein Stück behalten wollte. Die Gesellen sahen nun, dass der Meister dennoch stehle und warnten ihn, indem sie sagten: «Meister, das Traumbild! Meister, der Traum!» Sie schrieen schon zum vierten Mal: «Meister, die Warnung des Engels!« Da erschrack er, weil er den Befehl nicht eingehalten und vom Stoffe gestohlen hatte. Als der Käufer fortging, sprachen die Gesellen: «Also der Meister stiehlt doch? Haben wir ihn nicht auf das Traumbild aufmerksam gemacht?» Der Schneider aber versetzte: «Oh, ihr Gesellen, ihr junge Kerle! Von diesem Stoffe war nichts ans Traumbild gehängt! Wenn ihr noch einmal seht, dass ich etwas von eines anderen Vermögen nehme, so macht mich aufs Traumbild aufmerksam; aber nur so aus — Spass! Wenn Gott mir langes Leben schenkt, so weiss ich mir noch ein kleines Vermögen zu sammeln. Ja, so ist's!» meinte der Schneider und stahl weiter...»

* D. Stoikov (Sofia-Gurmaso) Sbornik III. u. IX.

Ueber die Erschaffung einzelner *Thiere* gibt es in der bulgarischen Ueberlieferung Sagen, die in mancher Beziehung von Bedeutung sind und nicht eben achselzuckend übergangen werden können.

Der *Kuckuck* wurde der bulgarischen Sage gemäß von Gott auf folgende Weise erschaffen:*

»Die Frauen glauben, dass der Kuckuck eine Frau gewesen ist, die ihren einzigen Sohn, namens Gugo, durch den Tod verlor. Die Frau bedauerte sehr ihren Sohn und ging allabendlich zu seinem Grabe, wo sie gar bitterlich weinte. Ihr Weinen hörte auch der Herr und kam eines Morgens zur Frau und fragte sie: »Warum weinst du, jammerst du hier am Grabe?« — »So lange ich lebe, Alter,« antwortete die Frau, »werde ich nicht aufhören zu weinen! Oh, Gugo, Gugo, Gugo, mein lieber Sohn!« Da segnete Gott diese Frau, indem er sprach: »Sei denn gesegnet und werde der Kuckuck, damit du zeitlebens „Gugo" schreist!...«

Von vergleichendem Standpunkt ist die bulgarische Sage über die Entstehung des *Hundes* interessant; es heisst:**

»Als der Herr auf Erden wandelte, da hütete er eine Schafheerde, damit er die Menschen auch dies lehre. Kam einher der Wolf, damit er beim Treiben der Schafe behülflich sei. Einmal wollte ein Schaf nicht weitergehen, weshalb der Wolf erzürnte, das Schaf ergriff und es herumzuzerren begann. Da nahm der Herr seinen Handschuh hervor und warf ihn dem Wolfe nach, indem er sagte: »Du ihm nach!« (po nego te); und aus dem Handschuhe entstand der Hund, der den Wolf zu verfolgen begann. Seit dieser Zeit hütet der Hund die Schafe und verfolgt den Wolf...«

In der magyarischen Sage entsteht auf dieselbe Weise die *Katze*. Als nämlich während der Sintfluth der Teufel in der Gestalt einer Maus die Arche durchlöchern wollte, da warf ihr Noah seinen Handschuh nach, aus welchem die Katze entstand.

In der bulgarischen Sage sind die *Mäuse* aus dem Teufel, die *Katze* aber aus dem Handschuh des Pfarrers entstanden. Es heisst:

»Einst, als die Menschen noch nicht getauft waren, wandelten die Teufel unter ihnen; später aber, als sie getauft wurden, da flohen sie dieselben. Aber der eine Teufel war gar verschlagen. Er nahm Menschengestalt an, besuchte die Kirche und stellte sich vor den Altar hin, machte aber nicht das Kreuz, als der Pfarrer die Worte sprach: »Und komme dein Reich!« sondern lief sogleich aus der Kirche hinaus. Dies bemerkte öfter der Pfarrer und schließlich fiel ihm ein, dass dieser Mensch ein Teufel sei. Einmal befahl der Pfarrer während des Gottesdienstes, dass man Thür und Fenster absperren solle, kurz, jeden Ausgang. Dann begann er die Messe zu lesen. Als er die Worte sprach: »Und es komme dein Reich!« da wollte

* M. K. Zepenkov Sbornik III. — ** N. Stoikov Sbornik III. u. VII.

sich der Teufel flüchten, konnte aber zur Thüre nicht hinausgehen. Er wurde daher eine Brummfliege, damit er durch das Fenster hindurch sich flüchte; aber die Fenster waren geschlossen. Da sprach der Pfarrer abermals die Worte, worauf der Teufel barst und aus ihm die Mäuse wurden. Der Pfarrer warf nun seinen Handschuh nach den Mäusen, aus dem die Katzen entstanden, die gleich die Mäuse abzufangen begannen. Die Mäuse entstanden also aus dem Teufel, die Katzen aber aus des Pfarrers Handschuh ...»

Den *Bären* erschafft Gott auf folgende Weise:

«Eine Frau hatte zwei Töchter, von denen die eine ihre eigene, die andere ihre Stieftochter war; sie liebte ihre eigene Tochter mehr. Einmal schickte sie ihre Stieftochter zum Flusse mit weisser Wolle, damit sie dieselbe so lange wasche, bis sie schwarz werde. Die Maid wusch und wusch die Wolle, damit dieselbe schwarz werde. Ein Alter kam heran und fragte sie: «Weshalb wäscht du diese Wolle?» Die Maid versetzte: «Meine Stiefmutter hat gesagt, dass ich die Wolle zo lange waschen soll, bis sie schwarz wird!» — «Nun so wasche sie nur, wenn sie es so befohlen hat,» meinte der Alte. Die Maid wusch weiter und die Wolle verwandelte sich da in Gold. Sie trug dieselbe nach Hause. Als sie die Stiefmutter sah, da schickte sie auch ihre eigene Tochter mit Wolle aus, damit sie dieselbe so lange wasche, bis dieselbe schwarz wird. Die Maid wusch so lange, bis sie ermüdete; dann setzte sie sich nieder, um zu rasten. Auch sie wurde von dem Alten gefragt, was sie mache. «Ei, geh' du nur weiter, was fragst du darnach!» antwortete die Maid Gott, der sie also verfluchte: «Nimm auf deinen Rücken diese Wolle und durchstreife dem Wilde gleich die Wälder!» Auf diese Weise entstand aus der Maid der Bär ...»

Einen etwas biblischen Hintergrund hat die Entstehung des *Bären:* *

«War einmal eine Stadt; in dieser Stadt waren die Menschen gar sündhaft; Gott sagte, dass er sie mit Sintfluth strafen werde. Einen Propheten schickte er in die Stadt, der da auf den Gassen Bekehrung verkündigen sollte. In dieser Stadt lebte ein Pfarrer, der eine Frau und drei Töchter hatte; in der ganzen Stadt waren nur sie die Gerechten; deshalb ging der Prophete zum Pfarrer und sagte ihm, dass er aus der Stadt sich flüchten solle, sie sollten nicht hinter sich blicken. Der Pfarrer befolgte das Wort des Propheten und flüchtete sich mit Weib und Kindern. Auf der Flucht sprach die eine Maid also zu der anderen: «Ei, ihr Schwestern, blicken wir nach rückwärts, damit wir sehen, was da in der Stadt geschieht. Sie blickten hinter sich und setzten dann ihren Weg fort. Unterwegs fragte der Pfarrer seine Töchter, was sie gesehen. «Nur die Tempel stehen noch aufrecht in der Stadt,» sagten die Töchter. Da sprach ihr Vater: «Weil ihr hinter euch geblickt habt und das Wort des Profeten nicht eingehalten habt,

* N. Stoikov, Sbornik VII.

so verfluche ich euch, die eine von euch werde ein Bär, die andere ein Affe, die dritte eine Nachigall!» Und sie verwandelten sich in diese Thiere . . .»

Diese Sage erinnert an Loth's Weib der Bibel.

Warum die *Ochsen* scheu sind, darüber berichtet die bulgarische Sage Folgendes:

«Einst waren die Schafe scheu und die Ochsen zahm. Ging da einmal Gott aus, um zu schauen, was der Schafhirt macht. Er ging also zu ihm, und der Arme lief eben mit einem gebrochenen Beine und einem bloßen Fuße herum, um die Schafe zusammen zu treiben, damit sie sich nicht verlaufen. Er hatte nicht einmal Zeit, um sich niederzusetzen und die Füße sich zu umwickeln. Der alte Gott sprach zu ihm: «Mein Kind, ich bin sehr durstig; willst du mir ein wenig Wasser bringen, damit ich trinke? Du weist, wo sich der Brunnen befindet!» — «Ich bringe dir, Alter,» versetzte der Schafhirt, «doch die Schafe sind scheu und ich kann sie nicht allein lassen. Wie du siehst, so habe ich nicht einmal so viel Zeit, um mir die Füße zu bekleiden und muss ihnen barfüßig nachlaufen!» — «Gehe nur, ich werde sie bewachen, damit sie nicht davonlaufen; bringe mir Wasser!» sagte Gott und ging dann, um die Schafe zusammenzutreiben. Der Hirte lief sofort von dannen und brachte Wasser. Der alte Gott trank und segnete den Schafhirten, indem er sagte: «Kind, weil du mir gefolgt hast, soll dir Gott geben, dass dir die Schafe nicht mehr scheu werden, damit du dich setzen und dir die Schuhe anziehen kannst!» Von dieser Zeit an sind die Schafe nicht mehr scheu und ihr Hirte kann sich setzen, wenn er müde ist. — Gott ging nun zum Ochsenhirten. Dort lagen die Ochsen still und der Hirte hatte sich bloßfüßig zum Schlafe hingelegt. Der alte Gott bat ihn: «Geh', mein Kind, und bringe mir etwas Wasser, ich bin sehr durstig!» Der Ochsenhirte versetzte: «Kannst du nicht selber gehen und am Brunnen trinken? Ich soll dir bloßfüßig aufstehen und dir Wasser holen!» Da verdammte ihn Gott, indem er sagte: «Von nun an sollst du bloßfüßig den Ochsen nachlaufen und keine Zeit haben, dich zu setzen und dir die Schuhe anzuziehen!» Die Ochsen sind sofort scheu geworden und liefen hin und her; und er lief ihnen bloßfüßig nach, damit er sie zusammentreibe. Von dieser Zeit an sind die Schafe zahm, die Ochsen aber scheu . . .»

Aehnlich berichtet eine ungarische Sage, dass früher die Rinder die Fliegen von ihrem Leibe nicht abzuschütteln brauchten, sondern die Mittagsruhe ungestört genießen konnten; ihr Hirte konnte auch rasten. Da kam einmal Christus herbei und bat den Hirten um Milch; doch dieser war zu faul aufzustehen. Weil nun der Hirte bösherzig war, müssen die Rinder, obwohl sie nichts verschuldet, die Fliegen von sich treiben . . .**

* D. Stoikov, Sbornik IX.

** *Kálmány L.*, Szeged népe (Szeged's Volk) II., 140.

Ueber die Namengebung des *Esels* berichtet die bulgarische Sage:[1]

«Als Noah die Arche fertig hatte, da kopfte er mit einem Hammer an alle vier Seiten eines Stützbalkens, um alle Thiere zu versammeln und sie vor dem Ertrinken zu retten. Die Thiere versammelten sich alle in der Arche. Als die Sintfluth zu Ende ging und die Arche auf der Erde sitzen blieb, da entliess Noah alle Thiere. Sie verneigten sich alle vor ihm und sprachen dankend: «Lebe in Gesundheit!» Er verabschiedete auch jedes Thier beim Namen und sprach: «In Gesundheit, Elephant! In Gesundheit, Pferd! In Gesundheit, Kuh!» u. s. w. Als nun die Reihe an jene Thiere kam, deren Namen Noah nicht wusste, da kam auch der Esel heran und Noah, seinen Namen nicht wissend, sagte: «In Gesundheit, Esel!» Als die anderen Thiere hörten, dass ihn Noah „Esel" getauft habe, da lachten sie und spotteten ihn: «Esel! Esel!» Der Esel kränkte und schämte sich darüber gar sehr und jammerte, als ob der Himmel herabgefallen wäre. Die Thiere wunderten sich, als sie sein Jammern hörten; als sie aber sahen, dass es der Esel sei, da gingen sie ihrer Wege. Der Esel kam nun weinend und klagend zu Noah in die Arche und beklagte sich, dass ihn alle Thiere spotten, weil er ihm den Namen „Esel" gegeben habe. Noah sprach: «Du wirst doch kein Hase mit langen Ohren sein wollen! Dann würden sie dich noch mehr auslachen und du würdest noch mehr weinen!» — «Ach, Noah,» sprach der Esel, «lasse mich ein Hase werden!» — «Na, wenn du mich nicht verstehst,» versetzte Noah, «nun, so mögen dir die Hasenohren wachsen!» Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da wuchsen dem Esel lange Ohren. Er ging nun fort und als ihn die anderen Thiere sahen, da lachten sie ihn noch mehr aus. Weil ihm Noah diesen Namen gegeben, deshalb weint der Esel auch heute noch. Dies nützt ihm aber nichts; denn Esel heisst er und als Esel verreckt er. Auch noch heute kann man die Esel über diese Benennung weinen sehen, wenn mehrere beisammen sind...» Auch in der ungarischen Ueberlieferung verleiht nach der Sintfluth Noah den Thieren ihre betreffenden Namen.[2] Ueber die Erschaffung des *Maulwurfs* berichtet die Sage:[3]

«Der Maulwurf entstand aus einem Menschen und zwar aus einem Pfarrerssohne. Es waren einmal zwei Brüder, eines Pfarrers Söhne; der eine war sehr reich und leichtsinnig; der andere war arm und gut. Der arme Bruder konnte zu Nichts gelangen, und der reiche Bruder arbeitete stets gegen ihn, um ihn zu schädigen. Der arme Bruder wusste sich nicht zu helfen, weil die Gerichte stets dem Reichen beihielten und der Arme nie zu seinem Rechte kommen konnte; deshalb wandte er sich in aufrichtigem Gebete an Gott, dass er ihn in ein Thier verwandeln möge, nachdem die

[1] M. K. Zepenkov XI. — [2] *Kálmány,* Világunk alak 13. — [3] M. K. Zepenkov, Stornik X.

reichen Gutsbesitzer es beim Gericht bewirkt haben, dass die Armen bei Seite geschoben werden und nun auf den Feldern leben sollen. Gott erhörte sein Gebet und verwandelte ihn in einen Maulwurf. Als nun das Gericht die Armen versammelte und sie hinausführte, um ihnen den Aufenthaltsort anzuweisen, da hatte der Maulwurf gerade an dieser Stelle die Erde aufgewühlt. Als dies das Gericht bemerkte, da erschracken sie und sagten: «Die Armen sollen da wohnen, wo es ihnen Gott bestimmt hat!» Der Mensch blieb ein Maulwurf, lebt bis auf den heutigen Tag unter der Erde und wühlt dort, wo er eben will, weil die Erde ihm zur Arbeit dient...»

Ueber die *Eule* heisst es: «Die Eule war einst ein blöder Mensch und wurde durch Christus in eine Eule verwandelt. Die Alten erzählen sich darüber Folgendes: Als Christus auf Erden wandelte, war er am Gründonnerstag in der Kirche, und als er das Abendmahl den Leuten austheilte, da fiel ein Stückchen auf die Erde; die Eule schnappte darnach und frass es. Das Abendmahl war von Christus gesegnet, und der Eule wuchsen Flügel und sie begann herumzuflattern, wie der Sperling. Aber sie flog nur abends herum, denn so hatte sie es von ihrem Großvater und von ihrer Großmutter gelernt; es war eben abends, als sie das hl. Abendmahl gefressen hatte, und deshalb ward aus ihr ein Nachtvogel.»[1]

Die *Tauben* entstanden der bulgarischen Sage gemäß aus den Kindern eines Pfarrers, «die im Frühling gar viel sangen. Ihr Gesang war aber nicht fromm, sondern sie verfluchten in bösen Verwünschungen den Pfarrer, ihren Vater, weil er sie nicht zum Lehrer geschickt hatte, damit sie aus Büchern lernen; und auch sich selbst verwünschten sie und wurden also Tauben. Folgendes sagten sie und verfluchten den Pfarrer:

Erblinden soll der Pfarrer;
Mag mir kein Buch er geben,
Dass ich daraus was lerne,
Damit aus mir was werde!»[2]

Ferner heisst es in der bulgarischen Sage: «Die *Tauben*, welche auf den Feldern und auf den Bergen wohnen, sprachen einmal also unter einander: «Oh, seht nur, Geschwister, wie viel Weizen es auf Erden gibt; wir können uns bis zur Kehle satt essen! Warum haben wir aber keine Magazine?» sprach die eine zur anderen. Im Winter da sprachen sie: «Oh, Geschwister, Magazine haben wir, aber Weizen haben wir nicht!» [3]

Türkischen Einfluss zeigen die bulgarischen Sagen über die Erschaffung des *Tabak's*. Die bulgarische Sage berichtet darüber Folgendes:

«Einst, als Mahommed auf Erden wandelte, erblickte er eine Schlange, die ihn auch biss. Mahommed sog das Blut aus der Wunde heraus und spie

[1—3] M. K. Zepenkov (Prilip) Sbornik X.

es auf die Erde aus; an dieser Stelle wuchs eine Pflanze, welche die Türken zuerst zu rauchen begannen, weil sie eben Mohammed erschaffen hatte. Die Türken nannten zuerst diese Pflanze «tütüm» (Tabak) . . .»

In einer Variante spielt auch christliches Element hinein; es heisst nämlich:

«Einmal wetteten der türkische Heilige, Mahommed und der heilige Elias mit einander: wer von ihnen beiden lauter, wer von ihnen beiden länger schreien könnte. Mahommed stieg auf einen hohen Baum und begann zu schreien; so wie er nur im Stande war zu schreien, so schrie er; dann stieg er vom Baume auf die Erde herab. «Ist dies also dein Schreien?» fragte ihn der heilige Elias. «Dies,» antwortete Mahommed, «schreie nun du!» Der heilige Elias erhob sich in die Wolken hinauf und rüttelte dieselben so arg, dass auch die Erde zu zittern begann. Da verrichtete Mahommed in seiner Angst auf die Erde seine Noth und aus seinem Mastdarm wuchs die Tabakspflanze hervor. Als dies die Türken sahen, da sprachen sie aus Ehrfurcht vor ihrem Heiligen also: «Diese Pflanze muss verwendet werden!» Deshalb trockneten sie dieselbe und begannen sie zu rauchen. Deshalb halten die Türken den Tabak für eine heilige Pflanze und rauchen sie . . .»

Der magyarischen Ueberlieferung gemäß lehrt der Teufel die Menschen das Kartenspiel, das Saufen und Rauchen; es heisst nämlich, gerade so wie in der bulgarischen Sage: «Der Teufel und der heilige Petrus wetteten mit einander: wer von ihnen beiden am lautesten schreien könne. Der Teufel stieg auf einen Baum und begann so sehr aus Leibeskräften zu schreien, dass er sein Wasser auf die Erde fallen liess. Aus seinem Urin wuchs der Weinstock hervor, deshalb macht der Wein den Menschen verrückt. Der heilige Petrus aber flog in den Himmel hinauf und begann so laut und kräftig zu schreien, dass die Berge erzitterten. Der Teufel erschrack darüber so sehr, dass ihm in der Angst der Mastdarm zum Vorschein kam und eine Zeit lang heraushing. Wo auf die Erde hin ein Tropfen von seinem Mastdarm fiel, wuchs eine Pflanze; diese war der Taback . . .»

Beide Sagen, sowohl die bulgarische, als auch die magyarische, mögen vielleicht unter türkischem Einfluss entstanden sein, so viel aber ist gewiss, dass die magyarische Sage in ihrer gegenwärtigen Gestalt eine ältere Form hat, als die bulgarische; möglich, dass beide ursprünglich gleich gelautet haben und die bulgarische Sage erst im Laufe der Zeit einen localen Anstrich erhalten hat. Die Flöte hat Gott erschaffen: *

«Dem Schafhirten wollten die Schafe im Sommer nicht nachfolgen; er jagte und schlug sie, und sie rührten sich doch nicht von der Stelle. Da kam Gott herbei, stellte sich vor die Schafe und fing an auf dem Dudel-

* D. Stoikov, Sbornik IX.

sacke zu spielen, und die Schafe folgten ihm nach. Von dieser Zeit an spielt der Schafhirt den Schafen auf dem Dudelsacke, damit sie ihm nachfolgen. So hatte ihn Gott selber gelehrt. Der Dudelsack stammt von Gott her ...»

Der Sündenfall wird in der bulgarischen Sage also erzählt: *

«Als Gott die Welt erschaffen hatte, da erschuf er auch den Menschen, und damals gab es keine Nacht, sondern es war immer Tag. Anfangs lebten nur Adam und Eva, und Gott gab ihnen einen Garten und in demselben ein Haus. Im Garten befanden sich viele Obstbäume, darunter auch einen Apfelbaum. Gott befahl ihnen, dass sie von diesem Apfelbaume nicht essen sollen. Da geschah es, dass eines Tages eine Schlange in den Garten kam und auf den Baum hinaufkroch; und als sie nun den Adam und die Eva erblickte, da sprach sie also: «Esset von diesem Apfelbaume, die Früchte sind sehr gut; Gott verbot es euch deshalb, weil ihr, wenn ihr davon esset, ebenso werdet, wie er!» Als dies Eva hörte, biss sie in den Apfel hinein und gab auch dem Adam davon. Nachdem sie in den Apfel hineingebissen hatten, erwachten sie zu dem Bewusstsein, dass sie nackt sind; und sie gingen ins Haus hinein und sperrten sich darin ein. Da kam Gott zu ihnen, aber das Haus war abgesperrt; da begann er sie zu rufen; sie aber antworteten, dass sie nicht herauskommen können, weil sie nackt seien. «Ihr habt vom Apfel gegessen,» sprach da Gott, «deshalb schämt ihr euch!» Eva versetzte: «Kam her eine Schlange und die beredete uns dazu!» — «Die Schlange beredete die Eva dazu, und die Eva mich!» sagte Adam. Hierauf verfluchte Gott die Schlange, auf dass sie auf der Erde krieche und die Menschen in die Ferse beiße. Die Schlange wandte sich an Gott und fragte ihn: «Wo soll ich sie beißen?» Und da fiel es Gott ein, dass die Schlange alle Menschen in die Ferse beißen werde; deshalb sagte er: «Zwischen die Augen beiße sie!» Zu Adam und Eva aber sprach Gott: «Du, Adam, wirst einen Tag arbeiten und dich (davon) ein Jahr lang ernähren; du aber, Eva, sollst einen Tag arbeiten (Geburtsschmerzen haben) und es (das Kind) ein Jahr lang auf den Armen tragen.» Nachdem Gott dies dem Adam und der Eva kundgegeben hatte, verfertigte er dem Adam einen Pflug, damit er sich durch denselben erhalte. Von dieser Zeit an begann der Mensch zu pflügen. Weil es aber keine Nacht gab, so machten die Menschen nichts anderes, als dass sie pflügten und assen; denn damals schliefen die Menschen nicht. Als nun die Erde sah, dass sie ihnen nicht genug hervorbringen könne, damit sie sie ernähre, da klagte sie Gott, dass sie die Menschen nicht ernähren könne. Gott aber versetzte: «Die Menschheit nährt sich von dir, du aber verzehrst die Menschheit; weil es dir aber schwer fällt, so werde ich das Land auftheilen und Tag und Nacht schaffen ...»

Im Gegensatz also zur biblischen Tradition war nach bulgarischer

* Ilia Danev (Etropol) Sbornik IV.

Ueberlieferung zu Anfang der Welt fortwährend Tag. In einer anderen bulgarischen Sage ist es wieder der *Teufel*, welcher dem ersten Menschenpaare nach dessen Vertreibung aus dem Paradiese zu Hilfe kommt und Licht in das sie nun umgebende Dunkel bringt, den Tag schafft: *

«Als der Herr den Adam und die Eva aus dem Paradiese vertrieben hatte, fürchteten sich diese im Dunkel, das sie umgab. Als sie darüber klagten, ging der Teufel an ihnen vorbei und hörte ihre Klagen; er munterte sie auf, mit ihm e'n Bündniss zu schließen; er werde dann bald Licht erschaffen. Satan sprach: «Schlag' nur, Adam, auf diesen Stein und sprich mir das nach, was ich dir vorspreche: „Wir werden von nun an deine Familie sein; so lange die Familie lebt, gehöre sie uns, nach dem Tode aber gehöre unsere Familie euch!“» Der Teufel ritzte mit seinem Nagel den Finger des Adam und schrieb auch mit Blut auf die Steintafel das obige Gelöbniss. Als dies geschehen, versenkte der Teufel den Stein in die tiefste Stelle des Jordan, und bis er zu Adam und Eva zurückkehrte, ward es Tag. Als er zu ihnen kam, sprach er also: «Seht ihr, dass ich Licht gebracht habe; kommt, jetzt will ich euch lehren, Häuser zu bauen!» Aus Holz und Steinen erbaute Adam das erste Haus, so wie man die Hütten zu erbauen pflegt. Als es fertig war, legten sie sich auf das ins Haus getragene Gras nieder und schliefen. Von diesem Tage an wurden Adam und Eva treue Diener des Teufels; sich gar nicht darum bekümmernd, dass sie nach ihrem Tode ihre Kinder dem Teufel geschenkt haben. Als Adam starb, gelangte er ins Reich der ewigen Qualen und sass daselbst so lange, bis Jesus auf die Erde kam und sich im Wasser des Jordan taufen liess . . .»

Im Zusammenhang mit der vorhin mitgetheilten Sage, dergemäß Gott dem Adam den Pflug übergibt, steht die folgende bulgarische Ueberlieferung: **

«Als der erste Mensch die Erde zu pflügen begann, ging der Herr in Gestalt eines alten Mannes an ihm vorüber und blieb stehen, als ob er das Pflügen bewundern würde. «He, was lungerst du hier, Alter?» fragte ihn der Ackersmann, «oder gefällt dir nicht mein Pflügen?» — «Wahrlich, es gefällt mir nicht, mein Sohn, weil du dich und deine Ochsen so sehr ermüdest,» versetzte der Alte, «warum pflügst du denn so, dass, wenn du die Furche beendigt hast, du leer zurückkehrst und vom Neuem an demselben Ende zu pflügen beginnst; pflüge bis ans Ende und kehre da den Pflug um und beginne von dort aus eine neue Furche zu pflügen; auf diese Weise pflügst du schneller das Feld und ermüdest dich nicht so sehr; probiere es und du wirst bald zur Einsicht gelangen.» Der Ackersmann versucht es, findet es für gut und von der Zeit an pflügt er bis auf den heutigen Tag also. Am anderen Tag ging der Herr in einer anderen Gestalt am Ackers-

* M. K. Zepenkov, Sbornik VII. — ** Sbornik I.

mann vorüber und fragte ihn: «Freund, sag' mir, wer hat dich gelehrt, dass du also pflügest?» Der Ackersmann versetzte: «Ei, der Herr hat es mich gelehrt; wer anders hätte es mich lehren sollen!» — «Ei, leicht hat dich der Herr gelehrt, dass du also pflügest,» sprach Gott, «und er segnet auch den Samen, den du säest, damit ein Korn dir wenigstens vierzig bringe, und was da lebt, von dir die Nahrung erwarte, damit es lebe...»

In der magyarischen Ueberlieferung ist es der Teufel, der dem Menschen beim Pflügen Rath ertheilt; er spielt dort noch eine demiurgische Rolle.*

Hiezu sind folgende ungarische Sagen heranzuziehen, die die Erschaffung des Pferdes erzählen:

«Als Gott den Adam ins Paradies berief, erklärte er ihm, dass er darin leben könne, wie er wolle, nur das solle er einhalten, was er ihm befehle. Der Pflug ackerte von selbst, denn damals gab es noch keine Pferde. Der Teufel trat hinzu, damit Adam an sein Wort glaube und nicht an das Gottes; aber der Pflug ackerte weiter. Da glaubte ihm Adam und der Pflug blieb stehen. Da ging Adam zu Gott und sprach: «Herr, mein Schöpfer, der Pflug ackert nicht weiter!» Hierauf versetzte Gott: «Warum hast du dem Satan geglaubt? Wenn du dahin zurückgehst, so schleudere den, der neben dem Pfluge steht, an den Pflug!» Als Adam zurückkehrte, schleuderte er den Teufel so an den Pflug, dass er gleich in ein Pferd verwandelt wurde. Da sprach Gott: «Spann' ihn ein, damit er den Pflug ziehe!» Seither zieht das Pferd den Pflug...»

Eine andere ungarische Ueberlieferung erzählt:

«Als Gott den Menschen pflügen lehrte, kam auch der Teufel hinzu und disputierte mit Gott, dass auch er zu pflügen verstünde. Der Teufel sagte, dass er noch vor Hahnruf den Berg aufackere. Als er die Mitte des Berges pflügte, schrie der Hahn. Der Teufel liess sogar seine Bundschuhe zurück. Der Teufel hat gerippte Bundschuhe...» In einer anderen ungarischen Ueberlieferung wieder heisst es: «Als Gott dem Menschen das Pflügen gebot, gab er ihm einen solchen Pflug, der von selbst ging; man benöthigte kein Pferd dazu. Gott sagte dem Menschen: er solle den Pflug nur gehen lassen, wohin er von selbst geht und ihn nicht anrühren. Der Teufel kam hinzu und sah, dass der Mensch pflügt; er sprach zu ihm: «Es geht nicht gut, es geht nicht grade! kehr' dich herzu! dann wird die Furche grade sein!» Der Mensch wendete den Pflug, berührte ihn; der Pflug blieb stehen, er ging nicht weiter. «Nun,» sprach der Teufel, «ich bringe dir schon vier Pferde, dass er gehen wird!» Der Teufel brachte auch solche vier Pferde, dass der Mensch mit ihnen nicht umgehen konnte: es waren Teufel und nicht Pferde. Got kam nun zum Menschen und sah, dass er mit den

* *Kálmány,* Világunk alakulása, 32.

Pferden nicht umgehen kann, und da schlitzte er alle vier Beine der Pferde auf, worauf diese alle langsamer gingen. Damals wurden aus den Teufeln Pferde; man darf auch den Pferden nicht recht trauen, denn sie sind aus Teufeln entstanden ...» Die Magyaren erzählen auch: «Den Teufel schleuderte der hl. Petrus an die Pflugschar; so wurde er ein Pferd ...» Zum Schlusse noch eine ungarische Tradition zu diesem Thema: «Als Gott den Menschen erschaffen hatte, gab er ihm einen Pflug. Dieser Pflug ackerte von selbst. Gott sprach: «Aber schlag' ihn nicht in die Seite!» Kam hinzu der Teufel und zwang den Menschen, dass er den Pflug in die Seite schlage. Aber Adam schlug ihn nicht. Nun kam Gott und frug: «Geht der Pflug gut?» Adam antwortet: «Nicht besonders gut! Kam her ein rother Mann und sagte, ich möge den Pflug in die Seite schlagen!» — «Nun gut, Adam,» sprach Gott, «ich gebe dir einen Zaum, mit dem schlage den rothen Mann an den Kopf, in dieses Geschirr spanne ihn ein, lass ihn auf die Weide gehen; dann kannst du den Pflug schlagen!» Gott ging weg und es kam der Teufel und sagte wieder, der arme Mensch möge den Pflug in die Seite schlagen. Adam schlug den Zaum dem Teufel an den Kopf, spannte ihn ein und schlug auf den Pflug. Seit der Zeit geht der Pflug nicht mehr von selbst. Der Teufel verwandelte sich in ein fuchsrothes Ross. Adam spannte es ein und seither zieht das Pferd den Pflug ...»*

Dem Islam gemäß lehrt der Engel Gabriel den Adam pflügen; der Pflug geht so lange von selbst, bis Adam keine Sünde begangen.** Nebenbei wollen wir noch folgende bulgarische Sage mittheilen:

«Der heilige Atanas war ein Eremit im Walde. Es kam der Teufel und sagte: «Vater, ich will dein Gefährte sein.» — «Kann nicht sein, ich mag dich nicht!» versetzte der Heilige. «Es wird, es wird schon gehen! warum soll's nicht geschehen?» — «Ich helfe dir!» sagte der Teufel. Der Heilige willigte ein. Einmal sagte der Gefährte: «Vater, komm, gehen wir stehlen, damit wir Eines und das Andere uns sammeln.» — «Ich brauche nichts,» sagte der Heilige; doch der Teufel überredete ihn und sie stahlen. «Komme, was da komme!» sagte der Gefährte, «gehen wir Pferde stehlen!» Der hl. Atanas ging mit ihm in ein Haus, sie führten die Pferde hinaus; der Gefährte sagte: «Du halte sie hier beim Thore und ich gehe hinein Etwas aufzuheben.» Er stahl nichts, sondern sagte zu den Hausleuten: «Einer hat euch die Pferde gestohlen, fanget ihn!» Sie fingen ihn, sperrten ihn ein und er lag acht Monate im Gefängniss. Als sie sahen, dass er unschuldig ist (sie fragten ihm und er sagte, dass ihm der Gefährte dazu bewogen), so liessen sie ihn frei. Er ging in seine Klause zurück. Es kam abermals der Teufel zu ihm, aber er trieb ihn hinaus. Sodann machte der heilige

* *Kálmány,* Világunk alakulása, 31.

** *Weil,* Biblische Legenden der Muselmänner, 40.

Atanas ein Kloster und seine Arbeiter waren Teufel. Er machte auch eine Kuppel, und bewog sie hinein zu gehen und sperrte sie ein; auch jetzt sind sie noch in dieser Kuppel in Sweta-Gora eingesperrt.»

Ueber die Entstehung des «Adamsapfels» heisst es:

«Als sie Christus kreuzigten, da riefen sie einen Meister herbei, damit er das Kreuz verfertige, und auch einen Aegyptier (=Zigeuner), damit er vier Nägel mache, womit sie Christum ans Kreuz nägeln. Weder der Meister, noch der Aegyptier machte dagegen eine Einwendung, trotzdem sie wussten, dass man Christum kreuzigen wolle. Der Meister verfertigte das Kreuz, so wie es ihm die Juden befohlen hatten, und der Aegyptier schmiedete fünf, anstatt vier Nägel. «Warum hast du fünf Nägel gemacht?» fragten ihn die Israeliten, «wir haben dir nur vier angesagt; zwei für die Hände, zwei für die Füße!» — «Ja, so habt ihr es angesagt,» meinte der Aegyptier, «aber ich dachte bei mir anders und machte auch einen fürs Herz.» — «Du hast es dir gut ausgedacht,» versetzten die Israeliten. Als sie dies sprachen, hörte ihre Worte ein Schafhirt, der in der Nähe stand; ihm that es gar leid um Christum, und damit sie ihm den Nagel nicht durch das Herz schlagen, so stahl er denselben. Ohne dass es die Juden merkten, dass ein Nagel fehle, so nägelten sie Christum ans Kreuz, schlugen zwei Nägel durch die Hände, zwei durch die Füße, und als sie nun den Nagel fürs Herz nehmen wollten, da war derselbe nicht mehr vorhanden. Die Israeliten meinten, dass ihn einer der Umstehenden genommen habe, und gaben dem Militär den Befehl, alle der Reihe nach durchzusuchen und bei dem der Nagel gefunden wird, dem solle er durch das Herz geschlagen werden. Als der Schafhirt dies hörte, da war er ganz hin vor Angst und da gab ihm im letzten Augenblick Gott den Gedanken ein, den Nagel hinabzuschlucken, damit ihn die Israeliten nicht finden. Im letzten Augenblick verschluckte er ihn und er blieb ihm am Ende der Gurgel stecken. Deshalb haben viele Menschen am Ende der Gurgel den Nagel (Adamsapfel), weil sie eben von diesem Hirten abstammen. Für seine gute That hat Gott den Schafhirten gesegnet, auf dass sich seine Herde vermehre; den Aegyptier aber verfluchte er, dass er stets nur Nägel mache. Auch der Meister, der das Kreuz verfertigt hatte, wurde verflucht, auf dass er bei seinem Handwerk nie reich werden solle. Deshalb gibt es bei diesem Handwerk keinen reichen Meister. Als sie Christum ans Kreuz genagelt hatten, da suchten sie den Nagel, fanden ihn aber nicht; da verwunderten sich darob so Manche und glaubten nun an Christum ...»

Auch das richtige *Weben* lehrt der bulgarischen Sage gemäß Gott die Menschen:*

«Ihre Leinwand webend saß eine Frau in ihrer Stube, und wie sie

* M. K. Zepenkov (Prilip) Sbornik I.

das Garn von einer Seite auf die andere warf, da zerrissen die Fäden. Gott kam in der Gestalt eines Greises mit schneeweissem Bart herbei, und sprach zu ihr, sich verwundernd: «Aber mach' es nicht so, liebe Frau; nicht zerreisse das Garn, sondern wirf es schön von rechts nach links und dann zurück von links nach rechts!» Als die Frau es so zu thun versuchte, wie es ihr Gott gesagt hatte, so fand sie es für gut und wob immer so. Da geschah es einmal, dass Gott zu einer anderen Frau kam und sie fragte: «Wer hat dich das Weben also gelehrt, dass du die Fäden nicht zerreisst?» «Wer sollte es mich gelehrt haben?» versetzte das Weib, «ich bin von mir selber draufgekommen. Sollte ich denn vielleicht nicht einmal so viel wissen; oder hältst du mich für so dumm, du Alter?» — «Weil du gelogen hast,» sprach da Gott, «so sollst du ununterbrochen arbeiten und von deiner Arbeit dich nicht rühren. Deine ganze Arbeit, die du verfertigen sollst, die sollst du in deinem Schooße tragen!» Daher kommt es, dass die Weiber ihre Arbeit stets in ihrem Schooße mit sich herumschleppen, denn Gott hat sie schon in uralten Zeiten dazu verdammt...»

Auch die Mutter-Gottes spielt in der Erschaffung eine Rolle. Der bulgarischen Sage gemäß hat sie die «Trachten» erschaffen: *

«Als die Mutter-Gottes lebte, lustwandelte sie auf der Erde von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, damit die Leute sehen, in welche Gewänder sie sich kleide und damit die Weiber ein Beispiel an ihr nehmen mögen. Sie kam also ins erste Dorf und als sie die Weiber erblickten, gefiel sie ihnen sehr und sie machten sich sofort nach dem Muster der Kleider der Mutter-Gottes ihre Bekleidung. Die Mutter-Gottes kam nun in das zweite Dorf und bekleidete sich mit anderen Gewändern. Als sie die Weiber sahen. gefiel sie ihnen sehr und sie machten sich sofort solche Kleider. Die Mutter-Gottes kam nun ins dritte Dorf und zwar abermals in anderen Kleidern. So ging die Mutter-Gottes von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und überall hatte sie andere Kleider an; daher kommt es, dass die Weiber in jedem Dorf verschiedene, von einander abweichende Kleidung haben...»

In der Regierung der Welt hat jeder der Heiligen mitzuwirken und einen bestimmten Dienst zu verrichten; ** «der hl. Ilia hat z. B. das «Ungeheuer» (den Wetterdrachen, Wolkendrachen) zu verhindern, dass er den Regen nicht auffängt und hat ihn mit glühenden Steinen zu bewerfen. Der hl. Nikolaus schützt die Menschen vor dem Ertrinken, er herrscht über die Gewässer. Der hl. Bartholomeus mit den zwölf Aposteln muss die Sonne bitten, damit sie aus dem Winter in den Sommer übergehe. Der hl. Eremias wacht über die Schlangen und Eidechsen. Der hl. Aralampia muss die Čuma (Pest, Epidemie) bei den Füßen halten, damit sie die Menschen nicht «schlägt». Der hl. Kusman und der hl. Damjan müssen Krankheiten ohne

* ** M. K. Zepenkov (Prilip) Sbornik XI.

Geld heilen. Die Heiligen: Naum, Andronia und Spiridon heilen ebenfalls Krankheiten. Der hl. Erzengel holt die Seelen der Menschen ab...»

Im Zusammenhang mit dieser Sage erinnert die folgende über die «Erschaffung der *Stände*» einigermaßen an das Rigsmál der Edda: *

«Nachdem sich Gott schon einigemal gewünscht hatte, die Eva zu besuchen, da sandte er denn einmal einen Engel zu ihr, der ihr meldete: «Gott wird dein Haus mit seinem Besuche beehren; erwarte ihn und koche für ihn!» Als dies die alte Eva hörte, fegte sie in ihrer Freude das Haus und that alle Vorbereitungen, die zu Gottes Empfang nöthig waren. Sie sammelte um sich ihre Kinder, wusch und kämmte sie und zog ihnen reine Kleider an, damit sie wenigstens in dieser Beziehung vor Gott rein erscheinen können. Aber die alte Eva hatte gar viele Kinder und sie wollte einem Jeden ein reines Kleid anziehen, was gar viel Zeit in Anspruch genommen hätte. Ihre Hände bewältigten nicht die viele Arbeit, und sie wusste nicht, wo sie beginnen solle: ob mit der Bereitung der Speisen oder mit dem Reinigen der Kinder? Da auf einmal bringen ihr die Kinder lärmend die Kunde, dass Gott nahe. Da packte sie rasch die halbnackten, ungewaschenen und ungekämmten Kinder zusammen und sperrte sie in eine Stube ein; denn sie schämte sich, dass Gott sie so schmutzig sehe. Und Gott kam in der That herbei mit allen Heiligen und Engeln und wurde der Gast der alten Eva, die als arme große Vorbereitungen getroffen hatte. Eva bewirthete Gott mit Allem, was er ihr gegeben hatte: mit Brot und Salz u. s. w. Und dann rüstete sich Gott zur Heimfahrt. Da breitete Eva rasch einen Teppich vor Gott aus, damit er seine Füße nicht beschmiere und sie vor ihm hinknieen könne, um sich seinen Segen zu erflehen. «Ich segne dich, meine Tochter,» sprach da Gott, «ich segne deine Söhne mit großem Segen, weil du mich so bewirthet hast. Ich segne deinen ältesten Sohn, damit er Kaiser aller Kaiser werde; den zweiten, damit er König werde; den dritten, damit er Fürst, den vierten, damit er Herzog oder Statthalter werde; den fünften, damit er General, und den sechsten, damit er Bürgermeister werde; den siebenten, damit er Hauptmann, den achten, damit er Lieutenant werde; den neunten, damit er Wächter, den zehnten, damit er Čorbadzi (wohlhabender Bürger) werde; den eilften, damit er Grundbesitzer, den zwöften, damit er Lehrer, und den dreizehnten, damit er Räuber werde; den vierzehnten, damit er Pfarrherr, den fünfzehnten, damit er Bischof, und den sechzehnten, damit er Mönch werde; den siebzehnten segne ich, damit er Geistlicher, den achtzehnten, damit er Kadi (Richter), den neunzehnten, damit er Arzt werde; die übrigen aber sollen reiche Handelsleute werden.» Als die alte Eva hörte, dass Gott alle diese Kinder segnete, da fiel es ihr gar schwer und sie liess schnell auch die heraus, welche sie vor Gott versteckt hatte.

* M. K. Zepenkov (Prilip) Sbornik II.

«Ich bitte dich, Gott,» sprach Eva, «erweise mir so viel Gnade und segne auch diese Kinder, wenn sie auch nicht gewaschen und in reine Gewänder nicht gekleidet sind. Eine große Gnade erweist du mir, denn ich konnte diese unangekleidet nicht vor dich hintreten lassen.» — «Gut ist's, meine Tochter,» versetzte Gott, «der eine werde bei seinem Bruder, dem Kaiser, Thürsteher; der andere sein Koch; der dritte sein Kaffeesieder; der vierte sein Pfeifenträger; der fünfte sein Kutscher; der sechste sein Haremwächter und die übrigen auch so was dergleichen. Die anderen, die da noch sind, sollen werden: Landleute, Schmiede, Müller, Kohlenbrenner, Kesselflicker, Rastelbinder, Schneider, Schuster, Maurer, Fleischer u. dgl. werden; sie sollen arbeiten, damit sie sich erhalten. Und nun wünsche ich dir Gesundheit, meine Tochter Eva; mögen deine Kinder gedeihen und sich vermehren in alle Ewigkeit! Amen! . . .»

Noah erschafft auch nach bulgarischer Sage den Weinstock. Es heisst:

«Als Noah den Rebenstock entdeckte, schnitt er ein Reis davon ab und verpflanzte es, wobei er es aber nicht mit Wasser, sondern mit Blut begoß. Das Blut stammte vom Lamme, vom Löwen und vom Schweine. «Wer vom Weine trinkt, werde froh, wie ein Lamm; wer mehr davon trinkt, werde ein furchtbarer Held, wie der Löwe; wer aber über das Maß trinkt, der falle und werde wie ein Schwein zum Spott der Welt . . .»

Und gehen wir auf diesem Gebiete einen Schritt weiter.

In der bulgarischen Ueberlieferung heisst es:

«Einst waren die Aehren sehr lang, von der Wurzel bis zur Spitze des Halmes, nicht so, wie jetzt; und man erntete mit dem Messer, und das Stroh war damals unbekannt. Da erntete einmal eine Frau auf dem Acker und hielt dabei ihr kleines Kind im Schooße, das sich besudelt hatte. Die Frau ergriff ein Aehrenbündel und reinigte damit den Hintern des Kindes. Darob erzürnte Gott und sprach: «Mit der Frucht, die ich euch gegeben habe, wischst du es ab! Na, warte, ich werde sie euch nehmen, damit ihr das Stroh zu dergleichen verwenden könnt'!» Und er ordnete nun an, dass die Aehren klein werden, und diese begannen sich zur Spitze hinaufzuziehen. Bei der Frau aber war ein Hund, und als dieser sah, dass die Aehren kleiner werden, so begann er zu heulen: «O Gott, mein Gott, lass' doch auch für mich ein wenig von der Aehre übrig!» Und Gott liess dann auch für den Hund etwas übrig. Von diesem Augenblick wuchs die Aehre klein, die jetzt an der Spitze den Theil für den Hund enthält. Deshalb essen wir des Hundes Brot, denn unseren Theil hat Gott weggenommen . . .»

Hiezu vergleiche man folgende magyarische Sagen:

«Als Christus auf Erden wandelte, waren reichliche Weizenernten; da war aber eine Frau, die hatte ein kleines Kind, das weinte in der Wiege,

* D. Stoikov, Sbornik IX.

als die Frau gerade buck. Sie formte die Kuchen, schob sie in den Ofen: einen schob sie hinein, den anderen zog sie heraus. Das Kind hörte nicht auf zu weinen; sie hob das Kind auf; das Kind hatte sich besudelt. Was soll sie in der Eile thun; sie wischt das Kind mit einem Kuchen ab. Gott hatte den Weizen so geschaffen, dass er drei Finger breite Aehren hatte, und solche Triebe besass, wie der Lein. Damals verfluchte Gott das Kind und die Frau, und liess nur eine (einfache) Aehre zurück; auch die erhaschte eben nur die Katze und hielt sie zurück. Da sprach Gott: «Mit dem sollt ihr euch begnügen, was die Katze zurückgerafft hat...»[1] In einer Variante aus Ó-Szent-Iván heisst es, dass eine Frau mit Weizen, und nicht mit Kuchen also gethan habe, worauf jeder Halm, der früher drei Aehren getragen, nur eine Aehre trieb.[2] In der Szegeder Gegend erzählt man, dass «Gott nach der That der Frau nichts vom Weizen zurücklassen wollte; darauf habe der hl. Petrus eine Handvoll Weizen für die Hunde und Katzen zurückbehalten; davon leben wir.» In einer Variante aus Félegyháza thut dies die hl. Maria. In Ságújfalu glaubt man, dass «als Gott die Weizenähre nach aufwärts zog (streifte), Maria die Spitze derselben ergriffen habe, damit für die Hunde etwas übrig bleibe.[3] Mit Bezug auf das Vergehen der Frau erzählt eine Sage der Wotjaken: «In Urzeiten warf eine Frau die schmutzigen Windeln des Kindes auf den früher tief herabhängenden Himmel, auf dem der Gott herumging. Seitdem ist der Himmel unendlich hoch emporgerückt und der Kornhalm, der früher von der Wurzel bis zur Spitze mit Aehren dicht besetzt war, treibt jetzt nur an der Spitze eine magere Aehre, und auch die nur nach schwerer Arbeit.»[4] In einer Sage der Neger heisst es, dass ein Weib den tief herabhängenden Himmel, von dem bis dahin Fische reichlich herabfielen, beleidigt habe, indem sie ihn hiess, sich höher hinauf zu heben.[5]

Auch der hl. Alois setzt sich für die Menschen ein:[6]

«Als die Heiligen auf Erden wandelten, baten einmal die Menschen den hl. Alois, er möge zu Gott gehen und Folgendes von ihm für sie verlangen: «Es möge zum Segen gereichen, wenn Jemand Regen für sein Ackerland braucht, oder es scheine die Sonne, oder es wehe der Wind, so wie es eben das Erdreich erheischt; kurz, wessen ein Jeder bedürftig ist, das spreche er aus und Gott erfülle es!» Dies verlangten die Menschen. Als

[1] *Kálmány,* Világunk u. s. w. 35.

[2] Ebenda.

[3] *Kálmány,* ebenda 35. — Vgl. *Grimm,* Kinder- und Hausmärchen: «Die Kornähre.» — *Weil,* Biblische Legenden d. Muselmänner, 26.

[4] *Munkácsi B.* in seinem ungar. Werk: Votják népköltészeti hagyományok (Volkspoet. Traditionen d. Wotjaken) 53.

[5] *Petermann,* Mittheilungen aus Justus Perthes geogr. Anstalt 1856. S. 465.

[6] M. K. Zepenkov (Prilip) Sbornik II.

dies nun der hl. Alois hörte, da bemitleidete er die Menschen und ging zu Gott hin. Der hl. Alois flehte gar lange, bis seine Bitte Gott erhörte, denn er stand in großer Gnade bei Gott. Sprach zu ihm Gott: «Gehe, und trage den Menschen Gesundheit! Ich erhöre deine Bitte und werde einem Jeden geben, um was er bittet und was er benöthigt.» Und der hl. Alois stieg auf die Erde herab und theilte den Menschen mit, dass nun Gott einem Jeden das geben werde, um was er bittet. Von dieser Zeit an bekam Jeder das, was er sich wünschte: Regen oder sonniges Wetter, oder was immer, Gott gab es ihm. Auf diese Weise war nun segensreich die Feldarbeit, denn jeder Wunsch ging in Erfüllung und die Ernte war so ausgezeichnet, wie noch nie vorher. «Dies ist nun der rechte Segen,» sprachen die Menschen, «denn je nach Bedarf haben wir Regen, Sonnenschein und dergleichen, nicht so wie früher, wo wir die Leiden aller dreihundert Märtyrer haben ausstehen müssen! Denn wenn wir des Regens bedurften, da gab es sonniges Wetter; wenn wir laues Wetter brauchten, da gab es Regen; wenn wir draschen, da regnete; wahrlich, man konnte sagen, die Witterung war schlecht eingetheilt, nicht so, wie wir ihrer bedürftig waren! So dass wir, Arme, dreihunderterlei Leiden auszustehen hatten und gezwungen waren den hl. Alois zu bitten, damit Gott die Witterung so gebe, wie wir sie brauchen. Niemand getraue sich den hl. Alois zu kränken, denn er hat uns diesen reichen Segen erbeten.» Nachdem sie das Wälschkorn, die Frucht, die Reben eingeheimst, füllten sie ihre Fruchthäuser, Kelter. Die Fässer waren mit Wein und Schnaps gefüllt. Sie wuschen sich nicht mit Wasser, sondern mit Wein, gebrauchten nur Weizenmehl, bucken nur feines Gebäck. Sie begannen einander zu bewirten; assen dabei feines Gebäck und betranken sich mit Wein; aber da fanden sie, dass das Brot und der Wein bitter sei. «Oder habe nur ich einen so bitteren Geschmack?» sprach einer zum anderen. Großer Lärm entstand, sie schrieen, spieen und sahen dann ein, dass sie selber den hl. Alois um diesen großen Reichthum gebeten haben. Sie zogen daher aus, um ihn abermals aufzusuchen und ihn zu bitten, dass er diesen Reichthum von ihnen zurücknehme und dass die Witterung von nun an wieder von Gottes Willen abhänge und er ihnen die Sünden verzeihe. Als sie endlich den hl. Alois antrafen, baten sie ihn, er möge zu Gott gehen und zu ihm flehen, damit er ihnen verzeihe. Und Gott verzieh ihnen ...»

Wahrscheinlich durch bogomilischen Einfluß ist diese bulgarische Sage ganz und gar christianisiert worden. Dies fällt uns besonders dann auf, wenn wir ihr die unläugbar verwandte magyarische Sage gegenüberhalten. In der magyarischen Ueberlieferung heisst es Wort für Wort:

«Früher fluchten die Menschen nicht; nur als dem Landmann so viel Korn gedieh, dass er es nicht verkaufen konnte, da lehrte der

Ördög (Teufel) die Menschen den Schnaps bereiten; da entstand erst Streit unter ihnen . . .»[1]

Saitan lehrt auch die Mordwinen die Bereitung des Bieres,[2] und der Diabolus Keremet unterrichtet die Wotjaken im Bereiten des Kumyska;[3] die Finnen lehrt Osmatar die Bereitung der geistigen Getränke.[4] Osmatar mischt seinem Getränke den Schaum aus dem Munde des Bären bei, damit sich die Männer betrinken; in der magyarischen Ueberlieferung ist es Noah, der Blut von sechs Thieren in den Wein mischte, damit der Betrunkene so werde wie der Löwe, der Tiger, der Bär, das Schwein, der Affe, die Taube[5]

Ueber die Vertheilung des «Glückes» unter die Völker berichtet die bulgarische Sage also:

«Als der Herr das Glück unter die Menschen vertheilte, da kamen zuerst die Türken vor Gott, damit sie sich von ihm ein Geschenk erbitten. Gott gab ihnen aus freiem Willen die Herrschaft. Hörten die Bulgaren, dass Gott Gnaden verleihe, und sie gingen also auch zu ihm, damit sie etwas erhalten. «Warum kommt ihr her, Bulgaren?» fragte sie Gott. «Herr, wir haben gehört, dass du in deiner Gnade Geschenke vertheilst,» versetzten die Bulgaren, «wir bitten dich, gib uns auch ein Geschenk!» — «Was wollt ihr denn haben?» fragte sie der Herr. «Gib uns die Herrschaft,» versetzten die Bulgaren. «Die Herrschaft habe ich schon den Türken verliehen; verlanget etwas anderes,» sprach der Herr. «Was hast du da gethan? Warum gabst du die Herrschaft anderen? Wir wollen nur die haben, gib sie uns,» versetzten die Bulgaren. «Lieb seid ihr mir, Bulgaren,» sp- ch da der Herr, «aber das Gegebene kann ich nicht zurücknehmen; euch aber will ich etwas anderes geben: die Arbeit; geht in Gesundheit!» Hörten dies die Juden. Kamen auch diese zum Herrn. Fragte sie der Herr: «Warum kamet ihr her, Juden?» — «Wir kamen deshalb her, o Herr, damit du uns auch ein Geschenk gebest!» versetzten sie. «Was soll ich euch denn geben?» fragte sie der Herr. «Ei, wir wollen die Herrschaft haben, Herr,» meinten die Juden. «Die haben schon andere erhalten,» versetzte der Herr. «Ei, was für eine Rechnung hast du gemacht, o Herr?» sprachen die Juden, «wir wollen sie auch haben!» — «Nun, das Rechnen sei euer Geschäft,» sprach Gott. Hörten dies die Franzosen. Auch diese kamen vor Gott, um ein Geschenk zu verlangen. Fragte sie der Herr: «Warum erscheint ihr hier vor mir, Franzosen?» Sie antworteten: «Damit du uns auch ein Geschenk ver-

[1] *Kálmány*, a. a. O. 15.

[2] *Barna*, Ösvalláesunk kisebb isteni lényei (= Die kleineren göttl. Wesen uns. Urreligion, Budapest, Akademie-Verlag) 5.

[3] *Buch*, Die Wotjäken, 136.

[4] Kalevala, XX. 167.

[5] *Kálmány*, Szeged népe (= Szeged's Volk) III. 180.

leihst.» -- «Was für ein Geschenk wollt ihr haben?» fragte sie Gott. «Ei, wir wollen die Herrschaft haben,» antworteten die Franzosen. «Die Herrschaft haben schon andere erhalten!» versetzte der Herr. «Ei, was für Eitelkeit (Thorheit) hast du begangen, Gott! Warum verliehst du sie anderen?» sprachen die Franzosen. «Ei, nun die Eitelkeit sei euer Geschenk,» versetzte der Herr. Hörten dies die Aegyptier (Zigeuner) und kamen auch zu Gott. «Warum kamet ihr, Aegyptier?» fragte sie der Herr. «Wir kamen, Herr, damit du uns auch ein Geschenk gibst,» versetzten sie. «Was für ein Geschenk wollt ihr denn haben?» fragte sie der Herr. «Wir wollen die Herrschaft erhalten,» versetzten die Aegyptier (Zigeuner). «Ei, die Herrschaft habe ich schon anderen verliehen,» antwortete Gott. «O, und wir sind arm und leben in Mühe und Qual,» versetzten die Aegyptier (Zigeuner). «Nun so seid denn arm und lebet in Müh' und Qual,» sprach der Herr. Zuletzt kamen die Griechen. «Warum kamet ihr, Griechen?» fragte sie der Herr. «Wir kamen, Herr,» versetzten die Griechen, «damit du uns ein Geschenk gibst, das unter allen das größte ist.» — «Was wollt ihr denn haben?» fragte sie Gott. «Die Herrschaft wollen wir haben,» antworteten die Griechen. «Ei, ihr Griechen, ihr seid gar zu spät gekommen,» sprach der Herr, «für euch ist sozusagen gar nichts übrig geblieben! Die Herrschaft haben die Türken, die Arbeit die Bulgaren, das Rechnen die Juden, die Eitelkeit die Franzosen, die Aegyptier (Zigeuner) die Armuth erhalten. Für euch ist also gar nichts übrig geblieben!» — «Wer hat diesen Betrug begangen, auf dass wir dies nicht erfuhren und zu spät um ein Geschenk hergekommen sind!» schrieen die Griechen ärgerlich. «Ei, nicht ärgert euch,» sprach der Herr, «auch euch gebe ich etwas; leer sollt ihr nicht ausgehen; das Betrügen sei euer!» ...

Wie Mancher aber sein Glück verscherzen kann, darüber erzählen die bulgarischen Legenden:

«Einen Greis verdroß gar sehr seine Armuth; und er wollte Gott aufsuchen, um ihn zu fragen, warum er eigentlich so arm sei. Da begegnete er einen Mann und dieser sagte ihm: «Gehe du zu diesem und diesem Fluße, um die Menschen hinüber zu tragen; wenn dann Gott kommt, so trage ihn auch hinüber!» Er ging also zum Fluße und trug eine Zeit lang die Menschen hinüber; da kam ein Greis heran, um sich hinüber tragen zu lassen; er sprach: «Trage mich hinüber!» Er nahm ihn sich daher auf den Rücken, doch als er in der Mitte des Flußes war, da konnte er ihn kaum mehr weiter tragen. Er hatte eine Nadel bei sich in der Tasche; die nahm er nun hervor und stach damit den Greis, der Gott selber war, worauf dieser ihm leichter wurde. Er brachte ihn also über den Fluß hinüber. Da fragte ihn Gott: «Wen suchst du?» — «Gott suche ich!» versetzte der Mann. — «Ich bin es,» sprach nun Gott, «hättest du mich nicht gestochen, als du mich über den Fluß trugst, so wärest du bis in alle Ewigkeit reich gewor-

den; weil du mich aber gestochen hast, so wirst du bis in alle Ewigkeit arm bleiben!» ...

In einem anderen Stücke wird erzählt: *

«Zwischen Bergen, auf einer schönen Ebene, schweifte ein armer Mann umher, der Gott aufsuchen wollte, weil er gehört hatte, dass derselbesich dort aufhalte. Drei der Tage und drei der Nächte irrte er herum, aber schon am zweiten Tage ging ihm das Brod aus. Es erschrack nun der arme Mann, der da ausgezogen, um Gott aufzusuchen, dass er vor Hunger sterben werde. Aber weder vorwärts, noch nach rückwärts konnte er gehen am vierten Tage: die Füße trugen ihn infolge des Hungers nicht mehr. «O, ich armer Mann, in dieser Wildniss muss ich zu Grunde gehen, ohne dass ich Gott angetroffen habe,» jammerte er, setzte sich nieder und begann bitterlich zu weinen. Als der Abend dämmerte, stieg auf der gegenüberliegenden Hochebene Rauch empor; bald züngelte eine Flammensäule in die Höhe. «Ich dachte es mir gleich,» murmelte der arme Mann, «dass sich hier Hirten befinden; ich gehe zu ihnen; sie werden mir Brot geben und so komme ich wieder zu Kraft!» Mit großer Mühe schleppte er sich zum Feuer, an dem ein alter Mann sass und sich wärmte. «Guten Abend, Alter, was machst du hier? wie befindest du dich?» sprach der arme Mann. «Gott gebe dir alles Gute,» versetzte der Alte, «ich befinde mich, Gott Lob, wohl. Aber wie befindest du dich? warum schweifst du in dieser Wildniss herum? Was quält dich, was suchst du hier?» — «Mein Hauptleid ist das, dass ich seit zwei Tagen kein Brot gegessen habe,» antwortete der arme Mann. «Was das Brot anbelangt,» meinte der Alte, «so bekümmere dich nicht, ich gebe dir sofort solches; aber sage mir die Wahrheit: was suchst du hier in dieser Gegend? Ich will es wissen: bist du ein ehrlicher Mensch, ein armer Mensch, oder was bist du?» — «Mein lieber Alter,» versetzte der arme Mensch, «ich bin weder gut, noch schlecht; meine Schlechtigkeit besteht darin, dass ich arm bin. Ich habe eine Frau und neun Kinder, und kann ihnen nicht einmal trockenes Brot mehr geben. Jetzt sehe ich nach etwas um. Nur insoweit bin ich schlecht, weil ich arm bin. In diese Gegend aber kam ich deshalb, weil ich hier Gott suche. Glück will ich von ihm verlangen; denn man sagt, dass wenn ein Mensch Glück hat, er dann nicht mehr arm ist.» — «Na, bekümmere dich nicht, du armer Mann,» sprach der Alte, «Gott hält auch für dich Hühner. Jetzt aber lass' uns nachtmahlen, damit ich dir dann gar viel erzählen kann.» Der Alte, der Gott selber war, berührte nun seinen Rosenkranz, worauf zwei Engel erschienen, denen er das Nachtmahl zu bereiten befahl. Zuerst brachten sie zwölf Leuchter. Auf der Spitze eines jeden Leuchters statt der Kerze ein Stern. Ein solches Licht entstand, dass vom Glanze die ganze Gegend strahlte. Vor die Leuchter stellten sie die

* M. K. Zepenkov (Prilip) Sbornik II.

herrlichen Speisen auf. «Na, mein Sohn, iß nun!» sprach Gott. Der arme Mann staunte die herrlichen Speisen an. «Iß und werde satt!» sprach abermals Gott. Der arme Mann ass nun und wurde satt; dann aber sprach er: «Was mich beunruhigt, das ist die Neugierde: ob du wohl Gott bist? Ob ich wohl dich gesucht habe?» — «Weil du darnach fragst,» versetzte der Alte, so will ich es dir sagen. Ja, ich bin Gott.» Dann sah er eine wunderbare Erscheinung: Aus Gottes Hand erhob sich eine Brücke gen Himmel. Der Mann blickte verwundert auf die Brücke. Als die Brücke frei schwebte, da drehte sie Gott um, so dass ihr oberstes Ende nach abwärts stand. Dann drehte Gott die Brücke mehrmals an ihren Enden hin und her. «Ich bitte dich, Gott,» sprach der Arme, «sage es mir nur, und ich drehe statt dir die Brücke.» — «Noch einige Abende hindurch wirst du mein Gast sein,» versetzte Gott, «und wenn du gehorsam bist, so werde ich dir Alles sagen und dir erklären, was du da siehst.» Am zweiten Abend brachten die Engel sechs Leuchter mit sechs Sternen und sechs Schüsseln mit Speisen; am dritten Abend brachten sie drei Leuchter mit drei Sternen und drei Schüsseln mit Speisen; am vierten Abend brachten sie nichts. Da drehte Gott das oberste Ende der Brücke nach abwärts, das untere aber nach aufwärts. Es war sehr dunkel; der Mond leuchtete nicht. «Na, mein Sohn,» sprach Gott, «willst du es nun, dass ich es dir sage, was das Alles bedeutet, was du gesehen hast?» — «Wie sollte ich es nicht wollen,» meinte der arme Mann, «dass du es mir sagst, was es bedeutet, dass in der ersten Nacht zwölf Leuchter und zwölf Schüsseln mit Speisen gebracht wurden; in der zweiten sechs Leuchter, sechs Schüsseln; in der dritten drei Leuchter und drei Schüsseln mit Speisen; in der vierten Nacht aber gar nichts gebracht wurde und das obere Ende der Brücke nach abwärts, ihr unteres nach aufwärts drehtest?» — «Gut ist's, mein Sohn,» versetzte Gott, «ich will es dir sagen, was die vier Nächte bedeuten. Die reichsten Leute wurden an einem solchen Abend geboren, wie der erste gewesen ist; die weniger bemittelten Menschen an einem solchen, wie der zweite gewesen; am dritten Abend wurden Diejenigen geboren, die von der Arbeit der armen Leute leben; am vierten Abend wurden solche geboren, wie du einer bist, die nicht einmal Brot haben. Die Menschen glauben, dass diese Brücke bis in die Ewigkeit so fortbesteht; aber ich drehe sie ja, wie du gesehen hast; die Untersten werden dann die Obersten.» — «Aber, Gott,» sprach der arme Mann, «das alles ist nicht für mich. Ich bitte dich, gib mir den dritten Abend.» — «Na, höre, mein Lieber,» versetzte Gott, «wenn Gott etwas verspricht, so hält er es auch. Du hast dich gequält, bis du mich gefunden; ich lasse dich auch nicht leer von dannen ziehen. Wenn du morgen dich auf den Weg machst, so wirst du in ein Dorf gelangen. Stelle dich mitten im Dorfe auf, damit man dich sehe. Die Leute werden dir dann die Stelle des Schweinehirten anbieten, weil in dem Dorfe der Schweinehirt soeben gestorben ist. Sie wer-

den dir die Stelle anbieten und du nimm sie an; aber das sage ich dir: am Sonntag stelle die Arbeit ein; die vielen Werkzeuge, welche die Menschen zum Gelderwerb brauchen, mögen am Sonntag rasten. Dies verkünde du ihnen in meinem Namen und sammle am Sonntag alle Werkzeuge zusammen.» In der Frühe gab ihm Gott Brot auf den Weg, und der arme Mann ging ins Dorf, wo mit ihm Alles so geschah, wie es ihm Gott verausgesagt hatte. Die Menschen aber, denen er Gottes Wort verkündete, blickten zum Himmel empor und hörten ihn also an. Der König hörte von der Sache, und auch er blickte nur zu den Sternen empor und heftete seine Augen an den Himmel. Alle seine Unterthanen, die davon hörten, blickten zum Himmel empor und beobachteten die Sterne. Wenn dieselben vom Himmel verschwanden, da fürchteten sie, dass man dieselben gestohlen habe. Sie sammelten dann viel Geld und übergaben es dem armen Manne, damit er es dem Könige bringe. Auch dem Könige theilte er mit, dass er in der That Gott gefunden, den er gesucht habe. Der König, der noch immer die Sterne anblickte, freute sich darüber gar sehr, übernahm das Geld und beschenkte ihn reichlich. Dann ging der König hinab in den Garten und setzte sich unter die Rebenstöcke, wo eine Eidechse in seine Hand sprang. Der arme Mann kam zum König, der ihn nun fragte: «Was habe ich in der Hand?» Der arme Mann versetzte: «Eine Eidechse!» Der König schenkte ihm nun eine große Summe Geldes. Dem armen Manne that es aber nicht leid, dass er Gott aufgesucht hatte; denn obwohl er am Abend der Armen geboren wurde, so ward er doch ein reicher Mann ...»

Dieselbe Sage erzählen sich auch die bosnischen Zigeuner, nur mit einem anderen, jedenfalls ein altes Element enthaltenden Schluß. Es heisst nämlich am Schluß der zigeunerischen Sage:

«Der König sass vor seinem Hause unter einem großem Baume. Da schlüpfte ihm eine kleine Schlange in den Schooß. Als der arme Zigeuner herankam, da fragte ihn der König, die Schlange mit seinem Rocke bedeckend: «Wenn du mir sagen kannst, was ich im Schooße habe, so gebe ich dir noch mehr Geld!» — «Eine kleine Schlange,» versetzte der Zigeuner, «und dies ist dein verstorbener Vater, der gekommen ist, dich zu loben, weil du nun auch den großen Gott liebst!» Der König machte den Zigeuner nun noch reicher ...»

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird in der älteren — bislang uns unbekannt gebliebenen — Fassung der oben mitgetheilten bulgarischen Sage *auch* die Schlange in derselben Rolle oder Situation, wie in der zigeunerischen Sage erwähnt; denn die relativ größte Verbreitung fand ja der Glaube, dass die Seele der Abgeschiedenen in Gestalt einer Schlange fortlebe und als solche an die Stätten ihres Lebens zurückkehre. Zwei Ansichten lassen sich diesbezüglich im Volksglauben nachweisen; der einen gemäß hat die Seele außer dem Leibe des Menschen die Gestalt einer

Schlange, sie ist also eine Schlange; der anderen Ansicht gemäß bewohnt die Seele nach dem Tode des Menschen den Leib einer Schlange.[1] Die Eigenschaften der Schlange selbst erklären ihre hervorragende Rolle im Seelenmythos. Schon *Philo von Byblus*[2] bemerkt: «Dies Thier sei das *geistigste* unter allen Reptilen, und es sei eine Feuernatur in demselben. Dazu entwickelt es eine unübertreffliche Geschwindigkeit, ohne Füße oder Hände oder ein anderes Glied zu besitzen...» «Dies Thier stirbt nicht eines natürlichen Todes, sondern nur, wenn es von einem gewaltsamen Schlage getroffen wird.»[3]

Man brauchte in der That diesem Thiere nur noch Unsterblichkeit anzudichten, um in ihm das vollendete Bild der eigenen Seelenvorstellung zu finden, sagt *Lippert* (a. a. O. 38), deren hochbedeutsame Auseinandersetzungen noch lange nicht in gebührendem Maasse gewürdigt worden sind. Was die Schlange als ein so «geistiges» Wesen erscheinen liess, dass man sie selbst als einen Geistkörper, einen fassbar gewordenen Geist betrachten konnte, war zunächst wohl die überraschende Behendigkeit im Gegensatze zur vollkommenen Gliedlosigkeit und das verheerende Feuer ihres Zahns im Gegensatze zur Kälte ihres Körpers-Gegensätze die sie aus allen anderen Thiergattungen ausscheiden. Dazu ihr geräuschloses Gleiten, ihr ungeahntes Erscheinen und Verschwinden, ihr Dunkelleben das sie mit den spukhaften Seelen, ihre täuschende Klugheit und ihre Trägheit, die sie mit den Lebenden theilte, endlich ihre Vorliebe für Schlupfwinkel, die sie eben so oft in die Nähe der Gräber wie in die Wohnungen der Lebenden führt. Wie die Seelen sich erweisen, ist auch sie im Gegensatze zu allen anderen Thieren bald von guter, bald von böser Art. So konnte dieses Thier wohl zunächst mit der Vorstellung einer außerhalb des Körpers lebenden Seele sich zusammendrängen und wenn sich dann die Vorstellung dahin abschwächte, dass die Seele nicht sowohl eine Schlange sei, als vielmehr nur gern in einer solchen ihren Sitz nehme — und dahin führte die Unterscheidung von Seelenschlangen und anderen — so war einer unabsehbaren Reihe analoger Vorstellungen die Thür geöffnet.[4]

Ein Zeugniss für diese Vorstellungen legen auch die obigen Sagen ab.

Als Fürsprecher bei der Vertheilung des «Glücks» spielen auch die Heiligen eine Rolle. So heisst es in einer Sage:[5]

«Er war einmal ein armer Mann, der auf den Bergen Holz sammelte und es auf dem Rücken zur Stadt führte, wo er es verkaufte und vom Erlös sein Leben fristete. Bei einer Gelegenheit begegnete mit Holz beladen bei

[1] *Lippert,* Der Seelencult. (Berlin, 1881), S. 38.
[2] *Müller,* Historicum Graecorum fragmenta, 9.
[3] *v. Baudissin,* Studien, II. 268.
[4] *Lippert* a. a. 0.39 u. die Religionen der europäischen Culturvölker 300 ff.
[5] Sbornik VIII, 189.

einer Quelle den heiligen Elias. Nachdem sie einander begrüsst, setzte sich der alte Mann nieder, um auszuruhen; als er aber weiter gehen wollte, da drückte ihn die Last nieder und er konnte nicht aufstehen. Er bat daher hl. Elias, er möge zu Gott flehen, dass dieser ihm einen Esel bescheere, der ihm das Holz trage. Der hl. Elias erbarmte sich seiner und versprach, ihm von Gott einen Esel zu erflehen. Sie schieden nun, nachdem übereingekommen, dass sie sich am nächsten Tage an derselben Stelle treffen werde. Der hl. Elias ging also zu Gott und erbat einen Esel für den armen Mann, worauf ihm Gott sagte, der arme Mann möge zu ihm flehen, dass er seinem Nachbarn zwei, ihm aber einen Esel bescheere. Als nun der hl. Elias den armen Mann antraf und ihm dies mittheilte, da antwortete dieser also: «So, ich soll zu Gott flehen, dass meinem Nachbarn zwei, und mir einen Esel bescheere! O, heiliger Elias, verlang' von Gott gar keinen Esel, weder zwei für meinen Nachbarn, noch einen für mich! Wisse, dass ich Tag und Nacht zu Gott bete, er möge meinem Nachbarn die zwei Esel nehmen, die er jetzt schon besitzt!» — «Also gehe, du Thor!» sprach der hl. Elias, «du wirst weder einen Esel, noch Arbeit haben; du wirst sterben und nicht in Gottes Paradies gelangen. Dies dein Loos hat mir Gott mitgetheilt!»

Anders ergeht es dem Manne für den sich Moses ins Mittel legt. Es heisst:

«Lebte einmal ein alter Mann, der von den geringen Ueberresten sein Leben fristete, die er in den Küchen erhielt; übrigens verdiente er sein Brot durch Holzfällen. Durch Holzfällen konnte er aber kaum das Brot verdienen für seine Familie. Reisig, Wurzeln sammelte er, die er dann am Markte verkaufte. Als er nun einmal auf einem Berge saß und nachdachte, wie er das gesammelte Reisig in die Stadt schaffen solle, kam der Prophete Moses auf den Berg, damit er zu Gott bete. Der alte Mann schrie ihm nach, er möge auf ihn warten, denn er wolle ihm etwas sagen. Moses erwartete ihn und durch das Laufen schwitzend, sprach der Alte: «Ich bitte dich, heiliger Prophete, ersuche du Gott, dass er mir sagen möge: wie lange ich mich noch mit diesem Reisig quälen werde und doch mir nicht so viel verdiene, um satt zu werden. Bitte ihn, er möge mir leichtere Arbeit geben, bei der ich mehr Geld verdiene.» Moses hörte ihn an und versprach ihm, dass er seinen Wunsch Gott mittheilen wolle. Moses stieg daher auf den Berggipfel hinauf und betete auch für den armen Mann. Und Gott versprach ihm, dass er dem Holzfäller Reichthum verleihen und ihm das Leben auf dieser Welt erleichtern werde. Bei seiner Rückkehr theilte Moses dem Alten mit, was ihm Gott gesagt hat. Als nun bei Gelegenheit Moses wieder auf den Berg stieg, um zu Gott zu beten, und in der Nähe des reisigsammelnden Alten sich befand, rief ihm dieser nach: «Moses, Moses! bleibe einen Augenblick stehen, ich will dir etwas sagen!» Und als Moses stehen blieb, sprach er: «Wenn du auch jetzt zu Gott gehst, so erbitte von ihm viele Schätze

für mich; sag' ihm, dass ich auf der anderen Welt nichts haben will; nur soll er mir auf dieser Welt viele Schätze geben; und wenn ich sterbe, soll ich sie mit mir in die andere Welt mitnehmen dürfen.» Moses betete nun auch für den armen Mann. Und Gott sprach: «Möge der Alte die Schätze auf dieser Welt erhalten!» Bei seiner Rückkehr theilte Moses dem Alten mit, was ihm Gottes Stimme verkündigt habe. Der Alte dankte dafür Gott und Moses, ergriff ein Grabscheit und begann eine Wurzel auszugraben. Und als er die Wurzel herausriss, ward eine Thür sichtbar. Der Alte trat ein und erblickte dort ein Fass voll Gold und anderen Kostbarkeiten. Er steckte so viel Gold zu sich, als er eben wollte, dang sich Meister und liess sich im Dorfe einen großen Palast erbauen, und je einen großen Hof umzäunen. Nach je vier Weltgegenden liess er je einen Thurm errichten. In jeden Thurm stellte er einen Mann, mit dem Fernrohr in der Hand, damit dieser sehe, wer da in Dorf kommt und wer vorüberzieht. Zog unter dem Thurme ein Reiter vorbei, so lud in der Thurmwächter zum reichen Alten ein; und Jeder, der einkehrte, bekam zu essen und zu trinken und wurde ihm das Taschentuch mit Geld angefüllt. Auf diese Weise kam die Reihe auch an Moses, und auch ihm wurden Speisen und Getränke vorgesetzt. Moses wunderte sich darüber sehr und wollte weder essen, noch trinken, da sagte ihm aber der Alte, dass dies bei ihm Regel sei und er essen, trinken und das Geld annehmen müsse. Moses musste also essen und das mit Schätzen gefüllte Sacktuch mitnehmen. Moses begegnete auf dem Wege einen Menschen, gab ihm das Sacktuch und stieg dann auf den Berg, um zu beten. Als er zu Gott gebetet hatte, sprach er weinend: «Der Alte zwang mich zu essen und das Geld anzunehmen; wenn du es daher für gut hältst, so nimm ihm die Schätze, die ich von dir von ihn erfleht habe, weil er mich im Gebet gestört hat, dass ich an dich gerichtet habe!» — «Moses, Moses!» sprach da Gott, «dein Gebet, das du an mich richtest» höre ich stets mit gleicher Gnade an, ob du es hungrig oder gesättigt an mich richtests; e gleicht dem Wohlthun jenes Alten, den ich reich gemacht habe»...

In einer anderen bulgarischen Sage tritt Gott selber auf:

«Lebte einmal eine Wittwe, die hatte 3—4 Kinder und war dabei sehr arm. Als die Kinder einmal Brot verlangten und sie gar nichts hatte, da ergriff sie einen Strick, um sich über dem Herde erhängen. Als sie gerade den Strick zurechtlegte, da kam ein Bettler vor ihre Thüre und flehte um Brot, worauf die Frau versetzte, dass sie wahrlich nicht einen Bissen Brot habe. «Du hast kein Brot», sprach der Bettler, der Gott selber war, «komm' mit mir auf den Aufboden, dort ist Mehl!» Als sie dann das Mehl herabbrachten, sagte der Bettler, sie solle Feuer anmachen und für die Kinder Brot backen. Gar schwer fachte die Frau das Feuer an und als das Brot gebacken, gab sie den Kindern davon. Da fragte der Bettler: «Hast du

Frucht in der Kammer?» Die Frau versetzte, dass ihre Kammer leer sei. Der Bettler sprach: «Möge sie voll sein!» Als dann die Frau aus der Kammer zurückkehrte, da fand sie Niemanden vor, denn Gott war verschwunden.»

Von einem Pfarrer dagegen erzählt die bulgarische Sage:

«Versprach einst Gott einem Pfarrer ein Fass voll Gold, wenn er den Gottesdienst verrichte ohne an das Fass zu denken. Der Pfarrer dachte auch eine Zeitlang nicht daran, aber schließlich fiel es ihm doch ein: ob das Fass wohl breit und tief sein werde: Da Gab ihm Gott nicht das Gold . . .»

In folgender bulgarischer Sage spielt der hl. Petrus den Vermittler:

«Der heilige Petrus ging zu Jesus. Es gab einen armen Steinmetz. Der heil. Petrus sagte: «Gott gib diesem Menschen Glück, dass er leben kann». «Es geht nicht, jeder ist zu einem Gutsbesitzer geboren! Wenn ich ihm ein Vermögen gebe, wird er stolz» sagte Gott. «Ich bitte er wird nicht stolz» meinte der heil. Petrus. «Er wird aufbrausen und die Menschen schlagen», sagte Gott. «Er wird es nicht thun, Gott; warum soll er sich aufbrausen?» versetzte Petrus? — «Ach», sagte Gott, «es ist hier eine verlassene Weide-dort soll er graben und wird dort Geld finden». Der heil. Petrus sagte den Manne: «Gehe dort, und dort hin, grabe und du findest ein Vermögen». Er grub und hub den Schatz. Er liess die Steine im Stiche, nahm Arbeiter, baute sich ein Haus und wurde ein Vornehmer Mann. Es vergingen zwei-drei Jahre, dann sagte Gott: «Gehe Peter. schauen was dein Freund macht» (Gott wusste was er macht). Er ging. Die Diener die bei der Pforte waren, liessen ihn ein. Der Heilige war in Mönchkleidern. Als ihn der Vornehme sah, schrie er: «was lasset ihr den Kuttenmenschen herein? Stoßet ihn von die Stiegen hinab!» Sie stießen ihn hinab, und er kugelte und kugelte ganz hinab. Er sass und sass, überzeugte sich und ging weg. Gott sah ihn und sprach: «Na, wie befindet sich dein Freund? Habe ich dir nicht gesagt, dass er stolz wird». — «Was du für gut hältst Gott, das thue», meinte Petrus. Gott nahm dem Manne den Reichthum und er musste wieder Steine Klopfen. Gott weiss wem er was gibt und wem nicht.

Auch in folgender Sage spielt der hl. Petrus die Vermittlerrolle:

«Der heil. Petrus bat Gott, dass es keine Armen und keinen Winter geben solle und Gott erfüllte ihm die Bitte. Es kam der Sommer und es vermehrten sich die Dachse und Schlangen. Als der heil. Petrus eine schöne Tochter hatte — Wer verlangte sie? Ein Dachs. Er ging zu Gott und sagte: «Was soll ich machen?» «Wenn du sehen würdest, Gott, was für ein Thier meine Tochter verlangt!» «Sie wird Sterben und das nicht überleben!» Gott sagte: «sie wird, sie wird es schon überleben!» «Ach Gott nicht thue das», versetzte Petrus. «Gib sie hin!»

Er gab sie hin, was sollte er thun! Gott sagte: «Wenn die wilde

Hochzeit sein wird, sollen im Walde die Dachse und die Schlangen musizieren. Da muss sich die Welt verstecken und erwarten die Jungvermählten. Wie man zu sagen pflegt: «Der Stein platzt, das Herz platzt nicht!» Als die Anzahl der Dachse kam, war der Palast überfüllt. Da gab Gott wieder den Winter und plötzliche Kälte, wo ein Dachs stand, da zerplatzte er. Wer wird sie weglegen? «Ach Gott, ich danke dir!» sagte Petrus. — «Gott weiss was er thut, wir aber sündigen».

Ueber den heiligen Johannes erzählt die bulgarische Sage:

«Es geschah, dass einmal, als der hl. Johannes einen Berg bestieg, damit er dort zu Gott flehe, er neben dem Wege Menschen sitzen sah, die wegen der großen Hitze im Grase sassen und Wein und Branntwein tranken und sich am hl. Johannestage unterhielten. Als er in ihre Nähe kam bot ihm ein Jeder einen Becher Wein oder Schnaps an, aber er dankte für die Einladung, und segnete das Getränk, ohne dass er auch nur einen Tropfen davon getrunken. Er ging weiter und kam nach einer Stunde an einen Bach, an dessen Ufer Menschen saßen, die den im Bache Badenden zusahen. Der hl. Johannes blieb auch stehen und sah den Badenden zu, wie da ein Jeder sein körperliches Gebrechen wusch. An einer Stelle erblickte er ein auf beiden Augen blindes Kind, das blind geboren, nun erfreut durch das Spiel, seinen Kopf stets nach der Richtung wandte, woher das Gelächter kam. Auch der Teufel stand am Ufer und sah der Unterhaltung zu. Der hl. Johannes bedauerte sehr das blinde Kind und als er den Berg erstieg, knieete er nieder und flehte zuerst für das blinde Kind zu Gott. Anfags wollte Gott das Gebet der hl. Johannes nicht erhören, und nur als dieser mit thränenfeuchten Augen zu ihm flehte, war Gott so gnädig und sandte vom Himmel seinen Segen auf das Kind herab. Als nun des Knaben Augen sich öffneten und er seine badenden Genossen erblickte, wünschte er auch so zu baden und zu spielen, wie die Uebrigen. Er schnitt sich also vom Bachrande ein Rohr ab, spitzte er gleich einem Speere zu und schritt damit im Bache herum. Und was geschah dann? Nach einiger Zeit kamen andere Knaben, die seine nun sehend gewordenen Augen anschauen und mit ihm spielen wollten. Unter großem Gelächter sprangen sie ins Wasser hinein, fielen aber in das zugespitzte Rohr, das sie ins Herz stach; ihr Blut färbte des Baches Wasser. Gar bald versammelten sich viele Leute, damit sie dies Wunder ansehen. Inzwischen kam auch der hl. Johannes hin und fühlte sich betroffen durch das vom sehend gewordenen Kinde verursachte Unglück. Und als er sah, wie die Mütter weinen und sich die Haare raufen wegen den gleich abgeschlachteten Lämmern vor ihnen liegenden beiden Kindern, da eilte er zurück auf den Berg, fiel auf die Kniee und flehte unter heissen Thränen zu Gott, dass er ihm seinen Fehler verzeihe, welchen das blinde Kind begangen, indem er zwei umgebracht, während doch nur eins sein Augenlicht zurück erhalten habe. Nach langem

Flehen sprach Gott aus dem Himmel zu ihm: «Höre, heiliger Johannes, ich verzeiche dir, aber wisse; nie verlange dergleichen von mir, denn ich habe Alles gerecht angeordnet, wenn dir auch die Sache anders erscheint. Nur nach langem Flehen habe ich die Mutter jener blinden Kinder erhört, die sich einen Knaben wünschte und ich gab ihr zwar einen, aber einen blinden und blöden. Nun hast du dich selbst überzeugt, dass das Kind böse ist, deshalb liess ich es blind sein!» Hierauf verneigte sich tief der hl. Johannes und ging von dannen. Als er zum Knaben kam, sah er, dass derselbe wieder blind ist, wodurch sich die Mütter der beiden getöteten Kinder beruhigten. — Als nun der hl. Johannes weiter ging, kam er zu den Menschen, die da gegessen und getrunken hatten; da sah er, dass sich dieselben rauften und hin und her laufend schrieen: «Schlagt ihn nieder!» Sie waren alle ganz und gar betrunken und rauften sich, was gewiß nicht geschehen wäre, wenn er ihren Wein und Branntwein nicht gesegnet hätte. Er verliess sie daher und ging weiter; da erblickte er in einem Thale Menschen, die ruhig, friedlich neben einander sassen und Wein tranken; Zufridenheit und Freude strahlte von ihrem Antlitz. «Für diese Menschen», sprach der hl. Johannes, «soll der Wein in alle Ewigkeit gesegnet sein!» Daher kommt es, dass es heutzutage Menschen gibt, die deshalb keinen Wein trinken, weil kein Segen auf ihm ruht; dagegen gibt es aber auch solche, die ihn deshalb trinken, weil er gesegnet ist ....»

Rein christlich gefärbt, aber hin und wieder mit heidnichen Reminiscensten gemischt, sind die bulgarischen Sagen, welche Gottes Fürsorge für den Mensehen Wohl und Wehe behandeln. (Sbornik, IV, 131.)

«Sandte einmal Gott den Engel aus, damit er ihm die Seele einer armen Frau hole. Der Engel ging von dannen und sah, dass der Frau zwei kleine Zwillinge hatte, die von der Brust noch nicht abgespänt waren. Der Engel bedauerte sie sehr und ging zu Gott zurück. «Warum hast du ihr die Seele nicht genommen?» fragte ihm Gott. «Ich habe sie sehr bedauert,» versetzte der Engel, «als ich sah, dass sie zwei Zwillinge säugt. Einer lag auf dem anderen, und da dachte ich bei mir, dass wenn ich die Mutter Seele nehme, wer sie dann wohl ernähren werde!» Da sprach nun Gott: «Steig' hinab in das Meer und bringe mir ein Stück Quarz.» Der Engel stieg hinab und brachte ein Stück Quarz. Gott zerbrach es, und siehe! im Innern befand sich ein Wurm. «Wer ernährt diesen Wurm in diesem Quarze?» fragte Gott. «Du, mein Gott!» versetzte der Engel. Hierauf sprach Gott: «So wie ich für diesen Wurm Sorge trage, so werde ich auch für die Kinder sorgen. Gehe daher und nimm die Seele der Mutter!» Der Engel ging von dannen und nahm die Seele der Frau. Nach einigen Jahren wanderte Gott auf Erden und sie begegneten zwei Reiter. Als sie an ihnen vorbeischritten, fragte Gott den Engel: «Hast du die Beiden erkannt, die da an uns vorüber sprengten?» — «Nein, mein Gott,» versetzte der Engel. — «Es waren die Zwil-

linge jener Mutter,» sprach Gott, «deren Seele du damals genommen hast.» . . .

In denselben Kreis gehört auch folgende Sage:*

«Sandte einmal Gott seinen Engel aus, damit er einem Menschen die Seele nehme. Der Engel ging in die Stube hinein, wo fünf kleine Kinder den Vater umrangen, und diese fünf weinenden kleinen Kinder glichen wahren Engeln. Infolge ihrer grossen Armut waren die Kleinen ganz nackt, und auch ihre Mutter stack in zerfetzten Kleidern. Angesichts dieser Armut und dieses Leides bedauerte sie der Engel, ging zu einem sehr alten Manne und brachte dessen Seele zu Gott. Als Gott sah, dass der Engel nicht des armen Mannes Seele, sondern die eines alten Menschen gebracht habe, da fragte er den Engel: «Sag' mir, Engel, warum hast du mir nicht die Seele jenes armen Mannes gebracht, zu dem ich dich ausgesendet habe?» — «Gott, vor dir besteht keine Lüge,» versetzte dehmütig der Engel, «ich habe ihn seiner fünf Kinder und seiner Gattin wegen sehr bedauert, die weinend ihn umstanden und nackt und barfüßig waren!» — «Steige, Engel,» sprach nun Gott, «in das tiefste Meer hinab und hole mir einen Stein herauf!» Der Engel ging von dannen und brachte den Stein. Da befahl ihm Gott, den Stein zu zerbrechen; und als der Engel ihn zerbrach, da fand er im Innern desselben zu seinem größten Staunen einen Wurm. «Wer nährt ihn da im Innern, weist du es?» fragte ihn Gott. — «Du, mein Gott!» versetzte der Engel, «du ernährst ihn! Verzeiche mir, dass ich gegen dich gesündigt habe!» — «Wenn ich den Wurm im Steine ernähre», sprach Gott, «so werde ich auch für sechs Menschenseelen Sorge tragen, nicht wahr? Nimm und trage dem alten Manne seine Seele zurück und nimm die des armen Mannes!»

Aehnliches berichtet auch die folgende Sage der Bulgaren: **

«Sandte einmal Christus seinen Engel aus, damit er die Seele einer armen Frau hole, die fünf Kinder hatte. Ging der Engel in das Haus der Frau und sah ihre fette, starke Gestalt in zerfetzten Kleidern. Die Kinder standen ganz nackt um sie herum und eines derselben schrie: «Essen!» Das andere rief: «Brot!» und die arme Frau fand nichts Eßbares vor. Neben dem Feuer saß ein alter buckliger Mann, der gerade zwei Holzscheite auf die Glut legte, damit sie Feuer fangen und er sich wärme, obwohl es Sommer, Peter-Paulstag war. Der Mann brannte sich die Pfeife an und rauchte; dann wollte er aufstehen, aber konnte nicht, bis ihm seine Tochter nicht die Hand reichte. Langsam, langsam schlich er vorwärts, wie die Schnecke am Wege; seine Füße trugen ihn kaum. Der Engel wunderte sich, dass ihn Christus die Seele der Mutter zu holen ausgesendet hat und nicht die des alten Mannes, der schon so lange gelebt hat, und

*—** M. K. Zpenkov (Prilip) Sbornik I. u. II.

dass nun die fünf Kinder ohne Vater, ohne Mutter bleiben sollen, und zwar beim Alten, der auf fünf kleine Kinder nicht einmal sehen kann. Der Engel blieb daher stehen und dachte nach, was er machen solle. Er beschloss, nicht die Seele der gesunden Mutter zu holen, sondern die des am Grabrand stehenden alten Mannes. Schließlich fand er es für gut, dass der alte Mann sterbe und die Wittwe mit ihren fünf Kindern am Leben bleibe. Er nahm daher sein Messer hervor und holte sich die Seele des alten Mannes, der sofort tot zusammenbrach, als ob er schon längst gestorben wäre. Als die Nachbarn hievon Kunde erhielten, da freuten sich alle und meinten, Gott habe ihn vom Alter und von den Leiden erlöst. Als nun der Engel die Seele des alten Mannes zu Christus brachte, da sprach dieser also: «O, Engel, mein Engel! Warum hast du meinen Befehl überschritten! Ich habe dich ausgesendet, um die Seele der armen Frau zu holen, und du bringst mir die des alten Mannes. Trag' sie ihm schnell zurück und bringe die der Wittwe!» — «Nimm sie ihr nicht,» versetzte der Engel; «sie hat fünf Kinder, die dann ohne Nichts verlassen zurückbleiben; während der alte Mann seines Lebens schon überdrüssig ist; statt seiner sterben dann sechs Menschen. Uebrigens geschehe dein Wille, ich gehe!» Und der Engel ging von dannen und gab dem alten Manne die Seele zurück, nahm aber die der Wittwe. Als die Leute nun den Tod des Wittwe erfuhren, da sagten alle: «Gott hat eine Ungerechtigkeit begangen!» Und als die Kinder weinend die tote Mutter umstanden, da brach vielen das Herz beinahe, selbst der Engel bedauerte sehr die Kinder, aber er konnte nicht anderst handeln. Er brachte die Seele zu Christus und erzählte ihm, was da geschehen. «Du hast sie sehr bedauert?» fragte ihn Christus. — «Ja, wegen den fünf Kindern und dem Alten!» versetzte der Engel. — «Nun so will ich dir beweisen, dass alle meine geheimen Handlungen wunderbar sind,» sagte Christus, «und ich dich versichere, dass ich nichts Schlechtes begehe. Steig' hinauf auf den höchsten Berg und nimm von seiner Seite einen Stein, den Niemand wegnehmen kann, und bringe ihn her.» Der Engel ging von dannen, brachte einen Stein und zerschlug ihn in vier Stücke; siehe! da war drinnen ein kleiner Frosch, der sich den Stein ausgehöhlt hatte. Der Frosch sprang hervor und freute sich des Teiches, in den er zu gehen gedachte. «Sie nur her, Engel,» sprach Christus, «wer ernährt diesen Frosch?» — «Gott!» versetzte der Engel, «verzeihe mir, dass ich gesündigt habe!» — «Wisse aber, dass du nicht mehr sündigen sollst!» sagte Christus, «gehe nun zu fünf Grundbesitzern und gebe es ihrem Herzen ein, dass jeder von ihnen eins der Kinder, deren Mutter gestorben ist, zu sich nehme, damit sie reich werden; außerdem sollen sie auch für den Alten Sorge tragen, damit er so lange lebe, bis seine Stunde schlägt.» Und dies geschah auch in der That ...»

Der Stein, den der Engel in den vorhergehenden Sagen aus dem Meere holt, erinnert an das Sandholen des Teufels bei der Erschaffung der

Welt; die beiden ersten Sagen sind eine älterer Fassung; die zuletzt mitgetheilte ist eine jüngere Form der beiden anderen:

Hieher gehört auch das Allerweltsmärchen «Vom Manne, der den Erzengel zu Gevatter ruft», das in bulgarischer Fassung also lautet:

«Es geschah einmal, dass einem armen Manne ein Kind geboren wurde. Ging daher der arme Mann aus, um sich einen Gevatter zu suchen. Auf dem Wege begegnete er gar bald einen alten Mann, den er begrüßte. «Gebe Gott Glück!» versetzte der Alte, «wohin führt dich der Weg?» — «Helfe uns Gott,» sprach der Mann, «ich suche für mein neugeborenes Kind einen Pathen, der meinen Sohn über die Taufe hält, und ich fürchte mich sehr, weil alle Kinder, die mir bislang geboren wurden, wegstarben; möchte mir wenigstens dies neugeborene am Leben bleiben!» — «Das ist wahrlich ein Unglück,» meinte der Alte, «es ist beinahe kaum glaublich, dass dir alle Kinder weggestorben sind; wenn du aber willst, so werde ich der Pathe des Kindes sein!» — «Gerade du gefällst mir,» versetzte der arme Mann; «aber sag' mir vorher, wer du bist?» — «Ich bin Gott,» antwortete der Alte, und du kannst daher keinen besseren Gevatter finden». — «So! du bist Gott?» — rief der arme Mann; «geh', geh' mir aus den Augen! So viele Kinder hast du mir gegeben und alle sind gestorben, während die Kinder anderer alle am Leben geblieben sind. Manchen bösen Menschen hast du nur dazu erschaffen, damit er zu Reichthum gelange, während vielen redlichen Menschen du nur Armuth gabst, damit sie auch um das allerkleinste Stückchen Brot sich quälen müssen. Dazu hast du auch mich erschaffen, damit ich arm an Geld und Wissen sei. Ich brauche dich nicht zum Pathen». Der arme Mann ging nun fürbass und Gott erschien ihm unterwegs in zwei-drei Gestalten, und fragte ihn, ob er schon einen Pathen gefunden habe. Der arme Mann ging allso vorwärts und begegnete endlich einem Jüngling, der ihn allso begrüßte: «Gott gebe uns Gesundheit, Bruder! Wohin führt dich der Weg und worüber sinnst du nach?» — «Nun, ich suche einen Pathen,» versetzte der arme Mann, «der mein neugeborenes Kind über die Taufe hält. Einen Alten mag ich nicht, denn alle meine Kinder sind mir weggestorben, die mir bislang geboren wurden, und die Weiber sagten: *dass sie deshalb nicht am Leben geblieben sind, weil ich ihnen keinen jungen Pathen gesucht habe.* Ich suche allso einen solchen, mein junger Freund!» — «Wenn du willst, so werde ich der Pathe sein,» sprach der Jüngling. — «Gut ist's,» versetzte der Mann, «aber sag' mir: wer und was du bist? — «Ich bin der Erzengel, der die Seelen der Menschen abholt,» antwortete der Jüngling. — «Ich suche gerade einen solchen,» sprach der Mann, «der auch auf den Nutzen sieht, nicht so wie Gott; du wirst der Pathe meines Sohnes sein!» Er führte ihn also in seine Wohnung und nachdem er ihn gut bewirtet und beschenkt hatte, begleitete er ihn noch ein Stück Weges. Da sprach der Erzengel also: «Höre, Gevatter! Ich will dir etwas sagen und

das merke dir gut: Von heute an wirst du große Einkünfte haben, wodurch du sehr reich wirst. Wenn nämlich Jemand erkrankt, so gehe zu ihm und wenn du mich bei seinem Kopfe stehen siehst, dann wollen ihn nicht heilen; wenn du mich aber bei seinen Füßen stehen siehst, dann kannst du ihn heilen, denn er wird ohnehin gesunden. Auf diese Weise wirst du sehr reich werden!» Und der Mann tat auch also und nach drei Jahren ward er sehr reich. Da geschah es, dass er eines Tages im Wirtshause allein saß und eben nachdachte, wie er der reichste Mann der Stadt werden könnte, als der Erzengel mit einem Messer in der Hand vor ihm erschien und also sprach: «Guten Morgen, Bruder! Ich bin gekommen, um deine Seele abzuholen!» — «Aber geh', Gevatter!» versetzte der Mann, «also so weit her ist unsere Gevatterschaft! Ist denn schon jeder Mensch auf Erden gestorben, dass du nun gerade mich ums Leben bringen willst? Ich bitte dich, lass' mich ungefähr noch fünf Jahre am Leben, damit ich genießen kann meinen Reichthum, den ich gesammelt habe!» Und der Erzengel gab ihm noch fünf Jahre. Nach Ablauf der fünf Jahre erschien der Erzengel wieder, um des Mannes Seele abzuholen. Der Mann bat ihn abermals, er solle ihm noch drei Jahre geben; aber der Eugel willigte nicht ein. Schließlich verlangte der Mann nur noch drei Stunden, damit er auf den Marktplatz gehe, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen; und dies gewährte ihm der Engel. Der Mann ging also auf den Marktplatz, aber was that er dort? Er kaufte sich ein solches Gewand, das man nicht zu tragen pflegt dort in der Stadt und ging dann in ein Kaffeehaus, wo viele Fuhrleute beisammen waren, mischte sich unter sie und ließ sich einen Kaffee geben. Die drei Stunden waren schon vergangen und er kehrte noch immer nicht nach Hause. Nun ging der Erzengel ins Kaffeehaus und sprach allso zu ihm: «Steh' auf, Bruder, und gehe nach Hause, denn die drei Stunden sind schon abgelaufen!» — «Aber, Freund,» versetzte der Mann, «du siehst es ja an meinen Kleidern, dass ich ein Fuhrmann bin und nicht aus dieser Stadt bin. Du suchst gewiss einen anderen, der mir ähnlich ist!» Aber der Erzengel verstand keinen Spass, sondern trug ihm die Seele weg. Alle, die im Kaffeehause waren, wunderten sich gar sehr über seinen plötzlichen Tod. Er glaubte sich verbergen zu können, aber sein Loos ereilte ihn doch . . .»

In Zusammenhang stehen mit diesen Sagen folgende Märchen:*

«Als Christus mit den zwölf Aposteln auf Erden wandelte, kam er zu einem Gelsen-Manne** als Gast zum Nachtmahle. Sie aßen und tranken, was ihnen Gott gab und der Hausherr bereitete. Sie übernachteten auch dort und bereiteten sich am Morgen zum Weitergehen. Da sprach Christus

* M. K. Zepenkov, Sbornik VIII.

** «Gelse» ist ein Art des Kartenspiels = komarja, komardzija; polizeilich verfolgtes Hazardspiel.

zum Gelsen-Manne: «Verlange etwas, damit ich es dir zum Geschenk gebe für das Nachtmahl!» — «Ich weiß nicht, was ich verlangen soll, Christus,» versetzte der Gelsen-Mann, «segne mir aber mein Handwerk!» — «Was hast du für ein Handwerk!» fragte Christus. — «Weißt du denn nicht Christus,» meinte der Gelsen-Mann, «was mein Handwerk ist? Das Kartenspielen ist mein Handwerk; ich spiele immer «Gelsen». Wenn du willst, so segne mir die Karten, auf dass mich Niemand im Spiel besiegen kann und ich ein großer Meister des Kartenspiels und dadurch reich werde!» Christus lachte und segnete ihm die Karten und den Gewinnst. So manchen Tag verweilte der Gelsen-Mann im Kaffeehaus und spielte «Gelsen». Stets gewann er und ward in kurzer Zeit ein sehr reicher Mann. Nach einigen Jahren wollte ihm Gott die Seele nehmen und sandte einen Apostel zu ihm. Der Apostel kam zum Gelsenmann und sagte, er solle sich zum Sterben vorbereiten, Christus verlange seine Seele. Der Gelsen-Mann bat nun den Apostel gar sehr, er möge ihn noch einige Jahre am Leben lassen, aber sein Bitten nützte ihm nichts. Endlich sagte er: «Ich bitte dich, Apostel, mir nur noch den letzten Wunsch vor dem Tode zu erfüllen; setze dich nieder und spielen wir ein wenig «Gelsen» mit den Karten. Wenn du gewinnst, so nimm du mir die Seele; wenn aber ich gewinne, so lasse mich wenigstens noch drei Jahre lang am Leben». Der Apostel spielte, verlor und ging dann ohne des Gelsen-Mannes Seele in den Himmel zu Christus. «Warum befasst du dich mit solchen Sachen, die nicht zu deinem Handwerk gehören und vollziehst nicht meinen Auftrag?» sagte da Chistus. «Geh' du, Apostel Petrus, zum Gelsen-Manne und nimm ihm die Seele; aber spiele auch du, so wie dein Bruder, Karten!» Der hl. Petrus ging allso zum Gelsenmanne und sagte ihm: er solle sich zum Tode vorbereiten. «Bitte, setze dich nieder, hl. Petrus!» sagte der Gelsenmann, «das Sterben wäre noch das Allerwenigste! Komm, spielen wir vorher noch ein Spielchen mit den Karten, und wenn du gewinnst, so nimm mir die Seele; wenn aber ich gewinne, so lasse mich noch drei Jahre lang am Leben!» — «Leg' dich nur nieder und sterbe!» meinte der hl. Petrus; «damit wir auf der anderen Welt Karten spielen mögen, so nehme ich, wenn du willst, die Karten mit; nur geh' du voraus!» Der Gelsen-Mann sah ein, dass es eben anders nicht geht, und steckte die Karten in seine Tasche und schritt vor dem hl. Petrus einher gen Himmel. Als sie in die erste Abtheilung kamen, wo die Teufel den Menschen die Sünden abnehmen, da fingen sie ihn auch ab, um ihm die Sünden abzunehmen. Bei dieser Gelegenheit machte er den Teufeln den Antrag: sie möchten mit ihm Karten spielen, und wenn sie gewinnen, so mögen sie ihn in alle Ewigkeit nehmen; wenn aber er gewinnt, so sollen sie ihm erlauben, einen Mann mit sich ins Paradies zu führen. Die Teufel willigten ein und verloren; der alte Teufel schämte sich darob gar sehr. Sie spielten noch einmal und alle Teufel arbeiteten gegen ihn, doch sie ver-

loren abermals, Dann führte ihn der erste Teufel ins Paradies. Trotzdem ihn der hl. Petrus spielen liess, so dachte er doch bei sich: «Nun, ich will einmal sehen, was der da mit den gesegneten Karten vollbringen kann!» Aus der ersten Abtheilung kamen sie in die zweite, dritte, vierte, bis in die elfte hinauf. In jeder Abtheilung besiegte er im Kartenspiel die Teufel. Dem hl. Petrus war es angenehm, dass die Teufel den Gelsen-Mann verloren. Nun kamen sie in die Abtheilung der grössten Qual und alle Teufel verbündeten sich, um sich von ihm loszureissen. Ach, was wird es nun da geben! Die Teufel wollten ihn nicht ins Paradies hineinlassen. Aber mit Gewalt ging das nicht, denn sie hatten ja im Spiel verloren. «Was ärgert ihr euch denn, Teufel; thut es euch um euere Brüder leid?» fragte der Gelsen-Mann. «Gebet mir elf Menschen her und nehmet euch die elf Teufel zurück! — «Ach, was das anbelangt, so ist das das Allerwenigste!» sagten die Teufel. Er ging in die Ewigkeit hinein, nahm sich seiner elf Freunde und ging dann zu Christus in das Paradies. «Was ist das für eine Gesellschaft?» sagte Christus, «ich habe nur dich gerufen und nicht auch andere!» — «Das ist wahr, Christus!» meinte der Gelsen-Mann, «aber als du zu mir kamst, da waret ihr dreizehn an der Zahl, und wir sind nur zwölf, also um einen weniger, damit du dich nicht ärgerst! Sage mir: Willkommen! so wie ich dir einst gesagt habe, und dann sind wir: quitt!» Christus lachte und sagte dann: «Wenn's gefällig, so komme denn mit allen elfen herein in das Paradies, denen ich ja dir zu Liebe verzeihe!» . . .

Eine Variante erzählt dies also:

«Als Christus mit den zwölf Aposteln auf Erden wandelte, da wurden sie in den Städten von gar vielen reichen Leuten zu Gaste geladen. Lebte da ein armer Mann, der außer einer Henne und 2—3 Oka Mehl nichts besass; dieser sprach zu seiner Gattin also: «Liebe Frau, weißt du, was ich mir gedacht habe? Geh' und schlachte die Henne, back' dazu aus dem Mehl Kuchen; ich werde Christum zum Nachtmahl rufen!» — «Gut ist's, mein Mann,» versetzte die Frau und bereitete das Nachtmahl; der Mann aber ging, damit er Christum einlade; er lud aber nur ihn allein ein, denn für die 12 Apostel wäre das Nachtmahl nicht genug gewesen. Abends kam Christus mit den 12 Aposteln zum Nachtmahl und als sie die Frau und der arme Mann zur Thüre eintreten sahen, schlugen sie in ihrem Schrecken die Hände zusammen, weil ja das Essen nicht hinreichte; aber Christus hatte schon auf der Schwelle die Speisen gesegnet, so dass sich diese vermehrt hatten. Als sie genachtmahlt hatten, sprach der hl. Petrus zum armen Manne: «Verlang' etwas vom Herrn, damit er es dir gebe!» — «Ich weiß nicht, was ich verlangen soll, hl. Petrus!» versetzte der arme Mann. — «Erbitt' dir also einen Platz im Paradies, damit du nach deinem Tode dort wohnen kannst,» sagte der hl. Petrus. Und der arme Mann bat darum und Christus gewährte ihm die Bitte. Der hl. Petrus eiferte ihn nun wieder an,

dass er etwas verlangen solle, und der arme Mann bat: «Niemand soll von den Früchten des im Hofe stehenden Apfelbaumes nehmen können; denn Jeder, der vorübergeht, pflückt sich davon und für mich bleibt nichts übrig, was ich sammeln, verkaufen und dadurch zu etwas Geld kommen könnte!» Und Christus sprach: «Wer an den Baum in der Absicht rührt, um einen Apfel abzupflücken, dem soll die Hand an den Baum kleben und er soll so lange kein Wort reden können, bis man ihn vom Baume nicht befreit!» Der hl. Petrus eiferte nun den armen Mann abermals an, er solle sich noch etwas von Christus erbitten; und da dachte der arme Mann nach, was er nun verlangen solle; und da fiel ihm ein, Christum zu bitten, er möge ihm seine Karten segnen, das ihn im Spiel Niemand übertreffen könne. Der hl. Petrus bat Christum und dieser segnete die Karten. In der Frühe stand der arme Mann auf, ging in die Schenke, begann das Kartenspiel, und er gewann den Leuten das Geld ab; da war er davon überzeugt, dass Christum seine Karten gesegnet habe. Nach Jahren kam Gottes Engel, damit er seine Seele aus der Reihe der Lebenden fortführe. «Ich komme sogleich,» sprach er zum Engel. — «Spute dich, spute dich, eile!» versetzte der Engel. — «Na, wenn es denn so ist, so hol' mir einen Apfel vom Baume, damit ich ihn esse, bevor ich sterbe,» meinte der Mann. Und der Engel wollte einen Apfel pflücken, aber seine Hand blieb am Baume kleben. «Ich bringe dir sogleich einen Apfel, Mann; aber meine Hand klebt mir an den Baum!» schrie der Engel. — «Ich könnte dich befreien,» versetzte der Mann, «aber nur unter der Bedingung, dass du mir mein Leben um 20 Jahre verlängerst.» Der Engel gab ihm also noch 20 Jahre, worauf er den Engel vom Apfelbaume befreite. Nach Ablauf der 20 Jahre schickte Gott den Engel abermals aus, um die Seele des Mannes zu holen. Als ihn der Mann erblickte, sandte er ihn abermals nach einem Apfel; aber der Engel liess sich nun nicht anführen, sondern rief: «Komm' nur, Freundchen, jetzt wirst du mich nicht betrügen. Pack' zusammen und habe ja keine Hoffnung mehr, denn jetzt führe ich dich mit!» Als dies der Mann hörte, so verlangte er von seiner Frau die Karten, steckte dieselben in seinen Sack und folgte dem Engel. Als sie auf dem Wege in den Himmel an der Hölle vorüberkamen, da liefen die Teufel herbei und wollten ihn in die Hölle hinabziehen. Er aber sprach zu den Teufeln: «Na, ihr Teufel, ihr wollt mich in die Hölle tragen! Gut ist's! Komme her einer von euch und spiele Karten mit mir; wenn ihr mich im Spiel besiegt, so gehe ich mit euch in die Hölle; wenn aber ich gewinne, dann nehme ich mir einen von euch.» Die Teufel willigten ein; aber der Teufel verlor und der Mann führte ihn mit sich, worüber die Teufel so sehr in Wuth geriethen, dass sie von Neuem das Spiel begannen; aber vergeblich, denn der Mann gewann ihnen noch eilf Teufel ab, mit denen er zum Paradiese zog. Vor das Thor gelangend, rief er: «Oeffne das Thor, hl. Petrus, damit wir ins Paradies einziehen; du weißt

ja recht gut, dass mir dort ein Platz zukommt!» Da versetzte der hl. Petrus: «Wenn auch du dir einen Platz gesichert hast, so haben die zwölf, die du mit dir gebracht hast, dort keinen Platz!» — «Aber hör' auf!» sprach da der Mann, «du weißt es ja recht wohl, hl. Petrus, dass auch ich nur Christum allein zum Nachtmahl geladen habe und doch kam er mit zwölf anderen zu Gaste. Wie er mit mir gethan, so thue ich es mit ihm!» Genug dazu, der hl. Petrus öffnete des Paradieses Pforte und liess sie hinein ...»

Im Zusammenhang hiemit können wir hier auch noch folgende Sage der Bulgaren mittheilen:

«War einmal im Paradiese ein Kind, das da fortwährend sang. Da bemerkte einmal Gott, dass es nicht mehr sang und schickte zu ihm seinen Engel, damit er es frage, warum es nicht mehr singe. Als der Engel zum Kinde kam und es fragte, da antwortete es also: «Wie sollte ich singen, nachdem ja meine Mutter gestorben ist und sich jetzt in der Hölle befindet!» Der Engel theilte dies Gott mit, der ihn dann in die Hölle sandte, damit er die Mutter frage, ob sie etwas in ihrem Leben Jemandem geschenkt habe. Der Engel ging hin und rief sie dreimal beim Namen: «Katharina!» Als die Frau erschien, fragte sie der Engel, ob sie in ihrem Leben etwas Jemandem geschenkt habe? Die Frau aber antwortete, dass sie nichts geschenkt habe. Der Engel ging zurück und theilte dies Gott mit. Da sandte ihn Gott zum zweiten Mal aus, um die Frau zu fragen. Der Engel ging also zum zweiten Mal hin und erhielt von der Frau dieselbe Antwort. «Ich habe es mir aufgezeichnet,» sprach nun Gott, «dass sie einmal einer armen Frau einen grünen Zwiebelstengel gegeben hat!» Der Engel ging nun zum dritten Mal zu ihr, um sie zu fragen, aber sie gab die gleiche Antwort. «Denke nur nach,» sprach der Engel, «möglich, dass du es vergessen hast!» — «Aber, was liegt daran!» versetzte die Frau, «ein einziges Mal gab ich einem armen Weibe einen grünen Zwiebelstengel!» Als dies der Engel vernommen, kehrte er zu Gott zurück und theilte es ihm mit. Hierauf sagte Gott dem Engel, er möge einen grünen Zwiebelstengel nehmen und denselben in so dünne Streifen schneiden, wie der Zwirn, und damit ziehe er sie aus der Hölle herauf. Der Engel that also und liess den Zwirn in die Hölle hinab, den nun die Frau ergriff. Als in der Hölle die Anderen sahen, dass Katharina emporsteigt, sprangen sie auf, damit auch sie hinausgelangen. Als dies Katharina bemerkte, begann sie dieselben zu schimpfen und zu lästern: «Was hängt ihr euch an mich; dieser Zwirn ist aus meinem Zwiebelstengel gemacht worden!» Als sie dies aussprach, zerriss der Zwirn und Katharina fiel in die Hölle zurück ...»

Und nun als hiehergehörig noch folgendes Märchen der Bulgaren:

«Es lebten einmal drei Brüder, die sehr arm waren und gar nichts besassen. Sie beschlossen einmal, Gott aufzusuchen, wenn er auf Erden herumwandle und ihn zu fragen: ob er ihnen auch so viel geben werde, um

ihr Leben fristen zu können. Sie brachen also auf, gingen und gingen und gingen und trafen endlich einen Greis. «Gute Begegnung (dedo) Altvater!» sprachen die Brüder. «Gebe sie euch Gott, meine Kinder!» versetzte der Greis; «wess' Weges führt euch Gott?» — «Ach, Altvater», antworteten sie, «wir sind drei Brüder; sind sehr arm; haben Nichts, um uns zu ernähren; wir gehen deshalb aus, um Gott zu fragen: ob er uns so viel geben wird, damit wir unser Leben fristen können!» Da fragte der Greis den ältesten Bruder: «Und wenn du zu Gott kommst, was wirst du von ihm verlangen?» — «Ich werde eine Schafherde verlangen und mir eine Sennhütte bauen, damit ich jeden, der vorübergeht, unentgeltlich bewirte», antwortete der älteste Bruder. War dort eine Ebene mit Schottersteinen bedeckt, die ringsum auf der Erde lagen. Der Greis, nämlich Gott, sprach: «Umgehe diese Steine!» Er that es und alle Steine verwandelten sich in Schafe, so dass er eine sehr große Schafheerde beisammen hatte. Der älteste Bruder blieb nun dort, baute sich eine Sennhütte und weidete seine Schafe. Die beiden anderen Brüder gingen weiter, um Gott aufzusuchen. Sie gingen und gingen und kamen in einen Wald, wo aus einem Felsen ein großes Wasser hervorquoll, und dort trafen sie abermals einen Greis an. «Gute Begegnung, Altvater!» grüßten die Brüder. «Gott gebe euch Gutes, Kinder!» versetzte der Greis; «wess' Weges führt euch Gott, meine Kinder?» — «Ach, Altvater», antworteten sie, «wir sind zwei Brüder; wir sind sehr arm und gehen nun aus, um Gott zu fragen, ob er uns so viel geben wird, damit wir unser Leben fristen können!» Gott fragte nun den mittleren: «Und was möchtest du von Gott verlangen?» — «Ich möchte mir ein Gasthaus verlangen!» versetzte der mittlere Bruder, «und jedem Reisenden, der da kommt, unentgeltlich zu trinken geben!» — «Auf diesen Felsen erbaue dir ein Gasthaus!» sagte nun der Greis; und als sich der Bruder umdrehte, da sah er, dass aus dem Felsen statt Wasser, Wein und Schnaps floss. Er blieb dort zurück und erbaute sich ein Gasthaus. Der Jüngste ging nun allein weiter, um Gott aufzusuchen. Er ging und ging und kam endlich auf ein Feld, auf dem schöne Frucht stand; ein schönes Mädchen schnitt die Frucht, aber so kurz, dass die Körner alle herausrollten. Ebenda traf er auch einen Greis an. «Gute Begegnung!» grüßte der Bruder. «Gebe dir Gott Gutes, mein Kind!» versetzte der Greis; «wess' Weges führt dich Gott?» — «Ach, Altvater», antwortete der Bruder, «wir sind drei Brüder und waren sehr arm; wir zogen aus, um Gott zu fragen: ob er uns so viel geben wird, um unser Leben fristen zu können! Meinen Brüdern hat er es nun gegeben und sie blieben zurück; ich aber ziehe weiter!» — «Wenn du nun, mein Kind, zu Gott gelangst, was wirst du dir wünschen?» fragte der Greis. — «Altvater», versetzte der Bruder, ich würde mir nichts anderes verlangen, als ein gutes Mädchen zur Gattin, damit wir uns zusammen ernähren, so wie wir es eben können, und ich mir Haus und Herd gründe!» Da sagte der

Greis: «Nimm diese Maid zur Gattin, die da die Frucht schneidet; sie ist gut!» Der jüngste Bruder befolgte die Worte des Greises und heirathete die Maid. — Dieser Greis war Gott selber. Er machte sich nun in der Gestalt eines Greises mit Krücken auf den Weg, um die drei Brüder zu besuchen, damit er sehe, wie sie leben und sich überzeuge, ob sie ihr Wort gehalten, Zuerst ging er zum Ältesten in die Sennhütte. Dieser war ein Senne geworden und hatte eine große Schafheerde und zahlreiche Fässer voll Käse, Schmalz und Milch. «Helfe dir Gott, mein Kind!» sagte Gott. — «Gebe Gott dir Gutes, Greis!» versetzte der älteste Bruder. — «Mein Kind, ich bin ein Reisender und bin hungrig; willst du mich nicht mit etwas bewirthen?» fragte Gott. Der Bruder versetzte: «Ach, Altvater, wenn ich einen Jeden bewirthe, der da vorüber reist, da würde mir bald von der ganzen Wirthschaft gar nichts bleiben!» Er wusste eben nicht, dass der Greis Gott selber war. Da sprach nun Gott: «ča! ra! ra!» Und die Schafe verwandelten sich sofort in Geier und flogen bis zum Himmel empor. Von dort ging der Greis zu dem mittlern Bruder in das Gasthaus. «Helfe dir Gott, mein Kind!» grüßte der Greis. — «Gott gebe dir Güter, Altvater!» versetzte der mittlere Bruder. — «Mein Kind, ich bin ein armer Reisender», sprach der Greis, «Gott soll dir Glück zum Geschäft verleihen! Willst mich nicht ein wenig bewirthen und mir einen Trank geben?» — «Ach, Altvater», meinte der mittlere Bruder, «wenn ich einen Jeden, der zu mir kommt, bewirthen soll, dann würde mir vom Geschäft gar nichts bleiben!» Da sprach Gott: «šor! šor!» Und es floss aus dem Felsen wieder nur Wasser hervor. Zuletzt ging Gott zu dem jüngsten Bruder. Dieser lebte mit seinem Weibe in einer kleinen Hütte und war sehr arm und hatte Nichts. Als Gott zu ihnen kam, ging die junge Frau Gott entgegen; sie wussten nicht, wer er sei, freuten sich aber, dass sie ein Mensch besuche und sagten: «Ach, Altvater, sei uns willkommen! Wir haben uns schon seit lange hier niedergelassen und weil wir arm sind, so kommt Niemand zu uns! Kein Mensch ist noch in unser Haus gekommen, um nachzusehen was wir machen!» Sie waren sehr erfreut. dass der Greis zu ihnen gekommen und führten ihn in die Hütte und hießen ihn, sich zu setzen. Der jüngste Bruder berieth sich nun mit seiner Frau: womit sie den Greis bewirthen sollten, nachdem sie eben gar arm waren und nichts hatten. Sie hatten aber schon ein Knäblein. Als der Greis dies hörte, da sagte er: «Mein Kind, ich komme von weiter Reise und bin sehr hungrig! wenn ihr also nichts habet, so schlachtet das Kind, bereitet es zu und bewirthet mich damit». Sie versetzten: «Ach, Greis, wir sind arm und haben gar nichts, womit wir dich bewirthen können; weil du nun aber von weither in dies Haus gekommen bist und wir dich hungrig nicht fortgehen lassen mögen, so wollen wir denn unser Kind schlachten. Gott wird uns ein anderes bescheeren!» Der Vater schlachtete das Kind, die Mutter putzte die Därme aus, bereitete es zu und steckte es dann in den Ofen, damit es

brate. Nach einer Weile sprach der Greis zum Weibe: «Geh' und schaue nach, ob das Kind gebraten ist, damit ich esse!» Als sie nun die Ofenthüre öffnete, da sass das Kind lebend im Ofen und spielte mit einem Haufen Goldstücke. Sie ging verwunder in die Hütte und sagte es ihrem Manne, der Greis aber war verschwunden und nicht mehr da ....»

Schließlich wollen wir noch aus besonders wichtigen Gründen bulgarische Sagen über das «Kreuz Christi» mittheilen. Eine Sage berichtet:

«Als Adam starb, beerdigte ihn Eva und steckte ihm drei Körner des von ihnen im Paradiese gegessenen Apfels in den Mund. Sie hatte diese drei Körner gefunden, und der Gedanke, dass sie gesündigt, liess ihr keine Ruhe; sie steckte daher die drei Körner in Adam's Mund, damit er sich vor Gott seiner Sünden wegen reinigen könne. Im Laufe der Zeit wuchsen aus Adams Kopf drei Bäume hervor, die keine Früchte hatten und keinen Schatten spendeten, von denen Jedermann, der sie gesehen, nur Böses erzählte, weil sie weder Früchte trugen, noch Schatten spendeten. Das wusste freilich Niemand, dass sie den von Eva in Adam's Kopf gelegten drei Körnern entsprossen waren. Damit nun Gott die Sache klar lege, sandte er einen starken Wind gegen die drei Bäume aus, der sie sammt den Wurzeln aus der Erde riss. Das Volk lief herbei, um die sammt den Wurzeln herausgerissenen, alten Bäume anzustaunen, und so Mancher fand es für gut, dass der Wind diese Abscheu erregenden drei Bäume herausgerissen. Viele schnitten sich Zweige ab, um damit Feuer anzumachen, aber diese fingen kein Feuer, worauf Jedermann sagte: «Verfluchter Baum, lebend hast du keine Früchte getragen und keinen Schatten gespendet, und jetzt willst du nicht brennen». Von dieser Zeit an blickten die Leute mit Abscheu sowohl auf die drei Bäume, als auch auf die Stelle, wo sie gewachsen, und Alle glaubten, dass Gott jene Stelle verflucht habe, wo diese Bäume gewachsen. Eines Tages regnete es, und da zog ein berittener Soldat, mit der Lanze auf der Schulter, an der Stätte vorbei, wo die drei Bäume gestanden; und als er dort eine Grube erblickte, stieg er vom Rosse, damit er sich dort vor dem Regen schütze. Als er mit seinem Rosse in der Grube stand, bemerkte er darin einen Menschenkopf. Als der Regen aufhörte, ging der Soldat zum Richter und zeigte ihm die Sache an. Die Männer des Gesetzes gingen nun hinaus und als man an der Stelle nachgrub, so fand man einen Menschenschädel. Es versammelten sich nun die Geistlichen, Bischöfe und Gelehrten, damit sie ergründen: wem dieser Schädel gehört habe. Endlich meinte einer: der Schädel sei der des alten Adam, worauf die Pfaffen denselben mit Steinen bewarfen, die übrigen aber Flüche hersagten. Viele Jahre hindurch kamen die Leute hin und verfluchten den Schädel, weil Adam seiner Sünden wegen aus dem Paradiese vertrieben worden war und mit ihm auch alle Menschen, damit sie nun leiden und sich abmühen müssen. Und die Adam's Kopf verfluchenden Menschen begannen zu schreien: «Werfen wir diese

Bäume ins Wasser; sie sind ja auch verflucht, denn sie entsprossen Adam's Kopfe!» Und die Menschen warfen die Bäume in den in der Nähe fließenden Bach. Viele Jahre lang lagen sie dort, und wer sie erblickte, der verfluchte sie. Jedes Jahr kam Gottes Engel zum Bache und reinigte die Bäume vom Kothe. Da geschah es einmal, dass ein kranker Mensch den Traum hatte, dass er sich in diesem Wasser gewaschen habe und dadurch gesundet sei. Ging daher der kranke Mann zum Bache, badete darin und gesundete. Hievon verbreitete sich die Kunde und viele Hunderte kamen zum Bach, aber sie gesundeten nicht, und sprachen da fluchend: «In diesem Wasser, in welchem diese verfluchten Bäume liegen, kann Niemand gesunden!» Jahre vergingen, und *einer* gesegnete den Bach, in welchem die drei Bäume im Schlamm und Kothe lagen, während ihn viele Hunderte verfluchten. Nach Jahren als der Erlöser auf Erden wandelte und das Volk ihn zum Kreuzestod verurtheilte, da erinnerten sich die Pfaffen und die jüdischen Rabiner der drei Bäume und beschlossen, dieselben aus dem Bache holen und aus ihnen drei Kreuze machen zu lassen: eines für Christus und je eins für die beiden Räuber, und sie an diese Kreuze schlagen zu lassen. — «Gut ist's!» riefen die Juden, «das passt gerade für diese Menschen, dass sie an diese verfluchten Bäume gekreuzigt werden!» Ja, es gab auch solche Menschen, die Christhum gerade so verfluchten, wie die drei Bäume, denn er hatte die Leute auch zu dem Bache geschickt, in welchem die drei fluchbeladenen Bäume lagen. Sie zogen sie aus dem Bache hervor und beriethen sich nun, wo sie die Kreuze aufstellen sollen, damit sie Christum und die beiden Räuber kreuzigen. Sie beschlossen daher, die Kreuze an einem verfluchten Orte und zwar dort, wo Adam's Kopf lag, aufzustellen. Und als sie an dieser Stelle den Erlöser ans Kreuz schlugen, da floß sein Blut bis herab auf Adam's Schädel und dadurch ward Adam getauft und von seinen Sünden erlöst . . .»

Von größerer Bedeutung vom vergleichenden Standpunkte ist die folgende Sage der Bulgaren:

«Nachdem Loth und seine Tochter gesündigt hatten, da hatten sie gar große Gewissensbisse und Reue ergriff ihre Seele. Loth ging daher in ein Kloster und wurde Mönch, damit er sich von seinen Sünden befreie. Als der Pfarrer Loth' schreckliche Sünde vernahm, gab er ihm folgende schwere Aufgabe zu lösen, indem er sagte: «Wegen deiner großen Sünde, die du begangen hast, Loth, kann ich dir keine Verzeihung verheißen; wenn du aber Folgendes vollbringst, so wird dir vielleicht Gott verzeihen!» — «O, sprich!» unterbrach ihn Loth, «sag' mir es; ich bin zu Allem bereit, damit ich nur meiner Sünden los werde und ich Freude habe, die ich jetzt Tag und Nacht entbehre!» — «Damit du deiner Sünden los werdest,» versetzte der Pfarrer, «so wasche dich der Vorschrift gemäß, gehe dann auf einen Kreuzweg und pflanze hin drei dürre Zweige, die du vorher im Feuer

verkohlt hast. Drei Jahre lang begieße sie tagtäglich; wenn sie dann knospen und Blätter treiben, dann wisse, dass dir Gott verziehen hat, im entgegengesetzten Falle aber nicht!» Dies waren die Worte des Pfarrers; und als sie Loth hörte, eilte er zitternd auf die Berge, wo er die drei Zweige ausgrub im Feuer verkohlte, dann auf einen Kreuzweg pflanzte und sie von dieser Zeit an zu begießen begann. Er machte sich aus Leder einen Schlauch und füllte diesen im Bache mit Wasser. Als er zurückkam, begegnete er den Teufel, der halbtodt war vor Durst und ihn bat: «Ich bitte dich, Mensch, gib mir Wasser zu trinken, denn ich brenne vor Durst und Hitze!» Kaum hörte Loth die Bitte des Teufels, so reichte er ihm gleich den Schlauch hin, damit er seinen Durst lösche. «O, o, wie mich dieser herrliche Trank abgekühlt hat,» sprach der Teufel zu Loth, der nun staunend bemerkte, dass der Teufel den Schlauch ganz geleert. Er ging zurück zum Bache, damit er ihn wieder anfülle, um seine Zweige begießen zu können. «Drei Jahre lang begieße sie tagtäglich; wenn sie dann knospen und Blätter treiben, dann wisse, dass dir Gott verziehen hat, im entgegengesetzten Falle aber nicht!» Dies waren die Worte des Pfarrers, und Loth wollte nun die Zweige begießen, aber der Teufel ließ es nicht zu, sondern kam immer und immer in anderer Gestalt vor ihn und verlangte Wasser. Loth überreichte ihm auch das Wasser und ging dann weiter; aber der Teufel erschien ihm abermals in neuer Gestalt und verlangte wieder Wasser, was ihm Loth, obwohl schweren Herzens, nicht abschlug; denn der Pfarrer hatte ihm gesagt, dass er Jedermann Wasser geben solle, der zu ihm sage, dass Gott ihm verzeihen möge, wenn man an einem Tage auch vierzig Mal zu ihm komme und ihm sage: «Gott möge dir verzeihen!» Aber der Teufel kam täglich neununddreissig Mal zu ihm und trank ihm das Wasser aus, sagte aber niemals, dass Gott ihm verzeihen möge. So kam denn der Teufel am zweiten, dritten Tage und quälte ihn schon drei Jahre lang, als sich Gott seiner Leiden erbarmte und dem Tefeul befahl, dass wenn er das Wasser getrunken, er zu sagen habe: «Gott möge dir verzeihen!» Auf diese Weise wurde Loth seiner Sünden los und begann zu hoffen, dass er Verzeihung erlangen werde; er ging mit dem leeren Schlauche zu den drei Zweigen und goß auf jeden drei Tropfen Wasser; und Wunder der Wunder! die Zweige begannen sogleich zu knospen und Blätter zu treiben. Als sie auf diese Weise zu wachsen begannen, wurden sie in drei Monaten so groß, als ob sie schon drei Jahre alt wären, und gar bald verbreitete sich in der ganzen Gegend der Ruf dieser Bäume. So vergingen Jahre und es kam die Zeit, wo der weise Salomon die hl. Sophienkirche bauen ließ und drei dicke, große Säulen benöthigte. Er schickte daher seine Leute auf die Gebirge, in die Wälder, damit sie für ihm geeignete Bäume suchen. Da sie keine solchen fanden, erinnerten sie sich der von Loth gepflanzten drei Bäume und theilten dies dem weisen Salomon mit. Als dies der König vernahm, sandte er dorthin Meister, damit sie die

Bäume ansehen und abmessen, ob dieselben zum Fällen geeignet sind? Nachdem die Meister die Bäume angesehen hatten, ließen sie dieselben zur hl. Sophienkirche schaffen, damit sie mit Silber und Gold beschlagen beim Bau verwendet werden. Als sie dieselben zu behauen begannen, dass sie unten breiter waren, als oben. Als sie nach mehrfachem Behauen nur zu demselben Resultate gelangten, da sagten sie dem weisen Salomon, dass sie von den Bäumen genarrt werden. König Salomon selber sah ein, dass mit den Bäumen etwas nicht in Ordnung ist, und dieselben verfluchend, befahl er, dass man aus ihnen eine Brücke über den in der Nähe befindlichen Bach bauen und dieselbe «Brücke der verfluchten Bäume» nennen solle. Es geschah nun, dass zu Christi Zeiten eine Königin spazieren ging und nach Allem, was sie da sah, Erkundigungen einzog. Als sie zu den drei Bäumen kam, da fragte sie einen Führer: wie man diese Brücke heiße, worauf dieser ihr also antwortete: «Hohe Königin, diese Brücke nennt man die «Brücke der drei verwünschten Bäume». Die Königin missverstand dies und fragte nochmals: «Wie man nennt sie» die «Brücke der drei gesegneten Bäume»? — «Nicht gesegneten, sondern verwunschenen Bäume,» wiederholte der Führer. — «Wie, wie so? die drei gesegneten Bäume?» fragte abermals die Königin. Auf diese Weise denn waren die drei Bäume von Salomon verflucht, von der Königin aber gesegnet worden. — Als nun die Juden Christum zum Kreuzestod verurtheilt hatten, beschlossen die jüdischen Henker, dass sie dazu die drei Bäume Salamonis verwenden werden, aus welchen die Brücke verfertigt worden war. Die Juden eilten fröhlich von dannen und die Bäume abholend, verfertigten sie aus ihnen drei Kreuze; an das einen nagelten sie Christum, an die beiden anderen die beiden Räuber. Die drei Kreuze warfen dann die Juden in eine Grube und die Henker ordneten an, dass alle Leute Mist auf dieselben werfen sollen, damit Niemand erfahren solle, wo die drei Kreutze begraben liegen. — Einige Jahrhunderte später geschah es, dass Kaiser Konstantin und die Kaiserin Irene in Byzanz herrschten und Konstantin Gliederreissen bekam, die jüdischen Rabiner aber ihm anrieten: er solle ein Christenkind abschlachten lassen und sich mit dessem Blute waschen; dann werde er gesunden. Der Kaiser liess also zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit die Kinder versammeln, aber Gott wollte die Sache nicht geschehen lassen, und es träumte der Kaiserin, dass der Kaiser Christi Kreuz ausgraben lassen solle, lasse es abwaschen und wasche sich dann mit diesem Wasser; davon werde er gesunden. Die Kaiserin ging also nach Jerusalem und forschte nach, wo sich das Kreuz befindet; aber Niemand wusste es außer dem ersten Henker, den nun unter Drohungen die Kaiserin aufforderte zu sagen, wo sich das Kreuz befinde. Dieser aber wollte es so lange nicht verrathen, bis die Kaiserin nicht einen Scheiterhaufen errichten, einen Spieß verfertigen liess, und dann ihre Diener den Sohn des ersten Henkers ergriffen, damit sie ihn

verbrennen; da verrieth aus Furcht der alte Henker das Geheimnis, demgemäß das Kreuz unter einem großen Misthaufen liegt, über dem Kraut gewachsen ist, das trotzdem es die Juden täglich abhauen, zufolge des Segens Gottes täglich von neuem wachse. Die Kaiserin ging daher zum Misthaufen und forderte die Leute auf, den Misthaufen aufzuwühlen; nachdem sie Geld unter sie vertheilt hatte, gruben sie so lange, bis sie das Kreuz fanden. Nun aber wusste die Kaiserin nicht, welches das Kreuz Christi sei, als man gerade einen Todten in den Friedhof führte. Da rief die Kaiserin also: «Bleibet stehen, wartet! Ich will ihn an die Kreuze nageln und an welchem dann ein Wunder geschieht, das wir Christi Kreuz sein!» Sie nägelten ihn daher an alle drei Kreuze und an Christi Kreuze erwachte der Todte zu neuem Leben. Die Kaiserin nahm also dies Kreuz und trug es feierlich heim. Eine arme Frau machte sich anheischig, das Kreuz zu waschen, damit der Kaiser sich dann in diesem Wasser wasche und gesunde. Zu dieser Zeit liess sich der Kaiser und die Kaiserin Irene taufen und wurden Christen. Christi Kreuz war sehr groß und der Kaiser liess von den beiden Enden etwas abschneiden und daraus mehrere kleinere Kreuze machen, ebenso liess der Kaiser mehrere Fahnenstöcke für das Heer daraus machen, einiges daraus für den Palast, manches davon gab er den Leuten die die Kreuze verfertigten, das große Kreuz aber schloss er in seine Schatzkammer ein, in der sich von dieser Zeit an die Schätze vermehrten; als man aber das Kreuz von dort wegtrug, da nahmen die Schätze ab. Die Splitter des Kreuzes wurden in Leintücher gesammelt und der Kaiser mischte sie unter geschmolzenes Gold und Silber und liess daraus Gold- und Silbermünzen prägen auf denen sein und der Kaiserin Irene Bild sich befand. Diese Münzen liess er unter diejenigen Christenkinder vertheilen, die er hatte abschlachten lassen wollen. Dies Geld des Kaisers Konstantin und der Kaiserin Irene besaß auf die Kranken, Unschuldigen, ja bezauberte auch Manche. Diese Denkmünzen waren hohl, gleich einem Trinkgläschen, so dass man Wasser darin halten konnte, mit dem man die Kranken tränkte und wusch. Ja, es gibt auch noch heutzutage dergleichen Denkmünzen, in denen man Wasser hält und damit berufene Kinder wäscht . . .»

Diese bulgarischen Sagen sind unserer Ansicht nach, eine, wenn auch modifizierte, Parallele zur Baldursage der Edda und der von Firdusi bearbeiteten persischen Isfendiar-Sage.

Diese bulgarischen Sagen bekunden nur noch in einigen significanten Zügen ihre ursprüngliche Verwandtschaft mit obigen Sagen, eine Verwandtschaft, welche übrigens noch aus jener Zeit stammt, wo ein Unterschied zwischen Helden und Göttern noch nicht bestand, wo man eben bloß von einem wunderbaren Wesen erzählte, das unverwundbar schien, aber doch durch einen eigenthümlichen Baum seinen Tod fand. Trotz der eicheme-

ristischen Gestaltung, in welcher in diesen bulgarischen Sagen der alte Mythos erscheint, sind doch alte mythische Elemente zurückgeblieben.

Es würde zu weit führen und hier auch weniger am Platze sein, den Kern dieser bulgarischen Sagen herauszuschälen und ihn mit der indischen Vrtras-Sage, der persischen Isfendiar- und der nordischen Baldur-Sage vergleichen, besonders nachdem die letzteren drei schon unser Meister *W. Schwartz* * in trefflichster Weise gethan hat.

Diese orientalischen Sagen, denen höchstwahrscheinlich das jüdische Werk «Máase Talúi», d. h. zur «Geschichte des Gehängten» oder dem «Toledoth Jeschu», «der Geburt Jesu» entsprossen ist, mögen alle, vielleicht auch die Baldur-Sage inbegriffen, einer gemeinsamen indogermanischen Sage entstammen, zu der am nächsten die indische, wenn auch arg mit mythologischem Ballast verziehrt, steht.

Der Fluch, der auf den Bäumen der bulgarischen Sage lastet, erinnert an die Stelle des «Toledoth Jeschu», wo es heisst: «Es war gerade der Rüsttag zum Passahfest. Man wartete jedoch das Fest nicht ab, sondern führte ihn an demselben Tage auf den Steinigungsrichtplatz und beförderte ihn durch Steinigung zum Tode. Am Abend hängte man ihn auf ein «Holz». Aber das Holz nahm ihn nicht auf. Er hatte sie (die Bäume nämlich), als er lebte, beim *Schem hammephorásch* in Eid genommen, dass sie ihn nicht aufnähmen, so er gehängt würde...»

Dass das Inbannlegen der Bäume in den erwähnten Sagen überall vorkommt, zeigt, dass der Urtypus hievon nicht im hebräischen Werke zu suchen ist. Die bulgarischen Sagen aber können immerhin durch bogomilischen Einfluss auf Grund des hebräischen Werkes entstanden sein; immerhin aber ist es möglich, dass es eine bulgarische Sage gab, die dem Urtypus dieses Sagenkreises entsprossen, zur Zeit der Bogomilen in allen ihren Elementen sozusagen christianisiert worden ist und im Laufe der Zeit diese ganz und gar verwischte Fassung erhalten hat. Wie dem immer sei, künftige Forschungen auf dem Gebiete der Sagenkunde werden auch diese bulgarischen Sagen würdigen und ihnen den gebührenden Platz anweisen.**

* Indogermanischer Volksglaube (Berlin, 1885).

** Die oben mitgetheilte Studie bildet den einleitenden Theil eines umfangreichen Fachwerkes, welches der hochverdiente Verfasser eben jetzt in deutscher — und wohl auch noch in anderer — Sprache in die Presse gehen lässt. *D. R.*

# ÜBER DAS FORTUNATUS-MÄRCHEN.

Von Prof. Dr. *Béla Lázár.*

## VI. Hans Sachs. (1494—1576.)

Die Meistersänger in Nürnberg errichten im Jahre 1550 eine Bühne.* Diese Thatsache war schon von bestimmendem Einflusse auf die Dichtung des seine Kraft im Dialog versuchenden Hans Sachs. In Deutschland, unter antiker Einwirkung, verbreitet sich der Dramenkultus in immer größerem Maße, und als in Nürnberg sogar eine Bühne entstanden — machte sich Sachs mit Begeisterung an's Schreiben von Dramen. Seine erste dramenschriftstellerische Thätigkeit fällt in die Jahre 1550—60. Als Meistersänger war sein Name in den niederen Dichtgattungen bekannt, und jetzt erntete er seine Siege als Dramatiker. Seine Dramen wurden im Lande weit und breit gespielt, und er war es, welcher in seiner Zeit — besonders durch seine Fastnachtsspiele — die höchste Stufe erreichte.

Im Jahre 1553 schreibt er sein Fortunatus-Drama, laut seinen eigenen Aufzeichnungen am 4. März, betitelt «*Der Fortunatus mit dem Wunschseckel*»; er nennt es eine Tragödie und theilt es in sieben Aufzüge ein. — Aus welchem Grunde Hans Sachs eines seiner Dramen Tragödie, das andere Komödie nennt, — auf diese Frage können wir keine bestimmte Antwort geben. *Nythart* z. B. (am Schlusse der im Jahre 1486 erschienenen Uebersetzung des «Eunuch» von Terentius) nennt von, dem Standpunkte der Moralisation ausgehend, jenes Drama eine Komödie, aus welchem zu ersehen ist, was zu befolgen und was zu meiden sei! Hans Sachs konnte daraus nicht viel lernen. Es ist wahr, dass er immer die Tendenz ableitet, oft sehr geschickt, wie wir es z. B. in seinem Fortunatus auch sehen, wo er aus dem Verluste der Zaubergegenstände auf die Wandelbarkeit des Glückes folgert. *(Wann Glück ist wankel!)* Doch ist dies bei ihm nicht eben der bestimmende Faktor. Dass er nur kriegerische, lärmende Stücke für Tragödien hält — kann ebenfalls nicht als richtig angenommen werden. Nach Tittmann** war ihm immer der Schlusseffekt das Ziel. Mußte das Publikum in trauriger Stimmung auseinander gehen — nannte er das Drama eine Tragödie, war der Schluss jedoch beruhigend — eine Komödie.

* Hysel: Das Theater in Nürnberg.

** Dichtungen von H. S. Einleitung p. 18.

Wir haben ein Datum, dass Fortunatus auch aufgeführt wurde, und zwar in Augsburg 1666, wenngleich es wahrscheinlich ist, dass das in Dresden 1670 aufgeführte Fortunatus-Drama auch ein Werk von Hans Sachs sei! Hans Sachs nahm den Stoff seiner Dramen meistens aus sehr verschiedenen Quellen, damals erlohnte es sich, wahre Geschichten zu dramatisiren, und die Verfasser haben dies im Prolog besonders hevorgehoben, indem sie ihre Quelle erwähnten.

So habe ich in einem Münchener Kodex in einem Prologe vom «Damascenus» gelesen (p. 532):

Die Action
Die wir jetzunde fangen an,
Welche nit ist ein falsch gedicht,
Sondern ein gewiss und wahr geschicht.

Die Quelle seines Fortunatus-Dramas ist das deutsche Volksbuch, welches er einfach in Dialoge gefaßt zusammengezogen und an vielen Stellen — besonders die Zwiegespräche — wörtlich abgeschrieben hat. Die Art und Weise, der er sich in diesem Werke bedient, ist folgende:

Als Fortunatus die Göttin Fortuna erblickt, spricht er sie an:

Volksbuch.

O liebe Jungfrau, ich bitte euch durch die Ehre Gottes, ihr wollt mir helfen und rathen, dass ich aus diesem Wald komme, denn es ist heut der dritte Tag, dass ich in diesem Wald umgehe ohne allen Speis und und sagte, wie es ihm mit dem Bären ergangen wäre.

Hans Sachs.

Ich bitt dich durch die Gottes er,
Du wölst mir geben weis und ler.
Das ich komme aus dieser Wildnus,
Darin ich sonst verderben muss;
Wann ich drei Tag und Nacht darin,
hin und wieder wirgangen bin,
hab kein menschliche speis entbissen,
auch hat mich schier ein ber zurissen,
den ich doch hab umbracht durch list.

Er läßt den Kampf mit dem Bären aus — das gehört nicht auf die Bühne! — und erzählt dies einfach nach den Weisungen des Volksbuches. Wir sehen, dass die Wörter auch variieren, die Gedanken aber dieselben sind. Und dies können wir auf zahlreichen Stellen finden (so z. B. das Gespräch Leopolds und Fortunatus) und besonders im Dialog!

Natürlich läßt er viel weg, oder zieht das im Volksbuche breit Vorgetragene zusammen. In den Motiven ändert er wenig. Während im Volksbuche Fortunatus sich ohne Wissen seiner Eltern auf das Schiff begiebt und Dienste nimmt, thut er dies bei Hans Sachs mit des Vaters Wissen, ja derselbe ertheilt ihm noch Rathschläge: «Red wenig, und hör aber viel!» Recht gelungen ist es ihm, Rupert's List zusammenzuziehen, wo jener

Entschluss, vor der Verunzierung zu fliehen, von Fortunatus selbst gefasst wird. Er lässt Fortunatus Abstieg in die Höhle des h. Patricius aus, die Heiratsscene, und macht dadurch die Handlung nur noch einheitlicher. Dieses Streben giebt sich auch in der Geschichte der Söhne des Fortunatus kund, welche ebenfalls dramatisiert ist und den Stoff des IV—VII. Aufzuges bildet.

Von Motivierung weiß er gar nichts. Warum und wie die eine oder andere Gestalt auf die Scene gelangte, und warum gerade dann — darum kümmert sich Hans Sachs nicht. Wie weiß z. B. der König Andelosia's Tod, wie dass die beiden Grafen die Mörder sind, warum geht Ampado nach England — u. s. w., das sind unlösbare Fragen. Natürlich kann von einer psychologischen Motivierung, Charakterisirung keine Rede sein. Ein naiver Dichter hat für ein naives Publikum geschrieben. Doch kann es als ein Drama nicht betrachtet und nur aus literarhistorischem Gesichtspunkte beurtheilt werden.

Von diesem Gesichtspunkt können wir auch nicht das Drama ein gelungenes Werk Hans Sachsens nennen. Weder Fantasie noch dichterische Kraft sind ihm inne in demselben Maße, wie wir sie in seinen lustigen und lebhaften Fastnachtsspielen vorfinden. Nichts entschädigt uns in ihm für das schallende Gelächter seiner humoristischen Erzählungen.

Hans Sachs zeigt uns hier die Dialogisirung in ihrer anfänglichsten Form, auf jener Stufe, wo noch schwer zu erwägen ist, ob der Stoff, nach Art seiner Bearbeitung, auch der seinige sei. Nicht hier beginnt der Dichter!

Endlich will ich noch bemerken, dass Ehrenholdt das Drama eröffnet und beendet. — Zuerst erzählt er das Märchen, zuletzt die Moral. Diese Gewohnheit hat sich Hans Sachs nach antikem Muster angeeignet.

## VII. Thomas Decker's Fortunatus-Drama.

Die Zweifler an dem englischen Ursprung des Fortunatus-Märchens haben zum Beweis ihrer Behauptung jenen Umstand angeführt, dass das Märchen zuallererst in England eine dichterische Bearbeitung erfahren hat. Dießbezüglich haben wir schon im Obigem unserer Ansicht Ausdruck verliehen, und jetzt wollen wir die Bearbeitung selbst betrachten, welche im Jahre 1599, in Gegenwart der Königin Elisabeth in London zuerst auf die Bühne kam. Thomas Decker schrieb sie unter dem Titel: «Comedy of Olde Fortunatus»; (in's Deutsche übertragen von Valentin Schmidt, Berlin 1819).

Thomas Decker war Schauspieler und im Jahre 1578 geboren; in seinem 19. Lebensjahre wurde schon von ihm eine Tragödie aufgeführt, seinen dichterischen Ruf begründete er aber erst durch sein Fortunatus-Drama.

Damals war er 22 Jahre alt, und bis zu seinem Tode schrieb er fortwährend Dramen, 45 Stücke an Zahl, von welchen bei 15 in Druck erschienen sind. Tieck (Teutsches Theater) behauptet, man weiß nicht mit welcher Begründung, dass ein Fortunatus-Drama schon vor Decker geschrieben, ja sogar, dass ein solches 1596 aufgeführt wurde. Wir kennen nur Decker's Drama und wollen es auch eingehender besprechen.

Decker's Werk ist ein charakteristisches Produkt der Zeit vor Shakespeare, besonders in formeller Beziehung. Es bedurfte von hier nur noch eines Schrittes, auf dass sich daraus das Shakespeare'sche Drama gestalte. Dieser Schritt ist Shakespeare's dichterisches Genie. Wir können nicht sagen, Decker sei kein Dichter, doch fehlt ihm die reconstruirende Kraft des Genie's, und er verblieb auf der Stufe seiner Zeitgenossen, aber behauptete auf derselben seinen Mann. In seinem Drama stoßen wir wohl noch auf die Ueberreste des früheren Zeitalters, auf die Elemente der Moralität. Seine Bühne steht auf jenem Grade, auf welchem sie Shakespeare fand, Prosa und Vers wechseln gegenseitig, doch ohne jeden inneren Grund, ernste und heitere Scenen lösen sich ab und neben seinem Humor leuchtet auch ein Schimmer seiner Dichtung auf.

Eigentlich dramatisirt er nicht Fortunatus, sondern die Geschichte seiner Söhne. Fortunatus ist ein alter Mann, der sich in der Wildnis verirrt und vom Echo geneckt wird. Seine Söhne sind schon erwachsen, und ihre Geschichte bildet die Handlung des Dramas. Laster und Tugend — (hier die Ueberreste der alten Moralisirung), steigen zur Erde nieder, um Fortunatus zu gewinnen.

Fortunatus wählt das Reichthum versprechende Laster, wird reich, stirbt aber nach kurzer Zeit. Unter seinen Söhnen macht sich der heißblütige Andalosia auf den Weg und verliebt sich in England in eine Königs-Tochter. — Von da an ist das Märchen die Dramatisirung des Volksbuches, nicht in Aufzügen, sondern in dicht wechselnden Scenen, ein bei der Eigenthümlichkeit der damaligen englischen Bühne ganz natürlicher Umstand. Dem Stück fehlt es an Humor: den Diener des Andalosia vertritt Shaddow. Wir werden sehen, wie Shaddow zum Pickelhäring wird, bei den englischen Komödianten in Deutschland. Decker's Shaddow zeigt uns die humoristische Gestalt auf jener Stufe, als sie, von der Moralität gesondert, immer mehr in die Handlung fließt, wenn sie auch bei den englischen Komödianten allein erscheint, da nur noch das possenhafte Element deutsch war. Wo der Entwickelungslauf des Märchens stockt, dort hilft der Chor, welcher die zwischenfälligen Ereignisse erzählt (was jedoch nur zweimal geschieht). Eine von dem ganzen Personal vorgetragene Lobhymne der Königin Elisabeth schließt das Stück.

In der Handlung selbst befinden sich nur geringere Abweichungen vom Volksbuch. So z. B. wird Agrippina nicht von ihrer Mutter, sondern

von ihrem Vater angespornt, sich Andalosia's Zaubergegenstände zu bemächtigen. Seine Veränderungen sind meistens Englisierungen. So macht er die zwei Ritter, welche Andalosia ermorden, Longavilla zu einem französischem und Montrose zu einem schottischen Ritter, zu den Söhnen der zwei feindlichen Nationen. Es genügt ihm nicht, dass sie die Habgier zu dieser häßlichen That treibt, sondern, um den komischen Erfolg zu steigern, lässt er ihnen durch Andalosia Hörner wachsen, so dass sie ihn aus Rache ermorden. Er bringt auch neue Gestalten auf die Bühne: die französischen Ritter Orleans und Galloway, von denen ersterer sich in Agrippina verliebt, was jedoch auf die Handlung von keinem Einflusse ist. Er stellt die Grundidee dar, dass man mit Geld klug umgehen und nur der Tugend dienen muss.

Die characterisirende Kraft betreffend ist Andalosia unstreitig seine beste Gestalt. Habsüchtig, sanguinisch, und dabei doch voll Verstand und Ränke. Ampedo ist sein Gegenbild, ein trauernder, träumerischer, in seinen Büchern versunkener Charakter. Bei den übrigen fehlt die Individualisierung, sie sind rein typische Gestalten und nur Agrippina kann eine Ausnahme bilden. Es ist interessant, dass wir einige Hindeutungen auf die Faust-Sagen finden. Der englische König frägt sich selbst: Woher hat Andalosia soviel Geld genommen? und er fährt fort:

> Ein Zauber ist's gewiß, der dahin gab
> Für vieles Geld dem Herrn der Hölle
> Die Seele sein, nach hergebrachtem Contract.

Dies währe alles, was wir von Decker's Drama sagen können. Thatsache ist, dass es als ein mit Dichtung geschriebenes Werk durch die englischen Komödianten auch nach Deutschland kam und dort mit großem Erfolg gegeben wurde. Betrachten wir nur die Bearbeitungen der englischen Komödianten.

## VIII. Das Fortunatus-Drama der englischen Komödianten.

Am Ende des XVI. Jahrhunderts, als das englische Theater in seiner Blüthenperiode stand, können wir jene interessante Thatsache beobachten, dass englische Schauspieler ihr Vaterland verlassen, und den Kontinent übersiedeln, um dort um ein Mächtiges das Aufblühen des Schauspiels und Dramas zu befördern. Sie kommen im Oktober des Jahres 1586 nach Deutschland und verbreiten sich in kurzer Zeit. Natürlicherweise spielen sie zuerst in englischer Sprache, die Kronik von Münster berichtet ja deutlich «si agerden vif dage uf den rædthouse achterein anderen vif ver scheiden comedien *in ihrer engelscher sprache*». Nur aus dem Jahre 1603 wissen wir, dass sie auch in deutscher Sprache spielten, wenn auch die Entwicke-

lung gewiss so geschah, dass zuerst ausschließlich englisch, bald in den Zwischenspielen deutsch, und endlich ganz deutsch gespielt wurde. In ihrem Repertoir finden wir später auch deutsche Originalstücke, denn das Stücke des Herzogs Julius Heinrich von den Sackevill'schen Truppen gegeben wurden — ist gewiss.[1]

Über die gegebenen Stücke werden wir durch die Aufzeichnungen verständigt, ja im Jahre 1620 erschien sogar eine Schauspielsammlung, welche auch ein Fortunatus-Drama enthält. Dass das Fortunatus-Drama mehrmals gegeben wurde, ist uns bekannt. So zu Graz im Februar des Jahres 1608, von welcher Vorstellung Erzherzogin Magdalena schrieb, «ist auch gar schön gewesen».[2] Auch fand eine Aufführung in Dresden am 11. Juli 1626 statt, wie es aus dem erhaltenen Repertoir ersichtlich ist.[3]

Dieses Fortunatus-Drama steht in naher Verwandtschaft zu dem Decker'schen Fortunatus-Drama, ist jedoch weder Uebersetzung noch Ueberarbeitung, sondern — wir können vielleicht sagen — *Ueberschreibung*, in jenem Sinne, dass der englische Vers in deutsche Prosa überschrieben, aber nie wörtlich übersetzt worden ist. Der Ueberschreiber behält nur die Situationen und Gedanken — und entnimmt, wie Scherer wahrgenommen[4] einige Stellen wörtlich dem deutschen Volksbuche.

Es kann meine Aufgabe nicht sein, diese Dramen in ihrer Allgemeinheit zu charakterisiren, Creizenach hat ja dieser Aufgabe in seinen Studien glänzend entsprochen — meine Aufgabe wird es nur sein, mit Beschränkung auf das Fortunatus-Drama, dessen charakteristische Züge und Beziehungen zu seinen Quellen aufzuweisen.

Sowie in jedem zeitgemäßen moralisierendem Drama ist auch hier Hauptsache der theatralische Effekt, die Sprache ist Prosa, ohne tiefere innere Motive. Bestimmte, mit starken Farben ausgeführte Charaktere, bewegte, kräftige Handlung, gesuchte Effekthascherei sind die charakterisierenden Eigenschaften. Die Entwiecklung der Leidenchaft fehlt, der Held giebt uns in einem Monologe zu wissen, wie sein charakter und Persönlichkeit seien, und er handelt demnach. Die Personen kommen und gehen im Drama, die Scene verändert sich nicht, Bild folgt auf Bild, Gestalt auf Gestalt, — ohne jede Motivierung. So steht es mit dem Fortunatus-Drama auch. Ampedo und Andalusia sind zwei einander gegenübergestellte charaktere, der eine heißblüthig, der andere gelassen, und weit besser ausgeführt, als im Volksbuche.

Decker überschreibt sein Drama — wie wir schon bemerkten, von Anfang bis zu Ende. Er beginnt mit Fortunatus' Echosiene, kürzt jedoch

[1] L. Creizenach: Die Schauspiele der englischen Comödianten, Einleitung.
[2] Meissner: Die englische Komödie; Wien 1884, p. 78.
[3] Creizenach: l. S. p. 28.
[4] Zeitschrift f. d. Alterthum 23. Band p. 199.

daran; die Tugend- und Schande-Scene ist geblieben (bei Decker war Schuld anstatt Schande, der König eifert auch seine Tochter dazu an, mit Hilfe des Schlafpulvers sich in den Besitz von Andalosias Beutel zu setzen — ja, die Schlußscene ist sogar beibehalten — die Verherrlichung der Königin Elisabeth — wenn auch hier die Worte nicht die Königin sondern das Land angehen. Sehr oft bedient er sich des Volksbuches und schreibt aus demselben heraus. So ist Fortunatus' Gespräch mit Fortuna, die Einigungsscene zwischen Ampedos und Andalosia, das Bild des englischen Hofes, die daselbst geführten Gespräche, Andalosia's Monolog, die Rede des englischen König's im 3. Aufzuge, die Verschwörung der beiden Grafen gegen Andalosia wortlich dem Volksbuche entnommen.

Wenn wir den Vergleich mit Aufmerksamkeit zu Ende führen, ersehen wir ferner, dass Stellen vorkommen, welche weder in Decker's Drama noch im Volksbuche sich befinden, daher eigenthümliche Ueberarbeitungen sind. — Solche Stellen sind zusammen genommen zwei: der Sultan erzählt von der Kraft seiner Zauberkappe und Fortunatus nimmt in einer großen Rede Abschied vor seiner Tode.

Die Sprache ist kurz, bestimmt und dramatisch genug, doch nehmen wir oft Anstoß an fehlerhafte Ausdrucksweisen und gelehrtem Latinismus. Wir müssen noch einer interessanten Veränderung Erwähnung thun. Im Volksbuche wird erzählt, dass die ränkeschmiedende Agrippina Andalosia zu sich beruft; unser Ueberarbeiter kleidet dies in einen Dialog (was bei Decker nicht der Fall ist) und thut es mit einer solchen Pikanterie, dass die Wirkung gewiss ist. Decker macht aus Shaddow einen Pickelhäring, doch verwebt er ihn nicht mit der Handlung, sondern stellt ihn nur nach den einzelnen Scenen hin: «allhier agirt Pickelhäring». Laut Harms (Die deutschen Fortunatus-Dramen)* hat der deutsche Ueberarbeiter nur nach dem Gedächtnisse gearbeitet. Dies ist der Grund, warum Decker seine komische Gestalt verwirft und seine Spässe nur dazwischen streut. Als ob dies die übliche Gewohnheit bei den englischen Komödianten wäre? Und doch sind auf jener Stufe, welche das deutsche Fortunatus-Drama einnimmt auch die Spässe des Dieners von Wichtigkeit. Uebrigens ist jede bemerkenswerthere Stelle, wo sich in Deckers Drama der Einfluß des Dieners bekun-

* Harms (Die Fortunatus-Dramen p. 10—17), der die Eigenthümlichkeiten der Ueberschreibung ausführlich untersuchte, ist zu jenem Resultate gelangt, dass ihm weder Gedrucktes noch Rollenbücher, sondern nur der genaue Plan von Decker's Drama vorgelegen. Dies sich vorzustellen, ist unmöglich! Eben auf Grund von Harm's Beweisführungen können wir sagen, dass ihm eben einige Rollen aus Decker's Drama vorgeschwebt haben, wenn er sie auch auf Grund des Volksbuches ausmalte. Der deutsche Ueberarbeiter hat keine Uebersetzung bieten wollen, Originalität angestrebt, doch in seiner Einfalt nur Decker geschwächt. Jede Scene finden wir mit Gedankentreue bei Decker, nur mit anderen Worten und Kürze.

det, auch von dem deutschen Ueberarbeiter beibehalten. Pickelhäring tritt jedoch nur dort auf, wo Decker's Shaddow!

Sowie dem Decker, ist es auch seinem deutschenUeberschreiber nicht gelungen, Harmonie in die beiden Hälfte der Handlung zu bringen. Dieses Fortunatus-Drama ist wahrlich nur die Geschichte Fortunatus' und seiner Söhne, in schwacher Zusammenfügung. Wir werden es mit Aufmerksamkeit verfolgen, wie die Dramen-Schrifsteller diese Schwierigkeit der Handlung zu überwinden versuchen, und im Laufe des Kampfes wird uns ein interessanter Einblick in die innere Technik des Dramas geboten sein.

## IX. Calderon.

Fortunatus' Herabsteigen in das Purgatorium des heiligen Patricius bildet das achte Motiv unseres Volksbuches. Dieses Purgatorium, welches Gott laut der Acta Sanctorum (17. März) dem Patricius gezeigt hat, liegt auf irischem Boden, in der Grafschaft Donegal. Patricius wurde im Jahre 377 zu A-Cluyd (in Schottland) geboren und gieng im Jahre 413 nach Irland. Juan Perez de Montalvan und Jocelinus bearbeiteten schon vor Calderon sein Leben, und Calderon benützte auch beide in seinem Drama.*

Calderon dramatisiert eigentlich die Entdeckung des Purgatoriums, während unser Volksbuch sich genau nach den Worten der Legende richtet: «Demnach suchten viele die grausige Höhle auf». Im Jahre 1153 wurde der Ort durch die Vision eines Mannes, namens Oënus, berühmt, und die Augustiner, welche sich dort niederließen, wussten die Gelegenheit zu benützen, bis man zuletzt von ihren Erpressungen in Rom erfuhr, und den Besuch des Ortes im Jahre 1492 verbot. Der Ort war jedoch noch sehr besucht, als unser Volksbuch geschrieben wurde.

Wie wir sehen, ist Calderons Drama auch in keinem engen Zusammenhange mit unserem Volksbuche, da es jedoch die berühmte Dramatisierung des Lebens jenes Patricius ist, dessen Purgatorium auch Fortunatus aufsuchte, sei es mir gestattet, von Calderons Drama kurze Erwähnung zu thun.

Der größte Dichter des Katholicismus, der klassische Verkünder des Mysticismus, der ausgezeichnete Verkörperer der mittelalterlichen Gedankenwelt: Calderon, lebte zwischen den Jahren 1600—1681. Nichts ist in seiner Dichtung von der dialektischen Kraft des Zweifels, nichts, was ihn in der Hingebung seiner Seele, in der unbegrenzten Glaubenstreue stört und die Ruhe seiner Seele vernichtet. Er ist ein fanatischer Gläubiger, welcher, ohne auf die Wirklichkeit zu achten, in seiner Seelenwelt lebt; das Leben ist vor ihm nur ein Traum. Hier ist alles vergänglich, veränder-

* Valentin Schmidt: Die Schauspiele Calderon's, 1857. p. 424.

lich, im Jenseits aber fest, erhaben, tief. Seine Gestalten, besonders in den religiösen Dramen, sind Abstraktionen, Puppen und nicht Menschen, doch die Träger erhabener Ideale, Verkünder tiefer Worte und Darsteller hoher Gedanken. Er glaubt an Wunder und hängt an ihnen mit ganzer Seele, sein Wesen verwebt sich mit den katholischen Dogmen und verkündet, wie er sie erkennet. Zuerst erschien das «Purgatorium des heiligen Patricius» 1635. Zu Egesio, dem Götzen anbetenden König von Irland, retten sich zwei schiffbrüchige Christen: der gnädige Patricius und der schlechte Ludwig Ennius. Der König nimmt des letzteren Partei, der Engel Gottes die des Patricius. Ludwig geräth mit einem Verwandten des Königs in Streit und ermordet ihn; aus dem Gefängnis hilft ihm die Tochter des Königs zu entfliehen, doch er tödtet sie. Patricius bringt sie wieder ins Leben zurück und bekehrt den König, welcher Wunder zu sehen begehrt. Gottes Engel fordert Patricius auf, eine Höhle zu suchen, in der auch das Purgatorium ersichtlich sein wird. Der König und der böse Ludwig bekehren sich endlich und erzählen die Wunder des Purgatoriums.

Diese dramatisierte Legende ist eigentlich die Apologie des Katholicismus, nichts weiter. Als solche wirkt und reißt sie jedoch hin durch die flammende Beredtheit der Ueberzeugung. In ihr erscheint uns der religiöse Calderon in der wilden, romantischen Phantasie des mittelalterlichen Mönches. Jede Schwingung seiner Seele, jeder Gedanke seines Gehirns sind Kinder seiner tiefreligiösen Auffassung. Die Gestalten sind nicht wirkliche, sondern Calderons Menschen.

Der gnädige Patricius besiegt mit seiner Beredtheit den wilden Heiden, und glaubt heilig an die überzeugende Kraft seiner Beredtheit.

Viele haben das Purgatorium des Patricius besucht. Dieses Motiv ist, wie wir schon früher erwähnt, griechischen Ursprunges. Wir verweisen nur auf Νεκυια in der Odyssea. (Vergil ahmt dieses in seinem VI. Gesange nur nach!) In den griechischen Romanen begegnen wir aber diesem Motive; so steigt im Romane des Diogenes Deokyllis in die Unterwelt hinab.* Das christliche Mittelalter kannte auch solchen Höllengang; in den Dialogen Gregors des Großen ist die Rede von einer Höllenvision,** ebenso in Barlam und Josafat, Dante ist natürlich kaum zu erwähnen. Der ungarische Tinódi besingt den Höllengang des Lorenz Tar:

So hört' ich es singen, ist's wahr, ist's erlogen,
Dass Lorenz Tar zur Hölle gezogen,

doch konnten wir von diesem Gesange nichts erfahren.

Und jetzt sei es mir gestattet, im folgenden Abschnitt zur so oft erwähnten englischen Bearbeitung unseres Volksbuches überzugehen.

* Rohde: Der griech. Roman, p. 260.
** Ebert: Gesch. d. chr. lat. Litt. p. 522.

## X. Das Casseler Fortunatus-Drama.

Creizenach erzählt in seinem Werke über die englischen Komödianten, dass in Cassel ein in Prosa verfasstes, in der Manier der englischen Komödianten geschriebenes Fortunatus-Drama aufbewahrt wird. Von diesem uns handschriftlich erhaltenen Drama wussten wir bisher außer dem Vorhandensein desselben nichts. Dem Verfasser dieser Abhandlung ist es aber gelungen, des Stückes habhaft zu werden und dasselbe einer näheren Prüfung zu unterziehen. Es besteht aus fünf Akten und ist nur eine einfache Dramatisierung des Fortunatus-Volksbuches, obzwar wir auch größere und kleinere Abweichungen, das Weglassen einzelner Motive und auch die Aufnahme ganz neuer Motive konstatieren können. Das Drama des Hans Sachs, aus dem Jahre 1553, ist reichlich benützt, wie dies auch Harms nachweist. Unser Verfasser hat aber das Werk Deckers nicht gekannt, und ist zwischen beiden Dramen gar kein gemeinschaftlicher Zug zu erkennen. Die Motive Harms' beweisen gar nichts.

Sehen wir vor Allem die Abweichungen vom Volksbuche! In der zweiten Scene des ersten Aktes hat Fortunatus, trotzdem sein Vater Fortus noch lebt, bereits zwei große Söhne. Im Volksbuche hingegen heiratet er viel später, nachdem er schon seine Abenteuer überstanden hat. Auch die Entfernung des Fortunatus vom königlichen Hof durch seine Neider ist anders dramatisiert, als sie im Volksbuche erzählt ist, wo dies der geschickten List Ruperts gelingt, die aber eher epischer Natur ist. Nach unserem Verfasser läßt sich Agrippine von ihrem Stubenmädchen Rosina überreden, den Zauberbeutel von Andalosia zu entwenden. Dieses Motiv ist aus dramaturgischem Gesichtspunkte sehr geschickt aufgebracht. Alle diese kleinen Veränderungen sind von keinem entscheidenden Einfluss, ändern am Wesen und an der Construktion der Fabel nichts und fördern die Einheitlichkeit der Handlung nicht im mindesten. Auch die ignorierten Motive sind nicht von Belang, da das Drama sämmtliche interessante und wesentliche Motive des Märchens enthält.

Dagegen aber erklärt er z. B. nicht, wie der König Fortunatus' Liebe gewann, den Bären-Kampf konnte er freilich nicht auf die Bühne bringen; Agrippina wird von Andalosia ins Kloster gebracht und dort zurückgelassen, während er sie im Volksbuch dem Könige von Cypern zur Frau giebt. Fortunatus geht nicht in die Hölle des Patricius hinab und heiratet auch die Gräfin Kassandra nicht... u. s. w. Auch die neuen Motive sind sehr unbedeutend. So gebraucht er den Zauberbeutel öfters als im Volksbuch, geht nach Indien, wo ihn ein Mohr über die Gebräuche des Landes aufklärt. Fortunatus fliegt dann davon, worüber der Mohr sehr erstaunt ist. Dem Publikum gefiel aber die exotische Partie.

Die Art, nach welcher das Drama aufgebaut und bearbeitet ist,

beweist uns, dass der Verfasser die Komödie der englischen Komödianten wohl gekannt hat. In dieser Zeit war Moritz, der Landgraf von Cassel, ein großer Protektor der Kunst der englischen Komödianten. In den Jahren 1592—1627 spielten sie an seinem Hof, er ließ ihnen ein Theater bauen: das erste deutsche Hoftheater. Wir wissen, dass er auch selbst Dramen verfasste, und zwar in lateinischer, englischer und deutscher Sprache; ja sogar der Titel mancher dieser Stücke ist uns bekannt: Saul, Nebukadnezar, Esther, Ritter Galmy ... u. s. w.* Die Handschrift unseres Dramas weist auf das XVII. Jahrhundert hin und der Landgraf Moritz hat auch ein Volksbuch dramatisiert, hat deutsche Dramen verfasst, und, was das Wichtigste ist, hat auch für die englischen Komödien gearbeitet. Von unserem Drama wird leicht nachzuweisen sein, dass es unter dem Einfluss der Dramen der englischen Komödianten entstanden ist. All' diese Umstände geben der Behauptung, dass unser Verfasser der Casseler Landgraf selbst ist, eine sehr große Wahrscheinlichkeit.

Betrachten wir nun die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Dramen der englischen Komödianten des Näheren. Die erste Eigenthümlichkeit ist, dass sie ausschließlich in Prosa verfasst sind. Was bei ihnen Nothwendigkeit war, — denn sie waren der deutschen Sprache nicht in dem Maße mächtig, um sie in gebundener Form mit Leichtigkeit zu handhaben, — wurde bei ihren Nachahmern zur Manier. Schon Lessing machte in seinem 17. Literaturbriefe die Bemerkung, dass sie das Große, das Ungeheuere, das Fürchterliche besser ausdrücken konnten, als das Liebliche, das Hübsche und das Naive. Sie liebten die scheußlichen Scenen, die leidenschaftlichen Momente, welche das Publikum in eine fieberhafte Aufregung versetzten. Alles geschieht auf der Bühne, sowohl das Rauben, als der Mord, die Klage, das Jammern ... Das Publikum möge sehen, sie wollen «spielen». Das stufenweise Erwachen der Leidenschaft, das Ineinanderschmelzen der Seelenzustände ist aus ihren Stücken ausgeschlossen. Alle diese Momente sind auch in unserem Drama aufzufinden. Fortunatus wird auf der Bühne von seinen Freunden verrathen, und der König vertreibt ihn ebenfalls auf offener Scene, was ein sehr bewegter und lebhafter Moment ist. In einer andern Scene (I. Akt, 5. Aufz.) bricht Fortunatus in ein lautes Jammern aus; auch Andalosia, Rosina und Ampedo handeln desgleichen. Die Brüder zanken sich vor uns, die zwei Grafen entzweien sich vor unseren Augen und tödten einander auf offener Bühne. Fortunatus und Andalosia fliegen ebenfalls auf der Bühne hin und zurück. Die Liebe zum schönen Ritter Andalosia erwacht in Agrippina auf einmal. Charakteristisch sind ferner die zahlreichen Monologe. In diesen charakterisieren sich die handelnden Personen selbst, aber sie stellen sich

* Goedeke: Grundriss, II. p. 522.

eigentlich nur vor. So machen es Fortus, Vater des Fortunatus, Andalosia und Agrippina, aber oft auch Fortunatus selbst. Nicht wenige von diesen Monologen sind ausgezeichnet gelungene. Fortunatus' Freude, da er den Zaubermantel gewinnt, ist geschickt gezeichnet, während das Volksbuch dies nur erzählt. Die widersprechenden Charaktere der Brüder treten in Monologen vor unsere Augen. Die Ausdrücke sind viel kräftiger als diejenigen der englischen Komödianten, was ein Beweis dafür ist, dass unser Drama kein Machwerk eines englischen Schauspielers sein kann. Charakteristisch ist der Umstand, dass die lustige Person im Stücke keine Rolle hat. Dies beweist aber nur so viel, dass das Possenhafte zwischen den einzelnen Aufzügen gespielt wurde, denn das gänzliche Fehlen desselben ist in dieser Zeit undenkbar. Wir haben jedoch Beispiele, dass das Possenhafte zwischen den Akten vorkommt, so steht auch in Deckers Stück nach den Akten: «Allhier agiert Pickelhäring».

Alle diese Umstände beweisen es sehr lebhaft, dass unser Verfasser unter dem Einflusse der englischen Komödianten arbeitete. Wir erwähnten bereits, dass auch er keine Harmonie in die auseinandergehende Handlung bringen konnte. Unmotiviertheiten, Naivitäten kommen sehr oft vor, die Personen kommen und gehen ja nach ihrer Laune; aber er hat auch Vorzüge, so das Charakterisierungstalent und das Bestreben nach Individualisierung. Andalosia und Ampedo, Theodorus und Limosi, ja selbst Fortunatus sind geschickt gezeichnete Gestalten. Wir können ferner die Lebhaftigkeit des Dialogs, der dramatischen Lebendigkeit des Stils lobend erwähnen, wenn wir auch Scherers Ansicht keinesfalls theilen, der in dieser Prosa einen Vorklang des «Götz von Berlichingen» zu vernehmen glaubte.

Und noch einen sehr interessanten charakteristischen Zug! Unser Verfasser entlehnt sehr viele Details dem Drama des Hans Sachs. Nur Details, weil er das Volksbuch dramatisiert und zwar nach dem Geschmacke der englischen Komödianten. Harms hat diese Details — mit pünktlichen Vergleichen — schon nachgewiesen. Solche sind gleich die Scene zwischen dem Sultan und Fortunatus; nach dem Tode des Fortunatus der Zwist seiner Söhne; die Rückkehr Andalosia's zu seinem Bruder; der Auftritt zwischen Andalosia und Agrippina in der Wildnis, die Strafe Agrippina's, u. s. w. Aber neben diesen, zumeist wortgetreuen Uebernahmen ist seine Selbstständigkeit auch groß, und der Verfasser lässt seine dramaturgischen Kenntnisse immer glänzen. Er verkürzt, steigert und ordnet, auf Grund des Volksbuches, besonders aber seines Genies. Es ist sehr wahrscheinlich, dass das Stück in Cassel zur Aufführung gelangte, noch wahrscheinlicher, dass es auch gefiel. War es doch von einem sein Publikum genau kennenden Schriftsteller geschrieben!

Das zeugt auch für unsere Hypothese. Der Landgraf befasste sich ja

mit Vorliebe mit Dramenschreiben; — und wenn der Fortunatus sein Werk ist, so können wir sagen, dass er dazu auch berufen war.

## XI. Puppen-Spiele.

Laut Wackernagel * waren die Puppenspiele schon im XII. Jahrhundert bekannt und haben sich noch bis heute aufrecht erhalten. Wissentlich sah Goethe die Faust-Sage zuerst in einem Puppenspiele, bearbeitet nach dem Werke Marlowe's.** Im XVIII. Jahrhundert erfreuten sie sich einer großen Verbreitung, und so ist es uns auch möglich, dieselben auf Grund der Engel'schen Sammlung kennen zu lernen. Das erste Stück des XII. Bandes dieser Sammlung, «Glücksäckel und Wünschhut» benannt, ist eigentlich ein Fortunatus-Drama.

Dieses Puppenspiel ist dem Fortunatus-Drama des Komödianten Decker nahe verwandt und stimmt mit demselben, abgesehen von ein-zwei scenischen Veränderungen, bis auf die letzten zwei Scenen wörtlich überein, weshalb auch eine eingehendere Behandlung desselben überflüßig ist.

Die zwei letzten Scenen verändern jedoch wesentlich das Stück. Sie machen aus der Tragödie eine Komödie, nicht nur dadurch, dass sie ein «gutes Ende» drechseln, sondern weil auch, um dieses Ziel zu erreichen, die Gestalten von Beginn an so gezeichnet sind, dass dieselben keine mächtige Leidenschaft besitzen. Das Gefühl, die Neigung bewahren immer denselben Grad, werden nicht gefördert, und so ist das gute Ende motiviert.

Während die englischen Komödianten — laut dem Volksbuche — Andalosia von zwei indischen Rittern ermorden und Ampedo vor Gram sterben lassen: führt in dem Puppenspiele Andalosia die Königstochter heim, und nachdem sie sich genügend mit Gold versehen haben, werden die Zaubergegenstände in dem, von Hans Wurst geschürten Feuer freiwillig verbrannt. Darauf erscheint Fortuna, lobt ihre That, indem sie sagt: «Seid zufrieden mit dem, was euch das Schicksal bescheert, und handelt in Gottes Namen! Lebet glücklich, weise und auf rechtem Wege!» ***

Außer diesem bedeutenden Unterschiede können wir noch zwei, wenn auch geringerer Art, doch ebenso geschickte *scenische Veränderungen* erwähnen. So sind in der zweiten Verwandlung des dritten Aufzuges zwei Scenen mit einander vertauscht, und zwar richtiger Weise, da so Andalosia sich nicht nur deshalb von der Bühne entfernen muss, um dem König Gelegenheit zu geben, seiner Tochter Rathschläge zu ertheilen, wie sie

* Geschichte des d. Dramas. Kleinere Schriften II. p, 102.

** Gustav Heinrich: Göthe's Faust, p. 226.

*** Deutsche Puppenkomödien.

Andalosia's Reichthum auf die Spur kommen könne. Ausgelassen ist die Wirkung, den Agrippina's Geständnis auf den König ausübte, wo dessen Goldgier an den Tag tritt, dem deutschen Publikum eben keine beliebte Scene.

Aus dem deutschen Pickelhäring wird hier Hans Wurst, der seine Possen jedoch unabhängig von dem Stücke treibt. Engel verständigt uns kurz von der Art dieser Possen. Bocksprünge und Wortspiele, Schlägereien und Dummheiten. Hans Wurst unterhandelt lange mit Fortunatus, ehe er in seinen Dienst tritt, und erzielt durch seine Mimik gewiss einen komischen Erfolg. Während er eine Wurst unter einem Baume brät, erzählt er, wie hungrig er sei u. A., natürlich mit komischer Wirkung.

Interessanter als dieses Puppenspiel ist jene Bearbeitung der Fabel, welche ich im *Schmidt'schen* Marionettentheater zu München gesehen habe.

Dieses Drama steht in gar keinem Verhältnisse weder zu den englischen Komödianten, noch zu Hans Sachs' Drama. Wir werden sehen, dass es zwar noch auf dem Volksbuche fußt, aber eine ganz neue, von fremden Motiven geblumte, opernhafte Färbung besitzt. Diese neuen Motive beweisen zugleich, dass die Bearbeitung viel späteren Ursprunges als alle bisher behandelten Dramen und ein Kind der romantischen Auffassung ist. Aus diesem Standpunkte wollen wir es jedoch später behandeln und tragen hier den Theaterzettel der Münchener Vorstellung bei.

Betrachten wir vor Allem die Fabel. Fortunatus ist der Sohn des Herzog's von Burgund und wird der Erziehung des Zauberers Bombastus anvertraut. Fortunatus muss zwischen zwei von dem Zauberer ihm vorgelegten Büchsen wählen, deren eine Weisheit, andere Reichthum enthält, und er wählt letztere, worüber ihm seine Eltern zürnen.

Wir sehen, die Fabel besteht aus neuen Motiven und verräth ein gewisses Streben *nach Einheitlichkeit.* Diese neuen Motive sind jedoch insofern neu zu nennen, als dass sie in der ursprünglichen Fortunatus-Fabel nicht vorkommen. Sonst gehören sie unter die gemeinsamen Motive der Fabel. Fortunatus' Schicksal und That bilden von da an den Mittelpunkt der Fabel.

Der Vogel des Zauberers, welcher von seinem Herrn keinen Zucker bekom, verräth Fortunatus das Geheimnis seines Herrn, das Versteck, wo dessen Zauberstiefel und Zauberstock versteckt sind. Fortunatus benützt die Gelegenheit und fliegt nach Marokko, wo der verzweifelte Sultan von seinem Schatzmeister, Casperl Larifari, verlangt, er möge ihm die von seiner Tochter, Zoraida, verlangte Summe herbeischaffen. Der Schatzmeister ist unfähig, etwas zu thun, denn wo nichts ist, dort sucht man umsonst. Da erscheint Fortunatus und zaubert den Gold-Regen hervor. Der Sultan ernennt ihn sofort zu seinem Schatzmeister, doch macht er ihn bei der ihm veranstal-

teten Mahlzeit trunken, beraubt ihn seiner Zaubergegenstände und wirft ihn hinaus.

Hier haben wir die Motive der Fortunatus-Fabel in neuerer Variation. Die ernsten Motive bleiben allmählig aus und das Ganze gewinnt einen opernartigen Charakter. In der That sind diese Variationen lebendig und geschickt!

Zoraida's Geldgier ist zwar eine einfache Laune, und dennoch motiviert, warum sie in den Besitz der Zaubergegenstände gelangen will. Es ist wirklich Schade, dass der Liebe Leidenschaft wegfällt, doch weht durch das Ganze eine schwankhafte Luft in stets stärkerer Weise.

Der vertriebene Fortunatus gelangt in eine Wildnis, wo ihm von dem Genuss einer Feige Eselsohren wachsen. Er begegnet einem Gorilla, welcher weit entfernt davon, ihm zu helfen, ihn noch auffordert, seine Kinder zu Menschen zu erziehen, widrigenfalls er ihm zum Schmaus dienen werde. Die Gorilla-Mama schreckt jedoch von ihrem Vorhaben zurück, als ihr Fortunatus bemerkt, dass ihre Kinder vom vielen Lernen sterben würden. Diese Finte rettet ihn. Die Gorilla-Mama zeigt ihm den Feigenbaum, der seine langen Ohren wieder kürzen soll, und er begiebt sich mit den Früchten der beiden Bäume auf den Weg. Vor den Sultan als Greis angelangt, läßt er ihm, seiner Tochter und Höflingen Eselsohren wachsen, den Sultan den Zauberspruch aussprechen, worauf der zu fliegen beginnt. Casperl entführt eine Hofdame, und so herrscht große Verwirrung am Hofe. Endlich eilt Fortunatus Jedem zu Hilfe und wird, heimgekehrt, — zum Ritter geschlagen.

Auch hier finden wir viele neue Motive und mitunter auch geistreiche. Fortunatus begegnet anstatt des Einsiedlers einem Affen und hat dabei Gelegenheit sich über die *Affenliebe* lustig zu machen. Das Eselsohr erinnert uns an das Märchen vom König Midas, der Flug des Sultan's, welcher den Gegenzauberspruch nicht weiß, an Goethes «Zauberlehrling». Die übrigen Motive sind der Fabel entnommen, mit Ausnahme des im modernen Geiste durchgeführten Schlusses.

Im Allgemeinen ist unsere Fabel stark modernisiert und von einem kräftig possierlichen Charakter. Casperl Larifari vertritt das humoristische Element, er ist der Schatten der Fabel, der Pickelhäring oder Hans Wurst. Als Puppenspiel entspricht sie ihrem Zweck und dass sie ein geschicktes Machwerk ist — steht fest.

## XII. Tieck und Bauernfeld.

Das Münchener Puppenspiel überbrückt jene Kluft, welche zwischen den bisher behandelten Fortunatus-Dramen und denen der romantischen Schule besteht. Einerseits trachtet es nach Einheitlichkeit, anderseits ist

ihm auch jene Opernmäßigkeit eigen, welche im Allgemeinen die romantische Schule kennzeichnet.

Die Unfruchtbarkeit der politischen Verhältnisse jagt im Anfange des XIX. Jahrhunderts die fühlenden Menschen aus der Gegenwart in die Vergangenheit, auf Kosten der träumerischen Phantasie, aus der Wirklichkeit in die Welt der Gedanken zurück. Dieser Gegensatz ist aber auch eine natürliche Entwickelung. Als noch kurz vorher die französische Revolution den Materialismus verkündete, jene Revolution, vor deren furchtbaren Ausschreitungen die Welt schauderte: schwebte die Seele der feiner Fühlenden in die Fesseln des Mittelalters zurück und fand seine Dichtung schön, seine Askesis ideal. Sie sehnten sich aus den glatten, doch einfärbigen, verfeinerten klassischen Formen in die erfrischendere, rauhere, mächtige, wenn auch beschränkte Welt der mittelalterlichen Dichtung. Wackernagel sagt: «Nicht nur unter italienischem Himmel, mächtigen Kuppeln und korinthischen Säulen: unter Spitzbogen, krausen Gebäuden und gothischen Thürmen sprießt die Kunst hervor.» Tieck setzt hinzu: «Nicht sentimentale Romane, abgedroschene, Reinheit heuchelnde Lieder bergen in sich Dichtung: die alten einfachen Lieder, die naiven Erzählungen erzeugen den Duft der Poesie.»

Die Verherrlichung der mittelalterlichen Dichtung, das Prinzip der Unbeschränktheit einer schwebenden Phantasie, die launenhafte Beliebtheit, die Ironie der Seelenreinheit: sind die Leitgedanken der Romantik! Stoff, Form und Phantasie haben sie aus dem Mittelalter geschöpft, und so ward der Stoff fabelhaft, die Form schwebend mit der unbeschränkten Herrschaft der Phantasie. Man schreibt der Phantasie schöpferische Kraft und göttliche Macht zu, und setzte eine Seelenahnung voraus, welche von der Wirklichkeit nur begeistert und durch die Phantasie bearbeitet wird.

Man soll nicht das Alltägliche, sondern das Wunderbare, Groteske, Wunderliche zeichnen. Für Jedes steht fest, was Sainte-Beuve von Hugo Victor behauptete: «Er sieht Alles purpurroth.» «Nur bei dem Außerordentlichen und Einzigen verweilen, aber auch dieses nicht motivierend zergliedern, sondern es eben positiv hinstellen und Glauben dafür fordern.» Und wenn wir zu dieser Aeußerung Schlegels noch Haym's * Worte hinzusetzen: «In dem Ineinanderfließen der Phantasie und Gedankenlebens besteht das Wesen der Romantik» — so kennen wir genug die Prinzipien dieser Richtung, um uns in eine Prüfung seiner einzelnen Theile einzulassen. Man forschte nach dem Wohlklang und mystischen Wesen in der Wunderbarkeit der Natur, und wähnte eben in dieser geheimnisvollen Eigenthümlichkeit und im freiwilligen, lebhaften Traume die Dichtung. Die Form ist die launige Gestalt der leichtbeschwingten, wellenförmigen

* Haym: Die romantische Schule. Berlin. 1870. p. 8.

Stimmungen. Wo daher das Wunderbare eine Rolle spielt, dort in jenem romantischen Lande fand man das blumenreiche Gefilde der Dichtung. Man versah die Natur mit wunderbaren Gefühlen, es wurde zum Symbol, und man sah in Allem nur die Wiederspiegelung der eigenen Seele, Musik. Dieses zum träumerischen Spiel sich gestaltende Leben ist die romantische Weltauffassung. Ihr Grundgefühl ist die Empfindsamkeit, welche in Krankheit ausartet. Diese Krankheit ist Selbstmord. Novalis schreibt: «Der echte philosophische Akt ist Selbsttödtung». Vor dieser flüchtet man sich jedoch in die Arme der religiösen Schwärmerei! Haben sie auch ein Drama geschrieben, kümmerten sie sich wenig um die moderne Bühne. Es war ihnen nicht um die Technik zu thun, auch nicht um die Eigenthümlichkeit der Form. Schlegel ** eifert zur Dramatisierung der Novellen an und gestattet dem Dichter, einen tiefen Gehalt hinein zu legen. Von der inneren Einheitlichkeit der dramatischen Gestalten weiß er nichts, und fordert eine launige Entwickelung, oder vielmehr wundersame Verwandlungen. So im Ganzen empfiehlt er die Dramatisierung der Fortunatus-Fabel, die auf Grund ihrer Prinzipien ein wirklich dramatischer Stoff ist. Tieck, Bauernfeld, Collin haben sie schon in Dramen bearbeitet. Jeder schrieb ein Zauberdrama nach dem Muster des italienischen Gozzi. Das Zauberdrama ist jedoch keine ernste Kunstgattung, da es eben der vollkommene Gegensatz des Dramas ist. Das Drama erfordert Motivierung — die Fabel entzieht sich ihr. Das Drama bringt Perspektive und Körper in das, was als Fabel nur als Schatten, ohne Perspektiva und körperliche Dimensionen scheinen will. Die Phantasie wird gebunden, Drama und Fabel vernichten sich gegenseitig. Die Motivierung, die Stimmung, Einheitlichkeit der Form verlieren sich, und mit ihnen das Drama. Auch Tieck gelang es nicht, diese Gegensätze mit einander auszugleichen.

Ludwig Tieck wurde zu Berlin am 13. Mai 1773 geboren. Jene Zeit ist die Epoche der Dichter, die Entwickelung der großen Geister, wie man zu sagen pflegt: «Das Genie-Zeitalter». Tieck erwarb sich frühzeitig die nöthige gesellschaftliche Bildung, und wurde noch jung Schriftsteller. Er ist ein Sklave der überspannten Phantasie, welche schon in seinen jugendlichen Werken in Bizarrheit ausartet. Seine Oden, seine begeisternde, überfluthende Wärme charakterisieren seine jugendlichen Versuche, sowie auch seine Romane und lyrischen Gedichte. In Göttingen erregen im Jahre 1792 Shakespeare und die englischen Dramendichter seine Aufmerksamkeit, doch nur was in denselben überspannt, wundersam und nicht alltäglich ist. Diese Grundeigenschaft führte ihn zum Romanticismus, leitete ihn zu den Volksbüchern, welche er nach Shakespeare's Manier zu dramatisieren beginnt. Shakespeare und Gozzi sind seine Meister, den Stoff entnahm er

* «Vorlesungen» gehalten in Berlin, III. p. 248.

den Volksbüchern, von ihm ist nur der aufbrausende, begeisterte Flug, dessen fluthende Wärme, wenn auch nur hie und da, dennoch in jedem seiner derartigen Werke den Leser überrascht. Dies ist die Wärme der Dichtung; da Tieck eine wirklich poetische Seele ist, hat er auch Bleibendes nur später, nachdem er sich aus dem überspannten Romanticismus ernüchterte, in seinen Novellen geschaffen. Auf dem Gebiete des Dramas blieb er sein ganzes Leben nur Stümper.

So sind wir mit dem *Fortunatus-Drama* auch daran, welches eigentlich aus zwei Dramen besteht, jedes mit fünf Aufzügen.

Diese Dramen haben eine zweifache Quelle: das *Volksbuch* und die dichterische Phantasie. Beides ist gleichmäßig benützt worden. Aus dem Volksbuche nahm es den Stoff, die äußere Technik, den Bau, die Komposition, die mächtigeren, bedeutenden Motive, die Kontur der Charaktere der Figuren: — *die Fabel.* Die Ausschmückung dieser Elemente verdankt es seiner Phantasie, jenem aber die künstlerische Ausarbeitung des Stoffes, der Veredelung der äußeren Technik, die innere Komposition, die Bereicherung der Motive und die Vertiefung der Charaktere der Figuren — «die Ausarbeitung». In der Form dienten Shakespeare und Gozzi als Muster.

Das Drama beobachtete sowohl im ersten als auch im zweiten Theil die Reihenfolge des erzählenden Volksbuches, bereicherte jedoch einzelne Scenen mit seinen eigenen Gestalten und brachte so eine äußere Bewegung hervor. Weder der erste noch der zweite Theil ist ein *Drama*. Der erste Theil ist nur zu sehr von epischer Färbung und hat nur eine gemeinsame Gestalt: Fortunatus. Ein anderer Zusammenhang besteht zwischen den einzelnen Aufzügen nicht. Von einer Steigerung, Verwickelung, Stimmung und Handlung oder Einheitlichkeit ist besonders im ersten Theil keine Rede. Beide behandeln nur die Abenteuer des Fortunatus und können nur deshalb unter eine Decke gebracht werden. Die kokette Macht der romantischen Laune treibt Fortunatus aus dem einen Abenteuer in das andere, der Zufall bringt ihn in drollige Lagen, aus denen er sich wohl rettet, doch nirgends strebt er ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Dies ist jedoch ein romantisches Grundprinzip — dass er aber der vom Drama geforderten Einheitlichkeit bestimmt entgegenhandelt, welche das Interesse fesseln und in einer Richtung lenken sollte: ist gewiss.

Unstreitig ist Poesie in Tieck, was ja seine einzelnen Scenen, Figuren und Situtationen lebhaft beweisen. Doch alles andere ist bei ihm abgelernt. Der Schauplatz verändert sich stets, die Stimmungen gekünstelt. Isoliren wir jedoch von einander die einzelnen Scenen, so finden wir viel schöne und poetische Stellen, welche aber in das Ganze nicht passen.

Was die Scheidung des Volksbuches in zwei Theile betrift, in die Geschichte des Fortunatus und die seines Sohnes, welche die Fabeln von

einander sondert und deren Vereinheitlichung nicht nur die Puppenspiele, sondern jede frühere Dramatisierung versucht hatte — wird von Tieck nicht beachtet — da zwischen den beiden Dramen kein innerer Zusammenhang besteht. Fortunatus erscheint in dem zweiten Theile als ein alter Mann, welcher sterbend von der Kraft seiner Zaubergegenstände erzählt. Nach seinem Tode geht sein Sohn Andalosia auf Abenteuer aus in die große Welt. Hier beginnt das Drama. In der Folge der Handlungen, in den Motiven sind kleine *Abweichungen*, von größter Wichtigkeit jene, dass Theodorus, dem Andalosia eine lange Nase (und kein Horn!) wachsen ließ, denselben aus Rache, zu welcher noch seine Geldgier tritt, ermordet. Das Drama wäre sonst nicht beendet, wenn auch so nur der Faden der Fabel abgeschnitten ist. Tieck fühtle das wohl auch, doch vertheidigt er sich, dass es der Ernst und die Stimmung so erforden. Unstreitig ist auch im zweiten Theil mehr Stimmung und Einheitlichkeit der Handlung! — In seinen Gestalten ist viel Frische und Behendigkeit. Besonders vorzüglich ist die als Pariser Arzt verkleidete Gestalt Andalosia's, wie er französisch, ein gebrochenes deutsch und mit vielem Geist spricht. Auch der Diener hat viel Humor und sprudelnden Geist. Charakteristisch ist es jedoch, dass sich Andalosia und Agrippina noch vor dem Tode Andalosia's versöhnen, auf dass der Tod des Helden um so ergreifender sei. Das ist auch eine romantische, gewagte Situation. — Dieses wäre alles, was wir von Tieck's Zwillingsdrama erwähnen können, ein traurig verfehltes Werk, ein fabelhaftes Drama, ohne Fabel oder Drama zu sein. Es ist das immer eine traurige Sache der späteren Forscher, auf diese Weise verfehlte, gekünstelte Versuche großer Geister konstatiren zu müssen, wenn auch der Geist aus der verfehlten Schöpfung hervorleuchtet — der Fehler jedoch, der Irrthum wie ein schwarzes Kreuz vor uns dunkelt. Tieck hat Recht, wenn er von diesem Versuche sagt: »Ich fühle recht gut, dass ich ein großes Wagestück unternommen, welches sich mein froher Muth in Anfang nicht so schwer vorgestellt hat«. Es kann ihm zum Trost gereichen, dass nicht der Mangel an Kraft seinen Fall hervorgerufen. Er begann etwas, das gar nicht gelingen konnte, denn das *Zauber-Drama ist ein sich selbst widersprechender Begriff!*

Auch Bauernfeld schrieb ein Zauberdrama. Es wurde zuerst im Jahre 1835 am Wiener Josefstädter Theater aufgeführt und als Scherer von Bauernfeld gelegentlich dessen 70 jährigem Geburtstag schrieb, sprach er von Fortunatus als von dem bedeutendsten Produkte der ersten Periode des Dichters.* Die dichterische Entwickelung Bauernfeld's umfasst zwei bedeutende Perioden. In seiner Jugendzeit ein Anhänger der romantischen Schule, athmet er in romantischer Luft, wählt und bearbeitet Gegen-

* Scherer: »Vorträge und Aufsätze« p. 314.

stand, Form und Geist nach Art der Romantiker. Fortunatus ist ein Produkt dieser Periode. Bedeutender ist seine zweite Periode. Als zeitgemäßen Lustspieldichter gelangte er zur Bedeutsamkeit. Das edle Wesen des Dialogs ist das größte Verdienst seiner Stücke. Als Laube * einen Vergleich zwischen dem Wiener Dichter und Kotzebue zieht, lobt er die Dialoge Bauernfeld's, zumal man Kotzebue wenn auch alles, doch die Lebhaftigkeit und Schlagfertigkeit des Dialogs nicht abstreiten kann. Bauernfeld wirkte vor einem vornehmen Lustspielpublikum nur durch die Entwickelung jenes Lustspielelementes, welches einem vornehmen Publikum wert ist: durch den Dialog. Oft dienten ihm die Verwirrung der Handlung, das alltägliche Wesen der Motive, der strebende Drang nach einer einheitlichen Komposition zum Vorwurf, in vielen Fällen mit Recht, doch hat er seine Zeit verstanden, wenn auch sein Auge am Aeußerlichen hängen blieb, was er durch das Erquickliche seiner Dialoge verhüllte. Das Josefstädter Theater hatte um 1835 kritische Jahre. Im Jahre 1832 übernahm Stöger, früher Direktor des Grazer Theater's, die Leitung, im Jahre 1834 Hoch, vier Monate darauf Dr. Steiner, welcher sie bis 1836 behielt.** Dr. Steiner brachte Bauernfeld's *Fortunatus* auf die Bühne. Bauernfeld selbst hatte das Stück im Burgtheater eingereicht, doch war Deinhardtstein, damaliger Vizedirektor des Burgtheaters, auch nicht im stande Graf Czerwin zur Aufführung zu bewegen. Wenn sich auch Tieck, Raupach, Holtei, Grillparzer höchst anerkennend äußerten, stand jedoch die Meinung aufrecht, dass derlei «Zauberdramen» auf die Leopoldstädter Bühne gehören. Der junge Verfasser brachte die Sache vor König Franz — vergebens. So gelangte das Stück auf die Josefstädter Bühne, wo damals das Holtei-Paar wirkte.

Das Hauptcharakteristikon des Stückes ist die *Vereinheitlichung der Fabel,* und zwar dermaßen, dass Fortunatus und Andalosia zu einer Gestalt zusammenschmelzen. Das Stück beginnt damit, dass Fortunatus in die Tochter Pancratios' verliebt ist, welcher das Mädchen dem armen Jüngling versagt und einem reichen, jungen Kaufmann, namens Calandrino, bestimmt. Als Rosamunda — wenn auch nur scheinbar — dem Willen ihres Vaters gehorcht, wandert Fortunatus in seinem Kummer fort und nimmt Dienste bei dem Grafen von Flandern. Rosamunda folgt ihm jedoch in Männerkleidern. — Hierauf wird der fländrische Graf von Räubern angegriffen und ermordet, Fortunatus aber flieht nach Arles, wo ihm Rosamunda begegnet und in seine Dienste tritt.

Rosamunda spielt nachher Decker's *Schatte,* die Dienerrolle der englischen Komödianten. Merkwürdig, dass sie Fortunatus an ihrer Stimme nicht erkannt und bis zum Ende des Stückes in Unkenntnis darüber bleibt,

* «Das Burgtheater» p. 131.
** Schlögel: «Vom Wiener Volkstheater» p. 85.

dass sie ein Weib sei. Doch dies ist ein romantischer Kniff — den wir schon zugeben müssen.

Fortunatus verliebt sich in Agrippina, ein französisches Königskind, welches sich durch List der Zaubergegenstände Fortunatus' bemächtigt (was wieder eine Abweichung von dem Volksbuche ist); Fortunatus gewinnt dieselbe jedoch — nach bekannter Weise — zurück und sperrt Agrippina in ein Kloster ein (sie wird also nicht, wie im Volksbuche, die Gattin des Königs von Cypern). Fortunatus setzt sein leichtsinniges Leben fort, wie dieses im Volksbuche von Andalosia besagt ist. Der Charakter des Fortunatus wird dadurch getrübt. Fortunatus verliebt sich der Reihe nach in drei Mädchen, Rosamunda, Bertha, Agrippina. Diese Leidenschaften sind jedoch nicht so scharf von einander geschieden, dass wir die eine wirkliche Liebe, die beiden anderen nur ein Aufwallen des Blutes nennen könnten. Rosamunda selbst monologisiert: «Welche liebt er? Welche liebt er?» Es ist wahr, der Dichter nennt Fortunatus einen leichtsinnigen Jüngling:

> Ein schöner Jüngling, lieblich, freundlich, lebensfroh,
> Rasch, unbekümmert, kecken Handelns, herzenswarm,
> Gebildet nicht, doch bildsam, drum den Frauen werth.

In seinen wundersamen Jugendjahren macht er wundersame Abenteuer mit, doch ist die Basis seiner ersten Liebe nicht genug tief, um deren Ernst zu vertrauen. Fortunatus' Gestalt ist daher verworren.

Noch andere Abweichungen von dem Volksbuch können wir in diesem Drama Bauernfeld's finden. So trifft der heimgekekrte Fortunatus seine Eltern noch am Leben, erkennt in seinem Diener Rosamunda und nimmt sie zur Frau, was jedoch eine originelle Fiction ist. Eine neue Gestalt ist Vasko, ein Diener des Fortunatus. Als Fortunatus seiner Zaubergegenstände verlustig wird, geht dieser auf die Seite Agrippinas über, in deren Auftrage er Fortunatus zu Falle bringen will, den jedoch Rosamunda errettet. Ein gemeiner Bösewicht, von dessen Charakter dieser Monolog zeugt: «Leben ist das Erste. Wenn mir die Tugend zu essen giebt, so will ich mich zu Tisch laden; wenn aber das Laster eine bessere Küche führt, dann trägt die Tugend selbst die Schuld, dass sie ihre Kostgänger verliert!» Der Herzog von Burgund entspricht hier der englischen Königin des Volksbuches.

Interessant ist es, dass Bauernfeld nicht nur das Volksbuch, sondern auch *Decker* benützt, und ihm eine Scene entnommen hat. Als Fortunatus in der Wildnis über sein Elend klagt, antwortet ihm hönisch das Echo, eine Fiction Deckers. Pankratio, Vasko sind schablonmäßige Figuren, Agrippina mit alten Farben gemalt und Rosamunda von gezwungenem Charakter. Dass Zufall, Wunderlichkeit und nicht Alltägliches eine freie

Rolle Spielen — ist ja das romantische Grundprinzip und daher nicht zu verwundern. Den Versuch, für sich selbst genommen, u. z. die Vereinheitlichung der Fabel können wir einen sehr geschickten nennen, sowie auch die Versifikation, Diktion nett, an vielen Stellen dichterisch ist.

Ein interessantes Motiv des Stückes ist ferner, dass Fortunatus die Zaubergegenstände zuletzt in das Meer wirft, um den Gedanken auszudrücken: «Das Glück macht nicht glücklich, nur wenig Gut, doch Zufriedenheit und das irdische Glück ist da! Dieselbe Grundidee finden wir auch in dem Casseler Drama, wie es aus dem Volksbuche ersichtlich ist! Diese Moral greift besonders Saphir an, der damals Bauernfeld zürnte und über das Stück eine spöttische und übelwollende Kritik veröffentlichte.* Laut ihm ist die Moral nicht durchgeführt, denn wirft auch Fortunatus die Zaubergegenstände in das Meer, so langt doch das mit Gütern beladene Schiff an. Dieß steht jedoch in keinem Widerspruche mit der obig erwähnten Moral des Stückes. Dass Fortunatus kein Interesse zu erwecken vermag, dass er nur am Schlusse des Stückes Rosamunda erkannt, und Vasko eine überflüssige Figur ist: sind wahrlich Fehler, doch ist dies Stück Bauernfeld's bedeutend mehr wert, als als die verfehlten und langweiligen Versuche Tieck's, sowie auch in diesem Drama Poesie, Naivität und Humor nicht fehlen.

Auf diese Bemerkung Saphir's schrieb Zedlitz eine widerlegende Antwort, was jedoch den Witzling zu neuen Spässen veranlaßte. Unter anderm gesteht Bauernfeld selbst, dass das deutsche Publikum das pfantastische Element nur in der Form der Parodie auf der Bühne duldet. Nicht nur das deutsche Publikum, können wir hinzufügen, denn das Zauber-Drama ist ja ein sich selbst widersprechender Begriff. **

## XIII. Uhland und Collin.

Noch zweier namhaften Bearbeitungen müssen wir Erwähnung thun, beide sind Produkte der romantischen Schule, die eine epischer, die andere dramatischer Form.

Die epische Bearbeitung rührt von Uhland her. Sie heißt «Fortunatus und seine Söhne» und ist nur Fragment geblieben. Uhland wurde im Jahre 1787 geboren, und schon in seinen Universitätsjahren war er mit der mittelalterlichen Dichtung bekannt. Das Walter und Hildegunde-Lied ergriff vor Allem seine dichterische Seele. «Das hat in mich eingeschlagen» schreibt er. «Was die klassischen Dichtwerke trotz meines eifrigen Lebens mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig dastanden, was ich

* Saphir's Schriften 4. Band p. 40.

** Nachgelassene Werke, Herausg. von J. v. Hammer, 1827.

an der neueren Poesie mit all' ihrem rhetorischen Schmucke vermisste, das fand ich hier: frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach.» Er neigt sich daher, wie die Romantiker, dem Mittelalter zu. Die Gestalten seiner Dichtung sind Könige und Königinnen, mit rothem Dolman und goldener Krone, Königstöchter und junge Hirten, Nonnen und Harfner, Mönche und Ritter. Hauptsächlich kommt sein patriotisches Gefühl zum Durchbruch und seine Verse fasst er in künstliche Form. Dies ist charakteristisch für Uhland. Scherer sagt von ihm: «Die volle Meisterschaft kann ihm Niemand abstreiten.»

Uhland schreibt am 7. November 1816 Folgendes an Varnhagen: «Zwei Gedichte beschäftigen mich, ein erzählendes in Stanzen: Fortunat — woran ich aber seit zwei Jahren nicht mehr als zwei Gesänge zustande gebracht habe, — und ein Trauerspiel: «Herzog Ernst». Um diese Zeit war Uhland mit dem Suchen einer sicheren Stellung beschäftigt, er wurde Advokat, was seine Zeit beanspruchte, strebte später nach der Stelle eines Professors, und endlich eines Abgeordneten, — welche er im Jahre 1820 auch gewann und verheirathete sich. In dieser bewegten Zeit fehlte es ihm an der nöthigen Ruhe, und so blieb sein Fortunatus Fragment.

Ein schönes Fragment jedoch. Er beginnt mit einer Invocation an die Wolken, Wellen und Winde und bittet sie — als ob sie Musen wären — ihm in dem Liede von Fortuna's launenhaftem Spiel beizustehen. In den fertigen zwei Gesängen erzählt er von den Tagen, welche Fortunatus bei dem flandrischen Grafen zubrachte, seine Flucht und die Geschichte des englischen Kaufmann's — genau nach dem Volksbuche, mit geringen Veränderungen, an vielen Stellen sogar mit wortgetreuer Uebertragung.

So wird z. B. im Volksbuche die Witwe des englischen Edelmannes von ihrer Freundin getröstet: «Die Todten zu den Todten, und die Lebendigen zu den Lebendigen,» während Uhland spricht:

«Die Todten zu den Todten, mein' ich eben,
Die Lebenden zu denen, die da leben!»

Als Rupert sich in die Freundschaft des Fortunatus einschmeichelt, prägt das Volksbuch die Gedanken der Diener folgendermaßen aus: «Meinet Rupert, Fortunatus mit solchem Leben weg zu bringen? Ja wäre er jenseits des Meeres und wüsste solches Leben hier, er sorgte, dass er bald herkäme.» Bei Uhland:

«Will er ihm so den Aufenthalt verleiden?
Wär' Fortunatus noch auf Cypern's Küste,
Er käme flugs, wenn er solch' Leben wüsste» u. s. w.

Doch nimmt er auch Veränderungen vor. Fortunatus schwimmt auf das Schiff zu, erzählt seine Jugendgeschichte und damit beginnt die Erzählung; anstatt Ruperts bedient er sich eines Hofnarren, welcher die Ränke schmiedet und vollbringt. Eine neue Wendung ist es, dass man Fortunatus zur Frau des Kaufmann's Roberti giebt, doch was daraus folgen soll, wissen wir nicht, da hier der Faden der Erzählung reißt.

Schöne Theile des Gedichtes sind jene Stellen im ersten Gesange, wo er die Bewaffnung des Kochs und Mundschenken, die Rüstung der Diener zum Ritterspiel mit einer gewissen edlen Ironie beschreibt.

Mathias Collin wollte wieder die Fortunatus-Fabel in einem Zauberdrama bearbeiten, doch sein Werk erschien erst nach seinem Tode und ist ebenfalls ein Fragment. Tieck eiferte ihn zur Dramatisierung der Fabel an, doch besass er hiezu nicht die genügende Kraft. Er schrieb Dramen und lyrische Gedichte, und war zuerst Professor der Aesthetik in Krakau, dann in Wien. Stets ist er und schreibt er unter der Wirkung fremder Eindrücke. Er schwärmt für Tieck's Phantasie und Gemüth, für Goethe's Kraft und Styl, für Shakespeare's Geist, und alle seine Werke — so auch Fortunatus — sind eine Mischung dieser Eindrücke. Er wurde im Jahre 1779 geboren und starb 1823.

Sein Fortunatus* entstand besonders unter dem Eindrucke des Sommernachtstraum's, und blieb auch nur wenig von ihm, so ist es gewiss, — da der Anfang ein unglücklicher ist, dass auch das Ende ein solches geworden wäre. Collins dichterische Gestalt ist aus einem Gesichtspunkte interessant. Er lebt in der Zeit einer im Sterben begriffenen Richtung, da ja die schon vollständig entwickelte, romantische Schule — ihrem Falle entgegen gieng. Ohne eine neuere, innere Form bieten zu können, befolgte sie nur die schon existierenden. Während die Begründer der romantischen Schule ihrer dichterischen Seele Ausdruck verliehen, die Aeußerungen ihres Geistes in Form kleideten, mag auch die Stimmung ihrer Seele launenhaft, ihr Geist unbeschränkt und flatterhaft gewesen sein: nahm Collin nur schon vorhandene Formen, aesthetische Prinzipien, steife Doktrinen an und arbeitete nach denselben. Darum fehlt in seinen Werken die Unmittelbarkeit und geistige Kraft.

Theodorus, Fortunatus' Vater, erzählt seinen Traum, was lebhaft an Shakespeare's Richard III. erinnert (der Traum des Clarence); dass sich Fortuna in Fortunatus verliebt, welcher jedoch Solina liebt, erinnert uns wieder an den Sommernachtstraum. Solina verliebt sich nach dem Willen Fortunas in einen Jäger, und so wäre der Samen der Verwickelung gesäet, wenn auch nach ganz fremden Mustern.

* Nachgelassene Werke, herausg. von J. v. Hammer, 1827.

Nur ein Motiv, die Verarmung des Fortunatus' Vater, ist aus dem Volksbuche, alles andere aus Shakespeare entnommen. Er berücksichtigt weder die Einheit der Handlung, noch des Ortes, doch seine Verse sind fließend und glatt: wie dies allgemein in literarischen Epochen, dem Falle nahe, zu geschehen pflegt. Der innere Gehalt fällt, doch gewinnt die äußere Form.

Ein deutscher Dichter von französischer Abstammung: *Adalbert Chamisso* wollte diesen Gegenstand ebenfalls in einem Gedichte behandeln, doch schrieb er nur einige Strophen und ließ die Sache stehen.

•

Das romantische Drama erzeugte auch romantische Musik — die Oper, und es kam auch nach dem Muster von *Webers* Freischütz eine Reihe von Zauberopern zustande. Der Frankfurter Musiklehrer, *Snyder von Wartensee*, komponierte im Jahre 1829 nach dem Texte *Dörings*, Redakteurs des «Frankfurter Journal's», seine Oper «Fortunatus», welche in Frankfurt aufgeführt wurde, doch ohne großen Erfolg zu ernten.

Saphir erwähnt, dass *Lembert* (1780—1851) ebenfalls ein «Fortunatus»-Drama geschrieben habe, doch gelang es mir nicht, in den Besitz desselben zu gelangen. Indem ich noch bemerke, dass Wilhelm Schlegel in seinem Fortunatus-Sonette nicht diesen Gegenstand bearbeitete, werden wir aus einer Musterung dieser zu Ende gelangten Wanderungen der Fabel ersehen, dass dieselbe schon von Decker dichterisch behandelt wurde, dass es jedoch keinem Bearbeiter gelungen, ein Kunstwerk zu schaffen. Der Grund liegt im Verkennen der Natur des Stoffes. Vielleicht hätte es nur Uhland gelingen können, nach dem Muster von Oberon ein meisterhaftes episches Gedicht zu schreiben, wenn sein Werk nicht unvollendet geblieben wäre.

Wir haben unsere Fabel in ihren Gestaltungen und Wanderungen bis zu Ende begleitet. Von hier führt ihr Weg durch Nebel.

Wird eine neuere Bearbeitung wohl Gelegenheit bieten können, den unterbrochenen Faden wieder aufzunehmen? . . .

---

# KURZE SITZUNGSBERICHTE.

**Ungarische Akademie.** — Plenarsitzung am 29. April. — Den Vorsitz führte Akademie-Präsident Baron Roland Eötvös. Anlässlich der auf der Tagesordnung stehenden Denkrede auf das Ehrenmitglied Josef Szvorényi war über der Präsidenten-Estrade das Porträt des Gefeierten angebracht und zahlreiche Professoren vom Zisterzienser-Orden waren als Zuhörer erschienen. Denkredner Akademie-Vicepräsident Bischof *Karl Szász* warf einen historischen Rückblick auf die von den Lehrorden überhaupt und vom Zisterzienser-Orden insbesondere in Ungarn entfaltete Culturarbeit. In diesem Boden ist *Josef Szvorényi* aus einem Samenkorn zu einer Palme emporgewachsen. Redner gedenkt der Vorfahren und Eltern, der häuslichen und Schulerziehung Szvorényi's, seiner wissenschaftlichen Ausbildung am Gymnasium und im Seminar zu Erlau mit früh hervortretender Neigung zum Studium der ungarischen Sprache und Literatur, der Erweiterung seines Gesichtskreises durch Bereisung des In- und Auslandes und Beschäftigung mit fremder Literatur, seiner in Stuhlweißenburg und Erlau über fünfzig Jahre lang trotz schwächlicher Constitution unermüdlich bethätigten Wirksamkeit als Professor, seiner ersprießlichen literarischen Thätigkeit einerseits auf sprach- und schönwissenschaftlichem, andererseits auf pädagogischem Gebiete, deren Hauptproducte Redner eingehend würdigt, endlich seine hervorragenden Eigenschaften als Priester und Mensch.

Nach der Denkrede suspendierte der Präsident die Sitzung auf 10 Minuten, worauf die laufenden Angelegenheiten verhandelt wurden. Generalsekretär Koloman Szily würdigte in warmen Nachrufen die Verdienste der beiden jüngstverstorbener Akademiker, ordentlichen Mitglieder Frivaldszky und Andreas Domanovsky, und meldete hierauf die Einläufe an. Das k. u. k. Ministerium des Aeußern hat das Werk: «Deep Sea Deposits» eingesandt. Der vom Minister für Cultus und Unterricht der Akademie zur Meinungsäußerung zugesandte Entwurf betreffend die Zuerkennung der Krönungs-Jubiläumspreise wurde von der Conferenz der Präsidenten und Sekretäre gutgeheißen. Der vom Ackerbauministerium für die Bibliothek eingesandte Bericht über das Jahr 1893 wurde mit Dank entgegengenommen, ebenso eine vom correspondierenden Mitgliede Theodor Duka für die Handschriftensammlung der Akademie gesandte Serie von Briefen und kleineren Arbeiten des in Paris wohnhaft gewesenen Sprachforschers Ludwig Podhorszky, endlich eine vom auswärtigen Mitgliede Kanut D'Olivekrona, gegenwärtig schwedischen Justizminister, als Geschenk gesandte Reihe eigener Arbeiten über Justiz- und Gefängniswesen. Dann folgte die Vorlage des die diesjährige Generalversammlung der Akademie betreffenden Circulars.

— *Jahresversammlung.* Erster Sitzungstag. 7. Mai. Gleichzeitige Separatsitzungen der drei Classen. Tagesordnung: Preis-Entscheidungen. — Classenpräses-Wahl. — Mitglieder-Candidation.

I. Erste Classe. Präsident: Anton Zichy.

*a)* Preis-Entscheidungen: 1. Der Samuel-Preis für die beste sprachwissen-

schaftliche Abhandlung wird der Abhandlung «Kombinált műveltető és mozzanatos igeképzők» von Moriz Szilasy zuerkannt; 2. der Bulyovsky-Preis für eine patriotische Ode wird mangels einer preiswürdigen Arbeit nicht zuerkannt.

*b)* Classenpräses-Wahl: der bisherige Classenpräses Anton Zichy wurde wiedergewählt.

*c)* Mitglieder-Candidation: Candidiert wurden: zu correspondierenden Mitgliedern: Gedeon Petz und Julius Zsolnai; zum auswärtigen Mitgliede: Aurel Stein.

II. Zweite Classe. Präsident: Franz Pulszky.

*a)* Preis-Entscheidungen: 1. Der Dora-Preis für eine Arbeit über Metallgeld-Arbitrage wird keiner der drei Concurrenz-Arbeiten zuerkannt. 2. Der Max Beck-Preis für eine Geschichte der Budapester Banken wird der einzigen Concurrenzarbeit zuerkannt. 3. Der Lukács-Preis für eine Geschichte der ungarischen Autonomie wird der einzigen Concurrenzarbeit nicht zuerkannt. 4. Der Preis der I. Ungarischen Versicherungsgesellschaft für eine Arbeit über Börsensteuer wird unter 5 Concurrenzarbeiten der Nr. 1 zuerkannt. 5 Der Ullmann-Preis für eine Geschichte der Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft, welcher mit der Bedingung der vollständigen Ausarbeitung schon im Vorjahre Dr. Aurel Szalágyi zugesprochen wurde, wird nun nach erfüllter Bedingung ausgefolgt. 6. Der große Akademie-Preis und Marczibányi-Preis fällt heuer den im abgelaufenen siebenjährigen Cyklus erschienenen zwei besten historischen Arbeiten zu. Der erstere wird Julius Pauler's «Geschichte der ungarischen Nation», der letztere Wilhelm Fraknói's «Biographie des Königs Mathias Corvin» zuerkannt.

*b)* Classenpräseswahl: Nachdem der bisherige Classenpräses Franz Pulszky definitiv resigniert und die Wiederwahl abgelehnt hat, wird Julius Pauler zum Classenpräses gewählt. (Franz Pulszky ist zum Vicepräsidenten der Akademie designiert.)

*c)* Mitgliedercandidation: Candidiert wurden: zum Ehrenmitglied: Franz Kovács; zum ordentlichen Mitglied: Ludwig Thallóczy; zu correspondierenden Mitgliedern: in der A-Section: Karl Edvi-Illés, Ernst Nagy und Georg Szathmáry; in der B-Section: Andreas Komáromy; zum auswärtigen Mitgliede: Karl Steics.

III. Dritte Classe. Präsident: Karl v. Than.

*a)* Preis-Entscheidungen: Der Lukács-Preis für eine physikalische Arbeit wird unter 3 Concurrenzarbeiten der Nr. 1 «Elektromagnetische Lichttheorie» zuerkannt.

*b)* Classenpräseswahl: Der frühere Präses Karl v. Than wurde einstimmig wiedergewählt.

*c)* Mitgliedercandidationen: Candidiert wurden: zu correspondierenden Mitgliedern der A-Section: Rudolf Kövesligethy und Friedrich Schulek; zu auswärtigen Mitgliedern: Uladislaus Kulczynski und Heinrich Vogel.

Zweiter Sitzungstag. 8. Mai. — I. Gemischte Sitzung (Directionsraths-Ehren- und ordentliche Mitglieder). Den Vorsitz führte Ehrenmitglied Lorenz Tóth. Tagesordnung: Neuwahl des Präsidenten und Vicepräsidenten auf drei Jahre. Nachdem der Vorsitzende die Sitzung eröffnet, fand die Abstimmung für die Präsidentenstelle statt. Sie ergab die Wiederwahl des bisherigen Präsidenten Baron *Roland Eötvös* mit 36 von 39 Stimmen (je eine Stimme erhielten Karl

Szász und Julius Wlassics, ein Zettel war leer). Die hierauf vorgenommene Abstimmung auf den Vicepräsidenten, welcher für das nächste Triennium der zweiten Classe zu entnehmen war, ergab für Franz Pulszky 26, Lorenz Tóth 5, Graf Béla Széchenyi 4, für Paul Gyulai, Julius Wlassics, Ernst Hollán je 1, ein Zettel leer. Somit erscheint *Franz Pulszky* zum Vicepräsidenten gewählt. Der nun eingetretene wiedergewählte Präsident Baron Roland Eötvös wurde mit lebhaften Zurufen begrüßt, dankte mit warmen Worten für das ihm durch die Wiederwahl bewiesene Vertrauen der Akademie und gelobte, sich desselben durch eifrige Förderung der Interessen der Akademie auch ferner würdig zu erweisen. Hierauf übernahm er das Präsidium der nun folgenden:

II. Generalsitzung (Mitglieder aller Kategorien). Tagesordnung: I. Vorlage des Programms der feierlichen Schlußsitzung am 12. Mai Vormittags im Prunksaale der Akademie. Das Programm hat folgende Punkte: 1. Eröffnungsrede des Akademie-Präsidenten; 2. Jahresbericht des Generalsekretärs; 3. Denkrede auf das correspondierende Mitglied Karl Kerkapoly, gehalten vom Directionsraths- und ordentlichen Mitgliede Julius Kautz; 4. Helmholtz und die deutsche Gelehrsamkeit. Vortrag des ordentlichen Mitgliedes Julius König. — II. Berichte der Classen über die in ihren gestrigen Separatsitzungen vorgenommenen Preis-Entscheidungen, Classenpräseswahlen und Mitglieder-Candidationen. — III. Eröffnung der Mottobriefe der preisgekrönten Concurrenzwerke. Diese ergab als Verfasser der mit dem Max Beck-Preis gekrönten Arbeit «Geschichte der Budapester Banken» Jakob Pólya; als Verfasser der mit dem Preise der Ersten Ungarischen Versicherungs-Gesellschaft gekrönten Arbeit Nr. 1 über die Börsensteuer Dr. Béla Bamberger. Ordentliches Mitglied Josef Jekelfalussy erklärte im Auftrage des preisgekrönten Dr. Bamberger, dass dieser den Preisbetrag der Akademie überlasse, was mit Dank aufgenommen wurde. — Als Verfasser der mit Lob ausgezeichneten Arbeit Nr. 4 über die Börsensteuer: Roland Hegedüs und Friedrich Fellner. — Als Verfasser der mit dem Lukács-Preise gekrönten Arbeit über die «Elektrochemische Lichttheorie» Dr. Josef Suták, Professor am Budapester Piaristen-Gymnasium.

Dritter Sitzungstag. 9. Mai. — Sitzung des Directionsrathes. Vorsitzender Akademiepräsident Baron Roland Eötvös. Anwesend waren außer dem Akademiepräsidenten und dem Generalsekretär Koloman Szily, folgende Directionsraths-Mitglieder: Graf Béla Széchenyi, Graf Albin Csáky, Graf Aurel Dessewffy, Franz Pulszky, Moriz Jókai, Anton Zichy, Julius Kautz, Karl Szász, Armin Vámbéry, Karl v. Than, Zoltán Beöthy, Paul Gyulai, zusammen vierzehn Mitglieder. — Nachdem der Präsident die Sitzung eröffnet, nahm der Directionsrath vor Allem den Bericht des Generalsekretärs über die gestern erfolgte Wahl des Präsidenten und des Vicepräsidenten zur Kenntnis. An zweiter Stelle der Tagesordnung stand die Wahl eines Directionsrathsmitgliedes von Seite des Directionsrathes an Stelle des dahingeschiedenen Directionsrathes Baron Nikolaus Vay. Die Wahl fiel auf den Kalocsaer Erzbischof Georg Császka. (Mit 12 von 14 Stimmen.) — Hierauf legte der Generalsekretär das Programm der Festsitzung vor. Sodann wurde der Bericht der Rechnungsüberprüfungs-Commission entgegengenommen und der Bodenkredit-Anstalt das Absolutorium ertheilt, derselben zugleich aus dem Anlasse, dass sie nun seit 25 Jahren das Akademievermögen verwaltet, der

innigste Dank votiert. — Ferner wurde der Bericht des Anwaltes Dr. Koloman Fejérpataky entgegen- und zur Kenntnis genommen. Endlich wurde das 1000 fl.-Legat der Frau Stefan Kempf und die Spende des 500 fl.-Preises durch Dr. Béla Bamberger angemeldet.

Vierter Tag. 10. Mai. Mitgliederwählende Generalsitzung.

Vorsitzender Akademiepräsident Baron Roland Eötvös eröffnet die Sitzung. Die Reihenfolge der Classen, über deren Mitglieder-Candidaten abgestimmt werden soll, wird durch das Los in der Weise bestimmt, dass zuerst über die Candidaten der II., dann der I., schließlich der III. Classe abgestimmt werden soll. Bei der nun vorgenommenen Abstimmung wurden gewählt mit beigefügter Stimmenzahl:

In der zweiten Classe: zum Ehrenmitglied: Franz Kovács (mit 31 gegen 14); zum ordentlichen Mitglied Ludwig Thallóczy (34 gegen 12); zu correspondierenden Mitgliedern: Karl Edvi-Illés (34 gegen 11), Georg Szathmáry (31 gegen 14), Ernst Nagy (36 gegen 8), Andreas Komáromy (32 gegen 13); zum auswärtigen Mitglied: Karl Knieß (35 gegen 10).

In der ersten Classe: zum correspondierenden Mitglied: Gedeon Petz (35 gegen 9); zum auswärtigen Mitglied: Aurel Stein (36 gegen 5).

In der dritten Classe: zu correspondierenden Mitgliedern: Rudolf Kövesligethy (38 gegen 6), Friedrich Schulek (41 gegen 2).

— Plenarsitzung am 27. Mai. Präsident Baron Roland Eötvös eröffnete die Sitzung, zu welcher sich aus Anlass der auf der Tagesordnung stehenden Gedenkrede Béla Inkey's auf das Directionsraths- und ordentliche Mitglied Josef Szabó ein zahlreiches distinguiertes Auditorium von Verwandten und Freunden, Fachgenossen und Schülern des Vaters der ungarischen Geologie eingefunden hatte. Denkredner, der zwanzig Jahre hindurch die väterliche Freundschaft Szabó's genossen, seine wissenschaftliche und gemeinnützige Wirksamkeit mit Aufmerksamkeit verfolgt und seine Werke eindringend studiert hat, sucht nicht so sehr die äußeren Ereignisse, als vielmehr die intensive Thätigkeit Szabó's und die Bedeutsamkeit seines Lebens zu skizzieren und führt dem Zuhörer das Bild einer selten schönen geistigen Entwicklung vor. Ein, für einen anderen Lebenslauf (Jus) sich vorbereitender Jüngling, kommt er nach Schemnitz, wo er die Naturforschung liebgewinnt. Mit jugendlichem Feuer und voller Hingebung wirkt er in dieser neuen, damals in Ungarn noch wenig beachteten Richtung. Er lernt, kämpft, arbeitet, mehrt fortwährend seine Kenntnisse, nicht so sehr in Lehrsälen, als in der freien Natur, macht Reisen, verkehrt mit Fachgenossen, eignet sich die Sprachen und das Wissen des gebildeten Auslandes an und versucht daneben schon seine Kraft an selbstständigen Werken. Endlich erreicht er jene Stellung, welche es ihm möglich und auch zur Pflicht macht, ganz der Wissenschaft zu leben. Damals ist sowohl für seine äußere Lebensbahn, als für seine innere Entwicklung der sichere Grund gelegt. Er wählt sich im Bereiche seiner Fachwissenschaft Gegenstände aus, welche sich als charakteristische Bildungen des ungarischen Bodens der ungarischen Forschung darbieten — die ungarische Trachytformation und das ungarische Tiefland. Die Lösung dieser Aufgaben steckt er sich als Hauptziele seines Lebens. Planmäßig arbeitend, stufenweise fortschreitend, die sämmtlichen wissenschaftlichen Errungenschaften verwertend, nähert er sich

seinem Ziele und schafft ein Werk, welches seinem Namen im Bereiche der Wissenschaft eine dauernde Stelle sichert. Daneben entwickelt er indessen noch eine erstaunliche Thätigkeit nicht allein auf dem Gesammtgebiete seines Faches, sondern auch auf dem Felde der verwandten Wissenschaftszweige und der Gemeincultur. Auch die äußere Anerkennung bleibt nicht aus; sein Ansehen wächst fortwährend, die Zahl seiner Freunde, Schüler, Nachfolger nimmt stetig zu. Und während er die Früchte seiner wissenschaftlichen Forschungen langsam und sicher zur Reife fördert, findet er Zeit, die junge Generation auf den von ihm gebrochenen Bahnen zu leiten und zu einem Factor der Cultur seiner Nation zu werden. Eine Lebensbahn, welche auf niedrigen rauhen Wegen beginnt, aber stufenweise und stetig in aufsteigender Richtung sich bewegt, immer größere und weitere Horizonte eröffnet und das Glück hat, das früh erblickte Ziel zu erreichen: so erscheint Szabó's, des ersten ungarischen Geologen Leben, in dessen anziehende Detaildarstellung wir dem Denkredner nicht folgen können, dessen warme und lichtvolle Charakteristik des Gelehrten, Forschers, Lehrers und Menschen Szabó ihm allseitigen lebhaften Beifall eintrug.

Hierauf erfolgte die Mittheilung der laufenden Angelegenheiten. Generalsekretär Koloman Szily gedachte vor Allem in warmen Nachrufen der jüngst gestorbenen beiden auswärtigen Mitglieder: James Derna, Präsident der Geologischen Gesellschaft von Massachusetts, und Arthur Cayley, Professor der Mathematik in Cambridge. Hierauf verlas er das an den Präsidenten gerichtete Schreiben des Erzbishofs von Kalocsa, Georg Császka, welcher, für seine Wahl zum Directionsraths-Mitgliede dankend, zur Förderung der Zwecke der Akademie 10.000 Kronen stiftet, und legte die Dankschreiben vier anderer neugewählter Mitglieder vor. Die hierauf verlesene Zuschrift der Geologischen Gesellschaft in Angelegenheit der Errichtung eines Denkmals für Josef Szabó gutheißend, beschließt die Sitzung die Circulation des beigefügten Subscriptionsbogens. Die Einladungen des Siebenbürgischen Kulturvereins und der Siebenbürgischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu ihren bevorstehenden Festlichkeiten werden angenommen. Die Aufforderung der Millennial-Ausstellungs-Commission zur Betheiligung an der Ausstellung wird der Commission der Präsidenten und der Sekretäre zugewiesen. Der mit Zuschrift eingesandte Subscriptionsbogen für ein Honterus-Denkmal in Kronstadt wird in Circulation gesetzt. Zu der am 29. Mai in Gegenwart Sr. Majestät stattfindenden Feier des Linzer Francisco-Carolinum wird ein Glückwunsch-Telegramm gesandt. Ueber die Aufnahme der mit Zuschrift des Landes-Bildergalerie-Directors eingesandten Porträts von Nikolaus Révai und Johann Bacsányi in den Porträtsaal wird in üblicher Form die nächste Generalversammlung beschließen. Die auf das Széchenyi-Monument bezüglichen Schriftstücke werden dem ursprünglichen Plane entsprechend, dem hauptstädtischen Archiv übergeben. Die Mittheilung der III. Classe über die Tomori-Stiftung und die Ergänzung der mathematischen, naturwissenschaftlichen, sowie der kriegswissenschaftlichen Commission werden zur Kenntnis genommen. Der Antrag Karl Vadnay's betreffend die Aufnahme des Bildnisses Paul Szemere's in den Porträtsaal wird der nächsten Generalversammlung vorgelegt. Der Antrag Ladislaus Fayer's betreffend die Herausgabe des 1843/44-er Strafgesetzentwurfes wird

zustimmend zur Kenntnis genommen. Der Bericht Paul Gebauer's über interessante Ausgrabungen in Békásmegyer wird der archäologischen Commission zugewiesen. Schließlich meldet der Generalsekretär die im letzten Monat eingelaufenen Büchergeschenke und erschienenen Akademiepublicationen an, worauf der Präsident die Sitzung schließt.

— Juni-Sitzung der I. Classe. Classenpräses Anton Zichy. Classensekretär Paul Gyulai legte eine umfangreichere Abhandlung des ordentlichen Mitgliedes *Alexander Imre* unter dem Titel: «Franz Kazinczy's Schulinspectorschaft» vor und verlas einige Partien derselben. In Franz Kazinczy's Leben ist die Zeit seiner, das Schulwesen betreffenden Amtsthätigkeit die Zeit praktischer Beschäftigung seiner Principien. Von dieser interessanten Lebensperiode Franz Kazinczy's — es ist die Zeit von seinem 27. bis zum 32. Lebensjahre — handelt der ebenso gelehrte wie fleißige, überdies mit Erfolg auch nach schöner Darstellung strebende Verfasser in einem eingehenden Essay. — Darauf folgte der Vortrag des ordentlichen Mitgliedes *Aaron Szilády* unter dem Titel: «Das Königsberger Fragment». Das unter diesem Titel bekannte zweitälteste ungarische Sprachdenkmal enthält Bruchstücke der ungarischen Uebersetzung einer lateinischen Marien-Legende. Vortragender ist auf der Suche nach dem Originaltext, welcher dem ungarischen Uebersetzer als Grundlage gedient hat, bisher nicht zum gewünschten Ziele gelangt, hat aber verschiedene andere lateinische Behandlungen desselben Gegenstandes gefunden, welche Parallelstellen zu verschiedenen noch unerklärt gewesenen Stellen des ungarischen Textes enthalten. Durch diese lateinischen, sowie durch die in den späteren ungarischen Sprachdenkmälern ähnlichen Inhalts vorfindlichen ungarischen Parallelstellen erklärt nun Vortragender, ein genauer Kenner der alten ungarischen Sprachdenkmäler und scharfsinniger Textkritiker, sehr viele bisher dunkel gewesene Partien des Königsberger Fragments. — Den letzten Vortrag hielt das ordentliche Mitglied Sigmund Simonyi, welcher eine Abhandlung des jungen ungarischen Sprach- und Geschichtsforschers *Stefan Szamota* unter dem Titel: «Die Stiftungsurkunde der Tihanyer Abtei als ältestes ungarisches Sprachdenkmal» verlas. Verfasser hat aus dem Originaltext der erwähnten Urkunde die darin zahlreich vorkommenden, meist auf Personen und Oertlichkeiten bezüglichen ungarischen Wörter und Wortgruppen und die in denselben erscheinenden Suffixe und Bildungssilben nach grammatischem Gesichtspunkte zusammengesellt und ein ebenso für die Laut-, als die Formenlehre der ungarischen Sprache aus einer der bekannten Leichenrede vorangegangenen Zeit wichtiges Material zu wissenschaftlichem Gebrauche zusammengestellt.

— Juni-Sitzung der II. Classe. Den Vorsitz führte zum ersten Male der neugewählte Classenpräses Julius Pauler, den ersten Vortrag hielt das correspondierende Mitglied *Bernhard Alexander,* welcher eine Abhandlung des Ehrenmitgliedes *Samuel Brassai* unter dem Titel: «Der wahre Positivismus» vorlas. Brassai, der ewigjunge Alte, stellt sich in dieser Abhandlung gewissermaßen in Gegensatz zu August Comte, dem Hauptrepräsentanten der positiven Philosophie. Er sucht jene fundamentalen Thatsachen, aus welchen im Gegensatze zu Comte ein neues philosophisches System aufgebaut werden könnte. Er gibt in dieser Abhandlung kein ganzes System, sondern bestimmt blos die Hauptbegriffe, welche

bei einem philosophischen System in Frage kommen können. Aus der, 115 dichtbeschriebene Folioseiten umfassenden Abhandlung konnte Alexander nur einige Proben vorlesen. Die Vorlesung wurde von lebhaften Éljenrufen für den alten Brassai begleitet. — Hierauf hielt das correspondierende Mitglied *Zoltán Ráth* einen Vortrag unter dem Titel: «Von der Reform unserer Justiz-Statistik». Wie allbekannt, sind jene Zweige der Statistik in ihrer Entwicklung am meisten zurükgeblieben, welche sich an die regelmäßige staatliche Thätigkeit knüpfen. Zu diesen gehört auch die Justiz-Statistik. Vortragender legt den gegenwärtigen Stand dieses Zweiges unserer Statistik dar, wobei er sowohl den allgemein geschäftsverkehrlichen, als auch den kriminalstatistischen Theil desselben einer scharfen Kritik unterzieht. Er skizzirt die Geschichte unserer Kriminalstatistik von der Zeit des Absolutismus bis heute. Dann zählt er jene Hauptprinzipien auf, nach welchen er die Justizstatistik in seinem in Folge amtlicher Betrauung verfaßten Entwurf umzugestalten wünscht. Er will die Organe der Rechtspflege von den für sie lästigen Ausweisen und Zahlenoperationen dispensieren und von ihnen nur die Aufzeichnung der wichtigeren Thatsachen fordern. Diese Aufzeichnungen würden auf den der Natur der einzelnen Geschäftsarten sich anpassenden Frageblättern oder den sogenannten Zählblättern stattfinden, welche er indessen vorläufig nur im Criminalverfahren anzuwenden wünscht. Er zeigt die Einrichtung der geplanten Aufnahmsblätter vor. Diese Blätter enthalten den ganzen Gang des Criminalverfahrens, die Personalverhältnisse der abgeurtheilten Individuen und den Inhalt des rechtskräftigen Urtheils. Ein besonderes Blatt dient der Darstellung der Verhältnisse der Verhafteten, ihres Verhaltens, Erwerbes während der Haft. Die Aufarbeitung der Blätter würde eine Aufgabe des statistischen Zentralamtes bilden. Dieser Entwurf enthält eine radikalere Reform, als das deutsche und italienische System, welches die Individualblätter bloß zur Darstellung der Lebensverhältnisse und des Verbrechens der Abgeurtheilten verwendet. Schließlich betont Vortragender die praktische Wichtigkeit des Studiums der sittlichen Kräfte, welchem die Justizstatistik große Dienste zu leisten berufen ist.

— Plenarsitzung am 24. Juni. Präsident Baron Roland Eötvös. Generalsekretär Koloman Szily widmet zuerst dem jüngst verstorbenen auswärtigen Mitgliede Theophil Stier einen warmen Nachruf. Die I. Classe wird für eine Denkrede sorgen. Hierauf verliest der Generalsekretär eine Zuschrift des Unterrichtsministers Julius Wlassics, welcher anlässlich der an die Regierung ergangenen Aufforderung der Theilnahme an dem in Leyden abzuhaltenden internationalen Zoologen-Congresse, die Akademie zur Entsendung von Vertretern auffordert. Der Präsident ersucht die darauf reflectierenden Fachmänner sich zu melden. — Hierauf werlas der Generalsekretär die vom Unterrichtsminister Julius Wlassics in Betreff der Uebernahme der Elischer'schen Goethe-Sammlung durch die Akademie an den Präsidenten der Akademie gerichtete Zuschrift, nebst der dieser Zuschrift zu Grunde liegenden Eingabe des Dr. Julius Elischer an den Herrn Unterrichtsminister, und den auf beide bezüglichen Antrag der Bibliotheks Commission. Diese empfiehlt der Akademie die Annahme der wertvollen Sammlung nebst der von Dr. Julius Elischer zum Zwecke ihrer Erhaltung und Vermehrung gegründeten 2000 Gulden-Stiftung und den daran geknüpften Bedingungen; sie empfiehlt

zum Zwecke der Placierung, Aufbewahrung, Instandhaltung und Zugänglichmachung der Sammlung für das Publikum die Ueberlassung des hiezu überaus geeigneten lichten Parterresaales an der Ecke der Akademiegasse und des Franz-Josef-Platzes, und — da die Uebertragung der Sammlung aus der Wohnung weiland Dr. Balthasar Elischer's zum 15. Juli nothwendig ist — die Betrauung des Oberbibliothekars August Heller mit der Herbeischaffung der zum Zwecke der Placierung der Sammlung nothwendigen Einrichtung. Die Akademie nimmt den Antrag der Bibliothek-Commission bereitwilligst an und votiert sowohl dem Minister als dem Dr. Julius Elischer ihren innigsten Dank.

Hierauf legt der Generalsekretär die von der III. Classe ausgearbeitete geschäftsordnungmäßige Textierung der Julius Forster-Preisstiftung für landwirtschaftliche wissenschaftliche Arbeiten, sowie die von der historischen Commission vorgeschlagene geschäftsordnungsmäßige Textierung der Alexander Vigyázó'schen Preisstiftung für historische wissenschaftliche Arbeiten vor. Beide Vorlagen wurden zustimmend angenommen. Weiter legte der Generalsekretär dem Plenum zur Bestätigung vor die Berichte der sprachwissenschaftlichen, literarisch-historischen, klassisch-philologischen, historischen, volkswirtschaftlichen und archäologischen Commissionen über ihre erfolgte Konstituierung und der I. Classe über die Wahl der ordentlichen Mitglieder Karl Szász und Zoltán Beöthy zu Mitgliedern der Büchereditions-Commission, ferner der Mitglieder J. Bánóczy, J. Szigethi und Karl Vadnai zu Preisrichtern bet effend die Kóczán-Concurrenz und der Mitglieder Karl Szász, Paul Gyulai und Zoltán Beöthy zu Preisrichtern bezüglich der Péczely-Concurrenz. — Das Plenum nimmt den empfehlenden Bericht der klassisch-philologischen Commission in Betreff der durch Rudolf Vári zu redigierenden kritischen Ausgabe der Taktik Kaiser Leo's des Weisen zustimmend entgegen. Weiter nimmt das Plenum den Antrag der historischen Commission betreffend die Ueberlassung des aus der Forster-Stiftung für ungarisch-kirchengeschichtliche Zwecke an dem von Bischof Wilhelm Fraknói in Rom errichteten historischen Institut dotirten Stiftungsplatzes an den Wiener Bibliotheksbeamten Anton Hodiska an. Sodann nimmt die Akademie die Meldungen von dem 100 Gulden-Legat des Grafen Josef Somsich und von den Spenden der ordentlichen Mitglieder Alexander Hegedüs und Julius König für den Pensionsfond der Akademiebeamten dankend zur Kenntnis. Schließlich meldet der Generalsekretär die Büchereinläufe für die Akademie-Bibliothek an, worauf Präsident Baron Roland Eötvös die Sitzung mit den besten Wünschen für die Ferien schließt.

— Plenarsitzung am 28. Oktober. Nachdem Akademie-Präsident Baron Roland Eötvös die Sitzung eröffnet, hielt das correspondierende Mitglied *Ludwig Ilosvay* die Denkrede auf das ordentliche Mitglied Karl Nendtvich. Redner schildert in liebevoller Weise den Lebenslauf des Verewigten, seine Verdienste um die Einbürgerung der Pflege der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie in Ungarn, seine segensreiche Wirksamkeit als Professor, seine wertvolle literarische Thätigkeit, seine rege Theilnahme an den Arbeiten der Vereine für Naturwissenschaften und deren Anwendung auf Industrie, seine ausgedehnten Studienreisen in beiden Hemisphären, sein lebhaftes Interesse für sämmtliche Zweige der Wissen-

schaft, seine Liebe zu seiner Familie, seinen mannhaften Charakter. Der Denkfeier wohnten zahlreiche Familienangehörige an.

Hierauf würdigte der Generalsekretär die hohen Verdienste des jüngst heimgegangenen ordentlichen Mitgliedes *Gabriel Szarvas* um die ungarische Sprache in längerem Nachrufe und gedachte der Betheiligung der Akademie an der Leichenfeier; er widmete dann dem auswärtigen Mitgliede Professor der Philosophie Karl Ludwig einen kurzen Nachruf, verlas den Dank der Witwe Pasteur's für die Beileidskundgebung der Akademie, legte den Bericht des correspondierenden Mitgliedes Karl Vadnai über seine und Moriz Jókai's Vertretung der Akademie bei der Beöthy-Denkfeier in Komorn vor, ferner der Stiftungsbrief Julius Forster's über seine 14.000 fl.-Stiftung, ferner die Einladungen zur Inauguralfeier der reformierten Theologie-Fakultät an der Universität Klausenburg und zum «Nagy-Várad»-Jubiläum, welche zu Kenntnis genommen wurden; dann legte er die Liste für die am 30. September abgelaufenen Preisconcurrenz ernannten Preisrichter vor, meldete, dass in die Semsey-Commission an Stelle des verstorbenen Budenz Ignaz Goldzieher conclamiert wurde, dass die I. Classe in die Superrevisions-Commission für das Wörterbuch der mittelalterlichen Latinität Ungarns die Mitglieder Anton Zichy und Emil Thewrewk entsandt habe, die II. und III. Classe aber ihre Mitglieder nachträglich nominiren werden, dass die aus dem Nachlasse Petényi's stammenden naturhistorischen Schriften zur Hinterlegung im Akademie-Archiv übernommen werden sollen, dass das correspondierende Mitglied Albert Bedő der Akademie als Geschenk des Gutsbesitzers Paul Maurer einen vom berühmten Mathematiker Wolfgang Bólyai Bólya gebrauchten Globus übermittelt habe; er legte ferner die Sitzungsordnung für 1896 vor, erinnerte an die am 3. November (Sonntag) Vormittags um 10 Uhr im Akademieprunksaale stattfindende Széchenyi-Feier, wobei Professor Alexander Lipthay den Festvortrag unter dem Titel: «Grafss Stefan Széchenyi's technische Schöpfungen» halten wird; und schloss mit der Anmeldung der für die Bibliothek eingelaufenen Bücherspenden und der Publikationen der Akademie aus dem letzten Monate.

— November-Sitzung der II. Classe unter Vorsitz des Classenpräses JULIUS PAULER. Den ersten Vortrag hielt das ordentliche Mitglied LUDWIG LÁNG unter dem Titel: «*Die Proportionen der Nationalitäten in Oesterreich*». Vortragender beleuchtet den sehr interessanten Kampf des Deutschthums und Slaventhums in Oesterreich, wobei er mit zahlreichen Daten verschiedenster Natur beweist, dass das Deutschthum nicht nur an Zahl, sondern auch in wirthschaftlicher und kultureller Hinsicht den Slaven gegenüber immer mehr an Terrain verliert. Den hochwichtigen politischen Hintergrund der Frage berührt Vortragender blos, um sich desto eingehender mit den Thatsachen selbst zu beschäftigen, welche uns dieser interessante Process vor Augen stellt. Er legt besonderes Gewicht auf den Beweis, dass der relative Rückgang des Deutschthums nicht so sehr eine Folge der in der österreichischen Regierung zu Tage tretenden wechselnden politischen Richtungen, sondern ein Ergebniss tiefliegender wirthschaftlicher und kultureller Ursachen ist, welche geräuschlos immer gewirkt haben und nach der Schlacht von Sadova nur augenfälliger geworden sind, so dass die den Deutschen nicht günstige neuere politische Wendung mehr eine Wirkung, als eine hervorrufende Ur-

sache ist. Vortragender weist auf die Vermehrung der Czechen nicht blos in Böhmen, sondern auch in Wien in den verschiedensten Schichten der Bevölkerung, auf die Ausbreitung des Slaventhums auch im Staatsdienste selbst, sowohl in der Bureaukratie, als auch auf der militärischen und kirchlichen Laufbahn hin. Am Schlusse seiner weiteren Ausführungen findet es Vortragender unzweifelhaft, dass in Oesterreich nicht an der Oberfläche sich bewegende, sondern sehr tiefliegende Factoren zur relativen Schwächung der Zahl sowohl, als der wirthschaftlichen und kulturellen Kräfte des Deutschthums zusammenwirken, welche bald schwächer, bald stärker, aber unaufhörlich in der Vergangenheit Einfluss geübt haben und darum unzweifelhaft auch in der Zukunft Einfluss üben werden. — Vortragender verbreitet sich absichtlich nicht über die Frage, ob diese Thatsachen für uns günstig oder ungünstig sind, noch darauf, welche Stellung wir dazu nehmen sollen. Er wollte nur die Thatsache selbst beleuchten, welche wir nicht in Abrede stellen können. — Den zweiten Vortrag hielt das ordentliche Mitglied Josef Hampel unter dem Titel: «*Die neueren Studien über die Kupferzeit*», in welchem er kurz über die auf die Kupferzeit bezüglichen Ergebnisse der neueren archäologischen Forschung referirt.

— December-Sitzung der I. Classe unter Vorsitz des Classenpräsidenten Anton Zichy. Den ersten Vortrag hielt Géza Némethy unter dem Titel «*Virgil's Dido*». Der Vortrag ist eine Probe aus einer unter der Feder des Vortragenden befindlichen grossen Monographie, in welcher derselbe das Leben und die Werke des Fürsten der römischen Dichter in einer auch für das große Publicum genießbaren Form zu behandeln wünscht. In dem vorgelesenen Capitel überblickt Vortragender die Rolle der Liebe in der ganzen antiken Poesie von Homer bis Horaz und weist nach, dass Virgil der erste classische Dichter gewesen ist, der sich zu einer tieferen und edleren Auffassung der Liebe erhebend, dieses Gefühl als *vollständige Hingabe* an ein anderes Wesen schildert. — Hierauf las Josef Balassa, als Gast, eine Abhandlung: «*Ueber die Geschichte der kurzen Vocale der ungarischen Sprache*». — Schließlich legte Classenpräsident Anton Zichy den *sechsten* Band der «*Correspondenz Franz Kazinczy's*» vor, indem er die vom Redacteur der Edition, Dr. Johann Váczy, verfasste Einleitung vorlas. Dieser Band bringt weitere werthvolle Enthüllungen über Kazinczy's literarische Pläne, über das Schicksal der Tübinger Preisfrage, über die Wiener Reise des Széphalmaer Reformators, über die Erinnerungen aus seiner Gefangenschaft, über die bisherige Wirkung seiner Thätigkeit und über seine patriotischen Besorgnisse. Wiewohl die im VI. Bande enthaltenen Briefe (bes. aus dem J. 1809) vornehmlich in politischer Hinsicht bedeutsam sind, bieten sie doch auch überaus interessante Mittheilung über den damaligen Zustand unserer Literatur. Kazinczy zeigt sich darin als wahrer Mentor unserer jungen Literaten-Generation. — Der heutigen Sitzung wohnten unter der Führung des Professors Moritz Szilassy die Universitätshörer des Eötvös-Collegiums in corpore bei.

— December-Sitzung der II. Classe unter Vorsitz des ordentlichen Mitgliedes Thomas Vécsey. Das correspondirende Mitglied Julius Vargha verliest eine Abhandlung Dr. Gustav Thirring's, des Vicedirectoré des communal-statistischen Bureaus: «*Auswanderer von Ungarn nach den Vereinigten Staaten Ame-*

*rikas*». Der Verfasser hat das reiche Material der amerikanischen Statistik aufgearbeitet, welches bezüglich der Auswanderung aus Ungarn seit dem Jahre 1861 gesammelt wurde. Nach diesen amtlichen Angaban, die sich auf das Alter, Geschlecht und den Beruf der Auswanderer beziehen, ist die Anzahl der ungarischen Auswanderer eine bedeutend größere, als nach den ungarischen Angaben. In den Jahren 1861 bis 1893 sind nicht weniger als 236,975 Ungarn in den Vereinigten Staaten eingewandert, und war es namentlich das letzte Jahrzehnt, in welchem die Wanderbeweguug einen äußerst hohen Grad erreicht hat. Unter allen Auswanderern sind es übrigens die Ungarn, unter denen sich die wenigsten Frauen und Kinder, daher auch die wenigsten Familien befinden. Dagegen kennzeichnet die ungarische Emigration das auffallende Fernbleiben der intelligenten Berufsarten. Von 1874 bis 1892 sind insgesammt nur 416 der Intelligenz angehörende Personen ausgewandert, ferner 8862 Industrielle und sonstige «gelernte Berufe», dagegen über 190,000 Taglöhner, Arbeiter und berufslose Individuen- Infolge der rasch anwachsenden Auswanderung hat sich die Zahl der in Amerika lebenden Ungarn in den letzten Jahrzehnten rapid vermehrt; 1890 betrug die Anzahl derselben nicht weniger als 62,435. Die Mehrheit der ungarischen Auswanderer siedelt sich in den östlichen Staaten der Union an. — Hierauf las der Oberphysicus des Comitates Neutra, Dr. CARL THURÓCZY, seine Abhandlung «*Ueber die land wirthschaftlichen und kulturellen Verhältnisse des Comitates Neutra*». Vortragender hob hervor, dass bei der zwar aus mehreren Nationalitäten gemischten, aber ungarisch gesinnten Bevölkerung des Comitates der Patriotismus unbezweifelbar feststeht. Die Entwickelung ihrer landwirthschaftlichen Institutionen schreitet unter dem Einflusse des vom gebildeten Wesen gegebenen Beispieles stufenweise vorwärts. Ihre Fabriksindustrie, besonders die auf die Verwerthung der landwirthschaftlichen Producte gerichtete, hat einen erfreulichen Aufschwung genommen, während die besonders auf dem Gebiete des Unterrichtswesens erreichten Resultate sowohl aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen Bildung, als auch aus dem der Magyariseirung als günstig anerkannt werden dürfen.

— Plenarsitzung am 16. December. Vorsitzender: Akademie-Präsident Baron ROLAND EÖTVÖS. Erster Gegenstand der Tagesordnung: «*Denkrede auf das ordentliche Mitglied Josef Budenz*», gehalten vom correspondirenden Mitgliede BERNHARD MUNKÁCSI. Redner gibt in seiner Denkrede über den verdienstvollen Gelehrten nicht allein der Pietät der Akademie Ausdruck, sondern auch dem Danke jener *sprachwissenschaftlichen Schule*, welche der Dahingeschiedene mit voller Zielbewusstheit und selbstaufopfernder Liebe erzogen hat. Budenz hat von seinen Nachfolgern mit Recht den Ehrennamen des «*Vaters der ungarischen Sprachwissenschaft*» verdient, da er diesen Wissenschaftszweig von nationalem Interesse nicht nur auf eine feste Grundlage gestellt und zur Blüthe gebracht, sondern auch für dessen künftige Entwickelung erfolgreich gesorgt hat. Nachdem Denkredner die lehrreiche Lebensbahn des großen Meisters überblickt, beschäftigte er sich eingehend mit den hervorragenderen Momenten derselben und gibt im Zusammenhange damit zugleich eine Skizze seiner außerordentlichen literarischen Thätigkeit, welche ihm in der Geschichte der ungarischen Culturbestrebungen einen unvergänglichen Namen sichert und unserer Gelehrsamkeit im Aus-

lande Achtung erworben hat. Von der Wirkung, welche Budenz mit seinen Schöpfungen erreicht hat, kommt ein beträchtliches Verdienst auch PAUL HUNFALVY zu, der Budenz in unser Vaterland brachte und seine Erfolge in der Akademie, ja zum Theile auch an der Universität förderte. Ein Vergleich der Thätigkeitsrichtungen, sowie der individuellen Züge dieser beiden Heroen unseres wissenschaftlichen Lebens zeigt, dass dieselben — wiewohl in mehreren Hinsichten Gegensätze — einander dennoch auf's Innigste ergänzen. Denkredner verbreitet sich bei seiner bezüglichen Darstellung mehrmals über die heutigen Verhältnisse unserer vergleichenden Sprachwissenschaft, in deren Zeichnung die Lücke stark in die Augen fällt, welche das rasch aufeinanderfolgende Hinstürzen der beiden hohen Säulen zurückließ. Die von diesen Vorgängern auf die jüngere Generation vererbte Begeisterung aber wird, gepaart mit Ausdauer, die zurückgebliebenen und seitens der europäischen Gelehrsamkeit eben von *uns* erwarteten großen Aufgaben gewiss vorwärtsbringen; und dies wird seitens der Schüler Budenz' die wahre Ehrung und das wahre *Andenken* des hehren Namens ihres Meisters sein. Hierauf widmete der Generalsecretär COLOMAN SZILY dem am 13. l. M. dahingeschiedenen Ehrenmitgliede ÁNYO JEDLIK einen, seine hohen Verdienste als Physiker und Lehrer der Physik würdigenden, ehrenden Nachruf. Dann theilte er die laufenden Angelegenheiten mit; vor Allem einen vom Pasteur-Denkmal-Comité in Paris eingelaufenen Sammelbogen für das projectirte internationale Pasteur-Denkmal. Er wird in Circulation gesetzt werden. Sodann eine Einladung zu der in der ersten Hälfte Juli 1896 stattfindenden Londoner Conferenz über eine internationale Bibliographie. Die Akademie wird sich vertreten lassen. In Betreff der von LADISLAUS FAYER beantragten Herausgabe des 1843—44er Strafgesetz-Entwurfes werden die ordentlichen Mitglieder ALEXANDER HEGEDÜS und AUGUST PULSZKY mit der Ausarbeitung eines Memorandums betraut, in welchem das Abgeordnetenhaus um materielle Unterstützung behufs Ermöglichung der Ausgabe angegangen werden soll. — Graf ALEXANDER APPONYI macht der Akademie die in seinem Besitze befindliche seltene erste Ausgabe von »*Aesopus meséi*« zum *Geschenk* und lehnt das dafür angebotene Tauschobject ab. Die Akademie votirt ihm Dank. — Schließlich legt der Generalsecretär die für die Akademie-Bibliothek eingelangten Geschenke, sowie die im Laufe des Monates erschienenen Publicationen der Akademie vor.

# UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

*A Pallas Nagy Lexicona.* Az összes ismeretek encyclopediája tizenhat kötetben. *Das große Pallas-Lexicon. Encyclopaedie des gesammten Wissens in sechzehn Bänden.)* VII. VIII. IX. und X. Band. Budapest, 1894/95. Herausgegeben von der «Pallas», Bücherverlags- und Buchdruckeri-Actiengesellschaft.

Seitdem diese «Ungarische Revue» Jahrgang XIV. (1894) S. 240 den fünften und sechsten Band dieses monumentalen Werkes angezeigt hat, ist dasselbe um weitere vier Bände angewachsen, welche das ursprünglich Versprochene in gewissenhaftester Weise halten. Nicht nur der stets zunehmende Reichthum an wissenschaftlichem Gehalt und künstlerischer Ergänzung, sondern auch die strenge Pünktlichkeit, mit welcher die Verlagsunternehmung den eingegangenen Verbindlichkeiten nachkommt, weisen auf eine wohlorganisierte Leitung hin, der es gelungen ist, vorzügliche und in ernster, ja schwerer Arbeit geübte Kräfte glücklich zu vereinigen und sich durch dieses «viribus unitis» ein unvergängliches Denkmal zu errichten. Jeder Band weist im Anhange gegen 300 Mitarbeiter aus, unter welchen wir die besten Namen unserer Gelehrtenkreise finden und da die Artikel ohne Ausnahme von den Verfassern gezeichnet sind, hat man die beste Garantie für die Tüchtigkeit und Verlässlichkeit der Aufklärungen und Auseinandersetzungen. War ein «Conversationslexicon» in ungarischer Sprache überhaupt schon ein Bedürfnis, so ist das vorliegende wegen der durchaus erschöpfenden Bearbeitung aller, Ungarn betreffenden Fragen (in Geschichte, Genealogie, Epigraphik, Kostümkunde, Literatur, Sprache und Philologie, Zigeunerkunde, Geographie, Geologie u. s. w.) geradezu eine That, welcher die rückhaltlose Anerkennung aller Kreise und auch eine wohlverdiente Verbreitung in allen Gegenden der zur Stefanskrone gehörenden Länder gesichert ist. Nach dem bisherigen Umfange — Band X. schließt mit dem Artikel «közellátás» — zu urtheilen, wird die Unternehmung noch bedeutende Opfer zu bringen haben, da sie, ohne die stipulirten Pränumerations-Bedingungen seitens des Publicums berühren zu wollen über den versprochenen Rahmen wird hinausgehen müssen; fehlen doch noch die großen Aufsätze über Ungarn — magyar —, während fast die Hälfte des Alphabets zehn Bände bereits occupiert hat. Die «Pallas» wird unentwegt an der Vollendung des großen Werkes in der einmal eingeschlagenen Bahn fortarbeiten und in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren eine patriotische Leistung von unberechenbarer Wirkung vollendet haben.

*VII. Band 1894.* — 960 Seiten, d. h. 1920 Spalten von *Fekbér* (Lagerzins) bis

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

*Geszt* (Kernholz) mit 275 Textillustrationen, 43 Vollbildern, darunter 6 Farbendrucke, 6 Landkarten und 1 Stadtplan. — Die Farbendrucke sind: Wolkenformationen, ungarische bemalte Holz-Möbel, Phylloxera, Seehunde, Tauben, die gesunde und die kranke Kehle. — Landkarten: das Comitat Fogaras, Mercators Projection, Frankreichs historische und geographische Landkarte, Galicien und die Bukovina. — Stadtplan: Stadt und Hafen von Fiume. — Die übrigen Vollbilder gehören zumeist der Technologie und der Naturgeschichte an. Besonders beachtenswerth sind zwei Landschaften, die Zahnradbahn auf den Schwabenberg bei Budapest (Ofen) darstellend.

*VIII. Band. 1894.* — 814 Seiten = 1628 Spalten von *Gesztely* (Ortschaft) bis *Hegyvám* (Bergsteuer) mit 169 Textillustrationen und 49 Vollbildern; darunter 5 Farbendrucke: Glagolitische Denkmäler (ein Blatt aus dem Benedictiner-Regeln d. XIV. Jahrhunderts, im Besitze der Südslavischen Akademie in Agram, Schwämme, Gorilla, Eidechsen, Halotti beszéd (Facsimile der Grabrede», das ältesten ungarischen Sprachdenkmals mit Transcription und Interlinearübersetzung). — 6 Landkarten: das Comitat Gömör, Griechenland, Landkarte des Weltverkehrs, die Comitate Gran, Hajdu und Háromszék. — 1 Stadtplan: Die Stadt Gran. — Unter den übrigen Vollbildern: Griechische Skulpturen (3 Blätter).

*IX. Band 1895.* — 1022 Seiten = 2044 Spalten von *Hehezet* (Aspiration) bis *Kacor* (Krummes Messer im Forstwesen; auch häufiger Name in Volksmärchen), mit 199 Textillustrationen und 40 Bilderbeilagen, darunter: 6 Farbendrucke: Seidenstickereien im Székler National-Museum, Székler Mantelstickereien, die sichtbare Mondfläche, das Honvéddenkmal in Budapest, die ungarische Landwehr (honvédség), Cicaden (Stridulantia seu Cicadidæ). — 3 Kupferstiche: Heracles von Farnese, Hermes, Juno Sospita. — 10 Landkarten: Die Comitate Heves, Hont, Hunyad und Jászkún; — Croatien-Slavonien, Vorder-Indien, Japan und Hortobágy (berühmte Puszta bei Debreczen). — 1 Stadtplan: Jerusalem.

*X. Band. 1895.* — 960 Seiten = 1920 Spalten von Kacs (Cutch) bis Közellátás (Miopia) mit 212 Textillustrationen und 41 besonderen Bilderbeilagen, darunter 9 Farbendrucke: Enten, Cacteæ, Keramik, Kolibri, Simulia columbecensis Frabr. die ungarische Krone nebst Insignien, der ungarische Krönungsmantel, Titelblatt des Theophrastus L. (Corvin-Codex), Vorrede zum h. Hieronymus (Anfang der 42-zeiligen Bibel Gutenbergs). — 9 Landkarten: Kärnten, Krain und Litorale, die Karpaten, die Länder des Mittelländischen Meeres zur Zeit der Kreuzzüge, dieselben seit den Kreuzzügen, Khina, der Kongo-Staat, die Comitate: Kis-Küküllő, Kolozs, Komorn. — 4 Stadtpläne: Kaschau, Klausenburg, Konstantinopel und Kopenhagen.

*Almanach nemes szivek számára 1896-iki szökő évre.* Az 1796-diki almanach mintájára. (Almanach für edle Herzen auf das Schaltjahr 1896. Nach dem Muster des gleichbetitelten Almanachs auf das Jahr 1796) Budapest, 1896. Athenaeum. 80 S.

*Ambrus István dr., A socialismus.* (Der Socialismus. Preisgekrönte Studie von Dr. Stefan Ambrus.) Erlau, Blay, 244 S.

*Ambrus Zoltán, Ninive pusztulása és egyéb történetek.* (Ninive's Untergang und andere Geschichten, von Zoltán Ambrus.) Budapest. 1895. Athenæum. 171 S. (Lesehalle des Athenæums III. Jhg. 5. Bd.

*Anonymus, A néppártról.* (Über die Volkspartei. Flugschrift von Anonymus.) Budapest, 1895. Grill. 33 S.

*Bálintitt József báró, Költemények.* (Gedichte von Baron Josef Bálintitt.) Maros-Vásárhely, 1895. Reichardsperg, 64 S.

*Beöthy László, Két leány és egy legény.* (Zwei Mädchen und ein Mann.) Roman von Ladislaus Beöthy.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 162 S. (Allgemeine Romanbibliothek. X. Jhg. 8. Bd.)

*Brocskó Lajos, Svajcz árvaházai.* (Die Waisenhäuser der Schweiz. Studie von Ludwig Brocskó.) Budapest, 1895. Kókai in Comm. 61 S.

*Cristea Illés, Eminescu élete és müvei.* (Leben und Werke des Eminescu. Studien zur neueren rumänischen Literatur von Elias Cristea.) Szamos-Ujvár, 1895. Todorán, 77 S.

*Csengeri János dr. és Pasteiner Gyula, Görög földön.* (In Griechenland. Denkbuch über dir Studienreise ungarischer Professoren im Jahre 1893. Herausgegeben von Dr. Johann Csengeri und Dr. Julius Pasteiner.) Budapest, 1895. Franklin, XIV. und 303 S.

*Dömötör Pál, Őszi rózsák.* (Herbstrosen. Originalgedichte und poetische Uebersetzungen aus dem Serbischen von Paul Dömötör.) Zombor, 1895. Kollár, 242 S.

*Éble Gábor, A Harruckern- és a Károlyi-család.* (Die Familie der Harruckern und der Károlyi. Genealogische Studie nach Original-Quellen von Gabriel Éble.) Budapest, 1895. Hornyánszky, 82 S.

*Falcsik Dezső, A közigazgatási jog alapeszméi.* (Die Grundfragen des Verwaltungsrechtes. Als Einleitung in das Studium des ungarischen positiven Verwaltungsrechtes, von Desider Falcsik.) Erlau, 1895. Szolcsányi, 133 S.

*Fayer László, Az otthon védelme a magyar büntetőjogban.* (Der Schutz des Heimes im ungarischen Strafrecht. Antrittsvortrag von Dr. Ladislaus Fayer.) Budapest, 1895. Akademie, 32 S.

*Fehér Márkus. Dalaim.* (Meine Lieder. Von Marcus Fehér.) Budapest, 1895. Grill, 94 S.

*Fejér Ignácz, A német és templomos lovagok Haralyban.* (Die deutschen Ritter und Tempelherren in Haraly. Kirchengeschichtliche Abhandlung von Ignácz Fejer.) Erlau, 1895. Stefan Blay, 47 S.

*Frederik Jenő, dr., Mi az Isten?* (Was ist Gott? Kurze Antwort auf die an mich gerichtete Frage von Dr. Eugen Frederik.) Budapest. 1895. Nagel jun., 34 S.

*Gál Kelemen, Trendelenburg bölcseleti rendszere, tekintettel Kantra.* (Trendelenburg's philosophisches System, mit Hinblick auf Kant, von Clemens Gál. Klausenburg, 1895. Stein, 78 S.

*Gyarmathy Zsigáné, Asszonyokról asszonyoknak. Elbeszélések.* (Von Frauen für Frauen. Erzählungen von Frau Siegmund Gyarmathy.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 160 S. (Allgemeine Romanbibliothek X. Jhg. Bd. 12.)

*Gyömörei Felix, Az osztrák udvari politika és Magyarország állami függetlensége.* (Oesterreichs Hofpolitik und Ungarns staatliche Unabhängigkeit. Politische Abhandlung von Felix Gyömörey.) Szolnok, 1895. Szücs, 28 S.

*Gyulay Farkas, Nálunk vidéken.* (Bei uns in der Provinz. Humoristische Erzählungen und Skizzen von Wolfgang Gyulai.) Klausenburg, 1895. Stein, 132 S.

*Hevesi József, A gordiusi csomó és egyéb elbeszélések.* (Der gordische Knoten und andere Erzählungen von Josef Hevesi.) Budapest, 1895. Deutsch und Comp. 191 Seite.

*Horváth János, Kossuth Lajos mint Pestmegye követe és mint miniszter.* (Ludwig Kossuth als Ablegat des Pester Comitates, wie als Minister vom Standpunkte des 1867-er Ausgleiches und des Programms der Unabhängigkeits-Partei. Von Johann Horváth.) Budapest, 1895. Dobrovszky und Franke. 37 S.

*Istvánffy Gyula, Palócz néprajzi tanulmányok.* (Ethnografische Studien über die Palózen von Julius Istvánffy.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 41 S.

*Jámbor Gyula, Szabadalmi ügyünk reformjához.* (Zur Reform unseres Patentwesens, von Julius Jámbor.) Budapest, 1895. Nagel jun., 44 S.

— — *Az ujdonság fogalma a szabadalmi jogban.* (Der Begriff der Neuheit im Patentrechte von Demselben.) Budapest, 1895. Nagel jun., 27 S.

*Jancsó Benedek, Szabadságharczunk és a dako-román törekvések.* (Unser Freiheitskampf und die daco-romanische Aspirationen, von Benedict Jancsó.) Budapest, 1895. Lampel, XIV. 319.

*Jancsó György dr., A magyar özvegyi jog.* (Das ungarische Witwenrecht, von Dr. Georg Jancsó.) Budapest, 1895. Hornyánszky. 232 S.

*Jankovich Béla dr., Magyar nemzeti könyvtár.* (Eine ungarische Nationalbibliothek. Flugschrift von Dr. Béla Jankovich.) Budapest, 1895. Kilian, in Comm. 22 S.

*Kobor Tamás, Marianne.* (Marianne. Erzählung von Thomas Kobor.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 159 S.

*Koerck Jenő, Társadalmi ellentétek.* (Sociale Contraste. Flugschrift von Eugen Koerck.) Budapest, 1895. Grill, 36 S.

*Kőrösi László, Vaszary Kolos életrajza.* (Biographie des Cardinal-Fürstprimas Vaszary, von Ladislaus Kőrösi.) Budapest, 1895. Verlag der »Zeitbilder« 319 S.

*Kossuth Lajos iratai.* (Ludwig Kossuth's Schriften. V. Band. Erster Theil: 1860—1863. Ungarische Angelegenheiten. Zweiter Theil: 1863. Polnische Revolution.) Zum Druck befördert durch Ignaz Helfy. Budapest, 1895. Athenæum. XI. u. 500 S.

*Kubinek Gyula, Parasztsocialismus.* (Bauern-Socialismus, von Julius Kubinek.) Budapest, 1895. Eggenberger, 84 S.

*Kupa Árpád, A napszámosok. Regény.* (Die Taglöhner, Roman von Árpád Kupa.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 148 S.

*Láng Lajos, Emlékbeszéd Grünwald Béla l. tagról.* (Denkrede auf das corresp. Mitglied d. Ung. Akad. Béla Grünwald, von Ludwig Láng.) Budapest, 1895. Akademie, 31 S.

Im Auszuge mitgetheilt Ung. Revue Jhg. XIV. (1894) S. 554.

*Lázár Béla, Bál után.* (Nach dem Balle. Monolog von Bela Lázár.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 8 S.

*Lázár Béla, Myria. — Anya.* (Myria. — Mutter. Zwei Erzählungen von Béla Lázár.) Budapest, 1895. Grill, 149 S.

*Lederer Ábrahám, A világnézet és a nevelés feladata.* (Die Weltanschauung und die Aufgabe der Erziehung von Abraham Lederer.) Budapest, 1895. Lampel, 18 S.

*Lucifer, Csinos történetek.* (Nette Geschichten von Lucifer.) Budapest, 1895. Robitsek, 64 S.

*Majdik Árpád, Fény és árny.* (Licht und Schatten. Erzählungen von Árpád Majdik.) Szatmár, 1895. Reizer 80 S.

*Mandello Gyula dr., Anglia királyi igazságszolgáltatása a XI—XIV. században.* (Englands königliche Rechtspflege im XI—XIV. Jahrhundert. Rechtsgeschichtliche Studie von Dr. Julius Mandello.) Budapest, 1895. Kilian, XIII. 216 S.

*Márk Márkus, A valuta. Világ-probléma.* (Die Valuta. Ein Weltproblem. Zur Ermittelung des gegenwärtig stabilen und als Tauschwertmesser thatsächlich functionierenden Elementes. Offenes Sendschreiben an die Fachredacteure der Fach- und Tagesblätter Europa's von Marcus Márk.) Budapest, 1895. Dobrowsky und Franke. 15 Seiten.

*Márkus Desider Dr., Die kirchenpolitischen Gesetze.* Budapest, 1895. Grill, 111 Seiten.

*Mosdósy Imre, Árva szerelem.* (Verwaiste Liebe. Roman von Emerich Mosdósy.) Budapest, 1895. Lampel, 2 Bde. 465 S.

*Murai Károly, Ejnye be jó!* (O wie gelungen! Mögliche und unmögliche Anekdoten und Schnurren von Karl Murai.) Budapest, 1895. Lampel. I. Bd. 160 S., II. Bd. 160 S.

*Murai Károly, Mosolygó történetek.* (Lächelnde Geschichten. Dreiundzwanzig humoristische Erzählungen von Karl Murai.) Budapest, 1895. Lampel, 163 S., II. Bd. 159 S.

*Nagy Géza, A szkithák nemzetisége.* (Die Nationalität der Skythen von Géza Nagy.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 60 S.

*Némethy Géza, Dicta Catonis* quae vulgo inscribunter Catonis disticha de moribus. Budapest, 1895. Akademie, 82 S.

*Observator, A néppárt.* (Die Volkspartei. Politische Beobachtung von Observator.) Budapest, 1895. Kilian, 31 S.

*Ortvay Tivadar, Pozsony város története.* (Geschichte der Stadt Preßburg, von Theodor Ortvay. Herausgegeben von der Ersten Preßburger Sparcassa.) II. Band. Erster Theil: Mittelalterliche Topographie der Stadt 1300—1526. Mit 54 Textillustrationen und 4 Tafeln. Preßburg, 1895. Stampfel, XVI. 451 S.

III. Bd. Beilagen zur Geschichte der Stadt Preßburg 1300—1526. Mit 64 Textillustrationen und Facsimile's, sowie 14 Tafeln. Ebenda. XIV. 456 S.

*Palágyi Lajos, Nemzeti dalok.* (Nationale Lieder von Ludwig Palágyi.) Budapest, 1895. Nagel jun., 144 S.

*Pártos Béla, A felekezeti harcz ellen.* (Gegen den confessionellen Kampf. Einige Worte über die Volkspartei und über die Mittel zu ihrer Bekämpfung.) Budapest, 1895. Eggenberger, 42 S.

*Pázmány Péter összes munkái.* (Peter Pázmány's sämmtliche Werke. Im Auftrage der k. u. Universität zu Budapest gesammelt und zum Druck befördert, durch

die theologischen Facultät derselben Universität. Ungarische Reihe. I. Band. Antwort auf Magyari's Buch. Thomas a Kempis, Nachfolge Christi. Die zehn Beweise für die Falschheit der neuen Lehre.) Budapest, 1895. Kilian in Comm., XVIII. 588 S.

*Péterfy Sándor, Az 1848-iki tanügyi kongresszusról.* (Ueber den Lehrercongress vom Jahre 1848. Nach den Acten der ersten allgemeinen und gemeinsamen Lehrerversammlung.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 34 S.

*Popini Albert, Horatius.* (Horatius. Von Albert Popini. Mit den Bildnissen des Horatius, M cenas und Augustus, sowie den Plänen der Villen des Tibur und Horatius.) Budapest, 1895. Kilian, 153 S.

*Rexa Rezső, Katalin, Katinka, Káti, Kätchen.* (Erzählungen von Rudolf Rexa. Budapest, 1895. Pfeiffer, 133 S.

*Róna Béla, A magyar szépirodalom 1894-ben.* (Die ungarische Belletristik des Jahres 1894. Kritische Orientierung für das große Publicum, von Béla Róna.) Budapest, 1895. Selbstverlag, 31 S.

*Sajó Aladár, Kaszárnyatitkok.* (Kasernengeheimnisse. Erzählungen von Aladár Sajó.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 178 S.

*Schwartzer Ottó dr., Az elmebetegek jogvédelme.* (Der Rechtsschutz der Geisteskranken. Auf Grund der ung. Gesetze, Ministerialerlässe, wie der Rechtspraxis. Privatrechtlicher Theil.) Budapest, 1895. Hornyánszky, 535 S.

*Sebestyén Gyula, Az Árpádok története.* (Geschichte der Árpáden, von Julius Sebestyén.) Budapest, 1895. Franklin, 272 S.

*Sichermann Bernát dr., A Cheque.* (Der Check. Studie aus dem Bereiche des Handelsrechtes, von Dr. B. Sichermann.) Kaschau, 1895. Maurer, 344 S.

*Simkó Endre, Összefoglaló deductiv áttekintés a lélek mibenléte, egyéni élete és sarkalatos működései felett.* (Zusammenfassende, deductive Uebersicht über Wesenheit, individuelles Leben und Cardinal-Functionen der Seele.) Eperies, 1895. Révai, 16 Seiten.

*Simon József Sándor dr., Az egységes és reális természetfilozófia alapvonalai.* (Grundzüge der einheitlichen und realen Naturphilosophie von Dr. J. Alex. Simon.) I. Philosophie des Seins. Budapest, 1895. Kilian im Comm. XXXVIII. und 271 S.

*Simonyi Zsigmond, A magyar határozók.* (Die ungarischen Adverbien von Siegmund Simonyi.) Von der Akademie preisgekrönt. II. Bd. Budapest, 1895. Akademie, 462 S.

*Szabó Jenő, Vasuti politikánk fejlődéséhez.* (Zur Entwicklung unserer Eisenbahnpolitik. Von Eugen Szabó.) Budapest, 1895. Franklin, 170 S.

*Szabó Károly, Székely oklevéltár.* (Székler Urkundensammlung. Von Karl Szabó. Herausgegeben vom Preis-Fond-Comité des Székler hist. Vereines.) IV. Band. 1264—1707. Besorgt von Ludwig Szádeczky. Klausenburg, 1895. Stein, XL. 374 S.

*Szalay Imre, A pirámisok hazájából.* (Aus der Heimat der Pyramiden. Reiseerinnerungen von Emerich Szalay.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 151 S.

*Szathmáry Elek, A szocziális munkáskérdés.* (Die sociale Arbeiterfrage. Von Alexius Szathmáry.) H.-M.-Vásárhely, 1895. Lapage, 62 S.

*Székely Aladár, Arany János «Toldi»-ja.* (Johann Arany's «Toldi». Studie von Aladár Székely.) Budapest, 1895. Franklin, 129 S.

*Szomaházy István, A Clairette-keringő és egyéb elbeszélések.* (Clairette-Walzer

und andere Erzählungen, von Stefan Szomaházy.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 216 S.

*Sztehlo Kornél, Tanulmányok az anyakönyv-ügy terén.* (Studien auf dem Gebiete des Matrikelwesens. Nach seinen in Deutschland gesammelten Erfahrungen von Kornel Sztehlo.) Budapest, 1895. Hornyánszky, 39 S.

*Tábori Róbert, Korhadt oszlopok. Regény.* (Morsche Säulen. Roman von Robert Tábori.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 192 S.

*Tagányi Károly, A földközösség története Magyarországon.* (Geschichte der Feldgemeinschaft in Ungarn, von Karl Tagányi.) Budapest, 1895. Selbstverlag, 42 S.

Vgl. diesen Jahrgang S. 101—127.

*Technikus, Jogászok és technikusok az állami közigazgatásban.* (Juristen und Techniker im staatlichen Verwaltungsdienste. Von Technicus.) Budapest, 1895. Kilian in Comm., 30 S.

*Telekes Béla, Káprázatok.* (Wahnbilder. Gedichte von Béla Telekes.) Budapest, 1895. Grill, 146 S.

*Tirnovai Gyula, A lengyel zsidó.* (Der polnische Jude. Monolog von Julius Tirnovai.) Budapest, 1895. Belgrader, 7 S.

*Tolnay Lajos, Az urak. Regény.* (Die Herren. Roman von Ludwig Tolnay,) Budapest, 1895. Athenæum, 210 S.

*Tutsek Anna, Viola története.* (Viola's Geschichte. Roman von Anna Tutsek.) Budapest, 1895. Singer und Wolfner, 172 S.

*Vadnai Károly, A besorozott.* (Der Assentierte. Eine Geschichte aus dem Jahre 1850, von Karl Vadnai. Herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft. Budapest, 1895. 154 S.

*Vámbéry Ármin, A magyarság keletkezése és gyarapodása.* (Ursprung und Vermehrung des Magyarenthums, von Hermann Vámbéry.) Budapest, 1895. Franklin. 408 Seiten.

*Vécsey Tamás, Széchenyi és a magyar magánjog.* (Széchenyi und das ungarische Privatrecht. Vortrag, gehalten in der Széchenyi-Feier am 4. November 1894 von Thomas Vécsey.) Budapest, 1895. Akademie, 63 S.

Im Auszuge mitgetheilt Ung. Revue, Jhrg. XIV. (1894). S. 526—533.

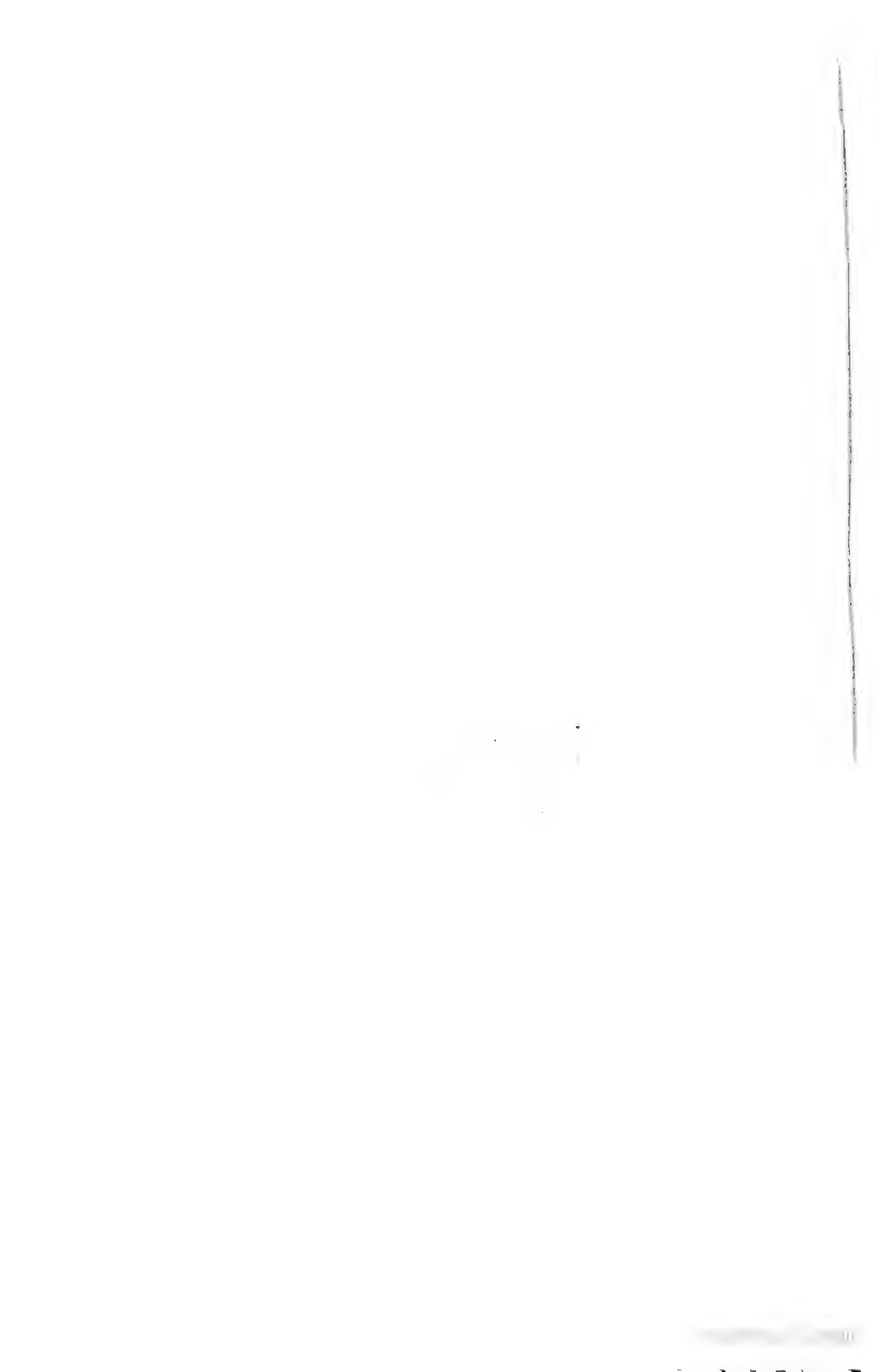
*Vértesi Arnold, Fürdőn.* (Im Curorte. Roman von Arnold Vértesi.) Budapest, 1895. Athenæum, 154 S.

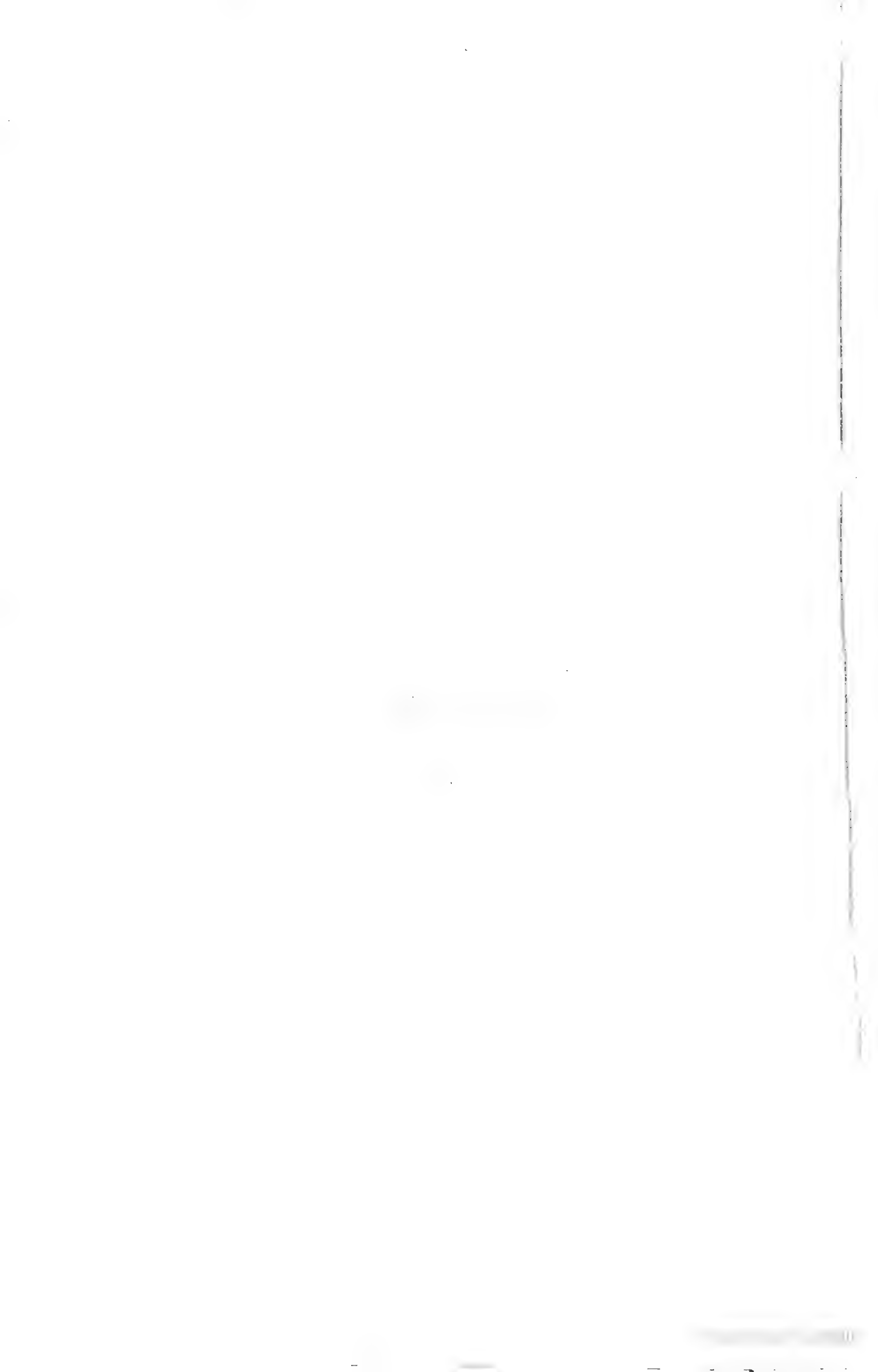
(Lesehalle des Athenaeums. III. Jhg. 10. Bd.)

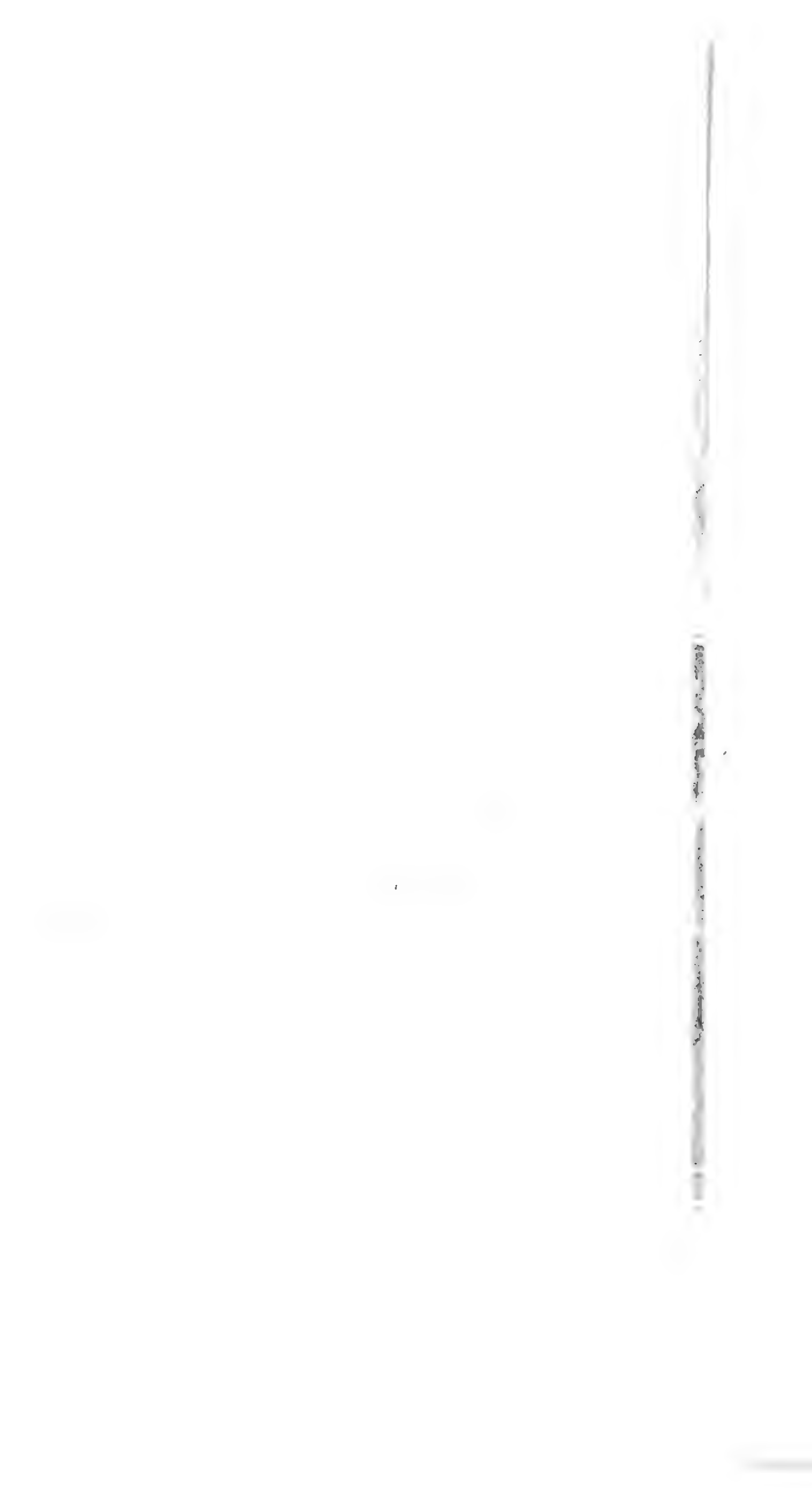
*Wohlmuth Sándor, A lottó és az európai osztálysorsjátékok.* (Das Lotto und die europäischen Classenlotterien, von Alexander Wohlmuth.) Budapest, 1895. Grill, 47 Seiten.

*Zsilinszky Mihály, Kupeczky János.* (Johann Kupeczky, von Michael Zsilinszky.) Budapest, 1895. Franklin, 72 S.

*Zsilinszky Mihály, Taine Hippolyt Adolf mint történetíró.* (H. A. Taine als Geschichtsschreiber, von Michael Zsilinszky.) Budapest, 1895. Akademie, 43 S.









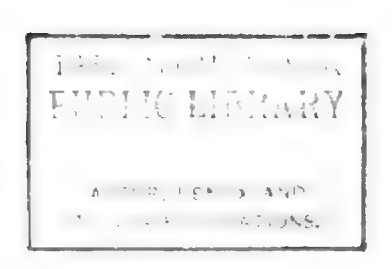


Taf. IV.

DER



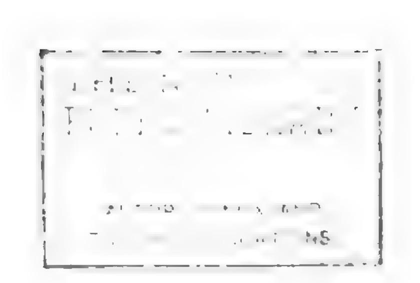
Taf. V.





Taf. VI.

VER





'af. VII.



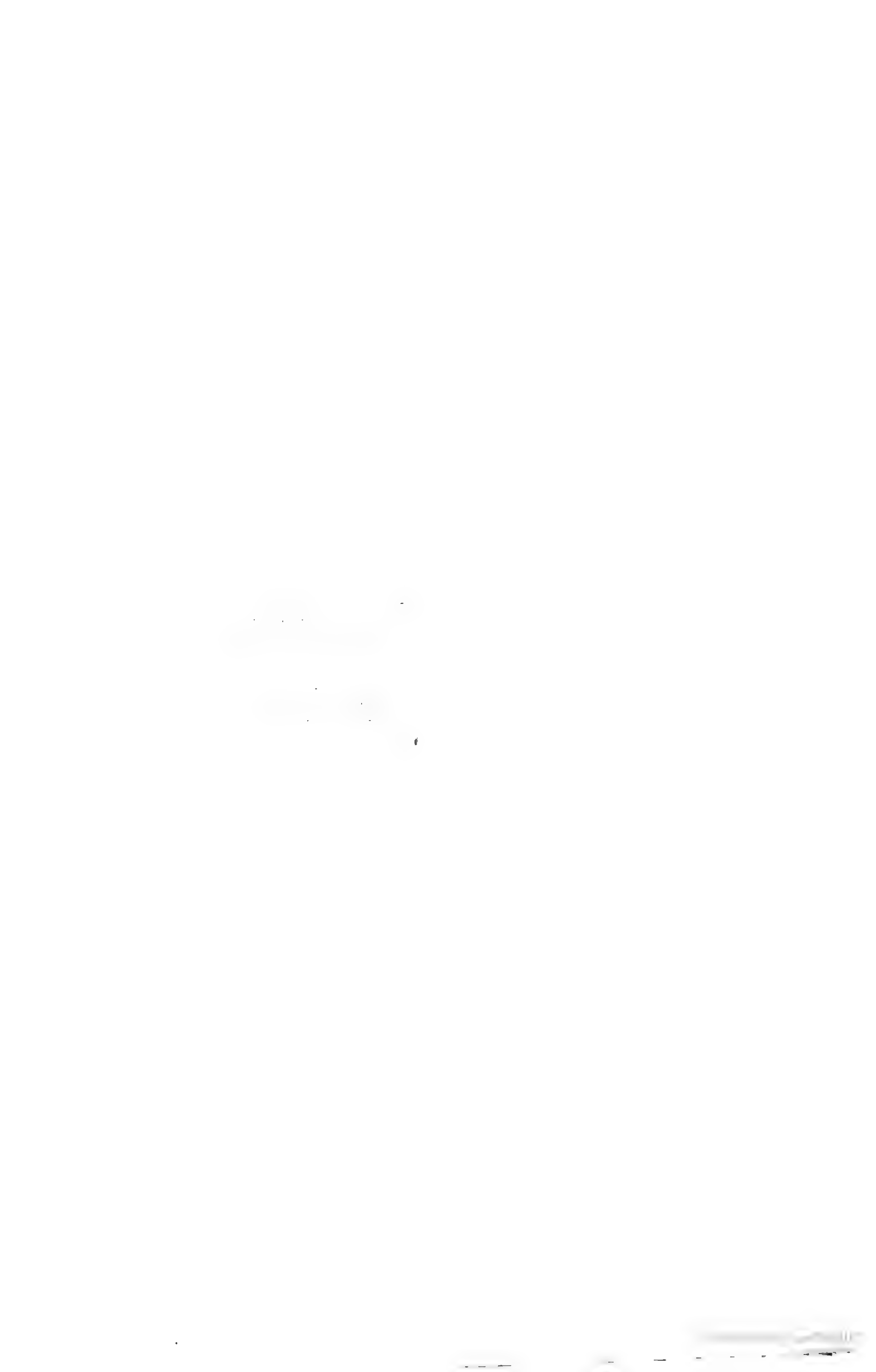
E VIII.





Taf. IX.

ERRETTUNG D





Taf. X.